This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

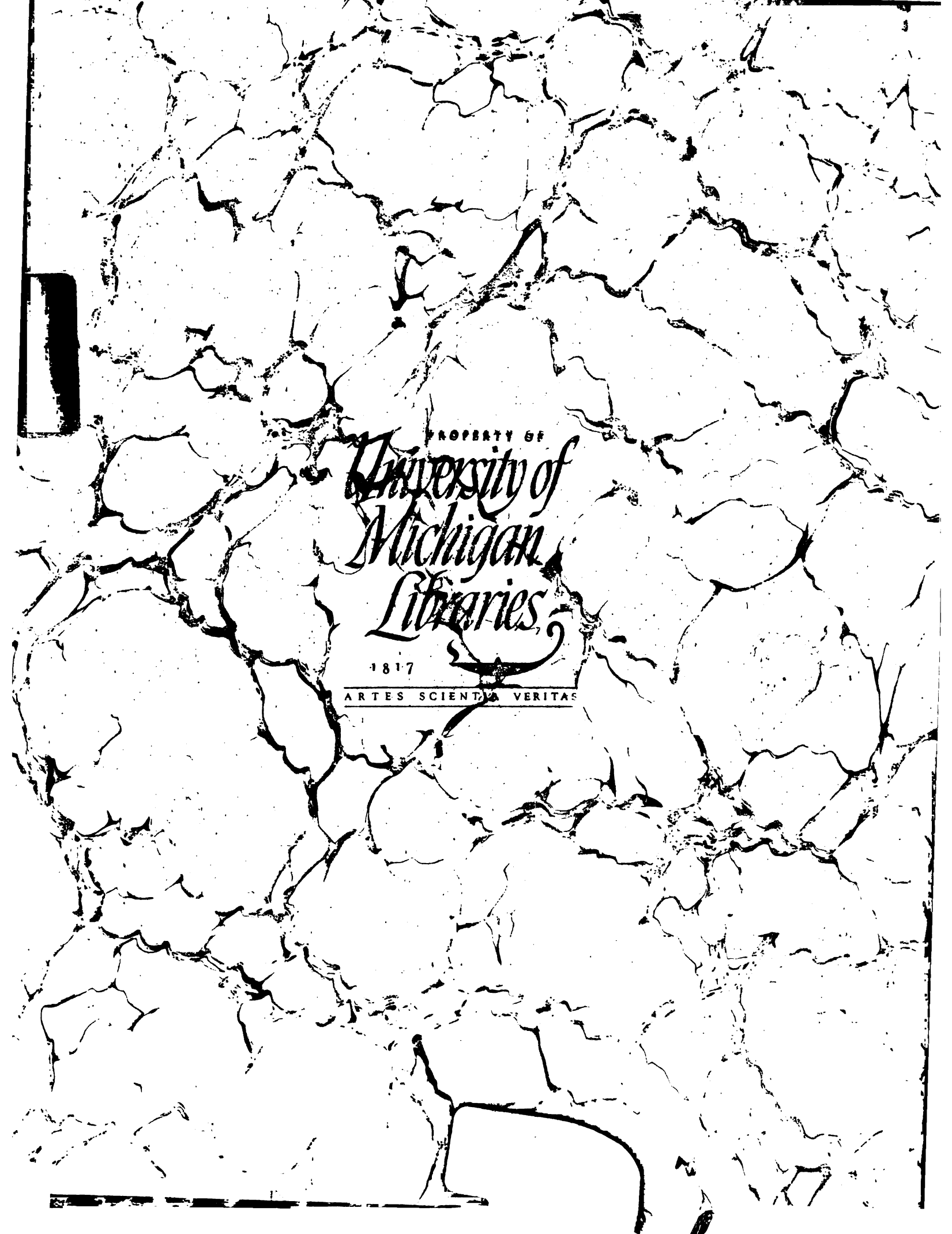
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

C 482,743


PROPERTY OF
University of Michigan Libraries
1817
ARTES SCIENTIA VERITAS

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

Redactions-Comité:

FRANZ RITTER v. HAUER, M. MUCH, FRIEDRICH MÜLLER, S. WAHRMANN,
A. WEISBACH, J. WOLDŘICH.

Redacteur:

FRANZ HEGER.

XVIII. BAND.

(Der neuen Folge VIII. Band.)

Mit 8 Tafeln und 79 Abbildungen im Texte.

WIEN.

In Commission bei ALFRED HÖLDER, k. k. Hof- und Universitäts-Buchhändler.

1888.

GA

Druck von Wilhelm Köhler, Wien, VI. Mollardgasse 41.

INHALT.

Abhandlungen.

Seite

Holl, M., Dr. Ueber die in Vorarlberg vorkommenden Schädelformen. (Mit 14 Maasstabellen) 1

Winternitz, Moriz, Dr. Der Sarpabali, ein altindischer Schlangencult 25, 250

Radimsky und J. Szombathy. Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark. III. (Mit 46 Text-Illustrationen u. 2 Tafeln) 77

Bahnson, Kristian. Ueber ethnographische Museen . . 109

Kraus, Friedrich S., Dr. Das Schamanenthum der Jakuten 165

Ethnographische Studien über Alt-Serbien. (Mit 1 Text-Illustration) 182

Heger, Franz. Die Ethnographie auf der Krakauer Landesausstellung 1887 190

Hoernes, Moriz, Dr. Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain. (Mit 4 Tafeln und 6 Illustrationen im Texte) . . . 217

Schadenberg, Alexander, Dr. Beiträge zur Ethnographie von Nord-Luzon (Filipinen). Mit 3 Text-Illustrationen und einer Tafel in Lichtdruck 265

Kleine Mittheilungen.

Gurlitt, W., Dr. 1. Das Urnenfeld von Borstendorf in Mähren 201

— 2. Die Hügelgräber vom Loibenberge bei Videm an der Save in Steiermark 202

Literaturberichte.

Barroli, Giulio. Una gita fra i Calabro-Albanesi . . . 56

Baumann, Oscar, Dr. Eine afrikanische Tropen-Insel. Fernando-Póo und die Bube 76

Behla, Robert, Dr. Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland 53

Bentley, W. Dictionary and grammar of the Kongo language, spoken at San Salvador, the ancient Capital of the old kongo Empire, West-Afrika 64, 279

Bérenger-Féraud. Note sur les Castellets (petits amoncellements de pierres) de la montagne de la Sainte-Baume en Provence 67

Binder, Henry. Au Kurdistan, en Mésopotamie et en Perse 215

Böhm, Richard. Von Sansibar zum Tanganjika . . . 66

Böhme, Franz M. Geschichte des Tanzes in Deutschland 75

Brinton, G., Dr. On the alleged Mongolian affinities of the American Race 276

— The ancient Nahuatl Poetry 283

Brizio, Edoardo. Una Pompei etrusca a Marzabotto nel Bolognese 206

Buchta, Richard. Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft 64

Caland, W., Dr. Ueber Todtenverehrung bei einigen der indogermanischen Völker 277

Cecchi, Antonio. Fünf Jahre in Ostafrika 274

Seite

Chantre, Ernest. Recherches anthropologiques dans le Caucase 209

Deecke, Wilh., Dr. Die Falisker 272

Duemmler, F. und Studnicka, Fr. Zur Herkunft der mykenischen Cultur 205

Dumoutier, G. Le Grand Bouddha de Hanoi 278

— Légendes historiques de l'Annam et du Tonkin, traduites du Chinois et accompagnées de notes et de commentaires 278

Ellis, A. B. The Tshi-speaking peoples of the Gold Coast of West Africa, their religion, manners, customs, laws, language, etc. 66

Emin Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern 64

Finsch, O., Dr. Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee 212

— Samoafahrten 284

François, Curt von. Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo 65

Gabelentz, Georg v. d. Confucius und seine Lehre . . 279

Gaidoz, Henri. La Rage et St. Hubert. Bibliotheca Mythica 214

Gatschet, Albert S. A Migration Legend of the Creek Indians 274

Gešov, Iv. Ev. Zadrugata v zapadna Blgarija 74

Ghirardini, G. Intorno alle antichità scoperte nel fondo Baratela (Este) 207

Goeje, M. J. de. De muur van Gog en Magog 215

Götz, Wilhelm, Dr. Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels 207

Goldziher, Ign., Dr. Arabische Beiträge zur Volksetymologie 70

Goldziher, Ignaz. Muhammedanische Studien 282

Grammont, H. D. de. Histoire d'Alger sous la domination Turque (1815—1830) 216

Grill, J., Dr. Hundert Lieder des Atharva veda . . . 279

Grimm, Dr. Die Pharaonen in Ostafrika 70

Haberlandt, Michael, Dr. Der altindische Geist . . . 76

Heierli, Jacob. Pfahlbauten. Neunter Bericht 53

Hettner, A., Dr. Reisen in den columbianischen Anden 282

Hoernes, Moriz, Dr. Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Hercegovina 75

Höfler, M., Dr. Volksmedicin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit 74

Hopf, Ludwig, Dr. Thierorakel und Orakelthiere in alter und neuer Zeit 278

Keller, Otto. Thiere des classischen Alterthums in culturhistorischer Beziehung 54

Kleist, Hugo, Dr. und Albert Freiherr Schrenck von Notzing. Tunis und seine Umgebung 281

Seite

Kolbe, Rev. F. W. A language-study based on Bantu or an inquiry into the laws of root-formation etc. . 280
Kopernicki, J., Prof. Dr. Pieśni Górali Bieskidowych z okolic Rabki, zebrał 214
Leiden, Internationales Archiv für Ethnographie . 72, 216
Lissauer, A., Dr. Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete 208
Lombroso, Cesare. Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und politischer Beziehung 57
Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren 273
Miller, Konrad, Dr. Die Weltkarte des Castorius, genannt die Peutinger'sche Tafel 54
Minnigerode, von. Ueber chinesisches Theater 277
Montelius, Oscar, Dr. Ueber die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden 54
Moser, Heinrich. Durch Centralasien. Reiseschilderungen 63
Müller, F. Max. Biographies of words and the home of the Aryans 59
Naeher, J. Die römischen Militärstrassen und Handelswege in der Schweiz und in Südwestdeutschland, insbesondere in Elsass-Lothringen 55
Naue, Julius, Dr. Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee 56
Orsi, J. I ripostigli di bronzo del Goluzzo presso Chiusi e di Limone (Montenero) presso Livorno . . . 55
Paulitschke, Philipp. Harar. Forschungsreisen nach den Somal- und Galla-Ländern Ostafrikas 274
Pitt Rivers, Lieutenant-General. Excavations in Cranborne Chase, near Rushmore, on the borders of Dorset and Wilts 272
Ploss, H., Dr. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde 73
Pokrovskj, E. A. Die Kinderspiele, mit besonderer Berücksichtigung der russischen 69
Post, Albert Hermann. Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz 68
— Afrikanische Jurisprudenz 68
Ratzel, F., Dr. Ueber die geographische Verbreitung des Bogens und der Pfeile in Afrika 71
— Völkerkunde 276
Rau, L. von, Dr. Ein römischer Pflüger 205
Roskoschny, Hermann, Dr. Die Wolga und ihre Zuflüsse 70
Ruggiero, M. Degli scavi di antichità nelle province di Terraferma dell' antico regno di Napoli dal 1743 al 1876 205
Schaaffhausen, H. Hatten die Römer Hufeisen für ihre Pferde und Maulthiere? 206
Schmidt, Karl Wilhelm. Sansibar. Ein ostafrikanisches Culturbild 66
Schroeder, Leopold v., Dr. Die Hochzeitsbräuche der Esten 285
Shâh of Persia, H. M. On the New-Lake between Kom and Teherân 281
Sievers, W. Venezuela 283
Škorpil, H. und M. Pametnici iz Bulgarsko (Denkmäler Bulgariens) 285
Snouck Hurgronje, C., Dr. Mekka. I. Die Stadt und ihre Herren 280
— Een Mekkaansch gezantschap naar Atjeh in 1683 281
Soyaux, Hermann. Deutsche Arbeit in Afrika 66
Spiegel, F. Die arische Periode und ihre Zustände . . 62

Seite

Steinen, C. von den, Dr. Ueber seine zweite Schingú-Expedition 284
Thraemer, Eduard. Pergamos 273
Veckenstedt, Edm., Dr. phil. Geschichte der griechischen Farbenlehre 208
Vreeland, Ch. E. and Bransford, J. F. Antiquities at Pantaleon, Guatemala 73
Wahl, Maurice. L'Algérie 281
Weber, Fr. Die Besiedlung des Alpengebietes zwischen Inn und Lech und des Innthales in vorgeschichtlicher Zeit 204
Weisser, J. Der Bismarck-Archipel und das Kaiser Wilhelm-Land 68
Wissmann, Hermann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller. Im Innern Afrikas. Die Erforschung des Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885 65
Woldřich. Diluviale europäisch-nordasiatische Säugethierfauna und ihre Beziehungen zum Menschen . . 212

Eingelangte Druckschriften

[20], [69], [88], [95]

Sitzungsberichte.

Nr. 1. Ausschusssitzung am 10. Jänner 1888.
1. Neue unterstützende Mitglieder . . . . . [1]
2. „ wirkliche „ . . . . . [1]
3. Verstorbene „ . . . . . [1]
4. Ernennung eines correspondirenden Mitgliedes [1]
5. „ „ Correspondenten . . . . [1]
6. Untersuchung der Ueberreste Beethoven's und Schubert's . . . . . [1]

Monatsversammlung am 10. Jänner 1888.
1. **Karl J. Maška.** Ein drittes Jadeitbeil in Mähren [1]
2. **Dr. J. E. Polak.** Die Metalle nach persischen Quellen . . . . . [6]
3. **Dr. Wilhelm Tomaschek.** Die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien . . . . . [8]
4. **J. Szombathy.** Drei Jadeitbeilchen und ein Serpentinhammer von Zala Apáthi (Ungarn) [11]
5. **J. Szombathy.** Fundstücke aus Gräbern bei Klein-Hadersdorf nächst Poisdorf in Niederösterreich . . . . . [14]
6. **J. Szombathy.** Drei eigenthümliche Bronzeschwerter . . . . . [16]
7. **J. Szombathy.** Moderne Fibeln aus dem Gebiete der Südost-Alpen . . . . . [17]
8. **J. Richter.** Ausgrabungen in Schwaben . . [17]
9. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [20]

Nr. 2. Ausschusssitzung am 14. Februar 1888.
1. Neue unterstützende Mitglieder . . . . . [21]
2. Aufnahme wirklicher „ . . . . . [21]
3. Verstorbenes Mitglied . . . . . [21]
4. Geschenk des Herrn Weinberger . . . . [21]

Jahresversammlung am 14. Februar 1888.
1. Eröffnung . . . . . [21]
2. Jahresbericht . . . . . [21]
3. Rechnungsabschlüsse . . . . . [28]
4. Neuwahlen in die Vereinsleitung und den Ausschuss . . . . . [29]

Seite

5. Wahl eines correspondirenden Mitgliedes . [29]
6. Wahl eines neuen Mitgliedes des Redactions-Comités . . . . . [29]
7. Wahl eines Ehrenmitgliedes . . . . . [29]
8. Dank an die Gönner der Gesellschaft . . [29]
9. Uebergabe des Vorsitzes . . . . . [29]
10. **Dr. M. Haberlandt.** Die Cultur der Eingebornen der Malediven . . . . . [29]
11. **J. Spöttl.** Niederösterreichische Tumuli . . [37]
12. **F. Leger.** Depôtfund bei Kron-Poritschen . [37]
13. **M. Trapp.** Erdställe in Mähren . . . . . [38]
14. **Dr. Ferd. Kaltenegger.** Entgegnung auf Dr. Wilckens' Kritik über die Abhandlung „Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen . . . . . [40]
15. Vorstand und Mitgliederverzeichniss . . . [43]

Nr. 3. Ausschusssitzung am 13. März 1888.

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . [49]
2. Commission für Körpermessungen . . . . [49]

Monatsversammlung am 13. März 1888.

1. Vorlage von Einläufen . . . . . [49]
2. **Florian Koudelka.** Vorgeschichtliche Alterthümer am Rheinberge bei Eibenschitz in Mähren . . . . . [49]
3. **Dr. A. Weisbach.** Bemerkungen zu einem vollständigen Schädel vom Gräberfelde am Salzberge bei Hallstatt . . . . . [51]
4. **Dr. J. N. Woldřich.** Beziehungen der diluvialen europäisch-nordasiatischen Säugethierfauna zum Menschen . . . . . [52]
5. **Dr. M. Hoernes.** Generalbericht über die Ausgrabungen auf der Gurina . . . . . [53]
6. **Dr. M. Wilckens.** Erwiderung auf die „Thatsächliche Berichtigung" des Prof. Dr. Ferd. Kaltenegger . . . . . [55]

Nr. 4—6. Ausschusssitzung am 10. April 1888.

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . [57]
2. Exhumirungs-Angelegenheit . . . . . [57]
3. Schriftentausch-Angelegenheit . . . . . [57]
4. Commission für österreichische Ethnographie [57]

Monatsversammlung am 10. April 1888.

1. Einladung zur 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Köln . . . . [57]
2. **Dr. M. Hoernes.** Zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittel- und Südeuropa [57]
3. **Moriz Trapp.** Verzeichniss der bisher bekannten Erdställe (Lochy) in Mähren . . [61]
4. **Břetislav Jelinek.** Urgeschichtliches aus den „Památky Archaeologické a Mistopisné" . . [62]
5. **Dr. W. Tomaschek.** Die Culturzustände der Jenisejer . . . . . [63]
6. **Dr. F. S. Krauss.** Südslavische Todtengebräuche . . . . . [65]

Ausschusssitzung am 8. Mai 1888.

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . [66]
2. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft . . . . . [66]

Seite

3. Reactivirung des Comités für österreichische Ethnographie . . . . . [66]
4. Körpermessungen an österreichischen Völkern . . . . . [66]

Monatsversammlung am 8. Mai 1888.

1. Vorlesungen über Urgeschichte an der Universität Graz . . . . . [67]
2. **Dr. J. N. Woldřich.** Neue Funde aus Jinonic, Gross-Lipno und Ploscha in Böhmen . . [67]
3. **Dr. Th. Meynert.** Ueber die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel an Lebenden [67]
4. **Richard Kulka.** Vorgeschichtliche Fundplätze in Oesterreichisch-Schlesien . . . . . [68]
5. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [69]
6. Schriftentausch-Verzeichniss . . . . . [70]
7. Bericht über die Excursion am 17. Juni 1888 [71]

Erster Anhang: Bericht über die Untersuchung der Ueberreste Beethoven's . . . [73]

Zweiter Anhang: Bericht über die Untersuchung der Ueberreste Schubert's . . . . [77]

Nr. 7. Ausschusssitzung am 13. November 1888.

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder . [81]
2. Exhumirungs-Angelegenheit . . . . . [81]
3. Schriftentausch . . . . . [81]
4. Verschiedene Einläufe . . . . . [81]

Monatsversammlung am 13. November 1888.

1. Gemeinsamer Congress mit der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft . . . . . [82]
2. Major Himmel's Körpermessungen in der Bukowina . . . . . [83]
3. **Dr. Bernhard Hagen.** Beiträge zur somatischen Anthropologie der Malayenvölker . . [84]
4. **Dr. Franz Boas.** Das Fadenspiel . . . . [85]
5. **Dr. L. Karl Moser.** Grabfund bei Comen (Küstenland) . . . . . [85]
6. **J. Krahuletz.** Urgeschichtliche Funde und Fundplätze in Niederösterreich . . . . . [85]
7. **Dr. M. Hoernes.** Einige Notizen und Nachträge zu älteren Erwerbungen und Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft . [86]
8. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [88]

Nr. 8. Monatsversammlung am 11. Dec. 1888.

1. Protectorat über den gemeinsamen Congress mit der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft . . . . . [89]
2. Wahl eines Cassarevisors . . . . . [89]
3. **Dr. L. K. Moser.** Castellieri in Istrien . . [89]
4. **Dr. Toldt** und **Dr. Weisbach.** Untersuchung der Gebeine des Marschalls Hess . . . . [89]
5. **Dr. Toldt** und **Dr. Weisbach.** Untersuchung der Gebeine des Mineralogen Mohs . . . [91]
6. **Dr. J. N. Woldřich.** Funde von Nussdorf, Gräber in Protivin und Lobositz . . . . . [92]
7. **J. Szombathy.** Funde von Nassenfuss in Krain [92]
8. **Dr. M. Hoernes.** Bemerkungen zu älteren Funden . . . . . [94]
9. Geschenke für die Bibliothek . . . . . [95]

Autoren-Register.

Seite

Andree, Richard, Dr. Referate 67, 68, 212, 276
Bahnson, Kristian. Ueber ethnographische Museen . . 109
Bannmann, O., Dr. Referat 66
Benedict, M., Dr. Referat 57
Boas, Fr., Dr. Das Fadenspiel . . . . . [85]
Gurlitt, W., Dr. 1. Das Urnenfeld von Borstendorf in Mähren 201
— 2. Die Hügelgräber vom Loibenberge bei Videm an der Save in Steiermark 202
Haberlandt, M., Dr. Referate 277, 278, 279
— Die Cultur der Eingeborenen der Malediven . . [29]
Hagen, Bernhard, Dr. Beiträge zur somatischen Anthropologie der Malayenvölker . . . . . [84]
Heger, Fr. Die Ethnographie auf der Krakauer Landesausstellung 1887 190
— Referate . . . . 56, 71—73, 209, 216, 273, 284
Heln, W., Dr. Referate 70, 71, 215, 216, 279, 280, 281, 282
Hoernes, M., Dr. Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain 217
— Referate 54, 55, 56, 204, 205, 206, 207, 208, 272, 273
— Generalbericht über die Ausgrabungen auf der Gurina . . . . . [53]
— Zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittel- und Süd-Europa . . . . . [57]
— Einige Notizen und Nachträge zu älteren Erwerbungen und Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft . . . . . [86]
— Bemerkungen zu älteren Funden . . . . . [94]
Holl, M., Dr. Ueber die in Vorarlberg vorkommenden Schädelformen 1
Inama-Sternegg, K. Th., Dr., Referat 68
Jelinek, Břetislav. Urgeschichtliches aus den Památky Archaeologické a Mistopisné . . . . . [62]
Kaltenegger, F., Dr. Entgegnung auf Dr. Wilckens' Kritik über die Abhandlung: „Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen" . . . . . [40]
Koudelka, Florian. Vorgeschichtliche Alterthümer am Rheinberge bei Eibenschitz in Mähren . . . . [49]
Krahuletz, J. Urgeschichtliche Funde und Fundplätze in Niederösterreich . . . . . [85]
Krauss, Fried. S., Dr. Das Schamanenthum der Jakuten 165
— Referate 73, 74, 75, 214
— Südslavische Todtengebräuche . . . . . [65]
Kulka, Richard. Vorgeschichtliche Fundplätze in Oesterreichisch-Schlesien . . . . . [68]
Leger, F. Depôtfund bei Kron-Poritschen . . . . . [37]
Maška, Karl J. Ein drittes Jadeitbeil in Mähren . . . [1]
Meynert, Th., Dr. Ueber die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel an Lebenden . . . . . [67]

Seite

Moser, L. K., Dr. Grabfund bei Comen (Küstenland) . [85]
— Castellieri in Istrien . . . . . [89]
Much, M., Dr. Referat 53
Müller, Fr., Dr. Referate 63, 64, 65, 66, 274
Penka, K. Referate 59, 62
Pilschke, C., Dr. Referate 76, 282, 283
Polak, J. E., Dr. Die Metalle nach persischen Quellen . [6]
Radimsky und J. Szombathy, Urgeschichtliche Forschungen in der Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark. III. 77
Richter, J. Ausgrabungen in Schwaben . . . . . [17]
Schadenberg, Alex., Dr. Beiträge zur Ethnographie von Nord-Luzon 265
Spöttl, J. Niederösterreichische Tumuli . . . . . [37]
Stieda, L. Referat 69
Szombathy, J. Referat 208
— Drei Jadeitbeilchen und ein Serpentinhammer von Zala Apáthi (Ungarn) . . . . . [11]
— Fundstücke aus Gräbern bei Klein-Hadersdorf nächst Poisdorf in Niederösterreich . . . . . [14]
— Drei eigenthümliche Bronzeschwerter . . . . [16]
— Moderne Fibeln aus dem Gebiete der Südost-Alpen . . . . . [17]
— Funde von Nassenfuss in Krain . . . . . [92]
Toldt, Dr. und Welsbach, Dr. Untersuchung der Gebeine des Marschalls Hess . . . . . [89]
— Untersuchung der Gebeine des Mineralogen Mohs . . . . . [91]
Tomaschek, Wilh., Dr. Die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien . . . . . [8]
— Die Culturzustände der Jenisejer . . . . . [63]
Trapp, M. Erdställe in Mähren . . . . . [38]
— Verzeichniss der bisher bekannten Erdställe (Lochy) in Mähren . . . . . [61]
Welsbach, A., Dr. Referat 212
— Bemerkungen zu einem vollständigen Schädel vom Gräberfelde am Salzberge bei Hallstatt . . [51]
Wilckens, M., Dr. Erwiderung auf die „thatsächliche Berichtigung" des Prof. Dr. F. Kaltenegger . . . [55]
Winternitz, M., Dr. Der Sarpabali, ein altindischer Schlangencult 25, 250
— Referate 76, 285
Woldřich, J. N., Dr. Referat 285
— Beziehungen der diluvialen, europäisch-nordasiatischen Säugethierfauna zum Menschen . . . [52]
— Neue Funde aus Jinonic, Gross-Lipno und Ploscha in Böhmen . . . . . [67]
— Funde von Nussdorf, Gräber bei Protivin und Lobositz . . . . . [92]

Berichtigungen.

Seite 197, erste Spalte, Zeile 23 von unten lies „als auch des in dem“ etc. statt „als auch des dem“ etc.
„ 197, zweite „ „ 4 „ oben ist das zweite von am Ende der Zeile zu streichen.
„ 199, „ „ „ 14 „ „ nach „besitzen“ kommt am Schlusse des Satzes „stammen“.
„ 199, „ „ „ 18 „ „ lies Hausmuster statt Hauptmuster.
„ 73, „ „ „ 32 u. 33 von oben lies auf-weist statt an-weist.
„ [18], erste „ „ 7 von oben lies Architekten statt Apothekers.
„ [18], zweite „ „ 24 „ „ „ Bubisheimer statt Bubesheimer.
„ [19], erste „ „ 29 „ „ ist das und zu streichen.
„ [19], zweite „ „ 27 „ „ lies etwas statt etwa.
„ [19], „ „ „ 29 „ „ „ Franz statt Ffanz.
„ [37], erste „ „ 14 „ unten „ Lužan statt Lužau.
„ [37], „ „ „ 13 „ „ „ Přestic statt Křestic.
„ [37], „ „ „ 11 „ „ „ Poritschen statt Koritschen.
„ [50], zweite „ „ 13 „ „ „ erwähnte statt abgebildete.

Ueber die in Vorarlberg vorkommenden Schädelformen.

Von **Prof. Dr. M. Holl** in Innsbruck.

(Mit 14 Maasstabellen.)

Im Auftrage der Wiener Anthropologischen Gesellschaft untersuchte ich im Sommer 1886 die craniologischen Verhältnisse Vorarlbergs.

Die Vermuthung, dass die gleichen Schädelformen, wie sie in Tirol vorfindlich, zur Beobachtung kommen werden, fand alsbald, schon nach Untersuchung einiger Ossuarien, die Bestätigung; eine andere Vermuthung aber, dass der dolichocephale und mesocephale Typus eine grössere Verbreitung fände als in Tirol, da die Bregenzerwälder „unbestritten" dem alemannischen Stamme angehören, erwies sich am Schlusse der Untersuchung als unrichtig.

Ich durchstreifte fast ganz Vorarlberg; das Illthal, Rheinthal, Montafon, Silberthal, Walserthal, Laternserthal, Brandnerthal und den Bregenzerwald.

Die Ausbeute an craniologischem Materiale war höchst verschieden. Während z. B. im Brandner- und Laternserthal nicht ein Schädel und im ganzen Montafon nur 3 zur Untersuchung sich darboten, sind in anderen Thälern, z. B. Illthal und Rheinthal, einzelne Ossuarien so reich an Schädeln, dass für eine Untersuchung aller kaum zwei, geschweige eine Excursion ausreichen dürften. Das Beinhaus in Rankweil z. B. besitzt einen so grossen Reichthum an Schädeln, dass ich die Zahl derselben selbst mittelst beiläufiger Schätzung nicht anzugeben vermag.

Die Zahl der von mir in Vorarlberg untersuchten Schädel beträgt 907.

Wie schon früher erwähnt, präsentirten sich in Vorarlberg ganz dieselben Schädelformen, wie ich sie bisher in Tirol vorfand; aus diesem Grunde kann ich eine Beschreibung vollkommen übergehen und ich verweise diesbezüglich auf die in meinen Abhandlungen [1]): „Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen" niedergelegten Befunde.

Unter den 907 Schädeln, welche aus Ossuarien des Bregenzerwaldes, des Ill-, Montafon-, Silber-, Walser- und Rheinthales stammen, sind 9 leptoprosope Dolichocephale, 115 Meso-, 457 Brachy- und 329 Hyperbrachycephale; nach Procenten: 0·65% dolichocephal, 12·6% meso-, 50·3% brachy- und 36·2% hyperbrachycephal.

Wie in Tirol, so prävaliren auch in Vorarlberg der brachy- und hyperbrachycephale Typus; während die anderen Typen in beiden Ländern, man kann sagen nur spärlich vertreten sind. Wohl dürfte der Procentsatz des dolichocephalen und mesocephalen Typus in beiden Ländern nach Untersuchung von noch grösserem Materiale ansteigen, es wird aber nicht dahin kommen (und dies kann man wohl mit Bestimmtheit aussagen), dass das Ansteigen ein solches ist, dass die enorme Prävalenz des brachycephalen und hyperbrachycephalen Typus eine besonders merkliche Veränderung erleidet.

Wie in Tirol die Hälfte der von mir untersuchten Cranien dem brachycephalen und beiläufig ein Drittel dem hyperbrachycephalen Typus angehören, so walten auch ähnliche Verhältnisse in Vorarlberg vor; mit der geringen Modification jedoch, dass der Procentsatz der Brachy- und besonders der Hyperbrachycephalen in Vorarlberg etwas grösser ist als in Tirol.

Vergleicht man die betreffenden Zahlen mit einander, so zeigt sich:

	Zahl der untersuchten Schädel	Brachycephale	Hyperbrachycephale
Tirol . .	1820	903 (49·6%)	612 (33·6%)
Vorarlberg.	907	457 (50·3%)	329 (36·2%)

Der brachycephale Typus ist in Vorarlberg um 0·7%, der hyperbrachycephale Typus um 2·6% stärker verbreitet als in Tirol.

Entsprechend diesen Verhältnissen müssen selbstverständlich in Betreff der anderen Typen in beiden Ländern umgekehrte Verhältnisse obwalten:

	Zahl der untersuchten Schädel	Dolichocephale	Mesocephale
Tirol . .	1820	33 (1·8%)	272 (14·9%)
Vorarlberg .	907	6 (0·6%)	115 (12·6%)

In Vorarlberg ist der dolichocephale Typus um 1·2%, der mesocephale um 2·3% schwächer vertreten als in Tirol; aber wieder zeigt sich, dass in

[1]) Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Band IV. V. VII. Neue Folge.

beiden Ländern der dolichocephale Typus die schwächste Verbreitung findet und dass ihm gleich folgt der mesocephale Typus.

Eine Zusammenstellung der Zahlen aller Typen ergibt:

	Zahl der untersuchten Schädel	Dolichocephale	Mesocephale	Brachycephale	Hyperbrachycephale
Tirol . .	1820	33	272	903	612
Vorarlberg	907	6	115	457	329

oder in Procenten:

	Dolichocephale	Mesocephale	Brachycephale	Hyperbrachycephale
Tirol . .	1·8	14·9	49·6	33·6
Vorarlberg	0·6	12·6	50·3	36·2

Man dürfte wohl nicht fehl gehen, wenn man der Meinung huldigt (mir fehlen Kenntnisse über alte Gräberfunde in Vorarlberg), dass auch in Vorarlberg die schmalgesichtigen Langschädel einst sehr häufig gewesen sind. Es ist kein Grund, anzunehmen, dass dem nicht so gewesen, denn woher sollten die noch heute lebenden Reste stammen? Gehören doch nach Steub [1]) die Bregenzerwälder unbestritten dem alemannischen Stamme an und ist nach Ecker [2]) die in den Reihengräbern vorherrschende exquisit dolichocephale Schädelform als Stammesform der Franken und Alemannen zu betrachten. Wenn dem so ist, „so taucht", um mit Kollmann zu reden, „die alte Frage von Neuem auf, und mit ihr neue Hoffnung auf die endgiltige Lösung dieses Räthsels, das die Wohnstätten der jetzigen Geschlechter umgibt".

Wie für Tirol, so tritt auch für Vorarlberg die Frage auf, welche Umstände es waren, welche die Zahl der schmalgesichtigen Langschädel so sehr reducirten, ja an vielen Orten zum vollständigen Schwinden brachten.

Es wird eine Erklärung der Sachlage um so complicirter dadurch, als die einzelnen Völker Europas nicht je eine besondere Schädelform haben oder einstmals besessen haben. Jede Race weist seit altersher die verschiedenen Typen auf, nur im Zahlenverhältnisse zeigen sich Verschiedenheiten.

Kollmann [3]) hat dies schon präcis ausgesprochen: „Die Craniologie weist also in Europa mindestens fünf verschiedene Varietäten des Homo sapiens auf Grund seines Schädelbaues nach. Diese Varietäten sind nun nicht gruppenweise in Europa vertheilt, so dass die romanischen, oder die germanischen Völker, oder die slavischen je durch eine besondere Kopf-Gesichtsform ausgezeichnet wären, wie man früher wohl und auch heute noch glaubt, wie namentlich die Ethnologen dies voraussetzen, sondern diese Varietäten sind überallhin verbreitet und haben sich überall in Europa miteinander gekreuzt. Die Völker, sie mögen politisch noch so fest gefügt und sprachlich noch so bestimmt charakterisirt sein, bestehen demnach aus den Nachkommen dieser eben demonstrirten Varietäten. Die „Penetration" dieser Varietäten ist in allen Culturstaaten schon so weit gediehen, dass sich in jedem noch so entlegenen Dorfe Vertreter finden. Nur das Zahlenverhältniss, in welchem die Abkömmlinge der Varietäten zu einander stehen, ist in den verschiedenen ethnischen Gebieten verschieden. Darin liegt die Erklärung für die Thatsache, dass jeder Gau, jede ethnologische Einheit hierauf bis zu den grossen Millionen-Reichen Centraleuropas dennoch eine bestimmte rassenanatomische Physiognomie besitzt."

An einer anderen Stelle (Seite 208) sagt Kollmann: „Diese Varietäten sind in Europa uralt, wir finden sie in den Gräbern der Merovinger-Zeit, in den Gräbern der römischen und vorrömischen Periode, in den Pfahlbauten und so durch alle Zeiten hindurch, aus denen uns Schädel vorliegen, also bis in das Diluvium. Immer ist der Europäer schon fertig, er wird nicht erst, er ist fertig mit allen seinen rassen-anatomischen Eigenschaften und hierin ändert er sich nicht. Dieses Ergebniss der Craniologie ist eingehend begründet, und hier liegt ein thatsächlicher Beleg auf dem Tisch. Dieser Europäer ist in der Form des Hirnschädels wie des Gesichtsschädels, und zwar in allen Theilen vollkommen identisch mit dem Schädel des alten Mannes am Cro-Magnon, der aus dem Diluvium Frankreichs stammt. Wie die Europäer, so sind auch die Amerikaner immer schon fertig, so früh wir sie auch auffinden, und dasselbe ist mit bestimmten asiatischen Formen der Fall. Diese Zähigkeit in dem Festhalten der einmal erworbenen Rassenmerkmale ist der Grund, warum doch immer wieder die Urform der Europäer oder der Asiaten zum Durchbruche kommt, trotz beständiger Kreuzung."

W. Krause sagt [4]): „Dass der heutige deutsche Schädel wie erwähnt (S. 7) brachycephal geworden ist, im Gegensatze zum dolichocephalen germani-

[1]) Drei Sommer in Tirol. München 1846. S. 7.

[2]) Crania germ. merid. occid. Freiburg i. B. 1865. S. 94.

[3]) Tageblatt der 58. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Strassburg 1885, Seite 208.

[4]) Handbuch der menschlichen Anatomie. Hannover 1880. III. Bd., S. 10, 11, 13.

schen Schädel, kann weder mit einer etwaigen — im Laufe der Jahrhunderte — abnehmenden Körpergrösse der Deutschen, noch mit deren zunehmender Intelligenz in Verdindung gebracht werden, obgleich beide Momente mit Brachycephalie Hand in Hand gehen . . . . . Die richtige Erklärung dieser Thatsache liegt offenbar in der Annahme einer Rassenmischung. Dass zwei oder mehrere Rassen den Grundstock der deutschen Bevölkerung bilden, zeigt sich daran, dass, wie oben gezeigt wurde, anderweitige physische Differenzen mit denjenigen der Schädel Hand in Hand gehen . . . . . Alle diese Umstände weisen auf Rassedifferenzen hin. So lange die freien, waffentragenden Germanen, die in den Reihengräbern begraben liegen, nur unter sich heirateten, erhielten sie ihren Schädeltypus unverändert; als Rassenmischung mit fremdartigen Elementen eintrat, die als Sclaven, Kriegsgefangene, Freigelassene, vielleicht auch als eine vorgermanische eingeborene Bevölkerung jedenfalls auch schon damals vorhanden waren, wurden die Schädel im Laufe der Jahrhunderte allmälig mehr und mehr brachycephal. Slavische und romanische Beimischungen, die auch historisch nachweisbar sind, haben also aus dem ursprünglich dolichocephalen germanischen Schädel in die heute brachycephale deutsche Form hinübergeführt. Analoge Differenzen zeigen sich in Italien, Frankreich, Dänemark, Russland u. s. w. — überall stösst man auf einen Grundstock der Bevölkerung, dessen ursprüngliche Herkunft durch weitere Forschung in jenen Ländern aufgeklärt werden muss."

Es sei gestattet, die Frage aufzuwerfen, wieso es gekommen, dass der dolichocephale und mesocephale Typus in der lebenden Bevölkerung so sehr in die Minorität gerathen ist.

In dem dritten Beitrage „Ueber die in Tirol vorkommenden Schädelformen" versuchte ich eine Erklärung dieser Verhältnisse darin, dass die Schädelformen heute noch, wie alles Organische, dem stetig wirkenden Processe der Umformung unterworfen sind, in der Weise, dass aus dem Langschädel allmälig ein Kurzschädel wird.

Der Kollmann'schen Ansicht, dass all die bekannten Schädeltypen aus einer und derselben Urform hervorgegangen sind, wird man dem heutigen Standpunkte der Wissenschaft entsprechend wohl unbedingt beipflichten müssen. Nach Kollmann [1]) hätte sich die Urform des Menschen in 6—8 Formen, in „Subspecies", differenzirt durch die transformirende Tendenz, welche sowohl in dem Organismus als in der Umgebung liegt. Aus diesen Subspecies haben sich schon vor dem Diluvium die „Varietates", die Varietäten oder Rassen entwickelt. Unsere alten Schädelfunde zeigen, dass der Process der Umformung mit dem Diluvium abgeschlossen war und die transformirende Macht auf die rassenanatomischen Eigenschaften der Menschen seit jener Zeit keinen umändernden Einfluss geübt hat."

Wenn man aber mit Kollmann eine auf den Schädel einwirkende transformirende Macht mit Recht anerkennt, eine Macht, welche alle die Varietäten erzeugte und welche mit dem Diluvium den Abschluss gefunden, so hindert nichts anzunehmen, dass nicht auch noch nach dem Diluvium der fortwährend wirkende Process der Umformung, dem alles Organische unterworfen, innerhalb der Varietäten seine transformirende Macht übt, vielleicht bis zu dem Grade, dass neue Varietäten erzeugt werden.

Dem Verhältnisse entsprechend, dass einst die Dolichocephalen und Mesocephalen vorherrschten, während heute die Brachy- und Hyperbrachycephalen in erster Reihe stehen, liegt die Vermuthung nahe, dass in Folge „der transformirenden Tendenz, welche sowohl in dem Organismus als in der Umgebung liegt" (Kollmann), die einst so zahlreich gewesenen Dolicho- und Mesocephalen in die Brachy- resp. Hyperbrachycephalen übergeführt wurden und noch werden. Nach Joly [1]) scheint klar erwiesen zu sein, dass die Dolichocephalie älter ist als die Brachycephalie.

Zu dieser Aussage wird man nicht nur durch die Entwicklungsgeschichte, sondern auch noch dadurch hingeleitet, dass alle Schädelformen, in eine Reihe gebracht, zeigen, dass vom extremen Dolichocephalen bis zum extremen Hyperbrachycephalen allmälige Uebergänge existiren und die einzelnen Typen keineswegs scharf geschieden sind.

Es liesse sich dann auf diese Weise erklären, wieso es gekommen, dass einst die Langschädel in Majorität waren und diese jetzt nun die Kurzschädel besitzen.

Die Veränderung, die der Schädel durch die transformirenden Processe erreicht, betrifft hauptsächlich die Occipitalregion; das weit vorspringende, pyramidenförmige Occiput ist im Laufe der Zeiten grossentheils verloren gegangen.

Es wäre gewiss von grossem Interesse, die embryonalen und kindlichen Schädel der einzelnen Rassen in Beziehung auf die Formen zu untersuchen,

[1]) l. c. S. 209.

[1]) Der Mensch vor der Zeit der Metalle. Leipzig 1880. S. 427.

um zu ersehen, ob die percentuelle Vertheilung der typischen Formen in jenen Entwicklungsstadien dieselbe ist, wie sie bei den Erwachsenen gefunden werden.

Mir steht diesbezüglich leider nur ein sehr geringes Materiale zu Gebote. 16 Schädel, theils Embryonen des letzten Monates, theils Neugeborenen angehörend und mit ziemlicher Sicherheit aus Tirol stammend, darauf untersucht, zeigen alle Langbau und besitzen ein schön gewölbtes, vorspringendes Occiput.

Die Längenbreitenindices sind: 76·2, 76·2, 77·1, 78·0, 78·8, 78·8, 79·0, 79·2, 80·5, 81·5, 81·6, 82·4, 83·0, 83·0, 85·4 und 86·1. 8 oder 50% sind also meso-, 6 oder 37·5% brachy- und 3 oder 12·5% hyperbrachycephal, Verhältnisse also, wie sie gegensätzlich bei den Erwachsenen existiren.

Die Brachycephalen und Hyperbrachycephalen aber zeigen keineswegs Formen, wie sie beim Erwachsenen typisch gefunden werden, sondern sie sind alle durch Langbau ausgezeichnete Schädel, nur die grössere Breite verleiht ihnen einen grösseren Längenbreitenindex. Der hyperbrachycephale Typus der Erwachsenen charakterisirt sich durch die enorme Kürze des retro-auricularen Antheiles des Schädels, und untersucht man darauf den Hyperbrachycephalus der Neugeborenen mit Index 86·1, so findet man, dass die retro-auriculäre Länge fast gerade so gross als die prä-auriculäre ist (es zeigt sich nebenbei, wie Indices allein über Schädelformen nichts lehren); dementsprechend das schöne, volle, gut gewölbte Occiput; also keine retro-auriculäre Kürze und kein Flachsein des Hinterkopfes wie bei den erwachsenen Hyperbrachycephalen.

Wenn nun alle diese in der Entwicklung begriffenen Schädel sich durch Langbau auszeichnen, alle also einem und demselben langschädeligen Typus angehören, dann liegt die Vermuthung nahe, dass die Kurzköpfigkeit, wie wir sie so häufig bei den Erwachsenen vorfinden, erst eine im Laufe der Entwicklung gewordene ist, der Langbau der infantilen Schädel nichts anderes als eine atavistische Form ist, er legt Zeugniss ab für die ehemals bestandene weit verbreitete Dolichocephalie.

Wenn wir sehen, wie die verschiedensten Theile des menschlichen Körpers in der Entwicklung Stadien durchlaufen, welche uns Kenntniss von seiner Abkunft geben und welche eine Wiederholung von den Vorfahren erworbener Einrichtungen darstellen, wenn wir wissen, dass die Ontogenie in gewissem Grade die paläontologische Entwicklung in zeitlich verkürzter Weise repräsentirt (Gegenbaur), dann kann man nicht für den Schädel (wie auch die Facta lehren) eine Ausnahme machen, sondern muss annehmen, dass auch er, bis er zu seiner vollen Entwicklung gelangt ist, Stadien durchlaufen hat, die in der Phylogenese verzeichnet sind.

Aus diesem Grunde sind die embryonalen und infantilen Schädelformen nicht vollkommen gleich zu setzen denen der Erwachsenen, denn sie sind nichts anderes als Durchgangsstadien und stellen nur Wiederholungen von den Vorfahren erworbener Einrichtungen dar, sie unterliegen Veränderungen während der Entwicklung, bis endlich am Schlusse der Entwicklung die definitive Form hervorgegangen. Diese infantilen Formen sind aber für die Lehre der Abkunft der fertigen Formen von grosser Bedeutung.

Lehrt nun die Entwicklungsgeschichte der angeführten 16 Tiroler Schädel, dass die infantilen Formen sich durch Langbau auszeichnen, und ergibt anderseits der Befund an Erwachsenen die weitaus grösste Zahl als Kurzschädel, so ist eben anzunehmen, dass der Kurzschädel ein im Laufe der Entwicklung gewordener ist und von seiner Abstammung legt der infantile Langschädel Zeugniss ab.

Die heute existirenden kurzschädeligen Formen stammen von langschädeligen Formen ab; diese wurden im Laufe der Zeiten durch den fortwährend wirkenden Process der Umformung in jene übergeführt (und sie werden es heute noch) und dafür legt Zeugniss ab die Entwicklungsgeschichte.

Ich verkenne nicht, dass das Materiale, welches ich für die Entwicklungsformen herangezogen habe, geradezu ein dürftiges ist. Es sei mir gestattet, mit einem grösseren Materiale eines anderen Autors zu kommen, der auch die Entwicklungsgeschichte für die Rassenschädel aufzugreifen in die Lage kam.

Zuckerkandl [1]) untersuchte 156 Kinderschädel aus Innerösterreich. Er fand alle Stufen zwischen extremer Dolichocephalie und Hyperbrachycephalie. Die grössere Mehrzahl der Schädel aber zeichnete sich, wenn man von dem slavischen Typus absieht, gleich der dolichocephalen germanischen Form durch Langbau aus.

Unter 156 Kinderschädeln sind:

dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal
5·1%	35·3%	37·8%	21·8%

Unter 197 Erwachsenen:

dolichocephal	mesocephal	brachycephal	hyperbrachycephal
6·1%	19·2%	53·4%	21·3%

[1]) Mittheil. d. Anthropol. Ges. in Wien, XIV. Bd., S. 127.

Ueber die Verhältnisse äussert sich Zuckerkandl wie folgt:

„Es prävaliren also unter den Erwachsenen die Brachycephalen. Es gilt nun als erwiesen, dass der menschliche Schädel bei seinem Wachsthume sein volles Längenmaass früher als das volle Breitenmaass erreicht[1]); dafür spricht auch obige Zahlenreihe, nach der, wie bemerkt, unter den Kindern die Mesocephalen, unter den Erwachsenen die Brachycephalen vorherrschen, was auf einen späteren Uebergang der Mesocephalie zur Brachycephalie hinweist. Es bleibt nur die Frage zu erledigen übrig, ob das aus den Secirsälen der Universitätsstädte stammende Materiale, auf dessen Grundlage das Wachsthumsgesetz geschaffen wurde, für die Lösung dieser Frage auch das richtige gewesen und ob die Untersuchung der Schädel einer typischen Rasse, z. B. der Südslaven, zu demselben Resultate geführt hätte. In letzterem Falle wäre nachgewiesen, dass der juvenilen Schmalheit des Schädels ein Wachsthumsprincip zugrunde liegt, das gegentheilige Resultat hingegen müsste atavistisch als eine Art Rückschlag zur ehemaligen Dolichocephalie aufgefasst werden. Sehen wir ja schon an den frühesten Stadien der Entwicklung bis zum Abschlusse derselben eine Reihe von ehemals persistent und functionell wichtig gewesenen Formen auftreten und rasch wieder verschwinden, deren ephemere Anwesenheit dem sich entwickelnden Organismus keinen Nutzen mehr bietet, aber für die Lehre von seiner Abkunft von grosser Bedeutung ist. Aehnlich wäre dann auch die juvenile Dolichocephalie des deutschen Kinderschädels für seine Abstammung von Belang.“

Kehre ich nach diesem Excurs zur Betrachtung der Vertheilung der gefundenen Typen nach Localitäten, so ergibt sich Folgendes, was nachstehende Tabelle zeigt:

Ort	Zahl der untersuchten Schädel					In Percenten			
	Summe	Dolicho-cephale	Meso-cephale	Brachy-cephale	Hyper-brachy-cephale	Dolicho-cephale	Meso-cephale	Brachy-cephale	Hyper-brachy-cephale
1. Rheinthal: Tisis 455 m	307	3	51	150	103	0·97	15·2	48·8	33·5
2. Rheinthal: Nofels 487 m	100	—	7	42	51	—	7	42	51
3. Rheinthal: Uebersachsen 900 m . .	105	2	20	55	28	1·9	19·0	52·3	26·6
4. Illthal: Bludesch 540 m	27	—	3	16	8	—	11·1	59·2	29·6
5. Illthal: Nüziders 581 m	24	1	5	12	6	4·16	20·8	50·0	25·0
6. Montafon: Vandanz 600 m . . .	3	—	—	3	—	—	—	100	—
7. Bregenzerwald: Andelsbuch 614 m .	18	—	—	10	8	—	—	55·5	44·4
8. Bregenzerwald: Bizau 637 m . . .	60	—	2	40	18	—	3·33	66·6	30·0
9. Bregenzerwald: Reute 680 m . . .	35	—	2	16	17	—	5·7	45·7	48·5
10. Bregenzerwald: Schröcken 1260 m .	12	—	2	7	3	—	16·6	58·3	25·0
11. Walserthal: Sonntag 885 m . . .	99	—	8	56	35	—	8·8	56·5	35·3
12. Walserthal: Buchboden 903 m . .	100	—	13	42	45	—	13	42	45
13. Walserthal: Fontonella 1123 m . .	2	—	—	1	1	—	—	50	50
14. Silberthal: Silberthal 900 m . . .	15	—	2	7	6	—	13·3	46·6	40·0
	907	6	115	457	329	0·65	12·6	50·3	36·2

Die Vertheilung der Schädelformen nach Zahl und percentuellen Verhältnissen nach Thälern ist folgende:

Thal	Zahl der untersuchten Schädel	davon				in Percenten			
		dolicho-cephal	meso-cephal	brachy-cephal	hyperbra-chycephal	dolicho-cephal	meso-cephal	brachy-cephal	hyperbra-chycephal
Bregenzerwald .	125	—	6	73	46	—	4·8	58·4	36·8
Illthal	51	1	8	28	14	1·9	15·6	54·9	27·4
Montafon	3	—	—	3	—	—	—	100·0	—
Silberthal . . .	15	—	2	7	6	—	13·3	46·6	40·0
Walserthal . . .	201	—	21	99	81	—	10·4	49·2	40·2
Rheinthal . . .	512	5	78	247	182	0·97	16·6	48·8	33·5

Die nächstfolgende Tabelle gibt die wichtigsten Maasse der einzelnen Typen an und enthält zum Vergleiche angeführt die Mittelzahlen der Tiroler Typen. Es ist bemerkenswerth, wie nicht nur in den Formen, sondern auch in den Maasszahlen grosse Uebereinstimmung zwischen beiden Ländern herrscht.

[1]) Schaaffhausen. Ueber die Urform des menschlichen Schädels. Rede, gehalten beim anthropologischen Congresse in Paris 1867.

Ort			Dolichocephale							Mesocephale							Brachycephale							Hyperbrachycephale						
			L.	B.	H.	Hz.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	Hz.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	Hz.	L.:B.	L.:H.	B.:H.	L.	B.	H.	Hz.	L.:B.	L.:H.	B.:H.
Rheinthal	Tisis 455 m . .	1	182	133	128	496	73·4	70·7	96·2	176	140	126	514	78·3	70·4	89·8	173	143	129	508	82·5	71·3	89·8	167	146	128	506	87·5	75·6	86·7
	Nofels 487 m . .	2	—	—	—	—	—	—	—	178	140	128	504	78·8	72·1	90·8	175	145	130	515	82·9	74·7	89·8	170	150	129	515	87·8	76·3	87·0
	Uebersachsen 900 m	3	191	139	134	541	73·0	72·2	78·0	180	147	125	516	78·1	71·8	85·9	176	145	129	525	82·3	73·1	87·8	171	149	127	513	87·5	74·3	85·0
Illthal	Bludesch 540 .	4	—	—	—	—	—	—	—	178	140	130	508	79·0	73·2	92·7	177	146	131	519	82·8	74·3	89·4	169	148	129	507	87·6	77·6	87·5
	Nüziders 581 m	5	198	140	131	514	70·7	66·1	93·5	184	144	135	524	78·4	72·1	93·3	175	143	131	512	81·9	75·0	90·9	169	145	130	510	87·9	77·8	88·7
Montafon	Vandanz 600 m	6	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	181	147	124	525	81·4	68·8	88·0	—	—	—	—	—	—	—
Bregenzerwald	Andelsbach 614 m	7	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	176	166	133	530	82·7	74·3	90·4	176	152	133	523	86·3	76·1	86·5
	Bizau 637 m . .	8	—	—	—	—	—	—	—	183	143	133	522	78·4	72·6	93·0	176	146	129	518	82·7	70·6	88·6	172	149	129	516	86·6	75·1	86·3
	Reuthe 680 m .	9	—	—	—	—	—	—	—	177	139	128	509	78·6	72·0	91·7	174	144	128	511	82·6	72·6	88·5	169	147	126	507	86·7	75·1	86·2
	Schröcken 1260 m	10	—	—	—	—	—	—	—	176	139	129	510	79·0	73·2	92·7	170	141	123	505	82·7	68·8	88·0	169	147	131	513	88·8	77·1	80·2
Walserthal	Sonntag 885 m	11	—	—	—	—	—	—	—	180	141	133	522	78·0	73·0	96·0	177	145	130	517	82·7	74·5	81·6	171	150	128	516	87·4	75·2	89·6
	Buchboden 903 m	12	—	—	—	—	—	—	—	180	141	130	511	78·2	72·0	92·6	174	144	121	515	83·0	72·6	90·1	170	149	127	510	87·9	74·6	85·2
	Fontanella 1123 m	13	—	–	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	168	141	126	504	83·9	74·7	89·3	190	164	140	558	86·3	70·0	85·3
Silberthal	Silberthal 900 m	14	—	—	—	—	—	—	—	182	143	125	526	78·8	74·4	87·4	179	146	125	514	82·8	73·3	84·2	173	149	130	516	86·2	75·2	84·6
Im Mittel			190	137	131	517	73·3	69·9	89·2	179	141	129	515	78·5	72·4	91·4	175	145	128	515	82·6	72·7	88·8	172	149	129	516	87·3	75·3	86·0
Zum Vergleiche: Tiroler . . .			187	139	131	528	73·8	70·0	93·9	181	142	130	522	78·2	71·6	91 9	177	145	129	523	82·5	73·5	89·0	172	151	130	520	87·5	75·3	85·8
Hohberg-, Sion- und Disentistypus			192	135	140	527	70·7	73·3	103·6	187·7	144·8	140·6	531·9	77·2	74·9	97·1	—	—	—	—	—	—	—	170·6	147·6	139·6	512·7	86·5	81·8	94·6
Kollmann			—	—	—	—	71·5	72·2	100·7	182	138	132	—	76·4	73·5	95·5	173	144	127	—	83·5	73·3	88·1	—	—	—	—	—	—	—

Anschliessend folgen nun in Kürze die Befunde in den einzelnen Ossuarien:

Bregenzerwald.

Auf dem Wege von Schröcken nach Bregenz fand ich nur in nachbenannten Orten Ossuarien:

1. Andelsbuch.

21 Schädel; davon 3 pathologische Formen; es verblieben somit für eine eingehende Untersuchung 18 Schädel, wovon 10 brachy- und 8 hyperbrachycephal sind. Sie zeigen schmales Obergesicht und hauptsächlich Hypsi- und Orthocephalie; die meisten weisen Leptor- und Mesorrhinie auf, wie auch Hypsi- und Mesokonchie.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Brachycephale . .	176	166	133	530	82·7	74·7	90·4
Hyperbrachycephale	176	152	133	523	86·3	86·3	86·5

2. Reuthe.

In Reuthe sind unter 35 Schädeln 2 meso-, 16 brachy- und 17 hyperbrachycephal. Schmale Obergesichter, Leptoprosopie, Hypsi- und Mesokonchie; desgleichen Leptor- und Mesorrhinie.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	177	139	128	509	78·6	72·0	91·7
Brachycephale . .	174	144	128	511	82·6	72·6	88·5
Hyperbrachycephale	169	147	126	507	86·7	75·1	86·2

3. Bizau.

65 Schädel; darunter 5 pathologische Formen; es verblieben also 60 Schädel; 2 meso-, 40 brachy- und 18 hyperbrachycephal. Viele Schädel waren ziemlich defect, so dass nicht alle Verhältnisse eruirt werden konnten; doch ergibt sich, dass wieder alle bestimmbaren (45) ein schmales Obergesicht nebst Leptoprosopie aufweisen. Leptorrhin, mesorrhin, hypsi- und mesokonch die Majorität.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	183	143	133	522	78·4	72·6	93·0
Brachycephale . .	176	146	129	518	82·7	70·6	88·6
Hyperbrachycephale	172	149	129,	516	86·6	75·1	86·3

4. Schröcken.

In diesem einsamen, 1260 m hoch gelegenen Orte enthielt das Ossuarium 12 Schädel, wovon 2 mesocephal, 7 brachy- und 3 hyperbrachycephal sind.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	176	139	129	510	79·0	73·2	92·7
Brachycephale . .	170	141	123	505	82·7	68·8	88·8
Hyperbrachycephale	169	147	131	513	88·8	77·1	80·2

Die meisten Schädel sind defect, so dass nur bei 4 das schmale Obergesicht, die Leptorrhinie und Hypsikonchie constatirt werden konnte. Hypsicephal sind 5, ortho- 1 und chamaecephal 2.

Illthal.

Im Illthale untersuchte ich einstweilen nur an zwei Orten die Ossuarien, nämlich in Bludesch und Nüziders. Die einzelnen Ortschaften scheinen an Schädeln sehr reiche Ossuarien zu erhalten; so fand ich in Thüringen das Beinhaus enorm reich an Schädeln. Gleiche Verhältnisse scheinen auch im Rheinthale zu herrschen. Die Zahl der Schädel in Rankweil ist so gross, dass ich sie kaum zu schätzen vermag; ähnliches gilt auch für St. Cornel. Um alle Cranien des Ill- und Rheinthales zu untersuchen, bedarf es wohl einer langdauernden und grossen Arbeit. Ich musste mich in genannten Thälern daher nur auf das Nothwendigste beschränken.

5. Bludesch.

In Bludesch gelangten 27 Schädel zur Untersuchung; von diesen entfielen auf den mesocephalen Typus 3, auf den brachycephalen 16 und auf den hyperbrachycephalen 8. Eine Anzahl der Brachycephalen muss zu den sogenannt Dolichoid-Brachycephalen hinzugerechnet werden, wie es auch schon durch ihren Index zum Ausdrucke kommt.

24 Schädel zeigten das schmale Obergesicht, die übrigen 3 darauf nicht messbar. Ferners zeigten ausser 19 Schädeln, die Leptoprosopie aufwiesen, 4 Chamaeprosopie; es dürfte aber dies seinen Grund in den nur annähernd gewonnenen Maassen finden. 6 sind ortho-, 14 hypsi- und 2 chamaecephal. Die grösste Anzahl der Schädel zeigt Hypsi- und Mesokonchie; in Beziehung auf den Naseneingang ist Leptor- und Mesorrhinie vorherrschend.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	178	140	130	508	79·0	73·2	92·7
Brachycephale . .	177	146	131	519	82·8	74·3	89·4
Hyperbrachycephale	169	148	129	507	87·6	77·6	87·5

6. Nüziders.

Das Ossuarium beherbergt 24 Schädel; darunter 1 dolichocephaler, 5 meso-, 12 brachy- und 6 hyperbrachycephale.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind.

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Dolichocephale . .	198	140	131	514	70·7	66·1	93·5
Mesocephale . . .	184	144	135	524	78·4	72·1	93·3
Brachycephale . .	175	143	131	512	81·9	75·0	90·9
Hyperbrachycephale	169	145	130	510	87·9	77·8	88·7

Ein schmales Obergesicht wiesen 16 auf; bei den übrigen war eine Untersuchung darauf nicht möglich. Hypsi- und Mesokonchie bei den meisten vorfindlich, ebenso Leptor- und Mesorrhinie.

Montafon.

Ich durchwanderte das ganze Montafon, fand aber nur in einem einzigen Orte Cranien vor; und daselbst nur 3 Stücke.

7. Vandanz.

Nur 3 Schädel; alle sind brachycephal 80·3—82·8; sie sind sehr defect, so dass nur die wenigsten Maasse abgenommen werden konnten. 2 sind ortho-, 1 chamaecephal. Die wichtigsten Mittelmaasse: Länge 181, Breite 147, Höhe 124, Horizontalumfang 525, L. : B. 81·4, L. : H. 68·8, B. : H. 88·0.

Silberthal.

Das Silberthal ist ein östlicher Thalast des Montafoner Thales, mit einzigem Orte gleichen Namens.

8. Silberthal.

Es fanden sich 15 Schädel vor. Davon 2 meso-, 7 brachy-, 6 hyperbrachycephal. Die meisten Schädel waren sehr defect. Bei den Mesocephalen konnte nichts weiter als bei einem die Chamae- und bei einem anderen die Hypsicephalie gefunden werden. Von den Brachycephalen sind 5 ortho-, 1 hypsicephal; wo bestimmbar, ist schmales Obergesicht, Mesokonchie und Leptorrhinie vorhanden. Bei den Hyperbrachycephalen konnte nur constatirt werden: 3mal Orthocephalie, 2mal Hypsicephalie, 1mal Platyrrhinie und 1mal Chamaekonchie.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	182	143	125	526	78·8	74·4	87·4
Brachycephale . .	179	146	125	514	82·8	73·3	84·2
Hyperbrachycephale	173	149	130	516	86·2	75·2	84·6

Walserthal.

Nordöstlicher Thalast des Illthales; nur in nachbenannten Orten Ossuarien vorhanden:

9. Sonntag.

Das Beinhaus in Sonntag beherbergt circa 500 Schädel, darunter viele mit Stirnnaht. In Folge eines Irrthumes geschah es, dass ich anstatt 100 nur 99 untersuchte; es sind davon 8 meso-, 56 brachy- und 35 hyperbrachycephal. Leptoprosopie, schmales Obergesicht bei allen; Hypsicephalie, Orthocephalie, Hypsi-, Mesokonchie, Leptorrhinie bei der grössten Zahl.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	180	141	133	522	78 0	73 0	96·0
Brachycephale . .	177	145	130	517	82·7	74·5	89·6
Hyperbrachycephale	171	150	128	516	87·4	75·2	89·6

10. Fontanella.

2 Schädel, der eine brachy-, der andere hyperbrachycephal. Der Brachycephale hat Länge 168, Breite 141, Höhe 126, Horizontalumfang 504, L. : B. 83·9, L. : H. 74·4, B. : H. 89·3. Der Hyperbrachycephale in denselben Maassen 190, 164, 140, 558, 86·3, 70·6, 85·3. Bei ersterem Schädel konnte nur die Orthocephalie ermittelt werden, bei letzterem die Chamaecephalie, das schmale Obergesicht, die Leptoprosopie, Mesokonchie und Mesorrhinie.

11. Buchboden.

In Buchboden enthält das Ossuarium weit über 200 Cranien; 100 davon unterzog ich einer genauen Untersuchung; es sind 13 Mesocephale, 42 Brachy- und 45 Hyperbrachycephale. In Beziehung der Schädelformen walten fast ganz gleiche Verhältnisse wie in Sonntag vor.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	180	141	130	511	78·2	72·0	92·6
Brachycephale . .	174	144	129	515	83·0	72·6	90·1
Hyperbrachycephale	170	149	127	510	87·9	74·6	85·2

Alle haben ein schmales Obergesicht, die meisten hypsi- und orthocephal, hypsi- und mesokonch, leptor- und mesorrhin.

Rheinthal.

Schon früher habe ich erwähnt, dass das Rheinthal, so viel ich aus einzelnen Ossuarien entnehmen konnte, eine überaus reiche Zahl von Schädeln beherbergt, so dass es mir unmöglich war, alle diese untersuchen zu können. Im Laternserthale fand ich dagegen nicht einen Schädel vor. Es wurden kurze Zeit vor meinem Besuche die vielen aufbewahrt gewesenen Schädel der geweihten Erde übergeben.

12. Uebersachsen.

Das Beinhaus in Uebersachsen ist sehr reich an Cranien; ich untersuchte 105 Schädel. Von diesen entfielen 2 Dolichocephale, 20 Meso-, 55 Brachy- und 28 Hyperbrachycephale, also 1·9%, 19·0%, 52·3% und 26·6%. — Es haben alle ein schmales Obergesicht und Leptoprosopie; die grösste Zahl weist auf: Hypsi- und Orthocephalie, Hypsi- und Mesokonchie, Leptor- und Mesorrhinie.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Dolichocephale . .	191	139	134	541	73·0	72·2	78·0
Mesocephale . . .	180	147	125	516	78·1	71·8	85·9
Brachycephale . .	176	145	129	525	82·3	73·1	87·8
Hyperbrachycephale	171	149	127	513	87·5	74·3	85·0

13. Nofels.

Das Ossuarium von Nofels wies gerade 100 zur Untersuchung geeignete Schädel auf. Auffällig ist das bedeutende Auftreten der Hyperbrachycephalie. Es kamen extreme Grade der letzteren zur Beobachtung und einen Index von 90·4—93·4 zeigten nicht weniger als 10 Schädel; einen Index von 89·2—89·6 4 Cranien; einen von 88·1—88·8 7 Cranien und der Rest (30 Schädel) vertheilt sich auf 85·1—87·9.

Mehr als die Hälfte, 51 Schädel, sind hyperbrachycephal, 42 brachy- und 7 mesocephal.

Während unter den Brachycephalen 19 ortho- und 19 hypsicephal sind (der Rest von 4 ist chamaecephal), sind unter den Hyperbrachycephalen 17 ortho-, 32 hypsi- und 2 chamaecephale. Sie haben alle ein schmales Obergesicht. Meso-, namentlich aber Hypsikonchie vorherrschend; desgleichen Meso- und Leptorrhinie.

Die wichtigsten Mittelmaasse sind:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Mesocephale . . .	178	140	128	504	78·8	72·1	90·8
Brachycephale . .	175	145	130	515	82 9	74·7	89·8
Hyperbrachycephale	170	150	129	515	87·8	76·3	87·0

14. Tisis.

Im Beinhause von Tisis sind 307 Schädel vorhanden; von 100 nahm ich alle Maasse ab, während von 207 nur die grösste Länge und Breite bestimmt wurde. Von den 307 Cranien sind 3 dolicho-, 51 meso-, 150 brachy- und 103 hyperbrachycephal, oder in Procenten 0·97 dolicho-, 15·2 meso-, 48·8 brachy- und 33·5 hyperbrachycephal.

Die Indices des Obergesichtes konnten bei den meisten wegen Defectes nicht bestimmt werden; wo es möglich war, ergab sich ein schmales Obergesicht. Aehnliches gilt in Beziehung auf den Augenhöhlen- und Nasenhöhleneingang; wo eine Bestimmung möglich war, ergab sich in den meisten Fällen Leptor- und Mesorrhinie, desgleichen Hypsi- und Mesokonchie. Die Majorität ist hypsi- und orthocephal.

Die wichtigsten Mittelmaasse:

	Länge	Breite	Höhe	Hor.-Umf.	L. : B.	L. : H.	B. : H.
Dolichocephale . .	182	133	128	496	73·4	70·7	96·2
Mesocephale . . .	176	140	126	514	78·3	70·4	89·8
Brachycephale . .	173	143	129	508	82·7	71 3	89·8
Hyperbrachycephale	169	148	128	506	87·4	75 6	86·7

Andelsbuch.

Tabelle I.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hx	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
1	♂	186	150	108	139	143	106	134	550	395	338	98	80*	144	60	27	34	43	80·6	76·8	95·3	81·6*	45·0	79·0	55·5*
2	♂	190	154	98	128	132	102	127	543	395	334	96	74	133	54	22	32	38	81·0	69·4	85·7	77·0	40·7	84·2	55·6
3	♀	174	141	96*	128	140	103	124	512	370	320	98	72	132	50	23	36	37	81·0	80·4	99·2	78·4	46·0	97·2	54·5
4	♀	176	145	94	130	134	100	116	512	370	338	98	74	129	55	26	37	40	82·4	76·1	92·4	75·5	47·2	92·5	57·3
5	♀	178	147	100	126	124	98	126	518	355	315	—	—	128	—	—	—	—	82·6	69·7	84·3	—	—	—	—
6	♀	180	150	105	128	136	—	130	536	365	324	—	—	—	—	—	—	—	83·3	75·5	90·6	—	—	—	—
7	♀	171	143	94	120	122	—	122	506	350	315	—	—	—	—	—	—	—	83·6	71·3	85·2	—	—	—	—
8	♀	166	139	97	120	132	97	120	495	355	305	92	66*	129	52	24	34	40	83·7	79·4	94·4	71·7*	46·1	85·0	51·1*
9	♀	170	144	103	132	134	89	115	507	380	335	90	70*	119	50	26	33	39	84·7	78·8	93·0	77·7*	52·0	84·6	58·8*
10	♂	178	151	100	127	135	99	124	525	380	336	90	66	126	50	22	32	37	84·8	75·8	84·1	73·3	44·0	86·4	52·3
11	♀	174	148	100	130	132	—	130	518	370	325	—	—	—	—	—	—	—	85·1	75·8	82·4	—	—	—	—
12	♀	175	149	100	124	133	104	130*	518	354	320	94	74	130	48	24	33	38	85·1	75·9	89·2	78·7	50·0	86·8	56·9
13	♂	188	161	104	142	146	106	134	565	392	365	98	80	139	59	22	31	40	86·1	77·6	84·4	81·6	37·2	77·5	57·5
14	♂	180	155	102	132	130	100	127	506	380	334	—	—	—	—	—	—	—	86·1	72·2	83·8	—	—	—	—
15	♀	164	142	94	123	128	90	121	490	350	304	88	72	122	49	—	—	—	86·6	78·0	88·7	81·7	—	—	58·0
16	♂	173	150	99	130	128	95	130	515	326	300	100	63*	127	49	27	33	39	86·7	73·9	85·3	63·0*	55·1	84·6	49·6*
17	♂	180	157	94	130	144	100	136	504	392	340	99	78*	136	55	26	36	40	87·2	80·0	91·7	78·7*	47·2	90·0	57·3*
18	♂	180	156	107	134	136	100	133	542	390	345	104	74*	142	54	25	34	42	87·8	75·5	87·1	71·1*	46·2	80·9	52·1

Reuthe.

Tabelle II.

1	♂	177	138	93	121	126	102	122	504	346	302	85	73	128	51	23	31	34	78·0	71·1	91·3	85·8	45·0	91·1	57·0
2	♀	178	141	—	122	130	—	128	515	—	310	—	—	—	—	—	—	—	79·2	73·0	92·1	—	—	—	—
3	♂	180	144	97	120	132	104	131	523	357	320	104	—	—	—	—	—	—	80·0	73·3	91·6	—	—	—	—
4	♀	171	137	87	116	129	94	116	493	372	308	83	61	116	44	21	30	38	80·1	75·4	94·1	73·4	47·7	78·9	52·5
5	♀	176	142	96	120	140	102	127	512	364	316	83	68	125	52	22	32	35	80·7	79·5	98·5	81·9	42·3	91·4	54·4
6	♂	181	146	94	119	129	96	123	523	376	320	94	74	126	56	24	30	36	80·7	71·2	88·3	78·7	42·8	88·3	58·7
7	♂	173	140	90	123	130	90	120	503	370	315	—	—	—	—	—	—	—	80·9	75·1	92·8	—	—	—	—
8	♀	177	144	98	123	128	106	130	516	346	300	90	74	134	53	22	36	40	81·3	72·3	88·8	82·2	40·3	90·0	55·2
9	♂	173	142	93	120	125	98	120	500	354	314	88	72	128	53	20	34	36	82·1	72·2	88·0	81·8	37·7	94·4	56·2
10	♀	170	141	94	116	120	91	125	493	342	300	88	68*	127	50	24	32	37	82·9	70·5	85·1	77·2*	48·0	86·4	53·4*
11	♀	165	138	90	116	124	90	119	485	345	300	84	69	115	47	20	34	38	83·6	75·1	89·8	82·1	42·5	89·4	59·9
12	♀	173	145	102	128	138	106	128	515	355	323	98	72*	136	54	24	34	40	83·8	73·9	95·1	73·4*	44·4	85·0	52·9*
13	♀	174	146	103	128	130	98	124	517	365	326	84	70*	128	52	26	32	42	83·9	74·7	88·3	83·3*	50·0	76·1	54·6*
14	♂	174	146	90	123	120	90	120	505	370	322	86	70*	122	50	21	30	38	83·9	68·9	82·2	81·3*	42·0	78·9	57·3*
15	♂	184	155	100	130	134	97	124	545	390	340	86	66	139	46	24	34	42	84·2	72·9	86·4	76·7	52·1	80·9	47·4
16	♂	173	146	101	128	121	—	117	512	350	325	—	—	—	—	—	—	—	84·4	64·0	82·8	—	—	—	—
17	♂	180	152	102	129	123	—	126	535	375	330	—	—	126	—	—	—	—	84·4	68·3	80·9	—	—	—	—
18	♂	180	152	96	124	133	100	130	525	375	320	90	74	—	50	—	—	—	84·4	73·9	87·5	82·2	—	—	—
19	♂	167	142	100	126	124	90	123	506	356	305	85*	64*	127	48	24	32	35	85·0	80·2	87·3	—	—	—	50·3*
20	♀	168	143	91	120	130	96	116	495	355	316	—	—	123	—	—	—	—	85·1	77·3	90·9	—	—	—	—
21	♀	169	144	95	125	130	90	118	509	370	328	85	63	119	44	25	30	34	85·2	76·9	90·2	73·7	56·8	88·2	52·9
22	♂	170	145	100	121	131	100	128	506	356	312	—	—	—	—	—	—	—	85·3	77·6	90·3	—	—	—	—

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
23	♂	171	146	108	132	125	—	—	515	365	—	—	—	—	—	—	—	—	85·4	73·0	85·6	—	—	—	—
24	♀	166	142	97	124	126	91	120	492	347	310	90	65*	125	49	23	31	38	85·5	75·9	88·7	72·2*	46·9	81·5	52·0
25	♂	180	154	104	134	127	102	130	530	368	343	—	—	—	—	—	—	—	85·5	70·5	82·3	—	—	—	—
26	♀	170	146	89	118	123	90	128	508	360	350	76	65*	120	45	22	34	40	85·9	72·3	84·2	72·2*	44·4	85·0	54·1*
27	♀	170	146	87	118	112	—	—	502	350	—	—	—	—	—	—	—	—	85·9	65·9	76·7	—	—	—	—
28	♀	164	142	97	126	120	90	124	494	335	305	—	—	—	—	—	—	—	86·1	73·1	84·5	—	—	—	—
29	♀	164	142	94	120	124	90	120	494	338	300	—	—	—	—	—	—	—	86·1	75·6	87·3	—	—	—	—
30	♀	168	145	96	122	124	90	120	498	356	316	92	64	120*	49	24	30	36	86·3	73·8	85·5	69·5	48·9	83·3	53·3
31	♂	173	150	100	128	130	99	134	503	332	322	94	70*	141	51	23	34	41	86·7	75·1	86·6	74·4*	45·0	82·9	49·6*
32	♀	162	142	94	121	123	90	126	496	352	315	—	—	124	—	—	—	—	87·7	75·9	86·6	—	—	—	—
33	♂	175	155	106	135	138	—	132	530	370	345	—	—	132	—	—	—	—	88·6	77·8	89·0	—	—	—	—
34	♂	172	154	96	127	137	98	128	518	372	335	—	—	134	—	—	—	—	89·5	79·6	88·9	—	—	—	—
35	♂	172	162	104	138	132	90	132	538	394	364	94	75	133	53	24	32	39	94·1	76·7	81·4	79·7	45·2	82·0	56·3

Bizau.

Tabelle III.

1	♂	189	148	101	130	138	108	134	538	385	325	95	72	141	52	23	36	42	78·3	73·0	93·2	75·5	24·2	85·7	51·0
2	♂	177	139	95	120	128	89	124	505	365	312	92	—	126	—	—	—	—	78·5	72·3	92·8	—	—	—	—
3	♂	181	146	103	131	137	100	131	524	375	320	95	73	136	55	26	36	40	80·7	75·7	93·8	76·8	47·2	90·0	53·6
4	♂	181	146	113	134	142	107	130	535	375	325	96	76	140	54	26	30	42	80·7	78·5	97·6	79·2	48·1	71·4	54·2
5	♂	188	152	102	131	135	103	135	538	390	330	91	73	135	50	22	32	37	80·8	71·8	88·8	80·2	44·0	82·1	54·0
6	♂	180	146	100	130	131	100	134	520	368	322	101	78*	138	52	29	31	38	81·1	72·8	89·7	77·2*	55·7	81·5	56·5
7	♂	180	146	101	124	132	98	132	528	374	326	89	70	134	50	24	34	35	81·1	73·3	90·4	78·6	48·0	97·1	52·2
8	♀	170	138	96	120	128	97	122	495	355	303	87	70*	126	52	23	31	38	81·2	75·3	92·7	80·4*	44·2	81·5	55·5
9	♂	187	152	100	130	132	93	129	536	385	335	93	73	131	53	24	30	38	81·3	70·6	86·8	78·4	45·2	85·7	55·7
10	♂	184	150	103	136	138	103	127	538	380	335	96	75	140	53	25	33	39	81·5	75 0	92·0	78·1	46·9	84·6	53·5
11	♀	176	144	99	125	129	96	125	514	346	310	89	70	124	49	23	31	37	81·8	73·3	89·5	78·7	46·9	88·7	56·4
12	♀	165	135	97	120	125	95	118	486	344	310	92	66*	120	50	24	30	37	81·8	75·3	92·4	71·7*	48·0	84·2	55·0
13	♂	173	142	98	123	121	91	129	508	358	300	91	63	128	43	23	32	38	82·1	69·9	85·2	69·2	53·5	84·2	49·2
14	?K.	173	142	100	121	130	91	120	507	370	322	90	64	120	46	23	31	40	82·1	75·1	92·2	71·0	50·0	77·5	53·3
15	♀	180	148	99	127	131	100	128	522	370	328	90	67	127	48	23	34	38	82·2	72·8	88·5	74·4	47·9	89·4	52·7
16	♂	180	148	107	128	134	100	137	526	360	312	87	75	137	53	26	38	41	82·2	74·4	90·5	86·2	49·0	92·6	54·7
17	♀	175	144	95	125	119	93	127	516	350	303	90	76*	126	55	21	35	37	82·3	68·0	82·5	84·4*	38·1	84·2	60·3
18	♀	177	146	108	128	130	95	129	522	368	312	95	72*	129	52	22	36	40	82·5	73·4	89·0	75·7	42·3	90·0	55·8
19	♀	177	146	100	123	117	93	122	517	365	325	91	70	121	51	20	35	42	82·5	66·1	80·1	76·9	39·2	83·3	57·8
20	♂	178	147	96	118	136	100	127	522	375	328	93	70	134	52	23	32	39	82·6	76·4	92·5	75·2	44·2	82·8	52·2
21	♂	184	152	106	135	135	99	125	538	394	340	99	77	136	54	21	34	40	82·6	73·4	88·8	77·7	38·8	85·0	56·6
22	♀	173	143	94	123	130	100	130	513	350	310	—	—	133*	—	—	—	—	82·7	75·1	90·9	—	—	—	—
23	♀	169	140	97	118	120	92	122	496	345	305	—	—	—	—	—	—	—	82·8	71·0	85·7	—	—	—	—
24	♀	186	154	103	133	130	98	136	542	375	340	91	80	143	60	24	35	42	82·8	69·9	84·4	87·8	40·0	83·3	55·9
25	♀	180	149	104	128	131	102	116	533	372	330	88	72	—	54	25	34	36	82·8	72·8	87·9	77·7	46·2	94·4	—
26	♀	169	140	90	120	123	95	116	493	352	312	90	70*	122	48	25	34	39	82·8	72·8	87·8	77·7*	52·0	87·1	57·3
27	♂	176	146	98	128	142	98	123	512	374	332	93	78*	133	54	20	34	39	83·0	71·6	97·2	83·8*	37·0	87·1	58·6
28	♀	176	146	91	121	126	96	132	516	364	312	—	—	—	—	—	—	—	83·0	73·6	86·3	—	—	—	—
29	♂	178	148	105	130	131	103	135	516	364	330	96	77	135	57	24	31	43	83·1	74·4	88·5	80·2	42·1	72·0	56·2

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
30	♀	180	150	95	128	134	95	129	527	365	323	98	72*	134	50	23	32	37	83·3	70·7	89·8	78·4*	46·0	82·1	53·7
31	♀	181	151	99	124	128	98	122	526	366	316	—	—	123	—	—	—	—	83·4	70·7	84·7	—	—	—	—
32	♂	177	148	102	133	127	94	127	528	378	330	85	72*	133	50	28	30	36	83·6	71·8	85·8	84·7*	56·0	83·3	54·1
33	♂	183	153	101	135	135	100	133	535	380	345	90	73*	135	52	25	34	40	83·6	73·8	88·2	81·1*	48·0	85·0	54·0
34	♀	160	134	94	120	127	93	120	480	334	300	84	65	120	48	25	34	36	83·7	79·4	94·7	77·3	52·0	94·4	54·1
35	♀	172	144	98	124	126	95	128	515	350	308	91	70	128	54	23	33	37	83·7	73·3	87·5	76·8	42·5	89·1	54·6
36	♀	170	143	95	126	120	93	119	504	360	305	89	70	124	47	20	34	36	84·1	70·6	83·9	78·6	42·5	94·4	56·4
37	♂	172	145	97	129	139	98	126	512	370	330	90	72	128	56	21	33	39	84·3	80·8	95·8	92·3	37·4	84·6	56·2
38	♂	178	150	102	132	126	97	128	529	378	335	92	70	132	55	25	32	40	84·3	70·8	84·0	76·0	45·4	80·0	53·0
39	♂	180	152	104	133	124	96	134	530	365	316	94	80	134	56	22	34	39	84·4	68·9	81·5	85·1	39·2	87·1	59·7
40	♂	178	146	100	130	130	97	126	516	370	315	—	—	—	—	—	—	—	84·4	75·1	89·0	—	—	—	—
41	♀	174	147	100	123	126	—	—	518	364	325	—	—	—	—	—	—	—	84·5	72·4	85·7	—	—	—	—
42	♂	176	149	118	140	130	101	125	524	367	332	93	70	134	52	24	37	43	84·7	73·9	87·2	75·2	46·1	86·0	52·2
43	♂	181	154	96	130	136	100	133	538	374	336	—	—	—	—	—	—	—	85·1	75·1	88·3	—	—	—	—
44	♂	182	155	100	130	129	105	140	535	374	325	101	76	147	53	27	34	40	85·2	70·9	83·2	75·2	50·9	85·0	51·7
45	♂	176	150	106	131	131	95	128	520	370	320	—	—	128	—	—	—	—	85·2	74·4	87·3	—	—	—	—
46	♀	163	139	98	120	127	—	112	485	346	—	—	—	—	—	—	—	—	85·3	77·9	91·8	—	—	—	—
47	♀	170	146	104	134	123	95	124	517	356	324	—	—	—	—	—	—	—	85·9	72·4	84·2	—	—	—	—
48	♂	179	154	102	128	141	98	136	525	386	314	95	73	138	53	24	31	36	86·0	78·8	91·5	76·8	45·2	86·1	52·9
49	♀	166	143	95	123	124	96	125	498	338	314	87	70	125	49	23	33	35	86·1	74·7	86·7	80·4	46·9	94·2	56·0
50	♀	164	142	88	123	132	—	120	490	360	312	88	70*	—	50	24	32	36	86·6	80·5	92·9	80·6*	48·0	88·8	—
51	♀	167	145	102	126	122	93	133	508	346	335	—	—	133	—	—	—	—	86·8	78·1	84·1	—	—	—	—
52	♀	172	150	100	129	136	91	136	516	365	325	91	70*	131	47	25	34	39	87·2	79·1	90·6	76·9*	53·1	87·1	53·4
53	♂	179	156	109	135	135	106	134	534	368	338	—	—	144	—	—	—	—	87·2	75·4	86·5	—	—	—	—
54	♂	174	152	100	130	139	104	136	526	358	325	99	78	140	56	24	33	41	87·4	79·9	91·4	78·7	42·8	88·8	55·7
55	♀	168	147	93	127	127	96	129	503	346	318	96	77	139	55	26	33	35	87·5	75·6	86·3	80·2	47·2	94·2	55·3
56	♂	171	150	95	128	129	91	130	512	364	320	101	79	137	56	25	25	33	87·7	75·4	86·0	78·2	44·6	73·6	57·6
57	♂	167	147	102	128	132	95	125	503	365	322	95	—	—	—	—	—	—	88·0	79·0	89·7	—	—	—	—
58	♂	176	155	95	128	123	87	126	527	370	330	85	69	129	50	22	30	34	88·1	69·9	76·7	81·1	44·0	88·2	53·4
59	♀	164	145	100	130	118	86	124	503	370	322	93	66*	124	48	24	32	38	88·4	72·0	81·3	70·9*	50·0	84·2	53·2
60	♂	182	165	109	124	125	100	143	562	382	344	97	85	140*	55	25	36	44	89·0	68·7	75·8	87·6	45·4	81·8	60·7

Schröcken.

Tabelle IV.

1	♂	184	144	96	124	134	106	131	538	375	320	95	72	139	51	24	34	40	78·8	72·8	93·0	75·7	45·0	85·0	51·8
2	♀	168	134	92	114	124	95	120	487	348	300	81	70	124	48	19	36	40	79·8	78·7	92·5	86·4	39·5	90·0	56·4
3	♀	182	146	92	126	132	—	—	526	360	—	105	—	—	—	—	—	—	80·2	72·5	90·4	—	—	—	—
4	♀	166	135*	—	—	128	—	—	—	340	—	—	—	—	—	—	—	—	81·3*	77·1	95·9*	—	—	—	—
5	♂?	171	142	98	124	—	—	—	510	356	—	—	—	—	—	—	—	—	83·0	—	—	—	—	—	—
6	♂	179	149	103	128	102	—	130	527	374	330	—	—	—	—	—	—	—	83·2	56·8	68·4	—	—	—	—
7	♀	161	134	99	125	119	—	—	478	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83·2	52·2	88·8	—	—	—	—
8	♀	164	137	91	118	124	91	119	485	355	312	88	70	118	50	24	37	40	83·5	74·3	90·5	79·5	48·0	92·5	59·3
9	♀	171	145	94	128	137	94	121	505	368	330	84	64	122	44	19	34	38	84·8	80·1	94·4	76·1	43·1	81·5	52·4
10	♂	171	149	104	131	130	94	132	516	360	316	—	—	—	—	—	—	—	87·1	76·0	87·2	—	—	—	—
11	♂	170	152	100	134	133	101	128	515	365	338	—	74	131	52	23	34	37	89·4	78·2	87·5	—	44·2	91·8	56·4
12	♂	168	151	95	130	130	92	119	510	356	332	90	78	124	52	24	33	38	89·9	77·3	86·0	86·6	46·1	86·8	62·9

Bludesch.

Tabelle V.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ih
												b	h		h	b	h	b							
1	♀	174	137	97	122	126	96	128	501	362	304	—	—	129	—	—	—	—	78·7	72·4	91·9	—	—	—	—
2	♂	172	136	96	119	132	92	118	495	364	313	78	64	119	47	22	32	38	79·1	76·7	97·0	82·0	46·8	84·2	53·7
3	♀	188	149	100	134	133	101	132	545	393	330	100	70	135	48*	26	32	40	79·2	70·7	89·2	70·0	54·1*	80·0	51·8
4	♂	176	141	95	121	134	92	127	510	370	351	92	71	127	50	24	36	37	80·1	76·1	95·0	77·1	48·0	97·2	55·9
5	♂	174	141	92	123	127	93	122	506	350	305	89	75	124	55	23	33	38	81·0	72·9	90·0	84·3	41·8	86·8	60·4
6	♀	179	145	94	116	124	94	125	515	360	318	94	69	124	49	24	34	40	81·0	69·8	85·5	73·4	48·9	85·0	55·6
7	♂	180	146	99	126	135	97	130	517	378	318	93	66	138	47	23	31	35	81·1	75·0	92·4	70·9	48·9	88·5	47·8
8	♂	178	145	101	126	136	—	—	531	372	324	—	—	—	—	—	—	—	81·5	76·4	93·7	—	—	—	—
9	♀	181	149	100	129	126	98	124	517	376	326	99	66*	130	46	24	34	40	82·3	69·6	84·5	66·6*	52·1	85·0	50·7*
10	♂	181	150	100	130	140	103	130	536	373	330	98	73	134	50	24	36	41	82·9	77·3	93·3	74·4	48·0	87·8	54·5
11	♀	179	149	108	138	133	97	130	526	370	332	94	80*	137	56	27	36	40	83·2	74·3	89·2	85·1*	48·1	90·0	58·3*
12	♂	180	150	106	132	127	101	130	524	364	330	100	82	—	54	26	37	43	83·3	70·6	84·6	82·0	48·1	88·8	—
13	♂	174	145	126	131	134	102	126	511	355	315	94	74	106	52	24	34	39	83·3	77·0	92·4	78·7	43·8	87·1	69·8
14	♂	171	143	101	126	127	96	130	507	350	314	96	69	126	50	26	37	38	83·6	74·2	88·1	71 8	52·0	97·3	54·7*
15	♀	176	148	103	131	137	97	123	511	380	324	97	67*	128	51	24	33	37	84·1	77·8	92·5	69·0*	47·0	89·2	52·3
16	♂	173	146	96	124	130	99	121	516	365	325	87	60	122	42	23	30	36	84·4	75·1	82·1	68·9	54·7	83·3	49·1
17	♂	180	152	109	137	—	103	132	533	363	330	98	—	—	—	—	—	—	84·4	—	—	—	—	—	—
18	♀	174	147	102	126	124	96	138	520	350	310	97	70	136	50	22	34	37	84·5	71·2	84·3	72·1	44·0	91·9	51·4
19	♂	178	151	106	136	142	100	140	538	380	330	98	73	141	56	24	37	43	84·8	79·7	94·0	74·4	42·8	86·0	51·7
20	♀	180	154	99	132	136	96	127	536	378	342	90	72*	129	52	21	32	38	85·5	75·5	88·3	80·0*	40·3	84·2	55·8
21	♀	167	144	102	126	130	96	123	501	356	325	86	60	128	43	24	39	38	86·2	77·8	90·2	69·7	55·7	97·4	46·8
22	♂	168	145	99	120	127	94	123	492	350	315	87*	63	131	47	22	28	40	86·3	75·5	87·5	71·2*	46·7	70·0	48·0
23	♂	171	148	99	130	138	102	133	510	365	320	91	72	136	52	24	30	38	86·5	80·7	93·2	79·1	44·2	78·8	52·9
24	♀	166	145	100	126	130*	87*	125	503	370	315	92	64	125	48	26	33	38	87·3	78·3	89·6*	69·5	54·1	86·8	51·2
25	♂	171	151	96	122	128	91	128	518	356	320	88	66*	127	49	24	33	36	88·3	74·8*	84·7*	75·0*	47·9	91·6	51·9*
26	♂	166	148	105	128	118	99	132	495	334	325	87	69	133	52	27	33	40	89·2	71·0	79·7	79·3	51·9	82·5	51·8
27	♀	164	150	104	138	131	98	127	504	351	330	92	70	129	50	25	33	41	91·5	76·2	87·3	76·0	50·0	80·4	54·2

Nüziders.

Tabelle VI.

1	♂	198	140	92	112	131	102	129	514	365	300	86	70	122	48	20	29	41	70·7	66·1	93·5	81·3	41·6	70·7	57·3
2	♀?	189	148	107	130	138	106	129	503	380	336	93	78	138	53	24	35	41	77·3	73·0	93·2	83·8	45·2	85·3	56·5
3	♀	183	142	104	126	131	106	127	530	380	330	97	75*	131	53	26	33	43	77·6	71·5	92·2	77·3*	49·2	76·7	57·2
4	♀	178	140	106	132	138	—	128	526	376	330	—	—	—	—	—	—	—	78·7	77·5	98·5	—	—	—	—
5	♀	193	152	105	132	140	104	134	550	392	340	94	73	139	50	24	32	38	78·8	72·5	92·1	77·6	48·0	84·2	52·2
6	♂	177	141	96	120	128	92	122	514	370	312	90	68*	120	48	22	36	40	79·7	72·3	90·8	75·5*	45·8	90·0	56·6
7	♂	170	136	—	126	128	—	118	505*	360*	310	—	—	—	—	—	—	—	80·0	75·2	94·1	—	—	—	—
8	♀	170	137	91	117	128	92	119	495	360	306	80	68	117	51	24	30	35	80·6	75·2	93·4	85·0	47·0	85·7	58·1
9	♂	181	146	102	128	130	102	120	516	362	328	92	72	130*	50	27	34	40	80·7	71·8	89·0	78·2	54·0	85·0	55·3*
10	♂	176	142	106	126	130	100	128	520	350	314	—	73	—	50	23	34	40	80·7	73·8	91·5	—	46·0	85·0	—
11	♀	184	149	90	120	140	—	124	545	385	330	—	—	123	—	—	—	—	81·0	76·0	93·9	—	—	—	—
12	♀	179	145	93	120	130	93	123	512	365	330	90	71*	139	51	23	30	38	81·0	72·6	89·6	78·8*	45·0	78·9	51·0
13	♀	183	149	104	125	134	—	136	528	366	310	—	—	122	—	—	—	—	81·4	73·2	89·9	—	—	—	—
14	♀	170	140	100	126	130	97	124	502	355	304	88	65	121	47	25	33	37	82·4	76·4	92·8	73·5	51·0	89·1	53·7

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Ob:Ib
												b	h		h	b	h	b							
15	♂	166	138	92	115	118	90	123	492	345	295	86	73*	130*	53	29	34	40	83·1	71·0	85·5	84·7*	54·7	85·0	56·1*
16	♀	182	152	102	128	133	116	129	527	365	336	90	75*	—	51	23	34	40	83·5	73·0	87·5	83·3*	45·0	85·0	—
17	♂	175	147	98	130	—	—	125	515	360	300	—	—	—	—	—	—	—	84·0	—	—	—	—	—	—
18	♂	164	142	97	118	132	100	124	493	345	305	90	68	120	46	24	36	42	84·6	87·1	92·9	75·5	52·1	85·7	56·6
19	♂	165	139	99	126	122	94	118	494	335	310	85	70	—	52	22	36	38	86·2	78·7	87·7	82·3	42·3	94·7	—
20	♀	167	146	97	124	126	—	124	498	346	315	—	—	137	—	—	—	—	87·4	75·4	86·3	—	—	—	—
21	♂	174	153	108	138	134*	102	136	528	375	340	100	64*	136	47	24	32	43	87·9	77·0	87·5*	64·0*	51·0	74·4	47·0*
22	♀?	172	152	96	133	128	96	125	518	360	340	96	74	127	52	27	37	41	88·4	74·4	84·2	77·0	51·9	90·2	58·2
23	♀	176	156	104	132	144	102	132	533	374	344	91	72	138	53	35	35	42	88·6	81·8	98·0	79·1	66·0	83·3	52·1
24	♂	164	146	100	126	131	—	119	490	360	325	—	—	—	—	—	—	—	89·0	79·8	89·0	—	—	—	—

Vandans.

Tabelle VII

1	♂	188	151	106	136	116	—	—	550	380	330	—	—	—	—	—	—	—	80·3	61·7	88·8	—	—	—	—
2	♂?	182	148	101	127	130	103	127	520	364	325	—	—	—	—	—	—	—	81·3	71·4	86·5	—	—	—	—
3	♂	174	144	93	121	128	94	128	505	353	318	—	—	—	—	—	—	—	82·8	73·4	88·8	—	—	—	—

Silberthal.

Tabelle VIII.

1	♂?	183	144	98	124	128	—	130	524	375	312	—	—	—	—	—	—	—	78·7	69·9	88·8	—	—	—	—
2	♂?	181	143	106	127	123	—	123	528	335	318	—	—	—	—	—	—	—	79·0	79·0	86·0	—	—	—	—
3	♂?	184	148	100	130	136	104	127	536	376	322	90	71*	133	48	22	32	38	80·4	73·9	85·1	78·8*	45·7	84·2	53·3
4	♀?	172	140	92	120	125	98	121	503	350	322	—	—	—	—	—	—	—	81·4	72·7	89·2	—	—	—	—
5	♀	178	146	—	—	130	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	82·0	73·0	82·1	—	—	—	—
6	♂	176	146	92	126	128	102	124	512	362	312	98	66	130	50*	24*	31	38	83·0	72·7	87·6	67·3	48·0*	81·5	50·7
7	♀	177	148	94	126	100	—	126	516	—	320	—	—	—	—	—	—	—	83·6	—	67·5	—	—	—	—
8	♀	170	144	94	125	136	92	124	506	370	330	93	83*	125	55	22	33	35	84·7	80·0	94·4	89·2*	40·0	94·2	66·4
9	♂	177	150	100	128	126	100	129	526	366	338	99	69	132	51	24	30	37	84·7	71·2	84·0	69·6	47·0	81·0	53·0
10	♂	176	150	96	119	132	99	139	518	356	342	—	—	—	—	—	—	—	85·2	75·0	88·0	—	—	—	—
11	♂	171	146	93	124	133	100	121	506	354	314	—	—	122	45	24	30	40	85·4	77·8	91·0	—	53·3	75·0	—
12	♂?	171	146	92	120	127	—	—	505	352	322	—	—	—	—	—	—	—	85·4	74·3	86·9	—	—	—	—
13	♀?	173	150	98	126	128	—	126	518	370	328	—	—	126	—	—	—	—	86·7	74·0	85·3	—	—	—	—
14	♂	174	152	103	128	131	—	130	524	365*	340	—	—	—	—	—	—	—	87·4	75·3	86·1	—	—	—	—
15	♂	174	152	—	—	—	—	—	527*	372	—	—	—	—	—	—	—	—	87·4	—	—	—	—	—	—

Sonntag.

Tabelle IX.

1	♂	188	139	105	126	138	108	123	536	370	312	103	70*	139	52	23	32	42	73·9	73·3	99·2	67·9*	45·3	76·1	50·3
2	♀	180	138	97	126	136	95	124	524	373	310	—	—	124	—	—	—	—	76·6	75·5	97·8	—	—	—	—
3	♂	183	143	97	118	132	104	130	523	368	350	88	72*	135	52	—	—	—	78·1	72·1	92·3	81·8*	—	—	53·3
4	♀	175	138	97	123	130	98	115	500	365	320	97	72*	—	52	24	32	38	78·9	74·3	94·2	74·2*	46·1	84·2	—
5	♂	181	143	102	124	130	99	128	524	355	310	94	74	136	54	22	33	42	79·0	71·8	90·9	78·7	40·7	78·5	54·4
6	♂	187	148	100	122	133	—	133	533	380	315	—	—	—	—	—	—	—	79·1	71·1	89·8	—	—	—	—
7	♀	174	138	101	122	124	102	125	505	335	298	98	76	136	52	22	32	38	79·3	71·2	89·8	77·5	42·3	84·2	55·8

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hs	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
8	♂	186	148	100	130	140	103	129	538	385	325	98	70	136	52	23	31	38	79·6	75·2	94·5	71·4	45·3	81·5	51·4
9	♂	186	149	101	131	140	103	131	543	386	324	98	70	136	52	23	31	38	80·1	75·2	93·9	71·4	45·3	81·5	51·4
10	♂	181	145	107	130	132	105	123	525	365	320	100	67	131	50	22	31	38	80·1	76·9	91·0	67·9	44·0	81·5	51·1
11	♀	168	134	100	122	125	—	120	485	340	295	—	—	—	—	—	—	—	80·2	74·4	93·2	—	—	—	—
12	♀	181	146	95	125	128	97	124	524	374	316	90	70	124	50	24	36	40	80·7	70·7	87·6	77·7	48·0	90·0	56·4
13	♂	182	147	103	130	140	103	132	534	374	315	—	—	141	—	—	—	—	80·8	76·9	95·2	—	—	—	—
14	♂	183	147	102	123	134	103	133	530	366	308	102	73	133	53	—	—	—	80·9	73·2	91·1	71·5	—	—	54·8
15	♀	173	140	94	121	130	—	125	510	—	314	—	—	—	—	—	—	—	80·9	75·1	92·8	—	—	—	—
16	♂	179	145	107	127	135	103	129	525	364	312	96	72*	136	52	24	34	40	81·9	75·4	93·1	94·7*	46·1	85·0	52·9
17	♂	180	146	98	123	136	103	133	524	374	308	97	70*	136	46	23	31	40	81·1	75·5	93·2	72·1*	50·0	77·5	51·4
18	♀	170	138	102	122	125	98	120	500	345	300	92	72*	123	49	23	32	40	81·2	73·5	89·8	78·2*	46·9	80·0	58·5
19	♂	176	143	95	122	134	102	130	518	366	306	91	70	126	50	25	30	36	81·2	70·4	93·7	76·9	50·0	83·3	55·5
20	♀	176	143	96	120	123	102	125	509	350	305	100	71	132	52	20	38	42	81·2	69·8	86·0	71·0	38·4	90·4	53·7
21	♂	177	144	106	130	136	—	—	524	365	330	—	—	—	—	—	—	—	81·3	77·8	94·4	—	—	—	—
22	♂	178	145	103	127	134	101	131	521	375	318	98	68	131	49	25	32	38	81·5	75·2	92·4	69·3	59·1	84·2	51·9
23	♀	178	145	101	129	134	105	131	520	350	312	102	81	138	57	24	26	42	81·5	75·2	92·4	79·4	42·1	61·1	58·6
24	♂	180	147	100	125	132	102	131	530	365	318	88	70*	140	52	—	34	38	81·7	73·3	89·7	80·6*	—	89·4	50·0
25	♀	170	139	92	121	131	100	123	500	355	314	94	70	127	49	22	31	37	81·8	77·0	94·2	74·4	45·1	88·7	55·1
26	♀	177	145	100	127	129	102	131	520	355	310	102	73*	134	57	22	34	43	81·9	72·9	88·9	71·5*	38·5	79·3	54·4
27	♀	177	145	93	102	133	—	—	511	365	—	—	—	—	—	—	—	—	81·9	75·4	92·4	—	—	—	—
28	♀	171	140	—	—	132	—	—	530	315	—	—	—	—	—	—	—	—	81·9	77·2	94·2	—	—	—	—
29	♀	172	141	96	117	129	97	122	500	355	308	86	60*	120	45	22	30	36	82·0	74·9	86·5	69·7*	48·8	83·3	50·0
30	♂	184	151	104	130	138	98	128	535	386	330	98	70	126	50	27	34	38	82·1	75·0	91·3	71·4	54·0	89·4	55·5
31	♂	179	147	103	125	125	104	128	520	356	320	102	69	141	53	24	32	40	82·1	64·2	85·0	67·6	45·2	80·0	48·9
32	♀	174	143	97	121	130	96	122	508	364	314	88	64	122	47	22	33	37	82·2	74·7	90·9	72·7	46·1	89·1	52·4
33	♂	175	144	94	125	127	100	126	515	356	310	86	66	125	46	23	33	40	82·3	72·0	81·2	76·7	50·0	82·5	52·8
34	♂	188	155	96	132	130	—	—	544	392	—	—	—	—	—	—	—	—	82·4	69·1	83·8	—	—	—	—
35	♀	178	145	94	123	128	99	121	518	368	325	92	68	129	48	26	30	38	82·4	71·9	88·2	73·9	54·1	78·9	52·7
36	♂	178	147	103	129	135	107	130	525	365	318	106	71	138	53	24	32	38	82·6	75·8	91·8	66·9	45·2	84·2	51·4
37	♂	180	149	104	126	132	—	133	530	365	324	—	—	—	—	—	—	—	82·8	73·3	88·5	—	—	—	—
38	♀	171	141	100	129	128	95	121	501	345	300	91	72	131	53	22	32	38	82·9	74·8	90·7	79·1	41·5	84·2	54·9
39	♀	171	142	102	125	120	94	119	505	360	316	92	72	127	51	—	36	39	83·0	70·1	84·5	78·2	—	92·3	56·6
40	♀	182	151	104	132	126	98	122	532	375	335	86	72*	122	52	20	34	38	83·0	69·2	83·4	83·9*	38·4	89·4	58·0
41	♀	162	135	95	120	123	94	123	480	330	298	88	70	123	48	21	32	36	83·3	75·9	91·1	80·6	43·7	88·8	56·9
42	♂	174	145	100	125	134	94	118	508	376	330	93	68	123	49	23	29	36	83·3	77·0	92·4	78·1	46·9	80·5	55·2
43	♂	175	146	106	128	132	101	128	520	365	323	102	74	132	52	25	34	40	83·4	76·0	90·4	72·5	48·0	85·0	56·0
44	♀	170	142	95	126	127	98	128	505	355	300	92	70*	128	50	22	30	35	83·5	74·7	89·4	76·0	44·0	85·7	54·6
45	♂	177	148	—	135	138	—	126	—	388	340	—	—	—	—	—	—	—	83·6	77·9	93·2	—	—	—	—
46	♂	172	144	98	121	126	100	123	506	346	314	95	70	123	50	24	34	36	83·7	73·2	87·5	73·6	48·0	94·4	56·9
47	♂	173	145	94	122	131	—	—	506	354	310	—	—	—	—	—	—	—	83·8	75·7	90·3	—	—	—	—
48	♂	181	152	103	132	135	104	134	534	366	328	100	70	143	47	25	34	40	84·0	74·5	88·8	70·0	53·1	85·0	48·9
49	♂	167	146	100	122	131	94	125	512	354	320	90	66	130	49	22	35	41	84·0	78·4	89·7	73·3	45·1	85·3	50·7
50	♀	170	143	94	123	126	93	128	504	365	310	87	66*	128	50	35	36	40	84·1	74·1	88·1	78·5	70·0	90·0	51·5
51	♂	173	146	102	132	133	—	—	518	364	325	—	—	—	—	—	—	—	84·4	76·8	91·0	—	—	—	—
52	♂	180	152	104	133	140	—	—	535	380	—	—	—	—	—	—	—	—	84·4	77·7	92·1	—	—	—	—
53	♂	187	158	105	137	127	103	130	550	384	343	93	80	138	54	21	32	42	84·5	67·9	80·3	86·0	38·8	76·1	57·9
54	♂	181	158	108	131	137	104	134	533	373	338	99	74	136	54	22	35	38	84·5	75·6	86·7	74·7	40·7	92·1	54·4
55	♀	168	142	99	130	124	96	118	505	350	318	91	68*	124	48	25	31	36	84·5	73·8	87·3	74·7*	52·0	86·1	54·8
56	♂	175	148	104	132	137	97	126	523	374	325	90	73	134	50	25	34	42	84·6	84·0	92·5	81·1	50·0	80·9	54·4
57	♂	177	150	102	124	126	97	120	520	356	310	97	75	124	58	22	38	39	84·7	71·1	84·0	77·3	37·9	97·4	60·4

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
58	♂	176	149	98	127	133	97	128	522	368	335	96	71	130	51	22	32	36	84·7	74·4	89·2	73·9	45·0	88·8	54·6
59	♀	170	144	99	124	125	99	126	508	350	312	92	65	127	50	24	31	37	83·6	73·5	86·8	70·6	48·0	88·7	51·1
60	♀	165	140	96	126	116	95	124	492	332	303	90	62	124	49	22*	32	36	84·8	70·3	82·8	68·8	45·1*	88·8	50·0
61	♂	178	151	103	125	135	104	135	534	366	336	97	76	104	56	26	33	41	84·8	75·8	89·4	78·3	46·4	88·8	73·0
62	♀	178	151	98	129	136	103	130	522	368	330	92	72	129	54	24	32	40	84·8	76·4	90·0	78·2	44·4	80·0	58·0
63	♂	178	151	96	129	134	—	—	525	356	326	—	—	—	—	—	—	—	84·8	75·2	88·7	—	—	—	—
64	♀	166	141	94	123	130	99	128	493	345	305	90	68	122	53	26	30	36	84·9	78·3	92·1	75·5	49·0	83·3	55·7
65	♂	170	145	102	126	124	99	125	508	345	315	87	68	123	48	23	33	40	85·3	74·7	85·5	78·1	47·8	82·5	55·2
66	♂	178	152	104	130	128	94	122	522	380	330	90	77	133	52	21	35	40	85·4	71·9	84·2	85·5	40·3	87·5	57·8
67	♂	173	148	96	128	125	90	123	516	360	320	96	72	127	50	23	32	40	85·5	72·2	84·4	75·0	46·0	80·0	56·6
68	♀	167	143	95	120	124	93	123	496	346	310	90	67	123	47	23	34	35	85·6	74·2	86·7	74·4	48·9	97·1	54·4
69	♀	167	143	102	121	126	—	129	506	345	310	—	—	—	—	—	—	—	85·6	75·4	88·1	—	—	—	—
70	♀	170	146	100	132	114	94	126	512	338	310	84	70	124	50	24	34	37	85·9	67·0	78·0	83·3	48·0	91·8	56·4
71	♂	171	147	97	125	142	—	118	505	373	345	—	—	122	—	—	—	—	86·0	83·0	96·5	—	—	—	—
72	♂	180	155	100	124	131	103	140	538	360	335	—	—	140	—	—	—	—	86·1	72·7	84·5	—	—	—	—
73	♀	169	146	101	132	134	94	128	512	356	326	96	76*	139	54	23	34	42	86·4	80·2	91·7	79·1*	42·5	80·9	54·6
74	♂	177	153	104	132	134*	—	—	534	374	340	—	—	—	—	—	—	—	86·4	75·7*	87·5	—	—	—	—
75	♂	178	154	100	130	132	92	136	538	380	330	94	67*	136*	49	22	32	38	86·5	74·1	85·7	71·2*	45·1	84·2	49·2
76	♂	179	155	108	130	128	104	134	530	350	324	96	72	138	52	20	36	41	86·6	70·9	82·5	94·7	38·4	87·8	52·1
77	♀	164	142	97	121	126	102	122	490	330	315	96	70	129	46	24*	30	38	87·1	76·8	88·7	72·9	51·1*	78·9	54·2
78	♀	172	150	93	125	132	92	133	520	360	312	88	68*	129	50	22	32	39	87·2	76·7	88·0	77·2*	44·0	82·8	52·7
79	♀	172	150	102	132	132	95	115	514	366	336	94	70	122	52	20	34	38	87·2	76·7	88·0	74·4	38·4	89·4	57·3
80	♂	180	157	104	132	140	107	134	534	364	330	103	71	143	51	26	37	42	87·2	77·7	89·1	68·9	50·9	88·0	49·6
81	♀	165	144	98	125	117	93	121	495	338	303	86	60	120	43	22	32	38	87·3	70·9	81·2	69·7	51·1	84·2	50·0
82	♀	167	146	100	122	131	94	125	512	354	320	90	66	130	49	22	35	41	87·4	78·4	89·7	73·3	45·1	85·3	50·7
83	♂	185	168	106	142	139	98	140	563	394	367	103	68	144	50	29	33	40	87·6	75·1	82·7	66·0	58·0	82·5	47·2
84	♂	179	157	108	132	126	99	142	533	360	325	—	—	—	—	—	—	—	87·7	70·3	80·2	—	—	—	—
85	♂	171	150	—	128	127	99	135	526	374	325	101	76	139	53	23	36	38	87·7	74·2	84·6	75·2	43·3	94·7	54·6
86	♀	165	145	90	120	115	—	—	495	—	—	—	—	—	—	—	—	—	87·9	69·6	79·2	—	—	—	—
87	♀	168	148	100	127	120	—	125	507	348	308	—	—	—	—	—	—	—	88·1	71·4	81·0	—	—	—	—
88	♀	168	148	100	122	129	—	130	510	350	322	—	—	—	—	—	—	—	88·1	76·7	87·1	—	—	—	—
89	♀	165	147	93	128	127	—	125	500	350	324	—	—	—	—	—	—	—	89·1	76·9	86·3	—	—	—	—
90	♀	166	148	97	132	134	96	130	509	356	324	102	73	136	53	23	33	37	89·2	80·7	90·5	71·5	43·3	89·1	53·6
91	♂	178	159	105	130	129	103	132	535	358	340	96	74	132	54	20	34	37	89·3	72·4	81·1	77·0	37·0	91·8	56·0
92	♂	174	147	96	124	132	—	127	512	365	324	—	—	—	—	—	—	—	89·5	75·8	89·7	—	—	—	—
93	♀	163	146	95	123	124	97	128	498	336	310	86	70	125	51	20	33	37	89·6	76·0	84·9	81·3	39·2	89·1	56·0
94	♀	173	155	98	130	138	99	137	528	365	330	96	79	142	55	23	36	36	89·6	79·7	89·0	82·2	41·8	100·0	56·8
95	♀	164	147	98	125	124	—	124	503	360	320	—	—	—	—	—	—	—	89·6	75·6	84·3	—	—	—	—
96	♀	166	150	100	136	126	94	124	508	364	324	84	70*	129	54	24	33	35	90·4	75·9	84·0	83·3*	44·4	94·2	54·2
97	♂	174	161	101	138	134	99	130	535	368	354	88	69	135	54	22	32	37	91·4	77·0	83·2	78·4	40·7	82·1	51·1
98	Kind	166	152	106	132	128	—	—	512	358	326	—	—	—	—	—	—	—	91·6	71·0	84·2	—	—	—	—
99	♂	176	154	98	129	137	104	130	524	366	332	94	71	137	51	24	28	40	93·3	77·8	88·9	75·5	47·0	65·0	51·8

Fontanella.

Tabelle X.

1	♀	168	141	101	124	126	93	125	504	350	305	—	—	131	—	—	—	—	83·9	74·4	89·3	—	—	—	—
2	♂	190	164	102	134	140	103	133	558	405	352	96	72	130	50	24	35	42	86·3	70·0	85·3	75·0	48·0	83·8	55·3

Buchboden.

Tabelle XI.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L : B.	L. : H.	B. : H.	Ogi	Ni	Oi	Oh : Ib
												b	h		h	b	h	b							
1	♀	181	139	—	—	131	—	—	512	352	312	—	—	—	—	—	—	—	76·8	72·3	94·2	—	—	—	—
2	♂	177	137	96	122	137	101	120	514	372	330	97	65	130	50	29	34	40	77·4	77·4	100·0	67·0	58·0	85·0	50·0
3	♂	183	142	105	128	137	103	128	525	380	318	92	75	141	54	24	34	42	77·6	74·8	95·7	81·5	44·4	80·0	53·1
4	♂	179	139	95	120	128	98	122	516	365	304	90	70*	124	50	22	33	38	77·7	71·5	92·0	77·7*	44·0	86·8	56·4
5	♀	179	139	—	—	—	—	—	522	356	308	—	—	—	—	—	—	—	77·7	—	—	—	—	—	—
6	♀	180	140	—	—	124	—	—	515	360	308	—	—	—	—	—	—	—	77·8	68·8	88·5	—	—	—	—
7	♀	177	138	100	120	124	—	122	505	352	306	—	—	—	—	—	—	—	78·0	70·0	89·8	—	—	—	—
8	♂	185	147	105	128	136	102	134	537	380	324	99	76	140	52	22	37	40	79·5	73·5	92·5	76·7	42 3	92·5	54·2
9	♀	178	140	103	126	128	—	—	510	356	310	—	—	—	—	—	—	—	78·7	71·9	91·4	—	—	—	—
10	♀	180	142	—	—	—	—	—	512	360	305	—	—	—	—	—	—	—	78·9	—	—	—	—	—	—
11	♂	186	147	96	129	123	97	126	540	370	335	93	70*	131	50	26	37	39	79·0	60·7	83·6	75·2	52·0	94·8	53·4
12	♂	182	144	100	128	140	100	132	532	384	328	—	—	134	—	—	—	—	79·1	76·9	97·2	—	—	—	—
13	♂	176	140	100	123	132	100	122	510	365	305	87	72	127	52	22	35	40	79·5	75·0	94·2	82·7	42·3	87·5	56·6
14	♂	180	144	—	—	128	—	—	525	370	308	—	—	—	—	—	—	—	80·0	71·1	88·8	—	—	—	—
15	♀	170	136	95	122	127	95	109	500	355	308	87	70	—	50	24	33	40	80·0	75·2	93·3	80·4	48·0	82·5	—
16	♀	170	136	99	118	127	97	124	500	345	300	91	68	129	48	24	34	40	80·0	75·2	93·3	74·7	50·0	85·0	52·7
17	♀	176	141	101	120	130	95	120	505	356	310	90	68	122	50	23	31	38	80·1	73·8	92·1	75·5	46·0	81·5	55·7
18	♀	171	137	97	121	134	98	119	495	350	300	88	67	124	45	21	32	35	80·1	78·4	97·8	76·1	46·6	91·4	54·0
19	♂	181	145	98	128	131	100	133	526	364	312	93	67	—	50	22	32	40	80·1	72·3	90·3	72·0	44·0	80·0	—
20	♂	178	143	100	126	130	126	130	518	360	320	—	—	—	—	—	—	—	80·3	71·8	90·9	—	—	—	—
21	♀	173	140	100	123	130	100	125	508	350	304	95	68*	129	50	24	32	44	80·9	75·1	92·8	70·5*	48·0	72·7	52·7
22	♂	170	138	106	136	125	93	132	524	360	330	—	—	136	—	—	—	—	81·2	73·5	90·5	—	—	—	—
23	♀	175	143	—	—	132	—	—	507	356	310	—	—	—	—	—	—	—	81·7	75·4	92·3	—	—	—	—
24	♀	170	139	95	116	132	92	120	498	352	306	87	63*	127	44	27	30	37	81·8	77·6	94·9	72·4*	61·3	81·0	49·6
25	♂	182	149	103	127	128	100	134	528	360	318	97	77*	136	55	27	32	42	81·9	70·3	85·9	79·6*	49·0	76·1	56·6
26	♀	178	146	—	—	132	—	—	526	346	320	—	—	—	—	—	—	—	82·0	74·1	90·4	—	—	—	—
27	♂	172	141	100	128	138	—	133	526	360	340	—	—	—	—	—	—	—	82·0	80·2	97·8	—	—	—	—
28	♀	170	140	102	121	118	93	124	503	335	300	90	64	125	44	22	34	38	82·4	69·4	84·2	71·1	50·0	89·4	51·2
29	♀	173	143	100	124	130	89	118	505	372	312	88	73	128	53	23	33	38	82·7	75·1	90·9	82·9	46·0	86·8	57·0
30	Kind	164	136	92	116	127	89	114	484	350	310	89	81	108	41	20	27	32	82·9	77·4	93·3	91·0	48·7	84·3	75·0
31	♂	179	149	—	—	129	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	—	83·2	72·0	86·5	—	—	—	—
32	♂	185	154	102	124	134	102	131	535	375	334	96	76*	143	60	28	34	41	83·2	72·4	87·0	79·1	46·6	82·9	53·1
33	♂	180	150	—	—	122	—	—	535	376	324	—	—	—	—	—	—	—	83·3	67·7	80·3	—	—	—	—
34	♀	168	140	93	117	120	—	120	490	340	305	—	—	—	—	—	—	—	83·3	71·4	85·7	—	—	—	—
35	♂	180	150	105	131	140	103	128	530	382	324	94	63	135	46	27	31	42	83·3	77·7	93·3	67·0	58·6	73·8	46·6
36	♀	175	146	107	130	128	99	118	515	336	326	85	70*	136	50	22	33	39	83·4	73·1	87·6	82·3*	44·0	84·6	51·4
37	♀	170	142	95	121	123	96	133	503	346	295	93	70*	128	47	21	34	39	83·5	72·3	86·5	75·2*	44·6	87·1	54·6
38	♂	176	147	—	—	131	—	—	523	370	—	—	—	—	—	—	—	—	83·5	74·4	89·3	—	—	—	—
39	♂	177	148	100	133	128	—	132	535	365	315	—	—	—	—	—	—	—	83·6	72·3	86·5	—	—	—	—
40	♀	172	144	—	—	134	—	—	510	365	325	—	—	—	—	—	—	—	83·7	77·9	93·0	—	—	—	—
41	♂	180	151	100	128	121	92	132	530	372	326	92	70*	138	51	24	36	39	83·9	67·2	80·1	76·0*	47·0	92·3	50·7
42	♀	174	146	—	—	127	—	—	520	362	322	—	—	—	—	—	—	—	83·9	72·9	86·9	—	—	—	—
43	♀	170	143	102	128	129	99	129	504	344	314	115	71*	130	53	28	32	40	84·1	75·8	90·2	61·7*	52·8	80·0	54·6
44	♂	172	145	97	124	126	98	127	512	354	315	87	73	128	48	23	34	42	84·3	73·2	86·8	83·9	47·9	80·0	57·0
45	♀	166	140	100	120	—	—	—	515	352	306	—	—	—	—	—	—	—	84·3	—	—	—	—	—	—
46	♂	180	152	102	131	130	—	132	530	366	325	—	—	—	—	—	—	—	84·4	72·2	85·8	—	—	—	—
47	♂	188	159	99	125	141	102	137	548	385	336	97	80	142	55	22	34	41	84·6	75·0	88·6	82·4	47·9	82·9	56·3
48	♂	175	148	103	129	135	107	130	527	356	326	93	66	139	48	25	34	39	84·6	77·1	91·2	70·9	52·0	87·1	47·4
49	♀	169	143	98	124	121	94	122	500	344	310	90	64*	126	48	22	32	36	84·6	65·3	84·6	71·1*	45·8	88·8	50·7

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
50	♂	176	149	—	—	132	—	—	528	364	—	—	—	—	—	—	—	—	84·7	75·0	88·5	—	—	—	—
51	♀	170	144	97	124	126	90	132	504	356	308	86	70	132	47	20	35	38	84·7	74·1	87·5	81·3	42·1	92·1	53·0
52	♀	171	145	—	—	126	—	—	517	358	316	—	—	—	—	—	—	—	84·8	73·6	86·8	—	—	—	—
53	♀	172	146	101	126	133	100	127	518	364	326	97	68	136	48	23	34	41	84·9	77·3	91·0	71·0	47·9	82·9	49·0
54	♂	187	159	103	131	138	109	147	545	375	335	72*	103	149	58	28	32	38	85·0	74·3	86·7	69·9*	48·2	84·2	69·1
55	♀	167	142	101	122	120	92	120	493	340	310	90	70	126	50	23	33	37	85·0	71·8	84·5	77·7	46·0	89·1	55·5
56	♂	175	149	99	125	125	101	132	518	348	310	97	74	132	54	25	35	43	85·1	71·4	83·8	76·2	42·6	81·3	56·0
57	♂	174	148	103	125	—	—	134	520	360	310	—	—	—	—	—	—	—	85·1	—	—	—	—	—	—
58	♀	172	147	96	134	130	—	—	510	362	—	—	—	—	—	—	—	—	85·5	75·5	88·4	—	—	—	—
59	♂	179	153	98	131	140	100	130	534	376	330	95	71	132	53	24	34	38	85·5	78·2	91·4	74·7	45·2	89·4	53·7
60	♂	174	149	102	123	130	98	136	516	364	324	93	77	138	53	26	34	43	85·6	74·7	87·2	82·7	49·0	79·0	55·7
61	♀	169	145	106	131	120	—	124	507	345	310	—	—	—	—	—	—	—	85·8	71·6	82·7	—	—	—	—
62	♀	170	146	103	127	135	100	124	508	355	320	86	66	124	50	20	34	39	85·9	79·4	92·4	76·7	40·0	87·1	53·2
63	♀	172	148	93	122	117	—	—	505	352	325	—	—	122	—	—	—	—	86·0	68·0	79·0	—	—	—	—
64	♀	178	153	—	—	130	—	—	518	355	—	—	—	—	—	—	—	—	86·0	73·0	84·9	—	—	—	—
65	♀	164	141	94	120	123	90	121	495	350	320	88	67	125	50	24	32	35	86·0	75·0	87·3	76·4	48·0	91·4	53·6
66	♀	166	143	93	116	124	93	114	483	342	395	80	68	120	50	20	32	36	86·1	74·6	86·6	85·0	40·0	88·8	56·6
67	♂	171	148	98	132	136	104	129	512	350	322	89	80	154	54	24	34	40	86·5	79·5	91·8	80·8	44·4	85·0	51·9
68	♂	179	155	—	—	143	—	—	538	388	340	—	—	—	—	—	—	—	86·6	79·8	92·2	—	—	—	—
69	♀	172	149	100	126	128	94	133	518	362	320	90	70	129	52	25	38	40	86·6	74·4	85·9	77·7	48·0	95·0	54·2
70	♀	166	144	95	118	124	97	118	486	336	300	87	68*	120	50	22	33	37	86·7	74·6	86·1	78·1*	44·0	89·1	56·6
71	♂	174	151	100	133	120	99	123	520	350	325	89	72	124	52	21	32	39	86·8	68·9	79·4	80·8	40·3	82·0	58·0
72	♂	175	152	101	129	130	99	126	515	355	324	99	73	134	49	21	34	42	86·9	74·2	85·5	73·7	42·8	80·0	54·4
73	♂	177	154	106	138	133	—	—	514	365	332	—	—	—	—	—	—	—	87·0	75.1	86·3	—	—	—	—
74	♀	171	147	97	125	134	99	125	520	355	320	93	72	130	54	26	33	40	87·1	78·3	91·1	77·4	48·1	82·5	53·8
75	♂	178	155	—	—	116	—	—	538	368	320	—	—	—	—	—	—	—	87·1	65·1	74·8	—	—	—	—
76	♂	174	152	—	—	131	—	—	526	—	—	—	—	—	—	—	—	—	87·4	75·1	86·1	—	—	—	—
77	♀	168	148	97	127	127	92	126	500	348	322	90	72*	131	50	20	35	38	87·6	75·5	85·8	80·0*	40·0	92·1	54·9
78	♀	170	149	95	127	126	96	126	510	350	320	87	72	128	52	20	33	36	87·6	74·1	84·5	82·7	38·4	91·6	56·2
79	♀	164	144	92	121	124	93	120	486	345	315	—	—	117	—	—	—	—	87·8	75·6	86·1	—	—	—	—
80	♂	172	151	—	—	—	—	—	—	365	—	—	—	—	—	—	—	—	87·8	—	—	—	—	—	—
81	♀	165	145	—	—	127	—	—	498	350	325	—	—	—	—	—	—	—	87·9	76·9	87·5	—	—	—	—
82	♂	173	152	100	135	130	93	127	525	380	330	84	70	131	52	24	34	37	87·9	75·1	85·5	83·3	46·1	91·8	53·4
83	♀	165	145	—	—	117	—	—	504	340	320	—	—	—	—	—	—	—	87·9	70·9	80·6	—	—	—	—
84	Kind	157	139	—	—	129	—	—	480	360	317	—	—	—	—	—	—	—	88·5	82·2	92·8	—	—	—	—
85	♀	167	148	102	132	127	—	—	530	382	330	—	—	—	—	—	—	—	88·6	76·0	85·8	—	—	—	—
86	Kind	166	147	92	126	124	93	122	503	342	315	87	65	120	50	19	32	35	88·6	74·6	84·3	74·7	34·0	91·4	54·1
87	♂	175	150	103	136	131	94	128	526	366	324	100	78	133	56	23	37	40	88·7	74·8	87·3	78·0	41·0	92·5	58·6
88	♂	167	149	—	—	124	—	—	503	355	330	—	—	—	—	—	—	—	89·2	74·2	83·2	—	—	—	—
89	♀	158	141	—	—	122	—	—	480	334	312	—	—	—	—	—	—	—	89·2	77·2	83·6	—	—	—	—
90	♂	170	152	102	134	136	100	133	518	362	325	90	74	140	59	23	34	40	89·4	80·0	89·4	82·2	38·9	85·0	52·8
91	♂	171	153	97	127	127	—	122	515	350	335	—	—	—	—	—	—	—	89·5	74·2	83·0	—	—	—	—
92	Kind	164	147	98	121	126	92	124	500	346	324	95	67	130	49	23	34	38	89·6	76·8	85·7	70·5	46·9	89·4	51·5
93	♂	168	151	101	131	130	—	137	515	355	322	—	—	—	—	—	—	—	89·9	77·3	86·7	—	—	—	—
94	♀	170	153	93	125	125	—	129	512	356	325	—	—	—	—	—	—	—	90·0	73·5	81·6	—	—	—	—
95	♀	169	153	—	—	122	—	—	508	350	310	—	—	—	—	—	—	—	90·5	72·1	79·7	—	—	—	—
96	♂	170	154	98	130	130	94	127	520	356	330	90	72	130	54	22	35	38	90·6	76·4	84·4	80·0	40·7	92·1	55·3
97	♀	173	157	100	122	120	—	—	508	335	322	—	—	—	—	—	—	—	90·7	69·3	76·4	—	—	—	—
98	♀	174	159	94	123	122	—	122	505	345	305	—	—	—	—	—	—	—	91·4	70·1	76·7	—	—	—	—
99	♀	167	153	99	—	125	90	128	512	355	326	86	68*	128	50	23	38	39	91·6	74·8	81·6	79·0*	46·0	97·4	53·1
100	♂	166	154	103	132	123	—	—	505	355	—	—	—	—	—	—	—	—	92·8	74·0	79·8	—	—	—	—

Uebersachsen.

Tabelle XII.

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hx	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
1	♂	192	138	104	133	134	103	137	550	390	326	92	82	138	52	24	38	40	71·9	69·7	97·1	89·1	46·1	95·0	59·4
2	♂	190	141	100	123	135	98	120	532	395	326	95	75	127	53	23	34	40	74·2	74·7	98·9	78·9	43·3	85·0	59·0
3	♂	188	141	106	127	132	104	124	527	375	323	108	80	135	60	30	40	44	75·0	70·2	94·3	74·0	50·0	90·9	59·2
4	♀	169	137	96	120	128	93	114	490	354	308	—	—	177	—	—	—	—	75·1	75·7	93·5	—	—	—	—
5	♀?	176	154	98	125	119	—	122	514	360	315	—	—	—	—	—	—	—	76·1	67·6	77·2	—	—	—	—
6	♂	186	142	107	128	136	138	135	538	380	345	90	78	138	54	24	38	44	76·3	73·1	95·7	86·6	44·4	86·3	56·5
7	♀?	174	133	90	113	124	93	115	487	344	336	79	59	110	41	18	36	31	76·4	71·2	93·2	74·7	43·9	86·1	53·6
8	♀?	172	132	93	118	126	96	125	508	357	320	96	62	133	45	26	32	40	76·7	73·6	95·4	81·5	57·7	80·0	46·6
9	♂	187	144	93	124	143	104	124	530	400	330	94	70	124	50	24	32	36	77·0	76·4	99·3	74·4	48·0	88·8	56·4
10	♂	188	146	102	128	155	107	127	530	383	315	98	78	123	52	25	32	36	77·6	82·4	94·1	79·5	48·0	88·8	63·4
11	♂	186	138	96	118	124	102	122	502	344	300	—	—	—	—	—	—	—	78·4	66·6	82·6	—	—	—	—
12	♂	190	150	104	136	138	107	130	551	400	340	94	76	137	58	25	36	40	78·9	72·6	92·0	80·8	43·1	90·0	55·4
13	♂	180	142	95	121	128	97	128	518	370	308	92	76	175	54	22	37	38	78·9	71·1	90·1	82·3	40·7	97·3	43·4
14	♀	176	139	96	118	119	91	123	507	360	300	90	70	120	50	23	32	38	79·0	67·6	85·6	77·7	46·0	84·2	58·3
15	♂?	180	143	100	124	130	100	124	508	360	315	92	76*	130	52	39	39	40	79·4	72·2	90·9	82·3	—	97·5	58·4
16	♂	189	150	100	128	133	103	126	540	385	330	105	77	136*	56	22	32	40	79·4	70·3	88·3	73·3	39·2	80·0	56·6
17	♂?	180	143	96	126	125	96	—	520	368	—	—	—	—	—	—	—	—	79·4	71·3	87·4	—	—	—	—
18	♂	186	148	100	138	135	103	120	535	370	332	87	77	126	56	22	23	36	79·6	72·5	91·2	88·5	39·2	—	61·1
19	♀	177	141	103	123	124	98	127	504	356	310	90	72	125	52	24	37	37	79·7	70·0	87·9	80·0	44·2	100·0	57·6
20	♀?	177	151	94	132	—	—	130	532	380	334	—	—	—	—	—	—	—	79·7	—	—	—	—	—	—
21	♀	172	137	98	123	120	98	119	498	348	300	86	62*	120	42	24	32	43	79·7	69·7	87·5	72·0	57·1	94·1	51·6
22	♀	178	142	98	124	134	107	121	515	364	316	84	70	127	64	24	32	38	79·8	75·2	94·3	83·3	37·5	84·2	55·1
23	♀	170	136	94	117	127	96	122	596	360	294	87	70	126	50	23	32	40	80·0	74·7	93·3	80·4	46·0	80·0	55·5
24	♂	190	152	103	130	132	102	127	543	385	330	94	78	134	60	24	38	41	80·0	69·4	86·8	82·9	60·0	97·6	58·2
25	♂	185	148	98	132	142	107	123	534	387	355	100	76*	137	50	27	32	38	80·0	76·7	95·9	67·0	54·0	84·2	48·9
26	♂	177	142	98	122	126	100	127	516	364	310	90	73	121	52	26	34	36	80·2	71·2	88·7	81·1	50·0	94·7	60·3
27	♂	182	176	102	126	132	108	128	525	364	325	—	—	—	—	—	—	—	80·2	71·9	75·0	—	—	—	—
28	♂?	178	143	97	126	138	102	124	524	370	325	92	70	130	50	24	32	35	80·3	78·0	96·5	76·0	48·0	91·4	53·8
29	♂	188	151	104	131	132	108	126	548	390	326	98	70	134	50	25	32	42	80·3	70·2	87·4	71·4	50·0	76·1	52·2
30	♂	180	145	104	128	131	101	127	528	364	328	94	82	134	58	26	40	36	80·5	72·7	90·3	78·2	44·8	90·0	61·1
31	♂	180	145	102	124	136	138	132	521	362	315	104	93	130	74	24	32	37	80·5	75·5*	93·7	89·4	32·4	86·7	71·5
32	♀	174	140	94	126	126	—	118	504	370	318	—	—	—	—	—	—	—	80·5	72·3	90·0	—	—	—	—
33	♀	175	141	97	121	126	95	126	504	366	315	—	—	—	—	—	—	—	80·6	72·0	89·3	—	—	—	—
34	♂	186	180	104	138	141	106	136	550	390	355	95	78	143	54	25	37	42	80·6	75·8	78·3	82·1	46·2	78·0	54·5
35	♂	182	147	100	128	129	104	133	538	374	328	97	74	136	53	23	33	39	80·8	70·8	87·7	76·3	34·3	84·6	54·4
36	♂	174	141	102	122	123	—	—	503	334	305	—	—	—	—	—	—	—	81·0	70·6	87·2	—	—	—	—
37	♂	179	145	109	125	118	96	128	523	355	300	84	72*	122	52	23	35	37	81·0	65·9	81·3	87·8	45·3	94·5	58·0
38	♂	184	149	104	132	130	98	130	534	372	320	92	70	132	45	24*	35	40	81·0	71·1	80·5	76·0	53·3	87·5	53·0
39	♂	182	148	—	132	130	—	122	—	364*	325	—	—	—	—	—	—	—	81·3	71·4	81·0	—	—	—	—
40	♀	172	140	92	115	128	94	119	590	358	308	78	65	125	46	24	32	39	81·4	74·4	91·4	83·3	52·1	82·0	52·0
41	♂	172	140	96	120	131	96	121	505	354	315	—	—	—	—	—	—	—	81·4	76·1	93·5	—	—	—	—
42	♀?	172	140	92	118	122	90	126	503	364	310	—	—	—	—	—	—	—	81·4	70·9	87·1	—	—	—	—
43	♂	184	150	98	127	132	98	127	538	385	336	—	—	131	—	—	—	—	81·5	71·7	88·0	—	—	—	—
44	♀	163	132	92	118	119	95	115	584	340	300	—	—	—	—	—	—	—	81·5	75·0	90·1	—	—	—	—
45	♂	185	151	92	123	130*	—	—	534	380	—	—	—	—	—	—	—	—	81·6	70·2	86·0	—	—	—	—
46	♀	171	140	88	117	126	92	—	490	356	—	79	59	106*	44	20	30	34	81·9	73·6	90·0	74·6	45·4	88·2	55·6
47	♂	188	154	102	136	130	—	127	550	400	340	—	—	—	—	—	—	—	81·9	69·1	84·4	—	—	—	—
48	♀	172	141	98	123	140	—	124	506	365	318	—	—	—	—	—	—	—	82·0	81·3	99·3	—	—	—	—
49	♂	178	146	98	118	126	92	125	514	370	310	88	70	120	51	22	34	38	82·0	70·7	86·2	79·5	43·1	79·4	58·3

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
50	♀	173	142	96	121	120	—	—	560	360*	—	—	—	—	—	—	—	—	82·1	69·4	85·9	—	—	—	—
51	♀	174	143	99	120	132	100	128	504	358	310	93	68	132	50	22	30	31	82·2	75·8	92·3	73·1	44·0	96·7	51·5
52	♀	170	142	100	125	123	94	124	509	350	314	—	—	—	—	—	—	—	82·4	72·3	86·6	—	—	—	—
53	♀	178	147	100	132	129	94	119	524	380	334	93	70	—	51	26	34	38	82·6	72·4	82·7	75·2	50·9	89·4	—
54	♀?	178	147	103	131	125	97	128	526	365	320	93	74	127	52	27	35	40	82·6	70·2	85·0	79·0	51·9	87·5	58·2
55	♂	186	184	96	128	129	95	123	548	394	340	—	—	126	—	—	—	—	82·8	69·3	83·7	—	—	—	—
56	♂	176	146	99	124	132	100	128	518	362	322	90	70	135	50	27	38	40	83·0	75·0	90·2	77·7	54·0	95·0	51·8
57	♂	182	151	102	125	130	100	130	528	362	314	—	—	134	--	--	—	—	83·0	72·1	86·0	—	—	—	—
58	♂	178	148	97	132	130	101	132	520	362	314	94	74	131	48	28	33	40	83·1	73·0	81·0	78·7	58·3	82·5	56·4
59	♂	183	152	102	124	136	98	134	538	385	334	96	75	134	52	22	32	40	83·1	74·3	89·4	78·1	42·3	80·0	55·9
60	♀	173	144	100	133	124	90	120	514	360	323	—	—	122	—	—	—	—	83·2	71·6	86·1	—	—	—	—
61	♂	180	150	107	127	143	112	146	555	390	335	102	78	141	86	26	38	40	83·3	79·4	95·3	76·4	30·2	95·0	55·3
62	♀?	164	132	88	100	125	96	118	482	332	300	89	70	120	47	23	32	37	83·5	76·2	94·6	78·6	48·9	86·4	58·3
63	♀?	184	154	97	130	133	101	125	540	380	336	88	70	130	54	20	35	42	83·7	72·2	86·3	79·5	37·0	59·5	53·8
64	♀	173	145	93	122	132	96	125	508	360	323	90	60	125	41	24	31	38	83·8	76·3	91·0	66·6	58·3	81·5	48·0
65	♀	162	136	90	108	120	90	107	468	329	297	77	52	106	40	20	34	31	83·9	74·0	88·2	67·5	50·0	91·1	49·0
66	♀	168	141	97	124	128	98	126	500	350	306	89	60	120	48	22	32	39	83·9	76·1	90·7	74·1	45·8	82·0	55·0
67	♀	174	146	96	124	129	93	119	508	365	318	86	64	120	47	27	32	39	83·9	74·1	88·3	74·4	57·4	82·0	53·3
68	♀?	175	147	99	126	120	93	123	522	355	315	90	73	124	51	29	35	38	84·0	68·5	81·6	75·2	56·8	92·1	58·8
69	♀	167	141	94	122	128	—	123	500	348	316	—	—	—	—	—	—	—	84·4	76·5	90·7	—	—	—	—
70	♀?	167	141	96	122	121	92	126	508	345	325	—	—	—	—	—	—	—	84·4	78·4	85·8	—	—	—	—
71	♀?	177	150	109	128	131	98	134	538	370	325	—	—	—	—	—	—	—	84·7	74·0	87·3	—	—	—	—
72	♂	177	150	108	135	141	102	130	530	378	330	88	74	128	53	24	34	37	84·7	79·6	94·0	84·0	45·2	91·8	57·8
73	♂	170	144	107	131	126	99	129	508	342	320	90	70*	126	49	24	32	41	84·7	74·1	86·8	77·7	48·8	78·0	55·5
74	♂	184	156	98	130	128	102	135	544	370	335	—	—	—	—	—	—	—	84·8	69·5	82·0	—	—	—	—
75	♂	178	151	104	132	123	100	129	525	365	326	90	70	128	50*	26	38	44	84·8	69·1	81·4	77·7	52·0	86·3	54·6
76	♂	186	158	101	104	137	105	135	548	398	345	92	80	139	57	23	36	39	84·9	73·6	86·7	86·9	40·3	92·3	57·5
77	♀	166	141	96	124	121	86	113	495	354	315	—	—	—	—	—	—	—	84·9	72·9	85·8	—	—	—	—
78	♀	176	150	98	131	117	97	123	524	370	310	88	70	122	50	20	33	36	85·2*	66·4	78·0	79·5	40·0	91·6	58·3
79	♀	176	150	102	134	130	92	131	522	380	334	—	—	—	—	—	—	—	85·2	73·8	86·6	—	—	—	—
80	♂	170	145	101	122	126	92	126	508	350	310	89	70	127	50	22	30	37	85·3	74·1	84·1	78·6	44·0	81·0	55·1
81	♂	170	145	100	126	124	100	120	496	346	310	—	—	125	—	—	—	—	85·3	72·9	85·5	—	—	—	—
82	♂	173	148	100	126	133	98	126	512	365	316	89	72*	127	51	23	31	36	85·5	76·8	89·8	80·9	45·2	86·1	56·6
83	♀	179	154	108	128	137	104	102	504	378	318	96	83	113	66*	22	31	37	86·0	76·5	88·9	86·4	33·3	88·7	73·4
84	♂	178	150	102	136	128	94	128	525	363	320	—	—	—	—	—	—	—	86·0	71·9	85·3	—	—	—	—
85	♂?	166	143	102	123	122	96	124	496	345	300	86	62	125	42	25	33	36	86·1	73·7	85·3	72·0	59·5	88·8	49·6
86	♂	173	150	99	123	125	96	125	512	362	300	85	80	128	58	18	36	40	86·7	72·2	83·3	94·1	33·3	90·0	62·5
87	♀?	165	143	89	114	127	97	125	487	340	293	89	69	121	50	24	34	35	86·7	76·9	88·8	77·5	48·0	97·1	57·0
88	♂	180	156	102	134	124	94	134	535	365	320	—	—	—	—	—	—	—	86·7	68·8	78·7	—	—	—	—
89	♀?	174	151	92	124	128	96	134	518	365	325	—	—	—	—	—	—	—	86·8	73·5	84·7	—	—	—	—
90	♀	161	140	95	120	126	94	118	502	340	335	—	—	—	—	—	—	—	87·0	78·2	90·0	—	—	—	—
91	♀?	170	148	97	130	122	90	125	510	365	320	—	—	124	—	—	—	—	87·1	71·7	82·4	—	—	—	—
92	♂	172	142	96	121	128	96	130	520	360	318	—	—	—	—	—	—	—	87·2	74·4	90·1	—	—	—	—
93	♀?	165	144	93	125	123	90	113	495	350	320	81	58	118	44	21	38	35	87·3	74·5	85·4	71·6	47·7	92·1	49·1
94	♂	171	150	95	121	125	102	130	508	345	315	—	—	—	—	—	—	—	87·7	73·0	83·3	—	—	—	—
95	♂?	165	145	96	120	132	97	117	488	354	314	82	68	114	48	22	33	37	87·9	80·0	91·0	82·9	45·8	89·1	59·6
96	♀?	175	154	98	130	130	94	124	523	370	328	81	66	128	50	22	31	36	88·0	74·2	84·4	81·4	44·0	86·1	51·5
97	♂	170	150	92	122	126	90	130	512	355	320	85	63	130	46	23	33	35	88·2	74·1	84·0	74·1	50·0	94·2	48·4
98	♂?	170	150	110	135	129	89	138	520	365	325	97	72	130	54	30	37	41	88·2	75·8	86·0	75·2	55·5	90·2	55·3
99	♂	170	150	102	131	133	92	128	524	370	322	—	—	—	—	—	—	—	88·2	78·2	88·3	—	—	—	—

		L	B	Sb	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
100	♂	174	155	97	131	120	95	130	530	364	334	—	—	—	—	—	—	—	89·1	68·9	70·9	—	—	—	—
101	♂	170	153	102	135	134	100	128	516	365	334	—	—	132	—	—	—	—	90·0	78·8	87·5	—	—	—	—
102	♀?	165	160	96	139	122	—	—	535	370	315	—	—	—	—	—	—	—	90·3	73·9	76·2	—	—	—	—
103	♂	172	156	102	127	123	96	128	520	350	312	—	—	—	—	—	—	—	90·7	71·5	78·8	—	—	—	—
104	♂?	170	159	108	142	138	92	131	533	370	340	92	73	141	52	24	38	38	91·2	81·1	89·3	79·3	46·1	100·0	51·7
105	Kind	150	139	80	113	—	—	102	480	347	323	66	49	96	33	15	32	30	92·6	—	—	74·2	45·4	93·7	51·0

Nofels.

Tabelle XIII.

1	♂	186	141	92	120	138	100	125	518	372	320	96	67*	130	47	28	31	37	75·8	74·1	97·8	69·7*	59·7	83·7	51·5
2	♀	180	140	104	128	120	104	123	500	345	320	—	—	—	—	—	—	—	77·8	66·6	85·7	—	—	—	—
3	♂	165	130	88	109	131	90	102	469	350	290	78	60	100	42	24	31	36	78·8	79·3	92·8	76·9	57·1	86·1	60·0
4	♂	182	144	104	128	120	100	128	494	352	323	97	74	140	53	24	33	40	79·1	65·9	83·3	76·2	45·2	82·5	52·8
5	Kind	177	140	97	120	132	—	121	505	345	300	—	—	—	—	—	—	—	79·1	74·5	94·2	—	—	—	—
6	♂	180	143	100	126	131	—	122	523	375	325	—	—	—	—	—	—	—	79·4	72·7	91·6	—	—	—	—
7	♂	178	142	98	126	128	—	126	520	370	320	—	—	—	—	—	—	—	79·8	71·9	90·1	—	—	—	—
8	♂	186	149	107	129	133	108	127	537	365	330	99	80	135	56	24	34	42	80·1	71·4	86·5	80·9	42·8	80·9	59·2
9	♂	190	153	110	138	130	102	138	551	378	330	100	70*	141	48	26	32	38	80·5	68·4	84·9	70·0*	54·1	84·2	49·6
10	♂	174	141	92	126	144	100	122	509	368	365	89	71	122	50	26	33	36	81·0	82·7	97·9	79·7	52·0	91·6	58·1
11	♂	161	131	92	115	128	—	106	480	352	310	—	—	—	—	—	—	—	81·4	79·5	97·6	—	—	—	—
12	♂	173	141	95	126	131	—	116	500	358	320	—	—	—	—	—	—	—	81·5	75·7	92·1	—	—	—	—
13	♂	174	142	94	125	130	98	125	509	350	307	92	64	126	46	26	32	42	81·6	74·7	91·5	69·5	56·4	76·1	50·7
14	♂	179	146	104	137	131	101	126	530	368	324	93	71	132	53	25	36	39	81·6	73·1	89·7	76·3	46·9	92·3	53·7
15	♂	175	143	96	122	112	—	124	512	315	308	86	70*	122	42	24	32	38	81·7	65·7	78·3	81·3	57·9	84·2	57·3
16	♀	171	140	97	123	120	95	126	500	345	310	100	71*	130	51	26	34	38	81·9	70·1	85·7	71·0	50·9	89·4	54·6
17	♀	171	140	97	116	126	88	124	502*	365	310	—	—	—	—	—	—	—	81·9	73·6	90·0	—	—	—	—
18	♂	171	140	96	121	127	98	121	504	345	300	87	71	120	49	22	36	40	81·9	74·2	90·7	81·6	44·8	90·0	59·1
19	♂	172	141	97	125	129	—	123	505	355	310	—	—	—	—	—	—	—	82·0	75·0	91·4	—	—	—	—
20	♂	180	148	94	133	140	98	126	529	380	325	88	71*	127	52	26	30	38	82·2	77·7	94·5	80·6	50·0	78·9	55·9
21	♂	182	150	98	121	138	105	130	527	365	337	97	76	138	52	28	33	38	82·4	75·8	92·0	78·3	55·7	86·8	55·0
22	Kind	170	140	96	125	129	97	118	494	355	310*	90	60*	125	44	26	38	36	82·4	75·8	92·1	66·6	59.0	94·7	48·0
23	♂	170	140	95	119	121	—	123	494	350	310	—	—	—	—	—	—	—	82·4	71·1	86·4	—	—	—	—
24	♂	177	146	106	132	130	101	127	528	367	325	95	71	133	51	26	32	39	82·5	73·4	89·0	74·7	50·9	82·0	53·3
25	♂	178	147	106	137	134	102	140	515	350	325	91	74	140	57	24	35	42	82·6	75·2	91·1	81·2	42·1	83·3	52·8
26	♀	191	158	98	128	126	96	139	553	385	332	91	74	137	52	22	33	38	82·7	65·9	79·9	81·2	42·3	86·8	57·6
27	♂	180	149	90	121	133	95	129	524	367	325	91	73*	123	48	22	38	40	82·8	73·8	89·2	80·2*	45·8	95·0	59·3
28	♂	170	141	98	126	131	—	118	498	345	310	—	—	—	—	—	—	—	82·9	77·0	92·1	—	—	—	—
29	♂	177	147	94	127	132	97	122	512	365	320	94	70	124	51	24	34	39	83·0	74·5	89·7	74·4	47·0	87·1	56·4
30	Kind	174	145	97	128	132	—	122	513	365	326	—	—	—	—	—	—	—	83·3	75·8	91·0	—	—	—	—
31	♂	192	160	107	141	144	109	137	565	395	360	98	80	141	52	21	37	43	83·3	75·0	90·0	81·6	40·3	86·0	56·7
32	♂	168	140	95	118	124	123	124	498	352	310	99	66	123	48	24	32	36	83·3	73·8	88·5	66·6	50·0	88·8	53·6
33	♂	174	145	98	120	126	92	125	512	360	310	84	91	124	46	22	34	40	83·3	72·4	86·8	92·3	47·7	85·0	73·3
34	♂	178	149	99	126	138	98	130	522	375	335	105	76*	138	54	26	35	42	83·7	77·5	92·6	72·3*	48·1	83·3	55·0*
35	♂	166	139	93	117	126	94	124	484	342	305	92	66	126	44	26	31	36	83·7	75·9	90·6	71·7	59·0	86·1	52·3
36	♂	172	144	100	126	125	—	126	510	375	320	—	—	—	—	—	—	—	83·7	72·6	86·8	—	—	—	—
37	Kind	172	144	94	122	131	94	120	508	368	315	87	62	112	45	23	30	36	83·7	76·1	99·7	71·2	57·7	83·3	55·3
38	♂	180	151	100	125	134	98	132	534	375	335	93	78	138	58	22	33	48	83·9	74·8	87·4	83·8	37·9	68·9	56·5

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
39	♂	174	146	96	124	128	102	128	505	345	300	94	61*	134	50	24	28	38	83·9	74·1	82·1	64·8	48·6	73·6	45·5
40	♂	175	147	102	130	140	102	127	521	363	330	97	70	130	50	24	34	44	84·0	80·0	95·2	72·1	48·0	77·2	53·8
41	♂	176	148	98	131	129	102	131	519	352	320	95	67	137	49	26	30	36	84·1	72·7	87·1	70·5	53·0	83·3	48·9
42	♀	170	143	97	127	130	98	120	500	348	310	86	79	127	51*	26	34	38	84·1	76·4	96·5	91·8	50·9*	89·4	62·2
43	♀	180	152	98	138	143	—	—	523	383	345	—	—	—	—	—	—	—	84·4	79·4	94·0	—	—	—	—
44	♀	174	147	101	134	139	100	125	526	375	334	98	71	133	50	22	34	40	84·5	85·0	94·5	72·4	44·0	85·0	53·3
45	♂	174	148	101	127	120	—	134	508	—	317	97	73	137	56	24	35	40	84·6	68·9	81·0	75·2	42·8	87·5	53·2
46	♂	175	148	95	129	134	102	124	513	368	338	89	72	128	55	21	32	38	84·6	76·5	91·2	80·8	38·1	84·2	56·2
47	Kind	170	144	104	130	130	97	126	510	348	305	90	70*	127*	50	26	35	36	84·7	76·4	90·2	77·7*	52·0	97·2	55·1
48	♂	180	153	108	137	136	100	137	533	375	335	98	74	137	54	29	32	36	85·0	75·5	88·8	75·5	56·8	88·8	54·0
49	♂	180	153	107	138	134	98	133	540	373	330	96	77	139	52	28	34	43	85·0	74·4	87·5	80·2	55·7	79·0	55·3
50	♂	174	148	91	131	140	95	127	521	375	324	95	72	135	52	23	34	40	85·1	80·4	94·5	74·7	49·2	85·0	53·3
51	♂	178	152	107	136	124	—	132	476	338	310	—	—	—	—	—	—	—	85·4	69·6	81·5	—	—	—	—
52	♂	178	152	101	129	139	99	134	513	365	326	101	74	147	50	22	34	42	85·4	73·0	91·4	73·2	44·0	80·9	50·3
53	♂	172	147	98	126	130	96	131	512	360	323*	92	71*	126	52	21*	33	37	85·5	75·5	88·4	77·1*	40·3*	89·1	56·3
54	♂	170	146	99	130	127	93	128	510	355	325	87	67	128	49	22	33	35	85·9	74·7	86·9	77·0	44·8	94·2	52·3
55	♀	167	143	93	121	139	96	124	487	350	340	92	64	—	46	22	30	37	85·6	83·5	97·2	69·5	47·8	81·0	—
56	♂	177	152	97	127	127	—	131	525	375	325	—	—	—	—	—	—	—	85·9	71·7	83·5	—	—	—	—
57	♀	168	144	90	127	123	—	117	500	367	322	—	—	—	—	—	—	—	85·7	73·2	85·4	—	—	—	—
58	♀	176	151	95	131	120	—	132	523	367	340	92	68	132	50	22	32	40	85·8	68·1	79·4	73·9	44·0	80·0	51·5
59	♂	154	132	91	115	121	80	108	530	368	324	—	—	104	—	—	—	—	85·8	77·8	92·4	—	—	—	—
60	♀	182	156	103	135	131	—	122	540	372	352	—	—	—	—	—	—	—	85·9	71·9	83·9	—	—	—	—
61	Kind	171	147	106	128	124	—	120	507	342	310	—	—	—	—	—	—	—	86·0	72·5	84·3	—	—	—	—
62	♂	151	130	99	117	112	—	109	452	323*	295	85	58	119	40	26	29	34	86·1	74·1	86·1	68·2	65·0	85·2	48·7
63	♂	173	149	97	130	127	97	130	508	351	325	90	68*	136	51	25	32	40	86·1	73·4	85·2	75·5	49·0	80·0	49·0
64	♀	174	152	96	124	136	92	127	512	350	330	90	68	128	48	24	36	40	86·2	78·1	89·4	75·5	50·0	90·0	53·1
65	♂	174	150	98	127	126	—	127	523	370	325	—	—	—	—	—	—	—	86·2	72·9	84·0	—	—	—	—
66	♀	170	147	95	124	132	100	140	510	347	315	98	74	142	52	26	32	41	86·5	77·6	89·7	75·5	50·0	78·0	59·6
67	♀	180	156	106	137	138	106	132	543	343	340	90	67*	133	53	25	37	42	86·7	76·6	88·4	74·4	46·9	88·0	50·3
68	♀	166	144	100	128	139	91	119	518	372	325	82	63	121	43	25	34	36	86·7	83·7	90·9	76·7	58·1	94·4	52·0
69	♂	182	158	102	136	130	—	128	544	375	350	—	—	—	—	—	—	—	86·8	71·4	82·2	—	—	—	—
70	♂	168	146	101	120	133	91	117	505	361	337	80	56*	112	40	22	30	34	86·9	79·0	91·0	70·0*	55·0	88·2	50·0
71	♀	164	144	98	127	125	—	128	540	382	320	—	—	—	—	—	—	—	87·0	76·2	86·8	—	—	—	—
72	♂	179	157	107	140	140	—	140	537	375	350	—	—	—	—	—	—	—	87·2	78·2	95·5	—	—	—	—
73	♂	182	158	106	140	129	98	138	545	378	340	94	69	137	49	26	30	38	87·3	70·8	81·6	73·4	53·0	78·9	50·3
74	♂	175	153	99	121	128	91	130	521	364	320	91	70	130	52	24	34	38	87·4	73·1	83·6	76·9	46·1	89·4	53·8
75	♀	176	154	98	126	129	—	126	514	366	325	—	—	—	—	—	—	—	87·5	73·2	83·6	—	—	—	—
76	♂	169	148	96	124	134	95	128	506	357	322	—	—	126	—	—	—	—	87·6	79·2	90·5	—	—	—	—
77	♀	170	149	106	134	120	—	123	510	340	330	—	—	—	—	—	—	—	87·6	70·5	80·5	—	—	—	—
78	♂	171	150	96	129	131	106	138	520	360	325	106	74	138	52	24	25	40	87·7	76·6	94·0	69·8	46·1	62·5	53·6
79	♂	169	147	107	129	132	94	130	510	355	323*	94	78*	128	54	24	38	38	87·9	78·1	89·7	82·9*	44·4	100·0	60·9
80	♂	177	156	96	133	135	—	134	519	370	342	—	—	—	—	—	—	—	88·1	76·2	86·5	—	—	—	—
81	♂	169	149	96	125	123	92	128	509	355	322	96	75	128	53	28	34	36	88·2	72·7	82·5	78·1	52·8	94·4	58·5
82	♀	158	140	97	120	123	88	106	565	395	360	80	54*	110	40	20	31	33	88·6	77·8	87·8	67·5	50·0	93·3	49·0
83	♀	175	155	101	135	142	—	—	535	378	—	—	—	—	—	—	—	—	88·6	81·1	91·6	—	—	—	—
84	♀	175	150	97	131	124	97	128	523	357	338	98	72	130	51	26	34	39	88·7	76·8	82·6	73·4	50·9	87·1	55·3
85	Kind	160	142	94	124	119	88	120	518	331	303	88	64	121	47	24	34	34	88·7	74·3	83·8	72·7	51·0	100·0	52·8
86	♀?	170	151	97	126	129	—	134	512	347	313	—	—	—	—	—	—	—	88·8	75·8	84·7	—	—	—	—
87	♂	176	157	103	137	134	—	133	540	378	330	—	—	—	—	—	—	—	89·2	76·1	85·3	—	—	—	—
88	♂	168	150	94	128	136	—	—	553	385	332	—	—	—	—	—	—	—	89·3	80·9	90·6	—	—	—	—

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
89	♂	170	152	100	132	135	—	130	517	354*	350	—	—	—	—	—	—	—	89·4	79·4	88·8	—	—	—	—
90	♂	164	144	92	126	128	—	124	471	352	330	—	—	—	—	—	—	—	89·6	78·0	88·8	—	—	—	—
91	♂	166	150	102	129	135	94	122	505	358	352	101	68	131	50	36	33	38	90·4	81·3	90·0	67·3	70·0	86·8	51·9
92	♂	169	153	99	130	135	97	134	518	360	330	98	70	137	52	26	34	44	90·5	79·8	88·2	71·4	50·0	77·2	51·0
93	♂	169	150	97	129	135	94	122	501	360	330	102	68	131	50	24	34	44	90·5	79·8	90·0	66·6	48·0	77·2	51·9
94	♂	163	148	97	123	131	88	119	499	358	340	—	—	135	—	—	—	—	90·8	80·3	88·5	—	—	—	—
95	♀	166	151	96	128	133	—	120	505	361	334	—	—	131	—	—	—	—	91·0	72·8	88·0	—	—	—	—
96	♂	167	153	101	125	124	90	103	510	337	332	94	78*	124	55	26	33	38	91·6	74·2	81·0	82·9	47·2	86·8	62·9
97	♂	161	148	99	126	124	—	—	494	350	330	—	—	—	—	—	—	—	91·9	77·0	83·7	—	—	—	—
98	♀	166	153	98	—	132	—	136	519	365	337	—	—	—	—	—	—	—	92·2	79·5	86·2	—	—	—	—
99	♂	162	150	91	127	129	—	—	497	362	340	—	—	—	—	—	—	—	92·6	79·6	86·0	—	—	—	—
100	♀?	167	156	102	131	136	—	—	525	368	335	—	—	—	—	—	—	—	93·4	81·4	87·1	—	—	—	—

Tisis.

Tabelle XIV.

1	♂	184	132	—	—	122	—	—	478	315*	290	—	—	—	—	—	—	—	71·7	66·3	92·4	—	—	—	—
2	♂	178	132	92	114	130	101	116	496	357	300	73	52	116	52	27	34	40	74·2	73·0	98·4	71·2	51·9	85·0	44·8
3	♂	184	137	92	115	134	—	—	515	375	310	—	—	—	—	—	—	—	74·5	72·8	97·8	—	—	—	—
4	♀	174	131	95	122	124	—	118	497	360	280	—	—	—	—	—	—	—	75·3	71·3	94·6	—	—	—	—
5	♂	187	141	93	116	133	109	124	518	355	305	92	70	128	50	24	32	41	75·4	71·1	94·3	76·0	48·0	78·0	54·6
6	♂	179	138	92	114	128	—	114	510	376	303	—	—	—	—	—	—	—	77·1	65·9	92·7	—	—	—	—
7	♂	180	140	94	117	125	92	124	515	361	298	90	72	123	37	24	31	35	77·8	69·4	89·2	80·0	64·8	88·5	58·5
8	♂	186	145	94	125	132	101	125	525	372	320	93	67	122	67	25	34	40	78·0	71·0	91·0	72·0	37·3	85·0	54·9
9	♀	179	140	97	114	128	—	127	510	352	300	—	—	—	—	—	—	—	78·2	71·5	91·4	—	—	—	—
10	♂	188	147	101	127	140	101	117	539	391	340	100	66	120	47	26	39	43	78·2	74·5	95·2	66·0	55·3	90·6	55·0
11	♀	184	144	97	120	133	104	135	519	367	315	98	73	142	53	24	34	40	78·3	72·3	92·3	74·4	45·2	85·0	51·4
12	♂	185	145	105	127	124	102	127	550	380	320	83	65	132	46	24	34	38	78·4	72·4	85·5	78·3	52·6	89·4	49·2
13	♂	198	156	104	132	127	93	137	548	390	335	97	74	137	56	28	35	42	78·8	64·1	81·4	76·2	50·0	83·3	54·0
14	♂	180	142	96	125	134	—	—	516	370	311	—	—	—	—	—	—	—	78·9	74·4	94·3	—	—	—	—
15	♂	185	146	102	130	133	100	129	527	378	313	89	74	134	52	23	34	30	78·9	71·9	91·0	83·1	44·4	88·2	55·2
16	♀?	181	143	101	128	136	—	—	520	390	330	—	—	—	—	—	—	—	79·0	75·1	95·1	—	—	—	—
17	♀	178	142	96	127	124	97	120	516	355	305	94	75	140	50	28	36	42	79·3	69·7	87·3	79·7	56·9	85·7	53·5
18	♀	169	134	89	114	125	94	122	493	345	295	92	63	122	46	23	34	38	79·3	74·0	93·2	68·4	50·0	89·4	51·6
19	♂	180	143	94	121	110*	—	—	505	345*	—	93	67	131	48	26	35	40	79·4	61·0	76·9	72·0	54·3	87·5	51·1
20	♀	169	134	98	125	128	93	114	490	360	310	—	71	121	48	23	33	43	79·5	76·3	95·5	—	47·9	79·0	58·6
21	♂	177	141	96	123	105	—	—	510	360	315	—	—	—	—	—	—	—	79·7	59·3	74·4	—	—	—	—
22	♂	192	153	97	127	140	98	129	513	364	323	93	69	128	48	25	32	42	79·7	72·9	91·5	74·1	52·0	76·1	53·9
23	♀	171	137	94	121	126	92	116	495	345	312	92	86	111*	43	22	33	34	80·1	73·7	91·9	93·4	51·1	97·0	77·4*
24	♂	182	146	100	126	130	100	126	522*	375	315	96	70	132	51	24	32	41	80·2	71·4	89·0	72·9	47·0	78·0	53·0
25	♂	178	143	103	129	130	—	122	517	365	325	—	—	—	—	—	—	—	80·3	73·0	90·9	—	—	—	—
26	♀	173	139	100	130	132	—	—	486	320	325	—	—	—	—	—	—	—	80·3	76·7	94·9	—	—	—	—
27	♀	168	135	94	118	134	—	—	487	355	—	—	—	—	—	—	—	—	80·4	79·8	99·2	—	—	—	—
28	♀	168	135	98	—	—	—	—	—	—	347	—	—	—	—	—	—	—	80·4	—	—	—	—	—	—
29	♂	174	141	98	124	126	96	120	506	347	310	—	—	124	—	—	—	—	81·0	72·4	89·3	—	—	—	—
30	♂?	168	136	98	125	126	92	121	490	342	308	—	—	—	44	22	32	37	81·0	75·0	92·6	—	50·0	86·4	—
31	♂	189	145	92	128	132	—	—	503	367	—	—	—	—	—	—	—	—	81·0	69·8	91·0	—	—	—	—
32	♀	172	140	103	125	131	—	122	510	358	325	—	—	—	—	—	—	—	81·4	76·2	93·5	—	—	—	—

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh : Ib
												b	h		h	b	h	b							
33	♀?	170	145	93	123	132	—	130	521	302	322	—	—	—	—	—	—	—	81·5	77·6	91·0	—	—	—	—
34	♂	174	142	94	119	128	—	123	505	355*	317	—	—	—	—	—	—	—	81·6	73·6	90·1	—	—	—	—
35	♀	174	142	98	123	134	—	120	512	365	330	—	—	—	—	—	—	—	81·6	77·0	94·3	—	—	—	—
36	♂	180	146	103	127	128	104	136	514	355	325	—	—	—	—	—	—	—	81·6	71·1	87·6	—	—	—	—
37	♂	186	152	103	132	139	109	130	538	371	338	92	76*	131	58	28	38	42	81·7	74·7	91·4	82·5*	48·2	94·7	58·0*
38	♂?	173	142	98	130	121	—	120	510	354	215	—	—	—	—	—	—	—	82·1	69·9	85·2	—	—	—	—
39	♂	180	148	88	123	136	96	125	517	380	325	87	72	126	53	23	33	36	82·2	75·5	91·8	92·5	43·3	91·6	57·1
40	♀?	175	144	93	120	130	—	107	503	375	320	—	—	—	—	—	—	—	82·3	74·3	90·2	—	—	—	—
41	♀	170	140	100	127	125	—	—	498	345	305	—	—	—	—	—	—	—	82·4	73·5	89·2	—	—	—	—
42	♀	170	140	100	120	120*	—	122	495	341	300	—	—	—	—	—	—	—	82·4	70·6	85·7	—	—	—	—
43	♀	170	140	94	120	129	96	120	494	350	305	90*	68*	—	48	25	32	38	82·4	75·9	92·1	75·5*	52·0	84·2	—
44	♂	172	142	94	118	131	—	116	496	355	322	—	—	—	—	—	—	—	82·6	76·2	92·2	—	—	—	—
45	♂	178	147	97	126	136	100	124	525	370	333	—	—	—	—	—	—	—	82·6	76·4	92·5	—	—	—	—
46	♂	175	144	102	128	131	—	120	510	350	330	—	—	—	—	—	—	—	82·3	74·9	90·9	—	—	—	—
47	♀	169	140	96	123	126	—	—	499	362	330	—	—	—	—	—	—	—	82·8	74·6	90·0	—	—	—	—
48	♂	180	149	102	123	125	102	134	522	362	338	100	66	136	50	23	31	40	82·8	69·4	83·8	66·0	46·0	77·5	48·5
49	♂	181	150	101	128	132	—	120	530	380	335	—	—	—	—	—	—	—	82·9	72·9	88·0	—	—	—	—
50	♂	187	150	99	130	127	—	124	518	378	327	—	—	—	—	—	—	—	82·9	67·9	84·6	—	—	—	—
51	♂	177	147	100	119	132	—	134	519	360	317	—	—	—	—	—	—	—	83·0	74·6	89·7	—	—	—	—
52	♀	173	144	95	116	129	—	122	507	360	320	—	—	—	—	—	—	—	83·2	75·9	89·5	—	—	—	—
53	♂	173	144	95	120	132	—	126	517	365	320	—	—	—	—	—	—	—	83·2	76·3	91·6	—	—	—	—
54	♂	174	145	—	128	130	—	—	519	342	316	—	—	—	—	—	—	—	83·3	74·7	89·5	—	—	—	—
55	♂?	168	140	90	120	135	—	—	496	345	318	—	—	—	—	—	—	—	83·3	80·4	96·4	—	—	—	—
56	♀	167	140	92	118	131	92	120	489	346	320	86	68	124	48	23	36	36	83·8	78·4	93·5	79·0	47·9	100·0	54·8
57	♀	164	146	90	121	122	—	135	515	365	325	96*	77	140	50	23	33	39	83·9	70·4	83·5	80·2	44·0	84·6	55·0
58	♂	174	146	97	124	129	—	120	513	359	320	—	—	123	—	—	—	—	83·9	74·1	88·3	—	—	—	—
59	♂?	174	146	112	130	125	92	130	525	355	315	—	—	—	—	—	—	—	83·9	71·8	85·6	—	—	—	—
60	♂	188	158	106	136	137	—	137	552	382	340	—	—	—	—	—	—	—	84·0	72·5	86·7	—	—	—	—
61	♂?	175	147	100	126	126	102	130	520	352	315	—	—	—	—	—	—	—	84·0	72·0	85·7	—	—	—	—
62	♂?	170	143	99	122	125	—	123	508	350	315	—	—	—	—	—	—	—	84·1	73·5	87·4	—	—	—	—
63	♂?	171	144	101	127	126	—	—	503	345	305	—	—	—	—	—	—	—	84·2	73·7	87·5	—	—	—	—
64	♀	172	145	97	125	125	94	116	505	345*	320	97	62	122	46	23	34	37	84·3	72·7	86·2	63·9	50·0	91·8	50·8
65	♂	181	153	—	—	134	—	—	540	382	—	—	—	—	—	—	—	—	84·5	74·0	87·5	—	—	—	—
66	♀	169	143	97	120	132	96	123	448	350	315	97	59	128	44	22	32	38	84·6	78·1	02·3	60·8	50·0	91·8	46·0
67	♀?	165	140	98	122	126	—	—	486*	344	—	—	—	—	—	—	—	—	84·8	75·8	90·0	—	—	—	—
68	♂	171	144	102	126	134	—	133	498	355	320	—	—	—	—	—	—	—	84·8	78·4	93·0	—	—	—	—
69	♂	171	145	90	121	123	88	166	505	365	325	92	62	118	44	25	33	38	84·8	71·9	84·8	67·3	56·8	81·5	52·5
70	♂	172	146	103	133	133	106	130	520	354	330	—	—	—	—	—	—	—	84·9	77·3	91·0	—	—	—	—
71	♀	167	144	100	122	128	100	126	499	342	305	93	67*	122	45	26	20	41	85·0	76·6	90·1	72·0*	57·7	48·7	54·9
72	♂	175	149	95	124	134	—	133	518	370	322	—	—	—	—	—	—	—	85·1	76·6	87·2	—	—	—	—
73	♀	176	152	102	133	123	—	126	513	364	323	—	—	—	—	—	—	—	85·2	69·9	80·9	—	—	—	—
74	♀	169	142	96	120	131	94	121	497	352	307	85	69*	119	48	22	35	40	85·2	77·5	90·9	81·1*	45·8	87·5	57·9
75	♀?	164	140	96	119	126	94	124	488	335	310	90	66*	128	50	26	32	40	85·4	76·8	90·0	73·3*	52·0	80·0	51·5
76	♂	174	149	101	128	132	—	128	515	349	320	—	—	—	—	—	—	—	85·6	75·9	88·5	—	—	—	—
77	♀	160	137	98	122	122	98	124	489	335	315	94	64*	125	48	21	34	39	85·6	76·2	89·0	68·0*	43·7	87·1	51·2
78	♂	176	151	107	134	128	95	129	534	365	335	98	66	130	48	24	34	40	85·8	72·7	84·7	67·3	50·0	85·0	50·7
79	♂	170	146	96	121	128	—	112	501	342	337	—	—	—	—	—	—	—	85·9	75·3	87·6	—	—	—	—
80	♂	172	148	100	126	130	—	128	513	350	325	—	—	—	—	—	—	—	86·0	75·6	87·8	—	—	—	—
81	♂	171	147	95	124	127	—	—	505	355*	—	—	—	—	—	—	—	—	86·0	74·3	86·3	—	—	—	—
82	♀	171	147	92	125	127	90	122	509	368	317	83	67	120	49	22	33	34	86·0	74·3	86·3	80·7	44·8	96·9	55·8

		L	B	Sb_1	Sb_2	H	Bl	Bb	Hz	S	Q	G		J	N		O		L.:B.	L.:H.	B.:H.	Ogi	Ni	Oi	Oh:Ib
												b	h		h	b	h	b							
83	♀	164	142	91	122	126	91	125	487	345	311	92	66*	124	50	22	31	40	86·1	76·8	88·7	71·7*	44·0	77·5	53·2*
84	♀	160	138	98	120	107	94*	122	480	315	300	94	66	100*	44	27	30	38	86·2	66·9	77·5*	70·2*	61·3	78·9	66·0*
85	♂	174	161	105	145	138	—	130	542	379	355	93	—	—	—	—	—	—	86·6	79·3	85·7	—	—	—	—
86	♂	175	152	100	123	124	—	126	518	360	313	—	—	—	—	—	—	—	86·9	70·9	81·5	—	—	—	—
87	♀	165	144	99	128	126	—	116	495	350	330	—	—	—	—	—	—	—	87·3	76·4	97·5	—	—	—	—
88	♂	172	151	96	121	115	90	122	508	365	327	—	66	134	50	24	33	38	87·8	66·9	75·4	—	48·0	86·8	49·2
89	♀?	164	144	93	123	120	88	116	492	340	307	88	68*	120	48	25	—	—	87·8	73·2	83·3	75·0*	52·0	—	56·6*
90	♂?	167	147	88	120	132	—	120	500	365	335	—	—	—	—	—	—	—	88·0	79·0	89·6	—	—	—	—
91	♀	170	150	92	124	128	—	128	517	361	330	—	—	—	—	—	—	—	88·2	75·3	85·3	—	—	—	—
92	♀	163	144	96	125	122	—	123	495*	344	310	—	—	122	—	—	—	—	88·3	74·8	84·7	—	—	—	—
93	♂	179	157	99	135	128	—	135	527	—	347	—	—	—	—	—	—	—	88·3	71·5	81·5	—	—	—	—
94	♀?	166	147	92	122	132	—	120	494	355	330	94	—	—	—	—	—	—	88·6	79·5	89·7	—	—	—	—
95	♂	172	154	105	133	122	—	125	522	—	342	—	—	—	—	—	—	—	89·5	70·9	79·2	—	—	—	—
96	♂	176	158	101	138	136	90	126	538	388	338	90	70*	129	51	26	32	38	89·8	77·3	86·0	77·7*	50·9	84·2	54·2*
97	♂	170	153	94	126	124	93	122	513	361	320	93	63*	126	42	23	30	34	90·0	72·9	81·0	67·7*	54·7	88·2	51·2
98	♂?	171	151	98	125	142	98	132	525	367	325	101	70	135	53	25	35	38	90·1	83·0	94·0	69·3	47·1	92·1	51·8
99	♂	175	159	104	142	131	—	142	550	315*	—	—	—	—	—	—	—	—	90·1	74·9	94·2	—	—	—	—
100	♂	169	156	110	130	138	94	130	518	354	330	102	66	138	50	26	31	46	91·8	81·7	88·4	64·7	52·0	67·3	47·8

Bemerkung zu den Maass-Tabellen. Die Maasse wurden nach der Frankfurter Verständigung genommen. L Länge (grösste Länge), B Breite, Sb_1 kleinste Stirnbreite, Sb_2 grösste Stirnbreite, H Höhe, Bl Basislänge, Bb Basisbreite, Hz Horizontalumfang, S Sagittalumfang, Q Querumfang, $\frac{G}{b \mid h}$ Oberkieferbreite (b), Oberkieferhöhe (h), J Jochbreite, $\frac{N}{h \mid b}$ Nasenhöhe (h), Nasenbreite (b), $\frac{O}{h \mid b}$ Augenhöhleneingangbreite (b), Augenhöhleneingangshöhe (h), L.:Längenbreitenindex, L.:H. Längenhöhenindex, B.:H. Breitenhöhenindex, Ogi Obergesichtsindex, Ni Nasenindex, Oi Augenhöhlenindex, Oh:Ib Jochbreiten-Obergesichtshöhenindex (nach Kollmann). Ein Sternchen (*) bedeutet, dass das betreffende Maass nur annähernd genommen werden konnte.

Der Sarpabali,

ein altindischer Schlangencult.

Von **Dr. Moriz Winternitz.**

Vorbemerkung.

Die nachfolgende Abhandlung verdankt ihr Entstehen einer Anregung des verehrten Herrn Präsidenten unserer Gesellschaft. Im Sommer 1886 fragte mich derselbe, ob ich etwas über Schlangencult bei den Indern wüsste. Ich hatte mich damals mit dem Gegenstande wenig beschäftigt und wusste nur aus meiner fortwährenden Beschäftigung mit den Grihyasûtren, dass in denselben von einer Art Schlangencult die Rede sei. Baron Andrian machte mich wiederholt auf die ethnologische Bedeutung des Schlangencults und die Vielgestaltigkeit der darin enthaltenen mythologischen Vorstellungen aufmerksam, und forderte mich zu einer Specialarbeit hierüber auf. So entstand diese Abhandlung, welche dadurch an Umfang gewann, dass es zum Verständniss des altindischen Schlangencultes, wie er in den Grihyasûtren erscheint, nothwendig war, wenigstens skizzirend über die Schlange in Mythus und Cultus der Völker überhaupt und der Inder insbesondere zu handeln. Was aber über den Schlangencult bei den Indern und anderen Völkern in den folgenden Blättern gesagt ist, erhebt auf Vollständigkeit durchaus keinen Anspruch, es soll nur der Rahmen sein, in welchen sich das Bild des altindischen Sarpabali einfügt. *Der Verfasser.*

I.

Es gibt kaum ein Thier, welches in den religiösen Vorstellungen aller Völker eine so grosse und so mannigfaltige Rolle spielte als die Schlange. Es gibt aber auch keinen Thiercult, der mit den wichtigsten religionsgeschichtlichen Fragen so enge verknüpft wäre als der Schlangencult. Thatsache ist, dass Schlangenmythen und Schlangencult sich überall finden, wo es Schlangen gibt, — und die Schlangen sind fast über den ganzen Erdkreis verbreitet. Dass aber in jenen Ländern, welche die schlangenreichsten sind, — das ist in Indien einerseits und in Südamerika andrerseits — die Schlange auch am meisten zu einem Gegenstande der Verehrung wurde, das ist ein deutlicher Fingerzeig, dass es zunächst das Thier, die wirkliche Schlange, war, welche um ihrer physischen Eigenthümlichkeiten willen zunächst als Fetisch verehrt und erst dann zu einem mythologischen Gebilde umgeschaffen wurde.

Und die physischen Eigenthümlichkeiten der Schlange sind ja auch so besondere und auffällige, dass sie dem Naturmenschen Stoff zu phantastischen Vorstellungen geben mussten. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass die Menschen die Schlange nicht mit dem Auge des Naturforschers betrachtet haben. Nicht was die genaue Beobachtung des Naturforschers, sondern was die oberflächliche Betrachtung des Laien lehrt, ist für die Erklärung der volksthümlichen Vorstellungen über die Schlangen massgebend. Wenn auch zum Beispiel der Naturforscher vom Schlangenauge nicht viel zu rühmen weiss, so ist es doch das unheimlich blitzende Auge der Schlange, das dem flüchtigen Beobachter zuerst aufstösst. „Das scharfsichtigste Thier" (ὀξυδερκέστατον τὸ ζῶον) nannten die Alten die Schlange, und von δέρκομαι „schauen" haben sie das Wort δράκων „Drache" gebildet. Ein ehstnisches Märchen erzählt von dem „Nordlands-Drachen", einem gräulichen Unthier, das aus Nordland gekommen war, einen Leib wie ein Ochs, Beine wie ein Frosch und einen schlangenartigen zehn Klafter langen Schweif hatte. „Die beiden grossen Augen funkelten bei Nacht und bei Tag wie die hellsten Kerzen, und wer einmal das Unglück hatte, in ihren Glanz hineinzublicken, der war wie bezaubert, und musste von selbst dem Ungeheuer in den Rachen laufen. So kam es, dass sich ihm Thiere und Menschen selbst zum Frass lieferten, ohne dass es sich von der Stelle zu rühren brauchte [1])." Und bis auf den heutigen Tag wird ja dem Schlangenauge vom Volke eine förmliche Zauberkraft zugeschrieben. Bestärkt wurde dieser Glaube, wenn man das eigenthümliche Verhalten der Schlangen ihrer Beute gegenüber beobachtete. „Bis in die neueste Zeit haben sich sogar Naturforscher nicht gescheut, die Worte „Zauberkraft der Schlangen" auszusprechen, und sie in Verbindung zu bringen mit der Art und Weise, wie die Schlangen Beute gewinnen. Man hat nämlich beobachtet, dass manche Thiere, Mäuse und Vögel z. B., sich ohne Furcht Schlangen näherten, welche sie später abfingen und verschlangen, und hat

[1]) F. Kreutzwald, Ehstnische Märchen. Aus dem Ehstnischen übersetzt von F. Löwe. Halle 1869. Nr. 18, S. 241 fg.

ebenso gesehen, dass Vögel mit höchster Besorgniss Schlangen umflatterten, welche ihre Brut oder sie selbst bedrohten, schliesslich sich versahen und ebenfalls ergriffen wurden." [1]) Einerseits dieses scheinbar verständige und oft schlaue Benehmen gegen ihre Feinde, andrerseits ihre Zuthunlichkeit gegen Pfleger und ihre Gelehrigkeit bis zu einem gewissen Grade führte zu der Vorstellung von einer hohen Intelligenz der Schlangen. „Seid klug wie die Schlangen und ohne Falsch wie die Tauben." [2]) Es ist daher kein Wunder, dass der Volksglaube die Schlange mit Weissagung und Zauberei in engste Verbindung brachte.

Im ganzen Orient ist die Schlange ein Gegenstand der Zauberei. So sehr war sie es bei den Semiten, dass die hebräische Sprache aus dem Namen der Schlange, naχaš, eine Reihe von Denominativen mit der Bedeutung „zaubern" und „wahrsagen" entwickelt hat. [3]) Die berühmteste Orakelstätte der Griechen in Delphi ward von dem Drachen Python gehütet. Melampus verdankt seine Sehergabe den Schlangen, welche ihm die Ohren ausleckten, worauf er die Sprache der Vögel verstand und die Zukunft vorhersagen konnte. Auch die Kinder des Priamos, Helenos und Kassandra, verdankten den Schlangen das Verständniss der Sprache der Vögel. [4]) Demokritus bereitete aus den Schlangen wunderbare Mittel, wodurch man die Sprache der Vögel zu verstehen vermochte [5]). Im deutschen Märchen lernt der König die Sprache der Thiere verstehen durch den Genuss einer weissen Schlange. [6]) Nach litauischem Volksglauben wird allwissend, wer eine weisse Schlange fängt, dieselbe kocht und mit der Suppe isst. [1]) Nach einer schottischen Sage gibt das Mittelstück von der weissen Schlange, am Feuer gebraten, dem, der den Finger in das herabträufelnde Fett steckt, Kenntniss überirdischer Dinge [2]). So gesellen die Götter auch dem indischen König Śûdrika den allwissenden Śvetabhujaṅga, „die weisse Schlange". [3]) Als ein Zauberer, in jeder Art von Zauberei erfahren, erscheint die Schlange überhaupt in der indischen Sage, sie ist gelehrt und verleiht Wissen. [4]) Die litauische Gottheit „Pastauninke lebte in einem Berge als Schlange. Des Abends weissagte sie, was dem Dorfe bevorstand. Wer sich dem Berge nähern wollte, um sie zu befragen, musste vorher Haar und Nägel schneiden. Derjenige aber, welcher die Pastauninke zu sehen bekam, musste sterben". [5]) Auch in Südamerika finden wir die Schlange als Orakelschlange. Auch in Verbindung mit dem Kriegsgott der Azteken, Huitzilopochtli erscheint die Schlange als Weissagegott. [6])

Aber wenn man auch nur die äussere Erscheinung der Schlangen, die mannigfachen Abstufungen in Bezug auf Farbe und Grösse, die Art ihrer Fortbewegung in Betracht zieht, so begreift es sich, was die mythenbildende Phantasie aus den Schlangen gemacht hat. Die Thatsache z. B., dass die Zeichnung und Färbung der Schlangen mehr oder weniger mit der Oertlichkeit, auf der sie ihren Aufenthalt nehmen, übereinstimmt [7]), mag dazu beigetragen haben, in der Schlange einen *genius loci* zu sehen. Wenn man sah, dass die Schlange, welche auf dem Baume lebt, grün gefärbt ist, so lag es doch nahe, in der Schlange den Genius des Baumes, den Baumgott, zu sehen. Und dass die Schlange dem Boden, auf welchem sie sich bewegt, in der Farbe gleich ist, dass z. B. die Wüstenschlange das Gelb des Wüstensandes zeigt, hat zur Folge, dass der Wanderer die Schlange nicht früher sieht, als bis er vor ihr steht.

---

[1]) Brehm's Thierleben. Grosse Ausgabe. 2. Aufl. 3. Abtheilung 1. Bd. (VII.) Leipzig 1878. Seite 282. In Phrygien gibt es nach Aelian 2, 21 Drachen von zehn Klaftern, welche „den Rachen aufsperren und durch Zauberkraft die Vögel herbeiziehen, so dass diese sich von selbst in ihren Rachen stürzen". Vgl. H. O. Lenz, Zoologie der alten Griechen und Römer. Gotha 1856. S. 467.

[2]) Die strenge Naturforschung stellt die Intelligenz der Schlange allerdings nicht so hoch. S. Brehm a. a. O. S. 275.

[3]) *n'χašim* heisst „Wahrsagerei", *niχeš* „Wahrsagerei treiben". Vgl. Th. Nöldeke in der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft*, I, 413.

[4]) Preller, Griechische Mythologie II³ (Berlin 1861) pag. 474 fg. 482. — J. Maehly, die Schlange im Mythus und Cultus der classischen Völker. Basel 1867. Pag. 9 fg. 11. 14. 23 fg.

[5]) Plinius nat. hist. 29, 4, 22.

[6]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen, Nr. 17 „Die weisse Schlange".

[1]) E. Veckenstedt, Die Mythen, Sagen und Legenden der Żamaiten (Litauer). Heidelberg 1883. II, 166.

[2]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen 3. Bd. 3. Aufl. (Göttingen 1856). S. 27.

[3]) *Indische Studien*, herausgegeben von Albrecht Weber XIV, 116.

[4]) A. de Gubernatis, Die Thiere in der indogermanischen Mythologie, deutsch von M. Hartmann. Leipzig 1874. S. 650.

[5]) E. Veckenstedt a. a. O. I, 182 fg.

[6]) J. G. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen. Basel 1855. S. 258. 612.

[7]) Schon der alte Plinius (nat. hist. 8, 23, 35) sagt: die Schlangen haben bekanntlich meist die Farbe des Bodens, in welchem sie sich verbergen.

Wie aus dem Boden gewachsen, erscheint sie urplötzlich. Man glaubte daher, sie sei unmittelbar aus der Erde geboren, sie wurde zum Erdgeist. Ein „Kind der Erde" heisst sie bei den alten Griechen.[1]) Zu Tiryns gibt es nach Plinius kleine Schlangen, „welche, wie man sagt, aus der Erde entstehen", und die den Eingeborenen gar nicht schaden, sondern nur den Fremden gefährlich werden[2]). Die litauische „Żemyne ist eine Frau, welcher von Gott die Herrschaft über das Innere der Erde anvertraut ist. Sie vermag sich in jede beliebige Gestalt zu verwandeln, am liebsten aber nimmt sie diejenige einer Schlange an."[3]) „O du Schlange, Unterird'sche, Erdkuchen, Erdbrötchen", und: „Erdväterchen, Erdmütterchen, Erdjüngferchen, Rasengrossmütterchen" werden die Schlangen von den Ehsten angerufen.[4]) *Sarparâjñî* „Königin der Schlangen" heisst die Erde in einem sehr alten Werke der indischen Literatur.[5])

Eine merkwürdige Thatsache ist es, „dass die Schuppen wühlender, halb unterirdischer Schlangen theils lebhafte Färbung, theils wenigstens schönen Metallschimmer gleich polirtem Stahl besitzen".[6]) Gewiss hat diese Thatsache dazu beigetragen, dass man die Schlange mit den Metallschätzen der Berge in so nahe Beziehung brachte, dass in so zahllosen Märchen und Sagen der Völker die Schlange als Berggeist und Schätzehüterin erscheint. Es ist die herrschende Vorstellung in der deutschen Mythologie, dass die Drachen auf dem Golde liegen und davon leuchten.[7]) Der litauischen Żemyne gehören alle Metalle in der Erde.[8]) Die Żemyne ist aber eine Schlange.[9]) Auch in der griechischen Sage ist die Schlange Schätzehüterin, das goldene Vliess, die Hesperidenäpfel sind ihr anvertraut.[1]) Hieher gehört auch der weit verbreitete Glaube an wunderbare Edelsteine, über welche die Schlangen verfügen. Ueber ganz Asien und Amerika ist der Glaube an wunderbare, schwarze, glänzende Steine verbreitet, welche die Schlangen in ihrem Haupte tragen. In Bengalen ist es allgemeiner Volksglaube, dass die Cobraschlange einen Diamanten trägt, welcher manchmal Licht ausstrahlt[2]). In England heisst es von der im Volksglauben mit der Schlange oft verwechselten Kröte:

> ‚Ugly and venomous,
> Wears yet a precious jewel in its head.'[3])

In einem Volksmärchen aus dem Panjab[4]) wird von einem wunderbaren Ring erzählt, der einem Königssohn von einer Schlange geschenkt wird; jeder Wunsch, den einer hegt, geht durch diesen Wunderring sofort in Erfüllung. Auch die deutsche Sage weiss von wunderbaren Schlangensteinen zu erzählen.[5]) Kaiser Carl erhielt von einer dankbaren Schlange einen Stein, der die geheime Kraft in sich hatte, dass er den Kaiser beständig zu seiner Gemahlin hinzog.[6]) „Die Schlangen des Berges Ararat besitzen unter sich das Königsgeschlecht der Schlangen und werden stets von einer Königin aus diesem Geschlechte beherrscht. Oft kommen grosse Heere fremder Schlangen und wollen das Königthum erobern, aber sie erliegen stets in der Schlacht, so lange die Schlangen des Ararat auf ihren Leibern die Königin tragen, deren Augen die fremden Schlangen bezaubern und erstarren machen, dass sie ohne sich zu wehren, getödtet werden. Die Königin aber hat in ihrem Munde den wunderbaren Stein, den Hul (Lichtstein). In gewissen Nächten wirft sie ihn hoch in die Luft, das blitzt dann wie die Sonne. Selig der Mensch, der diesen

[1]) Ὄφιν εἶναι γῆς παῖδα Herodot I, 78. γῆς γάρ ἐστι καὶ αὐτὸς — (δράκων) — παῖς καὶ τὰς διατριβὰς ἐν γῇ ποιεῖ Artemidoros oneirocr. II, 13 (pag 162, Reiff). Maehly a. a. O. pag. 13. 17.

[2]) Plinius nat. hist. 8, 59, 84. Auch in Syrien sollen die Schlangen die Eingebornen nicht berühren, während sie nach Fremden wüthend beissen und sie grausam tödten. Die Syrer schlagen keine dieser Schlangen todt.

[3]) E. Veckenstedt a. a. O. II, 151.

[4]) J. W. Boecler, Der Ehsten abergläubische Gebräuche, Weisen und Gewohnheiten, mit Anmerkungen von F. R. Kreutzwald. St. Petersburg 1854.

[5]) *Aitareya Brâhmaṇa* V, 23. Der Commentar erklärt: *sarparâjñîti bhûmer avatârasvarûpâ kâcid devatâ* „Sarparâjñî heisst eine gewisse Gottheit, welche eine Form der Erde ist."

[6]) Brehm a. a. O. 266.

[7]) J. Grimm, Deutsche Mythologie, 4. Aufl. II. 573 fg. 817 fg. III, 199.

[8]) Veckenstedt a. a. O. II, 151.

[9]) Veckenstedt a. a. O. II, 149.

[1]) Maehly a. a. O. 14. 37. — Schwartz, Die Alt-Griechischen Schlangengottheiten. Ein Beitrag zur Glaubensgeschichte der Urzeit. (Programm des Friedrichs-Werderschen Gymnasiums.) Berlin 1858. S. 26. 27 ff.

[2]) M. J. Walhouse im *Indian Antiquary*. Vol. IV, 45 seq.

[3]) Shakespeare, As you like it, Act II, Scene 1.

[4]) Mitgetheilt von Mrs. F. A. Steel im *Indian Antiquary*, Vol. X, 347 seqq.

[5]) Vgl. Grimm, Deutsche Myth. II⁴, 1020. *Gesta Romanorum*, deutsch herausg. von J. G. Th. Grässe. Dresden und Leipzig 1842. Cap. 105. 114. Schmidt, zu den Märchen des Straparola. Berlin 1817. Pag. 281 fg. Wie weit verbreitet der Glaube an den Schlangenstein in der orientalischen und abendländischen Märchenwelt ist, sehe man bei Th. Benfey, Pantschatantra (Leipzig 1859) I, 169 fg. 205 fg. u. bes. 214 fg.

[6]) Grimm, Deutsche Sagen. 2. Aufl. Berlin 1866. II, Nr. 459.

Stein einst in der Luft auffängt!“ [1]) In den Frühjahrsversammlungen der Schlangen, Vipern und Nattern, von welchen die celtische Sage erzählt, arbeiten alle Schlangen zusammen an der Bildung eines glänzenden Diamanten. [2])

Gewöhnlich erscheinen die Bergschlangen als geflügelte Schlangen. „Den Weg der Schlange auf dem Felsen“ rechnet ja der weise König zu den vier Unbegreiflichkeiten. Wenn man die Schlangen auf den Felsen „wie im Fluge“ dahin schiessen sah [3]), da ist es kein Wunder, dass man ihnen auch Flügel andichtete. Die deutsche Mythologie bietet uns zahlreiche Beispiele von geflügelten Schlangen. [4]) Herodot erzählt von geflügelten Schlangen, welche in Arabien wohnen und die Gestalt von Wasserschlangen haben; ihre Flügel seien denen der Fledermaus ähnlich. Von diesen geflügelten Schlangen, sagen die Araber, würde die ganze Erde erfüllt sein, wenn sie sich nicht einander selbst erwürgen würden [5]). Der Culturgott der Majas, Votan, ein ausgesprochener Schlangengott, hat einen Vogelkopf. Quetzalcoatl, der Name des mexicanischen Schlangengottes, bedeutet: „die gefiederte, die mit Federn bedeckte, grün gefiederte Schlange, die Waldschlange mit reicher Feder.“ [6])

Dass die Schlange ihre Haut abzustreifen, sich gleichsam zu verjüngen vermag, hat sicherlich auch viel Staunen und Verwunderung erregt — Verwunderung, die nicht nur der Anfang der Philosophie, sondern auch der Anfang der Mythenbildung ist. Weil die Schlange langes Leben hat, indem sie mit der Haut das Alter abstreift, darum, sagt Philo, wird sie in die Mysterien aufgenommen, denn sie ist unsterblich. [7]) In einem Zauberspruch des Atharvaveda [1]) heisst es: „Dort am Ufer die Nattern, dreimal sieben, der Haut entschlüpft! Mit ihren abgeworfenen Häuten verhüllen wir die Augen dem Wegelagerer, der Böses im Schild führt.“ Vielleicht ist es gerade die Häutung der Schlangen, welche den ersten Anstoss zu den vielen Sagen gegeben hat, nach welchen Schlangen verschiedene Gestalten annehmen, sich namentlich gern in schöne Jünglinge und Jungfrauen verwandeln. Die litauische Żemyne ist eine Schlange, aber eigentlich ist sie eine verzauberte Jungfrau. „Wer sie erlösen will, muss mit einem Prügel so lange auf sie losschlagen, bis die Haut sich von ihr löst. Alsdann steht eine Jungfrau vor ihm. Wenn er aber die Haut nicht sogleich verbrennt, so nimmt die Jungfrau, sobald sie wieder in Besitz der Haut kommt, aufs neue die Gestalt der Żemyne an.“ [2]) Auch im deutschen Märchen kehrt der Zug wieder, dass eine in einen Menschen verwandelte Schlange sich wieder rückverwandelt, sobald sie ihre Haut wieder erhält. Die Sagen von Vertauschung der Gestalt zwischen Menschen und Schlangen sind ungemein häufig. [3]) „Am Araxes südlich von Nachtschan liegt ein Berg, die Tataren nennen ihn Ilandagh, Handagh (Schlangenberg), die Armenier Otzezar, beides bedeutet Schlangenberg. Zu gewissen Zeiten im Jahre sind dort die Schlangen in solch' ungeheurer Zahl, dass kein Mensch und kein Thier sich dem Berge zu nahen wagt. Ausser den gewöhnlichen Schlangen gibt es nun dort eine Anzahl, die zu höheren Ordnungen der Geschöpfe gehören.“ Sie können sich in einen Drachen und ihren Kopf in den Kopf irgend eines anderen Thieres verwandeln, andere können sich ganz in jede Art von Mensch oder Thier verwandeln. Die Sage erzählt von einer Schlange, die sich in eine Jungfrau verwandelt und einen Jüngling verlockt, sie zu ehelichen. [4])

Vor allem aber ist es die furchtbare Wirkung des Schlangengiftes, welche die Schlange zu so hohen

---

[1]) A. v. Haxthausen, Transkaukasia. Leipzig 1856. I, 318 fg.

[2]) Schwartz a. a. O. S. 16. Anm.

[3]) „Wenige Thiere“, behauptet Lacépède, „sind so schnell wie die Schlangen. Wenn sie sich auf ihre Beute stürzen oder vor einem Feinde fliehen, gleichen sie dem Pfeile, welchen ein kräftiger Arm vorwärts schleudert . . . sie scheinen . . . durch die Luft zu fliegen und die Erde nur zu streifen. Bis zu den höchsten Spitzen der Bäume empor gelangen sie schneller als ein Vogel . . .“ Lenz, der erklärt, dass die Schnelligkeit der Schlangen nur eine scheinbare sei, sagt doch: „An steilen Bergwänden schiessen sie gleichsam wie im Fluge hinab, zuweilen so schnell, dass man nicht erkennen kann, von welcher Art und Grösse sie sind.“ Vgl. Brehm a. a. O. 271.

[4]) Grimm, Mythologie II⁴ 573.

[5]) Herodot II, 75 fg. III, 107 fg.

[6]) J. G. Müller a. a. O. 486. 585.

[7]) Maehly a. a. O. 7. 10.

[1]) *Atharvaveda* I. 27.

[2]) Veckenstedt a. a. O. II, 149 fg. Nach einer anderen Sage verwandelt sich eine Schlange, nachdem sie mit einem Stock geschlagen worden, zuerst in eine Krähe, hierauf erst in eine Jungfrau. A. a. O. II, 138 fg. Der heilige König Georg sieht eine schwarze Schlange auf sich loskriechen; da schiesst er sie nieder; in demselben Augenblick verwandelt sie sich in eine schöne Jungfrau, die er zu seiner Gemahlin macht. A. a. O. I, 289 fg.

[3]) Vgl. Grimm, Mythologie II⁴. 569 fg. Gubernatis a. a. O. 660.

[4]) Haxthausen a. a. O. I. 124 ff.

Ehren bei den Völkern gebracht hat. Es liegt eine tiefe Wahrheit in einem indischen Spruche [1]), welcher lautet:

„So lange er kein Unheil angerichtet hat, wird Keiner geehrt, und wär' er auch noch so gross; es verehren die Menschen die Schlangen, nicht aber Târkshya [2]), den Schlangentödter."

In der That ist es das Böse, was dem Naturmenschen zuerst Stoff zum Nachdenken gegeben hat, und die bösen Geister sind es, welche von den Völkern zuerst verehrt worden sind. So hat es auch die Schlange ihrer furchtbaren Gefährlichkeit zu danken, dass sie vergöttlicht, dass sie zu einem bösen Dämon wurde. Wenn man schon überhaupt geneigt war, jede Krankheit dem Einfluss eines bösen Dämons zuzuschreiben, wie ja die Volksmedicin zum grossen Theil nur in einer Besänftigung der bösen Geister, der Krankheitsdämonen, besteht, so ist es begreiflich, dass man so furchtbare pathologische Erscheinungen [3]), wie sie der Schlangenbiss hervorruft, nur einem übernatürlichan Wesen zuschreiben mochte. Eine wunderbare Vorstellung haben die Inder darüber, wie die Schlangen zu ihrem Gift kommen. Sechsundzwanzig Tage nach der Geburt, sagen die Hindus, haben die Schlangen kein Gift; am siebenundzwanzigsten breiten sie ihre Hauben gegen die Sonne aus und tanzen, und die Sonnenstrahlen, welche auf die vier obern Zähne auffallen, erfüllen dieselben mit Gift. [4]) Das Gift wird häufig als ein Feuer aufgefasst: „vom Gift, oder vom Feuer des Giftes verbrannt" ist eine gewöhnliche Redewendung im Indischen. Die feuerspeienden Drachen der deutschen Sage hat schon Grimm auf die Verwechslung der verwandten Begriffe von Feuer und Gift zurückgeführt. [5]) Es ist demnach nicht zu verwundern, dass die Schlange, die so gewaltiges Unheil anstiften konnte, die mit so wunderbaren Mitteln zu verderben ausgestattet war — das Feuer des Giftes trägt sie auf ihren Zähnen, von der Sonne selbst hat sie dies Geschenk erhalten — dass die Schlange zum bösen Dämon κατ' ἐξοχήν wurde. Als solcher erscheint sie in der hebräischen Schöpfungsgeschichte, und noch in der christlichen Legende erscheint der Teufel als Schlange. [6]) Im Zend-Awesta finden wir Ahriman, Aĝra-mainyus, als Schlange. „Da erblickte mich die Schlange. Darauf machte die Schlange Aĝra-mainyus, der voll Tod ist, in Bezug auf mich neun Krankheiten und neunzig und neunhundert und neuntausend und neunzehntausend Krankheiten." [7])

Andrerseits aber herrschte der Glaube, dass das Wesen, welches Krankheit und Tod bringe, auch

---

[1]) O. Böhtlingk, Indische Sprüche. 2. Aufl. St. Petersburg 1870. I, Nr. 39.

[2]) Târkshya ist ein Name des Garuḍa, des Vogels Greif, eines mythischen Vogels, der als erbitterter Feind der Schlangen gilt. Vgl. Benfey a. a. O. I, 363 ff. Es gibt ja in der That einige Raubvögel, welche Schlangen verzehren. „Drachen und Adler sind Feinde, denn der Adler bedient sich der Schlangen zur Nahrung." (Aristoteles hist. anim. 9. 2.) Merkwürdig ist, dass ganz entsprechend dem Kampfe der Schlange mit dem Vogel Garuḍa in der indischen Mythologie, auch die Sagen der Indianer von Kämpfen des grossen Vogels mit der Schlange erzählen. Th. Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, 179. 182.

[3]) Kein Thier, meinte Nearchos, sei so belästigend, als die „dünnen, kaum eine Spanne langen Blindschleichen, denn man finde sie in Zelten, in Gefässen und Hecken versteckt. Die Gebissenen bluteten unter Schmerzen aus allen Poren und stürben dann, wenn ihnen nicht Jemand sogleich zu Hilfe käme". (Strabo XV, 1, 45.) Der italienische Missionär Fra Paolino führt die Worte des Dichters Lucan (Pharsal. IX) an, um die fürchterliche Wirkung des Giftes der von den Malabaren Rudhiramandalî genannten Schlange zu schildern:

„Aus allen Adern quoll zu gleicher Zeit,
In rothes Gift verwandelt, Blut hervor:
Blut waren seine Thränen; da, wo nur
Das Flüssige durchkommen konnte, drang
Das Blut mit Macht hervor, zu Nas' und Mund
Stürzt es heraus, und färbt sogar den Schweiss.
Kurz, alle Blutgefässe thun sich auf;
Der ganze Körper ist nur Eine Wunde." —

„In diesem grässlichen Zustande", fügt Fra Paolino hinzu, „sah ich einst eine junge Frauensperson von etwa zwanzig Jahren zu Verapole. Eine Menge Leute baten mich inständig, die Qual dieser Unglücklichen zu lindern; aber weder Theriak, noch Otternsalz, noch Madurisches Gegengift, konnten sie retten; in Zeit von drei Stunden war sie todt." Des Fra Paolino da San Bartolomeo Reise nach Ostindien. Aus dem Französischen. Mit Anmerkungen von Johann Reinhold Forster. Berlin 1798 (Magazin von merkwürdigen neuen Reisebeschreibungen, 15. Bd.) pag. 250 fg. Ganz die entgegengesetzte Wirkung rufen andere Schlangen, z. B. die Brillenschlange (Cobra di Capelo), hervor, indem sie das Blut in den Adern stocken, gleichsam gefrieren macht. Wieder andere erzeugen Beulen und Geschwülste. (Fra Paolino a. a. O. 246 fg. 250. 251.) In wahrhaft grandioser Weise schildert der Dichter Lucan (Pharsalia IX, v. 607 ff.) die furchtbaren Wirkungen des Bisses der verschiedenen Schlangen, welche den Soldaten des Pompeius bei ihrem Marsche durch Afrika nach der Schlacht bei Pharsalus gefährlich wurden.

[4]) M. J. Walhouse im *Indian Antiquary*, Vol. VII, 41.

[5]) Vgl. K. Müllenhoff in Moriz Haupt's *Zeitschrift für deutsches Alterthum*, Bd, 7, 428.

[6]) Grimm, Mythologie II⁴, 833 fg. Wuttke, Der deutsche Volksaberglaube der Gegenwart. Hamburg 1860, §§ 179. 419.

[7]) *Vendîdâd* 22, 5 fg.

zu heilen und zu beleben verstände. So trat die Schlange in vielfache Beziehung zur Heilkunde. „Die Schlange gehört mithin ihrem Wesen nach zu denjenigen Bildungen, welche von der einen Seite Schutz und Segen gewähren, von der andern Tod und Vernichtung erzeugen — und dieser Gedanke des entgegengesetztesten Dualismus in einer und derselben Erscheinung findet sich nicht nur im classischen, sondern im gesammten Alterthum deutlich erkannt und ebenso deutlich ausgeprägt. Wie jene Gorgo das Schöne mit dem Grauenhaften verbindet, wie das Blut aus ihrer linken Halsader, das Asklepios erhielt, Tod bringt, das aus der rechten geflossene dagegen wieder zum Leben erweckt, so knüpft sich auch an die Schlange die Vorstellung des Segens, wie des Verderbens. Gleich der Lanze des Peleus, welche allein die Wunde, die sie geschlagen, zu heilen vermochte, so ist auch sie allein im Stande, den tödtlichen Biss, den sie beigebracht hat, zu einem unschädlichen zu machen — ὁ τρώσας καὶ ἰάσεται — so wird sie nicht nur verehrt, sondern auch gefürchtet und verabscheut, so ist sie nicht nur ein guter, sondern auch ein böser Dämon (κακοδαίμων)." [1]) Als viele im Volke Israel durch den Biss giftiger Schlangen dahinstarben, da sprach Jehova zu Mose: „Mache dir eine Schlange, und setze sie auf eine Stange; da soll's geschehen, jeder der gebissen ist, und sie anblickt, wird am Leben bleiben". Der Schlangenfetisch sollte die Wunde heilen, die der Biss der wirklichen Schlange beigebracht. Und lange Zeit ward die eherne Schlange vom Volke Israel hoch geehrt, denn erst König Hiskias „zertrümmerte die eherne Schlange, die Mose gemacht hatte; denn bis zu jenen Tagen räucherten ihr die Söhne Israels, und man nannte sie Nehushtan." [2]) Die Araber tödten nach Pausanias [3]) keine von den Schlangen, die unter den Balsambäumen leben, weil sie glauben, sie seien heilig. Der griechische Heilgott Asklepios ist bald selbst eine Schlange — er erscheint z. B. auf Münzen in Schlangengestalt — bald tritt er in anderer Weise in Verbindung mit Schlangen. Sie gelten als ihm heilig. Auch sonst wissen die Schlangen zu heilen. Eine Schlange zeigt dem Alexander ein Kraut, von welchem sein Feldherr Ptolemäus genesen soll. Als im Jahre 462 n. Chr. zu Rom eine verheerende Pest auftrat, da lasen die Priester aus den Sibyllinischen Büchern, dass nur dann der frühere Gesundheitszustand wieder hergestellt werden könnte, wenn der Gott Aeskulap aus Epidaurus geholt würde. Eine Gesandtschaft wurde nach Epidaurus geschickt, welche von dort jene Schlange nach Rom brachte, die durch ihre wunderbare Klugheit das Staunen der Römer erregte. Sobald die Schlange angekommen war, war auch Rom von der Seuche befreit. [1]) Polyidos war von Minos mit dem todten Glaukos in eine Grabkammer gesperrt worden. Plötzlich sieht er eine Schlange an den Todten herankriechen. Als er sie getödtet, kommt eine zweite Schlange mit einem Kraut, durch welches sie die getödtete wieder lebendig macht. Mit demselben Kraut ruft nun auch Polyidos den todten Knaben wieder ins Leben. [2]) In dem deutschen Märchen von den drei Schlangenblättern sieht der mit der verstorbenen Königstochter lebendig begrabene Gatte eine Schlange an den Leichnam seiner Frau herankriechen. Er tödtet sie und eine andere Schlange kommt und macht mit drei Blättern die todte Schlange wieder lebendig. Mit denselben drei Blättern belebt nun auch der Mann seine Frau wieder. [3]) Die litauische Żemyne ist eine Schlange mit einem Auge. Wen dieselbe beisst, der muss sogleich sterben. Aber mit dem Blut der Żemyne, welches schwarz wie die Nacht ist, kann man alle Krankheiten heilen. Wer sich mit dem schwarzen Blute der Żemyne wäscht, dem kann kein Zauber etwas anhaben. [4]) Drachenblut macht den Leib der Helden unverwundbar. Waffen, in Drachenblut getaucht, werden so hart und fest, dass jeder Hieb und Stich tödtet. [5]) Durch den Anblick einer Schlange auch nur kann man nach dem Glauben der Irländer heilkundig werden. [6]) Alle möglichen Arzneien haben die Aerzte des Alterthums und des Mittelalters aus den Schlangen bereitet. „Noch in den letzten Jahrhunderten

[1]) Maehly a. a. O. 23.

[2]) 4. Mose 21, 6—9. 2. Könige 18, 4.

[3]) 9, 28.

[1]) Valerius Maximus I, 8, 3. Vgl. Pausanias 2, 28. Maehly a. a. O. 9. 11. 12. 23. 32.

[2]) Preller, Griechische Mythologie II³, 478.

[3]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 16. Vgl. auch *Gesta Romanorum*, Cap. 99 (ein Ritter hat eine Schlange von einer Kröte befreit und ist dabei von der Kröte vergiftet worden: die Schlange saugt das Gift aus) und 151.

[4]) Veckenstedt a. a. O. II, 149.

[5]) Veckenstedt a. a. O. I, 55 ff.

[6]) „In the County Clare is a wild mountain lake known as Lough Doon, where St. Patrick confined the last of the serpents which still at rare intervals comes out upon the bank. On one of these occasions the serpent was seen by a man who ever afterward „had a cure". James Mooney (The Medical Mythology of Ireland) in *Proceedings of the Ameriean Philosophical Society*, XXIV, 1887, pag. 139.

sind Hunderttausende von verschiedenen zum Otterngeschlechte gehörige Schlangen in Europa, vorzüglich in Italien und Frankreich, für die Apotheke gesammelt worden, ja, es ging, weil man mit den europäischen noch nicht ausreichte, so weit, dass man ägyptische Giftschlangen in Unzahl aufkaufte.“ Aerzte verordneten gesottene und gebratene Ottern, Pulver aus Herz und Leber der Schlangen u. dgl. gegen Fieber, Pocken u. s. w. Als ein besonders heilkräftiges Mittel galt bis in die neueste Zeit das Otternfett. [1]) So tief gewurzelt war im Volke der Glaube an die Heilkraft der Schlangen.

Sah man aber einmal wohlthätige, heilende Wesen, Heilgötter in den Schlangen, so war es nur ein kleiner Schritt, sie überhaupt zu guten Geistern zu machen, in ihnen Hausgeister, ja Glücksgenien zu erblicken. Zum mindesten lag darin nichts mehr Ungewöhnliches. Zu diesen Vorstellungen hat aber auch ihre Beziehung zur Erde, ihr chthonischer Charakter, von dem wir oben gesprochen haben, beigetragen. Da man glaubte, dass die Schlangen unmittelbar der Erde angehören, so brachte man sie auch in Beziehung mit den Geistern der Unterwelt, die ja auch der Erde angehören. Man sah in den Schlangen die Seelen der Verstorbenen und man verehrte in ihnen die Manen, die Väter, die Heroen. So tritt der Schlangencult mit dem Manencult in Verbindung. Der Zulu sagt, er habe einen Verstorbenen „auf dem Grabhügel sich sonnen“ gesehen, wenn er daselbst eine Schlange erblickt. Nach Art und Farbe der Schlangen unterscheiden die Kaffern die Seelen von Häuptlingen, weiblichen Herrschern und Gemeinen. Die Indianer ehren die Klapperschlange als ihren „Grossvater“, was natürlich so viel ist wie als ihren Ahnen. [2]) „Die Żemyne wohnt in einer unterirdischen Höhle. Wenn ein Verstorbener in die Erde gelegt wird, so holt Żemyne den Leichnam und bringt den Körper des Verstorbenen in ihre Höhle. Dort fügt sie jedem Leichnam einen neuen Geist ein, so dass der Verstorbene neues Leben erhält. Ueber die also Belebten führt Żemyne in der Erde die Herrschaft.“ [1]) Auf griechischen Vasenbildern erscheint die Schlange als Hüterin des Grabes. So erscheint sie auch als Hüterin des Grabes und der Myrthe Scipio's bei Liternum. Ueberhaupt nennt man die Schlangen den Heroen heilig. [2]) Stammheroen, wie Kekrops und Erichthonios, erscheinen mit Schlangenleibern. [3]) Der Cult der Manen ist aber aufs Engste verwandt mit dem Cult der Hausgeister. Sobald man die Seelen der Verstorbenen in den Schlangen sah, war es nur natürlich, sie auch zu Laren und Penaten, zu Boten des Glücks, zu Schutzengeln zu machen. Wir finden also die Schlangen als wohlthätige, Glück und Segen bringende, schützende Geister, deren Tödtung Verderben bringt. Im deutschen und slavischen Märchen finden wir das Kind mit der Schlange, welche durch Milch genährt wird und dem Kind Glück und Segen bringt; sobald die Schlange getödtet wird, ist auch das Glück des Kindes dahin. [4]) Wer in seinem Hause eine Schlange sieht, dem steht nach litauischem Glauben ein grosses Glück bevor; er wird nämlich bald sehr reich. „In einem Dorfe bei Chataiki lebte ein armer Mann; er vermochte seine Familie nur mit Mühe zu ernähren. Da geschah es, dass eine Wandlung seines Geschickes eintrat: was er auch anfing, Alles glückte ihm. Eines Tages sah der Bauer auf seinem Tisch eine Kette liegen, welche ihm von Kupfer zu sein schien. Er sagte seiner Frau, dieselbe möge nachsehen, was das für eine Kette sei, die Frau fand, dass eine Kupferschlange auf dem Tisch lag. Sie sagte das ihrem Manne. Dieser nahm sogleich ein Stück Holz und erschlug damit die Schlange. Aber mit dem Tode der Schlange wich auch das Glück aus dem Hause: bald trat die frühere Armuth wieder ein, der Bauer brach kurze Zeit darauf einen Fuss, dann starb ein Kind und die ganze Familie verkam.“ [5]) Die alten Preussen und Letten

[1]) Vgl. Brehm a. a. O. 288. Lenz a. a. O. 438. 457–459. „Uebrigens ist es ausgemacht“, sagt Plinius (29, 4, 22), „dass gegen alle Schlangenbisse, wenn sie auch ausserdem ganz unheilbar wären, doch die sogenannten edleren Eingeweide der Schlangen selbst, sobald sie aufgelegt werden, helfen, und ebenso gewiss, dass derjenige, welcher einmal eine gekochte Vipernleber gegessen hat, nie mehr von einer Schlange gebissen wird.“

[2]) Vgl. Julius Lippert, Der Seelencult in seinen Beziehungen zur althebräischen Religion. Berlin 1881. S. 37 ff. — Bastian in der *Zeitschrift für Ethnologie*, Berlin 1869 I, 48. 61. — Waitz, Anthropologie der Naturvölker III, 192.

[1]) Veckenstedt a. a. O. II, 151.

[2]) Maehly a. a. O. 19.

[3]) Preller, Griechische Mythologie II³, 136 fg.

[4]) Grimm, Kinder- und Hausmärchen Nr. 105 und III³, 184 ff. 397. Deutsche Mythologie II⁴, 571. Vgl. Deutsche Sagen I² Nr. 221, S. 266. F. S. Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven, Leipzig 1883. I, Nr. 22, und: Sreća. Glück und Schicksal im Volksglauben der Südslaven. Mitth. d. Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XVI, 1886, pag. 111. Separatabdruck pag. 28.

[5]) Veckenstedt a. a. O. II, 166. 169 fg. Vgl. auch das Märchen Nr. 38 bei Krauss, Sagen und Märchen der Südslaven I.

hegten Hausschlangen in ihren Häusern [1]). Nach norwegischem Aberglauben bedeutet es Glück, wenn eine Schlange sich dem Hause nähert [2]). Auch die Südslaven kennen die Schlange als Haus- und Glücksschlange [3]). Bei den Griechen und Römern stand die Hausschlange hoch in Ehren. An der Stelle, wo sich im Hause eine Schlange sehen liess, wurde bei den Griechen ein Opferaltar errichtet. Da war die Schlange ein δαίμων ἐπιχώριος, *genius loci*. „Der Unterschied zwischen diesem sogenannten Genius einerseits, zwischen Laren und Penaten andrerseits ist nicht immer leicht erkennbar, oft wohl auch nicht vorhanden." Oft erscheinen zwei Schlangen, eine männliche und eine weibliche, als die Genien der beiden Ehegatten. Wie nahe sich Schlangen- und Heroencult berühren, kann man aus der Erzählung des Virgil [4]) sehen: Aeneas opfert am Grabhügel seines Vaters. Plötzlich kriecht eine wunderbar bunt schillernde Schlange aus der Tiefe hervor, zieht sieben Windungen um den Grabhügel, gleitet über den Altar und über die Opfergefässe hin, kostet von den Gaben und verschwindet wieder. Der erstaunte Aeneas aber weiss nicht, ob er die Schlange für einen *„genius loci"* oder einen *„famulus parentis"* halten soll. Auch die Stadt Athen hatte ihren „Hausgeist". Die Göttin Athene hatte nämlich in ihrem Tempel eine heilige Schlange, einen grossen Schützer (μέγαν φύλακα), welche allmonatlich einen Honigkuchen bekam. Als im Perserkriege einst dieser Honigkuchen unberührt blieb, verzweifelte man an der Stadt, denn man schloss, die Göttin habe die Stadt verlassen [5]). Ein Glücksgenius war die Schlange den Römern, wie Cicero [6]) bezeugt: Als der grosse Schauspieler Roscius noch in der Wiege lag und bei Nacht ein Lämpchen neben ihm brannte, bemerkte die Amme, wie sie aufwachte, dass er von einer Schlange umschlungen war. Sie erschrak und schrie laut auf. Der Vater des Roscius befragte aber die Zeichendeuter, und diese sagten aus, das Kindlein würde dereinst ein über alle Massen berühmter Mann werden. Als Lucius Sulla im Bundesgenossenkriege vor seinem Zelte opferte, sah er plötzlich eine Schlange unter dem Altar hervorkriechen. In Folge dessen rieth ihm sein Wahrsager zur Schlacht und er gewann den Sieg über die Samniten [1]). Kaiser Tiberius hielt sich eine zahme Schlange; als er sie einst von Ameisen zerfressen fand, erblickte er darin die Weissagung, dass auch über ihn selbst das Volk herfallen würde [2]). Die römischen Damen legten sich zur Kühlung Schlangen um den Hals [3]). Bei Abisaurus sollen nach dem Bericht des Onesikritos, „den man nicht sowohl Alexanders, als vielmehr der Sonderbarkeiten Obersteuermann nennen sollte", zwei Schlangen ernährt worden sein, die eine von 80, die andere von 140 Ellen. In den Emodischen Bergen soll man Schlangen eingefangen und in Höhlen ernährt haben [4]). Aus Aegypten berichtet Herodot [5]): „Es gibt um Theben heilige Schlangen, die den Menschen gar nicht gefährlich sind, klein sind und zwei Hörner tragen [6]), die mitten aus dem Kopf herauswachsen; die begraben sie, wenn sie sterben, im Tempel des Zeus, denn diesem Gott, behaupten sie, seien sie heilig." Der Islam unterscheidet zwei Gattungen von Schlangen, sowie er gute und böse Geister, Dschinnen, annimmt. Im Allgemeinen befahl Muhamed Schlangen, wie andere schädliche Thiere zu tödten, besonders zwei Arten, „die mit den zwei Streifchen auf dem Rücken" und „die stumpfschwänzige", weil sie „den Blick blenden und die Frucht im Mutterschoosse aufspüren" oder „abtreiben". Dagegen verbot er die „Hausschlangen" zu tödten und als einst jemand eine solche erschlagen hatte, dabei aber selbst umgekommen war, sprach er: „Bittet Gott für ihn um Verzeihung; in Medina gibt es Dschinnen, die den Islam angenommen haben; wenn ihr nun etwas von ihnen seht, so meldet euch dreimal an; wenn es sich dann nicht rührt, so tödtet es, denn dann ist es ein Satan oder ein Kafir, ein

---

[1]) Grimm, Deutsche Mythologie II⁴. 572.

[2]) F. Liebrecht, Zur Volkskunde 328.

[3]) Krauss, Sreća. a. a. O. pag. 108—112 = pag. 21—34 des Separatabdrucks.

[4]) Aeneis V, 84 seqq.

[5]) Herodot VIII, 41. Nach Aelian 11, 2 war der Hain des Apollo zu Epirus von Drachen bewohnt, an denen der Gott seine Freude hatte. Blickten sie die eintretende Priesterin freundlich an und nahmen das Futter willig, so war man überzeugt, dass ein gesegnetes Jahr folgen werde. Waren die Drachen unfreundlich gegen die Priesterin, so erfolgte ein Missjahr. Vgl. Maehly a. a. O. 13. 17. 20. 22. Schwartz a. a. O. 24.

[6]) De divinatione 36, 79.

[1]) Valerius Maximus 1. 6. 4. Vgl. ebend. 1, 6, 9.

[2]) Suetonius, de Tiberio 72.

[3]) Martial 7, 86.

[4]) Strabo XV, 1, 28.

[5]) II, 74. Vgl. Aelian 17. 5 und 10, 31: Die Aegypter verehren die Aspis, welche sie für unsterblich halten, und legen sie der Isis um das Haupt.

[6]) Die Königin der Schlangen hat Hörner auf dem Haupte, glauben die Litauer. Veckenstedt a. a. O. II, 167, Lenz a. a. O. S. 433 erinnert an die Hornviper, *Vipera Cerastes*.

Ungläubiger“ [1]). Von den Malabaren wird die Haubenschlange oder cobra di capello als ein Vorzeichen des Glücks oder Unglücks betrachtet. Sie wird nicht getödtet, man gibt ihr Milch zu trinken, bietet ihr alle möglichen Bequemlichkeiten, baut Hütten und Nester für sie, sie wird geliebkost und angebetet [2]). Bei den Whidanegern in Afrika ist die Schlange, die nie stirbt, so heilig, dass sie nicht einmal der König, sondern nur der Hohepriester von Angesicht zu Angesicht schauen darf. Schlangen zu tödten gilt als das grösste Verbrechen. Priester und Priesterinnen stehen im Dienste der Schlange. Wallfahrten werden zum Tempel der Schlange unternommen, Feste ihr zu Ehren gefeiert, ja Menschenopfer werden ihr dargebracht [3]). Auch in Mexiko opferte man den Schlangen Menschen. Die Indianer verehren den grossen Geist in der Gestalt der Schlange. An dem Feste des Schlangengottes Vaudoux auf Hayti trank man Opferblut mit starkem Getränk gemischt. In Yucatan und Guatemala werden lebendige Schlangen angebetet, auch Menschenopfer werden ihnen dargebracht. Die höchste Gottheit der Otimier war die Schlangengottheit Míxcoatl. Der Culturgott der Majas, Votan, wird als „das Herz des Volkes“ angesehen; er ist eine Schlange mit einem Vogelkopf [4]). Die indianische Gottheit Cihuatcohuatl „das Weib-Schlange“ gilt als die Mutter des Menschengeschlechtes. Die Schöpfungssage der Quiches (auf Guatemala) erzählt: „Im Anfange war nur Gott der Schöpfer, die starke Schlange“. Nach der Mythologie der Chibchas entstieg das erste Menschenpaar einem Gebirgssee, in welchen es später in Schlangengestalt wieder zurückkehrte. [5]).

So sehen wir denn die Schlange alle Wandlungen durchmachen vom rohen Fetisch zu mythologischen Wesen, bösen Dämonen und guten Geistern, ja bis zu den höchsten Gottheiten. Zu der Vergötterung der Schlange hat aber auch viel der Umstand beigetragen, dass man in verschiedenen Naturerscheinungen das Bild der Schlange gesehen hat. Irdische und himmlische Gewässer, der sich dahin „schlängelnde“ Fluss, sowie die schwarze Gewitterwolke, und wieder der aus der Wolke fahrende Blitz wurden als Schlangen aufgefasst. Ich erinnere nur an die Hydra, an die Lernäische Schlange, an den Drachen bei der Quelle Dirke zu Theben [1]). Das Alpenvolk in der Schweiz hat noch viele Sagen bewahrt von Drachen und Würmern, die vor alter Zeit auf dem Gebirge hausten und oftmals verheerend in die Thäler herabkamen. Noch jetzt, wenn ein ungestümer Waldstrom über die Berge stürzt, Bäume und Felsen mit sich reisst, pflegt es in einem tiefsinnigen Sprichwort zu sagen: „es ist ein Drach ausgefahren“ [2]). Auf die Wolkenschlange kommen wir weiter unten zu sprechen. Die Blitzschlange ist vielleicht nirgends so deutlich zu erkennen als im litauischen Mythus von Perkunas. Der Gewittergott Perkunas, erzürnt über die Untreue seiner Gemahlin, schleudert feurige Schlangen nach der Żamaite. Durch die auf die Erde fallenden feurigen Schlangen sind die Menschen in den Besitz des Feuers gekommen [3]).

Wohl die letzte Entwicklungsstufe, durch welche die Schlange gegangen ist, ist es, wenn sogar ein abstracter Begriff, wie der Begriff der Ewigkeit in dem Bilde der zusammengeringelten Schlange aufgefasst worden ist. Der orphische Gott Aeon wird dargestellt, als von einer Schlange in engen Kreisen umschlungen, ebenso Chronos [4]).

Dies scheinen mir die hauptsächlichsten Gesichtspunkte zu sein, unter denen der Schlangencult bei

---

[1]) Th. Nöldeke in der *Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachw.* I, 415.

[2]) Gubernatis a. a. O. 651 fg. Fra Paolino a. a. O. 248 sagt: „Man kann sie (die cobra di capello) so zahm machen, wie ein Hausthier, wenn man ihr nur, wie von den Malabaren geschieht, täglich etwas Milch und Zucker vorsetzt. Sie kommt dann alle Tage zu gewissen Stunden, verzehrt ihr Futter, thut Niemandem das Geringste zu leide und lässt sich endlich sogar auf mancherlei Art abrichten.“

[3]) Fritz Schultze, Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte. Leipzig 1871. S. 215 ff.

[4]) J. G. Müller a. a. O. 123. 176. 258. 483 ff. 485. 486. 502.

[5]) Th. Waitz a. a. O. IV, 145. 263. 361.

[1]) Mahly a. a. O. 15 ff. Schwartz a. a. O. 27 fg.

[2]) Grimm, Deutsche Sagen I³, 262 (Nr. 217).

[3]) Veckenstedt a. a. O. I, 131. — Die Abhandlung von Schwartz „Die Altgriechischen Schlangengottheiten“ beschäftigt sich ausschliesslich mit der Blitzschlange. Wo immer die Schlange im Mythus und Cultus der Völker erscheint, da wird sie von Schwartz in das Prokrustesbett des Blitzes gezwängt. Trotz dieser grossen Einseitigkeit, mit welcher die Schlange immer und überall nur als Blitz erklärt wird, trotz der Hartnäckigkeit, mit welcher die unsinnige Behauptung aufrecht gehalten wird, dass, wo der Cult „wirkliche“ Schlangen substituirt, „es nur das stets in der Mythologie vorkommende Herabziehen des Himmlischen auf die Erde ist“ (?!), trotz der Verkehrtheit vieler Erklärungen eben in Folge dieser Einseitigkeit, bleibt doch noch manches Werthvolle in der Abhandlung von Schwartz, insofern er manches Neue für die Auffassung des Blitzes als Schlange — und gewiss ist ja die Schlange unter anderm auch der Blitz — erbringt.

[4]) Mahly a. a. O. 24.

den Völkern zu betrachten ist. Es war, wie gesagt, zunächst die wirkliche Schlange, die als Fetisch verehrt wurde, dann aber hat die mythenbildende Phantasie aus den Schlangen die verschiedensten Wesen gestaltet, von denen jedes seine eigene Biographie hat. Und alle diese Gestalten zusammenzuwerfen, sie unter einem Gesichtspunkt zu betrachten, das wäre nach einem treffenden Worte Max Müller's „etwa dasselbe, als wollte man eine Biographie von allen Menschen schreiben, die Alexander heissen" [1]). Wie man ja überhaupt bei mythologischen und religionsgeschichtlichen Untersuchungen immer fehl geht, wenn man auf einer Erklärung einseitig beharrt und alles aus einem Grunde ableiten will. Ein abschreckendes Beispiel in dieser Beziehung bietet Schwartz, wenn er in der Schlange immer und überall nur den Blitz sieht. Aber auch Gubernatis begeht denselben Fehler, wenn er in der Schlange bei den Indogermanen immer nur die Wolke sehen will, und Jacobi, wenn er mit Berufung auf Gubernatis „die Bedeutung der Schlangen in der indischen Mythologie" in die Worte zusammenfasst: „Die Schlangen sind, wie bekannt, die Wolken und die Finsterniss, welche der Sonne oder dem Lichte feindlich gegenüber stehen" [2]). Ich glaube noch in diesen Blättern zeigen zu können, dass die Schlange auch bei den Indern mehr ist als nur die Wolkenschlange, dass sie bei den Indern sowie bei allen andern Völkern zu sehr verschiedenen mythologischen Vorstellungen Anlass gegeben hat. Wenn, wie wir sehen werden, in zahlreichen Anrufungen an die Schlangen von den Schlangen der Erde, der Luft und des Himmels die Rede ist, so ist das mehr als ein blosses Spiel des gern schematisirenden indischen Geistes, es ist das deutliche Bewusstsein von der Vielseitigkeit der Bedeutung, welche den Schlangen als mythologischen Wesen zukommt.

II.

In keinem Lande der Welt waren die Bedingungen für den Schlangencult in so hohem Grade vorhanden, als in Indien. Indien ist ja das schlangenreichste Land der Welt. „Das indische Gebiet, welches sich über ganz Südasien, einschliesslich Burma, Malakka und Südchina, die Sundainseln und Philippinen sammt den benachbarten kleinen Eilanden erstreckt, ist das schlangenreichste ... der Erde: ‚die Anzahl der in Indien wohnenden Schlangenarten ist grenzenlos', sagt bereits Aelian. Hier leben einundzwanzigmal mehr Schlangen als in dem nördlich altweltlichen Nachbargebiet; hier ist die eigentliche Heimat der Seeschlangen, hier die Wohnstätte anderer Giftschlangen aller übrigen Familien der Unterordnung; hier kommt auf je sechs giftlose eine giftige Schlange" [1]). Zwanzigtausend Menschen fallen in den britischen Besitzungen Indiens alljährlich dem Schlangenbiss zum Opfer. In den zehn Districten von Bengalen allein wurden in dem Amtsjahre 1885/86 nicht weniger als 11.823 Personen durch wilde Thiere und Giftschlangen getödtet, wovon wie gewöhnlich $^9/_{10}$ dem Schlangenbiss zum Opfer fielen; und dies, trotzdem in demselben Jahre 29.884 Rupien als Belohnungen für die Vernichtung wilder Thiere und Giftschlangen ausgezahlt wurden [2]). Es ist daher nur natürlich, dass wir nirgends so sehr als in Indien die Schlange in der Mythologie, in der Sage, im Cultus antreffen. In den alten Hymnen des Rigveda ist es der Kampf Indras mit der Schlange, welcher immer und immer wieder besungen wird. In den übrigen Veden finden wir auch sichere Zeugnisse eines förmlichen Schlangencultes. Neben Zauberformeln gegen die Schlangen [3]) finden wir im Atharvaveda auch Anrufungen, Gebete an die Schlangen. Ja, wir finden beides nebeneinander in einem und demselben Liede. So lautet ein Hymnus:

1. Nicht soll uns, o Götter, die Schlange tödten, mit unseren Kindern, mit unseren Leuten; das geschlossene (Maul) soll sie nicht aufsperren, das aufgesperrte nicht schliessen; Verehrung sei dem Göttervolke!

2. Verehrung sei dem Schwarzen, Verehrung sei dem Quergestreiften, dem rothbraunen Svaja sei Verehrung, Verehrung sei dem Göttervolke!

---

[1]) F. Max Müller, Vorlesungen über den Ursprung und die Entwickelung der Religion. Strassburg 1880. S. 131.

[2]) Gubernatis, Die Thiere in der indog. Mythologie, Theil 3, cap. 5. H. Jacobi in *Weber's Indische Studien* XIV, 148.

[1]) Brehm a. a. O. 276. Von den 635 Schlangenarten, welche Günther im Jahre 1858 annahm, kommen 40 auf das nördlich altweltliche, 80 auf das äthiopische, 240 auf das indische, 50 auf das australische, 75 auf das nördlich neuweltliche und 150 auf das südlich neuweltliche Gebiet. (Ebendas. 277.) Man sieht, nur Südamerika kann sich an Schlangenreichthum mit Indien messen. Auch in Bezug auf Schlangenverehrung steht Südamerika Indien am nächsten.

[2]) Ich entnehme diese Notiz dem Wiener „Fremdenblatt", in das sie jedenfalls aus einer englischen Zeitung übergegangen ist.

[3]) *Atharvaveda* VI, 12, VII, 56. 108. Verschiedene Kräuter werden hier u. A. gepriesen als heilsam gegen Schlangengift. Vgl. Rigveda, zum ersten Male vollst. ins Deutsche übersetzt mit Comm. u. Einleitung von A. Ludwig. Prag 1876 bis 1883. III, 501 ff. *Hundert Lieder des Atharvaveda* übersetzt und mit Bemerkgn. vers. von Grill. Tübingen 1879. S. 7 fg.

3. Zusammen schlage ich dir Zahn mit Zahn, zusammen auch Kiefer mit Kiefer, zusammen Zunge mit Zunge, zusammen auch Rachen mit Rachen [1]).

Es darf uns nicht wundern, dass der Sänger zuerst der Schlange seine Huldigung darbringt und ihr dann verspricht, den Garaus zu machen. Der Indianer macht es mit der von ihm als „Grossvater" verehrten Klapperschlange nicht besser. „„Sei willkommen, Freund aus dem Geisterland", redet der Indianer sie an, der ihr begegnet, „wir waren unglücklich, unsere Freunde dort wussten es. Der grosse Geist wusste es. Du bist gekommen uns zu trösten. Wir kennen deine Botschaft. Nimm diese Spende Tabak", (er streut ihr etwas Tabakspulver auf den Kopf) „sie wird dir eine Stärkung sein nach deiner langen Reise". Mit diesen Worten ergreift er sie am Schwanze, fährt ihr mit einem Kunstgriff rasch über den Rücken hinauf bis zum Kopf und zerquetscht sie" [1]). In einem anderen Liede des Atharvaveda wird das Schlangengift beschworen, aus den Schlangen hinauszugehen; Paidva, das schlangentödtende Ross, wird angerufen, die Schlangen zu zertreten; Indra wird gepriesen, dass er die Schlangen getödtet. Der Sänger jubelt, dass die Schlangen ihres Giftes beraubt, dass sie getödtet sind. Aber in demselben Liede huldigt er den Schlangen mit den Worten:

Diejenigen von den Schlangen, die im Feuer geboren, die in den Kräutern geboren, die im Wasser geboren und die aus dem Blitz hervorgekommen, deren Geschlechter zahlreich sind und gross, diesen Schlangen dienen wir mit Verehrung [2]).

Von der Göttin *Virâj* [3]) wird erzählt, sie sei zuerst zu den *Deva's*, den Göttern, gegangen, dann zu den *Gandharven* (den himmlischen Musikern) und *Apsarasen* (den Himmelsjungfrauen), hierauf zu den *Itarajana's* („den andern Wesen", Dämonen):

„Dann schritt sie herauf und kam zu den Schlangen; die Schlangen riefen sie herbei: komm, giftbegabte! Ihr Liebling ward Takshaka, Viśâla's Sohn. Der Kürbis diente als Gefäss. Dhṛitarâshṭra Airâvata molk sie; er molk Gift aus ihr. Von diesem Gift leben die Schlangen. Lebensunterhalt gewährend wird, wer solches weiss" [4]).

In einem Kriegszauber heisst es:

„Gandharven, Apsarasen, Schlangen (*Sarpa's*), Götter (*Deva's*), Genien (*Puṇyajana's* „die guten Wesen, die guten Geister") und Manen (Pitṛi's), die sichtbaren und die unsichtbaren suche ich, damit sie dieses Heer schlagen" [5]).

---

[1]) *Atharvaveda* VI, 56. „Der Schwarze", „Der Quergestreifte" und „Svaja" sind Namen von Schlangen. Svaja ist nach dem alten Commentator Sâyaṇa eine zweiköpfige Schlange; *svaja* heisst wörtlich „der aus sich selbst entstandene", also ein Wesen, das aus sich selbst ein zweites erzeugt hat, ein Doppelwesen. Auf diese „zweiköpfige" Schlange bezieht sich jedenfalls der letzte Vers: „Zusammen schlage ich Zahn mit Zahn" u. s. w., nämlich Zähne, Kiefer, Zunge, Rachen des einen Kopfes mit denen des andern. Grill a. a. O. S. 7 übersetzt daher falsch:

„Der Zähne Reihn drück ich dir zu, zusammen auch der Kiefern Paar,
Zusammen drück ich dir die Zung, das Maul auch schliesse ich dir zu."

Er sagt in der Note: „Die Vorstellung der Zweitheiligkeit ist aus a) herübergenommen". Deshalb, weil man von zwei Reihen Zähnen, von Ober- und Unterkiefer sprechen kann, sollte der Dichter auch von Zunge und Maul in der Zweiheit sprechen können! Das heisst denn doch die „dichterische Freiheit" zu weit ausdehnen. Der Svaja ist aber gewiss nichts anderes, als die *Amphisbaena* der Alten, von der Plinius (nat. hist. 8, 23, 35) sagt: „Die Amphisbaena hat vorn und hinten einen Kopf, als wenn es noch nicht genug wäre, wenn sie aus einem Rachen Gift spiee". Auch Lucanus, Pharsalia IX nennt „die gefährliche, doppelköpfige Amphisbaena". An ihre Zweiköpfigkeit glaubt selbst der sonst so kritische Fra Paolino noch. Er sagt von ihr (a. a. O. pag. 250): „*Irutalakuszali* ist eine Schlange, die zwei Köpfe hat, was auch immer Charleton und Andere dagegen einwenden mögen. Auf Portugiesisch heisst sie Cobra de duas cabeças, auf Lateinisch Amphisbaena. Herr Rosier, Commandant zu Collam, wies mir zwei solche Schlangen, die er in einer gläsernen Flasche aufbewahrte. Auch sah ich eine dergleichen im Gebirge von Maleatur. Sie ist eine oder anderthalb Palmen lang, hat die Farbe von verdorrtem Laube, und kriecht nicht etwa, wie andere Schlangen, gerade vor sich hin, sondern reckt immer den einen Kopf in die Höhe und macht mit dem Leibe einen Bogen, wenn sie sich fortbewegt. Ihr Biss hinterlässt jederzeit eine Geschwulst, die mit Gift angefüllt ist." Die Schlange hat natürlich nicht zwei Köpfe, sondern sie ist am Kopf und am Schwanze gleichdick. Herr Professor Bühler erzählte mir, eine solche „zweiköpfige" Schlange sei einmal auf sein Zelt zu gekrochen. Als er das Thier erschlagen hatte, sagte der Paṇḍit, der dabei stand: „Sehen Sie jetzt, dass das Thier zwei Köpfe hat!"

[1]) Waitz, a. a. O. III, 192.

[2]) *Atharvaveda* X, 4.

[3]) *Virâj*, „die Strahlende, die Herrscherin", ein sehr unbestimmtes und vieldeutiges Wesen. „Name eines der Speculation angehörigen göttlichen Wesens: Tochter (Sohn) des Purusha (auch Purusha selbst) oder Prajâpati, oder dessen Gattin; als Kuh bezeichnet, die durch ihre Schritte die Opferfeuer vertheilt, u. s. w.; in der Folge Tochter (Sohn) Brahman's, Mutter (Vater) des Manu Svayambhuva oder des Brahman selbst. In den Brâhmanas zu phantastischen Allegorien gebraucht, unter Vermengung aller Bedeutungen des Wortes." Böhtlingk und Roth, Sanskrit-Wörterbuch, s. v. *Virâj*.

[4]) *Atharvaveda* VIII, 10, 29. Takshaka und Dhṛitarâshṭra Airâvata sind Namen häufig vorkommender Schlangendämonen.

[5]) *Atharvaveda* VIII, 8, 15.

Ueberhaupt fehlen die Schlangen nie in der Aufzählung göttlicher Wesen [1]). Auch in der *Chândogya-Upanishad* [2]) werden die Schlangen neben Gandharven und Manen aufgezählt. So wird auch im Gesetzbuch des *Manu* [3]) erzählt, dass geschaffen wurden die Yaksha's, Râkshasa's, Piśâca's [4]), Gandharven und Apsarasen, Asuren [5]), Nâga's und Sarpa's, Suparṇa's [6]) und die verschiedenen Arten von Manen. Hier werden also zwei Arten von Schlangengottheiten, Nâga's und Sarpa's, nebeneinander aufgezählt. Auch unter dem Namen *Uraga* werden die Schlangengötter angeführt [7]). Bei *Manu* heisst es auch: „Einen Kshatriya, sowie auch eine Schlange und einen gelehrten Brahmanen soll einer, der auf sein Glück bedacht ist, niemals verachten, wenn sie auch noch so schwach sind. Denn diese drei, wenn verachtet, können einen Menschen ganz verbrennen; deshalb soll der Verständige diese nie und nimmer verachten." So heisst es auch in *Yajñavalkya's* Gesetzbuch: „Einen Brahmanen, eine Schlange, einen Kshatriya und sich selbst soll man niemals verachten" [8]). Nach der *Taittirîya-Saṁhitâ* [9]) scheinen die Schlangen die Erstgeborenen der Schöpfung zu sein, denn es heisst: „Prajâpati wünschte Geschöpfe zu erschaffen; er that Busse; er schuf die Schlangen". Dass in den vedisch-brahmanischen Ritualwerken ein förmlicher Schlangencult, welcher alljährlich zu bestimmter Zeit zu vollziehen ist, gelehrt wird, soll im Verlaufe dieser Abhandlung noch ausführlich dargethan werden. Dass die bei diesem Schlangencult gebrauchten Sprüche und Gebete aus den Veden, besonders dem schwarzen und weissen Yajurveda, stammen, beweist zur Genüge, dass der Schlangencult auch schon in vedischer Zeit bekannt war.

In einem zum Sâmaveda gehörigen Brâhmana wird ein Schlangenopfer geschildert, welches ein Mittel sein soll, um Glück und Bestand zu erlangen. Das Opfer wurde zuerst von den Schlangen vollzogen: „Durch dieses Opfer fürwahr standen die Schlangen fest in diesen Welten; in diesen Welten stehen fest diejenigen, welche dieses Opfer begehen." Berühmte Schlangenkönige und Schlangendämonen — Dhṛitarâshṭra Airâvata, Pṛithuśravas, Śitipṛishṭha („der Weissrückige"), Takshaka Vaiśâleya, Arbuda („Schlange"), Piśaṅga („der Braune") und andere — functionirten als Opferpriester bei diesem Opferfeste. „Durch dieses Opfer fürwahr haben die Schlangen den Tod überwunden; den Tod überwinden diejenigen, welche dieses Opfer begehen. Darum streifen sie die alte Haut ab, schlüpfen aus ihr hinaus; denn sie haben ja den Tod überwunden; die Schlangenweibchen fürwahr sind Âditya's [1]); gleich dem Glanz der Âditya's ist der Glanz derjenigen, welche dieses Opfer begehen [2])."

Eine noch viel grössere Rolle als in der vedischen Literatur spielen die Schlangen in den grossen Epen der Inder. Namentlich das Mahâbhârata ist voll von Schlangenmythen. Im ersten Buch des Mahâbhârata findet sich eine Aufzählung der berühmtesten Nâga's oder Schlangenfürsten, und am Schlusse einer stattlichen Reihe von Namen heisst es: „Diese Schlangen sind es, welche als die hervorragendsten genannt werden; wegen der grossen Zahl der Namen sind die übrigen nicht aufgezählt. Deren Abkömmlinge aber und die Folge ihrer Nachkommenschaft, die will ich nicht nennen, denn unzählig, glaube ich, sind sie. Viele Tausende und Millionen und Hundertmillionen gibt es hier; unmöglich ist's, die Zahl der Schlangen zu zählen" [3]). In der bekanntesten Episode des Mahâbhârata, in der Geschichte von Nala und Damayantî, sieht der im Walde umherirrende Nala ein Feuer, aus welchem der Schlangenkönig Karkotaka um Hilfe ruft. Nala rettet den Schlangenkönig aus der Gluth der Flammen. Zum Dank dafür beisst ihn die Schlange. Durch diesen Biss wird Nalas Gestalt verändert, er wird vollständig un-

[1]) *Atharvaveda* XI, 6, 16: Arâya's, Rakshas' (Gespenster), Sarpa's, Puṇyajana's, Pitṛi's. ib. XI, 9, 16: Gandharven, Apsarasen, Sarpa's, Itarajana's, Rakshas' ib. XI, 10, 1: „Erhebt euch, rüstet euch, hoch mit euren Fahnen, Sarpa's, Itarajana's und Rakshas', lauft den Feinden nach!"

[2]) II, 21.

[3]) I, 37.

[4]) *Yaksha's* sind Genien im Gefolge des Gottes *Kubera*; *Râkshasa's* und *Piśâca's* sind Nachtgespenster und Unholde.

[5]) Die Asuren sind die Götterfeinde, die in beständigem Kampf mit den Göttern erscheinen.

[6]) *Suparṇa's*, „die schöngefiederten", sind mythische Vögel, die als geschworene Feinde der Schlangen erscheinen, mit *Garuḍa* identificirt.

[7]) *Manu* III, 192, wo Pitṛi's, Daitya's, Dânava's, Yaksha's Gandharven, Uraga's, Râkshasa's, Suparṇas und Kiṁnara's („was für Menschen?" d. h. Halbmenschen) aufgezählt werden; ib. VII, 23 werden aufgezählt: Götter, Dânava's, Gandharven, Rakshas', Pataga's (mythische Vögel) und Uraga's.

[8]) *Manu* IV, 135 fg. *Yajñavalkya* I, 153.

[9]) III, 1, 1, 1.

[1]) oder: Sonnenkinder? Die Uebersetzung: „die Schlangenweibchen sind Âditya's, gleich dem Glanz der Âditya's" ist sehr zweifelhaft.

[2]) *Tâṇḍya-Mahâbrâhmana* XXV, 15.

[3]) *Mahâbhârata* I, 1549 ff. 1562 fg.

kenntlich, so dass er sich als Wagenlenker verdingen kann, um späterhin wieder mit Damayantî vereinigt zu werden. Zugleich gibt ihm der Schlangenkönig ein himmlisches Gewand, durch welches er wieder seine wahre Gestalt erlangen kann [1]). Der Heilige Utanka, dem der Schlangenfürst Takshaka in der Gestalt eines nackten Bettlers die Ohrringe weggenommen, dringt in das Reich der Schlangen und preist dieselben mit den Worten: „Die Schlangen, deren König Airâvata ist, die herrlich im Kampfe strahlen, sie gleichen den strömenden, blitzenden, vom Winde gejagten Wolken, schöngestaltet sind sie und vielgestaltig, mit bunten Ringen geschmückt, sie, die von Airâvata entsprossen, glänzen gleich wie die Sonne am Himmelszelt. Viel Schlangenwohnungen gibt es am jenseitigen Ufer der Gangâ. Auch die grossen Schlangen, die dort wohnen, preise ich. Wer möchte wünschen, unter dem Heer der Sonnenstrahlen zu wandeln ohne Airâvata; u. s. w.“ Trotz aller Lobpreisungen bekommt Utanka nicht seine Ohrringe. Er sieht dann verschiedene Wunderdinge, unter andern einen Mann mit einem prächtigen Pferd. Er preist auch diese, und mit Hilfe des Pferdes, welches Flammen von sich gibt, wird Takshaka in Furcht gesetzt und er gibt die Ohrringe heraus [2]). Als Bhîma in die Fluthen des Ganges geworfen wird, fällt er in das Reich der Schlangen, welche ihm das Wasser der Stärke zu trinken geben [3]). Das Schlangenopfer des Janamejaya bildet eine der schönsten Episoden des grossen Epos. Kadrû, die Mutter der Schlangen, hatte den Schlangen geboten, sich als schwarze Haare an den Schweif des Götterpferdes Uccaiḥśravas („Hochohr“) zu heften. Die Schlangen missachten das Gebot der Mutter, und diese spricht den Fluch aus, beim Opfer Janamejayas sollen alle Schlangen zu Grunde gehen. Als die Götter und Dämonen, um das Amṛita, den Unsterblichkeitstrank, zu erlangen, den Ocean quirlen wollten, da diente ihnen der Berg Mandara als Quirlstock, es fehlte ihnen aber noch der Strick. Vâsuki, der Schlangenkönig, bietet sich den Göttern als Butterstrick an. Zum Dank dafür bitten die Götter den Brahma, den Fluch der Kadrû zu mildern. Als nun Janamejaya, um seinen von Takshaka gebissenen Vater zu rächen, das grosse Opfer veranstaltet, durch welches alle Schlangen vernichtet werden sollen, da finden wohl tausende Schlangen den Flammentod; aber zuletzt wird das Opfer eingestellt, ehe noch alle Schlangen den Tod gefunden [1]).

Die indische Märchenliteratur ist natürlich eine reiche Fundgrube für Schlangensagen. Im *Pañcatantra* findet sich ein Märchen, welches geradezu den Schlangencult bezeugt. Ein Brahmane, welcher als armer Landmann sein Leben fristete, begann eines Tages mitten in seinem Acker im Schatten eines Baumes einzuschlafen. Plötzlich sah er aus einem nahen Ameisenhügel eine furchtbare Schlange mit ausgebreiteter Haube hervorkriechen. Da dachte er bei sich: „Das ist sicher die Gottheit des Feldes (*kshetradevatâ*), die von mir noch nie verehrt worden ist. Darum ist mein Ackerbau hier so fruchtlos. Nun will ich ihr sogleich meine Verehrung bezeigen.“ Schnell bringt er Milch herbei, giesst sie in eine Schale, geht zum Ameisenhügel und bittet die Schlange, die er als „Gebieter des Feldes“ anredet, um Verzeihung, dass er ihr so lange keine Verehrung dargebracht. Nachdem er die Milch dargebracht hat, geht er nach Hause. Wie er am folgenden Morgen wieder kommt, erblickt er ein Goldstück in der Schale. Das wiederholt sich nun Tag für Tag. Einstmals aber brachte der Sohn die Milch, da der Brahmane in ein Dorf gehen musste. Und als derselbe am nächsten Morgen das Goldstück erblickte, dachte er, in dem Ameisenhügel müsste lauter Gold sein, und wollte die Schlange tödten, um sich des Goldes zu bemächtigen. Wie er aber die Schlange mit einem Knüttel auf den Kopf schlägt, beisst ihn diese voll Wuth, so dass er sofort todt ist. Als der Vater heimkehrte und die Sache erfuhr, billigte er ganz und gar die That der Schlange. Wie er aber am nächsten Morgen wieder die Milch darbrachte, erschien die Schlange erst nach geraumer Zeit und sprach zu dem Brahmanen: „Zwischen uns kann es keine Freundschaft mehr geben. Ich kann den Schlag mit dem Knüttel nicht vergessen, du wirst den Schmerz um deinen Sohn nicht vergessen.“ Sie gibt ihm noch eine kostbare Perle und verschwindet auf Nimmerwiedersehen [2]). Dieses Märchen ist dadurch noch bedeutsam, dass es gewandert ist, wie Theodor Benfey schon nachgewiesen hat [3]). Ein anderes

[1]) *Nalopâkhyâna*, XIV. Gesang.

[2]) *Mahâbhârata* I, 792 ff.

[3]) *Mahâbh.* I, 5008 ff.

[1]) *Mahâbh.* I, 2020 ff. Diese Episode ist auch von Adolf Holtzmann, Indische Sagen, III, 135 ff. (Karlsruhe 1847) bearbeitet worden.

[2]) Benfey, Pantschatantra I, 244 ff.

[3]) Benfey ebend. I, § 150, S. 359 ff. weist das Märchen (das übrigens nicht in allen Pañcatantra-Handschriften enthalten ist) u. A. in den äsopischen Fabeln, bei Phaedrus,

Märchen, welches eine Reise um die Welt gemacht hat, findet sich ebenfalls im *Pañcatantra*. Es ist das allbekannte Märchen von den dankbaren Thieren und dem undankbaren Menschen, wo sich die Schlange ihrem Lebensretter dadurch dankbar erweist, dass sie die Königin beisst und jenem das Mittel an die Hand gibt, die Königin zu heilen [1]). In der buddhistischen — und wahrscheinlich ursprünglicheren — Fassung des Märchens, heilt die Schlange selbst den König, den sie gebissen hat, nachdem sie vorher ihren Lebensretter unterrichtet hat, wie er sich zu benehmen habe. Die Heilung wird hier sehr anschaulich geschildert. „Der Mann zog einen Zauberkreis mit Kuhmist, zündete Feuer an und sagte einen Spruch. Als die Schlange ihn hörte, kam sie an den Kreis heran und blieb stehen. Darauf sprach der Mann: „Da du hier bist, musst du von zwei Dingen eines thun, entweder treibe des Königs Gift fort, oder spring in's Feuer!“ Darauf sprach die Schlange: „Soll ich, die ich hier bin, eins von beiden thun, so muss ich entweder mein Leben hingeben, oder den König tödten.“ Als die Schlange ihm zugekehrt war, sprach der Mann, zu ihr gekehrt: da du viele lebend beissest und ich das Leben des Königs nicht hingebe, so ist es nicht recht, wenn du das Gift des Königs nicht vertreibst.“ Sobald die Schlange dies gehört hatte, befreite sie den König vom Gift. Darauf ward der König dem Manne geneigt und entliess ihn, nachdem er ihm einen Haufen von Schätzen gegeben hatte [1]).“ Wieder ein anderes Märchen desselben *Pañcatantra* erzählt von zwei Schlangen, die eine der andern Geheimmniss verrathen [2]). Sie sind beide arge Zauberer; die eine lebt in dem Leibe eines Königssohnes und frisst aus seinem Munde Luft, wodurch derselbe Glied für Glied abzehrt [3]); die andere lebt in einem Ameisenhügel, wo sie zwei Töpfe Goldes verzaubert hat [4]). Ein anderes Märchen des *Pañcatantra* erzählt von einer Brahmanenfrau, die sich nach Kindern sehnt und endlich — eine Schlange zur Welt bringt. Die Mutter pflegt aber den Schlangen-Sohn voll Liebe, und nachdem er herangewachsen ist, weiss sie ihren Gatten zu bewegen, für ihn eine Braut zu suchen. Dieser geht als Werber in ein fernes Land und findet ein wunderschönes Mädchen, das ihm für seinen Sohn übergeben wird. Trotz alledem und alledem findet die Hochzeit statt; die Frau legt ihren Gemahl in einen grossen Korb, füttert ihn mit Milch und pflegt ihn sorgsam. Einstmals aber verliess er in der Nacht seinen Korb und bestieg in Menschengestalt ihr Lager. Als dies der Vater sah, nahm er die Schlangenhülle, welche im Korb geblieben war und verbrannte sie. Und von da an behielt er immer die Menschengestalt [5]).

---

in den *Gesta Romanorum*, cap. 141 und in den *Poésies* von Marie de France nach. Vgl. auch die oben citirte litauische Sage bei Veckenstedt II, 169 fg. Auch in dem südslavischen Märchen „Der Bauer und die Schlange“ (Krauss, Sag. u. M. d. S. I Nr. 38) bringt der Bauer jeden Tag einen Topf Milch und die Schlange gibt ihm jedesmal einen Thaler.

[1]) Siehe Benfey II, 128 ff. I § 71. Benfey hat das Märchen durch den ganzen Orient und Occident verfolgt. In den wohl ursprünglichsten buddhistischen Fassungen (*Karmâsataka* und *Rasavâhinî*), im *Pañcatantra*, in der arabischen, griechischen und lateinischen Fassung, im *Anvâr-i-Suhailî*, im *Livre de merveilles*, in dem türkischen *Tûtînâmeh* und noch in einem schwäbischen Volksmärchen findet sich der Zug, dass die Schlange Jemanden beisst und ihrem Lebensretter das Mittel zur Heilung an die Hand gibt. In einigen Fassungen — so z. B. *Gesta Romanorum* cap. 119 — bezeigt die Schlange ihre Dankbarkeit durch das Geschenk des glückbringenden Schlangensteines. (Benfey I, 193—207. 217. 220.) Von einer dankbaren Schlange erzählt auch Aelian 6, 63: In Arkadien hatte ein kleiner Knabe einen Drachen aufgezogen; beide wurden gross und liebten sich gegenseitig recht herzlich. Den Verwandten des Knaben wurde der Drache zuletzt wegen seiner Grösse verdächtig; sie nahmen ihn also, während der Knabe schlief, und trugen ihn in einen fernen Wald. Als er nun nach Jahren dort ganz ausgewachsen war, traf es sich, dass sein ehemaliger Gebieter und Freund durch diesen Wald ging, von Räubern angefallen wurde und um Hilfe rief. Der Drache vernahm, als das Thier, welches von Allen am schärfsten sieht und hört, und erkannte die Stimme, stürzte laut zischend zu Hilfe, zerstreute die ganze Schaar der Bösewichte und erwürgte einige, die sich nicht zeitig gerettet hatten. Er reinigte dann die Wunden des alten Freundes, begleitete ihn bis an's Ende der Wildniss und kehrte dann in diese zurück. Vgl. auch Plinius nat. hist. 8, 17, 22.

[1]) Aus dem buddhistischen *Karmaśataka* von Schiefner aus dem Tibetischen übersetzt und von Benfey a. a. O. mitgetheilt, s. 197 fg.

[2]) Benfey II, 256 ff.

[3]) Ein armenisches Märchen erzählt von einer Frau, welche zwei Schlangen in ihrem Leibe hat, die zur Nachtzeit aus dem Munde herauskriechen und ihren Mann tödten. Haxthausen, Transkaukasia 333. Dasselbe Märchen weist Krauss bei den Südslaven nach. Sreća, Mitth. 109 = Separatabdr. 22 fg. Dass die Schlange Luft frisst, wie es in unserem Texte heisst, ist vielleicht nur so zu verstehen, dass die im Leibe des Prinzen lebende Schlange von Zeit zu Zeit aus seinem Munde hervorkriecht, um Luft zu schnappen.

[4]) Ueber schätzehütende Schlangen in Indien vgl. auch Benfey a. a. O. I, 359.

[5]) Benfey a. a. O. II, 144 ff. vgl. I, § 92. Ueber die Entzauberung durch Verbrennen der Schlangenhülle vgl. ausser Benfey I, 260 ff. auch das schon oben angeführte litauische Märchen (Veckenstedt II, 149).

Erzählungen von Liebschaften zwischen Menschen und Schlangen sind überhaupt nichts Seltenes. Nach dem *Vîracaritra* ist Śâlivâhana der Sohn des Schlangenkönigs. Als nämlich die berühmte Stadt Pratishṭhâna zerstört wurde, floh der Brahmane Sumitra mit einem jüngst gebornen Mädchen an den Nâgahrada („Schlangenteich") und lebte dort mit dem Kinde in Armuth. Als nun einmal das Mädchen am Teiche spielte, gesellte sich Śesha, der Schlangengott, in Gestalt eines Brahmanen zu ihr. Ihr Vater sieht es aus der Ferne und eilt auf den Schänder des neun Monate alten Mädchens zu. Śesha gibt sich zu erkennen und erklärt, das Mädchen sei seine Gattin aus einer früheren Geburt. Von dem Vater angebetet, verkündet nun der Schlangengott, dass sein Sohn einst ein Beherrscher der Welt werden würde. Darauf verschwindet er. Das Mädchen aber wächst im Hause eines Töpfers heran und gebiert — unter Blumenregen, Paukenschall und Gesang vom Himmel her — einen göttergleichen Sohn, Śâlivâhana. Vikrama, König von Ujjayinî, hatte aber die Prophezeiung erhalten: „Wenn ein anderthalbjähriges Mädchen mit einem beinlosen Mann einen Sohn gebäre und derselbe vier Jahre alt sei, dann solle durch ihn er, Vikrama, seinen Tod finden." Sobald daher Vikrama von der Geburt Śâlivâhanas erfuhr, sandte er ein Heer gegen denselben. Aber Śesha schickt seine Schlangen zum Schutze Śâlivâhanas, und Vikramas Heer wird in die Flucht geschlagen [1]). In einem Märchen des Somadeva flieht eine Schlange in Menschengestalt in das Haus einer Hetäre [2]). Ein modernes indisches Märchen erzählt von Tulisa, der Holzhauerstochter, die sich in einer Quelle bespiegelt; der Schlangenkönig erscheint und fragt sie, ob sie sein Weib werden wolle. Sie ist es zufrieden, wird in einen Palast getragen und lebt da glücklich; doch ist ihr Mann nur bei Nacht bei ihr. Die Mutter des Schlangenkönigs will aber ihr Glück stören und lässt sie durch ein altes Weib misstrauisch machen, so dass sie nach dem Namen ihres Mannes fragt. Tulisa lässt trotz des Abrathens ihres Gatten nicht nach; er sagt ihr den Namen und verschwindet wie Lohengrin. Alle Pracht ist dahin, sie ist wieder die ärmliche Holzhauertochter. Durch ein Ei vom Vogel Huma gelingt es ihr, später die Schlangenkönigin zu überwinden und den Zauber zu brechen, so dass sie mit ihrem Gemahl, der nun als königlicher Bräutigam erscheint, wieder vereint wird [1]). Eine eigenthümliche Beleuchtung erfahren diese Schlangen-Liebesgeschichten, die wir ja nicht nur in Indien finden — sie sind ein Gemeingut aller Märchenliteraturen der Welt — wenn man eine Geschichte hört, die als wirklich geschehen berichtet wird und sich im Jahre 1871 bei Bêpur in Malabar ereignet haben soll. Ein Weib von sehr schöner Gestalt hörte, während sie eben den Hof ihres Hauses fegte, ein lautes Zischen hinter sich. Als sie sich umdrehte, bemerkte sie zu ihrem Entsetzen eine grosse Haubenschlange. Ehe sie noch fliehen konnte, schoss die Schlange auf sie zu und wand sich um eines ihrer Beine; und immer schneller und schneller wand sie sich empor, bis sie ihren offenen Rachen mit dem Antlitz der Frau zusammenbrachte, den sie gleich einem Schirm hin und her bewegte. In dieser schrecklichen Lage musste die Frau fast zwei Tage verharren, ohne liegen oder schlafen zu können. Nur Frauen konnten ihr nahen, um ihr Milch und Platanen zur Nahrung zu bringen. Sobald man es ihr anzeigte, drehte die Cobra ihren Kopf auf die Seite, es so ermöglichend, dass die Frau Nahrung zu sich nehme. Wenn aber irgend ein Mann in die Nähe kam, begann die Schlange fürchterlich zu zischen. Niemand vermochte es, das Weib zu erlösen, bis endlich ein Nair durch einige Zaubersprüche dasselbe von seinem giftigen Liebhaber befreite. Die Schlange kroch zurück in's Gebüsch, woher sie gekommen, und — so schliesst der Bericht — das Weib ist bereits wieder wohl; das Geschehniss ist jetzt ein allgemeiner Gesprächsstoff unter den Eingebornen [2]).

[1]) S. Hermann Jacobi in *Indische Studien* XIV, 100 fg.

[2]) Benfey a. a. O. I, 364 fg.

[1]) Mitgetheilt von Brockhaus im Anhang zu seiner Übersetzung von Somadevas Märchensammlung. Vgl. Benfey I, 254 ff. — Ich kann nicht umhin, hier an das reizende ehstnische Märchen vom „Glücksei" (Kreutzwald a. a. O. Nr. 19) zu erinnern: Ein Hirtenknabe hat eine innige Freundschaft mit einer „milchweissen Schlange" geschlossen. Sie kriecht immer unter dem Stein hervor, auf welchem der Knabe sitzt, und blickt ihn mit ihren klaren Augen an, „die wie feurige Funken glänzen". Die weisse Schlange ist aber nichts anderes als eine verzauberte Jungfrau, eine Königstochter. Der Zauber wird gebrochen, indem der Jüngling sie dreimal küsst. Die Erlösung gelingt mit Hilfe des Glückseis.

[2]) *Indian Antiquary*, Vol. VII, 44. Zu dieser „wahrhaftigen" (?) Geschichte vergleiche man nun folgende litauische Sage: „Eine Frau ging einst in den Wald. Da nahte sich ihr eine verzauberte Schlange, kroch an ihr empor und umwickelte sie. Die Frau konnte auf keine Weise die Schlange mehr los werden, so dass sie dieselbe bis zu ihrem Tode tragen musste. Jeden Tag musste sie der Schlange Milch geben, dafür that ihr diese kein Leid an." Veckenstedt a. a. O. II, 170.

Mit der Märchenpoesie treten wir schon in das Gebiet des Buddhismus. Bei den Buddhisten nun finden wir die Nâga's, die Drachen, als göttliche Wesen. Sie nehmen den achten Rang ein unter den vierzehn Arten von Wesen [1]). Sie werden neben Deva's, Brahma's und Suparna's genannt [2]). In der Mythologie der Buddhisten — soweit man von einer solchen sprechen kann, vielleicht sagen wir besser Kosmologie — werden die Nâga's als Schlangen mit einer Haube und mit drei oder sieben Köpfen, oder als Schlangen mit menschlichen Köpfen oder als Menschen mit dem Kopfe einer Cobra dargestellt. Ihr Hauptwohnsitz ist in der Hölle tief unter dem Tikûṭa-Berg, welcher den Götterberg Meru trägt. Auf dem Yugandhara, einem der sieben Hauptgebirge der Welt, welche den Meru umgeben, wohnt der Schlangenfürst *Virûpakkha* [3]). Zahlreiche andere Könige oder Häuptlinge der Schlangen werden mit Namen genannt, so *Ananta* „der Unendliche", *Erâpatha* (der in der Saṁskrit-Literatur *Airâvata* heisst [4]), *Mahodara* „Grossbauch", *Maṇiakkhika* „dessen Augen Edelsteine sind", *Kâla* „der Schwarze" u. a. Stets sind die Nâga's Feinde der Menschen, ihr Athem ist giftig und tödtlich, mit wunderbarer Zauberkraft sind sie ausgestattet. Aber dem Buddha gelang es stets, die Schlangen zu bezähmen. Sowohl die buddhistischen Legenden als auch die historischen Werke der Buddhisten wissen von zahlreichen Nâga's zu erzählen, welche von Buddha bewältigt und bekehrt worden sind [5]). Einst kam, so erzählt eine Legende, der Heilige auf seiner Wanderschaft nach Uruvelâ und wollte da bei dem hochberühmten Einsiedler Uruvelâ Kassapa eine Nacht zubringen. Kassapa wäre gern bereit, den grossen Heiligen aufzunehmen, aber in seinem Hause sei ein wilder Nâgakönig von grosser Zaubergewalt, ein furchtbar giftiger Drache, er fürchte, dem Buddha könnte ein Leid geschehen. Dreimal bittet der Heilige um Aufnahme, dreimal erhält er von Kassapa dieselbe Antwort. Erst als Buddha versichert, der Drache könne ihm nichts anhaben, gewährt ihm der Einsiedler Aufnahme. Und der Heilige tritt in das Gemach, wo das heilige Feuer aufbewahrt ist, setzt sich mit gekreuzten Beinen auf eine Matte und gibt sich der Betrachtung hin. Aber kaum hat ihn der Nâga bemerkt, so sendet er, furchtbar gereizt, eine Rauchwolke gegen den Heiligen aus. Dieser aber vergilt Gleiches mit Gleichem und sendet ebenfalls eine Rauchwolke aus. Da sendet der Drache wuthentbrannt Feuerflammen aus. Aber auch Buddha entsendet Flammen. Und wie sie beide von den Flammen, die von ihnen ausgehen, erstrahlen, da scheint es, als ob das ganze Gemach in hellen Flammen stünde. Und die Einsiedler, welche Zeugen des Kampfes sind, sagen: „Wahrlich, schön ist das Antlitz des grossen Samana, aber der Nâga wird ihm doch ein Leid anthun." Doch die Nacht verstrich und der Heilige hatte durch sein Feuer das Feuer des Drachen besiegt, er warf ihn in seinen Almosen-Napf und zeigte ihn dem Kassapa: „Hier siehst du den Nâga, Kassapa; sein Feuer ist durch mein Feuer besiegt worden" [1]). Aber auch freundlich erwiesen sich die Nâga's dem Buddha, wenn er sie durch seine Lehren bekehrt hatte. Berühmt ist die Legende von dem Schlangenkönig Mucalinda. Der Heilige sass sieben Tage lang unter dem Mucalinda-Baum, tiefer Meditation ergeben. Da erschien eine grosse Wolke und ein heftiges Regenwetter brach los, welches sieben Tage währte. Doch der Nâgakönig Mucalinda kam aus seiner Wohnung heraus, umgab den Leib des Heiligen sieben Mal mit seinen Windungen und breitete seine Haube über das Haupt des Heiligen gleich einem Schirme, um ihn vor Kälte und Hitze, vor Sturm und Sonnenschein und vor Belästigung durch Mücken und Gewürm zu schützen. Und als die sieben Tage vorüber waren und der Schlangenkönig den wolkenlosen Himmel sah, da löste er seine Windungen von dem Heiligen, verwandelte sich in einen stattlichen Jüngling und stellte sich mit gefalteten Händen vor Buddha hin,

[1]) Die Reihe der Wesen, welche die zahllosen Welten bevölkern, ist: Buddha's, Pratyekabuddha's, Arhat's, Deva's, Brahma's, Gandharva's, Garuḍa's, Nâga's, „Erdgeister, gewöhnlich dargestellt als Menschen mit einer Schlangenkrone auf dem Haupte", Yaksha's, Kumbhâṇḍa's („Erdmännchen oder Gnome"), Asura's, Râkshasa's, Preta's (die Schatten der Verstorbenen) und endlich die Höllenbewohner. H. Kern, Der Buddhismus und seine Geschichte in Indien. Uebers. von H. Jacobi. (Leipzig 1882—84) I, 376 fg.

[2]) Kern a. a. O. I, 89.

[3]) d. i. Saṁskrit: *Virûpâkṣha*, „der Schrecklichäugige".

[4]) *Airâvata* heisst auch der Elephant Indra's. Merkwürdig ist, dass auch *Nâga* ausser „Schlange" noch „Elephant" bedeutet.

[5]) Vgl. R. C. Childers, Dictionary of the Pâli Language (London 1875) pag. 255 s. v. „Nâgo".

[1]) *Mahâvagga* I, 15. Vinaya Texts translated from the Pâli by T. W. Rhys Davids and Hermann Oldenberg. Part. I, Oxford 1881. (Sacred Books of the East Vol. XIII) pag. 118 seqq. Man kann vielleicht in diesem Kampf Buddhas mit dem Drachen noch eine schwache Erinnerung an den Kampf Indras mit dem Drachen Vṛitra erblicken.

indem er ihm seine Verehrung darbrachte [1]). Jedoch Schlangen in den Orden der Mönche aufzunehmen, gestattete Buddha nicht. Es war einmal ein Drache, der sich sehr darüber grämte, dass er als Schlange zur Welt gekommen sei. Um Mensch zu werden, beschliesst er, unter die buddhistischen Mönche zu gehen. Er nimmt die Gestalt eines Jünglings an, geht zu den Mönchen und wird in den Orden aufgenommen. Da wohnt er nun zusammen mit einem andern Mönch. Als dieser nun einmal in der Nacht aufstand, um im Freien zu lustwandeln, da fiel der Drache in Schlaf. Nun ist es aber eine Eigenthümlichkeit der Schlangen, dass sie bei zwei Gelegenheiten, im Schlaf und bei der Begattung, ihre natürliche Gestalt annehmen. Sobald daher der Drache in Schlaf gesunken war, füllte er mit seinem Schlangenleibe das ganze Kloster, so dass seine Windungen bei den Fenstern herausragten. Als nun jener Mönch zurückkam, war er sehr entsetzt und schlug Lärm. Alle Mönche liefen zusammen. Der Drache erwachte und erzählte den Mönchen seine Geschichte. Als Buddha von der Sache erfuhr, sagte er zu dem Drachen: „Ihr Schlangen seid nicht fähig, in der Lehre vorwärts zu kommen. Aber geh hin und faste am vierzehnten, fünfzehnten und achten Tag jedes Halbmonats, so wirst du aufhören, Schlange zu sein und wirst menschliche Natur erlangen." Der Drache war darüber sehr betrübt, dass er nicht fähig sein sollte, in der Lehre Fortschritte zu machen, stiess einen Schmerzensschrei aus und ging von dannen. Buddha knüpft daran die Warnung, Thiere nicht in den Orden aufzunehmen [2]). So wie der Islam gläubige und ungläubige Schlangen unterscheidet, so gibt es auch für den Buddhisten zweierlei Schlangen. Als einst bei einer Hungersnoth die Leute Schlangenfleisch assen, da kam der Schlangenkönig Supassa („der Schönrückige") zu dem Heiligen, grüsste ihn ehrfurchtsvoll und sprach: „Es gibt, o Herr, ungläubige Schlangen, die dem Glauben abhold sind; diese könnten den Mönchen auch bei geringfügigen Anlässen Leid zufügen. Ich bitte dich, Herr, lass die Ehrwürdigen kein Schlangenfleisch essen." Buddha ist sehr erfreut über das Erscheinen des Schlangenkönigs, erweist ihm grosse Ehre und verbietet den Mönchen, Schlangenfleisch zu essen [1]). Der Schlangenkönig Supassa erscheint hier als frommer Buddhist, voll Respect gegen Buddha und die Mönche, im Gegensatz zu den „ungläubigen" Schlangen. Im buddhistischen Märchen (Jâtaka) finden wir die Nâga's auch als Berggeister. Der Bodhisatta [2]) ward einmal als Königssohn wiedergeboren. Damals geschah es, dass sich eine von den Frauen des Königs in den Bodhisatta verliebte. Da es ihr aber nicht gelang, denselben zu verführen, machte sie es wie die Frau des Potiphar und beschuldigte den Bodhisatta. Der erzürnte König lässt seinen Sohn über den „Diebsberg" hinabwerfen. Aber die Gottheit, welche im Innern des Berges wohnte, nahm ihn auf und führte ihn in den Schooss des Schlangenkönigs. Dieser nahm den Bodhisatta freundlich auf, führte ihn in die Nâgawelt und verlieh ihm die halbe Herrschaft [3]).

Sehr merkwürdig ist ein buddhistisches Märchen, in welchem wir eine Art Beschwörung der Schlangen finden, welche lebhaft an die vedischen Zauberformeln anklingt. Es ist ein Schlangencult in's Buddhistische übersetzt, das heisst: wir müssen an Stelle des Wortes „Cult" oder „Verehrung" das Wort „Liebe" setzen. Wie man in alter Zeit die Schlangenkönige durch Opfer und Gebete verehrte, um von den gemeinen Schlangen nicht gebissen zu werden, so ermahnt Buddha die Seinen, die Schlangenkönige zu lieben, um sich vor Schlangenbissen zu hüten. An Stelle des Cultes tritt in der Lehre Buddha's die Liebe, jene Liebe, die wir nur deshalb nicht „Nächstenliebe" nennen können, weil sie mehr ist, nämlich die Liebe zu

[1]) *Mahâvagga* I, 3. Sacred Books, Vol. XIII, pag. 80 seq. Vgl. Kern a. a. O. I. 99 fg. R. Spence Hardy, A Manuel of Budhism. (London and Edinburgh 1860.) pag. 182.

[2]) *Mahâvagga* I, 63. Sacred Books XIII, 217 seqq. Kern a. a. O. II, 29 fg.

[1]) *Mahâvagga* VI, 23, 13. Sacred Books, Vol. XVII, pag. 85 seq.

[2]) Bodhisatta ist „ein Wesen (*satta* = sanskr. *sattva*), welches bestimmt ist, Erleuchtung (*bodhi*) zu erlangen, d. h. Buddha zu werden"; so heisst der Buddha in allen seinen früheren Geburten, ehe er Buddha wird. Die Jâtaka's oder „Geschichten aus früheren Geburten" erzählen von den Bodhisattas.

[3]) Das Märchen erzählt dann weiter: Der Bodhisatta lebte ein Jahr lang in der Welt der Nâga's. Dann ging er als Einsiedler in den Wald. Dort wurde er gesehen und dem König darüber Bericht erstattet. Der König geht zu ihm, lässt sich den ganzen Sachverhalt erzählen und bittet ihn, die Herrschaft zu übernehmen. Der Bodhisatta will aber von weltlichen Gütern nichts wissen, er will nur im Walde leben. der Welt entsagend. Weinend nimmt der König von seinem Sohne Abschied. Nach Hause gekommen, packt er — wie das Märchen naiv erzählt — die falsche Königin bei den Füssen und schleudert sie über den „Diebsberg" (wohl eine Art tarpeischen Felsens) hinab. (Commentar zum *Dhammapada* ed. V. Fausböll, Hauniae 1855. pag. 341).

allen Lebewesen[1]). Es ist gewiss ein sehr alter Schlangencult, auf welchen dieses Märchen hinweist, und es steht, wie ich glaube, in so naher Beziehung zu dem altindischen Schlangencult, wie er in den brahmanischen Ritualwerken geschildert wird, dass es der Mühe werth ist, hier eine wörtliche Uebersetzung dieses Märchens anzufügen:

Als einst zu Benares der König Brahmadatta regierte, da wurde der Bodhisatta im Reiche Kâsi in einer Brahmanenfamilie wiedergeboren. Als er herangewachsen war, gab er die Sinnesfreuden auf, entsagte als frommer Heiliger der Welt, brachte es zu den Stufen der höheren Erkenntniss[2]) und der Vollendung[3]), baute sich in einer Gegend des Himâlaya in der Nähe des Ganges eine Einsiedelei und lebte da, sich dem Vergnügen der Meditation hingebend, umgeben von einer Schaar Heiliger. Damals waren aber am Ufer des Ganges Schlangen[4]) aller Art, die bereiteten den Heiligen solches Ungemach, dass sie in grosser Zahl dahinstarben. Die frommen Büsser berichteten diese Sache dem Bodhisatta. Da versammelte der Bodhisatta alle die frommen Büsser und sprach: „Wenn ihr gegen die vier Schlangenkönigsgeschlechter Liebe empfinden würdet, so würden euch die Schlangen nicht beissen; deshalb empfindet von nun an gegen die vier Schlangenkönigsgeschlechter in folgender Weise Liebe"; und er lehrte sie den folgenden Vers:

Gegen die Virûpakkha's hege ich Liebe, Liebe hege ich gegen die Erâpatha's, gegen die Chabbyâputta's hege ich Liebe, Liebe gegen die Kaṇhâgotamaka's.

Also lehrte er sie, die vier Drachenkönigsgeschlechter[1]) zu lieben und fügte hinzu: „Wenn ihr gegen diese Liebe empfinden könnet, dann werden euch die Schlangen nicht beissen und nicht verletzen". Dann lehrte er sie den zweiten Vers:

Gegen die Fusslosen hege ich Liebe, Liebe hege ich gegen die Zweifüssler, gegen die Vierfüssler hege ich Liebe, Liebe hege ich gegen die Vielfüssler.

Also lehrte er sie überhaupt Liebe zu empfinden. Um ihnen aber zu erklären, in welcher Weise sie beten sollten, lehrte er sie folgenden Vers:

„Nicht soll mich der Fusslose verletzen, nicht verletze mich der Zweifüssler; nicht soll mich der Vierfüssler verletzen, nicht verletze mich der Vielfüssler!"

Um ihnen nun noch zu erklären, wie sie in unbeschränktem Masse Liebe empfinden sollten, lehrte er sie folgenden Vers:

„Alle Wesen, alle Lebenden und alle Geschöpfe insgesammt, alle sollen mit segensvollem Blicke schauen, nicht komme irgend ein Unheil!"

Also lehrte er sie, dass sie gegen alle Wesen ohne Ausnahme Liebe empfinden sollten. Um sie nun aber an die Vorzüge der drei Kleinodien[2]) zu erinnern, sprach er: „Unendlich ist der Buddha, unendlich die Lehre, unendlich die Kirche". „An die Vorzüge dieser drei Kleinodien", sagte der Bodhisatta, „erinnert euch!" Und nachdem er ihnen die Unendlichkeit der drei Kleinodien erklärt hatte, sagte er, um ihnen die endlichen Wesen zu erklären: „Endlich sind die Würmer, Schlangen, Scorpione, Tausendfüssler, Spinnen, Eidechsen und Mäuse". Und weiter erklärte ihnen der Bodhisatta: „Weil sie innere Leidenschaften und andere Endlichkeit bewirkende Eigenschaften haben, darum sind diese Würmer und so weiter endliche Wesen". Also lehrte er sie: „Denket an die Vorzüge der drei Kleinodien; denn durch die Macht der unendlichen drei Kleinodien sollen diese endlichen Wesen uns Tag und

---

[1]) Wenn eine spätere Zeit an Buddha selbst und an angebliche Reliquien desselben einen ausschweifenden Cult geknüpft hat, so lag das gewiss nicht im Geiste der Lehre Buddha's selbst. In dieser finden wir von einem Cult keine Spur, Liebe und Freundschaft gegen alle Wesen ist die Macht, welche an Stelle des Cultes tritt. Sowie jedoch dem Cult in anderen Religionen eine überirdische Macht, ein übernatürlicher Einfluss auf die Weltordnung zugeschrieben wurde, so sollte auch der Liebe im buddhistischen Sinne eine Art Zauberkraft innewohnen. Es war so wenig eine „platonische" Liebe, wie der alte Cult ein uneigennütziger war.

[2]) Die sechs Stufen der höheren Erkenntnis (*abhijñâ*) sind: „1. Zaubermacht, 2. das himmlische Gehör, wodurch man alle Töne im Weltall vernehmen kann, 3. das Vermögen zu verstehen, was in eines Anderen Gemüthe vorgeht, 4. die Kenntniss eines früheren Zustandes, 5. das himmlische Auge, vermittelst dessen man sieht, was auf dem Weltenrund sich ereignet, und vermittelst dessen man weiss, wie die verschiedenen Wesen in den verschiedenen Welten sterben und wiedergeboren werden. Die sechste *abhijñâ* ist die Kenntniss, in Folge deren der Sündenschmutz vernichtet wird". Kern a. a. O. I, 379.

[3]) Die acht Stufen der Vollendung (*samâpatti*) sind acht auf einander folgende Zustände, welche durch Meditation erreicht werden. Childers s. v. *samâpatti*. Hardy a. a. O pag. 170.

[4]) Die Schlangen heissen hier merkwürdiger Weise *dîghajâtikâ*, „die vom Geschlechte der Langen".

[1]) Das Wort für „Schlange" wechselt fortwährend. Ausser *dighajâtikâ* werden sie auch *sappâ* (Sanskr. *sarpa*) genannt. Die Schlangenkönigsgeschlechter heissen zuerst *ahirâjakulâni*, (mit dem vedischen Wort *ahi*, anguis ἔχις für „Schlange"), während sie hier wieder *nâgarâjakulâni* heissen, weshalb ich „Drachenkönigsgeschlechter" übersetze.

[2]) „Die drei Kleinodien" sind Buddha, Dhamma, die Lehre Buddhas, und Saṁgha, die Gemeinde Buddhas, die buddhistische Kirche.

Nacht beschützen". Um ihnen aber zu erklären, was sie von nun an thun sollten, lehrte er sie den folgenden Vers:

„Ich habe mir Schutz bereitet, ich habe mir Schirm bereitet [1]), ausweichen sollen die Unholde; so bringe ich Verehrung dem Heiligen dar, Verehrung den sieben Sammâsambuddha's" [2]).

Also ermahnte sie der Bodhisatta, Verehrung darzubringen, sich aber auch an die sieben Buddha's zu erinnern; und so gab er der Schaar der Heiligen diesen festen Schutz. Seit der Zeit hielten die Heiligen an der Ermahnung des Bodhisatta fest, empfanden Liebe und gedachten der Vorzüge des Buddha. Und sobald sie sich an die Vorzüge des Buddha erinnerten, wichen alle Schlangen aus. Der Bodhisatta aber erlangte die Brahmawohnungen und wurde ein Bewohner der Brahmawelt [3]).

Aber nicht nur in der Literatur — der brahmanischen sowohl wie der buddhistischen — sondern auch auf Sculpturen, auf Götterbildern und Pagoden, begegnen wir ausserordentlich häufig den Schlangen. Namentlich in Gegenden, wo der Śivacultus vorherrscht, ist die Schlange häufig im Bilde anzutreffen. Der Gott Śiva wird ja vielfach mit dem Schlangencult in Verbindung gebracht. Er heisst *Nâgacûda* „dessen Haarschopf aus Schlangen besteht", *Nâgabhûshana* „mit Schlangen geschmückt"; seine Brahmanenschnur ist eine Schlange. Bilder des Linga finden wir ungemein oft von kleinen Schlangen umwunden. Gewöhnlich erscheinen auf Sculpturen die Schlangen paarweise, ein Männchen und ein Weibchen in enger Umschlingung [4]), das Männchen mit drei oder fünf Köpfen, das Weibchen mit einem Kopf [5]). Auf Jaina-Denkmälern begegnet nicht selten die Figur einer nackten Frau, deren rechter Schenkel von einer Schlange umwunden ist [1]).

So wie sich, wie wir gesehen haben, einige Indianerstämme mit Stolz Abkömmlinge der Schlange nennen und die Schlangen als ihre Ahnen bezeichnen, so gibt es auch in Indien Völkerstämme, die sich Nâga's „Schlangen" nennen und ihre Herkunft von den Schlangen ableiten. Die wilden Volksstämme von Ober-Asam, die Stämme südlich von Brahmaputra zwischen den Flüssen Doyang und Kopili, die Kukis in Kachar und die Manipuri's nennen sich Nâga's [2]). Das Königsgeschlecht von Chûtiâ Nâgpur [3]) leitet seinen Ursprung von einer Schlange her. Unter den Schlangen, welche bei dem Schlangenopfer des Janamejaya vom Feuertode verschont blieben, war auch der grosse Nâg Pundarîka. Im 3044sten Jahre des Kaliyuga, so erzählt die Sage, nahm Pundarîka Nâg die Gestalt eines Brahmanen an und begab sich in das Haus eines Brahmanen in Benares, um sich in der Kenntniss der heiligen Bücher auszubilden. Der Lehrer war so befriedigt von seinem Schüler, dass er ihm seine einzige Tochter, die schöne Pârvatî, zur Frau gab. Aber obwohl Pundarîka die Macht hatte, jede beliebige Gestalt anzunehmen, so konnte er doch zwei Dinge nicht los werden: seine Doppelzunge und seinen widrigen Athem. Damit nun seine Gemahlin seine wahre Natur nicht erkenne, schlief er immer mit dem Rücken zu ihr. Einmal drehte sich aber die Frau nach ihrem Gatten um und entdeckte seine unangenehmen Eigenschaften. Dringend frägt sie nach dem Grunde dieser Eigenthümlichkeiten, die ihn von andern Sterblichen so sehr unterscheiden. Der Gatte aber — um ihre Aufmerksamkeit abzulenken — schlägt ihr vor, sie sollten zusammen eine Wallfahrt nach Pûrî (Jagaunâth) machen [4]). Die Frau ist darüber sehr erfreut, und in ihrer Freude vergisst sie ganz die unangenehmen Eigenschaften ihres Gemahls. In zärtlichstem Einvernehmen geht die Wallfahrt vor sich. Auf der Rückreise aber soll die Frau von ihrem ersten Kinde entbunden werden. In den Geburtswehen erinnert sie sich an die Doppelzunge.

---

[1]) Das heisst: durch die Erinnerung an die drei Kleinodien habe ich mich geschützt.

[2]) Sammâsambuddha's sind „vollkommen Erleuchtete" oder Buddhas, welche Lehrer der ganzen Welt sind.

[3]) Das Märchen ist Nr. 203 (Khandavattajâtaka) der Ausgabe von Fausböll. (The Jataka together with its Commentary being Tales of the Anterior Births of Gotama Buddha. For the first time edited in the Original Pâli by V. Fausböll. Vol. II. London 1879. pag. 145 seqq.) In abgekürzter Form wird dieselbe Geschichte in dem *Cullavagga* V, 6 (Sacred Books of the East, Vol. XX, pag. 75 seqq.) erzählt.

[4]) Die Hausschlangen bei den Germanen und Slaven werden als ein Männchen und ein Weibchen gedacht. Grimm Myth. II[4] 572. Krauss Sreća. S. 30 des Separatabdruckes.

[5]) Vgl. z. B. James Burgess, Report of the First Season's Operations in the Belgâm and Kaladgi Districts (Archaeological Survey of Western India. London 1874) Plate LVI. pag. 43 seq.

[1]) *Indian Antiquary*, Vol. VII, pag. 44.

[2]) Vgl. E. T. Dalton, Descriptive Ethnology of Bengal. Calcutta 1872. pag. 38 seqq.

[3]) Ein Plateau, welches mit dem Vindhya-Gebirge in Verbindung steht. *Nâgpur* heisst „Schlangenstadt".

[4]) Das ist etwa so zu denken, wie wenn ein zärtlicher Gatte heutzutage seiner Frau den Vorschlag macht, in ein fashionables Bad zu reisen.

Wieder dringt sie in den Gemahl um Aufklärung. Nun muss man aber die Neugierde einer in solchem Zustande befindlichen Frau auf jeden Fall befriedigen. Und obwohl die Befriedigung der Neugierde in diesem Falle die ewige Trennung der beiden Gatten, des unsterblichen Pundarîka und des sterblichen Weibes bedeuten musste, so konnte er ihren Wunsch doch nicht unerfüllt lassen. Er erzählt ihren erstaunten Ohren seine wunderbare Geschichte — taucht in einen Teich unter und entschwindet ihren Augen. Pârvatî ist untröstlich. In ihrem grossen Schmerz gibt sie einem Knaben das Leben. Anstatt sich aber dessen zu freuen, errichtet sie einen Scheiterhaufen und stirbt als Satî, als fromme Witwe. — Zu der Zeit kam eben ein Sâkadvîpa Brahmane des Weges, welcher ein Bild des Sonnengottes trug. An dem Teiche stillte er seinen Durst; ls er aber von dem Teiche weggehen wollte, konnte er das Götterbild, das er bis jetzt ohne Schwierigkeit getragen, nicht aufheben; wie er sich eben vergeblich bemühte, erblickten seine Augen ein Kind, welches von einer grossen Haubenschlange beschützt dalag. Es war Pundarîka, der in seiner natürlichen Gestalt sein Kind beschirmte. Er wendet sich an den Brahmanen, erzählt ihm seine Geschichte, verkündet ihm, dass das Kind dereinst König von Nâgpûr, er, der Brahmane, sein Purohit (Hauspriester) und das Götterbild seine Schutzgottheit werden soll. Der Knabe, sagte er, soll Phani-Mukuta „der Schlangengekrönte" genannt werden; und indem er ihm verspricht, sobald seine Gegenwart nothwendig sein sollte, zu erscheinen, übergibt er dem Brahmanen das Kind, taucht im Teich unter und verschwindet. Der Brahmane nimmt den Knaben und bringt ihn zu König Madura, der bei Sûtiâmba wohnte. Im Laufe der Zeit wird Phani-Mukuta Râya König von Chûtiô Nâgpûr. Und bis auf den heutigen Tag tragen die Râja und Hauptglieder der Nâgbangsi-Familie Turbane, welche die Form einer zusammengeringelten Schlange auf dem Haupte bilden; das Siegel des Maharaja und die Familienwaffen zeigen als Diadem eine Cobra mit einem Menschenangesicht unter ihrer ausgebreiteten Haube, umgeben von den Insignien des Königthums [1]).

Besonders lehrreich ist aber die Tradition der Muâsis oder Mawâsî Kols in Korea und Chând Bhakhâr. Einige Zeit nach Erschaffung der Welt, erzählen die Muâsis, kamen aus der Erde ein Schlangen-Männchen und ein -Weibchen hervor, Nâga Bhûiya und Nâga Bhûiâin, der Erd-Drache und die Erd-Schlange. Der Nâga und sein Weib lebten viele Jahre auf der Erde. Da bekamen sie einen Sohn. Sobald das Kind geboren war, wickelten es die Eltern in ein Linnen, legten es unter einen Mahwâ-Baum und verschwanden. Das Kind wurde gefunden und zu dem Raja von Kanauj gebracht, der ihm den Namen Mahwâsî gab und es adoptirte. Der Knabe wuchs heran, verheiratete sich und erzeugte zwei Söhne, welchen der Raja das Land Ganjar gab. Von diesen stammen die Mahwâsis ab, die also ihren Namen von dem Mahwâ-Baum (bassia latifolia) haben [1]).

[1]) E. T. Dalton a. a. O. pag. 165 seqq.

III.

Diese kurze Uebersicht dürfte zur Genüge zeigen, dass es unmöglich ist, in dem Rahmen einer Abhandlung eine erschöpfende Darstellung über die Schlange in Mythus und Cultus der Inder zu geben. Ich will daher aus der grossen Masse hier nur einen bestimmten Schlangencult hervorheben und einer genaueren Betrachtung unterziehen. In den alten vedischen Ritualwerken, den Gṛihyasûtren, welche sich mit allen Gebräuchen des täglichen Lebens beschäftigen, wird auch eine jährlich einmal abzuhaltende Feier vorgeschrieben, welche speciell den Schlangen gilt. Von dieser Feier soll im Folgenden die Rede sein, und wir werden sehen, dass es ein ausgesprochener Schlangencult ist, der uns hier durch sehr alte orthodoxe brahmanische Werke bezeugt wird.

Dieser Schlangencult nun, von welchem in den Grihyasûtren die Rede ist, knüpft an den Beginn der Regenzeit an. Die Regenzeit erschien ja dem Inder von je her so sehr als die wichtigste Jahreszeit, dass er das Jahr selbst nach ihr benannt hat [2]). Sie bringt nicht nur Kühle und Labung, sondern macht auch die ausgedorrte Erde wieder fähig, Vegetation hervorzubringen, sich in üppiges Grün zu kleiden. Kein Wunder, dass keine Naturerscheinung auf den Inder einen so mächtigen Eindruck gemacht hat, als der Eintritt des Regen-Monsoon, der Uebergang von der heissen Jahreszeit — *grîshma* „Hitze" — zur Regenzeit. Wenn die heisse Jahreszeit zu Ende geht, wenn die Fluren vom Sonnenbrand versengt

[1]) Dalton a. a. O. pag. 231.

[2]) *Varshâḥ* (plur.) „Regengüsse", daher: „Regenzeit" *varsha* (sing.) „Jahr". Vgl. Lassen, Indische Alterthumskunde I. 254 fg.

sind und jede Creatur sich nach Regen sehnt, auf dass die Erde befeuchtet und die Atmosphäre abgekühlt werde, da ist es — wie diejenigen versichern, welche in Indien gelebt haben — oft ein überaus quälender Anblick, wenn man sieht, wie Tag für Tag die Wolken sich zusammenballen und über den Horizont dahinfliegen, ohne sich ihres Inhalts zu entledigen. Bis dann endlich „der Kampf der Elemente" losbricht und unter furchtbarem Donner und züngelnden Blitzen die Wolken ihren Inhalt in Strömen auf die dürstende Erde ergiessen [1]). In den Hymnen des Rigveda spiegelt sich der mächtige Eindruck wieder, den diese Erscheinungen auf die alten Bewohner Indiens gemacht haben. Man sah die dahinfliehenden regenschwangeren Wolken, die doch keinen Tropfen von dem ersehnten Nass spenden wollten, und schrieb dies dem böswilligen Einfluss eines feindlichen Dämonen zu, eines Drachen, der sich um die Wolke lagert und den Regenströmen den Weg versperrt. Und was wir noch einen „Kampf der Elemente" nennen, das war dem alten Inder ein Kampf Indra's mit dem Drachen. „Vor dem Gebrüll des Drachen — sagen die Lieder — weicht selbst der gewaltige Himmel zurück; die Götter alle, die doch Indras Freunde sind —, bei Vritra's Schnauben lassen sie ihren Genossen im Stich und um den jungen Helden ist besorgt die Mutter. Doch er, begeistert durch die Gesänge seiner Verehrer, gestärkt durch scharfen Somatrank und fette Opfergabe, bewaffnet mit dem Donnerkeil, den ihm der Götterkünstler Tvashtar angefertigt hat, zieht muthig aus mit seinen Gesellen, den streitbaren Marut: den Umhüller umhüllt er; den, der auf seine Listen trotzend, fusslos und handlos gegen Indra kämpfte, fällt er durch seine List, mit dem gedankenschnellen Blitze ihm in's Angesicht und auf den Rücken schlagend; die wunde Stelle dessen, der sich unverwundbar wähnte, hat er gefunden und mit gewaltigem Schlag den lauernd die Wasser Umlagernden getroffen: wie das vom Beile abgehauene Geäst liegt Ahi dicht auf der Erde; jetzt fluthen rastlos über seinen Leib hin freudig die gewaltigen Wasserwogen; indess der Indrafeind in lange Finsterniss dahinsinkt, hat der Gott dem frommen Sterblichen die Sonne gebracht, der Donnerer." [2]) Es ist dies derselbe „Kampf mit dem Drachen", der sich in der Mythologie aller indogermanischen Völker nachweisen lässt. Sowie der indische Gott, so kämpfen auch die Götter und Helden der griechischen Sage — Apollo, Herakles — ebenso der nordischen — Odin, Sigurd — und germanischen Sage — Thôr, Siegfried — mit dem Drachen [1]). Und es ist wohl eine der bedeutsamsten Thatsachen, welche die vergleichende Religionsgeschichte zu Tage gefördert hat, dass auch die amerikanischen Urreligionen den Kampf des Sonnen- und Himmelgottes mit dem Schlangenungeheuer kennen. In der Fluthsage der Chippewas erscheint Manabozho als Bekämpfer der grossen Schlange, welche die Fluth verursacht hatte. So stellten auch die Mexikaner ihren Tonatiuh dar, wie er die buntgestreifte Waldschlange in Stücke zerhaut [2]).

Noch im Mahâbhârata finden wir eine deutliche Erinnerung an die Wolkenschlange. Nachdem Kadrû, die Mutter der Schlangen, den Fluch ausgesprochen hatte, alle Schlangen sollten beim Opfer des Janamejaya vom Feuer verzehrt werden, da hielten die Schlangen Rath, wie sie ihren Untergang abwenden könnten. Und während die Einen dies, die Anderen jenes riethen, sprachen auch einige:

„wenn das Feuer brennt,
so wollen wir als blitzende Wolken
es löschen mit des Regens Guss" [3]).

Aber nicht nur als Wolkenschlange [4]) steht die Schlange in Beziehung zu dem Wasser. Sie erscheint bei allen Völkern als dem Wasser überhaupt nahestehend. Als Bhîma, der Sohn des Vâyu, in das Wasser des Ganges geworfen ward, fiel er in das Reich der Schlangen, welche ihm das Wasser der Stärke zu trinken gaben [5]). An Teichen ist der liebste Aufenthalt der Nâga's. Das Thal von Nepâl war ehedem als Nâg Hrad „Schlangenteich" bekannt. Manjûśrî liess das Wasser abfliessen und mit dem Wasser auch die Nâga's und andere Thiere hinweg-

---

[1]) Vgl. John Muir, Original Sanskrit Texts. (London 1870.) V, 98.

[2]) A. Kaegi, Der Rigveda, die älteste Literatur der Inder. 2. Aufl. Leipzig 1881. S. 57 fg.

[1]) Vgl. Preller, Griechische Mythologie I, 155. Gubernatis, Die Thiere 639. A. Kuhn in *Moriz Haupt's Zeitschrift für Deutsches Alterthum* V, 484 ff. und K. Müllenhoff ebendas. VII, 429 ff.

[2]) J. G. Müller a. a. O. 126. 566. 586. Waitz a. a. O. III, 179. 188.

[3]) *Mahâbhârata* I, 1608. Holtzmann, Indische Sagen III. 143.

[4]) Es verdient bemerkt zu werden, dass die „Wolkenschlange" mehr als eine blosse Hypothese ist. Der alte Commentator des Rigveda, Sâyana, erklärt an zahlreichen Stellen die Worte *vritra*, *ahi* (Drache, Schlange) einfach durch *megha* „Wolke".

[5]) *Mahâbhârata* I, 5008 ff.

ziehen; er überredete aber den Karkoṭag, den König der Nâga's, zu bleiben, und bestimmte für ihn einen grossen Teich, Tandâh genannt, als Wohnort [1]). Heilige Teiche und Brunnen sind es noch heutigen Tages, an welchen die Schlangen in Indien zumeist verehrt werden. Die Hydra ist eine Wasserschlange, wie ja in der griechischen Sage die Schlangen häufig mit dem Wasser in Beziehung stehen [2]). Die Rothhäute glauben, dass die Schlange das Wasser bewacht. Die Schlangen erregen nach der indianischen Fluthsage die grosse Fluth. Der Gott Rakumon, der befruchtende Regen, war zuerst eine grosse Schlange. Die Peruaner nennen die Riesenschlange die Mutter des Wassers [3]). Nach der Mythologie des Chibchas sind ein schönes Weib, das einem Gebirgssee entstieg, mit einem dreijährigen Knaben das erste Menschenpaar: „diese Beiden wurden die Stammeltern des Menschengeschlechtes, verwandelten sich aber später in Schlangen und gingen in den See zurück, daher dem Wasser häufig Opfer dargebracht wurden“ [4]). Der böse Geist, als Schlange dargestellt, erscheint dem Indianer als Wassergott [5]).

Lag es darum schon nahe, gerade die Regenzeit für den Schlangencult am geeignetsten zu finden, und war der Blick des Inders einerseits auf die himmlische Wolkenschlange gerichtet, so wurde man andrerseits in noch viel höherem Grade und in sehr unangenehmer Weise an die irdische Schlange gemahnt, sobald die Regenzeit hereinbrach. Wenn heftige Wolkenbrüche Alles überschwemmen, werden die Schlangen auch aus ihren Höhlen getrieben und sie flüchten sich nicht nur auf die Bäume, auf welchen es dann von Schlangen wimmelt, sondern sie dringen auch in die menschlichen Wohnungen, in die Häuser, in die Zimmer, ja selbst in die Betten. Schon Nearchus bewunderte die Menge und Bösartigkeit der Schlangen; „denn sie flüchten“, sagt er, „aus den Ebenen in die bei den Ueberschwemmungen unerreicht gebliebenen Wohnorte und erfüllen die Häuser. Deshalb bringe man auch die Lagerstätte in der Höhe an und wandere selbst zuweilen aus, wenn sie überhand nehmen; ja, wenn nicht der grösste Theil der Menge durch Wasser zugrunde ginge, so würde wohl das Land veröden.“ [6])

Noch heutigen Tages, wo die englische Regierung alljährlich grosse Summen für getödtete Schlangen bezahlt, werden zahlreiche Menschen im Innern ihrer Häuser von Schlangen gebissen [1]). Die Ringelschlange, von den Malabaren Velliketten oder Vallumi genannt, ist — wie der Missionär Fra Paolino versichert — dadurch besonders gefährlich, dass sie „in die Wohnzimmer kommt und sich nicht nur unter Tische und Bänke, sondern sogar in die Betten verkriecht.“ „Während meines Aufenthaltes zu Verapole“, erzählt derselbe Fra Paolino, „traf ich überall Schlangen an, nicht nur in Gärten, sondern auch in den Häusern, Wohnzimmern, Speisesälen, ja sogar auf den Patayas oder Reismagazinen“ [2]). Auch von den Bergen reissen die in der Regenzeit anschwellenden Gewässer eine Menge Schlangen mit fort, welche sie weit in die See hinausführen, zum nicht geringen Schrecken der Reisenden [3]). In einem Hymnus des Atharvaveda, welcher an *Pṛithivî*, die Erde, gerichtet ist, heisst es u. a.: „Die Reine, welche die Schlange hinwegscheucht, und in welcher die Feuersgluthen lagern, die im Innern des Wassers verborgen sind [4]), welche die Dämonen, die Götterfeinde preisgibt, die den Indra erwählt, nicht den Vritra, sie, die Erde, hält zu Śakra [5]), dem männlichen Stier .... Das Gewürm, das sich regt, o Erde, was da hervorkommt in der Regenzeit, das kriechende Gethier, nicht krieche es zu uns heran; auf dass es wohl ergehe, sei uns gnädig!“ [6]) Weil man in der Regenzeit die Schlangen am meisten fürchtete, darum verehrte man sie auch in dieser Zeit am meisten.

In den verschiedenen Gegenden Indiens tritt natürlich die Regenzeit bald früher, bald später ein,

---

[1]) *Indian Antiquary* VII, 89.

[2]) Maehly a. a. O. 15. Schwartz a. a. O. 26. 27.

[3]) J. G. Müller a. a. O. 131. 221. 612.

[4]) Waitz a. a. O. IV, 361.

[5]) Waitz, a. a. O. III, 182. 188. IV, 361.

[6]) Strabo XV, 1, 45.

[1]) So ist es nicht nur in Indien. „Mehr als einmal“, sagt Brehm (a. a. O. 278), „ist es mir begegnet, in den Behausungen, welche ich während meines Aufenthaltes in Afrika bewohnte, auf Schlangen zu stossen, sie sogar auf meiner Lagerstätte, unter den Teppichen zu finden. Aehnliches erfuhren alle Reisenden, welche die Gleicherländer besuchten.“ „Das Einzige, welches in den Dinkabehausungen den Fremdling beunruhigt“, sagt Schweinfurth, ist das Getümmel von Schlangen, welche hoch über dem geängstigten Haupte des Schlafenden im Strohe des Daches rasseln.“ — Die Einrichtung des innerafrikanischen Lagergestells erklärt sich einzig und allein aus der berechtigten Furcht vor den nächtlichen Besuchen der Schlangen. (Brehm, ebendas.).

[2]) Fra Paolino a. a. O. 248. 252.

[3]) Fra Paolino a. a. O. 4.

[4]) Das Feuer des Blitzes kommt aus dem Wasser der Wolke und dringt in die Erde ein.

[5]) d. i. Indra.

[6]) *Atharvaveda* XII, 1. 37. 46.

im Allgemeinen jedoch und insbesondere nach den Ritualwerken gilt der Monat Śrâvaṇa (Juli-August [1]) als derjenige Monat, in welchem die Regenzeit beginnt. Das Gestirn, von welchem dieser Monat seinen Namen hat, steht unter der Herrschaft der Schlangen [2]). Und im Monat Śrâvaṇa findet nach den Gṛihyasûtren auch jene Feier statt, mit welcher der Sarpabali oder das Schlangenopfer verbunden ist. Während der ganzen Regenzeit wird der Sarpabali täglich dargebracht und erst im Monat Mârgaśîrsha oder Âgrahâyaṇa (November-December) feierlich beschlossen.

IV. [3])

Die Śrâvaṇafeier.

Am Vollmondstage des Monats Śrâvaṇa — wenn man sich vor den Schlangen fürchtet [4]), sagt ausdrücklich das *Mânavagṛiha* — soll nach den Gṛihyasûtren die Śrâvaṇafeier stattfinden. Sie beginnt nach Sonnenuntergang. Opfer werden dargebracht für verschiedene Gottheiten, besonders für Agni, mit Gebeten um eine glückliche Regenzeit, um Schutz vor allerlei Gefahren, insbesondere um Schutz vor dem „gezahnten Beisser", der Schlange. Aber auch die Schlangen selbst werden durch Opfer geehrt und angerufen, vor allen die Schlangenkönige. Die Schlangen werden nämlich als Götter-Heere gedacht, die unter Häuptlingen stehen. Und man fleht zu den Schlangenkönigen, dass sie ihren Untergebenen auftragen, die Menschen zu verschonen. So ist auch für den Indianer die Klapperschlange der König oder Häuptling der Schlangen, wie jede Thiergattung ihren König hat. [1]) Auch die Ehsten kennen den Schlangenkönig, der die Frühjahrsversammlungen aller Schlangen beruft. [2]) Im deutschen Märchen zeichnet sich der König der Schlangen durch eine schimmernde Krone auf dem Haupte aus. [3]) Vom Schlangenkaiser, der zweiköpfig ist, dessen Zunge aus Brillant besteht und dem eine Krone auf dem Haupte sitzt, erzählt das südslavische Märchen. [4]) Die litauische Königin der Schlangen hat Hörner auf dem Haupte. [5])

Es gibt aber viele Schlangenkönige, denn jede Schlangenart hat ihren Häuptling.

Schon in den Veden werden mehrere Arten von Schlangen aufgezählt. Es gibt namentlich Schlangen des Himmels, der Luft und der Erde. Ein Gebet an die Schlangen, welches in den Gṛihyasûtren vielfach für den Sarpabali vorgeschrieben wird, findet sich schon im weissen Yajurveda. [6]) Es lautet:

„Verehrung sei den Schlangen allen, die auf der Erde, die im Luftraum [7]) und die am Himmel [8]) wohnen, diesen Schlangen sei Verehrung!"

---

[1]) Die indischen Monatsnamen decken sich nicht genau mit den unseren, daher müssen wir immer zwei unserer Monatsnamen für einen indischen ansetzen. Der Monat Śravaṇa umfasst also z. B. Ende Juli und Anfang August.

[2]) H. T. Colebrooke, Miscellanious Essays 2. Ed. Madras 1872. I, 108.

[3]) Quellen (zu IV—VII): *Âśvalâgana-Gṛihyasûtra* II, 1. 3. *Pâraskara-Gṛihyasûtra* II, 14. III, 2. (Indische Hausregeln. Sanskrit und deutsch von A. F. Stenzler. Abhandlgn. für d. Kunde d. Morgenl. herausgeg. von der Deutschen Morgenl. Ges. Bde. III. IV. u. VI. 1864—1877.) *Śâṅkhâyana-Gṛihyasûtra* IV, 15. 17. 18. (Herausgeg. von H. Oldenberg in Weber's Indische Studien Bd. XV. Lpz. 1878.) *Gobhila-Gṛihyasûtra* III, 7. 9. (Herausgeg. und übers. von F. Knauer, Dorpat 1884—1886.) *Khâdira-Gṛihyasûtra* III, 2, 1—15. 3, 16—27 (nach Oldenberg). *Âpastambîya-Gṛihyasûtra* VII, 18, 5—19, 5; 8—12. (Edited by M. Winternitz. Vienna 1887.) — The Gṛihyasûtras, Rules of Vedic Domestic Ceremonies translated by Hermann Oldenberg. Oxford 1886. (Sacred Books of the East, Vol. XXIX.) pp. 127—129. 130—132. 201—203. 204 seq. 327—331. 338—341. 411—413. 416 seq. — Handschriftliche Quellen: *Mantrapâṭha* (Verzeichniss der Sprüche) zum *Âpastambîya-Gṛihyasûtra* (mit einem Commentar von Haradatta, von mir zum Zweck der Herausgabe copirt.) *Mânava-Gṛihyasûtra* II, 7. 16. *Hiraṇyakeśi-Gṛihyasûtra* II, 6. 16—7. 17. (Die beiden letzteren Manuscripte im Besitze des Herrn Professor Bühler.)

[4]) *Sarpebhyo bibhyat, Mânavagṛihyasûtra* II, 16.

[1]) Waitz a. a. O. III, 192. Auch bei den Indern haben nicht blos die Schlangen ihren König. So wie die Schlangenkönige, werden gelegentlich auch die Ameisenkönige angerufen. Wenn sich Ameisen in beängstigender Weise zeigen, opfert man den Ameisenkönigen. Gerade so wie einerseits die Schlangenkönige verehrt werden, andererseits Indra angerufen wird, die Schlangen zu tödten, so betet man auch erst zu den Ameisenkönigen: „Der da König der weissen Ameisen im Osten ist, dem sei Heil! Der da König der schwarzen Ameisen im Süden ist, dem sei Heil!" u. s. w. Zum Schlusse aber heisst es: „Erhebt euch, lauft fort, nicht sei von euch hier solches Wimmeln, Indra soll euch allen insgesammt die Glieder zermalmen und die Brust! Platsch! Erschlagen sind die Ameisen." Vgl. A. Weber, Zwei Vedische Texte über Omina und Portenta (Abhandlungen der königl. Akademie der Wiss. zu Berlin 1858) pag. 381 fg.

[2]) Kreutzwald, der Ehsten abergläubische Gebräuche, Petersburg 1854, pag. 85.

[3]) Grimm, Myth. II, 572. vgl. III, 198.

[4]) Krauss, Sagen u. Märchen II, Nr. 62.

[5]) Veckenstedt a. a. N. II, 167.

[6]) *Vâjasaneyi-Saṁhitâ* XIII, 6—8.

[7]) Die Schlangen der Luft sind wohl die geflügelten Drachen.

[8]) Die himmlischen Schlangen können wol nur die Wolken sein.

„Welche die Pfeile [1]) der Zauberer sind und die auf den Bäumen leben und die in Höhlen lagern, diesen Schlangen sei Verehrung!“

„Und welche dort am Himmelszelte und in der Sonne Strahlen [2]) sind und deren Wohnsitz im Wasser bereitet ist [3]), diesen Schlangen sei Verehrung!“

Häufig werden noch die Schlangen der Weltgegenden neben denen des Himmels, der Erde und der Luft aufgezählt. Ueber diese gibt uns ein Gebet aus dem Schwarzen Yajurveda näheren Aufschluss. Es wird ebenfalls in den Gṛihyasûtren für den Sarpabali vorgeschrieben, daher folge hier gleich die Uebersetzung [4]):

Die Gnädige bist du ja; die östliche Himmelsgegend bist du; und so ist dein Herr Agni, und Asita [5]) dein Beschützer; sowohl dem, der dein Herr ist, als auch dem, der dein Beschützer, ihnen beiden sei Verehrung; sie beide sollen uns gnädig sein! Wen wir hier hassen, und wer uns hasst, den werfe ich in euren Rachen.

Die Kraftvolle bist du ja; die südliche Himmelsgegend bist du; und so ist dein Herr Indra, und Pṛidâku [6]) dein Beschützer; sowohl u. s. w.

Die Bereitwillige bist du ja; die westliche Himmelsgegend bist du; und so ist dein Herr Soma, und Svaja [7]) dein Beschützer; sowohl u. s. w.

Die Standhafte bist du ja; die nördliche Himmelsgegend bist du; und so ist dein Herr Varuṇa, und Tiraścarâji [1]) dein Beschützer; sowohl u. s. w.

Die Oberherrin bist du ja; die hohe Himmelsgegend [2]) bist du; und so ist dein Herr Bṛihaspati, und Śvitra [3]) dein Beschützer; sowohl u. s. w.

Die Gebieterin bist du ja, diese Himmelsgegend hier [4]) bist du; und so ist dein Herr Yama, und Kalmâshagrîva [5]) dein Beschützer; sowohl dem, der dein Herr ist, als auch dem, der dein Beschützer, ihnen beiden sei Verehrung; sie beide sollen uns gnädig sein! Wen wir hier hassen, und wer uns hasst, den werfe ich in euren Rachen.

Geschosse seid ihr [6]) ja; und so sind eure Wohnungen im Osten; Feuer sind eure Pfeile, Wasser (das *vâtanâmam* [7]); so sei euch Verehrung, so seid uns gnädig! Wen wir hier hassen und wer uns hasst, den werfe ich in euren Rachen). [8])

Nilimpa's [9]) seid ihr ja; und so sind eure Wohnungen im Süden, die Manen sind eure Pfeile, das Luftmeer (das *vâtanâmam* u. s. w.).

Donnerkeilbewehrt seid ihr ja; und so sind eure Wohnungen im Westen, Schlaf sind eure Pfeile, die Höhle (das *vâtanâmam* u. s. w.).

Standhaft seid ihr ja; und so sind eure Wohnungen im Norden; die Gewässer sind eure Pfeile, der Ocean (das *vâtanâmam* u. s. w.).

Oberherrn seid ihr ja; und so sind eure Wohnungen in der Höhe; Regen sind eure Pfeile, der Strebende (das *vâtanâmam* u. s. w.).

Die grausamen Irdischen seid ihr ja, und so sind eure Wohnungen hier; Speise sind eure Pfeile, das Blinzeln das *vâtanâmam*; so sei euch Verchrung, so seid uns gnädig! Wen wir hassen, und wer uns hasst, den werfe ich in euren Rachen.

---

[1]) Vielleicht darf man an den fabelhaften *Jaculus* des Plinius erinnern: „Die Pfeilschlange schiesst wie ein Pfeil oder Wurfspiess von Baumzweigen herab und macht sich furchtbar.“ Plinius nat. hist. 8, 23, 35. Lucanus a. a. O.: „Von einem alten Baumstamme herab schoss die Schlange, welche von den Afrikanern *Jaculus* genannt wird, schneller als ein zischender Pfeil und streckte den Paullus nieder, indem sie ihm mitten duch den Kopf sauste.“ Lenz a. a. O. 452. 462. In den Gebäuden der Inkas hat man grosse Waldschlangen angemalt gefunden, welche als die Waffen der alten Könige galten. (J. G. Müller Gesch. d. amer. Urrelig. 366.) Das Schwert, welches der König der Żamaiten zu führen pflegte, war eine Schlange. (Veckenstedt a. a. O. I, 106.)

[2]) Die Schlangen am Firmament und die in den Strahlen der Sonne sind vielleicht die in den Himmel versetzten Manen. Vgl. das oben über die Beziehungen zwischen Manencult und Schlangencult Gesagte. *Manu* III, 196 werden unter den verschiedenen Arten von Manen auch die Schlangen aufgezählt. In einem weiter unten anzuführenden Spruch wird geradezu von den Schlangen, „die in jener Welt“, gesprochen. Auch hier könnte man *amî*, das ich mit „dort“ widergegeben, durch „die jenseitigen (Schlangen)“ übersetzen.

[3]) Darunter ist wohl nur die wirkliche Schlange, die im Wasser wohnt, die Seeschlange, zu verstehen, wie oben von den Baum- und Höhlen-Schlangen die Rede ist. Man könnte allerdings auch an die Blitzschlange denken, deren Heimstätte das Wasser (der Wolke) ist.

[4]) *Taittirîya-Saṁhitâ* V, 5. 10, 1—3. 3—5.

[5]) „Der Schwarze“. Name eines Schlangenkönigs.

[6]) „Die Natter“.

[7]) Siehe Anm. zu S. 35, Sp. 1.

[1]) „Der Quergestreifte“, eine Schlange.

[2]) Zenith.

[3]) „Der Weisse“, eine Schlange.

[4]) Nadir.

[5]) „Dessen Nacken schwarz gefleckt ist“, eine Schlange.

[6]) Die Schlangen sind angeredet. So nach dem Commentar zu Âpastambas *Mantrapâṭha*, der aber hinzufügt, dass andere Erklärer sagen, dass die Gandharva's gemeint sind.

[7]) Ich vermag dieses Wort nicht zu erklären. Der Commentator Âpastamba's erklärt es allerdings, aber seine Erklärung ist sehr kühn und die Construction sehr zweifelhaft. Nach ihm wäre vâtanâmam durch „Schlangen“ zu übersetzen. Die Schlangen, sagt er, nähren sich vom Winde (*vâta*), deshalb werden sie Beuger (Wzl. *nam*, *nâmayati*, beugen) des Windes genannt. (*Vâtâśanâs sarpâh | tasmâd vâtasya nâmayitṛi vâtanâmam | vâtasya âkâśaprabhavatvât | napuṁsakaliṅgaṁ tu sâmânyopakramatvât).*

[8]) Die eingeklammerten Worte sind nach dem Commentar überall hinzuzufügen, im Text stehen sie nur beim letzten Spruch.

[9]) „Sturm-Genien“, vielleicht: „Götter“. *Nilimpa* wird eine Art Genien und eine Schaar der Maruts, der Sturmgötter, genannt. es heisst aber auch „Gott“.

So unklar in diesen Sprüchen auch vieles ist, so ersieht man doch so viel daraus, dass man dachte, jede Himmelsgegend habe eine Gottheit als Herrn und einen Schlangenkönig als Beschützer. Beiden, den Göttern und den Schlangen, wird Verehrung dargebracht. Die ersten sechs Verse sind an die Schlangenkönige, welche die Himmelsgegenden beschützen, die letzten sechs Verse an die Schlangen selbst, welche in den einzelnen Himmelsgegenden wohnen, gerichtet.

Was nun die Opfer betrifft, welche den Göttern und Schlangen bei der Śrâvaṇafeier dargebracht werden, so weichen die einzelnen Gṛihyasûtren insofern von einander ab, als die einen mehr, die andern weniger Opfer vorschreiben.

Auch in Bezug auf die Sprüche oder Gebetformeln, mit welchen geopfert wird, gehen die Gṛihyasûtren oft auseinander. Dennoch bleiben gewisse Opfer und Gebete, welche überall vorkommen. Es sollen nun alle die Opfer und die Gebete, welche für die Śravaṇafeier vorgeschrieben werden, der Reihe nach aufgeführt werden.

1. Das Pfannkuchenopfer. Dieses wird von fast allen Gṛihyasûtren vorgeschrieben. Man opfert einen Pfannkuchen im Feuer und betet dazu:

Dem Vishṇu Heil, der Śravaṇâ [1]) Heil, dem Śrâvaṇa-Vollmond [2]) Heil, der Regenzeit Heil! *(Sânkhâyana, Pâraskara.)*

Oder man betet:

Der Śravaṇâ, dem Vishṇu, dem Agni, dem Prajâpati, allen Göttern Heil! *(Gobhila.)*

Oder auch nur:

Dem Śravaṇa-Vollmond Heil! *(Âpastamba.)*

Die folgenden vier an den Gott des Feuers gerichteten Verse aus einem Liede des Ṛigveda werden von *Âśvalâyana* für dieses Opfer vorgeschrieben:

Führ, Agni, uns auf schönem Pfad zum Reichthum,
der du, o Gott, die Werke alle kennest,
die Sünde, die verblendet, halte fern uns;
wir wollen besten Andachtsspruch dir weihen.

O führ auf's neue, Agni, uns hinüber
durch deinen Segen über alle Leiden;
sei eine weite, breite, hohe Burg uns,
und sei zum Heil den Kindern und den Enkeln.

O Agni, halte fern von uns die Plagen,
die agnilosen Völker lass sie plagen,
lass wieder unsern Sitz zum Glück gedeihen,
o hehrer Gott, mit allen ew'gen Göttern.

Mit Hütern, Agni, die nicht schlummern, schirm uns,
erstrahlend du am lieben Opfersitze,
nicht mög' dein Schrecken deinen Sänger treffen,
nicht jetzt noch künftig, jüngster du, gewalt'ger! [1])

2. Das Ekakapâla-Opfer. Ein Kuchen, der in einer besonderen Schale gebacken ist, wird dem Erdgotte oder dem *genius loci* geopfert. Man wirft den Kuchen in's Feuer und sagt den Spruch:

Dem Festen, dem Erdengotte Heil! *(Pâraskara.)*

Oder:

Dem Unerschütterlichen, dem Erdengotte Heil! *(Âśvalâyana.)*

Oder:

Dem Unerschütterlichen, Festen, dem Erdengotte Heil! *(Mânava.)*

3. Auf diesen Kuchen opfert man sogleich das Schmalz, in welchem derselbe gebacken wurde und betet dazu den Vers:

Nicht gib uns preis, o Agni, schlimmem Unheil,
dem gier'gen Feinde noch dem Unglücksdämon,
gezahntem Beisser, noch dem ungezahnten,
nicht gib uns hin, o Starker, dem Verfolger. [2])
(Âśvalâyana.)

4. Ein Körneropfer. Man besprengt geröstete Gerstenkörner mit Schmalz, wirft sie in's Feuer, und spricht dazu den Vers:

Zum Heile seien uns bei unseren Anrufungen die Rosse, die mit der Götterschaar in schnellem Lauf dahintraben, die schön strahlenden! Zermalmend die Schlange *(ahi)*, den Wolf und die Gespenster *(rakshas)* mögen sie jederzeit von uns die Plagegeister fern halten! [3])

Oder auch den Vers:

Geniess, o Indra, frühmorgens unser Opfer, das mit Gerstenkörnern, Brei und Kuchen und mit Lobgesang versehen ist.

5. Schmalzopfer. Nach *Pâraskara* soll man noch vor dem Pfannkuchenopfer zwei Löffel voll Schmalz in's Feuer sprengen und dazu die Sprüche sagen:

Stoss hinweg, o Weisser, mit dem Fusse, mit dem vordern und mit dem hintern, die sieben Kinder vom Geschlechte Varuṇa's und alle vom Königsgeschlecht! Heil!

---

[1]) So heisst das Nakshatra oder Gestirn, nach welchem der Monat Śrâvaṇa seinen Namen hat.

[2]) Der Śrâvaṇa-Vollmond, eigentlich die Śrâvaṇa-Vollmond, ist als weibliche Genie gedacht. Bei jedem Opfer, welches am Vollmondstage dargebracht wird, opfert man auch der Vollmonds-Genie des betreffenden Monats.

[1]) *Ṛigveda* I, 189, 1—4. Nach Grassmann's Uebersetzung.

[2]) *Ṛigveda* I, 189, 5. (Grassmann.)

[3]) *Ṛigveda* VII, 38, 7. Es sind wohl die Sonnenrosse gemeint, die durch ihr Erscheinen Schlangen, Wölfe und nächtliche Unholde verscheuchen. Auf die Rosse als Feinde der Schlangen kommen wir gleich eingehend zu sprechen.

Wahrlich, unter des Weissen Herrschaft hat die Schlange Niemand angesehen.[1]) Dem Weissen, dem Vidarva-Sohne Verehrung! Heil!

Diese beiden Verse, welche mit verschiedenen Varianten[2]) und bei verschiedenen Ceremonien in allen Gṛihyasûtren wiederkehren, erfordern eine eingehendere Erklärung. Wer ist der „Weisse", welcher in diesen Versen angesprochen ist?

In den Hymnen des Ṛigveda wird mehrfach ein Ross erwähnt, welches die Aśvinen, die Lichtgötter, dem Pedu geschenkt, Es heisst daher Paidva „Pedus Ross". Das Ross ist glänzend weiss und tödtet Schlangen, von Indra selbst ist es ausgesandt. Die Aśvinen werden gepriesen:

Ihr habt dem Pedu, o Aśvinen, das rasche Ross zugeführt, das tausend Schätze erbeutet, das unvergleichliche, das schlangentödtende, berühmte, rettende.[3])

Ihr Aśvinen gabt das weisse Ross dem Pedu, das schlangentödtende, von Indra gesandte, laut zu rühmende, Feinde bewältigende, gewaltige, tausend Schätze erbeutende, den gliederstarken Hengst.[4])

Ihr habt das weisse Ross dem Pedu, o Aśvinen, gegeben, das mit neunundneunzig Kräften stark ist, das rühmenswerthe, das den Freund rasch vorwärts trägt, um das die Männer, wie um Glück und Segen flehen sollen.[5])

Und von Soma heisst es:

Wie Indra, der grosse Thaten vollbringt, bist du, o Soma, ein Tödter der Vṛitra's, ein Burgensprenger, du bist ja gleichwie Paidva ein Tödter derer, die Schlangen *(ahi)* heissen, o Soma, ein Tödter jedes Dämonen.[1])

Im Atharvaveda wird Paidva als Vernichter der Schlangen angerufen. Aehnlich wie in unserem Verse heisst es da:

Stoss hinweg, o Weisser, mit dem Fusse, mit dem vorderen und mit dem hinteren! Kraftlos ist der Schlangen Gift, das schreckliche Nass, wie ein im Wasser schwimmendes Holzstück .....

Paidva tödtet den Kasarṇîla[2]), Paidva den Śvitra und den Asita[2]), Paidva hat das Haupt der Ratharvi[2]), der Natter, zerschmettert.

Paidva, geh zuerst voraus, wir folgen dir nach; treib die Schlangen aus dem Pfad, auf dem wir jetzt gehen.

Hier ist's, wo Paidva geboren ward, das ist sein Weg, auf dem er dahin trabt; dies sind des Renners Fussspuren, des kräftereichen Schlangentödters .....

... Indra hat die boshafte Schlange, die Schlange hat mir Paidva preisgegeben.

Des Paidva gedenken wir, des Festen von fester Kraft; lauernd liegen Nattern hier im Hinterhalt.[3])

Aber nicht nur Paidva erscheint als schlangentödtendes Ross. *Ahihan* „Schlangentödter" heisst auch das Pferd der Aśvinen selbst. Und auch sonst erscheinen die Pferde als Feinde der Schlangen. Indra, der so oft als Schlangentödter gepriesene, hat das glänzend weisse Ross Uccaiḥśravas („Hochohr"), das „ersterschaffene"; und im Mahâbhârata wird erzählt, dass Uccaiḥśravas einen schwarzen Schweif bekam, da sich Schlangen an denselben hefteten.[4]) Und so wie Indra ein weisses Pferd hat, so reitet — nach der Edda — auch der Drachenkämpfer Odin auf einem weissen Pferd. Und noch in englischen Weihnachtsgebräuchen begegnen wir dem Drachentödter Snapdragon, auch s. George genannt, der ein weisses Pferd reitet.[5])

Wir können nun die Frage beantworten, wer „der Weisse" ist, der in den obigen Versen ange-

---

[1]) D. h. „mit bösem Blick angesehen"; vielleicht ist aber *dadaṁśa* zu lesen und zu übersetzen: „hat ... niemand gebissen".

[2]) Bei *Âpastamba* und *Hiraṇyakeśin* lauten die Verse: Stoss hinweg, o Weisser, mit dem Fusse, mit dem vordern und mit dem hintern, diese sieben menschlichen (Schlangenarten) und die drei vom Königsgeschlecht. Wahrlich, unter des Weissen Herrschaft hat die Schlange niemand getödtet. Dem Weissen, dem Vidarva-Sohne, Verehrung, Verehrung dem Weissen, dem Vidarva-Sohne! Der Commentar zu *Âpastamba's Mantrapâṭha* gibt folgende merkwürdige Erklärung: „Die sieben menschlichen Schlangenarten" sind drei für die Brahmanen, zwei für die Vaiśya's und zwei für die Śûdra's; dazu die drei „vom Königsgeschlecht" d. h. der Kaste der Kshatriya's angehörigen, das sind im ganzen zehn Schlangenarten. Die Variante: „ ... hat die Schlange niemand getödtet" hat auch das *Mânavagṛihya* und *Âśvalâyana*. Bei *Śânkhâyana* lautet der zweite Vers nur: Dem Weissen, dem Vidârva-Sohne Heil! Dem Vidârva Heil! Dem Takshaka, dem Sohne des Viśâla, Heil! Dem Viśâla Heil! Im *Mânavagṛihya* folgt nach dem erten Vers, der so wie bei *Pâraskara* lautet, ein Vers, der sonst nirgends vorkommt. Der Text ist aber leider so verderbt, dass man ihn nicht übersetzen kann; er beginnt: *śveto rushatyo vidadhâty aśvo,* spricht also ausdrücklich vom weisen Pferd, die Schlussworte: *śvetâya roshidaśvâya* (wohl in *rohid°* zu corrigiren) *svâhâ* „dem weissen Sonnenrosse Heil!" sind sehr bedeutsam.

[3]) *Ṛigveda* I, 117, 9.

[4]) *Ṛigveda* I, 118, 9.

[5]) *Ṛigveda* X, 39, 10. Vgl. noch I, 119, 10. VII, 71, 5.

[1]) *Ṛigveda* IX, 88, 4.

[2]) Schlangennamen.

[3]) *Atharvaveda* X, 4, 3. 5—7. 10—12.

[4]) Vgl. Gubernatis a. a. O. 222, 224, 226, 256.

[5]) A. Kuhn in *Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum* V, 487. — Krösus hatte nach dem Siege des Kyros eine wunderbare Erscheinung: es schien ihm, dass plötzlich das Weichbild der Stadt Sardes sich mit Schlangen füllte; die Pferde aber verliessen ihre Weideplätze und frassen die Schlangen auf. (Herodot I, 78.) — Im ehstnischen Märchen „Der Nordlandsdrache" besiegt der Held den Drachen mit Hilfe eines Eisenpferdes. (Kreutzwald, Ehstnische Märchen Nr. 18.)

rufen wird. Es ist das weisse Ross, das Sonnenross; wenn es erscheint, fliehen die Schlangen: einerseits die schwarzen Wolkenschlangen, welche die Sonne besiegt, andererseits die gefürchteten Nachtschlangen, die der nahende Tag verscheucht. [1])

Kehren wir nun wieder zu unseren Opfern zurück. Während bei *Pâraskara* die Opferceremonien mit den Schmalzspenden beginnen, wird bei *Âpastamba* die Reihe der hieher gehörigen Opfer mit den Schmalzspenden beschlossen. Und zwar soll man nach diesem Gṛihyasûtra vier Spenden von Schmalz in's Feuer werfen mit den vier Versen:

Das ist wahr, dass dir am Neumonds- und am Vollmondstage alle Schlangen [2]) den Tribut an Gift [3]) bringen, dass sie zu dir kommen und sich in deinen Schutz begeben. Uebergib uns, die wir bei dir sind, (den Schlangen), die bei dir sind, und der Regenzeit. [4])

Verehrung sei den Schlangen, die auf der Erde weilen, die im Luftraum und die am Himmel wohnen, ihnen sei Verehrung!

Den Schlangen, die in jener Welt oder die in der Sonne Strahlen wohnen, und deren Wohnsitz im Wasser, ihnen sei Verehrung!

Welche die Pfeile der Zauberer sind und die auf den Bäumen leben nnd die in Höhlen lagern, ihnen sei Verehrung. [1])

6. Das Opfer an die Schlangenkönige. Man opfert ein Mus, mit Schmalz versehen, im Feuer und sagt dazu die Sprüche:

Dem Oberherrn der dem Agni angehörigen gelblichen irdischen Schlangen Heil!

Dem Oberherrn der weissen dem Vâyu angehörigen Schlangen der Luft Heil!

Dem Oberherrn der übermächtigen dem Sûrya angehörigen himmlischen Schlangen Heil!

So nach *Pâraskara,* bei welchem diese Classification der Schlangen immer wiederkehrt. Dem Agni, dem Gott des Feuers, insbesondere des häuslichen Feuers, dem Mittler zwischen den Erdenkindern und den Göttern — er führt den Göttern die Opferspeise zu — sind die irdischen Schlangen geweiht. Die Schlangen der Luft gehören dem Beherrscher des Luftreiches, dem Windgotte Vâyu an. Sûrya, der Sonnengott, der König des Himmels, ist der „Protector" — so können wir wohl sagen, denn Beherrscher der Schlangen sind nicht diese Gottheiten, sondern die „Oberherrn" oder Schlangenkönige selbst — der himmlischen Schlangen.

Dasselbe Opfer wird auch von *Hiraṇyakeśin* vorgeschrieben. Merkwürdigerweise werden aber in den Sprüchen, die er für dieses Opfer vorschreibt, die Schlangen nicht ausdrücklich genannt, obwohl von ihnen zweifellos die Rede ist, so gut wie bei *Pâraskara.* Die Sprüche lauten:

Verehrung sei dem Agni, dem irdischen! Dem Oberherrn der irdischen [2]) Heil!

Verehrung sei dem Vâyu, dem allgegenwärtigen! Dem Oberherrn der im Luftraum wohnenden [2]) Heil!

Verehrung sei dem Sûrya, dem rothen! Dem Oberherrn der himmlischen [2]) Heil!

Verehrung sei dem Vishṇu, dem weissen! Dem Oberherrn der in den Weltgegenden wohnenden [2]) Heil!

Die Schlangen der Weltgegenden, die hier noch hinzugefügt sind, kennen wir schon aus der *Taittirîya-Saṁhitâ.* [3]) Vishṇu, der weisse *(gaura),* dem rothen Sûrya gegenüberstehend, scheint hier der Mond zu sein. [4])

---

[1]) „Weitaus die meisten giftlosen Schlangen sind Tag-, fast alle Giftschlangen dagegen Nachtthiere." Brehm a. a. O. 280.

[2]) *Udarasarpiṇah* „Bauchkriecher".

[3]) Nach dem Commentator wäre *vishabalim* zu übersetzen „die Gabe zur Beruhigung der Gefahr des Giftes", er fügt aber eigenmächtig hinzu: „alle Menschen und Schlangen". Da im Text aber blos von Schlangen die Rede ist, so kann ich *vishabalim* nur als „Tribut an Gift" fassen. Angesprochen ist nämlich der Oberherr der Schlangen, Târkshya (nach dem Comm.). Man muss also wohl an eine mythische Vorstellung denken, wonach die Schlangen ihrem König als Tribut Gift zahlen müssen. Es wäre nur eine Möglichkeit, zu übersetzen: „dass dir . . . alle auf dem Bauche kriechenden (Menschen) die Gabe gegen das Gift darbringen" — man müsste da an eine merkwürdige Sitte denken, die in einigen Gegenden Südindiens zur Verehrung der Schlangen üblich ist. In South Kânara ist ein Tempel des Schlangen-Königs, wohin zahlreiche Pilger wallfahrten, um sich rings um den Tempel nach Schlangenart herumzuwinden. In Madurâ gibt es Leute, welche gegen Bezahlung um Schlangentempel herumkriechen an Stelle derjenigen, die das Gelübde auf sich genommen haben. (Siehe Walhouse im *Indian Antiquary* VII, 42.) Da *Âpastamba* gerade dem Süden Indiens angehört, so wäre es nicht unmöglich, dass bei *udarasarpiṇah* an diese Leute zu denken ist, welche die Schlangen durch Nachahmung ihrer Bewegungen verehren. Doch scheint mir diese Erklärung nicht gerade sehr wahrscheinlich.

[4]) „Uebergib", nämlich: „zum Schutze". Uebergib uns, die wir uns in deinen Schutz begeben, den Schlangen, die unter deiner Obhut stehen, damit auch sie uns beschützen; und übergib uns der Regenzeit: in der Regenzeit werden nämlich die Schlangen zahlreich, übergib uns derselben, damit sie uns vor den Schlangen beschütze. (Commentar.)

[1]) Diese drei Verse sind nur eine Variante der oben besprochenen Verse aus der *Vâjasaneyi-Saṁhitâ.*

[2]) Scil. Schlangen.

[3]) Siehe oben S. 48.

[4]) *Gaura* heisst auch „der Mond".

7. Das Blumen-Opfer. *(Âpastamba. Hiranyakes'in.)* Man nimmt eine Handvoll Kimśuka-Blüthen [1]), wirft sie in's Feuer und murmelt dazu die Worte:

Gefressen ist Maśaka, gefressen ist Vitṛishṭi, gefressen ist Vyadhvara. Heil!

Gefressen ist Vyadhvara, gefressen ist Maśaka, gefressen ist Vitṛishṭi. Heil!

Gefressen ist Vitṛishṭi, gefressen ist Vyadhvara, gefressen ist Maśaka. Heil!

Ueber diese räthselhaften Sprüche sagt uns der indische Commentator nichts, als dass Maśaka, Vitṛishṭi und Vyadhvara Namen von Schlangen sind. [2]) Es sind jedenfalls Zauberformeln, die weiter keine Erklärung zulassen.

8. Das Opfer der Holzstücke. *(Âpastamba.)* Man wirft drei Holzstückchen vom Âragvadhabaume [3]) in's Feuer. Indem man sie opfert [4]), betet man die drei Verse:

O Indra, tödte den geflügelten Drachen, den Wurm, den beissen wollenden und den beissenden. Alle diese, o Indra, zermalme! Heil!

Der du in den Wassern entstanden, in der See gewachsen, und selbst in der Hand der Götter bist, du o Agni, Indragesandter lass uns kein Leid widerfahren. Heil! [1])

Du bist Schutz, du bist Rettung, du bist Schirm; durch Speise schützest du die Menschen, durch Gras das Vieh, durch Löcher die Schlangen, durch Opfer die Götter, durch Opfertrank die Manen. Heil! [2])

Alle diese Opferhandlungen werden im Hause vollzogen, und im heiligen Hausfeuer werden die Opfer als Brandopfer dargebracht. Das ist das *Śrâvaṇakarman,* die Śrâvaṇafeier im engeren Sinne. [3]) Nun erst folgt der Sarpabali, die Gabe an die Schlangen.

---

[1]) Die geruchlosen rothen Blüthen der *Butea frondosa.*

[2]) Maśaka, eigentlich „Stechmücke", kommt auch schon im Atharvaveda (VII, 56, 2. 3.) als Schlangenname vor. Vitṛishti könnte man übersetzen: „Das Verdürsten, Verschmachten". Hiraṇyakeśin hat dafür Vicashti. Vyadhvara heisst „Anbohrer, Anstecher". Zahlreiche mehr oder minder räthselhafte Schlangennamen finden sich im Atharvaveda.

[3]) Cathartocarpus (Cassia) fistula.

[4]) Er opfert die Holzstücke — dass es ein Opfer ist und nicht etwa ein Zulegen zum Feuer, sieht man daraus, dass am Ende eines jeden Verses der Opferruf „Heil" *(svâhâ)* ausgestossen wird.

[1]) „In den Wassern entstanden" heisst Agni als der Blitz, der aus der Wolke entspingt; „in der See gewachsen" *(sarovṛiddha)* heisst er als *Vâḍava.* (*Vâḍava* oder *Bâḍava* ist das unterseeische Feuer, ein mythologisches Wesen, aus Feuer bestehend, mit einem Pferdekopfe, welches am Grunde des Meeres wohnt.) „Selbst in der Hand der Götter" *(devânâm api hastya,* Comm.: *haste bhava hastya)* ist Agni wohl wieder als Blitz. „Lass uns kein Leid widerfahren", nämlich von Seiten der Schlangen, sagt der Commentator.

[2]) Nach dem Commentar ist der Vers folgendermassen zu erklären: Durch Speise schützt Agni die Menschen, d. h. er macht die Speisen geniessbar in der Form des Kochfeuers und bewirkt die Verdauung als Verdauungsfeuer. Durch Gras schützt er das Vieh: denn im Feuer wird geopfert, durch Agnis Bemühung entsteht der Regen und in Folge des Regens wächst das Gras. Durch die Strahlen der Sonne wird die Erde ausgetrocknet und es entstehen Löcher, welche den Schlangen Schutz gewähren; Feuer und Sonne sind nicht viel verschieden, also schützt Agni die Schlangen durch Löcher. Göttern und Manen erweist sich Agni hilfreich, da er denselben die Opferspeise — Brandopfer — zuführt.

[3]) Vgl. den Commentar zu *Âśvalâyana* II, 1, 1; 9. bei Stenzler pag. 64 Note zu § 1, pag. 65 Note zu § 9.

(Schluss folgt in einem der nächsten Hefte.)

Literaturberichte.

1.

Behla, Dr. Robert. Die vorgeschichtlichen Rundwälle im östlichen Deutschland. Eine vergleichend-archäologische Studie. Mit einer Karte. Berlin, 1888.

Von den Erscheinungen der Urzeit unserer Heimatländer nehmen die Rundwälle unsere Beachtung in verdientem Masse in Anspruch; so unscheinbar sie sind, gehören sie doch zu den hervorragendsten unter den einfachen Bauwerken, womit die vorgeschichtlichen Völker Mittel- und Nordeuropas dem Boden ihrer Heimat die fast unzerstörbaren Merkmale ihres Daseins aufgeprägt haben. Ihre unscheinbaren Formen haben sie lange der Beobachtung entzogen und erst unserer Zeit war es vorbehalten, sie aufzufinden und der Forschung zu unterziehen. Hunderte und wieder Hunderte tauchen gewissermassen vor unseren überraschten Augen auf und vielerlei Fragen knüpfen wir an ihre Bedeutung.

Der Verfasser der vorliegenden Abhandlung, durch seine prähistorischen Arbeiten längst bekannt, hat sich der grossen aber dankbaren Aufgabe unterzogen, alle vorgeschichtlichen Bauwerke im nordöstlichen Deutschland, welche nicht entschieden Befestigungswerke sind und welche er im Allgemeinen als Rundwälle bezeichnet, zusammenzufassen, wobei er sich mit der Aufzählung, Hervorhebung der wichtigsten Vorkommnisse und der Literaturnachweise nicht begnügt, sondern dieselben auch in einer Karte des bezeichneten Gebietes zur Darstellung bringt.

Auf Grund eingehender Forschungen gibt der Verfasser reichhaltige Mittheilungen über Bauart, wechselnde Form und Grösse, über Sagen, Funde und geschichtliche Nachrichten, welche zu dem Gegenstande seiner Untersuchung in Beziehung stehen und erörtert schliesslich die Fragen über Erbauer, chronologische Stellung und wahrscheinlichen Zweck, wobei er zu dem Ergebnisse gelangt, dass sowohl Germanen als Slaven einen, wenn auch oft verschieden gearteten Antheil an den Randwällen haben und dass ein grosser Theil derselben nicht zu Vertheidigungszwecken errichtet wurde, welche Bestimmung ihnen eine einseitige Anschauung gegeben hat, sondern als Werke von religiöser Bedeutung aufgefasst werden muss.

Es ist lebhaft zu wünschen, dass wir bald auch aus anderen Gebieten ähnliche reichhaltige Beiträge zur Kenntniss dieser merkwürdigen Bauwerke erhalten. **M. Much.**

2.

Heierli, Jakob. Pfahlbauten. Neunter Bericht. Aus dem XXII. Bande der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Leipzig, 1888. Mit 21 Tafeln.

Es konnte im vorhinein nicht zweifelhaft sein, dass sich unter den schweizerischen Alterthumsforschern der richtige Mann finden werde, welcher als befähigt gelten konnte, die von Ferdinand Keller nach einem langen, arbeiterfüllten und erfolgreichen Leben hingelegte Feder aufzunehmen; wir beglückwünschen die Forschungsgenossen in der Schweiz und uns selbst, dass es gerade Jakob Heierli gewesen ist. Mit seiner Bearbeitung der Pfahlbaufunde von Wollishofen, welche in einem der früheren Bände der Mittheilungen der Antiquarischen Gesellschaft in Zürich erschienen ist, und mit einigen kleineren Berichten gewann er sofortige Anerkennung als ebenso eifriger und kenntnisreicher als umsichtiger Forscher; besonderes Verdienst erwarb er sich durch die Untersuchung gewerblicher Fertigkeiten, insbesondere der Weberei und der Bearbeitung, namentlich des Sägens und Bohrens der Steine in der Pfahlbautenzeit, durch deren Ergebnis die bisherige Untersuchung in dieser Richtung, insonderheit was die Bearbeitung der Steine betrifft, wohl zum Abschlusse gebracht sein dürfte.

In dem vorliegenden Berichte bringt Heierli eine Darstellung aller neueren Funde aus den schweizerischen Pfahlbauten, so namentlich aus allen Theilen des an derartigen Ansiedlungen überreichen Bodensee's, aus dem Egel- Pfäffiker- Greifen- und Zürichsee, aus dem Murtener- Bieler- und Genfersee, dann der Limmatfunde und der Funde, welche bei der Correction der Juragewässer an den Tag kamen.

Es ist selbstverständlich nicht möglich, aus der Fülle der mitgetheilten Thatsachen einzelne herauszuheben und ich beschränke mich auf die Bemerkung, dass namentlich die Limmatfunde und die Mittheilungen über die Correction der Juragewässer eine erhöhte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen.

So gross der Reichthum der Museen und Privatsammlungen in der Schweiz an Pfahlbaufunden auch ist und so mannigfaltig und eingehend dieselben beschrieben worden sind: immer ergeben sich auf's neue Dinge, welche die durch die früheren Funde hervorgerufenen Vorstellungen erläutern und ergänzen. Wir würden es daher sehr beklagen, wenn, wie das von einer Seite ausgesprochen worden ist, die Antiquarische Gesellschaft in Zürich mit dem vorliegenden Berichte ihre Pfahlbauberichte abschliessen sollte. Ein Schwinden der Theilnahme für dieselben kann sie hiezu gewiss nicht bestimmen, und wenn auch die Pfahlbauuntersuchung im Gebiete der Jura-Seen zu einem gewissen Abschlusse gebracht sein mag, im übrigen Seengebiete der Schweiz wird diese köstliche Quelle unserer Erkenntnis einer Vorzeit, die wir für immer begraben wähnten, noch lange fliessen. Wir wünschen daher aufrichtig zum Nutzen unserer gemeinsamen Arbeit, in nicht allzulanger Zeit einen abermaligen Bericht begrüssen zu können.

Es drängt mich, noch ein Wort über die beigegebenen Tafeln zu sagen. Wenn die Schriften der Züricher Antiquarischen Gesellschaft, insbesondere ihre Pfahlbauberichte seit jeher durch ihre vortrefflichen Tafeln ausgezeichnet waren, so ist dies gegenwärtig in erhöhtem Masse der Fall. Neunzehn von den 21 Tafeln sind mittelst Lichtdruck in einer solchen Vollendung hergestellt, dass sie an Schönheit, Klarheit und insbesondere an Deutlichkeit der Verzierungen, welch' letztere bei vielen Lichtdrucken noch mangelhaft war, nichts zu wünschen übrig lassen; einzelne derselben, wie

z. B. Tafel I, VIII, X, überbieten, was bisher auf diesem Gebiete geleistet worden ist.

Wir schliessen mit der Bemerkung, dass die Antiquarische Gesellschaft in Zürich mit dieser Veröffentlichung nicht minder sich selbst, als ihre Schwestergesellschaft in Basel, der sie dieselbe als Festschrift zur Feier ihres fünfzigjährigen Bestandes widmete, geehrt hat. **M. Much.**

3.

Montelius, Dr. Oscar. Ueber die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden („Om våra förfäders invandring till Norden"). Uebersetzt von J. Mestorf. (Archiv für Anthropologie XVII. p. 151 ss.)

Nach einer bis auf die phantastischen Völkerstammbäume des 16. Jahrhunderts zurückgreifenden Prüfung der älteren Ansichten über die Ureinwohner der skandinavischen Halbinsel entwickelt der gelehrte Verfasser den Gang der neueren Untersuchungen, welche, von musterhafter Strenge und Ausdauer geleitet, zu einer höchst befriedigenden Klärung der archäologischen Verhältnisse geführt haben. Er weist nach, dass ebensowenig Grund vorliegt, eine Masseneinwanderung im Beginne des Bronzealters oder im Verlaufe desselben anzunehmen, wie im Beginne der Eisenzeit. Sonach wären die skandinavischen Länder schon am Schlusse der Steinzeit von demselben Volke bewohnt gewesen, welches im Eisenalter hier sesshaft war, „oder mit anderen Worten: unsere germanischen Vorfahren sind schon im Steinalter eingewandert." Absolute chronologische Daten lassen sich natürlich nur schwer und mit grösster Vorsicht angeben. Das Steinalter fand in Skandinavien in der zweiten Hälfte des 2. Jahrtausends v. Chr. seinen Abschluss. Die grosse Masse der erhaltenen Denkmäler bezeugt eine so lange Dauer desselben, dass man den Beginn desselben spätestens in das 3. Jahrtausend setzen muss. „Demnach wären unsere Vorfahren vor mehr denn 4000 Jahren hier eingewandert." Ihr Weg ging wahrscheinlich von den Ländern am Schwarzen Meer und der unteren Donau nach NW. durch Länder, welche in geschichtlicher Zeit von Germanen bewohnt sind. Nichts spricht dafür, dass sie von Osten her über Russland gekommen seien; die im letzteren Gebiet erhaltenen Spuren germanischer Bewohner müssen vielmehr durch ein Vordringen germanischer Horden vom Südrande der Ostsee und durch Uebersiedlungen aus Schweden erklärt werden.

Hoernes.

4.

Keller, Otto. Thiere des classischen Alterthums in culturhistorischer Beziehung. Mit 56 Abildungen. Innsbruck, Wagner'sche Universitätsbuchhandlung 1887.

Ohne Zweifel gibt uns die Art, wie das Alterthum die Thierwelt angeschaut, sich ihr genähert und sie praktisch oder poetisch verwerthet hat, eine Quelle reichlicher Belehrung, die sich nach zwei Seiten hin ergiesst: in den Bereich der classischen Studien und in den der Naturwissenschaft. Für die ersteren erweitert sich hier die feste Basis zu fruchtbaren Vergleichungen, aus denen sie immer wieder neue Nahrung schöpft und die letztere erhebt sich durch solche historische Betrachtungen zu einer edlen und wahrhaft bildenden Universalität, die ihr ebensowenig abhanden kommen darf, wie jener ersteren die erwähnte Grundlage der Physis des classischen Alterthums. Wie bei jedem so dankbaren Stoffe, ist es auch hier ein Leichtes, Vielerlei zusammenzutragen und den Leser durch Massen von Details zu verwirren und abzuschrecken. Die Hauptschwierigkeit der Aufgabe, ein brauchbares Buch über die Thierwelt des Alterthums zu schreiben, besteht in der richtigen Auswahl aus der Fülle der gebotenen Ueberlieferung. Keller hat zunächst in der Beschränkung auf eine Anzahl mehrseitig wichtiger Thiergestalten, meist Säugethiere, das Richtige getroffen. Culturgeschichtlich hervorragende Vierfüsser und Vögel wechseln mit solchen, von denen der Philologe und Archäologe kaum spricht und die jetzt zum erstenmale in ihrem wahren Lichte als nicht unbedeutende Figuren der antiken Welt vorgestellt werden. Dann hält er seinen Blick offen für den ganzen Lebenskreis, welchen die Auserwählten seiner literarischen Arche von ihrem ersten Bekanntwerden bis zur Canonisirung in Kunst und Schriftthum durchlaufen. Die Frage der Verbreitung ist mit Rücksicht auf Paläozoologie und Prähistorie stets im Auge behalten [1]), ebenso die richtige Beleuchtung strittiger mythologischer Punkte. Die beigefügten Abbildungen, zum Theil Inedita nach antiken Kunstwerken, gereichen dem Buche zu besonderem Schmuck und Vortheil; man bedauert nur, dass ihre Zahl nicht mindestens das Doppelte beträgt.

Hoernes.

5.

Miller, Dr. Konrad. Die Weltkarte des Castorius, genannt die Peutinger'sche Tafel. In den Farben des Originals herausgegeben und eingeleitet. (Einleitender Text separat 126 pp. 8°.) 4°. Ravensburg, Verlag von Otto Maier. 1888.

Wer die Quellen der antiken Topographie kennt und benützt, und wer da weiss, wie gross und weitzerstreut die Gemeinde Derer ist, die bei ihren einsiedlerischen Localstudien auf diese Hilfsmittel angewiesen sind, muss den Gedanken einer billigen neuen Ausgabe der Tabula Peutingeriana mit einem über die Art ihres Studiums und ihrer Verwerthung orientirenden Texte einen äusserst glücklichen nennen. Seit Jahren, seit Imhoof-Blumer's „Porträtköpfen auf Münzen", ist vielleicht kein gemeinverständliches archäologisches Werk erschienen, welches grösseren Nutzen stiften könnte, als diese Arbeit Miller's, den seine gründliche philo-

[1]) Nachstehendes diene als Beispiel, dass solche Untersuchungen auch von praktischem Werthe sein können. Wie wir einer der jüngsten Nummern des „Naturforscher" (15. Jänner 1888) entnehmen, findet ein moderner Reisender, welcher Ackerbau und Viehzucht in Aegypten studirte, die Geflügelzucht in diesem Lande in Folge des heissen Klimas unvortheilhaft und daher fast gar nicht vorhanden. Dem gegenüber stehen die Nachrichten Herodots, Diodors und der ägyptischen Wandgemälde, wonach man schon im alten Reiche zahme Gänseheerden hielt und sich trefflich darauf verstand, den Vogel zu stopfen und am Spiesse zu braten. Die Priester der Isis und des Osiris, welchen derselbe heilig war, liessen sich täglich grosse Quantitäten Gänsefleisch als Opfergabe bringen. Auch die Pharaonen selbst lebten fast nur von Gans- und Kalbfleisch. Ueberhaupt Alles, was im Lande der Pyramiden einen religiösen Nimbus hatte, bis auf die heiligen Katzen, Krokodile und Löwen, bekam Gänsefleisch in Hülle und Fülle. Diodor erzählt auch, dass die alten Aegypter bereits die Kunst verstanden, Gänse- und Hühnereier vor der Zeit ausbrüten zu lassen.

logische Bildung und seine eigenen Terrainstudien zu dem Werke in ausgezeichneter Weise befähigten. Die Weltkarte des Castorius ist erstlich ein vorzügliches Lehrmittel für den weitesten Leserkreis. Mit wenig Worten kann sie jedem Knaben, jeder Dame erklärt werden, und Jedermann wird aus der Betrachtung des seltsamen, 6·8 m langen, 0·34 m hohen, in Farben und Linien kräftig gehaltenen Bildstreifens schlagenden Gewinn und dauernde Aufklärung schöpfen. Daher lässt sich keine Classikeredition denken, welche allen, irgendwie höhere Ziele anstrebenden Schulen willkommener sein müsste. Wichtiger ist uns der esoterische Zweck. Mit Recht weist die Verlagshandlung darauf hin, dass das Facsimile von Scheib, 1713, schwarz, 18 Thaler und die französische Ausgabe von 1809, die erste in Farben, 140 Francs kostete, während der Preis dieser allen Anforderungen entsprechenden und im einleitenden Texte wie in den Fussnoten nach dem neuesten Stande der Wissenschaft gearbeiteten Edition so niedrig gestellt ist, dass sie wirklich dorthin gelangen kann, wo die Hütte des letzten Vorpostens der Wissenschaft steht, der sich auf die Tabula beruft, ohne sie einmal im Leben gesehen zu haben. Indessen bedarf dieses für die verschiedensten Studienzweige werthvolle Unternehmen keiner langathmigen Empfehlung; nur das Verdienst des einleitenden Textes muss noch mit einigen Worten hervorgehoben werden. Derselbe behandelt in ausführlicher Weise die Wiener Copie und das derselben zu Grunde liegende Original, dann, ausser einem vollständigen Verzeichniss der Literatur, die zum Verständniss des Inhaltes wichtigsten Punkte, als: die Anlage der Karte im Allgemeinen und die Illustrationsweise in den Details, die Art der Stationsangaben, der Entfernungszahlen und die sonstigen Eigenthümlichkeiten der Darstellung. Besonders hingewiesen sei auf die kurzen aber treffenden „allgemeinen Regeln für die Deutung der Routen“ und die zu vergleichenden sonstigen antiken Quellen, Winke, die sich gegen eine vielfach eingerissene, willkürliche und unmethodische Benützung der Tabula richten. Ein Commentar, welcher alle einzelnen Namen behandelt, mit Index und auf richtige Verhältnisse übertragenen Karten versehen, ist in Vorbereitung und darf schon jetzt willkommen geheissen werden. **Hoernes.**

6.

Nacher, J. Die römischen Militärstrassen und Handelswege in der Schweiz und in Südwestdeutschland, insbesondere in Elsass-Lothringen. Zweite Auflage nebst einer Karte. Strassburg. J. Noiriel 1888. 4°.

Seit der ersten Auflage dieser Abhandlung hat der Verfasser durch weitere Localforschungen im Elsass seine Erfahrungen über die Eigenthümlichkeiten der römischen Strassenbauführung zu bereichern gesucht, welche er in der Beschreibung von 13 Heerstrassen und einer Anzahl Handelswegen niederlegt und in einer Reihe von Schlussbemerkungen zusammenfasst. Aus diesen heben wir die folgenden Sätze heraus: „Unter die von den Römern zu Kriegszwecken angelegten Heerstrassen sind nur die in den beiden Itinerarien beglaubigten zu rechnen. Die anderen Wegverbindungen oder die sogenannten Handelswege bestanden meist schon in der vorrömischen Zeit, waren von den Galliern und Kelten bereits benützt und wurden sodann von den Römern übernommen und theilweise in einen besseren Zustand gebracht. . . . In der germanischen Zeit eigneten sich im Allgemeinen die römischen Heerstrassen nicht mehr zur Vermittlung des Verkehres . . . Die Handelswege erhielten sich mehr; sie wurden in der germanischen Zeit verbessert und verbreitert und die neuen Ansiedlungen durch neue Wegeanlagen verbunden. So entstand in der germanischen Zeit ein durchaus neues und ausgebreitetes Wegnetz.“ . . . „Bei gewissen Bodenverhältnissen kann ohne besondere Arbeit eine Strasse schon nach 200jähriger Verödung schon so verödet und übergrast sein, dass man in die Versuchung geräth, sie auf römischen Ursprung zurückzuführen. In solchen Fällen darf man sich nicht von Vorurtheilen leiten lassen. Man muss hier mit dem Germanenstab statt mit dem Römerstab sondiren, dann wird man das Richtige treffen.“ . . . „Man war bisher in Süddeutschland viel zu sehr geneigt, alle Baureste, die man sich nicht erklären konnte, auf römischen Ursprung zurückzuführen: als ob es ein grösseres Verdienst wäre, ein römisches Bauwesen entdeckt zu haben, als ein auf die mittelalterliche Zeit zurückgehendes.“ Manches, was der Autor gegen die leidenschaftliche Sucht, Römerbauten zu entdecken (z. B. in jedem runden Thurm ein solches Werk zu erkennen) vorbringt, ist ohne Zweifel richtig. Von den römischen Heerstrassen, die übrigens grösstentheils im Culturboden versunken seien, hat er als moderner Techniker eine sehr geringe Meinung. Sie waren ohne Ausgleichung des Gefälls möglichst rasch und gerade auf die beherrschenden Höhen geführt: „Wenn sich heutzutage der Verkehr auf diesen Römerstrassen bewegen müsste, würde man staunen.“ Das Studium derselben im Elsass zeigt, „dass die Römer keine Erd- oder Massenbewegungen ausführten, dass sie nur die Schaufelarbeit kannten und dass sie mit dem beidseitigen Grabenaushub eine unbedeutende dammartige Erhebung des Strassenkörpers bewirkten.“

Hoernes.

7.

Orsi, J. I ripostigli di bronzo del Goluzzo presso Chiusi e di Limone (Montenero) presso Livorno. (Estratto dal Bollettino di paletnologia italiana XIII. 1887. no 7—8.) Mit 2 Tafeln.

Die hier mitgetheilten Entdeckungen reihen sich den Depotfunden aus der ersten Eisenzeit Italiens an, über welche Prof. Pigorini ein eigenes Werk vorbereitet. Diese Funde sind von besonderem Interesse, weil sie uns Formen des Hausrathes und Handwerkzeuges überliefern, welche wir unter den Grabbeigaben nicht antreffen und, da Wohnplätze aus jener Epoche in Italien noch kaum nachgewiesen sind, diese Lücke unserer Kenntniss ausfüllen. Zugleich geben sie Kunde von dem in manchen Gegenden noch heute nicht erloschenen Gewerbe der herumziehenden Metallhändler und Giesser, denen wir diese Ueberreste verdanken. Mit Recht erinnert Orsi daran, dass es Zeit wäre, manchen solchen Fund, der sich in Sammlungen mit der Ausbeute von Gräbern vermischt haben mag, abzutrennen und gesondert zu behandeln.

Der jüngere Depotfund von Goluzzo besteht aus zahlreichen, zum Theil stark abgenützten oder zerbrochenen Schaftkelten, Messern, Lanzenspitzen, Meisseln, Bogenfibeln, Vasenfragmenten u. dgl. und gehört der Hauptmasse nach

in die Blüthezeit der Villanova-Cultur (von IX.—VIII J. v. Chr.). Der Depotfund von Limone stammt aus einer Grotte, wo er angeblich in 3 mit Steinen umfriedeten Gruppen niedergelegt war (ein Weihgeschenk?), und enthält ausser den oben angeführten Formen noch Haarnadeln, Ringe, Sicheln und einiges Andere; sein Gesammtcharakter ist alterthümlicher als der des Fundes von Goluzzo. Auf Votivgaben werden bekanntlich auch im Norden manche der unter Steinen niedergelegten Funde gedeutet; es ist aber immer wahrscheinlicher, dass wir es mit dem (bis zur Rückkehr) geborgenen Besitz eines wandernden Kleinhändlers zu thun haben, und dass diese Sachen bestimmt waren, früher oder später in irgend einer Gussstätte umgearbeitet zu werden. **Hoernes.**

8.

Barroil, Giulio. Una gita fra i Calabro-Albanesi. (Estratto dall' Archivio per l'Antropologia e la Etnologia, vol. XVII fasc. 2°. 1887.)

Der Autor geht von einer Betrachtung der Albanesen in ihrer balkanischen Heimat aus und untersucht dann die Umstände, unter welchen ein Theil derselben vor 4 Jahrhunderten nach Süditalien übersiedelte und dort die noch heute bestehenden Colonien gründete. Die Anfänge derselben sind ziemlich dunkel. Man weiss nur, dass die Auswanderer nach dem Tode Skanderbegs auf venezianischen Schiffen an das Gegengestade überführt worden sind, und vielleicht finden sich noch einmal in den Acten des venezianischen Archivs Urkunden, die über dieses Ereigniss näheren Aufschluss geben. Steht doch nicht einmal fest, aus welchem Theile des von merklich verschiedenen Stämmen (Tosken, Ljapen, Ghegen) bewohnten Mutterlandes die Auswanderung stattgefunden, und wird doch sogar behauptet, dass diese Arnauten überhaupt nicht aus Albanien, sondern aus Morea in das Königreich beider Sicilien gekommen seien. Nach einem Reisebericht über die Ansiedlungen, Sitten und Gebräuche der Letzteren, theilt Barroil die Schädelmaasse von 87 Calabro-Albanesen mit und findet auf Grund derselben, dass diese Colonisten keine homogene, sondern eine aus mannigfachen Elementen gemischte Race darstellen. Auch dieser Schlüssel versagt also seinen Dienst und lässt uns über ein so naheliegendes historisches Ereigniss im Unklaren. Gegen Nicolucci, der an allen Albanesen einen von dem griechischen wesentlich verschiedenen, dagegen dem slavischen höchst ähnlichen Schädeltypus warnehmen will, bemerkt Barroil, dass seine mit den Aufnahmen Prof. Zampa's übereinstimmenden Messungen dieses Verhältniss nicht bestätigen. Von den Calabresen selbst kann man die unter ihnen wohnenden Albanesen an dem höheren Wuchs, der lichteren Hautfarbe und den braunen Haaren bei einiger Uebung unschwer unterscheiden. **Hoernes.**

9.

Naue, Dr. Julius. Die Hügelgräber zwischen Ammer- und Staffelsee. Geöffnet, untersucht und beschrieben von —. Mit einer Karte und 59 Tafeln Abbildungen, darunter 22 farbige Tafeln. Stuttgart. Ferdinand Enke. 1887.

Wer von den vielen Lesern von Schliemann's erstem Werke über Troja ist nicht mit wachsendem Interesse der durch die Schlichtheit der Erzählung geradezu ergreifenden Selbstbiographie gefolgt, welche der Verfasser demselben als Einleitung voranstellt? Der Knabe begeistert sich an den Heldengestalten der unsterblichen Dichtung Homer's und diese Begeisterung ist so nachhaltig, das sie zum Leitstern seines ganzen Lebens wird. Ein Leben voll Mühe und Plage ist nicht im Stande, die in der Jugend entzündete Flamme in der Brust des Mannes zu verlöschen und die Zeit, um welche Andere darangehen, die schwer erworbenen Früchte ihrer Arbeit in Ruhe zu geniessen, wird für ihn die Zeit, seine Jugendträume zu verwirklichen und die lange sorgsam im Innern verschlossenen Pläne auszuführen. Diese Gedanken gingen Referenten unwillkürlich durch den Sinn, als er das an der Spitze dieser Zeilen angezeigte Werk zur Hand nahm. In diesem Falle hat die Begeisterung für die Gestalten der deutschen Sage und Dichtung einen Künstler von Beruf dahin geführt, die schwierigen Pfade der Forschung zu betreten. Mit welchem Erfolge dies geschehen ist, zeigt uns sein in Rede stehendes Werk, das heute unstreitig zu den besten Publicationen auf prähistorischem Gebiete zu zählen ist.

Die Berghöhen, welche das rechte Ufer der Ammer von deren Ausfluss aus dem Staffelsee bis zu ihrem Eintritt in den Ammersee begleiten, müssen seit alten Zeiten bewohnt gewesen sein. Auf diesen Höhen liegen mehrere hundert Grabhügel in einer Anzahl Gruppen vertheilt, die zum Theil von ausgedehnten Hochäckern begleitet werden. Dr. Naue, der sich schon früher durch die Erforschung der Fürstengräber bei Pullach einen geachteten Namen im Kreise der Urgeschichtsforscher erworben hat, deckte nun in den Jahren 1883—86 gegen 300 dieser Grabhügel auf. Diese Ausgrabungen ergaben ein überraschend reiches Material, welches durch die treffliche Bearbeitung Naue's von nun an die Grundlage für jede ferneren Arbeiten in dieser Richtung in Oberbayern abgeben wird.

Gehen wir auf den Inhalt des Werkes etwas näher ein, so finden wir in demselben nach einer kurzen, die topographischen und landschaftlichen Verhältnisse schildernden Einleitung den ausführlichen Fundbericht, welcher uns klaren Einblick in die oft ziemlich verwickelten Verhältnisse der einzelnen Gräber gewährt.

In dem nächstfolgenden Capitel sind die Gräber nach ihren Perioden geordnet. Dr. Naue unterscheidet, gestützt auf die Funde und im Anschlusse an die namentlich im östlichen Alpengebiete gemachten Erfahrungen, 7 Perioden, welche in diesen Grabhügeln Vertretung finden, nämlich:

1. Bronzeperiode.
2. Uebergangsperiode von der Bronzeperiode oder älteste Hallstatt-Periode.
3. Aeltere Hallstatt-Periode.
4. Jüngere Hallstatt-Periode.
5. Uebergangsperiode mit reinem Eisen und fast ohne Beigaben.
6. Reine La Tène-Periode.
7. Römische Nachbestattungen und rein römische Grabhügel.

Jede dieser Perioden lässt sich hier gut nach den betreffenden Funden charakterisiren. Die Bronzeperiode, welche eine ältere und eine jüngere Phase der Entwicklung erkennen lässt, spricht sich neben dem Grabinhalte namentlich auch im Baue derselben aus, indem die Grabhügel im Inneren

Steinbauten, ja förmliche Steingewölbe zeigen. Was die Form der Beisetzung in dieser Periode anbelangt, so findet sich sowohl Leichenbestattung wie Leichenverbrennung vor, letztere jedoch ungleich häufiger, namentlich in den südlicheren, gegen den Staffelsee zu gelegenen Tumuligruppen. Der Inhalt einiger Grabhügel deutet dann auf den Uebergang von der Bronze- zur älteren Hallstatt-Periode hin. Auffallend ist hier wie in der eigentlichen Bronzeperiode das vollkommene Fehlen der Fibel. Die ältere Hallstatt-Periode ist sehr reich vertreten; die Bauart der Gräber beginnt sich zu ändern, indem die Steinbauten in den Tumuli allmälig aufhören und durch reine Lehmaufschüttungen ersetzt werden. Bei den Schmuckgegenständen herrscht die Bronze vor; die Waffen jedoch sind aus Eisen. Diese Periode, namentlich aber die nächstfolgende jüngere Hallstatt-Periode bilden den Höhepunkt der Entwicklung unserer Ansiedlungen, welchen die Grabhügel ihren Ursprung verdanken. Die Form der Beisetzung in beiden Perioden ist sowohl die der Leichenbestattung, als auch die freilich weit häufiger vorkommende Leichenverbrennung. Auf die merkwürdigen theilweisen Leichenbestattungen in diesen beiden Perioden werden wir noch zu sprechen kommen. Während der jüngeren Hallstatt-Periode ist der Gebrauch des Eisens noch häufiger; auch fällt in dieselbe schon der Gebrauch des Wagens, von welchem Ueberreste in mehreren Grabhügeln aufgefunden wurden. Der Inhalt einiger Tumuli leitet schon auf die folgende Periode hin, in welcher die Gräber nur Beigaben aus Eisen enthalten. Diese Uebergangsperiode mit reinem Eisen scheint hier gewissermassen die La Tène-Periode zu vertreten, welche bisher in Oberbayern gänzlich fehlt und aus welcher nur vereinzelt zwei charakteristische Fundstücke in unseren Grabhügeln aufgefunden wurden. Leichenbestattung fehlt nun vollkommen; ebenso die Steinbauten in den Hügeln. Von besonderem Interesse sind die römischen Nachbestattungen, welche in Grabhügeln der früheren Perioden stattfanden; nur ein einziger Hügel scheint eigens für ein römisches Grab errichtet worden zu sein. So sehen wir in diesen Grabhügeln einen langen Zeitraum, welchen Dr. Naue auf etwa 1000 Jahre schätzt, vertreten.

Mit besonderer Gründlichkeit sind die Grabhügel beschrieben und hiebei die einschlägige Literatur bestens zu Rathe gezogen; wir müssen in Bezug auf dieses Kapitel auf das Werk selbst verweisen. Die vom Verfasser selbst gezeichneten Abbildungen, welche immer das Charakteristische des einzelnen Objectes zu geben wissen, und eben darum von besonderem Werthe sind, erläutern auf nicht weniger als 59 Tafeln dieselben. Wir müssen diese besonders reiche Ausstattung mit Abbildungen besonders hervorheben, da durch dieselben erst jeder Fachmann einen genauen Einblick in die Funde erhält, ohne dieselben selbst gesehen zu haben.

Zum Schlusse müssen wir noch auf zwei Punkte zu sprechen kommen, welche uns bei der Lectüre des trefflichen Werkes aufgefallen sind. Der erstere derselben betrifft die schon erwähnte theilweise Leichenbestattung. Um es gleich offen zu gestehen, haben wir, gestützt auf unsere eigenen Erfahrungen, diesem Punkte von vorneherein ein gewisses Misstrauen entgegengebracht. Sacken war wohl der Erste, welcher in seinem bekannten Werke über Hallstatt die Frage der theilweisen Leichenbestattung eingehend erörterte. Referent, der in früheren Jahren wiederholt in Hallstatt gegraben hat, konnte aber nicht zu der Ueberzeugung gelangen, dass die Sacken'sche Auffassung richtig sei. Aus den Beschreibungen Sacken's schien es ihm vielmehr, als wenn die theilweise Leichenbestattung, welche hier mit theilweiser Leichenverbrennung Hand in Hand gegangen sein soll, auf eine nicht ganz genaue Beobachtung der Verhältnisse zurückzuführen wäre. Die Sacken'schen Erklärungen dieser Fälle lassen sich auch von dem Gesichtspunkte beurtheilen, dass auf einem früheren Gräberfelde mit Leichenbestattung spätere Beisetzungen mit Leichenverbrennung stattgefunden haben. Es sei jedoch diese Anschauung hier nur mit der grössten Reserve ausgesprochen, da Referenten die directen Beweise dafür fehlen. Der indirecte Beweis wäre nur in der inneren Unwahrscheinlichkeit des Vorkommens solcher mehr als barbarischer Todtengebräuche zu suchen. Nun findet Dr. Naue in den Grabhügeln der älteren und jüngeren Hallstatt-Periode in nicht weniger als 16 Fällen theilweise Leichenbestattungen, welche aber nur in wenigen Fällen mit theilweiser Leichenverbrennung verbunden gewesen zu sein scheinen. In der Regel fehlten einzelne Skelettheile ganz, ohne auch Leichenbrand zu finden. Aus den sehr genauen Daten Naue's, welcher diesem Punkte in einigen Fällen seine ganz besondere Aufmerksamkeit schenkte, kann man sich nur schwer der Anschauung entziehen, dass die Sache wirklich ihre Richtigkeit habe. Es wäre in Zukunft überaus wichtig, diesen Punkt einer besonderen Aufmerksamkeit zu würdigen, damit diese gewiss überaus interessante Form der Bestattung, die immer noch räthselhaft genug bliebe, über allen Zweifel gestellt werde.

Der zweite Punkt, den wir aber hier nur flüchtig erwähnen wollen, betrifft die vom Verfasser angewandte Methode des Ausgrabens, welche er als die einzig richtige hinstellt, nämlich das Abtragen der Grabhügel von oben nach unten. Für den vorliegenden Fall mag diese Methode die richtige sein; für Grabhügel von anderem Bau wird man aber oft anders vorzugehen gezwungen sein.

Diese mehr gelegentlichen Bemerkungen berühren aber den Werth des in Rede stehenden Werkes durchaus nicht; über den Inhalt desselben kann nur Eine Stimme herrschen, nämlich die des Lobes über die ebenso mühsame als gründliche Arbeit. Möge es dem Verfasser beschieden sein, die schöne Aufgabe, der er sein Leben geweiht hat, weiter verfolgen zu können. Wir beglückwünschen das neugegründete vorgeschichtliche Staatsmuseum in München nicht nur zu der erfolgten Erwerbung der in dem Werke beschriebenen Sammlung, sondern auch zu diesem selbst als dem besten Commentar derselben.

Heger.

10.

Lombroso, Cesare. Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und politischer Beziehung (L'Uomo delinquente). Deutsche Bearbeitung von M. O. Fraenkel. Mit einem Vorworte von J. Kirchenheim. Besprochen von Prof. Dr. Moritz Benedict.

Es gibt Bücher, an denen zu einer bestimmten Zeit nur positive Kritik geübt werden darf, nämlich die Hervorhebung des positiven Werthes, während es einer späteren Zeit vorbehalten bleiben soll, die Schwächen hervorzuheben. Es sind dies nämlich solche Bücher, welche neue Bahnen eröffnen.

Bis das wichtige Neue den Ideenkreis der gebildeten Welt durchdrungen hat, bis der Widerstand der Unwilligen und Böswilligen gebrochen ist, schadet man dem Fortschritte, wenn man an den Fehlern nergelt.

Keine neue Disciplin und keine neue Richtung entspringt vollständig gegen alle Vorwürfe gewappnet aus dem Haupte des Autors.

Manche seiner Lehren sind nicht als definitive Lehrsätze zu betrachten, sondern als wegweisende Thesen, an die vielleicht siegreiche Antithesen sich anschliessen. Aber es sind eben die Thesen, welche den Anstoss zum Fortschritte gegeben haben und sie besitzen daher einen positiven historischen Werth, wenn sich auch hinterher die Antithesen als Wahrheit bewähren.

Von solchen Gesichtspunkten aus muss gegenwärtig das Buch von Lombroso bei seinem ersten Erscheinen auf dem deutschen Büchermarkte beurtheilt werden. Erst wenn einmal das Publicum in die Grundideen eingedrungen und von denselben geistig durchtränkt ist, dann wird es an der Zeit sein, auch in eine kritische Analyse der Detailsätze einzugehen.

Wenn ich auch Lombroso gegenüber bis zu einem hohen Grade den Prioritätsanspruch auf die Schaffung der Criminal-Anthropologie durch meinen Vortrag auf der Grazer Naturforscher-Versammlung (1875) erheben kann, und er hat diesen Anspruch nie bestritten, so muss ich doch gestehen, dass ohne Lombroso's „Uomo delinquente" und ohne Ferri's „Nuovi orizonte" die ganze Bewegung, die anfangs alle 4 Facultäten aller Universitäten der Welt gegen sich hatte und die heute alle wissenschaftlich ernsten und wissenschaftlich ehrlichen Kreise in ihr Bereich eingezogen hat, wäre wahrscheinlich für lange Zeit im Sande verlaufen.

Ich werde nach dem früher ausgesprochenen kritischen Grundsatze für die Leser dieser Mittheilungen mich wesentlich auf die Wiedergabe des Inhalts beschränken. Wenn die Leser den Ideenschatz in sich aufgenommen haben werden, mögen sie dann selbst Kritik üben; jedenfalls werden sie sich vielfach geistig bereichert fühlen.

Ich will noch bemerken, dass die deutsche Uebersetzunng einige Zusätze und Aenderungen zur letzten (3.) italienischen Auflage enthält. Es handelt sich wesentlich darum, eine naturwissenschaftliche Auffasung der menschlichen Psychologie auf die Verbrecher zu übertragen. Es mussten die Spuren der verbrecherischen Thaten vor Allem in jenen psychologischen Sphären nachgesucht werden, in welchen eine Auffassung, wie sie bisher gang und gebe war, nicht möglich ist, und diesen Studien ist der erste Theil mit 4 Capiteln gewidmet.

Darum widmet Lombroso sein erstes Capitel den verbrecherischen Acten in der Pflanzen- und Thierwelt. Der Insectenmord kommt ja auch bei Pflanzen vor.

Das zweite Capitel ist den nach unseren Begriffen verbrecherischen Thaten der wilden Völker gewidmet, die dort zu den natürlichen Vorgängen gerechnet werden. Am interessantesten sind jene Verbrechen, welche bei niederen Racen als religiöse Pflichten gelten.

Das dritte Capitel ist der ersten Entwicklung der Strafe gewidmet, wobei es noch zeigt, wie ungleichmässig das Gerechtigkeitsgefühl sich historisch entwickelt hat und wie ungleich die Gerechtigkeit für verschiedene Stände und Classen ist.

Das vierte Capitel ist den psychologischen Anomalien und Verbrechen der Kinder gewidmet, wobei Lombroso fand, dass die anthropologischen Kennzeichen der erwachsenen Verbrecher auch schon bei den jugendlichen vorkommen und dass die Heredität eine grosse Rolle spiele.

Bei Kindern finden sich überhaupt viele schlechte Neigungen — z. B. das Lügen — die sich im späteren Alter durch die Macht der Erziehung bessern.

Der zweite Theil ist der eigentlichen Naturgeschichte der Verbrechen gewidmet, vor Allem den abnormen Missverhältnissen und Anomalien des Schädels.

Das nächste Capitel handelt von den Anomalien des Gehirnes und der anderen Eingeweide. Am wichtigsten sind natürlich die Anomalien des Seelenorganes — des Gehirnes. Meine Untersuchungen haben anfangs in Italien eine Gegenströmung erzeugt, die vorzugsweise in den Schriften des ausgezeichneten Turiner Anatomen Giacomini ihren Ausdruck fand. Diese Differenz beruhte eben auf dem Missverständisse, als ob ich ein bestimmtes exclusives anatomisches Verhalten der Verbrechergehirne ausgesprochen hätte. Ich habe jedoch nur betont, dass abnorme Verbindungen von Furchen und Windungen bei Verbrechern und tiefstehenden Individuen häufiger sind als sonst und dass besonders bestimmte solche Verbindungen, die bei den normalen Individuen des Genus Uomo sehr selten sind, bei den Verbrechern — ebenso wie bei Geisteskranken und Epileptikern — häufig sind. Meine Untersuchungen hatten eine Lücke, die ich auszufüllen nicht in der materiellen Lage war, nämlich das Grenzgebiet aufzustellen, auf dem das normale Verhalten aufhört und das abnorme beginnt. Diese Lücke hat Giacomini ausgefüllt. Deshalb schienen seine Versuche im Wiederspruche mit den meinen. Meine Darstellung ist inzwischen zu Ehren gekommen und besonders durch die Untersuchungen von Tenchini, und Lombroso betont dies in der deutschen Ausgabe ausdrücklich. Es versteht sich fast von selbst, dass häufig pathologische Veränderungen im Gehirne, die von Krankheiten herrühren, bei Verbrechern gefunden werden.

Auch die Anomalien der Circulation und der Eingeweide von Verbrechern und Normalen werden mit positiven Ergebnissen gegenübergestellt.

Auch an Lebenden wurden von verschiedenen Autoren vergleichende anthropometrische Messungen mit positivem Erfolge gemacht, die Lombroso sorgfältig gesammelt hat.

Ein eingehendes Studium ist der Physiognomie der Verbrecher und zwar auch nach Kategorien gewidmet und nach auffallenden Befunden und nach statistischer Methode eine Charakterisirung vorgenommen. Auch den üblichen in den Sprachen vorkommenden Ausdrücken über Verbrecher-Physiognomien ist Aufmerksamkeit geschenkt. Wenn die Resultate des anthropologischen Studiums auch naturgemäss keine solchen sind, um sofort einen Verbrecher zu erkennen und ihn von den Normalen sicher zu unterscheiden, so ist doch von der Reihe der Verbrecher auszusagen, dass sie inferiore Maasse, excentrische Verhältnisse und überhaupt Zeichen inferiorer Entwicklung darbieten.

Der dritte Theil ist der Biologie und Psychologie der geborenen Verbrecher gewidmet und zwar der erste Abschnitt der Tätowirung, die bei schweren Verbrechern unge-

wöhnlich häufig vorkommt und in ihren Details die interessantesten Aufschlüsse über die Psychologie und die Organisation der Verbrecher liefert.

Der zweite Abschnitt handelt von der Sensibilität, Herabsetzung der Hautempfindlichkeit und besonders der Vulnerabilität spielen in der Psychologie besonders der Gewaltthätigkeits-Verbrecher eine grosse Rolle, wie ich schon vor vielen Jahren betont habe. Merkwürdig ist das Vorwalten der Linkshandigkeit und das Vorwiegen der Sensibilität links bei den Verbrechern.

Die abnorme Reaction der Gefässnerven zeigte sich besonders durch das Fehlen von Erröthen unter Umständen, wo es bei normalen Menschen eintritt. Diese verminderte Reaction zeigt sich auch bei Controle mit dem Sphygmographen, indem der Puls von Verbrechern viel träger auf gewisse psychische Reize reagirt, als bei normalen Menschen.

Langlebigkeit findet sich bei Verbrechern auffallend häufig, trotz der ungünstigen Lebensverhältnisse.

In der Psychologie der Gewaltthätigkeits-Verbrecher spielt natürlich Mangel an Mitgefühl und Gleichgiltigkeit selbst gegen die Todesstrafe eine grosse Rolle und man findet dafür bei Lombroso reiche Belege.

Charakteristisch ist auch die unvergleichlich grössere Neigung zu Selbstmorden bei Verbrechern, die nicht einfach auf Reue oder auf die Qualen der Strafe zu beziehen ist, wie Lombroso nachweist. Häufig sind Selbstmorde bei irren Verbrechern. Interessant sind die indirecten Selbstmorde und Schein-Selbstmorde.

In der Lectüre der folgenden Capitel über Gefühle, Leidenschaften und Moral, Religion, Verstand und Bildung der Verbrecher wird der Nichtkenner jener Themata die interessantesten Anregungen und Aufklärungen finden.

Es versteht sich von selbst, dass diese Verhältnisse bei den verschiedenen Kategorien von Verbrechern wechselnde sind.

Höchst interessant sind auch die folgenden Abschnitte, welche der Gaunersprache, der Handschrift und der Literatur der Verbrecher und ihrer Organisation gewidmet sind.

Es wird ferner die enge Beziehung zwischen den von den Irrenärzten als Moral insanity beschriebene Irsinnsform mit den Verbrecher-Naturen erörtert.

Es ist dann der Zusammenhang von Epilepsie mit Verbrechen erörtert. Es ist dies wohl der zum Widerspruche am meisten herausfordernde und noch eine eingehende Discussion erfordernde Abschnitt des Buches, da ganz unnöthig alle Formen der Verbrecher mit Epilepsie in einen viel zu engen Zusammenhang gebracht werden.

Hieran schliesst sich die Erörterung der Widerstandsunfähigkeit der Verbrecher, die besonders aus der eigenen Schilderung derselben für Vorurtheilsfreie am besten hervorgeht.

Damit ist Lombroso's Werk zu Ende und er fasst seine Schlüsse zusammen, deren wichtigster wohl der ist, dass das Verbrechen als eine Naturerscheinung aufzufassen und zu betrachten ist.

Die deutsche Uebersetzung enthält als Anhang eine Betrachtung von Paul Lindau über Verbrechen oder Wahnsinn? anknüpfend an den Mord durch ein zwölfjähriges Schulmädchen in Berlin (Schneider). **Benedict.**

11.

Müller, F. Max. Biographies of words and the home of the Aryans. London 1888. 8°. XXVII und 278 S.

Während die hervorragendsten Vertreter der englischen Sprach- und Alterthumsforschung (A. H. Sayce, J. Rhys, G. Vigfusson, Wilkins, Isaac Taylor) nunmehr auf Grund der neueren Untersuchungen über die Herkunft der Arier die Unhaltbarkeit der früheren Ansicht von dem asiatischen Ursprunge derselben erkannt haben und sich zur europäischen Theorie, mehrere von denselben zu der von mir vertretenen skandinavischen Hypothese bekennen, und auch die letzte Hauptversammlung der British Association zu Manchester (1887) den allgemeinen Umschwung der Meinungen in England insoferne documentirte, als in den Vorträgen, die der diese Frage behandelnden Eröffnungsrede des Präsidenten der anthropologischen Section, A. H. Sayce's, folgten, alle Redner sich für die europäische und keiner mehr für die asiatische Theorie aussprach, unternimmt es in diesem Werke Prof. Max Müller, einerseits die neue Theorie zu bekämpfen und andererseits die alte Ansicht von der Herkunft der Arier aus Asien, beziehungsweise Centralasien, also einem Gebiete, das Spiegel jetzt nicht einmal mehr als die engere Heimat der vereinigten Indo-Eranier gelten lassen will, gegen die Angriffe, die dieselbe erfahren, zu vertheidigen. Es möge gleich hier bemerkt werden, dass ihm weder das Eine noch das Andere gelungen ist; ja man kann mit gutem Grunde behaupten, dass Max Müller im Interesse der asiatischen Theorie besser gethan hätte, die alte von Jahrhundert zu Jahrhundert vererbte Tradition von der Herkunft aller Menschen aus Asien ungehindert mit der ganzen Kraft, wie sie solchen Traditionen innewohnt, fortwirken zu lassen, als durch diese Vertheidigung die ganze Haltlosigkeit der Ansicht von der asiatischen Herkunft der Arier einem grösseren Publicum erst recht zum Bewusstsein zu bringen.

Es ist eigentlich ganz unbegreiflich, wie Müller überhaupt von seinem Standpunkte aus von der Heimat der Arier, also von Menschen sprechen kann. Bedeutet ihm doch arisch, wie er S. 90 ausdrücklich bemerkt, nur Sprache und nichts als Sprache; und wenn trotzdem von einer arischen Race gesprochen werde, so sollte man wissen, dass dies nichts anderes bedeute, als x + arische Sprache. Da dieses x doch nur Menschen sein können, so sollte man erwarten, dass Müller auch versuchen werde, diese unbekannte Grösse zu finden, d. h. festzustellen, von welcher Art „die ersten Apostel" des Arischen gewesen sind. Waren es Leute vom Hindu-Typus oder zeigten sie die charakteristischen Merkmale des germanisch-skandinavischen Typus, oder waren es Menschen von kurzen Schädeln, kleiner Statur und dunkler Complexion? Diesen Versuch unternimmt derselbe jedoch nicht, sondern begnügt sich damit, darauf hinzuweisen, dass Sprachübertragungen stattfinden und stattgefunden haben. Er versucht es aber auch nicht, die von mir und Andern proponirte Lösung dieser Frage zu widerlegen. Denn eine Widerlegung kann es doch nicht genannt werden, wenn er S. 107 gegen die Annahme, der germanisch-skandinavische Typus sei der eigentliche arische Typus, den Einwurf erhebt, „es sei nichts darüber gesagt worden, auf welche Weise diese dolichocephalen, blauäugigen und blondhaarigen Vorfahren

brachycephal, dunkeläugig und dunkelhaarig geworden seien.“ Denn über dieses „wie“ konnte und brauchte nichts gesagt werden, weil wir überhaupt nicht den einen Typus als aus dem andern hervorgegangen betrachten, sondern beide Typen als grundverschieden ansehen und ebenso wie Müller annehmen, dass Sprachübertragungen stattgefunden haben. Und doch hätte Müller gerade diesen Punkt widerlegen müssen, weil aus den Argumenten, die zur Annahme des germanisch-skandinavischen Typus als des eigentlichen arischen Typus führen, sich zugleich die Nothwendigkeit der Annahme der europäischen Herkunft ergibt. Verstehe ich eine Stelle auf S. 120 recht, so scheint er in dem Hindu-Typus den urarischen Typus oder wenigstens einen Typus zu sehen, der dem urarischen weit näher steht als der germanisch-skandinavische Typus. Denn in seinen Augen „repräsentiren selbst die schwärzesten Hindus eine frühere Stufe arischer Sprach- und Denkweise, als selbst die hellsten Skandinavier“ !

Während die europäische Theorie sich auf Beweise stützt, die auf den Ergebnissen der Linguistik, Geschichte, Archäologie und Anthropologie beruhen, kann M. Müller aus dem Bereiche aller dieser Disciplinen kein einziges Argument beibringen, das für seine Ansicht sprechen würde. Was er für dieselbe vorbringt, hat einerseits den Zweck, den Leser wegen des Mangels aller eigentlichen Beweise zur Nachsicht zu stimmen, andererseits durch eine unrichtige oder unvollständige Darstellung der gegnerischen Argumente und eine hierauf gegründete Polemik gegen die europäische Theorie einzunehmen. S. 147 meiner Orig. Ariac. habe ich bemerkt, dass, wenn es überhaupt erlaubt ist, aus der grösseren oder geringeren Alterthümlichkeit einzelner arischer Sprachen Schlüsse zu ziehen auf die Heimat des arischen Urvolkes, man nur, um methodisch vorzugehen, die gegenwärtig gesprochenen arischen Sprachen mit einander vergleichen dürfe, und dass es ganz unstatthaft sei, aus der grösseren Alterthümlichkeit der um mehr als 2000 Jahre früher als das Gothische und Altnordische fixirten Sprache des Zenda-Vesta und des Rig-Veda die Folgerung zu ziehen, nur Asien und zwar Centralasien könne die Heimat der Arier sein. Ich habe dann weiter bemerkt, dass von den gegenwärtig gesprochenen arischen Sprachen das Litauische der arischen Grundsprache am nächsten komme, ein Umstand, der also, an und für sich betrachtet, eher für die europäische als für die asiatische Herkunft der Arier sprechen würde. Dazu kommt noch, dass auch das Verhältniss der preussisch-litauischen Sprachgruppe zu dem Slavischen, das sich als eine jüngere Abzweigung der ersteren darstellt, zu derselben Annahme führt. Allein es wäre ebenso verkehrt, wegen dieser höheren Alterthümlichkeit des Litauischen Litauen und Preussen für die Heimat der Arier zu halten, wie es verkehrt wäre, Island wegen der höheren Alterthümlichkeit der Sprache seiner Bewohner für die Heimat des norwegischen Volkes zu halten. Müller erkennt auch diese Anschauung als richtig an und gibt damit das Hauptargument für die Annahme der asiatischen Herkunft der Arier, das auf der Annahme einer grösseren Ursprünglichkeit des Sanskrit beruhte, insofern preis, als er ausdrücklich zugibt, dass historische Schlussfolgerungen aus dieser grösseren Ursprünglichkeit des Sanskrit nicht gezogen werden dürfen; die grössere Ursprünglichkeit des Sanskrit im Vergleiche zum Litauischen und Gothischen bleibe jedoch nach wie vor bestehen. Der Nachweis, den er für diesen Satz antritt, war insoferne unnöthig, als die im Allgemeinen nicht bestreitbare grössere Ursprünglichkeit des Sanskrit im Vergleiche zum Litauischen und Gothischen von Niemandem bestritten worden ist. Dafür ist er den Beweis, dass die gegenwärtig gesprochenen neuindischen Idiome sich gleichfalls als alterthümlicher erweisen als das gegenwärtig gesprochene Litauische und die gegenwärtig gesprochenen skandinavischen Sprachen, einen Beweis, den er zur Begründung seiner Annahmen hätte vor Allem führen müssen, vollständig schuldig geblieben.

Ebensowenig ist es Müller gelungen, eines der Hauptargumente gegen die asiatische Hypothese, dass nämlich das gemeinarische Lexikon keine Ausdrücke für den Löwen, den Elephanten, den Affen, den Tiger und das Kameel verzeichnet, zu entkräften. Wenn er darauf hinweist, dass es in Asien Gegenden gebe, in denen keines der angeführten Thiere vorkomme und insbesondere auf Grund eines Berichtes Ujfalvy's die an das Pamir-Plateau angrenzenden Landschaften Darwas, Karategin und Kohistan als eine solche Region anführt, so ist zu bemerken, dass dieser Hinweis nur dann einige Beweiskraft hätte, wenn es auch aus anderen Gründen wahrscheinlich wäre, dass diese Region als die Heimat der Arier anzusehen sei. Eine solche Annahme entbehrt jedoch jedes Grundes und auch Müller hat keinen vorgebracht. Deswegen versucht er es, noch auf andere Arten dem Einwande entgegenzutreten. Er zieht die Möglichkeit in Betracht, dass, wie gewisse gemeinarische Ausdrücke nur in zwei Sprachen sich erhalten haben, andere vielleicht in allen arischen Sprachen verloren gegangen sind. Dann weist er auch darauf hin, dass die Thiere, welche gemeinsame arische Namen haben, zum grössten Theile solche gewesen seien, welche dem Menschen in Folge ihrer Zähmung näher gestanden und sich ihm nützlich erwiesen haben. Die Thatsache, dass das Rind, die Ziege, das Schaf, der Hund und das Pferd gemeinsame Namen in allen arischen Sprachen haben, scheint ihm ein starker Beweis dafür zu sein, dass dieselben gezähmt und domesticirt worden waren. Tiger und Löwen seien blos wilde Thiere gewesen und deshalb sei es nicht nothwendig gewesen, sie noch besonders zu unterscheiden und zu benennen, nachdem sie als fera oder θήρ, die Gegenstände der Jagd (θήρα), zu einer Kategorie vereinigt worden. Die Namen des Elephanten und des Kameels seien nach der Besiedlung kälterer Gegenden vergessen worden. Wie kommt es aber dann, dass das arische Urvolk andere wilde Thiere, wie den Bär, den Wolf, den Luchs, den Biber, den Hirsch u. s. w. mit einem besonderen Namen unterschieden hat? Und wie kommt es, dass sich gerade von diesen Thieren die altarischen Namen in den meisten arischen Sprachen erhalten haben?

Müller weist ferner darauf hin, dass die frühesten Culturcentren in Asien gewesen seien. Es sei deswegen natürlich gewesen, Asien als die Heimat der Arier anzusehen. Dies wäre aber nur dann natürlich gewesen, wenn zugleich bewiesen worden wäre, dass diese asiatischen Culturcentren specifisch arischen Ursprunges seien. Dieser Beweis ist aber weder von Müller noch von einem Andern geführt worden und, an und für sich betrachtet, ist es eine ganz willkürliche Annahme, sich Culturcentren zugleich als Völkercentren zu denken. Vgl. hierüber noch Orig. Ariac. 146.

Als ein weiterer Beweis für den asiatischen Ursprung der Arier wird in allem Ernste die Thatsache angeführt, dass

noch in späteren Zeiten mächtige Völkerwogen von Centralasien ausgingen und nach Europa übersetzten, wie die Hunnen im 4. und die Mongolen im 13. Jahrhunderte. Es muss traurig um eine Theorie stehen, wenn ihre Vertheidiger dieselbe auch mit solchen „Beweisen" zu halten suchen gegenüber der grossen Zahl von historischen Zeugnissen, die von der ältesten Zeit an bis zur Gegenwart Nord- und Mitteleuropa als den Ausgangspunkt einer mächtigen arischen Sprach- und Völkerbewegung erkennen lassen, die in neuerer Zeit auch die Gebiete der Neuen Welt ergriffen hat.

Müller wendet weiter gegen die Annahme, dass die Wanderung der Arier von Europa, speciell von Skandinavien nach Asien stattgefunden habe, ein, dass wir dann in dem gemeinsamen arischen Lexikon eine Anzahl von auf das Seeleben bezüglichen Wörtern erwarten müssten. Gleichwohl finde sich kein Name für das Meer, den sowohl der nordwestliche (europäische) wie der südöstliche (indoeranische) Zweig theile, während die Hauptglieder des nordwestlichen Zweiges einen gemeinsamen Namen für das Meer hätten: lat. mare, altgall. more, altsl. morje, goth. marei. Dieses Wort findet sich aber auch im Sanskrit vertreten: mîra Ocean, wobei bemerkt sein mag, dass urar. a auch sonst im Indischen zu î wurde, z. B. sanskr. çîrshan Haupt, altnord. hiarsi u. s. w. (Grundform karsan); vgl. Fick, I. 58, 173. Steht es daher vollkommen fest, dass das arische Urvolk das Meer kannte, so lässt sich auch nachweisen, dass es eine Reihe von Seethieren kannte und benannte: die Robbe (altn. sel-r, ags. seolh, ahd. selah, griech. σέλαχος), den Hummer (altn. humar-r, nhd. Hummer, griech. κάμαρος); auch der Lachs (altn. lax, ahd. lahs, lit. laszisas, poln. losoš), und der Aal (ahd. âl, griech. ἔγχελυς, lat. anguilla, slav. ǫgulja, j-ǫgolja, lit. ungurýs). sind ebenso Meer- wie Flussfische. Dass sich von den letztgenannten Fischen keine entsprechenden Namen im Eranischen und Indischen finden, erklärt sich daraus, dass dieselben in den Flüssen fehlen, die sich entweder direct oder indirect in das Schwarze oder Kaspische Meer oder in den Aralsee ergiessen. Daraus folgt aber, dass die Heimat der Arier nicht im Gebiete dieser Meere gesucht werden darf. Merkwürdigerweise zieht Müller diesen Schluss nicht nur nicht, sondern sucht noch überdies das Kunststück zuwege zu bringen, dieses Argument gegen die asiatische Theorie in ein Argument für dieselbe zu verwandeln. Indem er trotz lat. piscis, ir. íasc, goth. fisks bestreitet, dass das arische Urvolk eine Benennung für Fisch hatte, weist er darauf hin, dass das gemeinsame arische Lexikon zwei Ausdrücke für Schlangen habe und bezweifelt, dass dies hätte der Fall sein können, wenn Skandinavien die Heimat der Arier wäre. So hätten wir neben sanskr. sarpás, lat. serpens, noch sanskr. áhis, das im Griech. als ἔχις, im Lat. als anguis, im Ahd. als unc erscheint. Er fährt dann wörtlich fort: „Während ahis grosse Schlangen im Sanskrit, Griechischen und Lateinischen bedeutet, von welchen man daher annehmen darf, dass sie den Ariern vor ihrer Trennung bekannt gewesen sind, wurde ein anderes Thier, nämlich der Aal, welches keinen Namen im Sanskrit hat, von den Ariern, als sie sich in Europa niederliessen, die kleine Schlange genannt, anguilla im Lateinischen, ungurýs im Litauischen, ἔγχελυς im Griechischen. Wie könnten wir dies erklären, wenn die Arier zuerst in Skandinavien gelebt hätten, wo sie zwar Aale, aber keine Schlangen kennen gelernt hätten und hierauf nach Indien gewandert wären, wo sie eine Menge von Schlangen, aber keine Aale hätten kennen gelernt?" Bei der Fülle von Irrthümern, die diese wenigen Zeilen enthalten, weiss man wirklich nicht, welchen man zuerst hervorheben soll. Es ist zunächst ganz falsch, dass Skandinavien keine Schlangen oder Nattern hat. Um nur einige Beispiele zu nennen, so reicht die Ringelnatter bis ins mittlere Schweden, ja die Kreuzotter geht noch weiter hinauf, indem erst der 67. Breitegrad die Nordgrenze ihrer Verbreitung bildet (Brehm, VII. 366, 452). Da die für den Ursitz der Arier linguistisch erschlossene Flora auf ein gemässigtes Klima hinweist, wie Müller selbst S. 103 zugesteht, so ist es ganz unstatthaft, demselben grosse Schlangen zuzuschreiben. Denn in dem ganzen hier in Betracht kommenden Gebiete kommen keine grossen Schlangen vor; dieselben sind auf das tropische Gebiet beschränkt. „In dem nördlich altweltlichen Gebiete", sagt Brehm, VII. 276, „welches Nordafrika bis zum Atlas, Europa, Kleinasien, Persien, Nord- und Mittelasien bis zum Himalaya, China, Japan und die Alëuten umfasst, leben die wenigsten Schlangen, ebenso was die Sippen als was die Arten angeht, und finden sich nur kleine, düsterfarbige, schwächliche und furchtsame Vertreter der Ordnung." Bedenkt man ferner, dass der Aal in der Regel 1·25 bis 1·50 m gross wird, bisweilen sogar die Grösse von 2 m erreicht und die grösste europäische Schlange, die Ringelnatter, höchstens nur 1·60 m gross wird, gewöhnlich jedoch hinter diesem Masse erheblich zurückbleibt, so erscheint es vollkommen unbegreiflich, wie der Aal hätte als „kleine Schlange" bezeichnet werden können. Es ist aber auch vollkommen falsch, lat. anguilla, lit. ungurýs, griech. ἔγχελυς als Deminutiva von urar. anghis zu betrachten. Die erstgenannten Wörter haben mit anghis nur die Wurzel (angh) gemein und gehört das l dem Stamme, nicht etwa einem Deminutivsuffix an. Mit dem Suffixe -la werden im Lat. blos von a-Stämmen Deminutiva gebildet (filia, filio-la) und lautet das Deminutivum von anguis als einem i-Stamme anguiculus und darf nicht angui-la und noch weniger anguilla als ein solches angesehen werden. Wie die slav. Wörter (ǫgulja u. s. w.) zeigen, geht das zweite l in anguilla auf j und daher anguilla auf anguil-ja zurück. Es ist übrigens ebensowenig richtig, dass sanskr. áhis, griech. ἔχις die Bedeutung „grosse Schlange" hat. Wie die griechischen Lexika für ἔχις nur die allgemeine Bedeutung „Schlange, Natter" anführen, so gibt auch das Petersburger Sanskrit-Wörterbuch als Bedeutung von áhis die von „Schlange, Natter" an.

Asien als Heimat der Arier ergebe sich endlich auch aus folgenden Betrachtungen: „Wir haben zwei Sprachströme, von denen der eine südöstlich nach Indien, der andere nordwestlich nach Europa führt. Der Punkt, wo sich diese zwei Ströme naturgemäss durchschneiden, führt nach Asien." Dieser Schluss wäre richtig, wenn auch die Prämissen richtig wären. Aber gerade die Richtigkeit des ersten Satzes, dass die europäischen Arier sich in nordwestlicher Richtung aus einer südöstlichen Region verbreitet haben, wird von mir und Sayce, gegen die sich Müller's Polemik in erster Stelle richtet, entschieden und mit guten Gründen bestritten und wurde geradezu die umgekehrte Richtung aus der Geschichte der arisch-europäischen Völkerwanderungen nachgewiesen. Uebrigens ist es auch nicht richtig, die europäisch-arischen Sprachen als eine Einheit den asiatisch-arischen Sprachen als einer zweiten Einheit entgegenzustellen. Kann nicht ge-

leugnet werden, dass die arischen Inder und Eranier einmal eine engere Volks- und Spracheinheit bildeten, so ist es eine durchaus falsche und bereits genügend widerlegte Annahme, dass auch die europäischen Arier einmal vor ihrer Trennung ein solches einheitliches Ganze ausgemacht hätten.

In der Bekämpfung der europäischen Theorie hat Max Müller zum Bundesgenossen den Löwener Professor Van den Gheyn S. J. Wer je Gelegenheit hatte, die Leichtfertigkeit kennen zu lernen, mit der der genannte Gelehrte wissenschaftliche Fragen und auf dieselben bezügliche Thatsachen zu behandeln pflegt, wird sich nicht wundern, wenn auch Reflexe derselben in der Arbeit seines Alliirten erscheinen; S. 107 wird nach Van den Gheyn die Behauptung aufgestellt, dass Pösche die Heimat der Arier auf die Quellen der Donau beschränkt!

In dem zweiten Anhange lässt unser Verfasser eine Reihe von Zuschriften an die „Times“ aus den Jahren 1879 und 1880 über die Frage der Heimat des Jadeit abdrucken, um auch diese Frage für die asiatische Hypothese zu verwerthen. Dass die Untersuchungen A. B. Meyer's aus den Jahren 1883 und 1885 dieser Frage ihren ethnologischen Charakter benommen haben, ist demselben leider unbekannt geblieben.

Auf die rein linguistischen Theile des Buches hier näher einzugehen, schliesst der Charakter dieser Zeitschrift aus.

K. Penka.

12.

Spiegel, F. Die arische Periode und ihre Zustände. Leipzig 1887. 8°. X und 330 S.

Dass die Inder und Eranier in einem näheren Verhältnisse zu einander als zu den übrigen Indogermanen stehen, ja dass sie in einer Zeit, die aller Geschichte vorausliegt, ein einziges Volk gebildet haben mussten, ist längst bekannt und anerkannt. Da aber diese Periode der Einheit der beiden Völker eine ausführlichere Behandlung bisher noch nicht gefunden, so hat es Spiegel, der ausgezeichnete Erlanger Eranist, unternommen, alles das zusammenzustellen, was an historischen und sprachlichen Zeugnissen vorliegt, um auf Grund derselben durch methodisch-kritische Vergleichung ein ungefähres Bild von der äusseren Umgebung, der Lebensweise, den socialen Zuständen, der Stufe der intellectuellen Entwicklung, den religiösen Anschauungen des noch ungetrennten indisch-eranischen Stammvolkes zu entwerfen. Spiegel bezeichnet diese Periode als „arische“, offenbar aus dem Grunde, weil mit dem Namen Arier sich die beiden Völker bekanntlich selbst benannt haben und es sehr wahrscheinlich ist, dass auch in der Periode, in der sie zusammen noch ein Volk bildeten, derselbe Name von ihnen gebraucht worden ist. Bedenkt man jedoch, dass dieser Name auch bei andern indogermanischen Völkern vorkommt, wie dies Spiegel selbst S. 102 für die Iren zugibt, und dass derselbe in immer weiteren Kreisen an Stelle des früher fast ausschliesslich gebrauchten Namens Indogermanen zur Bezeichnung des gesammten Sprachstammes angewendet wird, so wäre es wohl besser gewesen, diesen Namen in diesem beschränkten Sinne überhaupt nicht zu verwenden, zumal auch der Name Indokelten, den unser Verfasser statt des Namens Indogermanen oder Arier nach dem Vorgange Lassen's und Lagarde's gebraucht, wenig Aussicht hat, an Stelle der bisher allgemein angewendeten Bezeichnungen zu treten.

Sammlung des Materials war Spiegel die Hauptsache und hierin liegt auch das Hauptverdienst des Buches; Hypothesen hat er möglichst zu vermeiden gesucht. Wie schwierig es aber auch ist, auf diesem Gebiete zu ganz unzweifelhaften Ergebnissen zu gelangen, möge man aus einem Beispiele ersehen, das an sich auch geeignet ist, das Interesse der Prähistoriker zu erregen. Nach dem Petersburger Wörterbuche ist Eisen die Grundbedeutung des sanskr. ayas, während dagegen Zimmer die Bedeutung Erz als die ursprüngliche annimmt. In ähnlicher Weise nimmt Geiger für das awestische ayaŋh die Bedeutung Erz an, während Spiegel im Allgemeinen die Bedeutung Eisen vorzuziehen geneigt ist. Bei solchen Meinungsverschiedenheiten wäre es jedenfalls sehr gewagt, mit blosser Hilfe der sprachlichen Zeugnisse, ohne Benützung etwaiger gleichzeitiger archäologischer Funde, mit Bestimmtheit sagen zu wollen, welches Metall das „arische“ Stammvolk mit diesem Namen bezeichnet hat, wie es denn auch Spiegel unterlässt, über die ursprüngliche Bedeutung dieses Wortes überhaupt sich mit Bestimmtheit zu erklären. Dagegen kann mit voller Sicherheit die Kenntniss des Goldes und des Silbers der „arischen“ Periode zugeschrieben werden. Wenn aber auf Grund des Umstandes, dass gleichbedeutende, von denselben Wurzeln, aber nicht mittelst derselben Suffixe gebildete Wörter auch in den übrigen indogermanischen Sprachen vorkommen, angenommen wird, dass Gold und Silber bereits dem indogermanischen Urvolke bekannt waren, so muss diese schon vom linguistischen Standpunkte aus stark anfechtbare Schlussfolgerung auf Grund der archäologischen Thatsachen entschieden zurückgewiesen werden.

Was die Heimat des „arischen“ Stammvolkes anlangt, so will Spiegel nicht einmal für dieses Central-Asien als solche gelten lassen; von der früher allgemein angenommenen Ansicht von der central-asiatischen Herkunft der Indogermanen überhaupt bemerkt er, dieselbe sei „durch die neueren Forschungen mehr als zweifelhaft geworden“. So unhaltbar auch die Ansicht von der Herkunft der Indogermanen aus Central-Asien wie überhaupt aus Asien geworden ist, so dürften doch die von Spiegel vorgebrachten Gründe kaum ausreichen, um die Hypothese von der central-asiatischen Herkunft des indoeranischen Stammvolkes zu Falle zu bringen. So gewiss es ist, dass Airyanem vaejaŋh nicht auf Central-Asien bezogen werden kann, und dass heute im Norden von Eran nur eranische Idiome gesprochen werden und nirgends Reste einer unabhängigen indokeltischen Sprache gefunden worden sind, von welcher sich sowohl das Altindische als das Alteranische ableiten liesse, so kann doch nicht ohne Weiteres von der Gegenwart ein Schluss auf die Verhältnisse der Vergangenheit eines Ländergebietes gezogen werden, das seit den ältesten Zeiten stets der Schauplatz grosser Völkerverschiebungen gewesen ist.

Alle, die sich mit der Culturgeschichte der Indogermanen überhaupt und der der Inder und Eranier insbesondere beschäftigen, werden es nicht unterlassen dürfen, Spiegel's Buch als ein Quellenwerk ersten Ranges zu Rathe zu ziehen.

K. Penka.

13.

Moser, Heinrich. Durch Central-Asien. Reiseschilderungen. Autor. deutsche Ausgabe. Mit 160 Abbildungen, 16 Lichtdrucktafeln und 1 Karte von Central-Asien. Leipzig, Brockhaus, 1888. gr.-8°. XI, 441 S.

Wir haben das schön geschriebene und prächtig ausgestattete Reisewerk eines aus vornehmer Familie stammenden Schweizers vor uns, der, des Deutschen und Französischen in gleicher Weise mächtig, dasselbe zuerst in französischer und nun auch in deutscher Sprache herausgegeben hat. Der Verfasser hat die von den Russen in neuerer Zeit in Besitz genommenen Länder Central-Asiens zweimal bereist; das erste Mal im Jahre 1868/69 als junger Mann, als Glücksritter und im Interesse der Seidenzucht und des damit in Verbindung stehenden Handels, das zweite Mal im Jahre 1883/84 als vornehmer Reisender, um fremde Länder zu schauen und wenn möglich von Central-Asien über Afghanistan nach Indien zu gelangen. Er war so glücklich, den damals für Turkestan ernannten russischen Gouverneur, den bekannten General Tschernajeff, von Orenburg nach Taschkent zu begleiten und sich der Gesandtschaft des Prinzen Wittgenstein an den Emir von Bochara anzuschliessen. Seine Reise ging demnach von Orenburg nach Kasalinsk und von da aus am rechten Ufer des Syr-Darja über Tschimkent nach Taschkent; von da aus über Tschinas und die Hungerwüste nach Samarkand; dann über Katta-Kurgan und Kermine nach Bochara. Von Bochara zog der Reisende gegen Südwest nach Tschardschui, in der Hoffnung, nach Merv vordringen zu können, was ihm aber leider nicht gelang. Er fuhr daher den Amu-Darja hinab nach Petro-Alexandrowsk und zog von da aus nach Chiwa. Von Chiwa reiste er anfangs gegen Norden gewendet nach Ilally und von diesem Orte aus durch die turkomanische Wüste Kara-Kum nach Kysyl-Arwat. Hier zog er längs der gegenwärtig dort angelegten Eisenbahn an den nordöstlichen Abhängen des Kopet-Dagh nach Gjök-tepe und Askabad. Er übersetzte dann das persische Grenzgebirge, um über Budschnurd auf dem kürzesten Wege Teheran zu erreichen und von da aus über Resht-Enseli, Baku, Tiflis, Batum, die Krim, Konstantinopel in sein Vaterland zurückzukehren. —

Wie man aus unserer kurzen Beschreibung der Reiseroute sieht, hat H. Moser eine der interessantesten und lehrreichsten Reisen unternommen, eine Reise, welche sich würdig jener H. Vámbéry's anreiht. Er hat drei der wichtigsten und berühmtesten Stätten central-asiatischer Cultur, nämlich Samarkand, Bochara und Chiwa, besucht und war von dem Emir von Bochara und dem Chan von Chiwa nicht als Gefangener, der um sein Leben zittern muss, sondern als ein vornehmer Fremder, den man als Gastfreund betrachtet, empfangen worden.

H. Moser besitzt ein nicht gewöhnliches Talent, die empfangenen Eindrücke klar und anschaulich wiederzugeben und so zu erzählen, dass man gern seiner Führung folgt und nicht leicht ermüdet. Er versteht es, wissenschaftliche Beobachtungen und Darlegungen mit Jagdabenteuern, persönlichen Erlebnissen und anderen Dingen so zu verflechten, dass der Leser stets in gespannter Aufmerksamkeit erhalten wird, da nicht nur sein Verstand, sondern auch seine Phantasie Beschäftigung findet.

Das Werk gewährt dem Geographen, Culturhistoriker und Ethnologen eine reiche Ausbeute. In letzterer Beziehung heben wir hervor die Schilderung der Kirgisen, der Turkmenen und der Sarten. Namentlich von dem Turkmenenstamme entwirft Moser ein interessantes Bild. Man erstaunt, wie es möglich ist, dass die haarsträubendste Unmenschlichkeit und wiederum Tugenden, die dem Culturmenschen abhanden gekommen sind, sich so beisammen finden können. — Das Bild des Sarten fällt nicht sehr schmeichelhaft aus; man lernt diesem entarteten Nachkommen des alten Iraniers gegenüber den rauhen, aber biederen Nomaden hochschätzen. Ueberall sieht man aus den Schilderungen des Reisenden die hochberühmte Cultur des alten Iran durchschimmern, denn jene Wasserwerke zur Bewässerung der Felder, welche die verschiedenen Thäler und Wüsten-Oasen in wahre Paradiese verwandeln, sind auf die Bekenner des zoroastrischen Glaubens zurückzuführen.

Die Kurden in Chorasan, durch deren Gebiet Moser zog und von denen er eine kurze, aber anschauliche Schilderung gibt, bilden eine Art Militärgrenze; sie wurden, wie bekannt, unter Schah Abbas dort angesiedelt. Seit der Unterwerfung der Turkmenen durch die Russen haben diese Grenzer ihre Wichtigkeit verloren und werden von der persischen Regierung, welche sie früher hätschelte, ganz vernachlässigt.

Bekanntlich sind die Länder Central-Asiens die eigentlichen Hochwarten des reinen unverfälschten Islams; dem Muhammedaner Central-Asiens ist jeder Glaubensbruder, der den Turban und Kaftan abgelegt und dafür den Fez und europäischen Salonrock eingetauscht hat, ein verdammungswürdiger Ketzer. Man liest förmlich mit Entsetzen von den Blüthen, welche der religiöse Fanatismus in diesen Gegenden treibt; man wird lebhaft an die rohe Soldateska der Türken vor zwei hundert Jahren erinnert. —

Uebrigens kann man zu öfteren Malen den Schilderungen des Reisenden entnehmen, wie auch diese Gegenden von der Cultur des Westens angefressen zu werden beginnen. Es berührt Einen seltsam, wenn Moser erzählt, im Palast eines centralasiatischen Fürsten Teppiche europäischer Manufactur gefunden zu haben (S. 171). Als der Reisende dem Chan von Chiwa von seiner Heimat, der Schweiz, erzählt und bemerkt, sie sei eine Republik, da weiss der Chan gleich, welche Regierungsform dies ist, fügt aber hinzu, er habe geglaubt, dass blos in Amerika das Volk die Regierung führt. Ueberhaupt entspricht das Bild des Chans von Chiwa, dessen photolithographirtes Porträt zu S. 244 dem Werke beigegeben ist, keineswegs der Vorstellung, die man von einem centralasiatischen Despoten sich gewöhnlich macht.

Moser hat auch den Hof des Schah Nasr-ed-din besucht und wurde von ihm in Audienz empfangen. Der Schah ist jedenfalls ein warmer Beförderer der europäischen Cultur und hat für sein Land unendlich viel gethan. Leider lässt sich im Orient nicht Alles über's Knie brechen; namentlich dürfte es schwer sein, dem Orientalen die Begriffe des Pflichtgefühls und der Selbstachtung beizubringen. Dies mögen am besten die Worte des Reisenden illustriren (S. 408): „Nebenbei sei bemerkt, dass der gesuchteste Orden in Persien das Kreuz der Ehrenlegion ist. In Folge eines Uebereinkommens zwischen Frankreich und Persien darf Derjenige, der es trägt, keine Bastonade bekommen."

Friedrich Müller.

14.

Bentley, W. Holman. Dictionary and grammar of the Kongo language, spoken at San Salvador, the ancient Capital of the old Kongo Empire, West Afrika. London. Baptist Missionary Society. 1887. Gr.-8°. XXIV. 718 S. und 1 Tafel.

Wir bringen das vorliegende Buch deswegen hier zur Anzeige, weil es das beste Werk auf dem wissenschaftlichen Gebiete ist, in welches es gehört, und weil die in der neuesten Zeit in den Vordergrund getretene Erforschung des Kongo und seiner Zuflüsse eines so tüchtigen linguistischen Rathgebers, wie das Werk W. H. Bentley's es ist, nicht entbehren kann. An der Hand eines solchen Führers kann nun der Reisende mit der Sprache der Eingeborenen, selbst wenn diese dialektisch stark abweicht, sich leicht vertraut machen und zuverlässiges sprachliches Material sammeln, wodurch viel Zeit und Mühe erspart werden können. —

Die Sprache von Kongo, einer der Hauptrepräsentanten der Bantu-Familie, war der Wissenschaft schon lange bekannt. Bereits 1650 veröffentlichte der Kapuziner-Missionär Hyacinth Brusciotto de Vetralla in Rom ein Vocabular, welchem 1659 eine Grammatik folgte. Im Jahre 1804 erschien in Lissabon das Lexikon eines anderen Kapuziner-Missionärs Bernardo Maria de Cannecattim, welches bis auf die neueste Zeit als Hauptquelle dienen musste. Diese Arbeiten nun, sowie die mittlerweile erschienenen von den Engländern Guinness und Craven werden durch die vorliegende Publication ganz in den Schatten gestellt und theilweise auch wesentlich berichtigt. Der Verfasser hat durch langjährigen Verkehr mit den Eingeborenen eine umfassende Kenntniss der Sprache sich erworben, so dass er die einzelnen Dialekte von einander zu scheiden und zu beurtheilen vermag, ein Vortheil, dessen sich nur wenige Sprachgelehrte zu rühmen vermögen. Es haben daher alle seine Angaben autoritative Geltung.

Von den beiden Werken Lexikon und Grammatik nimmt das erstere 482 Seiten (und zwar Englisch-Kongo 244, Kongo-Englisch 238 Seiten), die letztere 203 Seiten ein; auf S. 485 bis 514 finden sich theils Zusätze zum Lexikon, theils Verbesserungen, theils auch ethnologische Abhandlungen. Die letzteren (Native Customs and Superstitions) stehen auf S. 503 ff. und betreffen God, The Spirit World, Witchcraft, Fetishes, Ordeals, Secret Societies, Circumcision. —

Aus der lehrreichen Vorrede des Verfassers bemerken wir, dass der Congo (oder wie Dr. Bentley richtiger schreiben will Kongo) bei den Eingeborenen Nzadi genannt wird, welches Wort so viel bedeutet wie „der grosse Strom" und von den Europäern in Zaire umgestaltet wurde. Der Name Kongo stammt von dem ehemals mächtigen Reiche Kongo oder Ekongo, dessen Wurzel wahrscheinlich „jagen, Vorrath sammeln" (n-Kongo „Jäger") bedeutet. Das Volk nennt sich Mwi-ši-Kongo, Plural E-ši-Kongo, die Sprache heisst Ki-ši-Kongo. Der Name Fioti, Fiote, welcher von mehreren Reisenden in Umlauf gesetzt wurde, sollte vermieden werden, da m-fioti einen Schwarzen überhaupt bedeutet, folglich nichts Bestimmtes bezeichnen kann.

Friedrich Müller.

15. 16.

Buchta, Richard. Der Sudan unter ägyptischer Herrschaft. Rückblicke auf die letzten 60 Jahre. Nebst einem Anhange: Briefe Emin Pascha's und Lupton-Bey's an Dr. Wilhelm Junker 1883 bis 1885. Mit Titelbild und 2 Karten. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. VIII, 228 S.

Emin Pascha. Eine Sammlung von Reisebriefen und Berichten Dr. Emin Pascha's aus den ehemals ägyptischen Aequatorialprovinzen und deren Grenzländern. Herausgegeben von Dr. Georg Schweinfurth und Dr. Friedrich Ratzel mit Unterstützung von Dr. Robert W. Felkin und Dr. Gust. Hartlaub. Mit Porträt, Lebensskizze und erklärendem Namenverzeichniss. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. XIX, 550 S.

Zwei sich gegenseitig ergänzende Publicationen, welche nicht nur von hervorragendem actuellen Interesse sind, sondern auch einen bedeutenden wissenschaftlichen Werth besitzen. — Welcher Gebildete hat nicht die Kämpfe Gordon's in Chartum und die Heldenthaten seiner Getreuen mit Interesse verfolgt und namentlich dem Geschick unseres Landsmannes Dr. Eduard Schnitzer (Emin Pascha), dem Gouverneur der Aequatorialprovinz (Hatt-el-istiwâ) die vollste herzliche Theilnahme gewidmet? — R. Buchta, ein Kenner dieser Gegenden, bekannt durch sein vortreffliches ethnographisches Album, bietet uns in seinem Buche eine Geschichte der Colonisation (wenn man es so nennen darf) des ägyptischen Sudan von jener Zeit an, wo der Pascha von Aegypten seine von den Türken halb unabhängige Stellung sich erkämpft hatte. Den Hauptbestandtheil des Buches jedoch bilden die Ereignisse der letzten Zeit, welche vornehmlich an das Erscheinen des Mahdi Mohammed Achmed sich knüpfen und in welchen die Kämpfe um Chartum, der Feldzug Romolo Gessi's gegen Soleiman Sibêr und jener Hicks-Pascha's nach Kordofan als ergreifende Epopöen hervorragen. Wir, denen an der Erschliessung dieser Gegenden für unseren Handel und unsere Civilisation gelegen sein muss, können nicht umhin, um das umsonst geopferte Blut und Leben unserer Stammesbrüder zu trauern. Jedermann aber, welcher die Geschichte mit nüchternem und aufmerksamem Sinne liest, muss sich sagen, dass es nothwendig so kommen musste.

Einen ziemlich guten Ueberblick in historischer, geographischer und ethnographischer Beziehung bietet das erste Capitel (S. 1—34) „Vorgeschichte des ägyptischen Sudan". Irrthümer wie: „sprachlich leitet man das Wort Sudan von der weiblichen Form aswad, eswod, dem arabischen Ausdruck für schwarz her" (aber sūd oder sūdān sind die Pluralformen von aswad und bilād-es-sūdān bedeutet „die Länder der Schwarzen") kann man wohl entschuldigen, nicht so leicht dagegen Sätze wie (S. 5): „die Einwanderung der arabischen Stämme in Nubien begann . . . . nachdem die Nubier vereint mit den Bedja den Griechen in Oberägypten gegen die Islamiten Hilfe leisteten". Das Buch Buchta's ist mit den Porträts Gordon's, Gessi's und Emin's als Titelbild geziert. Leider steht auf dem letzteren der Druckfehler

Romoto Gessi-Pascha statt Romolo Gessi-Pascha. Eine sehr nützliche Beigabe sind die zwei Karten, von denen die erste Aegypten und den ägyptischen Sudan darstellt, die zweite eine specielle Darstellung der Gegenden zwischen dem Aequator und dem 10. Grad n. Br. bietet. Der besseren Uebersicht und Orientirung wegen ist die Specialkarte (Nr. 2) auf der allgemeinen Karte (Nr. 1) auch ihrem Umfange nach genau angegeben. Beide Karten sind zum Verständniss sowohl des Buchta'schen Werkes als auch des folgenden über Emin Pascha handelnden nothwendig.

Das Werk über Emin Pascha bietet zwar der gegenwärtigen Wissenschaft nichts wesentlich Neues, indem es eine Sammlung der in verschiedenen Zeitschriften (Petermann's geographische Mittheilungen, Mittheilungen der geographischen Gesellschaft in Wien, Scottish Geographical Magazine, Esploratore, Verein für Erdkunde in Leipzig, Ausland) bereits erschienenen Berichte und Forschungen dieses ausgezeichneten Mannes umfasst, es ist aber insoferne von grossem Nutzen, als es den Mann der Wissenschaft des lästigen Nachsuchens in diesen Zeitschriften überhebt und manche Berichtigungen des älteren Materials durch das neuere enthält. Für die Völkerkunde des äquatorialen Ost-Afrika ist das Werk geradezu eine wahre Fundgrube und man kann den kundigen Herausgebern für ihre Mühe nicht genug dankbar sein, umsomehr als sie das Werk mit einem erklärenden Namenverzeichniss und einem ausführlichen Register versehen haben. Dass die Monbuttu (oder wie man jetzt richtiger schreibt Mangbattu) keine Neger sind, geht wohl aus ihrer Wanderungssage evident hervor. Einiges Licht könnte die vom Verfasser selbst (S. 195) gewünschte sprachliche Forschung in die Sache bringen. Leider wissen wir von der Sprache der Mangbattu so gut wie nichts; von dem in Wien mit Dr. O. Lenz anwesenden Mangbattu erfuhr ich durch Dr. O. Baumann erst dann, als er bereits abgereist war. Da der Mann des Arabischen mächtig war, so wäre für mich die Möglichkeit vorhanden gewesen, von ihm über seine Muttersprache etwas zu erfahren. Staunenerregend ist die weite Verbreitung der Schilluk nach Süden; die Schuli und Schifalu gehören unzweifelhaft zu ihnen und das von Dr. Emin (S. 17) angegebene Factum ist vollkommen richtig. — Von grossem Interesse sind die Angaben über die Akka und insbesondere die auf S. 2 und 3 sich findenden über die Zwergrasse. Alles was die Neger über die Zwerge berichten, erinnert lebhaft an die Buschmänner Südafrikas und gewinnt dadurch die Verbreitung einer Zwergrasse durch das Innere Afrikas immer grössere Wahrscheinlichkeit. Ethnologen machen wir besonders auf die reichhaltigen Notizen über Anthropophagie aufmerksam, sowie auf manche Punkte, welchen andere Reisende nicht jene Aufmerksamkeit geschenkt haben, wie Unfruchtbarkeit der Frauen, Prostitution u. a.

Das Buch ist mit dem nach einer Photographie hergestellten Porträt Emin Pascha's (als Dr. Emin Bey) geziert. Die Gesichtszüge Emin's scheinen auf semitische Abstammung schliessen zu lassen und auch das Brockhaus'sche Conversations-Lexikon (Supplementband zur XIII. Auflage) gibt an, E. Schnitzer sei, als Jude (1840) geboren, erst nach dem Jahre 1845 getauft worden; diesem entgegen bezeichnen die Herausgeber des vorliegenden Werkes beide Eltern Emin's als der evangelischen Confession angehörig.

In dem „erklärenden Namenverzeichniss" ist die Note Schweinfurth's (S. 512): Fakîh (richtiger wohl Faqîr) ganz unrichtig. Faqîh und Faqîr sind, wie jeder mit orientalischen Dingen Vertraute weiss, zwei ganz verschiedene Beschäftigungen und haben beide Ausdrücke nichts miteinander gemein. (Das Richtige hat Buchta S. 91). **Friedrich Müller.**

17, 18.

Wissmann, Hermann, Ludwig Wolf, Curt von François, Hans Mueller. Im Innern Afrikas. Die Erforschung der Kassai während der Jahre 1883, 1884 und 1885. Mit einem Titelbild, über 100 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig. Brockhaus, 1888. 8°. XIX. 457 SS.

François, Curt von. Die Erforschung des Tschuapa und Lulongo. Reisen in Centralafrika. Mit 33 Abbildungen, 12 Kartenskizzen und 1 Uebersichtskarte. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. XIV. 220 SS.

Die für die Wissenschaft der Geographie so erfolgreiche Expedition unter Führung des Lieutenants H. Wissmann zur Erforschung der südlichen Zuflüsse des Kongo hat auch eine sehr bedeutende Ausbeute für die ethnologische Wissenschaft ergeben. Wir sind nun im Stande, das auf Grund der Nachrichten von Stanley, Pogge, Johnston u. A. entworfene Bild der ethnographischen Verhältnisse der im Süden des Kongo gelegenen Landstriche zu erweitern und zu vervollständigen. Sämmtliche hieher gehörigen Völker gehören dem grossen Bantu-Stamme an, wie ihre Eigennamen und die von ihnen gesprochenen Idiome beweisen, wobei noch immer nicht ganz genau festgestellt worden ist, wo die Scheidegrenze, wenn es überhaupt eine solche gibt, zwischen den westlichen und den östlichen Bantus zu suchen ist. Daneben bekommen wir über die eigenthümlichen Culturverhältnisse und die Anthropologie dieser Völker eine Menge neuer Aufschlüsse, für die wir der Expedition, welche vorwiegend geographische Zwecke verfolgte, nicht genug dankbar sein können.

Unter den Völkern, welche wir ausführlich kennen lernen, sind die Ba-luba und die Ba-kuba hervorzuheben. Für die ersteren hat das Expeditionsmitglied Dr. Wolf auch ein reiches anthropologisches Material gesammelt, welches bereits von Virchow in den Verhandlungen der Berliner anthropologischen Gesellschaft 1884 und 1886 benützt wurde. Es sind im Ganzen 48 Individuen, von denen die Beschreibungen und Körpermasse mitgetheilt werden. Im Anhange S. 440 ff. werden auch Sammlungen über die Sprache der Ba-luba und Ba-kuba mitgetheilt, welche mit gutem Geschicke angelegt sind und an denen wir blos das als Dehnungszeichen nach Art unserer Orthographie angewandte h auszusetzen haben. — Die Zahlwörter stimmen mit den Ausdrücken der näher bekannten Bantu-Sprachen vollkommen überein.

Werthvoll ist die eingehende Darstellung der Luba-Sprache S. 442 ff., welche alle Redetheile, namentlich aber das Verbum umfasst. — Neben diesen beiden Völkern lernen wir noch eine Reihe anderer mehr oder weniger bedeutender Stämme kennen, welche man im Register unter dem Buchstaben B (Ba-bindi, Ba-dinga, Ba-kete, Ba-lunga, Ba-ngodi, Ba-ssongo, Ba-teke u. s. w.) nachlesen möge.

Interessant ist das Zwergvolk der Ba-tua, mit welchem die Reisenden öfter zusammengetroffen waren. Dasselbe soll im Herzen des südlichen Kongo-Beckens einen Landstrich

von der Grösse des Königreichs Baiern bewohnen. — Ihre Hautfarbe ist braun, ihre Körperhöhe stimmt mit jener der Buschmänner und Akka überein; gleich diesen bedienen sie sich des Bogens und Pfeiles. Sie hängen gewiss mit den an anderen Stellen Afrikas vorkommenden Zwergvölkern (den Pygmäen Homer's) zusammen, den Ueberresten der Aboriginer-Bevölkerung des Innern. — Aus den auf S. 440 mitgetheilten Zahlwörtern zu schliessen, müssen aber die Ba-tua ihre Sprache aufgegeben und jene der umwohnenden Bantu angenommen haben, da die bis 10 reichenden Ausdrücke mit jenen der Sprache der Ba-kuba vollkommen übereinstimmen.

Das an erster Stelle stehende grössere Reisewerk ist reich an Abbildungen. Dieselben stellen neben Landschaften und Naturgegenständen auch Völkertypen, Tätowirungsmuster und Culturgegenstände dar. Der Werth dieser Abbildungen ist verschieden, je nachdem sie auf Zeichnungen oder Photographien zurückgehen. Die ersteren sind in der Regel zu wenig charakteristisch, dagegen die letzteren geradezu meisterhaft (man vergleiche z. B. S. 255).

Das Titelbild, eine sehr gelungene Photogravure, bietet die Porträts der fünf Mitglieder der Expedition (als Gruppe in ganzer Person), nämlich Wissmann, Franz und Hans Mueller, Wolf und Curt von François, von denen Franz Mueller den Strapazen der Reise bald erlegen war, daher unter den Bearbeitern des Reisewerkes keinen Platz finden konnte.

Friedrich Müller.

19, 20, 21.

Soyaux, Hermann. Deutsche Arbeit in Afrika. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. VI. 182 SS.

Böhm, Richard. Von Sansibar zum Tanganjika. Briefe aus Ostafrika. Nach dem Tode des Reisenden mit einer biographischen Skizze herausgegeben von Hermann Schalow. Mit dem Bildniss Böhm's und einer Uebersichtskarte. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. XXXVI. 171 SS.

Schmidt, Karl Wilhelm. Sansibar. Ein ostafrikanisches Culturbild. Mit 15 Abbildungen und einem Plan. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. XII. 184 SS.

Wir fassen diese drei Werke in unserer Anzeige zusammen, weil sie alle die Tendenz verfolgen, zur Kenntniss der von Deutschland als Colonialbesitz in Aussicht genommenen Länder des mittleren Ost-Afrika beizutragen. — Der Verfasser der ersteren Schrift, H. Soyaux, durch sein 1879 erschienenes Werk „Aus West-Afrika" dem Publicum bereits bekannt, verfolgt bei seiner Publication einen vorwiegend praktischen Zweck, indem er dem deutschen Publicum die Schätze, welche in Afrika zu holen sind, vorführt. Als der wichtigste und werthvollste Schatz erscheint ihm die Arbeitskraft des Negers, aber nicht des geknechteten, sondern des freien Negers. — Er schlägt zu diesem Zwecke eine Erziehung des Negers vor, bei welchem nicht wie bisher der Missionär oder der Handelsmann, sondern der Pflanzer die Hauptrolle spielen soll. Wie schwierig es aber trotz der richtigen Methode sein dürfte, im Neger den Sinn für geregelten Erwerb und Eigenthum nach unserer Auffassung zu wecken, scheint der Verfasser manchmal selbst zu fühlen. „Der Neger ist träge, weil er über eine geringere Arbeitsleistung, welche seine Bedürfnisse deckt, im Allgemeinen nicht hinausgeht" (S. 121) und „Nur unser Bedürfniss zwingt uns, zu arbeiten, und so ist es beim Afrikaner auch. Eine verständige Erziehung hat nun dafür zu sorgen, dass er mehr und bessere Bedürfnisse bekommt, dann wird er auch mehr Drang zur Arbeit haben." S. 135 sagt der Verfasser: „Es wird also ein lange dauernder Verkehr mit dem Weissen und eine förmliche Erziehung durch diesen nothwendig sein, um den Neger zu einem nicht nur dem Namen nach, sondern auch wirklich freien Manne umzugestalten."

Der Verfasser der zweiten Schrift, Dr. Richard Böhm, ein tüchtiger Ornithologe, ist mit seinen Begleitern von Bagamojo (gegenüber Sansibar) über Tabora bis Karema am Taganjika-See gelangt und hat nach Uebersetzung des Taganjika-Sees den Upämba-See (wahrscheinlich zum Flussgebiete des Lualaba gehörig) erreicht, wo er am 27. März 1884 einer tückischen Krankheit erlag. Die von ihm nach der Heimat an mehrere Personen seiner Verwandtschaft und Bekanntschaft gesendeten Briefe, welche den Inhalt des Werkchens bilden, geben vorwiegend anschauliche Schilderungen der durchzogenen Gegenden und ihrer Fauna, doch findet sich auch hie und da Gelegenheit, ethnographische Züge anzubringen, so S. 61 über die Wa-njamwesi, S. 167 über die Wa-rua oder Hollo-Hollo. Interessant ist die Sitte und Ceremonie der „Blutsbruderschaft", von welcher der Reisende auf S. 87 berichtet. Die Schilderung der Stadt Sansibar und der Audienz beim Sultan Barghasch im zweiten und dritten Briefe (S. 4 und 11) geben in knapper Form den Umriss eines Bildes, das wir ausführlicher und genauer aus dem dritten Werke kennen lernen.

Das Buch des Dr. K. W. Schmidt über Sansibar stehen wir nicht an, als eine der besten und reichhaltigsten ethnographischen Monographien zu bezeichnen. Der Verfasser schildert nach einer lebendigen Darlegung des Eindruckes, den Land und Leute Ostafrikas auf ihn gemacht, die Stadt Sansibar und deren Umgebung, die verschiedenen Elemente ihrer Bevölkerung mit ihrer Sitten und Gebräuchen und gibt sodann ein Bild der Verwaltung des Landes, des Verkehres und Handels, um schliesslich mit der Darlegung der meteorologischen, klimatischen und gesundheitlichen Verhältnisse die Aussichten der Colonisation dieser Gegenden durch Deutschland zu beleuchten. Die angesiedelte Bevölkerung, welche aus Negern (Bantus), Arabern und Indern (Banianen) besteht, findet eine ausführliche Schilderung, welche dem Ethnologen manche noch weniger bekannte Züge bietet. Interessant sind auch des Verfassers Mittheilungen über den vor Kurzem verstorbenen Sultan Barghasch und seinen Hof, sowie auch über den Grosshandel Sansibars und dessen Träger. Erwähnen müssen wir noch die guten Abbildungen, welche die anschauliche und lebendige Form des Textes nicht wenig unterstützen.

Friedrich Müller.

22.

Ellis, A. B. The Tshi-speaking peoples of the Gold Coast of West Africa, their religion, manners, customs, laws, language, etc. London 1887.

Die Literatur Westafrikas ist immer noch so arm an grösseren Monographien rein ethnographischen Inhaltes, dass jede ähnliche Erscheinung mit Freude begrüsst werden muss. Besonders gilt dies, wenn der Verfasser, wie im vorliegenden Falle, durch lange Jahre Gelegenheit hatte, einen merkwür-

digen Volksstamm kennen zu lernen und auch zahlreiche Seiten des Volkslebens beobachten konnte, die dem flüchtig Durchreisenden stets verborgen bleiben müssen. Die Tshi-sprechenden Völker sind jene, welche die bewaldeten Landstriche an der Goldküste und im Innern zwischen Assinie und Volta-Fluss bewohnen, und von welchen die Aschanti, Fanti und Wassaw die bekanntesten Stämme sind. — Den niederen Culturgrad, den dieselben einnehmen, schreibt Ellis dem ungesunden Klima zu, welches nicht nur auf Europäer nachtheilig einwirkt. Die religiösen Anschauungen dieser Stämme beschränken sich auf den Glauben an Geister, welche alle als ursprünglich bösartig betrachtet werden. Solcher Gottheiten unterscheidet man 3 Abtheilungen: 1. Allgemeine Stammgottheiten; 2. Localgottheiten, welche von den Gottheiten der 1. Abtheilung eingesetzt werden und ihrerseits wieder 3. Schutzgottheiten kleinerer Gemeindeabtheilungen einsetzen; 4. Schutzgottheiten der Individuen. Ursprünglich hatten die Tshi-Stämme nur 2 Gottheiten I. Classe, nämlich Bobowissi und Tando. Als sie jedoch mit den Europäern bekannt wurden, fügten sie Nyankupon als „Gott der Weissen" hinzu und schrieben ihm nach und nach alle Eigenschaften Bobowissi's zu. Nur in entfernteren Districten erkennt man letzteren Gott noch an. Tando ist der Hauptgott der Aschanti, bei welchen Nyankupon wenig bekannt ist. Eine Uebergangsstellung zwischen der I. und II. Götterclasse nehmen Srahmatin und Sasabonsum ein, die in den Bombaxbäumen wohnen. Letzterer gilt als Erdbebengott, weshalb ihm zu Ehren die Grundfesten der Häuser mit dem Blute geopferter Sklaven getränkt werden. Im Bereiche der englischen Colonialmacht treten jedoch Thieropfer an die Stelle sämmtlicher Menschenopfer. Die Localgottheiten der Flüsse, der Brandung, des Waldes etc. werden in grosser Zahl verehrt. Eine der bedeutendsten ist Brahfo, dessen Cultus zu einer kleinen Christenverfolgung in der englischen Colonie Veranlassung gab. Bei den darauffolgenden Verhandlungen erklärte ein Priester selbst den Brahfo-Dienst für Täuschung und den Gott für nicht existirend. Doch wenige Jahre genügten, um diese Thatsachen in Vergessenheit gerathen zu lassen, und der Brahfo-Dienst besteht heute wieder. Doch trug der Einfluss der Europäer überall dazu bei, die Eingebörenen gegen ihre Götter skeptisch zu machen, und nur mehr im Innern besteht der alte Glaube in voller Reinheit.

Die Gemeinden sind zu militärischen Zwecken in Sectionen getheilt, deren jede einen besonderen Schutzgott besitzt. Diese werden von den Göttern der II. Classe eingesetzt und leben im Schatten grosser Bäume in den Dörfern. Da man vor diesen Bäumen Opfer darzubringen pflegt, so entstand bei mehreren Reisenden die Ansicht, als ob die Tshi-Stämme Bäume verehrten. Auch die Familiengötter, welche ihren Sitz in irgend einem Gegenstande nehmen, werden von den Localgöttern (II. Classe) eingesetzt und besitzen wieder Untergeister, welche die Tugend der Jungfrauen zu schützen haben. Der Schlangencult, welcher im benachbarten Dahome so grosse Verbreitung besitzt, ist unbekannt, doch werden jene Schlangen, die im Baume des Ortsgottes wohnen, geschont.

Jedes Individuum kann sich einen Schutzgott „suhman" verschaffen und mit dessen Hilfe an Andere Amulette ausgeben. Die höheren Götter können nur durch Vermittlung der Priester verehrt und befragt werden. Die Priester dürfen kein Fleisch geniessen und tragen eine eigene Kleidung. Die Priesterinnen dürfen nicht heiraten, führen jedoch einen sehr ausschweifenden Lebenswandel. Die Priester sind sehr geschickte Betrüger. Merkwürdig ist, dass nach Ellis' fester Ueberzeugung Jeder, der einen „suhman" besitzt und auf Grnnd desselben Amulette verkauft, genau weiss, dass er betrügt. Dennoch glaubt er an die höheren Götter und ihren Verkehr mit den Priestern. Selbst Priester niederer Gottheiten, welche sich des eigenen Betruges genau bewusst sind, halten ihre Berufsgenossen, die Priester höherer Gottheiten, eines solchen nicht fähig und lassen sich von denselben betrügen. Ein Fetischismus, d. h. die directe Anbetung eines leblosen Gegenstandes hat jedoch hier — wie wohl an der ganzen Westküste Afrikas — niemals existirt. Der Eingeborene trennt die Gottheit scharf von ihrem Sitze, dem Flusse, Baume, der Holzfigur etc., und nur der flüchtig beobachtende Reisende konnte annehmen, dass der Gegenstand selbst angebetet werde.

Im XI. Capitel spricht Ellis von den Seelen und den Gebräuchen bei der Leichenbestattung. Besonders in Aschanti sind dabei zahlreiche Menschenopfer üblich. Die Hinrichtungen werden meist unter den schrecklichsten Qualen des Opfers ausgeführt, und der häufige Anblick so grausamer Scenen trägt nicht wenig dazu bei, jedes menschliche Gefühl bei diesen Stämmen völlig abzustumpfen. In weiteren Abschnitten beschreibt der Verfasser die Eidgebräuche, die Gottesurtheile, Speisegesetze, die Zeiteintheilung, bei welcher mohammedanischer Einfluss sich geltend macht, die Feste bei der Ernte, bei Geburten und Hochzeiten, sowie die Staats-Ceremonien, welche in Aschanti mit erstaunlicher Pracht vor sich gehen. Die Regierung wird durch Chefs und Unterchefs besorgt, über welche in Aschanti der König gebietet.

Jungfrauen werden sehr strenge gehalten, da ihr Marktpreis sonst verlieren würde, verheiratete Frauen erfreuen sich dagegen grosser Freiheit. Abgesehen von der permanenten Lebensgefahr, in welcher sie schweben, ist das Los der Sklaven ein ganz erträgliches. — Ellis entwickelt sehr vernünftige Grundsätze in Bezug auf die Sklavenfrage, was besonders bei einem Engländer anerkennenswerth ist. Er tadelt mit Recht die Massregel der englischen Regierung, alle Sklaven in den Colonien sofort freizulassen, weil solche Befreite nur das Proletariat vermehren, während thatsächlich die Sklaverei doch unausrottbar ist. — Ellis gibt hierauf ein Bild der merkwürdigen Erbfolgegesetze und schliesst mit der Mittheilung einiger Sagen; den Anhang bilden grammatikalische Notizen über die Tshi-Sprache und einige Musikstücke. Leider ist Karte und Index nur sehr unvollkommen. Dennoch ist das Buch unseres vollsten Interesses werth, denn selten, vielleicht noch nie ist das innere Leben eines centralafrikanischen Stammes mit gleicher Sorgfalt und Gründlichkeit durchforscht worden. Wir hoffen, dass der Verfasser recht bald aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen auch über das materielle Leben der Tshi-sprechenden Völker etwas veröffentlichen werde. **Dr. Oscar Baumann.**

23.

Bérenger-Féraud, Note sur les Castellets (petits amoncellements de pierres) de la montagne de la Sainte-Baume en Provence. Revue d'Anthropologie 1888, p. 49—58.

Etwa 25 Kilometer nordöstlich von Marseille liegt der Bergzug de la Sainte-Baume, welcher nach Norden zu einen 300 Meter hohen jähen Abfall zeigt. Der auffallende Berg gilt

für heilig, Dominikaner haben sich dort niedergelassen und zahlreiche fromme Pilger walfahrten dorthin, um die Grotte der heiligen Magdalena, welche man dort zeigt, zu besuchen. Was hier interessirt, sind aber nicht diese Verhältnisse, sondern die damit im Zusammenhange stehenden kleinen Steinhaufen, die in provençalischer Sprache Castellets (Schlösser) genannt werden. Fromme Wallfahrer, die von weit her kommen, namentlich jung verheiratete Ehepaare, errichten hier oben die kleinen Steinhaufen gleichsam als Zeichen ihrer Anwesenheit und ihres Gelübdes. Die Haufen sind in grosser Menge um das Kloster herum, bei der Grotte längs des Weges, im Walde vorhanden und überraschen durch ihre Anzahl. Dr. Bérenger beschreibt zweierlei Arten von diesen Steinmonumenten: erstens kleine, pyramidal angeordnete Kieselhaufen und dann längliche Steine, die aufrecht in eine Felsenspalte geklemmt einen kleinen Menhir vorstellen. Mit Vorliebe sind sie ganz nahe an dem jähen, fast senkrechten Abfall des Berges errichtet.

Zur Erklärung des Brauches bringt der Verfasser Folgendes bei. Die jungen Provençalen, Handwerker u. s. w., welche sich selbstständig machen wollen, errichten hier solche Steinhaufen ex voto und zum Zeugniss, dass sie die Pilgerschaft ausgeführt haben, daher heisst ein solcher Haufen monceau du témoignage. Auch nennt man sie provençalisch mouloun de joye (Freudenberg, Freudenhäufchen). Verlobte benützen diese Haufen als eine Art Orakel; wenn sie dieselben errichten, bitten sie die heilige Magdalena, ihnen zu offenbaren, ob ihre Wahl eine glückliche gewesen sei oder nicht. Im nächsten Jahre besteigen sie den Berg wieder; ist der Haufen unberührt, so haben sie gut gewählt; ist er zerstört, so ist dies ein Grund, die Verlobung zu lösen. Dr. Bérenger fügt hinzu, dass noch auf anderen Bergen der Provençe, in den französischen Alpen, im Jura, den Cevennen und Pyrenäen dieser Bruch vorkomme.

Auch einige Parallelen aus Arabien und aus der Bibel (Genesis Cap. 12 und 31) fügt der Verfasser ganz richtig hinzu. Indessen sind wir hier schon weiter und es darf das Thema der Vergleiche auf diesem Gebiete wohl als erschöpft betrachtet werden. Ich verweise auf Peschel (Völkerkunde, erste Auflage 25), auf meine Ethnographischen Parallelen S. 46 –58, auf Felix Liebrecht (Zur Volkskunde p. 267 ff.), wo ein ungleich bedeutenderes Material beigebracht ist. Wir sind in der Ethnographie jetzt soweit gelangt, dass es nicht mehr nöthig ist, überall ab ovo zu beginnen; wo die Arbeit schon gemacht ist, soll man sie nur kritisch betrachten, nicht aber von Neuem anfangen, falls der Grund feststeht.

R. Andree.

24.

Weisser, J. Der Bismarck-Archipel und das Kaiser Wilhelms-Land. Mittheilungen der Geographischen Gesellschaft in Hamburg. 1885—86. Heft III, pag. 269—296.

J. Weisser gehört zu den besten Erforschern der Südsee in unserer Zeit. Er hat als Zahlmeister auf den Schiffen der deutschen Flotte jahrelang Gelegenheit gehabt, namentlich die melanesischen Inseln kennen zu lernen und ist im September 1887 als Director des Bismarck-Archipels gestorben. Publicirt hat er leider wenig; Einiges haben die Zeitschrift für Ethnologie und die Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin gebracht. Die vorliegende Arbeit ist ein im Februar 1886 zu Hamburg gehaltener Vortrag, der für die Ethnographie Melanesiens von Wichtigkeit ist und daher hier eine Anzeige verdient.

Schon frühere Forscher haben darauf hingewiesen, dass Neu-Guinea mit den östlich vorgelagerten Inseln keineswegs eine einheitliche papuanische Bevölkerung besitze, dass im Gegentheil sich hier vielfach polynesische Elemente einmischen. Weisser präcisirt dieses nun genauer und kommt infolge seines wiederholten Besuches aller Küstenstriche der in Rede stehenden Inseln zu dem Ergebnisse, dass es sich hier um vier „Menschenstämme" handelt. Traditionen, Sprache Sitten und Gebräuche sind ihm die Grundlagen zu den folgenden Unterscheidungen:

1. Echte dunkle Melanesier sitzen auf Neu-Britannien, namentlich der Gazelle-Halbinsel und bevölkern das südliche Neu-Irland. Dieses sind die am weitesten nach Norden vorgedrungenen Stämme des australischen Festlandes. Reste davon sitzen auf den Louisiaden, Rossel- und Woodlark-Inseln.

2. Helle Stämme mit deutlichen Anklängen an polynesische Sprache und polynesisches Wesen im südwestlichen Neubritannien. Nach Weisser Reste der ursprünglichen, vom indischen Archipel ausgehenden polynesischen Auswanderung, vermischt mit der von Australien eingewanderten dunklen Rasse.

3. Eine kastanienbraune Bevölkerung an der Ostküste Neu-Guineas bis Kap König Wilhelm, auf den Schachbrett- und Admiralitäts-Inseln, auf Neu-Hannover und im nordwestlichen Neu-Irland. Auch diese ist eine gemischte, wie Weisser sagt, „doppelt gemischte" Rasse aus Australiern und Polynesiern.

4. Die hellste Bevölkerung, an Farbe den Eingeborenen der Karolinen gleichstehend, „nahezu rein Mikronesier" auf den Hermit- und Anachoreten-Inseln. Hauptmerkmale sind die etwas an chinesischen Typus erinnernden geschlitzten Augen, lange Gesichter mit hervorstehenden Backenknochen und die specifisch mikronesische Sprache. Es sind nur 500 Köpfe.

Mag man auch über die von Weisser angenommene Art der Wanderungen und Mischungen, die ja ganz hypothetisch sind, verschiedener Ansicht sein können, so bleibt ihm doch das Verdienst, die falsche Ansicht von der ethnischen Einheit der Neu-Guinea und den Bismarck-Archipel bewohnenden Völker zerstört zu haben.

R. Andree.

25. 26.

Post, Albert Hermann. Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1886. 53 S.

Derselbe, Afrikanische Jurisprudenz. Ethnologisch-juristische Beiträge zur Kenntnis der einheimischen Rechte Afrika's. Zwei Theile in einem Bande. Oldenburg und Leipzig 1887. Schulze'sche Hofbuchhandlung. I. Theil XV und 480 S., II. Theil XXX und 192 S.

A. H. Post ist schon seit Jahren bemüht, die Socialpsychologie als Erkenntnissquelle für die Rechtsphilosophie und Jurisprudenz zur Geltung zu bringen. In seiner „Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz" ver-

sucht er in einigen lapidaren Sätzen die Nothwendigkeit darzuthun, durch eingehendes Studium der Ethnologie die empirische Grundlage für die Beurtheilung der Phänomene des Rechtslebens zu gewinnen, in welchem er mit Recht Aeusserungen des Collectivbewusstseins der Völker erblickt. Das was er in diesem Zusammenhang über die Unzulänglichkeit des individual-psychologischen Standpunktes für die Beurtheilung der Thatsachen des Rechtslebens sagt, wird sich wohl nicht bestreiten lassen. Die energische Betonung des „gesellschaftlichen Systems", in welchem sich die Mythologie wie die Sprache, die Kunstformen wie die Rechtsinstitute der Völker entwickeln, berührt sich sehr nahe mit den analogen Bestrebungen der modernen Socialökonomie, durch welche dieselbe den individualistisch-atomistischen Standpunkt der abstracten Theorie zu überwinden und eine historisch-gesellschaftliche Auffasung der „Volkswirthschaft" zur Geltung bringen will. Auch die Methodik der statistischen „Massenbeobachtung" ist auf dem Boden derselben wissenschaftlichen Grundanschauung erwachsen und hat verwandte Ziele.

Gleichsam als Paradigma für eine Materialsammlung im Dienste seiner „ethnologischen Jurisprudenz" legt der Verfasser in seiner „Afrikanischen Jurisprudenz" seine Lesefrüchte aus einer reichen ethnologischen Literatur über die verschiedensten Stämme und Gebiete Afrikas in wohlgeordneter Uebersicht vor. Allerdings wird man das, was der Verfasser hier bietet, in keiner Weise „Jurisprudenz" nennen dürfen. Es sind weder abgeklärte Rechtssätze, noch juristische Constructionen, noch Rechtsentwicklungen, welche aus dem vorgelegten Material sich ergeben. Rechtsalterthümer und Rechtsgewohnheiten werden in buntem geographischen und ethnographischen Detail geboten, ohne zeitliche, räumliche oder ethnische Einheit der Beobachtung. Das ist ein unverkennbarer Nachtheil des Buches, dem noch ein anderer hinzutritt, dass die Excerpte aus der ethnologischen Literatur viel zu knapp sind, um überall aus den angeführten Rechtssitten auf ihre wirkliche Bedeutung einen auch nur leidlich sicheren Rückschluss zu machen. Es gehört eben zu den grössten Gefahren, welche das Studium der ethnologischen Literatur (besonders der beschreibenden) in sich birgt, die mitgetheilten Sitten und Gewohnheiten zu missdeuten, weil sie nicht in dem vollen Zusammenhang mitgetheilt sind, in welchem sie factisch stehen. So hat die „Afrikanische Jurisprudenz" von Post zunächst nur den Werth eines systematischen Index zu der Literatur der Ethnologie Afrikas und als solcher ist sie unzweifelhaft nützlich und wird das Studium der ethnologischen Literatur wohl auch in den Kreisen der Juristen fördern helfen; selbstverständlich kann aber dadurch der Forschung das Zurückgreifen auf die Quellen, aus welchen Post geschöpft hat, an keinem Punkte erspart, sondern nur erleichtert werden. **Inama-Sternegg.**

27.

Pokrovskj, E. A. Die Kinderspiele, mit besonderer Berücksichtigung der russischen. (Vom Standpunkte der Geschichte, Ethnographie, Pädagogik und Hygiene.) Mit 105 Holzschn. Moskau 1887. 368 pp. 8°. (In russischer Sprache.)

Der Verfasser, Director eines grossen Kinderhospitals in Moskau, hat der wissenschaftlichen Welt hier abermals ein gediegenes Werk seines Fleisses und seiner Kenntnisse dargebracht. Er hat sich bereits durch ein sehr umfassendes Werk: „Die physische Erziehung der Kinder bei verschiedenen Völkern, besonders in Russland" (Moskau 1884, mit farbigen Tafeln und Holzschnitten) bekannt gemacht und hat ausserdem eine grosse Anzahl kleinerer anthropologischer Abhandlungen verfasst. Bei der anthropologischen Ausstellung in Moskau 1879 war er Leiter der medicinischen Abtheilung und hat sich durch die vortreffliche Sammlung solcher Gegenstände, welche sich auf die physische Erziehung der Kinder beziehen, ein ausserordentliches Verdienst erworben. Das genannte Werk „über die physische Erziehung der Kinder" ist ausserhalb des russischen Reiches kaum bekannt geworden, weil es in russischer Sprache verfasst und, so weit dem Referenten bekannt, in keine andere Sprache übersetzt worden ist, was es sehr wohl verdiente. Denn trotzdem, dass die deutsche Literatur ein ähnliches Werk von Ploss: „Das Kind in Brauch und Sitte der Völker" aufzuweisen hat, so erscheint Pokrovskj's Abhandlung als eine hervorragende Leistung und eine ansehnliche Bereicherung der ethnographisch-anthropologischen Literatur. Der Verfasser konnte nämlich eine grosse Menge neuer, bisher unbekannter Thatsachen vorbringen, weil er durch Fragebögen, welche er im ganzen russischen Reiche vertheilte, directe und authentische Nachrichten über die verschiedenartigen Völker Russlands zu sammeln im Stande war.

Auch das vorliegende Werk: „Die Kinderspiele" ist als eine thatsächliche Bereicherung der ethnographischen Literatur anzusehen: es bietet eine grosse Fülle interessanter Beobachtungen dar, welche der wissenschaftlichen Welt bisher nicht bekannt waren. Wir können uns nur auf eine kurze Inhaltsangabe beschränken, da es hier nicht unsere Absicht sein kann, aus einer so umfangreichen Abhandlung Auszüge zu liefern.

In der Einleitung gibt der Verfasser zuerst seine eigenen Anschauungen über die Kinderspiele im Allgemeinen, über die Bedeutung der Spiele für Ethnographie, Archäologie und Anthropologie, dann weist er auf die grosse Wichtigkeit der Spiele im Leben der Kinder, wobei die einschlägige russische wie nichtrussische Literatur genaue Berücksichtigung findet. Er dankt Allen, bei denen er Unterstützung fand. Besonderen Dank spricht er dem Curator der kaukasischen Lehrbezirke, K. P. Janowsky, aus, der ihm durch Sammeln ethnographischer Nachrichten über die kaukasischen Völker ausgezeichnete Dienste leistete.

Dann folgt eine Erörterung über „Losen und Abzählen", wobei eine Anzahl Abzählweisen angeführt werden, und über Strafen beim Spiele, z. B. an der Nase zupfen. Weiter werden die Spielzeuge geschildert und die Beschäftigung damit — von den einfachsten Kinderklappen bis zu den zusammengesetzten Spielzeugen älterer Kinder. Weiter werden die mit körperlichen Bewegungen verbundenen Spiele und Spielübungen beschrieben: die Hüpf- und Springspiele, die Kampf- und Wettspiele, Gehen auf Stelzen, Laufen auf Schlittschuhen, Schneeschuhen, Spiele mit rhythmischen Bewegungen, symbolische Spiele, darstellende oder dramatische Spiele, Spiele mit Gesängen und Tänzen, Spiele mit verbundenen Augen, Plumpsackspiele, Wurf- und Schleuderspiele, Ballspiele mit freier Hand oder mit Schlägel, Spiele mit Kugeln, mit Stöcken oder Hölzern, mit Knochen, mit Steinen, Zimmerspiele, Winterspiele. **Stieda.**

28.

Goldziher, Dr. Ign. Arabische Beiträge zur Volksetymologie. (Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft. XVIII, 1, p. 69—82.)

In der genannten Zeitschrift hatte schon O. Weise (XII, p. 203) auf die Fülle des noch unbearbeiteten Materiales im Gebiete der Volksetymologie hingewiesen, und einer der durch langjähriges Studium und vielfache Reisen dazu berufensten Gelehrten in der Orientalistenwelt fasste diese Anregung auf, um in einer kurzen — wie er selbst sagt aphoristischen — Skizze den Nachweis zu bringen, wie dankenswerth und erfolgreich ein systematisches und eingehendes Arbeiten über Volksetymologie in der arabischen Sprache wäre. Dr. Goldziher bringt aus dem reichen Schatze seiner eigenen Erfahrung, wie seiner Lectüre eine, wenn auch flüchtige, doch lehrreiche Zusammenstellung, in welcher die besprochenen Beispiele in vier Abtheilungen vorgeführt werden. Die erste Gruppe umfasst jene Benennungen fremder Sprachen, welche die Araber mit Bildungsformen ihrer eigenen Sprache aufnahmen; dahin gehören die vielen Fremdwörter, die mit der Silbe al oder el beginnen und daher als mit dem Artikel versehen betrachtet wurden, wie der Name Alexander, woraus Iskender wurde. Umgekehrt wurde aber auch der arabische Artikel in europäischen Sprachen missverstanden, wie unser Wort Laute beweist, das aus arab. al-'ûda entstand. Die zweite Gruppe führt die Zusammensetzungen mit Abū (Vater) vor; namentlich mussten sich die griechischen Wörter mit der Vorsetzung ἀπο, ὑπο und ἱππο eine starke Umdeutung gefallen lassen. So wurde aus Hippokrates arabisch Abukrat. Selbst Poseidon wurde ein arabischer Abū-sejdûn, wie der Verfasser aus einer Handschrift des ungarischen Nationalmuseums nachweist. In dritter Reihe stehen die fremden, unverstandenen Eigennamen, die in ähnlich klingende der eigenen Sprache umgewandelt und darnach gedeutet werden, wobei besonders das religiöse Gefühl eine grosse Rolle spielt. Ein charakteristisches Beispiel berichtet Hesse-Wartegg (Tunis, p. 149) aus Tunis, wo die Franzosen aus Sandschak ein Fort St. Jacques gemacht haben. In ähnlicher Weise verfuhren die Araber auch ihrerseits, wozu Dr. Goldziher hinreichend Belege bringt. Den Schluss der Skizze bilden als viertes Glied die Legenden und Fabeln, „welche die Bedeutung und den historischen Grund der durch Volksetymologie entstandenen Wörter nahezuführen berufen sind". Diese Legenden, welche uns vielfach sehr brauchbare historische Behelfe abgeben, bezeichnete Max Müller mit dem Namen Wortspielmythus. Die wenigen von dem Verfasser angezogenen Beispiele legen die Wichtigkeit der Forschung auf diesem Gebiete in überzeugender Weise dar und erwecken den Wunsch, dass die vorliegende Abhandlung baldmöglichst zu einem umfassenden Werke dieses verdienstvollen Orientalisten anwachsen möge. **Hein.**

29.

Grimm, Dr. Die Pharaonen in Ostafrika. Eine colonialpolitische Studie. Mit einigen Holzschnitten und Lichtdruckbildern. Karlsruhe. Verlag der Macklot'schen Buchhandlung.

Beseelt von colonisatorischem Geiste, der ein charakteristisches Merkmal unserer Tage, besonders für Deutschland ist, unterzog sich Dr. Grimm der für einen Laien auf dem Gebiete ägyptischer Sprachforschung gewiss schwierigen Aufgabe, die Colonialbestrebungen der Pharaonen im vollsten Umfange zu schildern und darzulegen, wie gerade dadurch Aegypten zu seiner culturellen Höhe gelangte. Man muss in diesem Sinne die vorliegende Studie für eine sehr gelungene Arbeit erklären, die allen Anforderungen genügt. Eine der wichtigsten Fragen, die einer endgiltigen Lösung harren, ist die nach der Lage des Landes Punt; der Verfasser, gestützt auf antike und moderne Quellen, macht es fast zur überzeugenden Gewissheit, dass wir Punt in Ostafrika, und zwar im Somâllande, zu suchen haben. Beachtenswerth sind die Ergebnisse, die der Autor aus Révoil's Reisewerk „La Vallée du Darror" (Paris 1882) im Vergleiche zu Strabo's Schilderungen gewinnt. Révoil stellte eine genaue Untersuchung der Sculpturen von Der el-Bahri, welche uns die Bewohner des Landes Punt in genauester Zeichnung vorführen, an und gelangte durch eine Reihe von ganz charakteristischen Aehnlichkeiten mit den heutigen Somâl zu dem Resultate, dass beide ein und dasselbe Volk seien. Vor Allem weist die Körperbildung wie auch die Haartracht der Eingebornen darauf hin. Auch Kleidung, Waffen und Wohnung sind die gleichen. Die heute noch im Somâllande im Gebrauch befindliche Streitaxt stimmt genau mit der Streitaxt der altägyptischen Soldaten überein, eine Erscheinung, welche auf die Anwesenheit der Aegypter zurückzuführen ist. Ebenso führt Révoil die eigenthümliche Form des Köchers, dessen Cylinder sich in der Mitte verengert, auf ein altägyptisches Vorbild zurück. Für die parallele Frage nach der Lage des Landes Ophir, das höchst wahrscheinlich auf afrikanischem Boden zu suchen ist, wäre auf die umfangreiche Note über Professor Lieblein's Schrift: „Handel und Schifffahrt auf dem rothen Meere in alten Zeiten" (Christiania 1886) zu verweisen (p. 160—171). Beipflichten darf man ferner auch den Ausführungen Dr. Grimm's gegen Dr. Eduard Meyer: „Geschichte des alten Aegyptens" (Berlin 1887). Zum grossen Vortheile gereicht der Abhandlung die strenge Objectivität, die sich genau an die im Vorworte gegebene Devise: „Facta loquuntur" hält. Der Verfasser beabsichtigt übrigens, in ähnlicher Weise die Colonisation der Griechen und Römer, der mohammedanischen Alt-Araber und der Portugiesen darzulegen.

Hein.

30.

Roskoschny, Dr. Hermann. Die Wolga und ihre Zuflüsse. Geschichte, Ethnographie, Hydro- und Orographie nebst Mittheilungen über das Klima des Wolgagebietes. Leipzig. Gressner und Schramm. 1887.

Das vorliegende Werk bildet, wie der Verfasser im Vorworte sagt, den Vorläufer eines zweiten Buches, in welchem er die Wolga als Handelsstrasse zu schildern gedenkt. Kenntniss der russischen Sprache, wie eigene Reisen im Wolgagebiete setzten den Autor in die Lage, der gebildeten Welt schätzenswerthe Details über ein selbst von Russen noch wenig durchforschtes Gebiet zu liefern. Namentlich gilt dies von dem zweiten Theile, in welchem die Ethnographie behandelt wird (p. 134—240). Bei der Schilderung der einzelnen

Völker ist das Streben nach Vollständigkeit der Darstellung sehr anerkennenswerth; Gestalt und Kleidung, Handel und Wandel werden mit vieler Genauigkeit vorgeführt. Sein besonderes Augenmerk richtet der Verfasser jedoch auf die religiösen Anschauungen der Mordwinen, Tscheremissen, Tschuwaschen und Wotjaken, welche mit den Permjaken die Hauptmasse der Völker finnischen Stammes bilden. Die Quellen zu diesen Studien sind meistentheils russisch verfasst, wie die bahnbrechenden Arbeiten Rittich's, Fux', Sbojew's und Ssawel-jew's. Aus eigener Anschauung scheint Roskoschny blos die Mordwinen zu kennen, deren Ordnung und Sauberkeit er gegen die Vorwürfe von Seiten des Reisenden Pallas hervorhebt. Im Grossen und Ganzen beschränkt sich der Verfasser auf eine objective Zusammenstellung des gebotenen Materiales. Sehr kurz werden die Ssamojeden, Syrjanen und Karélen behandelt, da sie nur in geringer Zahl das Wolgagebiet bewohnen. Die Wogulen, die zum grösseren Theile bereits russificirt sind, kommen auch ziemlich dürftig weg, dagegen ist die Wärme, welche der Autor der Schilderung der muhammedanischen Tataren widmet, ungemein wohlthuend, obwohl die Gegenüberstellung des Jslâms und des Christenthums zu Ungunsten des letzteren entscheidet. „Die Zahl der des Lesens und Schreibens Unkundigen", sagt Roskoschny (p. 210), „ist noch immer eine sehr grosse, wogegen ein Tatar, der nicht schriftkundig ist, von seinen Stammesgenossen verachtet wird. Die Mullahs sorgen unermüdlich dafür, dass eine gewisse Wissensmenge Gemeingut des ganzen Volkes bleibe, und bei keiner Moschee, in den Städten ebenso wie in den Dörfern, fehlt die Schule." Ferner sagt er (p. 212): „Die Tataren sind nicht nur das einzige unter den Fremdvölkern an der Wolga, welches eine eigene Schriftsprache erlangt hat, sondern sie besitzen auch eine nicht unbedeutende Literatur, in welcher neben religiösen, wissenschaftlichen und auf den Handel bezüglichen Werken auch die Dichtkunst vertreten ist." Nach den Tataren werden die Baschkiren und Kalmýken ziemlich eingehend, die Meschtscherjaken, Teptjären und Bobýlen flüchtiger behandelt. Die Kirgisen schliessen den Reigen mongolischer Völker, denen als letzter Theil des Abschnittes die Schilderung der Deutschen, namentlich der Herrnhutergemeinde Ssarepta mitten im Kalmýkengebiete, sowie eine sehr knappe Behandlung der Armenier und Zigeuner folgt. Hervorgehoben muss werden, dass der Verfasser nicht nur vom anthropologisch-ethnographischen Standpunkte aus die Völkerschaften schildert, sondern auch einige linguistische Beiträge zur Ergänzung des Bildes liefert. Zum Schlusse sei bemerkt, dass auf p. 351 die Noten 131 und 132, welche die Quellen zum Studium der Permjaken namhaft machen sollten, im Drucke ausfielen. **Hein.**

31.

Gutschmid, Alfred von, Geschichte Irans und seiner Nachbarländer von Alexander dem Grossen bis zum Untergange der Arsaciden. Mit einem Vorwort von Th. Nöldeke. Tübingen 1888. Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung.

Zu früh hat der Tod vor Jahresfrist den Verfasser dahingerafft — seine Absicht, die Geschichte Irans, die er für die Encyclopaedia Britannica geschrieben hatte, auch deutsch erscheinen zu lassen, konnte er nicht mehr verwirklichen. Der Strassburger Professor Dr. Theodor Nöldeke, der bedeutendste Semitologe, den wir haben, unterzog sich der Mühe, das Manuscript seines verstorbenen Freundes für den Druck vorzubereiten. Nöldeke hatte die grösste Berechtigung zu dieser Arbeit, nicht nur weil er lange Jahre hindurch mit dem Verfasser in regem wissenschaftlichen Verkehre gestanden hatte, sondern auch weil er sich hervorragende Verdienste auf diesem Gebiete erworben hat; seine „Geschichte der Perser" (Leyden 1879) ist ein grundlegendes Werk.

Das vorliegende Buch verdient die vollste Anerkennung des Historikers; die Darlegung und Kritik der Thaten Alexander des Grossen ist geradezu meisterhaft; ich möchte sagen, dass dieser Theil des Werkes der anziehendste ist, obwohl man der Behandlung der parthischen und besonders der ostiranisch-indischen Geschichte, die auf einer umfassenden Kenntniss der classischen, chinesischen und indischen Quellen beruht, alle Anerkennung zollen muss. Doch bringt es die Art des Stoffes mit sich, dass man erst nach mühsamer und anstrengender Geistesarbeit sich in den Irrwegen dieses bisher noch dunkeln Theiles der Weltgeschichte zurechtfindet Es finden sich eben zu wenig haltbare und feste Charaktere, welche die Ereignisse selbst zu bestimmen suchten und ihrer Zeit das Siegel ihres Willens aufzudrücken vermöchten. Dem Ethnographen wäre ein aufmerksames Studium dieses Werkes auf das Wärmste zu empfehlen, da es sehr viel Materiale zum Studium der Parther bietet und ausserdem, wie ich glaube, sehr schätzenswerthe Winke zur noch ungelösten Skythenfrage enthält. Es wäre wohl an der Zeit, wenn diesem allgemeinen und unbestimmt gehaltenen Begriffe, der von den classischen Autoren in den verschiedensten Anwendungen gebraucht wird, ein klarer Inhalt zugewiesen würde. Wie die Araber die ihnen unbekannten Völker des europäischen Nordens als Slaven — Sakâliba — bezeichneten, so nannten die classischen Autoren des Alterthums die einzeln auf der Weltbühne auftauchenden asiatischen Horden Skythen; sie für jeden einzelnen Zeitraum zu identificiren, ist eine unerlässliche Aufgabe der Geschichtsforschung und der historischen Ethnographie. **Hein.**

32.

Ratzel, Dr. F. Ueber die geographische Verbreitung des Bogens und der Pfeile in Afrika. Mit einer Tafel. Aus den Berichten der Philologisch-historischen Classe der Königl. Sächs. Gesellschaft der Wissenschaften, 1887.

Professor Ratzel behandelt in diesem gedankenreichen Schriftchen einen Gegenstand, der bisher noch sehr selten zum Gegenstande einer wissenschaftlichen Untersuchung gemacht wurde, indem er an einen Vortrag über einen verwandten Stoff seines geistvollen Vorgängers Peschel's anknüpft, dem die Ethnographie so unendlich viel geistvolle Anregung verdankt. Die Verbreitung von Bogen und Pfeil wird im Zusammenhange mit jener des Speeres und Schildes behandelt. Letzterer bedienen sich ausschliesslich die eigentlichen Kaffernstämme, die Zulu und die Betschuanen bis zu den Bewohnern des mittleren Zambisi; im Norden ein Theil der Somali, die Abessynier, die meisten der Negerstämme am oberen weissen Nil und die Nubier, denen sich dann gegen Westen die Stämme

der centralen Sahara (Tibbu und Tuareg) anschliessen. Im Süden von den Tibbu sind auch hieher zu rechnen die meisten Stämme in der Umgebung des Tschad-Sees. Im Westen finden wir nur eine kleine Insel reiner Speerträger, so namentlich die Dualla und in früheren Zeiten die Fan. Bei allen Völkern der Ostküste bis zum Seengebiet, von den Somali im Norden bis zu den Zulu im Süden finden wir beide Bewaffnungsarten vertreten; hier jedoch scheiden sich die Stämme ziemlich streng in jene, welche Speer, und jene, die Bogen führen. Letztere sind meist die unterjochten, schwächeren Völker, während die nomadisirenden kriegerischen Hirtenvölker den Speer führen, welcher auch den Bogen immer mehr zurückdrängt. Im ganzen grossen Gebiete des Senegal, des Niger, des Congo und die Westküste entlang bis zum Caplande findet man beide Bewaffnungsarten ziemlich gleichmässig im Gebrauche; bei den meisten Völkern dieser Gebiete gilt jedoch der Speer als die vorzüglichere Waffe. Ausschliessliche Bogen-Pfeilschützen sind die Buschmänner des Kalaharigebietes, die von Serpa Pinto geschilderten Mukussequere nördlich von denselben, ferner die Akkoà im Ogowegebiet, die Wahoa im Congogebiet, die Akka, sowie ein kleines Gebiet im Nordwesten des Tschadsees. Es ist wahrscheinlich, dass eine bessere Bekanntschaft mit den Regionen der nördlichen und südlichen Zambesizuflüsse diese in culturhistorischer Beziehung interessanten Oasen noch vermehren wird.

Die militärisch mehr oder weniger besser organisirten Völker Afrikas, welche auch die Staatengründer sind, bedienen sich nach Ratzel vorzugsweise des Speeres und des Schwertes. Bogen und Pfeil sind die vorwiegende Hauptwaffe der schwachen Jägervölker. Ratzel gibt aber durchaus nicht zu, dass letztere etwa dadurch als Urbevölkerung anzusehen sind. Nach ihm hängt die Art der Bewaffnung mehr mit der Lebensweise und der socialen und militärischen Organisation zusammen. Er glaubt „aus der Verbreitung der wichtigsten Waffen der Afrikaner schliessen zu können, dass die Ethnographie Westafrikas überhaupt nicht ohne die Voraussetzung jüngerer, von Osten ausgegangener Einwirkungen zu verstehen sei". Ein kleines Kärtchen illustrirt in grossen Zügen die hier andeutungsweise geschilderten Verhältnisse. **Heger.**

33.

Internationales Archiv für Ethnographie. Herausgegeben von Dr. Christ. Bahnson in Kopenhagen, Prof. Guido Cora in Turin, Dr. G. J. Dozy in Noordwijk bei Leiden, Prof. Dr. E. Petri in St. Petersburg, J. D. E. Schmeltz in Leiden, Dr. L. Serrurier in Leiden. Redaction: J. D. E. Schmeltz. Verlag von P. W. M. Trap, Leiden.

Mit aufrichtiger Freude haben wir das Erscheinen dieser Zeitschrift begrüsst; ist dasselbe doch ein neuer Beweis dafür, wie rasch das Wachsen und Emporblühen unserer noch so jungen Wissenschaft ist. Eine Anzahl von Männern, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt wohl bekannt sind, haben sich zusammengethan, um unter bewährter Führung ein Organ zu gründen, das in Bezug auf Ausstattung mit guten Abbildungen selbst weitgehenden Ansprüchen genügen soll. Wer nur einigermassen über die Kosten der Herstellung guter Farbentafeln Bescheid weiss, der wird die Uneigennützigkeit des Herrn Verlegers, der das Inslebentreten dieses schönen Unternehmens ermöglichte, zu würdigen wissen.

Auf den Prospect, welcher von Dr. A. Bastian und Dr. L. Serrurier einbegleitet ist, sind rasch hintereinander zwei Hefte gefolgt, so dass wir gleich in der Lage sind, das in ersterem in Aussicht Gestellte praktisch beurtheilen zu können. Die Hauptaufgabe des Archivs soll in der Beschreibung und Abbildung von ethnographischen Gegenständen bestehen. Nur Einzelnen war es bisher vergönnt, sich durch eingehende Musealstudien einigermassen eine Uebersicht der in den verschiedenen Museen zerstreuten ethnographischen Gegenstände zu verschaffen. Die Musealgegenstände sollen nun allmälig allen Fachmännern durch gute Abbildungen und genaue Beschreibung zugänglich gemacht werden. Eine schöne und grosse Aufgabe, für die wir dem leitenden Redacteur, der wie Wenige die Bedürfnisse seiner Fachgenossen kennt, zu besonderem Danke verpflichtet sein müssen. An diese Hauptaufgabe soll sich die Beschreibung der Ergebnisse von Reisen, welche zu ethnographischen Zwecken unternommen wurden, anschliessen, ferner Discussionen über die Provenienz älterer ethnographischer Gegenstände, Berichte über Erwerbungen der verschiedenen Museen, kleine Notizen, Fragen und Antworten, sowie Personalnachrichten. Endlich sollen auch Literaturberichte gebracht werden. Die Aufsätze erscheinen in deutscher, französischer, englischer und holländischer Sprache. Wir ersehen daraus, wie umfassend das Programm des Archivs ist; es wird die Aufgabe der Redaction sein, dasselbe in weisem Masse derart zu beschränken, dass die wesentlichen Aufgaben immer die Hauptsache bleiben.

Ein Punkt dieses Programmes scheint uns etwas zu weit hergeholt zu sein, nämlich die in Aussicht genommene Aufnahme streng prähistorischer Artikel, wenigstens so weit dieselben Europa betreffen. Hier wird die grösste Beschränkung nur auf solche Arbeiten, welche directe Beziehungen zur heutigen Ethnographie haben oder auffallende Aehnlichkeiten zwischen prähistorischen und ethnographischen Objecten zum Gegenstande ihrer Darstellung machen, am Platze sein, wenn das Archiv nicht weit über seinen Rahmen hinausgreifend seine eigentliche Hauptaufgabe schädigt. Doch wir vertrauen in dieser Richtung ganz dem Redactions-Comité, das gewiss den richtigen Weg für solche Fälle finden wird.

Um auf den Inhalt der ausgegebenen zwei Hefte zu kommen, so erwähnen wir zuerst einer trefflichen Arbeit Dr. Serrurier's, welche mit Recht an der Spitze der neuen Zeitschrift steht: „Versuch einer Systematik der Neu-Guinea-Pfeile". Der ausgezeichnete Director des ethnographischen Reichsmuseums zu Leiden versucht in derselben, etwas Ordnung in die vielgestaltigen Pfeile der Papua-Insel zu bringen, indem er das reiche, ihm zur Verfügung stehende Material zuerst nach einem künstlichen System anordnet, um dasselbe dann in natürliche Gruppen zu bringen. Eine Vollendung dieser Arbeit wird erst möglich sein, wenn die in den verschiedenen Sammlungen zerstreuten, von den beschriebenen abweichenden Pfeilformen bekannt sein werden. Eine zweite Abhandlung von S. W. Tromp bringt interessante Mittheilungen über die Mandaus, i. e. die charakteristische Schlagwaffe der Dayaks, speciell jener von Kuti. In derselben wird namentlich die Bedeutung der interessanten Profilverzierungen

am vorderen Ende des Schwertrückens erklärt, sowie das in der verschiedensten Stylisirung auftretende Griffende (Menschenkopf) beschrieben.

Das zweite Heft bringt einen Aufsatz von J. Büttikofer über: „Die Eingebornen von Liberia", mit einer Anzahl guter Abbildungen ethnographischer Gegenstände von dort, und eine Abhandlung über „Pferde und Naturvölker" von Dr. B. Langkavel in Hamburg.

Indem wir dem Archiv, das sich durch diese beiden Hefte in der günstigsten Weise eingeführt hat, den besten Erfolg wünschen, schliessen wir diese Anzeige, um bei nächster Gelegenheit auf den Inhalt dieser und der weiteren Hefte ausführlicher zurückzukommen. **Heger.**

34.

Vreeland Ch. E. and Bransford J. F. Antiquities at Pantaleon, Guatemala. Smithsonian Report for 1884, pag. 719 ff.

Enthält eine Beschreibung mit Abbildungen mehrerer merkwürdiger Sculpturen aus Basalt oder Lava, die eine Anzahl menschlicher Köpfe darstellen. Dieselben weichen von allen bisher bekannten altamerikanischen Sculpturen wesentlich ab, so dass sie sich weder mit den hiefür in Betracht kommenden Alterthümern von Nicaragua, noch mit den phantastischen Monolithen von Copan vergleichen lassen.

Heger.

35.

Ploss, Dr. H. Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien. Zweite, stark vermehrte Auflage. Nach dem Tode des Verfassers bearbeitet und herausgegeben von Dr. Max Bartels. Mit 7 lithographirten Tafeln, dem Porträt des Dr. H. Ploss in Lichtdruck und 107 Abbildungen im Text. 2 Bde. Leipzig. Th. Grieben's Verlag (L. Fernau). 1887—1888.

Es gibt Bücher, deren man wie eines frohen Tages im Jahre gedenkt. Von vorliegendem Werke muss man aber sagen, dass sein Erscheinen einen Festtag in unserer Wissenschaft von der Völkerkunde bedeute. Wie eine Sturmflut steigt und schwillt seit 50 Jahren die ethnographische Literatur. Aus aller Herren und auch aus den herrenlosen Ländern strömen uns fortwährend neue Nachrichten über Sitten und Bräuche der Völker zu. Von Zeit zu Zeit ist es unbedingt nothwendig, eine gründliche Umschau und Sichtung der gewonnenen Materialien zu halten. So wird sich die Wissenschaft ihres Besitzes bewusst, und man gewinnt feste Stützpunkte, um den Besitz nutzbar zu machen. Mit kundigem Blick und umfassendstem Sachverständniss für ethnographische Fragen ausgerüstet, hatte Ploss zum Vorwurf seiner Studien: „die Trägerin der Cultur innerhalb der Familie, das Weib" sich auserwählt. Seine Absicht ging dahin, das ihm zu Gebote stehende Material lediglich im Lichte der modernen Anthropologie und Ethnologie, also vom rein naturwissenschaftlichen Standpunkte aus, zu sichten und dem Verständnisse eines Leserkreises zugänglich zu machen, dessen Sinn und Bildung für dergleichen Studien empfänglich und vorbereitet sind. Unter Berücksichtigung der Einflüsse von Culturbedingungen zog Ploss das geistige Vermögen des Weibes, sein Denken und Empfinden als einen Theil der Geisteswissenschaft in den Bereich der Betrachtung. Nach anderer Richtung hin eröffnete er Einblicke in die unter dem Einflusse von Klima, Lebensweise u. s. w. stehenden sexuellen Beziehungen des weiblichen Geschlechtes von der Reife und Empfängniss an bis zur Erzeugung und ersten Pflege des Kindes, ein wichtiges Capitel der Biologie und Entwicklungsgeschichte des Weibes bis zur Mutterschaft. Sodann schilderte er die sociale Lage, in welcher wir das Weib bei der culturellen Entwicklung des Menschengeschlechtes zu allen Zeiten und bei allen Racen finden.

Die uns nun vorliegende, von Dr. Bartels besorgte Auflage zeigt durch Berichtigungen und Vervollständigungen einen in jeder Hinsicht erfreulichen Fortschritt. Alle die vielen Beziehungen des Weibes, welche sich ausserhalb der Geschlechtssphäre im engeren Sinne befinden, waren bei Ploss unberücksichtigt geblieben. Bartels hat diese Lücke auszufüllen verstanden. So hat nun auch das geschlechtsreife Weib im Zustande der Ehelosigkeit, das Weib als Witwe, das Weib in seinem Verhältnisse zu den nachfolgenden Generationen als Mutter, Stiefmutter, Grossmutter und Schwiegermutter, das Weib in den Jahren des Verblühens und das alternde Weib seine volle Berücksichtigung gefunden, und wir begleiten nun das Weib vom Mutterleibe an durch alle seine Lebensphasen bis in die Jahre des Greisenalters und selbst bis in den Tod hinaus.

Mit welcher Gründlichkeit die zwei Verfasser vorgegangen, ersieht man schon aus dem Verzeichniss der benützten Quellenwerke, welches an fünfzehnhundert Nummern aufweist und einen Zeitraum von mehr als dreitausend Jahren umspannt. Nur der selber producirende Fachmann vermag es annähernd zu beurtheilen, was für ungeheuerer Wust verschiedenster Bücher aus allen Zeiten sorgfältigst durchgestöbert und durchgeprüft werden muss, ehe man das brauchbare Material zusammenbringt. Man hat gegen Ploss den Vorwurf der Compilation, worunter man auch stillschweigend Mangel an Kritik anzudeuten beliebt, erhoben. Das Wort ‚Compilation' ist hier durchaus unstatthaft, und wer es in diesem Falle gebraucht, beweist nur, dass er selber ein schwaches Urtheil besitzt. Wie gewinnt man denn Materialien? Und gilt das Verarbeiten von solchen Materialien nicht als wissenschaftliche Arbeit? Und ist etwa nicht die Grundlage jeder umfangreicheren wissenschaftlichen Studie überhaupt Compilation? Von dem Vorwurf der Kritiklosigkeit rechtfertigt Bartels sehr sachgemäss und vernünftig seinen Vorarbeiter und sich. Seine Worte möge sich jeder Fachgenosse wohl merken. Darum wiederholen wir sie: „Es ist mit dieser sogenannten Kritik eine ganz eigene Sache. Der Herausgeber hat sich bei Gelegenheit von Studien auf anderen Gebieten wiederholentlich davon zu überzeugen vermocht, dass die eine oder andere Angabe eines Autors ganz nach der zur Zeit gerade herrschenden allgemeinen, wissenschaftlichen Strömung als lächerlich und unglaubwürdig hingestellt wurde, während spätere Beobachtungen ihre buchstäbliche Richtigkeit in vollem Masse bestätigten. Zuerst aus den wissenschaftlichen Werken ausgemerzt und verachtet, kamen sie nun plötzlich wieder zu Ehre und Ansehen .... Und wenn

nun wirklich über dasselbe Volk zwei Forscher ganz entgegengesetzte Aussagen machen, welcher von ihnen ist der Glaubwürdigere? Haben sie nicht vielleicht alle Beide ganz richtig beobachtet, und nur die Gebräuche des betreffenden Volkes hatten sich geändert, oder es kommt eben alles beides Beobachtete vor? Man kann daher nach meiner Meinung mit dieser sogenannten Kritik nicht vorsichtig und zurückhaltend genug zu Werke gehen."

Der Inhalt des Werkes ist bei aller Knappheit in der Darstellung ein so erdrückend mannigfaltiger, dass man füglich von der Besprechung einzelner Abschnitte absehen muss. Dieses Buch ist nicht abgeschlossen und kann derzeit gar nicht abgeschlossen werden. Jedes Capitel für sich wird für den Specialethnographen eines Volkes die Grundlage specieller Untersuchungen bilden. Die Meister haben in grossen Zügen, doch immer durchsichtig und verständlich den Grundriss geschaffen; ausbauen werden aber die Werkmeister müssen.

Krauss.

36.

Höfler, Dr. M. Volksmedicin und Aberglaube in Oberbayerns Gegenwart und Vergangenheit. Mit einem Vorworte von Friedrich Hellwald. München, Ernst Stahl sen. 1888.

„Diese Blätter behandeln unsern Gegenstand in einem räumlich zwar eng umgrenzten Gebiete, in diesem aber dafür desto umfassender, eindringlicher, und es ist ganz erstaunlich, welche Fülle von Belehrung sich schon aus diesem schöpfen lässt. Würden sie dazu aufmuntern, ähnlichen Untersuchungen in den übrigen Theilen der uns zugänglichen Erde nachzuhängen, so müsste der Gesammtgewinn ein riesiger sein." Diesen Worten Hellwald's wird jeder Fachmann freudig beipflichten. Dieses Buch ist ein würdiges Seitenstück zu Dr. Fossel's „Volksmedicin in Steiermark", nur an Materialien reicher und vielseitiger als letzteres Werk. Bemerkenswerth sind in der Einleitung die knappen geschichtlichen Angaben über medicinische Wissenschaft im Mittelalter. Zutreffend ist Höfler's Wort: „Jede Culturperiode hat ihre Spuren hinterlassen, jedes ärztliche Schulsystem (wie z. B. die Signatura rerum) spukt darum da und dort jetzt noch", und die Beobachtung, dass schon gegenwärtig in der Volksmedicin ein Fortschritt vom „Gesundmachenden" zum „Gesunderhaltenden" vorhanden sei. Das I. Capitel behandelt: „Frühere Cult-Handlungen und Gegenstände als Volksheilmittel". „Das Blut wurde zum Heilmittel durch culturelle Blutopfer" (S. 9). „Die culturelle Wunde wurde zum Cult-Bundeszeichen" (S. 10). Blumennamen der Alpenflora als Erinnerung an den Cult der saligen Fräulein (S. 11 ff). Letztere kommen bei den Slovenen unter dem Namen Želik žene vor. Das Rossopfer (S. 17). Die „Muettern", krötenähnliche Wachsfiguren, finden sich in Capellen der hl. Kummerniss vor. Hechsen und die Trud (S. 20 ff). Im Jahre 1749 wurde die letzte Hexe, eine 90jährige Nonne, in Würzburg verbrannt. Sehr merkwürdig sind die Zaubersprüche (S. 31—35). Das umgekehrt gesprochene Gebet ist ein Zugeständniss an den Teufel. (Abbeten, Wenden.) Wichtig ist die bibliographische Notiz S. 34. N. I. Aus: „Der wahre geistliche Schild" (Av. 1647 impress. und 1802!!) hat unzweifelhaft auch der südslavische Volksglaube durch Vermittlung der Geistlichkeit geschöpft. Der Beweis ist leicht zu erbringen. So wurde in dieser Hinsicht, um mich volksthümlich auszudrücken, wirklich „der Teufel durch den Satan vertrieben". Das Abringeln (S. 36 f). Amulete: der Hasenlauf, der Schwindbeutel, der Bluteisenstein. Die blossen Schlagworte aus dem Inhalt dieses Buches würden mehrere Spalten füllen. Das Buch ist vortrefflich und grundlegend und ein höchst werthvoller Beitrag zur Volkskunde. Bemerken will ich etwas besonders Auffälliges. Die Capitel über „Urin und Koth" (S. 167 ff.) und „Leichentheile und Gräber" (S. 169 ff.) haben fast wörtlich auch für den südslavischen Volksglauben volle Geltung. Dem Buche sind zwei: „Das Krötenamulet" und den „Judenburger Votivopferwagen" darstellende Photographien beigegeben.

Krauss.

37.

Gešov, Iv. Ev. Zadrugata v zapadna Blgarija (Die Hausgemeinschaft in Westbulgarien.) Sofija 1888, S. 24. gr. 8°.

Gešov knüpft an den „wohl heftigen, doch keineswegs unverdienten Vorwurf", welchen ich den Bulgaren (in diesen Mitth. Bd. 1887) wegen ihrer Gleichgiltigkeit gegenüber der Erforschung ihres Volksthums gemacht, begründet die Richtigkeit meines Tadels und verspricht, soviel es an ihm liegen werde, die Sache gutzumachen. Vorliegendes Schriftchen muss man wirklich freudig begrüssen, weil es uns über die bulgarische Hausgemeinschaft, über deren Vorkommen wir bisher gar nicht unterrichtet waren, dankenswerthe Belehrung ertheilt. „Selbst um Sofija herum gibt es Dörfer, wo die Zadruga vorkommt" (S. 7). Gešov scheint aber die Zadruga bei den Bulgaren in vortürkischer Zeit anzuzweifeln, weil bis auf ein fragliches Zeugniss aus dem XII. Jahrhundert, wo ein griechischer Schriftsteller das Wort drungos vielleicht im Sinne von Zadruga gebraucht, keine weiteren Belege aufzutreiben sind. In Macedonien soll dagegen noch heutigentags die Zadruga nicht blos auf Dörfern, sondern sogar in Städten gewöhnlich sein. Die Sache muss noch genauer erforscht werden. In den Kreisen von Sofija, Trnovo und Küstendil (West-Bulgarien) sei die Zadruga häufigst anzutreffen. Im Dorfe Gornja Banja (oberes Bad) existirt die Hausgemeinschaft Božovi von 35 Seelen. Es sind ihrer sechs Brüder in einem Hause: der eine ist Priester, der andere Ackersmann, der dritte Schäfer, der vierte Wassermüller, der fünfte Wirth, der sechste Schneider. Sie haben ein Haus und eine Casse gemeinsam. Die Frau des Hausvorstandes Theodor ist die Hauptschaffnerin. Im Dorfe Dragalevci bei Sofija sind zwei blühende Zadrugen, die Alulovi und Dánevi, die ersteren zählen 36, die letzteren 34 Seelen. In Pernik ist eine Zadruga von 41 Seelen (Poučevi mit Namen). Der Hausvorstand Dojčin war zugleich auch Director der Sofijaer Ackerbaucassa. Seine Gage lieferte er redlich der Hausgemeinschaft ab. Bei den Serben und Croaten thäte es kein Mitglied der Zadruga, denn Privatverdienst gilt als Sondereigenthum. Danach würde die bulgarische Hausgemeinschaft eine ältere Form dieser Institution repräsentiren. In Dolna Sikira (Untere Axt)

zählt die Zadruga Dedini Pejni 55 Seelen. Merkwürdig ist eine Notiz (S. 12), wonach in Planinica der Zadruga Velikini eine Frau: baba Velika der Hausvorstand der Gemeinschaft war. So ein Fall aus der serbischen Zadruga ist kaum erhört.

Für Hausgemeinschaft sagt der Bulgare um Sofija herum nicht etwa Zadruga, sondern Kupština (Versammlung, Gemeinsamkeit). Das Wort Zadruga hält Bogišić als nicht volksthümlich. Ich selber war noch in „Sitte und Brauch der Südslaven" dieser Ansicht, doch fand ich es später auf meiner Reise in Bosnien auch im Volke localisirt und zwar bei den Katholiken in der Majevica und bei den Mahommedanern in Doljni Vakuf, sonst nicht.

Die Rechte und Pflichten des Hausvorstandes und der Schaffnerin sowie der übrigen Mitglieder der Hausgemeinschaft sind die gleichen wie bei den Serben und Croaten. Die Mädchen werden meist ausgeheiratet, nicht selten aber nimmt die Gemeinschaft zwei, drei Eidame ins Haus auf. Die Frauen, die wegheiraten, sind gar nicht erbberechtigt in Bezug auf unbewegliche Habe. Die Mädchen bekommen aus der gemeinsamen Casse einen Ausstattungsbeitrag von 50—120 Levs (Francs). Die Darstellung des Rechtsorganismus der Hausgemeinschaft ist hübsch, nur wären uns mehr Belege erwünscht. Zum Schluss erhebt Gešov Klage über den rapiden Verfall der Institution und plaidirt für die Erhaltung derselben. **Krauss.**

38.

Böhme, Franz M. Geschichte des Tanzes in Deutschland. Beitrag zur deutschen Sitten-, Literatur- und Musikgeschichte. Nach den Quellen zum erstenmal bearbeitet von —. I. Darstellender Theil. 1886. II. Theil: Musikbeilagen: Tanzlieder und Tanzmelodien von älterer Zeit bis zur Gegenwart. Leipzig 1887. Breitkopf und Härtel.

Dieses Werk gibt die erste zusammenhängende Darstellung alles dessen, was auf deutschen Tanz der Vorzeit sich bezieht; es ist eine ausführliche, genauer gesagt, die ausführlichste, mit zahllosen Belegen versehene Beschreibung der deutschen Tänze. Die Einleitung bespricht den Begriff, die Entstehung und die Arten von Tanz und die ältesten Ausdrücke für Tanz. Nur der Mensch kann, nach Böhme's Definition, tanzen. Die Erfinder der Tänze sind, wie die Verfasser der Volkslieder, längst vergessen. Melodien wurden in ältester Zeit nur mit Worten gesungen. So entstanden Tanzgesänge. Der Tanz ist auch Heiratsvermittler. Ursprünglich mag der Tanz wohl die primitivste Art gegenseitiger Liebesbewerbung vorgestellt haben. Nach ihrem Zwecke und Inhalte theilt Böhme alle Tänze der Vorzeit und Gegenwart ein in: religiöse, in Kriegstänze, Theater- und Gesellschaftstänze. Der Schwertertanz ist nicht specifisch deutsch, sondern vielmehr international. Vor drei Jahren sah ich sogar in der Hercegovina (Žitomislići) von Bauern bei der Kirmess einen solchen Tanz aufführen. Die Fest- und Opfertänze der Germanen (S. 9 ff.), die Begräbnisstänze und der Tanz in der germanischen Sage (Elben- und Nixen-, Riesen- und Zwergentänze) werden gründlichst besprochen. Zutreffend vergleicht Böhme den ältesten Tanz der Germanen mit unserem heutigen Kinderreigen, welches dem südslavischen Kolo gleichkommt. Beachtenswerth ist die Verwünschung heidnischer Tänzer im 11. und 12. Jahrh. (S. 19 ff.), die Schilderung des Hexentanzes und des Geister- oder Seelentanzes, den man mit dem südslavischen Movje-Tanz und dem Vilinsko kolo identificiren darf. Das III. Capitel behandelt den Tanz zur Minnesingerzeit (12.—14. Jahrh.). Besonders interessant ist Capitel IV, die Tanzwuth im Mittelalter (14. und 15. Jahrh.) behandelnd, welche ihr Analogon in der jakutischen Merjakerei derzeit findet. Wichtig ist die Erklärung des Todtentanzes (Cap. V). Die folgenden Abschnitte behandeln den deutschen Tanz (Bauerntanz) im 14.—16. Jahrh., reproduciren die Urtheile und Predigten über Tanz im Mittelalter bis zur Neuzeit, die obrigkeitlichen Verbote gegen das Tanzen u. s. w. und geben eine klare Uebersicht über allerhand Volkstänze, die noch jetzt zuweilen getanzt werden (Cap. XIII). Den Ethnographen werden besonders anregen Cap. XVI: Tanzmusik und Tanzmusiker, und Cap. XVII: Fortleben der alten Volksreigen im Kinderspiel. Angesichts der kolossalen Arbeit, die uns der erste Theil darbietet, wäre es ein Vergehen, gegen Böhme im Einzelnen nach bekannter aber unbeliebter Weise zu polemisiren. Eine Bemerkung kann ich aber doch nicht unterdrücken. Böhme räumt, von einer seltsamen Bescheidenheit befangen, den Slaven und Romanen einen zu breiten Einfluss auf die Entwicklung des deutschen Tanzes ein, während in Wahrheit besonders der Slave den Kunsttanz erst von dem culturell höher stehenden Deutschen gelernt, worauf der Deutsche mitunter seinen eigenen Tanz etwas modificirt zurückerhalten hat. Ich traue mir zu, dass ich schon jetzt dafür den Nachweis zu erbringen im Stande wäre. Endgiltig könnte die Frage erst entschieden werden, wenn uns sowohl über die slavischen als über die romanischen Tänze solche gediegene Werke wie Böhme's über den deutschen Tanz vorlägen. Leider ist gerade seitens der Slaven keine Aussicht auf Erfüllung unseres Wunsches zu gewärtigen. Im II. Theile sind die meisten Melodien vom 13. bis 17. Jahrhundert von Böhme selber mühsam gesammelt, aus alten Notationen entziffert und hier zum erstenmal veröffentlicht. **Krauss.**

39.

Hoernes, Dr. Moriz. Dinarische Wanderungen. Cultur- und Landschaftsbilder aus Bosnien und der Hercegovina. Mit fünfzig zum Theil nach Skizzen des Verfassers ausgefertigten Abbildungen und einer Karte. Wien. Carl Graeser, 1888.

Dr. Hoernes bietet uns hier eine Sammlung seiner kleineren in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten Aufsätze und Abhandlungen archäologischer und culturhistorischer Art über Bosnien und die Hercegovina. Neu hinzugekommen sind viele schätzenswerthe ethnographische Schilderungen. Die geologische und klimatische Beschaffenheit des Balkans ist der Ausgangspunkt seiner Betrachtungen. Daraus sucht er mit Recht die Eigenthümlichkeiten der Aeusserungen südslavischen Geistes in alter und neuer Zeit zu erklären. So gelangt er unabsichtlich auch auf das Gebiet der Geschichte.

Seine Weise der Geschichtsbetrachtung verdient umsomehr eine ernste Würdigung, als er der Erste ist, welcher sich in Bezug auf die Südslaven von den unzuverlässigen schriftlichen slavischen Ueberlieferungen frei zu machen gewusst hat. Seine herrlichen landschaftlichen Schilderungen sind auch für das Verständniss des südslavischen Guslarenliedes höchst werthvoll. Dr. Hoernes hat nämlich den grossartigen landschaftlichen Hintergrund aufzuzeichnen verstanden, auf welchem sich die Begebenheiten der südslavischen Guslarenlieder abspielten. Man wird dieses Buch als einen erfreulichen Commentar zu jeder Sammlung südslavischer Volksüberlieferungen mit Nutzen lesen. Dr. Hoernes ist als Berichterstatter über Ethnographisches am zuverlässigsten, wo er Selbstgesehenes beschreibt oder abbildet, so z. B. Volksspiele, Ackergeräthe, Haus und Hof und Gegenstände des häuslichen Gebrauches und nicht zum Geringsten die alten Denksteine, über deren Kunstwerth er ein sehr abfälliges Urtheil abgibt. Anfangs wurde deswegen Dr. Hoernes von den Südslaven über die Maassen geschmäht, in jüngster Zeit aber hat er bei den Einsichtigeren die gebührende Anerkennung gefunden (vergl. Bosanska Vila 1888, Nr. 4–5) als der erste wissenschaftliche und grundlegende Erklärer jener merkwürdigen Grabdenkmäler. Mag sich der Folklorist mit Dr. Hoernes' Deutung der Volksüberlieferungen sonst auch nicht einverstanden erklären, das Eine wird man ihm aber immer gerne einräumen, dass er eine Menge wichtiger Fragen über Herceg—Bosna in frischen Fluss gebracht hat. Alles Lob verdient die beigegebene, sorgfältigst ausgeführte Landkarte. **Krauss.**

40.

Haberlandt, Michael. Der altindische Geist. In Aufsätzen und Skizzen. Leipzig. Verlag von A. G. Liebeskind, 1887.

Die Aufsätze und Skizzen, welche der Verfasser hier zu einem Bande vereinigt hat, beleuchten das indische Geistes- und Culturleben nach sehr verschiedenen Richtungen. Namentlich hat es sich Haberlandt zur Aufgabe gemacht, den Fäden nachzugehen, welche unser Culturleben mit dem altindischen verbinden. So zeigt er z. B. in dem Aufsatz „Der Geist des Schachspiels", wie dieses Spiel ganz und gar das Gepräge des indischen Geistes trägt. „Der indische Fridolin", „Der Mann im Brunnen", „Goethe's indische Legenden" sind hübsche Beiträge zur Märchenforschung. Auch auf das Gebiet der Mythologie begibt sich der Verfasser. Sehr treffend ist insbesondere, was derselbe über Gott Amor sagt. Die Pfeile des Eros sind gewiss nicht anders zu erklären, als die Pestpfeile des Apollo. Und diese Erklärung dürfen wir wohl auch für den indischen Kâma gelten lassen. Der Aufsatz „Indischer Bergcultus" handelt zwar mehr über Bergpoesie als über Bergcult, gibt aber sehr treffende Beobachtungen über das Naturgefühl bei den Indern. Die Studie über „Die indische Frau" möchte wohl besser „Die Frau in der indischen Poesie" betitelt sein. Zu allen Zeiten und bei allen Völkern hat ja die Frau in der Poesie eine ganz andere Behandlung erfahren als im wirklichen Leben. Das ist auch in Indien der Fall: in der Poesie ist sie Alles, im Leben eine Null, die mit dem Tode des Mannes ihre Existenzberechtigung verliert. In Haberlandt's Darstellung erscheint das Los der indischen Frau allzu rosig. Am glücklichsten ist der Verfasser, wo er sich in den Geist der indischen Poesie versenkt — ich verweise auf die schönen Essays: „Die Lotusblume", „Der Diamant in Indien" und auf die vielen feinen Bemerkungen in den Skizzen und Aphorismen. Wenn auch das Buch zunächst dazu bestimmt ist, ein grösseres Publicum für unsere Wissenschaft zu interessiren, so wird doch auch der Fachgelehrte manche Belehrung und viel Anregung darin finden.

Winternitz.

41.

Baumann, Dr. Oscar. Eine afrikanische Tropen-Insel. Fernando-Póo und die Bube. Wien, Verlag von Hölzel. 1888.

Der Verfasser gibt uns zuerst ein übersichtliches Bild der Natur- und Bevölkerungs-Verhältnisse der kleinen Vulkaninsel. Für uns kommen hauptsächlich nur das V. und VI. Capitel in Betracht, welche beide von den ethnologischen Verhältnissen derselben handeln. Die Gliederung der Bube in zwei Stämme Mbuau und Mbariawata kann Baumann nicht bestätigen; er will sie höchstens für die Vergangenheit gelten lassen. Die Zahl der Bube gibt er mit 20—25.000 Seelen an. Dann folgen Nachrichten über die Verwandtschaft und die Dialekte der Sprache. Interessant ist das fünfstellige und sogar auch sechsstellige Zahlensystem. Bei der Erörterung der Bekleidung ist besonders der Excurs über die Schmuckgegenstände, von welchen wieder die Muschelsplitter am wichtigsten sind, werthvoll. Interessante Aufschlüsse bietet das Buch über die Bauart der Häuser, welche in Versammlungs- und Wohnhäuser zerfallen. Die aus Amerika und Afrika importirten Gewächse fehlen, insbesondere auch der Maniok, was noch mit vielem Anderen für die lange Isolirung der Bube spricht.

Was das Geistesleben der Bube betrifft, so bewegt sich dasselbe auf dem breitgetretenen Pfade der meisten Naturvölker. Bemerkenswerth ist, dass bei der Geburt keine besonderen Ceremonien gebräuchlich sind, worin die Bube von den meisten Völkern abweichen. Die räumliche Absonderung der beiden Geschlechter während der Jugendzeit, die Vielweiberei, der Brautkauf, sind alles wohlbekannte Züge aus der Völkerpsychologie. Die Beschneidung ist nicht bekannt, Geschwisterehen häufig; die Moralität ziemlich hoch, das Eheleben relativ günstig. Die musikalischen Anlagen sind dürftig, die Tänze werden bei Tage ausgeführt, bieten aber nichts Bemerkenswerthes. Die Verfassung einfach centralistisch. Der oberste Chef ist Moke, welcher die Bube geeinigt, die Kriege abgeschafft und statt dieser Volksversammlungen zur Schlichtung der Streitfälle, bei welchen freilich abergläubische Elemente grosse Rolle spielen, eingeführt hat. Sonst hat auch jedes Dorf einen eigenen Chef, unter welchen sich auch nicht selten weibliche finden. Die religiösen Anschauungen äussern sich in der Verehrung von Naturgeistern. Ueber religiöse Gebräuche und Ceremonien finden wir wegen Mangel an Nachrichten nur wenige Worte.

Das Buch ist frisch geschrieben und macht den Eindruck der grössten Zuverlässigkeit. Wir können es nicht nur zum Lesen, sondern auch zur Nachahmung für andere Reisende, welche kleinere Gebiete bereisen, empfehlen.

Plischke.

Urgeschichtliche Forschungen

in der

Umgegend von Wies in Mittel-Steiermark.

III.

Fortsetzung des Berichtes über die Grabungen in den Jahren 1881, 1882 und 1883.

Von

V. Radimský und J. Szombathy.

Wir schliessen mit dieser Fortsetzung unmittelbar an die früheren Abtheilungen unseres Berichtes an und erlauben uns bezüglich der Situation der Tumulusgruppen auf den I. Bericht und die zu demselben gehörige Karte (Mitth. d. Anthrop. Ges. Bd. XIII, p. 41 u. Taf. IX) sowie auch auf die Einleitung zum II. Berichte (Mitth. d. Anthrop. Ges. Bd. XV, p. 117) zu verweisen. Auch das an letzterer Stelle bezüglich der Situationspläne der einzelnen Nekropolen, der Bezeichnung der einzelnen Tumuli und der im Fundberichte gebrauchten Abkürzungen Gesagte hat für das Folgende Geltung.

B. Tumuli der römischen Periode.

Die der römischen Periode zugerechneten Tumuli sind in Bezug auf ihre Altersstellung durch die in ihnen gefundenen Beigaben vollkommen sicher bestimmt. Die Thongefässe, welche in den der Hallstattperiode zugeschriebenen Grabhügeln durchwegs aus freier Hand gefertigt waren, sind nunmehr — soweit nicht Ausnahmen besonders angemerkt sind — nach der heutzutage noch geübten Töpfertechnik auf der schnellrotirenden Drehscheibe geformt, welches Verfahren die Römer nach der Besitzergreifung der Alpenländer deren Bewohnern lehrten.

Die Ausnahmen, welche wir nachweisen wollen, haben wir bereits bei früheren Gelegenheiten [1]) erwähnt. Gewisse Tumuli enthalten nämlich neben den Zeugen römischer Cultur Ueberbleibsel der früheren Cultur ihrer Erbauer. Wir waren zuerst geneigt, diese Tumuli in einem besonderen (dritten) Capitel zu besprechen. Nach Erwägung aller Umstände glauben wir aber, dass eine so weit gehende Unterscheidung und Abtrennung nicht dem wirklichen Verhältnisse entsprechen würde und werden daher diese Vorkommnisse in dem Rahmen des gegenwärtigen Capitels behandeln.

[1]) J. Szombathy, vorläufiger Bericht, Mittheil. d. A. G. Bd. XII, p. 178, ferner V. Radimský, I. Theil dieses Berichtes, Mitth. d. A. G., Bd. XIII, p. 55 und endlich II. Theil dieses Berichtes, Mittheil. d. A. G. Bd. XV, p. 118.

Gemeinde Untergreith.

Nahe am Rande einer nordöstlich in das Saggauthal abfallenden Terrasse finden sich im Ortsschusterwalde in zwei Reihen angeordnet 11 Tumuli, von denen zwei schon früher geöffnet worden waren und etwa 160 m nördlich davon im Ujzingerwalde ein einzelner, intakter Tumulus vor. Einen Hügel der grösseren Gruppe, sowie den einzelnen Tumulus hat Radimský untersucht.

Ortsschusterwald. Tumulus Nr. 1. D = 10·3 m H = 1·8 m.

In der ganzen Masse der Anschüttung kamen zerstreut kleine Stückchen und Nester von Holzkohle, jedoch keine geschlossene Brandschichte und keine Knochenreste vor. Im Nordwest-Theile des Hügels wurden 20—30 cm tief unter dem Rasen einige zerstreute Thongefässfragmente, sonst aber gar keine Beigaben gefunden.

Ujzingerwald. Tumulus Nr. 1. D = 12 m, H = 1·1 m.

Auch dieser Hügel enthielt keine Kammer, keine Brandschichte und keine Knochenreste, sondern nur in der ganzen Masse vertheilte kleine Holzkohlennester. An Beigaben wurden blos in den oberen Schichten bis zu 50 cm Tiefe zerstreute Scherben

von mindestens 3 Thongefässen, welche jedoch ihrer Lage nach schon als Scherben in die Anschüttung gekommen sein mussten, gesammelt.

An keinem dieser zwei Hügel konnten die Spuren einer früheren Oeffnung beobachtet werden. Eine weitere Untersuchung der Ortsschusterwaldgruppe scheiterte an dem Widerstande der Waldbesitzerin. Das Resultat dieser Grabung besteht in der durch die charakteristisch römischen Thonscherben gegebenen Altersbestimmung der Gruppe.

Gemeinde Eichberg, Fakitsch-Wald.

Einen Kilometer südlich von Gross-Glein und dem durch die prähistorischen Funde im Grebinz-Kogel berühmten Dorfe Klein-Glein findet sich am

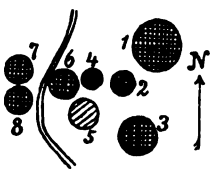


Fig. 1. Maassstab 1 : 2000.

rechten Gehänge des Saggaubachthales in dem zur Gemeinde Eichberg gehörigen Walde des vulgo Fakitsch eine kleine Gruppe von 8 Tumulis (siehe den Situationsplan Fig. 1), von welchen Szombathy 7 durchgrub.

Tumulus Nr. 1. D = 13·5 m, H = 2·1 m.

Die Mitte des Tumulus nimmt eine dem gewachsenen Boden aufliegende Brandschichte von 6 m Durchmesser ein. Unter derselben ist der lehmige Boden in einer wechselnden Dicke von 4—15 cm roth gebrannt. Diese Schichte enthält 4 muldenförmige Vertiefungen von 6—15 cm Tiefe und 50—70 cm Durchmesser. Die Lage derselben ist: 1·1 m O., 2 m OSO., 1·8 m W. und 2·7 m WSW. vom Centrum. In diesen Mulden verdickt sich die kohlige Schichte, welche eine durchschnittliche Dicke von 2—3 cm hat, zu 8—10 cm. Nirgends im ganzen Tumulus kommen calcinirte Knochen oder eigentliche Beigaben vor. In der aufgeschütteten Erde findet sich nebst einigen winzigen Thonscherben:

1 flache, dickwandige Schale mit Bodenranft und geradem Mundsaum, unter welchem aussen eine seichte Hohlkehle rundum läuft. (Taf. II, Fig. 29.)

H = 6·2, D = 16·7, b = 7·5, H des Bodenranftes = 0·6.

Tumulus Nr. 2. D = 6·4 m, H = 0·8 m.

Unter der Mitte erscheint ein unregelmässiger Steinring von 2·05 bis 2·4 m Durchm. und 40 bis 50 cm Breite und Höhe, so dass seine Krone schon 15 cm unter dem Rasen beginnt. Derselbe ist aus 151 kopf- bis hektolitergrossen Klaub- und Bruchsteinen aufgebaut, von welchen die grossen eine untere, die kleinen eine obere Schichtreihe bilden. In der Mitte dieses Ringes findet sich auf dem gewachsenen Boden eine 1·4 m br. und bis zu 12 cm dicke Brandschichte mit einigen calcinirten Knochen und verschiedenen Thonscherben. Sie ist mit vier unregelmässigen Steinplatten, deren grösste 52 cm l., 40 cm br. und 15 cm d. ist, bedeckt.

Unter den Thonscherben sind vertreten:

a) 1 Dreifussschale, lichtgrau, cfr. Fig. II, Taf. 41 a, mit flachem Rande.

b) 1 Deckel einer Dreifussschale mit übergreifendem Rande, dunkelgrau.

c) 1 schlankes, graues Töpfchen.

d) 1 ähnliches, rothes Töpfchen.

e) 1 flache Schale, roth, mit schmalem Fuss und flach umgelegtem Rand.

Tumulus Nr. 3. D = 10 m, H = 1 m.

Nördlich von der Mitte ist aus Klaub- und Bruchsteinen ein unregelmässig viereckiger Steinbau *a* (Fig. 2) zusammengeschlichtet, dessen Seiten 1·5 m bis 2·2 m lang und ca. 50 cm breit und hoch sind. Neben seiner Westseite zeigt sich auf dem gewachsenen Boden eine 1—2 cm mächtige, 40—60 cm

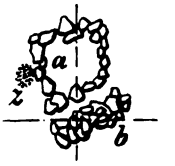


Fig. 2. Maassstab 1 : 200.

breite Brandschichte *z*. Im Centrum des Tumulus, von dem viereckigen Bau durch ein Intervall getrennt, findet sich noch ein zweiter Steinsatz *b* von 2·5 m L., 60 cm Br. und 40 cm H. und unter demselben 2 Glassplitter und die Scherben eines ausserordentlich grossen Topfes.

Dieser Topf hatte einen stark gewölbten Bauch, einen 2·6 cm breiten, nach aussen umgeschlagenen Rand und 10 cm. unter demselben einen fingerdicken Wulst.

Tumulus Nr. 4. D = 5·5, H = 0·4.

Unter der Mitte liegt eine Brandschichte von 70 cm Br. und 2—7 cm D. und in deren Mitte die nachbenannten Thongefässreste. Kein Steinsatz.

a) 1 bauchiges Töpfchen, braun. (Taf. I, Fig. 21.)
H = 10, D = 13·6, m = 8·5, b = 5·2, H des Bodenranftes = 0·6.

b) Scherben eines ähnlichen, grauen Töpfchens und einer rothen, bauchigen Thonflasche, cfr. Taf. II, Fig. 11.

Tumulus Nr. 6. D = 7·5 m, H = 1 m.

Die südliche Hälfte des Tumulus nimmt eine Brandschichte von 2·3 m L. und 2 m Br. ein (Fig. 3). Im südöstlichen Theile derselben findet sich ein unregelmässig viereckiger Steinsatz von beiläufig 1·5 m Seitenlänge, dessen Ecken gegen die Hauptweltgegenden gerichtet sind. Er wird aus einer Schichte von verschieden grossen Bruchsteinen und unbehauenen Platten, welche der Brandschichte direct aufliegen, gebildet. In den Zwischenräumen der Steine finden sich folgende Beigaben:

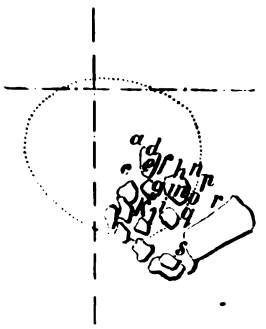


Fig. 3. Maassstab 1 : 100.

Fig. 5. 2/3 n. Gr.

Fig. 4. 3/4 n. Gr.

a) An der Nordecke des Steinsatzes eine bauchige Glasurne mit umgebogenem Rande und genabeltem Boden (Taf. I, Fig. 24).
D = 14, H = 10·6, m = 9, b = 4·5.
Dieselbe ist zu drei Viertheilen mit den calcinirten Knochenfragmenten eines jugendlichen Menschen angefüllt. Auf diesen lagen

b) 2 gleiche römische Provinzial-Fibeln aus Bronze, Fig. 4. Dieselben sind 8·2 cm lang, eingliederig, indem die Nadelspirale direct aus dem zu einem dreiseitigen Kopfe verbreiterten Obertheile des Bügels entspringt. Die Spirale hat beiderseits 4 Windungen, welche durch eine „obere" Sehne verbunden sind. Zum Festhalten dieser Sehne dient der zungenartige Fortsatz einer auf dem Kopfe der Fibula befestigten Hakenplatte.

c) 1 Glasbecher mit Bodenranft und gefältelten Seitenflächen (Taf. II, Fig. 13), umgestürzt und zerbrochen.
H = 10·3, D = 7, b = 3·9, m = 6·7.

d) 1 Glasfläschchen von der Form der Kochkolben unserer Chemiker (Taf. II, Fig. 1), ebenfalls umgefallen, ganz unverletzt.
H = 15·8, D = 9·4.

e) 1 zweite Glasurne, der obigen (*a*) ähnlich, leer.
H = 11·9, B = 13·5, b = 5·5, m = 8·9.

f) Scherben eines rothen Topfes mit weiter Mündung; Oberfläche mit Kammstrichen bedeckt, ähnlich mit Taf. I, Fig. 9.

f$_1$) 1 flaches Schälchen mit 6 mm hohem Bodenranft und einem breit nach aussen umgeschlagenen Rand (Taf. II, Fig. 19.)
H = 3·6, D = 11·3, b = 4·6.
Auf der Unterseite der Wölbung ist in das Gefäss (nach dem Trocknen) der Name „Valens" eingeritzt. (Siehe Fig. 5.)

g) 1 rothes Schälchen mit Bodenranft, flachgewölbtem Boden und verticalem Obertheil; ähnlich mit Taf. II, Fig 25.
H = 3·6, D = 8·5, b = 3·9.
Der Obertheil trägt den Namen „Valens" mit denselben Zügen wie Fig. 5 eingekratzt.

h) 1 flache Schale, grau, mit Bodenranft und verticalem Obertheil; ähnlich mit Taf. II, Fig. 31.

i) 1 flache rothe Schale mit niederem Bodenranft und umgeschlagenem Rande. (Taf. II, Fig. 35.)
H = 4·0, D = 15·3, b = 6·1.

i$_1$) 1 flache graue Schale, der vorigen ganz ähnlich.
H = 3·6, D = 14·4, b = 6.

i$_2$) 1 Dreifussschale mit Deckel, schwarz, wenig geglättet. (Taf. II, Fig. 41.) Die Schale hat einen flachen Boden und einen verticalen, 3·8 cm hohen, mit vier ungleichen seichten Rinnen verzierten Obertheil. Der Rand ist flach, 1 cm breit.
H = 8·6, D = 15·5, b = 12·4.
Der Deckel ist ziemlich steil, kegelförmig, mit flachem Rande.
H = 7·5, D = 16·8.

k) 1 gläsernes Henkelfläschchen (Taf. II, Fig. 6). Der bandförmige Henkel ist durchschnittlich 1·5 cm breit. Seine verdickten Ränder ziehen sich im unteren Theile gegen rückwärts, so dass der Henkel hier concav wird.
H = 12, D = 7·4, m = 3, b = 4·2.

l) 1 schlankbauchiges Töpfchen, lichtgrau. (Taf. I, Fig. 11.) Der obere Theil der Wölbung ist durch eine rundumlaufende Doppellinie in zwei Zonen getheilt, deren obere 4 und deren untere 3 einpunktirte Reifchen trägt, welche mit dem Punktirrädchen in einem Zuge gemacht sind und also eigentlich je eine Spirallinie bilden. Der schmale Rand ist ein wenig nach aussen umgeschlagen und mit 3 feinen Linien eingesäumt.
H = 13, D = 11·2, m = 7·4, b = 5·7.

m) 1 Dreifussschale, schwarz mit verticalem Obertheil und flach ausgebreitetem Rand, cfr. Taf. II, Fig. 40 *a*.
H = 8·8, D = 19·3, b = 14·4.

n) 1 Deckel einer Dreifussschale, lichtgrau, flachkegelig, mit breitem Knopf und übergreifendem Rande (also sicher nicht zu *m*) passend). Auf der Oberfläche ist „Val" (Valens) eingekratzt.
H = 5·2, D = 16·1.

o) 1 Dreifussschale, schwarz, mit gewölbter Schale und einwärts geneigtem Rande (ähnlich mit Taf. II, Fig. 47 a).
H = 8·6, D = 16·2.

p) 1 Dreifussschale mit Deckel, roth. (Taf. II, Fig. 47.) Die Schale ist gewölbt, mit einem nach einwärts gerückten Randtheile; unter demselben mit Linien verziert.
H = 8·9, D = 19·3.
Der Deckel ist flachkegelig, mit scheibchenförmigem Knopfe und übergreifendem Rande, am Obertheile mit 2 concentrischen, punktirten Linien verziert.
H = 6·4, D = 20·1.

q) 1 flache, rothe Schale mit Bodenranft und verticalem Obertheil. (Taf. II, Fig. 31.) Der flachgewölbte Untertheil trägt aussen die sehr deutlich eingeritzte Inschrift „Valens", ganz gleich mit der in Fig. 5 abgebildeten.
H = 5·1, D = 13·7, b = 6·7.

q_1) 1 flache, dunkelgraue Schale, mit scharf markirtem Bodenranft und schmalem, umgeschlagenem Rande. (Taf. II, Fig. 28.)
H = 5·0, D = 14·5, b = 6·3.

q_2) 1 flaches, gewölbtes Schüsselchen, grau, dessen Rand nicht umgeschlagen, sondern blos etwas verdickt und aussen und innen mit einer Linie eingesäumt ist. (Taf. II, Fig. 34.)
H = 4·3, D = 14·5.

r) 1 flache Schale, grau, ähnlich mit q_1.
H = 4·5, D = 13·9, b = 5·6.

r_1) 2 flache Schalen, grau, ähnlich mit *f*), (Taf. II, Fig. 19.)
H = 4·1, D = 10·6, b = 4·5.
H = 3·7, D = 10·2, b = 4·4.

r_2) 1 schlankbauchiges, graues Töpfchen, ähnlich mit *l*), (Taf. I, Fig. 11), nur dass die Verzierung am Obertheile des Bauches aus je 6 und 6 punktirten Linien besteht.

s) 2 Eisennägel und ein besonders kleines Exemplar der römischen Provinzial-Fibel mit Flügelansätzen am Bügel (Fig 6).

Fig. 6. ¾ n. Gr.

In der Anschüttung fanden sich noch die Scherben einer flachen Schale und eines sehr grossen Topfes mit Kammstrichen.

Unterhalb der Funde *i*, *k* und *l*, also nahe an ihrem Rande nimmt die Brandschichte an Mächtigkeit bis zu 12 cm zu und führt an dieser Stelle ziemlich reichlich Brandknochen.

Tumulus Nr. 7. D = 7·5 m, H = 0·4 m.

Südlich vom Centrum ist aus zwei aufeinander liegenden Reihen kleiner Bruchsteine ein Steinsatz in der Form eines gegen SO. offenen rechten Winkels von 40 cm Br. und 30 cm H. errichtet. Der nach O. gerichtete Ast ist 2 m, der gegen S. gerichtete 1·6 m lang. In diesem Winkel ist eine 80 cm breite Brandschichte angelegt, welche in der Mitte bis zu 20 cm mächtig wird und dort viele ungenügend verbrannte Knochenreste enthält. Ueber ihr finden sich:

a) 1 grosser Topf mit schlankem Bauche und umgeschlagenem Rande. (Taf. I, Fig. 9.) Das ziemlich grobe Thonmaterial ist ganz erfüllt von kleinen Blasenräumen, so dass es die Porosität von feingeknetetem Brote zeigt. Die in einzelnen Poren noch vorgefundenen Holzkohlenrestchen zeigen, dass die Porosität absichtlich durch Beimengung von feiner Holzfeile oder von Holzkohlenmehl erzeugt wurde. An einer durch einen Sprung lädirten Stelle ist der Topf nach der bei den heutigen Topfflickern gebräuchlichen Methode gebunden gewesen, aber mit organischen Fäden, da keine Spur eines Metalldrahtes erhalten geblieben ist.
H = 23·7, D = 19, b = 11·5, m = 18.

b) Die Scherben einer flachen Schale mit geradem Rande und eines grossen Topfes.

c) Bruchstücke eines flachen Ziegels von 1·2 cm Dicke und 20 cm Breite, dessen Längsrand mit 1 cm hohen Leisten versehen war.

Tumulus Nr. 8. D = 7 m, H = 0·5 m.

Westlich von der Mitte ist aus einzelnen grossen Blöcken und vielen kleineren, faust- bis kopfgrossen Steinen ein nahezu rechteckiger Steinsatz errichtet, welcher in nordsüdlicher Richtung 3·4 m lang und 2·6 m breit ist und bereits 5 cm unterm Rasen beginnt. Der ganze Raum des Steinsatzes ist unregelmässig mit Steinen ausgefüllt, zwischen welchen sich Thonscherben zerstreut finden. Nach S. hin hat der Steinsatz einen 1 m l. und 0·4 m br. Vorbau. Ausserhalb des Nordrandes liegt ein 1 m breites Häufchen faustgrosser Klaubsteine und unter diesen eine geringe Brandschichte mit einigen calcinirten Knochenresten.

Die Thonscherben rühren von folgenden Gefässen her:

a) 1 Dreifussschale, einfach gewölbt, mit eingebogenem Rande.

b) 2 grosse rothgebrannte Töpfe,

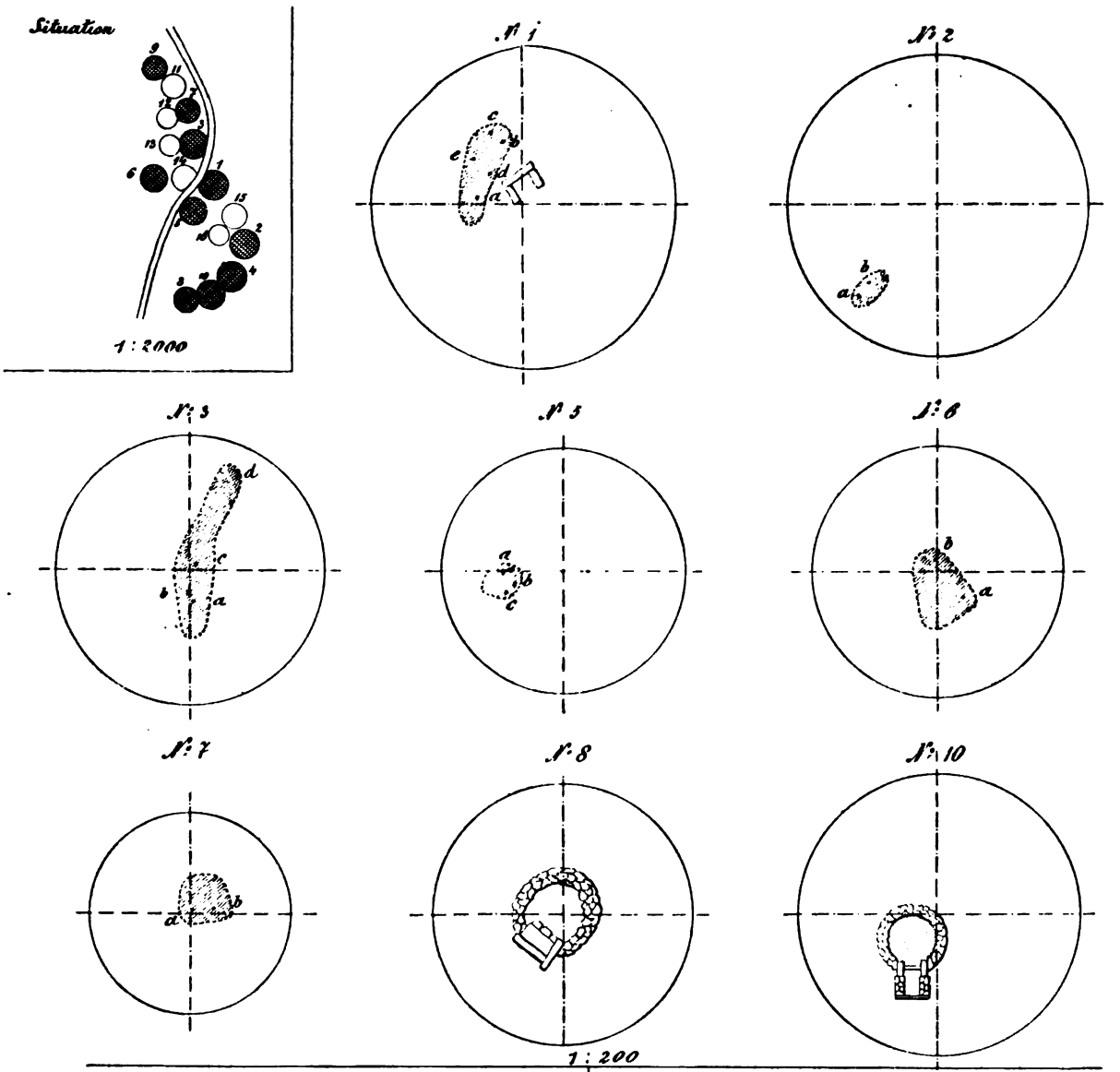
c) 2 kleinere, bauchige Töpfe, einer schwarz, der andere grau.

Gemeinde Goldes. Goldesvastel-Wald.

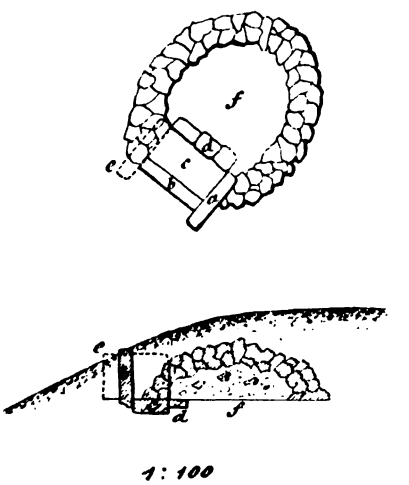
In der Waldparcelle Nr. 74 des Goldesvastel befindet sich an einem Gehänge, welches unter 10

Tumuli

auf der Waldparcelle № 74 des vigo Goldesvastl in der Gemeinde Goldes.



Detail des Tumulus № 8



Detail des Tumulus № 10

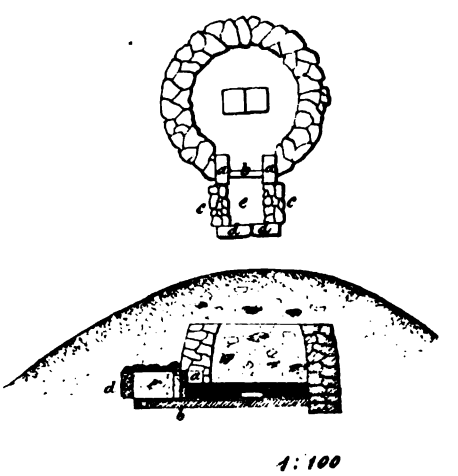


Fig. 7—19.

bis 12 Graden südwärts gegen das Saggauthal abfällt, eine Gruppe von 16 Tumulis, deren Situation auf Seite 81 ersichtlich ist.

Tumulus Nr. 1. D = 9 m, H = 1·25 m.

In einer Tiefe von 40 cm unter der Hügelkuppe wurde eine aus Purgstaller Kalksteinfindlingen zusammengesetzte Kammer angetroffen, deren Mitte 50 cm nördlich von der Tumulusmitte abstand und deren Seiten genau von NW. gegen SO. gerichtet waren. Sie bestand aus drei Seiten- und einer Deckplatte, war gegen SO. offen. Ihr Boden wurde aus zugeebnetem, gewachsenem Lehme gebildet, in welchen die Seitenplatten etwa 10 cm tief eingelassen waren. Das Innere der Kammer bildete einen Raum von 50 cm Länge, Breite, Höhe und war vollständig mit Erde angefüllt, welche keine Spur von Brandresten oder Beigaben enthielt.

Dagegen wurde nordwestlich der Kammer eine Brandschichte von 110 cm grösster Breite und 3 m Länge blossgelegt, welche dem gewachsenen, röthlich gebrannten Lehme auflag und aus einer 6 cm dicken Schichte von Holzkohlen, Asche und Knochenfragmenten bestand. (Siehe Grundriss Nr. 1, Seite 81.

Innerhalb dieser Brandschichte kamen bei dem Punkte *a* folgende Beigaben vor:

1. 2 grössere Eisenbügel, beide rechtwinklig umgebogen und einer durchlöchert, 2 grössere Hakennägel und ein Bruchstück eines starken Nagels mit breitem, rundem Kopfe, sämmtlich mit einer festen Schlacke dick überzogen.

Ferner folgende Gefässe:

2. 1 ganze, becherförmige Glasschale. (Taf. II, Fig. 8), umgestürzt.
   H = 3·5, D = 7·5, b = 3.
3. 1 gebrochener, runder Glaskrug mit Henkel. (Taf. II, Fig. 2.)
   H = 13·5, D = 6·5, m = 3·5, b = 6.
4. 1 zerdrückte, niedere Glasschale mit breitem Rande. (Taf. II, Fig 14.)
   H = 3, D = 13, b = 5.
5. 1 weissliche Dreifussschale von Thon, mit dem zugehörigen Deckel. (Taf. II, Fig. 39.)
   Die Schale H = 8, D = 15, m = 13·5, f = 10, h f = 3.
   Der Deckel H = 5, D = 16.
6. 1 becherförmige Urne, sehr dünnwandig, grau, mit sechs von oben nach unten gestreckten Einbuchtungen am Bauche, welche aufrecht stand und mit Brandresten gefüllt war. (Taf. I, Fig. 2.)
   H = 9·5, D = 7·5, m = 5·5, b = 3.
7. 1 braungelbe, unter dem Halse mit 2 Streifen gezierte, kleine Thonschale mit umgebogenem Rande.
   H = 5, D = 14·5, b = 7.

Im Punkte *b* lagen: 1 mittelgrosser und 3 kleine Eisennägel, alle mit Schlacke mehr weniger belegt und in dem Punkte *c* eine Bronzemünze von Hadrian II.

Im Punkte *d* stand auf der Brandschichte umgestürzt ein mit Erde gefüllter Glasbecher (Taf. II, Fig. 10), neben welchem rechts und links je eine becherförmige Glasschale, beide in der Form gleich der im Punkte *a* vorgekommenen Schale (Taf. II, Fig. 8).

Der Glasbecher H = 9, D = 8, m = 7·5, b = 4.
Die Schalen H = 4, D = 8, m = 8, b = 4.

Bei dem Punkte *e* endlich wurden in der Brandschichte die Scherben von 3 Glasgefässen und 1 Thonschale gesammelt.

Von den ersteren wurde ein runder Glaskrug mit Henkel, ähnlich dem in *a* gefundenen (Taf. II, Fig. 2) vollständig und 1 bauchige, mit grösseren Knochenstückchen gefüllt gewesene Glasurne (Taf. II, Fig. 26) nahezu ganz restaurirt, während die Scherben einer kleinen Glasschale nicht zusammengesetzt werden konnten. Die gelblich graue und ganz glatte Thonschale liess sich endlich so weit restauriren, dass deren Form gegeben war.

Der Glaskrug H = 13·5, D = 7, m = 3, b = 7.
Die Glasurne H = 11, D = 11, m = 9, b = 5·5.
Die Thonschale H = 3, D = 10·5, b = 4·5.

Ausserdem kamen theils innerhalb der Brandschichte, theils ober derselben verstreut Bruchstücke von mindestens 7 Thongefässen vor.

Tumulus Nr. 2. D = 8·5 m.

Dieser Grabhügel enthielt nur eine kleine, jedoch sehr starke Brandschichte, um welche sich eine grössere Fläche roth gebrannter Erde zog. Sie lag im Südwesten des Hügels von der Tumulusperipherie nur 60 cm entfernt und war bei 45 cm durchschnittlicher Breite etwas über 1 m lang.

Innerhalb der Brandschichte und 40 cm tief unter dem Rasen stand 1 vollständig erhaltener, schwarzer und mit einigen Querstreifen gezierter Thonbecher von conischer Form mit der Mündung nach abwärts, welcher Brandreste und Erde enthielt. (Taf. II, Fig. 18.)

H = 9, D = 7, b = 3·5.

Daneben befand sich, ganz zerdrückt, 1 gelblich graue Thonschale. (Taf. II, Fig. 22.)

H = 3, D = 10, b = 4·5.

Weiter nordöstlich lag 1 schwarze, zerdrückte Dreifussschale, Scherben des zugehörigen Deckels und Bruchstücke einer rothen Schale, endlich 2 ganz verrostete, unkenntliche Kupfermünzen.

Verstreut in der Anschüttung wurden einzelne Scherben eines weisslichen Deckels vorgefunden.

Tumulus Nr. 3. D = 7·8 m.

Die Brandschichte nahm hier eine grössere Fläche ein, indem sie, einer röthlich gebrannten Lehmschichte auflagernd, bei einer Stärke von 5 bis 10 cm und einer Breite von 60 bis 100 cm, eine Länge von 5 m besass. Sie wurde in 2·1 m von der südlichen Peripherie erreicht, von wo sie sich bis über die Hügelmitte nördlich zog, dann aber eine Wendung nach NO. machte, wie in dem Grundrisse Seite 81 ersichtlich ist.

Am Südende bei dem Punkte *a* kam darin 1 umgestürzt aufgestelltes braunes, glattes, bauchiges Töpfchen vor. (Taf. I, Fig. 26.)

H = 7·5, D = 7·5, m = 6, b = 3·5.

Um 30 cm weiter nördlich wurde bei dem Punkte *b* eine zerdrückte schwarze Dreifussschale nebst zugehörigem Deckel angetroffen.

Die Dreifussschale H = 7, D = 15·5, f = 8·5, hf = 4·5.
Der Deckel H = 5, D = 15·5.

In dieser Dreifussschale befand sich eine becherförmige Glasschale, ähnlich der Taf. II, Fig. 8 gezeichneten.

H = 4·5, D = 7·5, b = 3.

Zu beiden Seiten der Dreifussschale stand je eine ganz zerdrückte bauchige Glasurne, ähnlich der in Taf. I, Fig. 27 gezeichneten, mit grösseren Knochenstücken gefüllt und kamen nördlich von der Dreifussschale die Scherben eines runden Glashenkelkruges vor. Gleich östlich neben diesen Glasgefässen lagen viele Scherben eines aussen glänzend tiefschwarz gefärbten, innen braunen Thongefässes.

Zwischen diesen Punkten enthielt die Brandschichte eine ganz verrostete Kupfermünze und daneben 2 ganze Eisennägel von 7 cm Länge nebst Bruchstücken von 2 anderen ähnlichen Nägeln, sämmtlich stark mit Schlacke überzogen.

Fast in der Mitte des Hügels lag im Punkte *c* ein 9 cm langer Bügel einer Bronzefibel von der gewöhnlichen Form der römischen Provinzialfibel mit theilweise erhaltener Spirale. Von da an bis gegen den Nordrand der Brandschichte kamen zerstreut viele Scherben von zwei röthlichgrauen Thongefässen vor, und am Nordrande bei *d* ein gleicher Bronzefibelbügel wie in der Mitte, an welchem jedoch die Spirale und ein Theil des Dornes erhalten war. Die Länge des Bügels betrug 8 cm, die Breite der Spirale 3·5 cm.

Aus der Tumulusanschüttung wurden einzelne zerstreute Scherben von mindestens 3 grossen, aber rohen Thongefässen gesammelt, deren ganze Aussenfläche die charakteristische Kammstreifung zeigte.

Tumulus Nr. 4. D = 9 m.

Dieser Hügel wurde von Norden und Südwesten aus bis über die Mitte angeschnitten, ohne dass eine Brandschichte angetroffen worden wäre. Nachdem jedoch in den gezogenen Röschen eine ausgedehnte Lage roth gebrannten Lehmes beobachtet werden konnte, so liegt der Schluss nahe, dass da die Leiche verbrannt worden sei und die gesammelten Brandreste sammt den Beigaben, ähnlich wie bei dem nachbarlichen Tumulus Nr. 2 irgendwo seitlich deponirt liegen. Eine weitere Untersuchung des Hügels musste aber aufgegeben werden, da der Grundbesitzer das Fällen der den Tumulus krönenden jungen Bäume nicht gestattete und wäre daher dieser Tumulus als noch nicht völlig eröffnet zu betrachten.

Tumulus Nr. 5. D = 7 m.

Wie der Grundriss Seite 81 zeigt, enthielt dieser Tumulus nur eine Brandschichte von geringer Ausdehnung und scheinen da die gesammelten Brandreste theils in den grossen Urnen, theils unmittelbar um dieselben angehäuft worden zu sein.

Bei dem Punkte *a* fanden sich 2 sehr grosse, zerdrückte Urnen mit Brandresten angefüllt vor und in einer derselben eine unkenntliche Kupfermünze nebst einem kleinen Vogelkopfe aus Bronze, letzterer jedenfalls der Aufsatz eines grösseren Bronzegegenstandes, vielleicht eines Schmuckes.

Beide Urnen sind topfförmig mit umgebogenem Rande, (ähnlich der Urne Taf. I, Fig. 6) und besitzen an der ganzen Aussenfläche eine seichte, aber dichte und unregelmässig hin- und herlaufende Streifung. Die eine derselben ist röthlich gelb, die andere dunkelgrau und zeigen sich beide gegen den Boden hin roth gebrannt, als Beweis, dass sie in die Glut des abgebrannten Scheiterhaufens gestellt und mit den heissen Brandresten angefüllt worden waren.

H = 38, D = 30, m = 27, b = 16 und
H = 41, D = 30, m = 25, b = 16.

Gleich südlich von diesen zwei grossen Gefässen stand umgestürzt 1 kleiner rother Topf aus schwach gebranntem Thone

H = 8, D = 7, m = 5, b = 3,

und östlich daneben 1 kleiner grauer Topf

H = 11, D = 8, m = 7·5, b = 4·5.

Westlich neben der rothen Urne lagen die Scherben einer dunkelgrauen Dreifussschale und des zugehörigen Deckels, welche beide restaurirt wurden.

Die Dreifussschale H = 8, D = 15·5, f = 10, hf = 3·5.
Der Deckel H = 6, D = 17.

Etwa 30 cm südöstlich von der rothen Urne enthielt die Brandschichte bei dem Punkte *b* eine schöne, zum Theile gebrochene Schale aus dickem, gelblichem Glase mit rundem Fusse (Taf. II, Fig. 9) und die Scherben eines viereckigen Glaskruges mit breitem, geripptem Henkel.

Die Glasschale H = 3·5, D = 9·5, f = 4·5, hf = 0·8.
Der Glaskrug H = 12, Br = 6, m = 4.

Nahe am Südrande der Brandschichte, in *c*, jedoch etwas über derselben im Lehme eingebettet, lagen

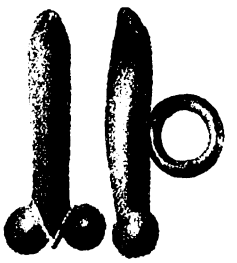


Fig. 20. $^3/_4$ nat. Gr.

3 unkenntliche Kupfermünzen und 1 Phallus von Bronze (Fig. 20), welcher ein grösseres Oehr besitzt.

L = 4, Br = 1·6, H = 2·2, D des Oehres = 1·5.

Verstreut in der ganzen Brandschichte kamen schliesslich einzelne Scherben von 4 Thongefässen und der Dorn einer Bronzefibel vor.

Tumulus Nr. 6. D = 7·5 m.

Die Brandschichte dieses Grabes, welche nahezu in der Mitte des Hügels lag, besass grössere Dimensionen, als jene des vorbeschriebenen Hügels. (Siehe den Grundriss auf Seite 81.)

Darin standen neben einander 2 topfförmige Urnen mit umgebogenem Rande und der charakteristischen Streifung an der ganzen Aussenfläche.

Fig. 21. $^3/_4$ nat. Gr.

Im unteren Theile waren sie mit Brandresten, oben mit Erde angefüllt.

H = 47, D = 33, m = 26·5, b = 17 und
H = 31, D = 22, m = 17, b = 13.

Westlich neben den grossen Urnen lagen die Scherben einer grauen Dreifussschale, der zugehörige ganze Deckel, ferner ein viereckiger Glaskrug mit breitem, geripptem Henkel (Taf. II, Fig. 7) und ein kleiner, grauer Topf von Thon.

Der Glaskrug H = 14, Br = 6·5, m = 4·5,
Der Topf H = 10·5, D = 7·5, m = 7, b = 4.

Zwischen diesen Gefässen und Scherben wurden 2 Bronzebruchstücke, welche einem Schmucke angehört haben dürften, das grössere Bruchstück einer schwärzlichen Bronzeschnalle und 1 kleine römische Bronzefibel (Fig. 21) gefunden, woran der Bügelvordertheil nebst Rinne und ein Theil des Dornes fehlen.

Etwas nördlicher kam ein kleiner, weisslicher Thontopf vor.

H = 11, D = 9, m = 7·5, b = 4·5.

Verstreute Scherben wurden weder in der Brandschichte, noch in der Hügelanschüttung beobachtet.

Tumulus Nr. 7. D = 6 m.

Mehr gegen NO. gelegen, enthielt die Brandschichte dieses Grabes im Punkte *a* zerdrückte Scherben einer lichtgrauen Dreifussschale nebst zugehörigem Deckel. Um den Knopf des Deckels (H = 4, D = 15) laufen 8 concentrische Ringe.

Südlich daneben lagen das Bruchstück einer kleinen Bronzefibel der gewöhnlichen Form und die Scherben einer lichtgrauen, gegenwärtig restaurirten Urne, zwischen welchen viele grössere Knochenfragmente vorkamen.

H = 9, D = 7, m = 6·5, b = 3·5.

Nördlich von der Schale wurde ferner im Lehme 10 cm über der Brandschichte eine unkenntliche Bronzemünze angetroffen.

Im Punkte *b* fanden sich nebeneinander zwei schwarzgraue, zerdrückte Dreifussschalen nebst den zugehörigen Deckeln vor, und zwischen denselben der Bügelkopf einer mittelgrossen Bronzefibel sammt Spirale.

In der Brandschichte verstreut wurden endlich ein einzelnes grösseres Randstück eines dünnen, weisslichen und an der ganzen Bauchfläche durch feine Eindrücke verzierten Töpfchens, dann die Scherben eines kleinen, bauchigen, braunen Topfes und einer grauen Dreifussschale gesammelt.

Tumulus Nr. 8. D = 7·5 m.

In diesem Hügel wurde ein Steinbau angetroffen, dessen Detail aus dem Grund- und Aufrisse (Seite 81) ersichtlich ist.

Der Bau besass eine kuppelförmige elliptische Form, indem der äussere Durchmesser von NO. gegen

SW. 290 cm, von NW. gegen SO. aber nur 240 cm und die äussere Höhe in der Mitte 70 cm betrug. Das Materiale der roh in Erde gelegten circa 40 cm starken Mauerung bestand theils aus verwitterten Findlingen des Purgstaller Kalksteines, theils aus grösseren Bachgeschieben. Die Mitte dieses Baues war vollständig mit Erde ausgefüllt, zwischen welcher einzelne Steine vorkamen.

Im Südwesten schloss sich an den Hauptbau eine aus Steinplatten zusammengesetzte und nur mit Erde angefüllte Kammer an, deren Boden *c* aus einer 100 cm langen, 50 cm breiten und 20 cm dicken, zugerichteten Platte aus Leithakalk, ähnlich dem bei Haimschuch und Leibnitz vorkommenden, bestand. Das gleiche Materiale zeigte auch die östliche Seitenplatte *a*, während die Querplatte *b* ein zugerichteter Findling von Purgstaller Kalkstein war. Die auf der Westseite punktirt angedeutete Seitenplatte *e* dürfte schon früher ausgehoben worden sein, ebenso vielleicht die jetzt fehlende Deckplatte, was um so leichter geschehen konnte, als der Bau in der Mitte nur 44 cm hoch mit Erde bedeckt war und die Köpfe der Platten *a* und *b* an dem Südgehänge des Hügels frei herausragten.

In dem Mittelraume lagen anschliessend an die Bodenplatte *c* drei kleinere unregelmässige Platten aus Purgstaller Kalkstein *d*, während der übrige Boden des Mittelraumes nur aus gewachsenem Lehme bestand. Derselbe war durchaus mit einer dünnen, schwärzlichen Schichte von Kohlenstückchen und Asche bedeckt, worin jedoch gar keine Knochenfragmente vorkamen.

In der Mitte beim Punkte *f* stand ein schwärzlich graues, mit Querstrichen und an der Bauchweitung mit 3 quer herumlaufenden Reihen kurzer Längsstriches gezierte Töpfchen (Taf. I, Fig. 16). Daneben lagen die Scherben zweier runder Glashenkelkrüge, einer bauchigen Glasurne und eines Glasbechers.

Bei dem vollständigen Mangel an Leichenresten erscheint die Vermuthung gerechtfertigt, dass der besprochene Tumulus kein eigentlicher Grabhügel, sondern ein Hügel sei, welchen man zum Andenken an eine in der Ferne gestorbene Person aufführte. Denn wenn auch die Seitenplatte *e* der Vorkammer und auch deren Deckplatte fehlte, so war doch sonst der ganze Bau intact. Es enthielt auch die Vorkammer des Nachbartumulus Nr. 10, welche ganz bestimmt noch unversehrt war, gar keine Beigaben oder Leichenreste.

Tumulus Nr. 9. D = 6·3 m.

Ohne mit einer Kammer ausgestattet zu sein, enthielt dieser Hügel in seinem südwestlichen Quadranten eine zwar nicht ausgedehnte, aber sehr starke und mit vielen Knochenresten vermischte Brandschichte, in deren Südpartie eine zerdrückte, später ganz restaurirte Urne von grauem, sehr schwach gebranntem Thone, von dem Typus der Taf. I, Fig. 14 gezeichneten Urne vorkam. Neben derselben standen zwei niedliche, ganz erhaltene, mennigrothe Thonschalen mit rundem Fusse (Taf. II, Fig. 16) von folgenden Dimensionen:

H = 6, D = 9·5, f = 4, hf = 1·5.

Bei den Scherben der Urne lagen ferner zwei kleine, vollständig erhaltene Fibeln der gewöhnlichen römischen Form, und ein starker, an der Oberfläche verschlackter, eiserner Hakennagel.

An ihrem Nordrande enthielt die Brandschichte eine unkenntliche Kupfermünze, ferner hie und da zerstreut einzelne Scherben einer aussen weisslichen, innen schwarzen Dreifussschale und eines grauen, sehr dünnen Thongefässes.

Tumulus Nr. 10. D = 8·2 m.

Obwohl arm an Beigaben, zeichnete sich dieser Hügel vor allen übrigen durch seine Adjustirung aus, indem er nach dem Grundrisse und dem Detailplane Seite 81 eine runde, in festen Mörtel gelegte und zum grössten Theile aus gebrochenem Purgstaller Kalksteine bestehende Mauerung enthielt.

Dieselbe wurde in 80 cm unter der Hügelkuppe angetroffen und war von der Krone bis zu dem gepflasterten Boden 100 cm hoch. Die Mauerstärke betrug 40 cm, der lichte Durchmesser oben 120 cm, unten aber 140 cm. Genau im Süden war nach der ganzen Mauerhöhe eine Oeffnung von 85 cm Breite ausgespart, in welche sich eine Vorkammer eingebaut zeigte. Diese Vorkammer bestand aus zwei Seitenplatten *a* von je 40 cm Länge, 40 cm Höhe und 20 cm Dicke, welche durch eine 45 cm lange, 40 cm hohe und 10 cm dicke Querplatte *b* verbunden waren. In der Fortsetzung der Seitenplatten waren, nur in Erde gelegt, zwei je 55 cm lange Mauern *c* bis zur gleichen Höhe von 40 cm aus Kalksteinfindlingen aufgeführt und die so verlängerte Vorkammer *e* an der Stirne durch kleinere Steinplatten *d* abgeschlossen. Die sämmtlichen Platten *a b* und *d* bestanden aus einem marinen Tertiärsandsteine, wahrscheinlich dem Aflenzer Steine, und waren sehr sorgfältig zugerichtet.

Der Boden des runden Mittelbaues sowohl, als des quadratischen Vorbaues war mit kleinen Purgstaller Kalksteinen ausgepflastert und darüber mit einem Mörtelgusse versehen. Die Höhe des Pflasters sammt Mörtelguss betrug 8 cm.

Auf dem Pflaster des Mittelbaues und zwar in dessen Mitte, lagen 2 dünne Kalksteinplatten von je 30 cm im Quadrat innerhalb einer Brandschichte, welche den ganzen Boden dieses Mittelbaues in einer Stärke von 18 cm bedeckte. Sie enthielt sehr viele Knochenfragmente, sonst aber nur einzelne Scherben einer grauen Urne und eines weisslichen Deckels von Thon, ferner einen Eisennagel und eine stark verschlackte Kupfermünze.

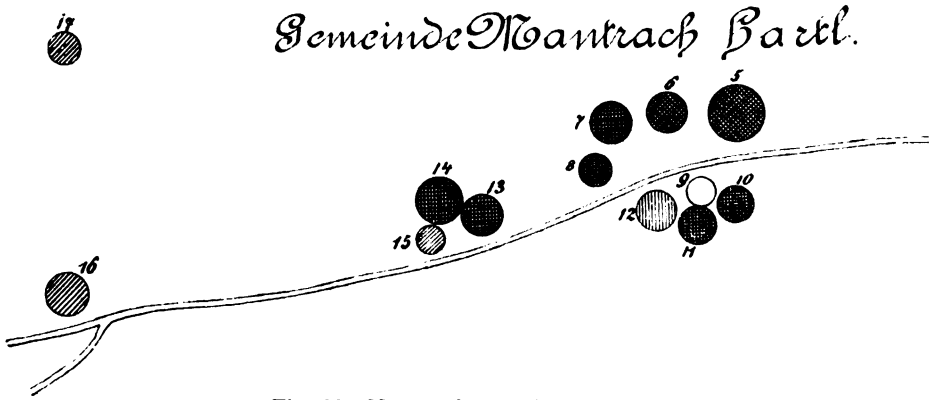


Fig. 22. Maassstab 1 : 2000.

Ueber der Brandschichte war der ganze Mittelraum mit Erde angefüllt, welche in den oberen Lagen viele grössere Steine enthielt, und scheinen diese Steine ursprünglich eine Decke des Mauerwerkes gebildet zu haben.

Der Vorraum *e* enthielt nichts als Erde und war mit Steinen überlegt.

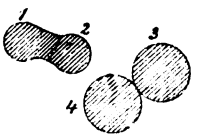
Gemeinde Mantrach, Hartl (Precklwald).

In diesem, gänzlich auf den Alluvionen der vereinigten Sulm stehenden Walde finden sich 17 Tumuli, von welchen 7 in früheren Zeiten angegraben wurden. Während unserer Ausgrabungen untersuchte Prof. Dr. Gurlitt einen, Radimský ebenfalls einen vollständig, während er die Untersuchung eines zweiten (Nr. 6) begann. Szombathy setzte diese Untersuchung fort und grub noch 6 weitere Tumuli ab. Siehe die Planskizze Fig. 22.

Der Inhalt dieser Tumuli ist dadurch besonders interessant, dass sich neben den auf der Drehscheibe gearbeiteten Gefässen auch solche finden, welche aus freier Hand gemacht sind und zum Theil jenen aus den älteren Tumulis am Purgstall vollständig gleichen. Wir haben in der folgenden Beschreibung durch die Anmerkung „Frh" die aus freier Hand erzeugten Gefässe Stück für Stück besonders unterschieden.

Tumulus Nr. 5. D = 15 m, H = 1·4 m.

Ungefähr in der Mitte des Hügels kam 90 cm tief eine kleine Leichenbrandschichte zwischen den Scherben einer grösseren, schwarzen, glatten Urne



Frh, welche vollkommen den Typus der vorrömischen Urnen besass und ursprünglich die gesammelten Leichenbrandreste enthalten haben mochte. Zwischen diesen Scherben lag ein ganzer Bronzepaalstab von 17·5 cm Länge, welcher in seiner Form ganz mit dem im Tumulus Nr. 17 der Forstwaldgruppe in Gleinstätten gefundenen Bronzepaalstabe[1]) übereinstimmte und keine Spuren eines erlittenen Brandes beobachten liess.

Daneben fanden sich die Scherben eines ordinären kleinen braungrauen Topfes. Die übrige Anschüttung enthielt einen ähnlichen zweiten Bronzepaalstab, an welchem jedoch der Schafttheil abgebrochen war und welcher sich ganz verbogen zeigte, als wenn er einem grossen Feuer ausgesetzt gewesen wäre, dann Bruchstücke eines braunen, feineren und dreier roher, röthlicher und grauer Gefässe. Eines der letzteren war auf der Drehscheibe erzeugt.

Tumulus Nr. 6. D = 10·4 m, H = 1·2 m.

Am nordöstlichen Rande des Tumulus finden sich unmittelbar unterm Rasen die Scherben eines schlankbauchigen, klingend hart gebrannten Töpfchens (*a*). 2·3 m NNO. vom Centrum erscheint im ursprünglichen Niveau eine kleine Brandschichte von 40 cm D. mit calcinirten Knochen. Im Centrum des Tumulus befindet sich eine von O. nach W.

[1]) Siehe Mitth. d. A. G. Bd. XV, Taf. VII, Fig. 1.

2·2 m lange, 1·6 m breite Brandschichte mit vielen Topfscherben. Auf derselben stehen unregelmässig vertheilt folgende, zum Theil zerbrochene Gefässe:

b) 1 bauchiger Topf, grau, hart gebrannt, ähnlich mit Taf. I, Fig. 14, am Obertheil des Bauches mit 5 mittelst des Punktirrädels erzeugten Reifchen verziert.

c) 1 bauchiges Töpfchen, roth. (Taf. I, Fig. 23.)
H = 8·3, D = 8·1, m = 6·2, b = 4·2.

d) 1 flache Schale, grau, klingend hart gebrannt, aber blasig und etwas verzogen; ähnlich mit Taf. II, Fig. 29.
D = 18·5.

e) 1 bauchiges Töpfchen, roth, mit 0·3 h. und 5 br. Fussranft. Es war bedeckt mit

e_1) 1 flachen Schale, roth, ähnlich mit Taf. II, Fig. 31.
D = 11·8, f = 5·4, h f = 0·7.

f) 1 Dreifussschale mit Deckel, dunkelgrau, hart gebrannt. (Taf. II, Fig. 40.) Der flachgewölbte Boden der Schale ist vom cylindrischen Obertheil scharf abgesetzt. Dieser ist mit 3 horizontal laufenden seichten Furchen verziert und hat einen flachen Rand, auf welchem jener des Deckels einfach aufliegt.
H = 8·9, D = 17·9, hf = 3·7.

Der conische Deckel trägt einen flachen Knopf von 4·1 D. und ist an der Spitze durch 3 mit dem Punktirrädel in einem Zuge gemachte und 4 mit dem Spatel gezogene concentrische Kreise verziert.
H = 4·5, D = 17·5.

Die aus der Brandschichte und zum Theil auch aus der aufgeschütteten Erde gewonnenen Scherben deuten auf folgende Gefässe:

g) 1 kleine Dreifussschale, schwarz.

h) 1 tiefes, sehr dünnwandiges Schälchen, grau.

i) 1 grosser Topf, mit dickem, horizontal umgelegtem Rande, aussen mit einem Kamme gestreift.

k) 4 mittelgrosse Töpfe, mit verdicktem, schwach ausgebreitetem Rande.

l) 1 bauchiges Töpfchen, grau, dünnwandig, hart gebrannt.

m) 1 grosse Dreifussschale, Frh, lichtgrau, gut gebrannt.

n) 3 bauchige Urnen, Frh, gut geglättet, schwach gebrannt. Die eine hat einen 2·5 br. horizontal umgebogenen, die zweite einen 3 cm br. wenig nach aussen gebogenen Rand, die dritte ist am Obertheile des Bauches mit senkrechten, 0·5 br. seichten Furchen verziert und ihr Hals ist 1 cm unter dem Randtheile in Abständen von 11—13 cm mit kleinen Löchern durchbohrt.

o) 1 flache Schale, Frh., mit eingebogenem Rande.

Tumulus Nr. 8. D = 8 m, H = 0·9 m.

Unter der Mitte, aber etwas gegen W. gerückt findet sich eine runde, 3 m breite Brandschichte von 6 m Mächtigkeit und auf derselben, 2 m von einander entfernt, 2 kleine Gefässe:

a) 1 Schälchen, grau, an einer Seite roth gebrannt. (Taf. II, Fig. 25), mit 2 mm hohem Bodenranft.
H = 2·7, D = 6·9, b = 3·8.

b) 1 Töpfchen, Frh, mit flachem Boden und mässig gewölbtem Bauch, unverziert.
D = 13·5, b = 7.

In der Brandschichte fanden sich die Scherben von:

c) 1 schwarzen Urne, Frh, und

d) 3 ordinären bauchigen Töpfen, Frh, mit umgebogenem Rande, deren einer mit Kammstrichen bedeckt ist.

N. und SO. von der Brandschichte finden sich kleinere kohlige Schmitzen in der Erde.

Tumulus Nr. 10. D = 9·5 m, H = 0·8 m.

Im Centrum ist im ursprünglichen Niveau eine Brandschichte von durchschnittlich 4 m D. und 3 cm Dicke ausgebreitet. Ansehnliche Spuren derselben reichen gegen Norden bis an die Peripherie. 20 cm über ihr findet sich im Centrum noch eine zweite kohlenreiche Schichte von 60 cm Br., 120 cm L. und 1—3 cm Dicke. Auf der unteren Brandschichte finden sich nahe dem Centrum ein Scherbenhaufen und folgende zwei Gefässe:

a) 1 gehenkelte Thonflasche, roth. (Taf. II, Fig. 11.) Der nahezu kugelförmige Bauch steht auf einem schmalen Bodenreif und ist an der Oberseite mit 2 flachen parallelen Furchen verziert. Der cylindrische Hals hat 5·8 H. und 3·5 D. und ist 1 cm unter dem geraden Rande mit einer wulstigen Verdickung umgeben. Der bandförmige Henkel ist 2 cm br., mit 2 Längsfurchen verziert und reicht vom Obertheile des Bauches bis zur Mitte des Halses.
H = 19, D = 15, f = 7·1, hf = 0·3.

b) 1 flache Schale, grau, scharf gebrannt, blasig, ähnlich mit Taf. II, Fig. 34.

In dem Scherbenhaufen waren enthalten:

c_1) 1 Thonflasche mit Henkel, grau, ähnlich mit *a*).

c_2) 1 bauchiges Gefäss, grau (Taf. I, Fig. 20). Der hohe conische Halstheil ist vom Bauche durch eine schmale Einfurchung getrennt, der Mundrand ist dünn, vertical.
H = 18, D = 19, m = 10, f = 7, hf = 1.

c_3) mehrere grosse, grobe Töpfe.

c_4) 1 Schale, grau, ähnlich mit *b*).

c_5) 1 Dreifussschale, Frh, ähnlich mit Fig. II, Taf 49, grau, der Rand mit schwarzer Farbe bestrichen: die Füsse und die Hälfte des Randes abgebrochen.
D = 12·5.

c_6) 1 flache Schale, Frh, mit eingebogenem Rande.

c_7) 1 conische Schüssel, Frh, aus sehr grobem Thon, dickwandig, aussen mit Kammstrichen. Der Rand ist ein wenig verdickt, und unmittelbar unter demselben laufen aussen zwei flache, 12 mm breite Furchen rund herum.

c_8) 1 grosser Topf, Frh, mit horizontal ausgebreitetem, gekerbtem Rande. Ein Scherben zeigt einen niederen, 9 mm breiten Wulst, auf welchem in Abständen von 11 mm kleine, 7 mm hohe, roh mit den Fingern geformte Warzen aufsitzen.

c_9) 1 grosse, bauchige Urne, Frh, mit flachem, 16·5 breitem Boden. An der Innenseite sind verkohlte Reste von einer mehlbreiähnlichen Substanz erhalten.

Im nördlichen Theile des Tumulus, nahe an der Peripherie finden sich, aufrecht neben einander stehend, folgende Gefässe:

d) 1 flache Schale, Frh, mit genabeltem Boden und einfachem, nicht eingebogenem Rande. (Taf. I. Fig. 31.)
H = 4·5, D = 11·1.

e) 1 bombenförmiges Gefäss, rohe Frh, (Taf. I, Fig. 28.) Der Boden bildet einen 5 mm hohen Ranft. An den kugeligen Bauch schloss sich unmittelbar ein horizontal ausgebreiteter, leider gänzlich abgebrochener Rand an. Die Verzierung besteht aus 2 rundumlaufenden Linien, unter welchen eine Reihe von flachen Grübchen und darunter eine Folge von 10 dreifachen Zickzacklinien angebracht ist.
D = 21·8, H = ca. 20.

In diesem Gefässe findet sich:

e_1) 1 halbkugeliges Henkelschälchen, Frh, dessen Rand an der Ansatzstelle des Henkels eingebogen ist. (Taf. I, Fig. 29.)
H = 5, D = 8·9.

f) 1 schlankbauchiger Topf, Frh, mit ebenem, 7 cm br. Boden und einfachem, geradem Rande, welcher schief gestellte Kerben zeigt.

Tumulus Nr. 11. D = 10·2 m, H = 0·6 m.

Grundriss Fig. 23.

Unter dem Centrum liegt in einer Tiefe von 80 cm eine 3·5 m breite Brandschichte, welche durchschnittlich 2 cm, im NO.-Theile aber bis zu 10 cm mächtig ist und eine ca. 50 cm südlich von ihrer

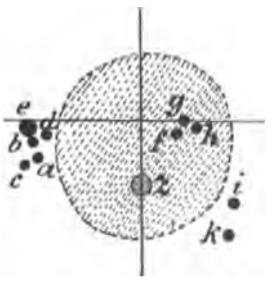


Fig. 23. Maassstab 1 : 150.

Mitte, 1·3 m südlich vom Centrum des Tumulus gelegene Brandgrube *z*, (von 50 cm Br. und 30 cm Tiefe) auskleidet. Ausserhalb der Brandschichte, unmittelbar am Westrande derselben stehen in einer Gruppe folgende Thongefässe:

a) 1 weite Schale ohne Henkel, Frh, braun mit ebenem Boden und eingebogenem Rande.
D = ca. 15.

b) 1 halbkugelige, henkellose Schale, Frh., gut geglättet, braun, mit genabeltem Boden, ähnlich mit Fig. 31, Taf. I.
D = 11·5, H = 5·3.

c) 1 flache Schale, Frh, mit eingebogenem Rande.

d) 1 bauchiger Topf, Frh, mit weiter Mündung und umgeschlagenem Rande.

e) 1 bauchige Urne, Frh, schön geglättet, schwarz. (Taf. I, Fig. 30.) An der Stelle des Halsansatzes ist sie von einer dreifachen Linie umzogen, von welchen 8. aus 6 Linien gebildete Bänder über die Wölbung herabziehen. Deren Zwischenräume sind mit je einem aus 4 Linien gebildeten ∧ ausgefüllt.
H = 30·2, D = 41, m = 17·5, b = 10·8.

Ueber dem mächtigsten Theile der Brandschichte stehen die folgenden Gefässe:

f) 1 Dreifussschale (ohne Deckel), Frh, grau, flach gewölbt, mit eingezogenem, für einen übergreifenden Deckel bestimmtem Rande, unter demselben mit 3 concentrischen, ca. 1 cm breiten Furchen verziert. Füsse beschädigt. (Taf. II, Fig. 50.)
H = 9, D = 19·5.

g) 1 kleines Schälchen, roth gebrannt, mit einem 2 mm hohen Bodenranft, einem flach gewölbten Unter- und einem nahezu verticalen Obertheil mit geradem Rande. (Taf. II, Fig. 20.)
H = 3·6, D = 6·7, b = 3·3.

h) 1 Dreifussschale, Frh, grau, ähnlich mit *f*), aber ganz glatt. Der Rand war mit schwarzer Farbe bestrichen.
H = ca. 6·2, D = 17.

Am SO.-Rande der Brandschichte finden sich bei *i* in einer Tiefe von 30 cm 2 von der Oxydation halb aufgezehrte Bronzefibeln des in Fig. 4, Seite 79 abgebildeten provinzial-römischen Typus. Unter denselben lagert im Lehm, ohne weiterer Verbindung mit den anderen Funden, eine 15 cm br. und 3 cm dicke Schichte von Leichenbrand-Knöchelchen. Nahe daran findet sich:

k) 1 Dreifussschale mit Deckel (Taf. II, Fig. 43), lichtgrau, gut gebrannt. Die Füsse sind relativ hoch (4·4). Die Schale selbst ist flach gewölbt, nahe am Rande mit 3 feinen Linien verziert. Der Rand ist um circa 3 mm nach rückwärts gerückt, um in den Falz des übergreifenden Deckels zu passen.
H = 8·2, D = 13·2.

Der Deckel ist flach gewölbt, trägt einen flachen, oben vertieften Knopf und ist mit 4 concentrischen Reihen schräggestellter, abwechselnd rechts und links gerichteter Striche verziert.
H = 5·5, D = 13·4.

k_1) unmittelbar bei *k*, Scherben einer Dreifussschale mit Deckel, den vorigen ähnlich.

Im Lehme der Anschüttung fanden sich zerstreut die Scherben folgender Gefässe vor:

l) 1 grosse, bauchige Urne, Frh, mit hohem Hals und breitem Rand, schwarz.

m) 1 grosses Gefäss, Frh, braun, innen ganz mit einer schwarzen Masse, den Resten eines breiigen Inhalts, ausgekleidet.

n) 1 grosse, rundliche Henkelschale, Frh, gut geglättet, braun, mit geradem Rande. Der hohe, bandförmige (4·3 br.) Henkel schliesst sich unmittelbar an den Rand an und ist an seiner höchsten Stelle mit einem Ansatze verziert.

o) 1 kleines, rundbauchiges Töpfchen, Frh.

p) 1 grosser Topf aus grobem Thon, mit 1·5 br. umgelegtem Rand.

q) 1 mittelgrosser, dickwandiger Topf, mit verdicktem Rand, unter welchem einige Striche einer mit tiefen Zügen eingegrabenen Inschrift zu erkennen sind. Aussenfläche mit Kammstrichen.

r) 1 mittelgrosser, dickwandiger Topf mit geradem Rande.

s) 1 bauchiger Topf, ähnlich mit Fig. 19, Taf. I.
t) 1 bauchiges Töpfchen, roth, mit schmalem Bodenranft.
u) 1 gehenkelte Thonflasche, grau, deren Hals 3 cm br. und 5 cm hoch und deren bandförmiger Henkel 6·5 cm hoch und 2·1 cm br. war.
v) 1 Deckel einer Dreifussschale, flach conisch, mit Randfalz.

Tumulus Nr. 13. D = 10·5 m, H = 1·1 m.

Grundriss: Fig. 24.

3·4 m südöstlich vom Centrum erscheint auf dem gewachsenen Boden eine 55 cm breite Schichte von Kohlen *(a)* mit den Scherben einer Dreifussschale mit Deckel, Frh, ähnlich mit der in Taf. II, Fig. 49 abgebildeten.

S. vom Centrum, 20 cm über dem gewachsenen Boden findet sich eine nahezu kreisförmige Brandschichte von 2 m D. und 1—6 cm Dicke. Theils in

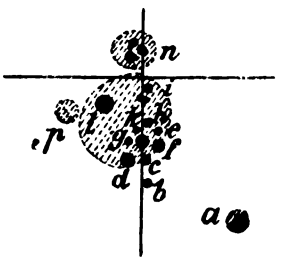


Fig. 24 Maassstab 1 : 150.

derselben, theils auch unmittelbar unter derselben finden sich nebst einzelnen Spuren von Bronze folgende Thongefässe:

b) 1 Thonflasche mit Henkel, roth (Taf. II, Fig. 24). Ein 7 mm hoher Bodenranft trägt einen aus 2 einander mit der Basis zugekehrten und durch eine seichte Einschnürung von einander getrennten Kegelflächen gebildeten Bauch. Der cylindrische Hals trägt einen trichterförmig erweiterten Mundsaum.
H = 15·5, D = 14, b = 5·8, m = 4·8, Hals: h = 6·2, d = 3·5.
c) Scherben eines rothen Töpfchens.
d) 1 bauchige Urne, Frh, schwarz, am Halsansatze ist ein aus 5 Linien gebildetes Band eingezeichnet, von welchem ähnliche, beiderseits mit einer Reihe von Punkten eingesäumte Bänder über den Bauch herab ziehen.
e) 1 conischer Becher, grau, mit verdicktem Mundrand. (Taf. II, Fig. 17.)
H = 9, D = 7·7, b = 3·8.
f) 1 grosse, bauchige Urne, Frh, schwarz, mit einer doppelten, von Punkten eingesäumten Linie am Halsansatze und abwärts gerichteten Winkelstrichen.
g) und *h*) 2 flache Schalen, Frh, mit eingebogenem Rande.
i) 1 Dreifussschale mit Deckel, Frh, dunkelgrau. (Taf. II, Fig. 49.) Schale gewölbt, Rand nach einwärts gerichtet und mit schwarzer Farbe bestrichen.
H = 9, D = 16.

Der Deckel ist gewölbt und mit einem 5·4 cm br., oben vertieften Knopf gekrönt. Sein Rand greift mit einem Falz über jenen der Schale.
H = 7·7, D = 17·2.
k) 1 Schale mit Bodenranft, grau.
l) 1 bauchiger Topf, Frh, schwarz, gut geglättet, ausgefüllt mit Resten von Säugethierknochen.

Gegen W. schliesst sich an diese Brandschichte eine 60 cm breite, 10 cm dicke Kohlenschichte, *p*, an, in welcher sich 2 Eisennägel und ein Fragment einer Bronzefibel von provinzial-römischer Form finden.

N. vom Centrum ist wieder eine Brandschichte *(n)* anzutreffen. Dieselbe liegt dem gewachsenen Boden auf, hat 1·1 m Durchm. und 5 cm Dicke und enthält folgende Thongefässe:

m) 1 bauchigen Topf, grau. (Taf. I, Fig. 19.)
H = 13·6, D = 15·8, m = 10·4, b = 6·6.
n) 1 Schälchen, grau, mit flachem Boden und gewölbtem Obertheil, besonders dünnwandig.
o) 1 Deckel einer Dreifussschale, Frh, grau, ähnlich mit jenem von *i*.)
H = 7·7, D = 17·3.

In der aufgeschütteten Erde fanden sich keine Scherben.

Tumulus Nr. 14. D = 11·5 m, H = 1·2 m.

In der Anschüttung sind zahlreiche kleine Scherben zerstreut. Im südöstlichen Quadranten des Tumulus findet sich eine Brandschichte, welche in der Richtung von SO. nach NW. 3·7 m lang und 3·3 m breit ist, in der Mitte eine Mächtigkeit bis zu 12 cm hat, gegen den Rand hin aber ganz dünn ausläuft. In ihrem südöstlichen Theile finden sich:

a) 1 Schale, Frh, mit flachem Boden und geradem Rand.
b) 1 flache Schale, Frh, dünnwandig, mit verdicktem Rand.
c) 1 Urne, Frh, (Taf. I, Fig. 32), dickwandig, grau. Der wenig gewölbte Bauch ist mit einem wellenförmigen, gekerbten Wulst, über dessen Wellensenkungen je zwei parallele Wülstchen angesetzt sind, verziert. Ausserdem trägt er in halber Höhe einen 1 cm hohen, 3·5 cm br. Ansatz.
H = 16, D = 20, m = 17·2, b = 9·5.
Diese Urne war zur Hälfte mit Leichenbrand gefüllt.
d) 1 grosser, bauchiger Topf, Frh, braun.

Im nördlichen Theile der Brandschichte finden sich die Scherben von 2 grossen, auf der Drehscheibe gefertigten Töpfen.

1 m nördlich vom Centrum des Tumulus kommt eine zweite, 1·1 m breite und 2 cm dicke Kohlenschichte vor, in welcher sich einige Eisenfragmente und folgende Gefässe finden:

e) 1 Thonflasche mit Henkel (Taf. I, Fig. 4), roth, mit mässig gewölbtem Bauch und kurzem Hals.
H = 13·9, D = 10·7, b = 5·4.

f) 1 Dreifussschale mit Deckel, (Taf. II, Fig. 42), grau. Die Schale ist flach gewölbt, mit 3 eingeschnittenen Stufen umzogen und hat einen verengten Rand.
H = 8·5, D = 17·6.

Der niedrig-kegelförmige Deckel trägt am Gipfel einen flachen Knopf, um welchen mit einem Punktirrädel fünf Umgänge einer punktirten Linie eingezeichnet sind. Der Rand greift über jenen der Schale, ohne einen eigentlichen Falz zu bilden.
D = 18·1, H = 6.

g) Scherben einer Dreifussschale, Frh, ähnlich mit Fig. 49, Taf. II; dünnwandig.

Gemeinde Pistorf. Distelhofwald.

Auf einem nach Osten abfallenden Gehänge in dem herrschaftlichen Distelhofwalde wurde gelegentlich einer im Frühsommer 1882 vorgenommenen Waldrodung durch die Arbeiter eine ziemlich erhaltene, 32 cm lange, spitz zulaufende eiserne Schwertklinge, welche mit der Spitze nach aufwärts stand, ferner etwa 150 Schritte davon entfernt ein breites Hufeisen und in einem nahen Holzwege durch den Wirth Gsellmann das schwärzliche Ausgussstück eines Thonkruges, so wie die schneckenförmige Verzierung eines röthlichen Thongefässes vorgefunden, welche Gegenstände Radimský erhielt und dem Grazer Joanneum übergab.

Eine Besichtigung der Localität ergab, dass daselbst noch drei, durch Abschwemmung stark abgeflachte Tumuli erkennbar sind, deren Zahl früher wahrscheinlich eine grössere war, und dass sich an der Fundstelle des Eisenschwertes auch ein Tumulus befunden haben dürfte, weil daselbst eine kleine, rundliche Brandstelle von 40 und 60 cm D. aufgedeckt und einige Bruchstücke einer kleinen Thonurne vorgefunden wurden.

Radimský liess die drei Tumuli, leider jedoch mit ungünstigem Erfolge, durchgraben.

Tumulus Nr. 1. D = 13·8 m, H = 1·15 m.

Dieser Hügel zeigte keine Brandschichte, sondern nur in seiner ganzen Masse verstreute Holzkohlenstückchen, ähnlich den beschriebenen Tumulis in Untergreith. In einer Tiefe von 30 cm unter der Kuppe kamen verstreut einzelne Scherben von mindestens 4 Thongefässen römischer Form, darunter ein röthliches auf der Scheibe gedreht, sonst jedoch gar nichts Anderes vor.

Tumulus Nr. 2 und Nr. 3.

Beide Hügel waren noch mehr abgeflacht als der vorhergehende, so dass ihre Durchmesser und Höhen nicht mehr gemessen werden konnten. Wie Nr. 1 enthielten sie viele in der Masse der Anschüttung vertheilte Kohlenstückchen und fanden sich in Nr. 2 etwa 15 cm tief mehrere kleine Scherben von 3 verschiedenen Thongefässen und in Nr. 3 gleich seicht zwei schwärzliche Thonscherben ohne weitere Beigaben vor.

Nachdem keine Spuren auf eine frühere Oeffnung hindeuteten, dürften diese drei Tumuli nicht für Grabhügel zu halten sein.

Gemeinde St. Andrä. Hannsjörgelwald.

Oestlich von der Pfarrkirche St. Andrä finden sich in dem Walde des vgo. Hansjörgel theils auf der ebenen Hochfläche, theils an einem gegen NO. gerichteten Abhange 66 Tumuli vor, von welchen höchstens 30 noch intact sind. Vier derselben wurden durch Radimský untersucht.

Tumulus Nr. 1. D = 9·0 m, H = 1·8 cm.

In der Nordhälfte des Hügels wurde eine rechteckige Kammer aus schön zugearbeiteten Gneissplatten angetroffen, deren Deckplatte 90 cm tief unter der Kuppe lag, und deren längere von SO. gegen NW. gerichtete Seitenplatten Falze für die Querplatten besassen, was bisher noch bei keiner Plattenkammer beobachtet wurde.

Die äusseren Dimensionen der Kammer waren: L = 110, Br. = 100, H = 92, die inneren, lichten dagegen L = 95, Br. = 87 und H = 79, wobei die Stärke der Seitenplatten 6—8 cm, jene der Deckplatte 8 cm und endlich jene der Bodenplatte 5 cm betrug.

Nach dem Abhube der Deckplatte zeigte sich die Kammer mit feinsandiger Erde angefüllt, welche in 50 cm Tiefe einzelne Knochensplitter ohne Kohlen enthielt. Unmittelbar auf der Bodenplatte lag ferner eine 10 cm starke Leichenbrandschichte mit vielen Knochensplittern, in welchen eine schief gedrückte Dreifussschale ohne Deckel vorkam.
H = 8, D = ca 14, f = 8·5, h f = 3.

Ferner wurden aus dieser Brandschichte die Scherben eines schwach gebrannten grauen Henkelkruges und einer grauen Schale gehoben.

An die südwestliche Seitenplatte schloss sich auswendig im Horizonte der Bodenplatte eine 8 cm

starke und 60 cm breite Leichenbrandschichte an, welche nur einen starken Eisennagel mit hakenförmigem Kopfe enthielt. In der ganzen Anschüttung des Hügels, welcher keine Spur einer früheren Eröffnung beobachten liess, wurden zerstreute Thonscherben, und zwar die eines feinen, grauen Töpfchens (cfr. Fig. 11, Taf. I) eines schwarzen Dreifussschalendeckels und einer weisslichen Dreifussschale nebst dem zugehörigen Deckel von 18 cm D. gesammelt.

Tumulus Nr. 2. D = 7·5 m, H = 1·2 m.

Bei 90 cm Tiefe kam in der Hügelmitte eine 16 bis 20 cm starke, von N. gegen S. 1·5 m lange und 1 m breite Leichenbrandschichte vor, welche 12 kurze Eisennägel mit grossem Kopfe und etwas Thonscherben enthielt. Die letzteren kamen auch in der Anschüttung zerstreut vor und liessen sich die Scherben eines Dreifussschalendeckels, sowie einzelne Stücke von mindestens 6 Thongefässen, darunter ein gelbes, bandförmiges Henkelstück von 4 cm Breite und mit drei Längsrippen verziert, unterscheiden. Andere Beigaben fehlten.

Tumulus Nr. 3. D = 7 m, H = 0·85 m.

In der Anschüttung des Hügels, welcher an seiner Kuppe eine unbedeutende Einsenkung beobachten liess, fanden sich einzelne Scherben zweier grauer Schalen, einer rothen Urne, eines rothen Töpfchens, eines braunrothen, mit Fig. 11, Taf. I ähnlichen Topfes und das Bruchstück eines 6 cm breiten und 1 cm dicken glatten Henkels vor, wogegen eine Brandschichte oder sonstige Beigaben fehlten. Dieser Hügel dürfte sonach schon früher einmal geöffnet worden sein.

Tumulus Nr. 4. D = 10 m, H = 1·35 m.

Aus der Mitte etwas gegen Norden verrückt wurde in 100 cm Tiefe eine Leichenbrandschichte von 2 m NS. Länge, 1·2 m OW. Breite und 13 cm Stärke angetroffen, welche einem unregelmässig aus kleinen Schieferstücken gebildeten Pflaster auflag. Sie enthielt ausser den gewöhnlichen Brandresten 2 mittelgrosse Eisennägel, ein Bronzedrahtfragment und etwas Thonscherben.

Aus den letzteren liess sich eine braune, aus porösem Materiale bestehende Dreifussschale nebst dem zugehörigen Deckel zum Theile restauriren. Der Rand der glatten Schale, ferner der Rand und die Mitte des Deckels sind schwarz bemalt und der Deckel an seiner ganzen Aussenfläche mit radialer dichter Streifung bedeckt.

Ausserdem liessen sich einzelne Scherben eines grauen, eines rothen und eines weisslichen Gefässes unterscheiden.

In der Tumulusanschüttung wurden keine Thonscherben beobachtet.

Gemeinde Bergla. Sillihanselweide.

Nahe am nördlichen Rande einer Diluvialterrasse, welche sich am rechten Ufer der schwarzen Sulm aus der Thalsohle erhebt, kommen als übrig gebliebener Rest einer grösseren Begräbnissstätte auf der Weide des vgo. Sillihansel 5 Tumuli vor, und da Radimský im Jahre 1881 unmittelbar daneben eine Tiefbohrung zu leiten hatte, beschloss er diese Hügel versuchsweise zu öffen. An dem bestimmten Tage musste er jedoch plötzlich geschäftlich verreisen und hoffte, dass die Arbeiter mit dem Beginn der Grabung bis zu seiner Rückkunft zuwarten würden, fand jedoch rückgekehrt schon den letzten Hügel in der Arbeit. Leider wurden hiebei die Funde aus allen 5 Tumulus von den ungeübten und nicht überwachten Leuten durcheinander gemischt, so dass über das Resultat dieser Gräbereröffnung nur cumulativ berichtet werden kann.

Tumulus Nr. 1—5. D = 6—8 m, H = 65—80 cm.

In jedem der fünf Hügel fand sich eine ausgedehnte Brandschichte mit vielen Knochenresten vor, welche dem gewachsenen Boden auflagerte und mehrere Beigaben enthielt.

An Bronzen wurde nur in einem Hügel eine römische Fibel, welcher der Dorn und die Rinne fehlte, gefunden, und enthielt dieser Hügel auch eine graue Thonperle mit weiter Bohrung von 12 mm Durchmesser.

An Thongefässen lieferten diese 5 Hügel zusammen:

a) 1 graue, stark ausgebauchte, aber schwach gebrannte Urne, welche Leichenbrandreste enthielt. (Taf. I, Fig. 13.)
H = 20, D = 21, m = 10·5, b = 8.

b) 1 graues Töpfchen mit umgebogenem Rande, welches ebenfalls mit Knochenfragmenten angefüllt war.
H = 8·5, D = 7·5, m = 4, b = 4.

c) Scherben einer grauen Urne, ähnlich der sub a beschriebenen.

d) 1 rother Thonkrug, bis auf den fehlenden Halsrand und Henkel restaurirt.
H = 11, D = 9, b = 4·5.

e) 1 schwärzliche Dreifussschale, die Füsse roth gebrannt, mit zugehörigem Deckel.
Die Schale H = 10·5, D = 16, m = 16, f = 11, hf = 4.
Der Deckel H = 5, D = 16·5.

f) 1 dunkelgraue Dreifussschale mit rothgebrannten Füssen und zugehörigem Deckel.
Die Schale H = 11, D = 18·5, m 16, f = 11, hf = 5.
Der Deckel H = 5·5, D = 19.

g) 1 kleine, weissliche Dreifussschale sammt zugehörigem Deckel.

h) 1 kleine graue und ganz glatte Schale.

i) 1 grössere, hohe, rothe Schale mit schwach eingezogenem Rande.

k) Scherben von 1 grauen Schale, 1 grauen Deckel, 2 weisslichen Dreifussschalen, 2 weisslichen Deckeln, 2 rothen kleineren Schalen und einzelne Bruchstücke von grossen, an der ganzen Aussenseite gestreiften Gefässen.

Gemeinde Wieden. Golliwiese.

Tumulus Nr. 1. D = 15 m, H = 2·5 m.

Unmittelbar neben der von Gleinstätten nach D.-Landsberg führenden Bezirksstrasse gelegen, wurde dieser Hügel, wie schon im ersten Fundberichte erwähnt, vor längeren Jahren gelegentlich einer Strassenverbreiterung an seiner Westseite zum Theile abgegraben, wobei man auf ein, damals nicht weiter untersuchtes Mauerwerk gestossen sein soll.

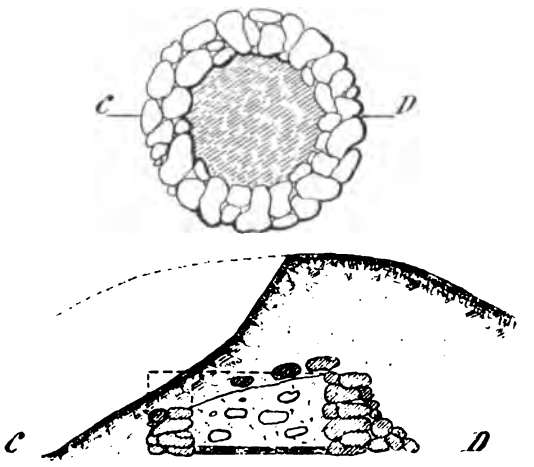


Fig. 25. Maassstab 1 : 75.

Bei der Eröffnung traf Radimský darin einen runden Steinbau Fig. 25, dessen Fuss 200 cm tief unter der Hügelkuppe lag und welcher an der intacten Ostseite 80 cm hoch war. An der Westseite war ein Theil des Mauerwerkes abgetragen, so dass seine Höhe dort nur 45 cm betrug. Der darüber ursprünglich ohne Zweifel vorhanden gewesene, gewölbartige Steinwurf fehlte an dieser Seite ebenfalls ganz.

Die Mauer war ringsum geschlossen und den bisher beobachteten Mauerungen entgegen lothrecht aufgeführt, so das die Mauerkrone und der Mauerfuss die gleiche Lichte von 130 cm zeigten. Bei einer Stärke von 40—50 cm war das Mauerwerk vom Fusse an bis auf 30 cm Höhe blos in Erde gelegt, von da aufwärts jedoch mit Mörtel sehr fest gemauert und bestand aus grossen Bachgeschieben. Auswendig zeigte sich die Mauerung auf 40 cm hoch in Nord, Ost und Süd durch einen Steinwurf gestützt, welche Verstärkung im Westen gelegentlich der ersten Abgrabungen entfernt worden sein mag. Eine Vorkammer war nicht vorhanden.

Der Innenraum war mit Erde, zwischen welcher einzelne Bachgeschiebe lagen, angefüllt und erst unmittelbar auf dem gewachsenen und roth gebrannten Boden fand sich eine schwache, bräunliche Schichte, wahrscheinlich Asche vor, welche sehr viele Knochenreste, aber fast gar keine Holzkohlen enthielt. Der südliche Theil der Mauer stand dagegen auf einer schwarzen, 4—5 cm dicken Brandschichte, welche den Steinbau bogenförmig im Süden umgab, und in Südwest plötzlich abbrach. Sie bestand aus den gewöhnlichen Leichenbrandresten und dürfte sich früher weiter nach Westen gezogen haben, wo sie gelegentlich der früheren Grabung mit abgegraben wurde.

Weder der innere Raum, noch die vorgefundene Brandschichte enthielten irgend welche Beigaben, und es dürfte daher das Grab schon früher ausgeraubt worden sein.

Gemeinde Wieden. Dechantwald.

In 160 m Entfernung westlich von der Gleinstätten-Deutsch-Landsberger Bezirksstrasse stehen nordwestlich von den Gollikogel in dem grossen und ebenen Dechantwalde zwei grössere und drei kleinere Hügel, welch' erstere Radimský untersucht hat.

Tumulus Nr. 1. D = 14·3 m, H = 2·1 m.

Im Südosten des Hügels wurde ein aus grossen Bachgeschieben bestehendes, vom Fusse an auf 18 bis 29 cm Höhe in Mörtel, weiter hinauf blos in Erde gelegtes, rundes Mauerwerk, ohne irgend einen Vorbau aufgeschlossen. (Siehe Fig. 26.)

Der Scheitel des darüber aufgeführten, gewölbartigen Steinwurfes lag 60 cm, der Fuss des runden Mauerwerkes aber 154 cm unter der Kuppe der Erdanschüttung. Die lichte Weite der Kammer mass oben 140 cm, am Fusse 160 cm und war deren Boden mit circa 4 cm dicken, in Sand gelegten Gneissplatten von geringerer Grösse ausgepflastert.

Ueber dem ganzen Pflaster lag eine Schichte von Asche mit zahlreichen Knochenresten ausgebreitet,

worin nahe an der südöstlichen Umfassungsmauer zwei längliche Stücke von marinem Tertiärsandsteine (Aflenzer Stein?) von je 30 cm Länge, an dem breiteren, gegen die Mitte zugekehrten Ende rechteckig mit Dimensionen von 8 und 7 cm und an den der Mauer zugekehrten Enden zugespitzt, lagen. Beide waren gebrochen und dürften ursprünglich aufrecht aufgestellt gewesen sein. Zwischen denselben fanden sich viele Scherben von zwei Glasgefässen *(b)* vor.

Ausserhalb neben der Mauerung kam südwestlich, 40 cm höher als die Pflasterung der Kammer liegend,

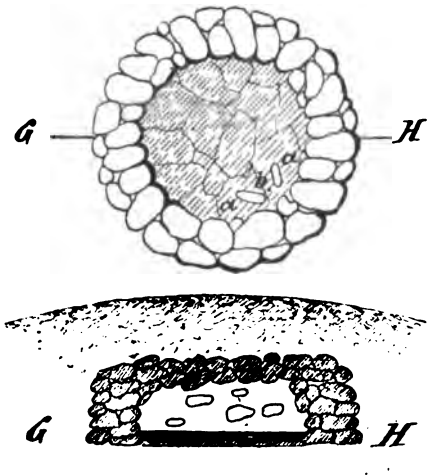


Fig. 26. Maassstab 1 : 75.

eine rundliche, 110 cm im Durchmesser haltende Brandschichte und nordwestlich eine längliche Brandschichte von 140 cm Breite und 260 cm Länge vor, welche beide nur schwach waren und keine Knochenreste enthielten. Neben der kleineren derselben wurde ein Eisennagel gefunden.

Im übrigen ergab die Grabung aus der Kammer nur zwei Scherben eines röthlichen Thongefässes und aus der äusseren Anschüttung mehrere zerstreute Scherben einer feineren gelblichen Schale, einer weisslichen Dreifussschale, eines gleichen Deckels und eines kleinen, rohen, röthlichen Topfes.

Tumulus Nr. 2. D = 14·9 m, H = 1·3 m.

In der Osthälfte des Hügels wurde ein unregelmässiger Plattenbau, dessen Südseite aus zwei, zusammen 150 cm langen, je 45 cm hohen und 7 cm dicken Gneissplatten und dessen übrige drei Seiten aus ähnlichen kleineren Platten bestanden, angetroffen. Die oberen Kanten der Platten lagen nur 30 cm unter dem Rasen, und war der Bau theilweise mit dünnen Gneissplatten überlegt.

Diese Kammer war in der Höhe mit Erde angefüllt, welche einzelne Scherben eines dunkelgrauen Thongefässes enthielt, während gegen den Boden hin ein Gemische von Erde und Asche mit vielen Knochenresten, aber nur wenigen Holzkohlenstückchen auftrat. Die Aschen- und Knochenschichte zog sich nördlich bis über die Umfassungsplatten hinaus.

Eine zweite rundliche Brandschichte von circa 30 cm Durchmesser, welche ebenfalls Leichenbrandreste enthielt und neben welcher eine kleine Gneissplatte nebst einigen Bachgeschieben lagen, kam westlich von der Kammer vor und enthielt ein gelblich graues Randstück eines kleineren Thongefässes.

Ziemlich weit im Südwesten des Tumulus standen frei im Lehme 40 cm tief ein graues, bauchiges und ganz glattes Töpfchen

H = 10, D = 10, m = 6, b = 4·5.

und südlich davon ein conischer, weisslicher Becher (Taf. II, Fig. 17).

H = 9·5, D = 10·5, m = 10·5, b = 4·5.

Oestlich neben jedem dieser zwei Thongefässe lagen je zwei grössere Bachgeschiebe.

In der ganzen Tumulusanschüttung wurden verstreute Holzkohlenstückchen beobachtet und daraus einzelne Scherben eines braungrauen Thongefässes gesammelt.

Gemeinde Kerschbaum, Angerkogel.

Westlich von der Station Schwanberg der Eisenbahn Lieboch-Wies ragt aus der Fläche des schwarzen Sulm-Thales der isolirte, bewaldete Hügel des Angerkogels auf. Derselbe bildet einen kleinen, von

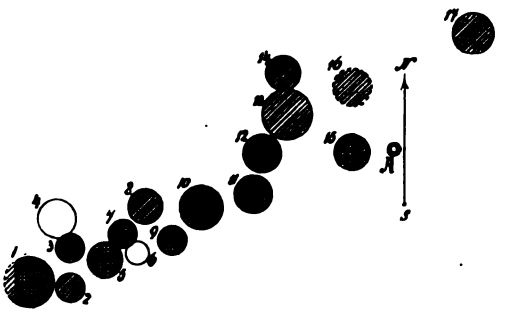


Fig. 27. Maassstab 1 : 2000.

Ost nach West gestreckten Rücken, dessen Westhälfte mit einer Gruppe von 17 Grabhügeln besetzt ist (siehe den Situationsplan Fig. 27). Der östliche Theil dieser Gruppe (Nr. 10—17) liegt auf dem Besitzthume des Fürsten Alfred von und zu Liechtenstein, welcher die Ausgrabungen auf das Bereitwilligste

gestattete. Der westliche Theil gehört dem Besitzer vulgo ANGERJÖRGEL oder ANGERRIEPL. Auch in dieser Gruppe, und zwar im Tumulus Nr. 5, fanden sich einige aus freier Hand gearbeitete Dreifussschalen.

Tumulus Nr. 1. D = 13 m, H = 1·8 m.

Dieser Tumulus liegt zur Hälfte im Walde, zur Hälfte auf dem Ackerfelde des Angerriepl. Zum Zwecke der Planirung des Feldes hat der Besitzer vor einigen Jahren den westlichen Theil des Tumulus abgegraben, ohne jedoch auf Funde aufmerksam zu werden. Er erinnert sich nur, unter einer Steinplatte einige Kohlenreste gefunden zu haben.

Südöstlich vom Centrum liegt auf dem ursprünglichen, gegen SO. etwas geneigten Boden eine Brandschichte von 4·5 m L., 3 m Br. und 1—5 cm Dicke (Fig. 28). In derselben liegen 4 seichte Brandkessel (*r*—*u*) von 35—60 cm Durchmesser, in welchen die Kohle eine Mächtigkeit von 16—28 cm erreicht.

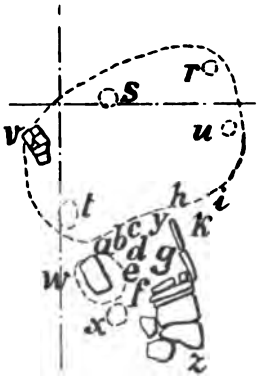


Fig. 28. Maassstab 1 : 150.

Fig. 29. 3/4 n. Gr.

Unter der Brandschichte ist die lehmige Erde auf 2—6 cm roth gebrannt. Ueber dem Westrande der Brandschichte liegt ein aus kleineren Bruchsteinen zusammengetragener Steinsatz (*v*) von 70 cm L. und circa 40 cm Br. und H.

Südlich (bei *w*) lagert auf dem gewachsenen Boden eine kleinere Brandschichte von 1 m L., 90 cm Br. und 12 cm Dicke. Dieselbe enthält eine geringe Menge calcinirter Knochen und ist theilweise überdeckt von einer Schichte kleinerer Steinplatten, über welchen eine 60 cm lange, 40 cm Breite Kalksteinplatte lagert. Südlich hievon findet sich (bei *x*) eine dritte Brandschichte, 50 cm lang und breit, mit Thonscherben und einigen Bronzerestchen.

Unter diesen Bronzerestchen sind zu erkennen: die Kopftheile von 2 provinzial-römischen Flügelfibeln (cfr. Fig. 6, pag. 80, aber etwas grösser) und das in Fig. 29 gezeichnete Bronzefragment, welches wahrscheinlich als Zunge (Endbeschläge) eines Riemchens zu deuten ist.

Oestlich von diesen zwei kleineren Brandschichten ist ein Steinsatz von 2·6 m L. errichtet. Die nördliche Hälfte desselben (*y*) besteht aus mehreren vertical aufgestellten Platten, welche einen nach W. geöffneten rechten Winkel bilden, während die südliche Hälfte (*z*) aus 6 horizontal liegenden Platten gebildet wird, unter welchen sich eine Brandgrube von 70 cm Länge und Breite und 30 cm Tiefe mit vielen calcinirten Knochen und kleinen, hellroth gebrannten Thonstückchen befindet. Die Kohle reicht auch zwischen die sie bedeckenden Steinplatten hinein, aber nicht seitlich über dieselben hinaus. (Siehe den Verticalschnitt Fig. 30.)

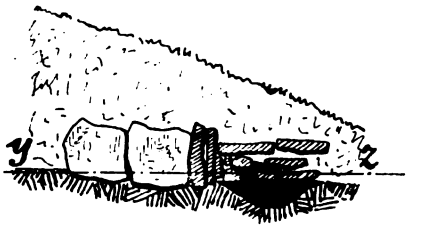


Fig. 30. Maassstab 1 : 75.

In dem von dem Steinsatze *y* gebildeten Winkel stehen folgende Gefässe:

a—*d*) 4 schwarze Töpfe, sehr dünnwandig, wenig geglättet, klingend hart gebrannt, mit ebenem Boden, scharf eingeschnürtem, weitem Halse und ausgebreitetem Rande.
a) H = 21·8, D = 22·9, m = 19·6, b = 12·9.
b) H = 22·8, D = 26, m = 20·5, b = 14·2 (Taf. I, Fig. 5.)
c) H = 27·1, D = 29·3, m = 23·3, b = 16·5 (Taf. I, Fig. 1.)
d) H = 21·7, D = 23·8, m = 20·7, b = 12·8.
e) 1 schwarzer Topf, den vorigen ähnlich, aber mit kleinem an den Rand anschliessendem Henkel. (cfr. Taf. I, Fig. 7.) H = 20·4, D = 22, m = 18·9, b = 11·7.
f und *g*) 2 schwarze Töpfe ohne Henkel wie die obigen.

Oestlich von diesem Steinsatze stehen:

h) 1 schwarzer Topf mit Henkel, cfr. Taf. I, Fig. 7. H = 17·4, D = 18·1, m = 15·9, b = 11·9.
i) 1 bauchiger Topf, grau, dickwandig, mit einem sehr wenig verdickten und ausgebogenen Rande. (cfr. Fig. 8, Taf. I.)
k) 1 schwarzer Topf mit Henkel. (Taf. I, Fig. 7.) H = 15·8, D = 16·8, m = 14·1, b = 9·8.

Die in der Brandschichte bei *z* enthaltenen Scherben rühren von folgenden Gefässen her:

l) 1 sehr grosser Topf mit 15—20 mm dickem Scherben, aussen mit Kammstrichen bedeckt.
m) 1 bauchiger Topf, grau, ähnlich mit Fig. 12, Taf. I. An der Innenseite der Scherben ist stellenweise eine bituminöse Kruste, wahrscheinlich der Rest einer breiigen Speise erhalten.

n) 1 bauchiger Topf, in der Form dem vorigen ähnlich, aber aussen mit einer dünnen, schwarzen, glänzendglatten Glasur überzogen.

o) 1 flache Schale, grau, mit umgelegtem Rande.

p) 1 Deckel einer Dreifussschale, innen grau, aussen roth, mit einfachem Rande.

Tumulus Nr. 3. D = 6·4 m, H = 0·5 m.

Unter dem Centrum liegt eine Brandschichte von circa 1·8 m Durchmesser und 1 bis 2 cm Dicke. In derselben finden sich an einer beschränkten Stelle des nordöstlichen Quadranten einige calcinirte Knochen und in der Nähe derselben die Scherben eines sehr grossen dickwandigen Topfes, dessen Aussenfläche mit Kammstrichen bedeckt war.

Tumulus Nr. 5. D = 8 m, H = 0·9 m.

Vom Centrum an erstreckt sich gegen S. eine beiläufig 2·7 m lange und breite Brandschichte von 1—4 cm Dicke, über deren Mitte aus 4 kleinen, im Quadrate zusammengestellten unbehauenen Kalkplatten eine 45 cm breite und 30 cm hohe, oben offene Steinkiste errichtet ist. Im Inneren derselben ergeben sich keine Funde.

Westlich neben ihr finden sich auf der Brandschichte die Spuren eines rechteckigen, dünnwandigen Holzkästchens von circa 30 cm L. und 20 cm Br. Die Höhe konnte nicht bestimmt werden, da das Ganze flachgedrückt war. Das Holzmaterial ist nach der Untersuchung der durch die Imprägnirung mit Malachit conservirten Restchen Fichtenholz. Dieses Kästchen war aussen mit 4 länglichen und 4 halbkugeligen hohlen Bronzebeschlägestücken besetzt. Die länglichen Stücke (Fig. 32) sind 5·7 cm lang, gehen an beiden Enden in eine gekerbte Spindel aus und haben 2 Nietlöcher zur Befestigung. Die runden Stücke (Fig. 31) haben einen Bronzenagel eingelöthet, dessen Ende an der Innenseite der dünnen Kästchenwand umgebogen war. Der Deckel war durch 2 Charnirbänder befestigt. Dieselben stellen die Hälften von schief cannelirten Cylindern mit gegliedertem Endknopfe (Fig. 33) vor und sind hohl. Das Charnirgelenk ist mit einem Eisenstift zusammengehalten und jede Hälfte des Beschläges ist mit 3 Löchern zur Aufnahme eiserner Befestigungsnägel durchbohrt.

In dem Kästchen finden sich 2 grosse provinzialrömische Flügelfibeln, eingliedrig, mit breiter Nagelplatte. Die beiden Zierflügel greifen übereinander und hatten ähnliche Wärzchen, wie sie die in Fig. 6, Seite 80 gezeichnete Fibula trägt, eingezapft. Der Fussrahmen war mit einem zarten, reichen Maasswerk ausgefüllt, Länge = circa 20 cm. (Fig. 34).

Neben diesen Fibeln enthält das Kästchen 3 Gürtelbeschlägstücke (Fig. 35). Dieselben bilden quadratische Rahmen, welche mit zartem Maasswerk ausgefüllt sind und an welche sich ein halbrunder, hohler Wulst anschliesst. Die durchbrochenen Partien waren mit einem sehr dünnen Bronzeblech unterlegt und jedes Stück mit 3 Reihen kleiner Nieten mit halbkugeligen, hohlen Köpfen auf dem Gürtel befestigt. Die Enden dieser Nietnägel sind entweder mit einem kleinen Widerlagsplättchen vernietet, oder es ist deren Spitze umgebogen. Darnach lässt sich beurtheilen, dass der Stoff des Gürtels, wahrscheinlich Leder, 2·5 mm dick war.

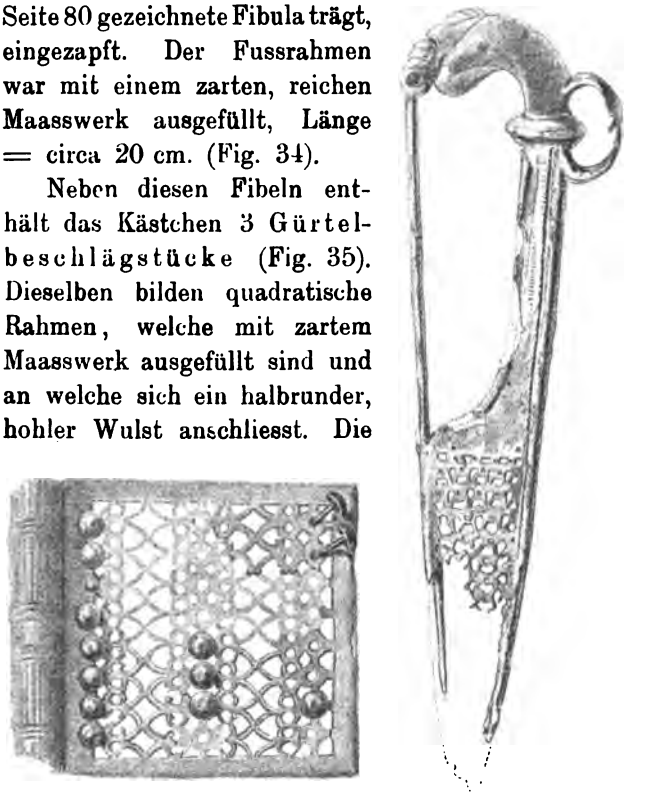


Fig. 34. 1/2 nat. Gr.

Fig. 35. 3/4 nat. Gr.

Fig. 31.

Fig. 32.

3/4 nat. Gr.

Fig. 33.

Leider sind alle diese Bronzestücke stark metamorphosirt und abgebröckelt.

Nahe dem Nordostrande der Brandschichte findet sich eine kleine Brandgrube von etwa 30 cm Durchmesser und 15 cm Tiefe, in welcher die Kohle

18 cm mächtig liegt und mit calcinirten Knochen gemengt ist.

An dieser Stelle finden sich folgende Gefässe in zertrümmertem Zustande:

a) 1 grosser, dickwandiger Topf mit Kammstrichen.

b) 1 Dreifussschale mit Deckel, Frh, ganz ähnlich mit der im Folgenden sub *c*) beschriebenen, nur etwas kleiner.

Im näheren Umkreise der Steinkiste und des Holzkästchens finden sich:

c) 1 Dreifussschale mit Deckel, Frh, grau. (Fig. 48, Taf. II.) Die Schlitze zwischen den drei ungleich gestellten Füssen sind roh verschmiert. Die Schale hat einen flachen Boden, gewölbte Seitenwand und eingezogenen Rand, über welchen der Deckel mit einem Falz übergreift.
H = 11·2, D = 20·5.
Der Deckel ist flach gewölbt und trägt einen flachen 5·4 cm breiten Knopf.
H = 6·5, D = 22·2.
Die Aussenfläche des Deckels und der Rand der Schale sind mit schwarzer Farbe überstrichen.

d) Scherben einer dritten Dreifussschale, Frh, in der Form mit der früheren ähnlich, aber dünnwandig und schwarz.

e) 1 grosser Topf, braun, dickwandig, aussen mit Kammstrichen. (cfr. Fig. 9, Taf. I.)
H = 23·4, D = 16·3, m = 15, b = 9.

f) 1 bauchiges Töpfchen, grau. (Taf. I, Fig. 10.) Der Obertheil des schlanken Bauches ist durch eine seichte Furche in 2 Streifen getheilt, deren jeder mit 4 mittelst des Punktirrädels gezogenen Linien verziert ist. Unter dem einfachen geraden Rande sind 3 seichte parallele Furchen gezogen.
H = 9·8, D = 8·7, m = 5·8, b = 4.

g) 1 thönerne Henkelflasche, grau, in der Form ähnlich mit Fig. 5, Taf. II, aber grösser.

h) 1 Henkelflasche, roth. (cfr. Fig. 12, Taf. II.)

Tumulus Nr. 7. D = 7·5 m, H = 0·9 m.

In der Mitte des Tumulus ist aus kleinen, unbehauenen Kalksteinplatten ein nahezu quadratischer Steinsatz von beiläufig 2 m Seitenlänge und 60 cm Höhe errichtet. Die Ecken sind durch horizontal auf einander geschichtete, die Seitenwände durch vertical stehende, von einer Reihe von Bodenplatten unterstützte Platten hergestellt. Die obere Fläche ist ebenfalls durch einen Steinplattenbelag hergestellt. (Siehe die Ansicht und den Durchschnitt Fig. 36.) Der Innenraum dieses Steinsatzes ist durch eine in halber Höhe eingesetzte 1·9 m lange, 1·05 m breite Kalkplatte genau in zwei Fächer getheilt. Die von der grossen Platte unbedeckt gelassenen Zwickel sind mit kleineren Platten ausgefüllt. Ueber derselben ist die Erde 5—8 cm hoch durch bituminöse Substanzen geschwärzt. Nahe an der Südwestecke erscheint am gewachsenen Boden eine muldenförmige Brandschichte von 1·1 m L. und 0·6 m Br. mit einigen calcinirten Knochen.

Aus der ganzen Einrichtung ist zu erkennen, dass der Steinsatz nicht als unausgefüllt bleibende Kiste geplant, sondern schon bei seiner Errichtung mit Erde ausgefüllt wurde.

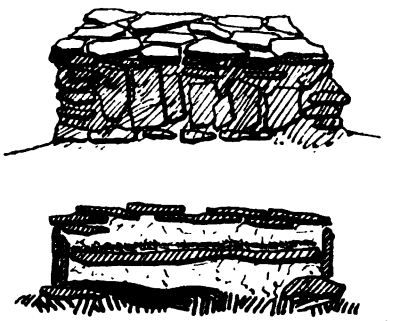


Fig. 36. ca. $^1/_{50}$ nat. Gr.

In dieser Erde fanden sich die Scherben folgender Gefässe:

a) 1 schwarzer Topf, ähnlich wie die im Tumulus Nr. 1. (Taf. I, Fig. 5) aufgefundenen.

b) 1 bauchiges graues Töpfchen.

c) 1 flache Schale mit Bodenranft und geradem Randtheile.

d) 1 Dreifussschale, grau, mit verticalem Seitentheile und flachem, horizontalem Rande (cfr. Fig. 44, Taf. II).

e) 1 Deckel zu einer kleineren Dreifussschale mit einem Randfalze, schwarz.

Tumulus Nr. 9. D = 7·5 m, H = 0·6 m.

Unter der Mitte finden sich die Anfänge (oder Reste) eines Steinsatzes. Dieselben bestehen aus einer 60—65 cm breiten unbehauenen Platte, welche in der Richtung von O. nach W. aufrecht gestellt ist und an welche sich gegen N. und S. auf einen 2·2 m umfassenden Raume unregelmässig liegende kleinere Bruchsteine anschliessen. Unter diesen Steinen findet sich in einer Länge und Breite von etwa 2 m eine sehr dünne Brandschichte ohne besondere Beigaben.

Tumulus Nr. 10. D = 11·6 m, H = 1·5 m.

Nördlich vom Centrum ist der Boden mit 4 dünnen Steinplatten bedeckt, deren 3 ca. 50 cm im Gevierte haben, während die vierte 1·1 m l. und 0·4 m br. ist. Ueber diesen Steinen lagert eine 2 cm dicke 2 m l. und 1·3 m br. Brandschichte, gemengt mit einigen calcinirten Knochen. Auf derselben stehen folgende Gefässe:

a) 1 bauchiger Topf, grau, cfr. Fig. 20, Taf. I.
b) 1 bauchiger Topf, roth. (Fig. 8, Taf. I), mit Fussranft, tonnenförmig gewölbtem Bauch und einem schmalen, nach aussen umgebogenen Rand.
H = 15·8, D = 15·8, m = 9·4, b = 6·7.
c) 1 Dreifussschale (ohne Deckel), grau, (cfr. Fig. 43 a, Taf. II.)
H = 7·2, D = 14·6.
d) 1 conische Schale, grau (Taf. II, Fig. 15), mit niederem Fussranft und geradem, aussen mit einer vertieften Linie verziertem Rande.
H = 5·3, D = 10·5, b = 6·9.

Tumulus Nr. 11. D = 8·5 m, H = 0·8 m.

In der Mitte des Tumulus, jedoch vom Centrum ein wenig nach NW. gerückt, liegt auf dem gewachsenen Boden eine 4—30 cm mächtige Kohlenschichte von circa 3·5 m Durchmesser. Knapp nördlich vom Centrum ist eine dreieckige Fläche dieser Schichte von circa 1 m L. und Br. mit einer Lage von kleinen Bruchsteinen bedeckt. S. hievon findet sich eine Gruppe von Tongefässen, von welchen die sub *a—g* angeführten in einer 1·6 m langen von O. nach W. gerichteten geraden Reihe stehen, während die anderen sich um die Mitte dieser Reihe gruppiren.
a) 1 conische Schale, grau, halb roth gebrannt (Taf. II, Fig. 33), mit flachem Boden und schwach ausgebogenem Rand.
H = 5, D = 13·2, b = 7·8.
b) 1 bauchiges Töpfchen, grau (Taf. I, Fig. 18), mit einem etwas nach aussen erweiterten Rande.
H = 11·7, D = 10·7, m = 6·2, b = 4.
c) 1 Deckel einer Dreifussschale, lichtgrau, flach conisch, mit flachem Knopf und übergreifendem Rande.
H = 4·7, D = 14·8.
d) 1 gehenkelte Flasche aus rothem Thon (Taf. II, Fig. 3), mit kurzem Hals und schmalem, ausgebogenem Mundrand.
H = 11, D = 10·4, m = 3·5, b = 4·6, Henkelbreite = 1·7.
e) 1 Dreifussschale mit Deckel, roth (cfr. Fig. 47, Taf. II). Die Schale ist flach gewölbt, mit einwärts gerichtetem Rande.
H = 8·4, D = 15·9.
Der Deckel ist flachkegelig, mit ziemlich hohem Knopf und übergreifendem Rand.
H = 6·5, D = 17·1.
f) 1 Dreifussschale, roth (Taf. II, Fig. 46), mit relativ schlanken Füssen. Der Untertheil ist flach gewölbt, mit 2 schmalen Furchen verziert. Der Randtheil ist nach einwärts gebogen und besonders (1·5 cm) hoch.
H = 7·6, D = 13·2.
g) 1 flache Schale, roth, ähnlich mit Fig. 35, Taf. II, aber mit etwas breiterem Rande.
H = 11·6, D = 14·2, b = 5·9.
h) 2 bauchige Töpfe (Taf. I, Fig. 12), beide in horizontaler Lage, der eine roth, mit seinem Untertheile in der Mündung des anderen, grauen, steckend und diese gegen das Eindringen von Schlamm od. dgl. vollkommen abschliessend. Der Obertheil des Bauches ist durch 2 Einfurchungen in 3 horizontale Wulste getheilt, der Rand wenig nach aussen gebogen.
H = 17·6, D = 13·2, m = 10·1, b = 6.
H = 17·4, D = 13·5, m = 9·7, b = 6.
i) 1 bauchiger Topf, grau, z. Th. roth gebrannt, mit breitem Bauch und wenig erweitertem Rande. (cfr. Fig. 19, Taf. I.)
k) 1 flache Schale, grau, mit flach conischem Boden und fast senkrechtem, etwas ausgeschweiftem Randtheil. (Taf. II, Fig. 26.)
H = 4·5, D = 14·7, b = 5.
l) 1 flache Schale, mit schmalem, nach aussen umgeschlagenem Rand. (cfr. Fig. 28, Taf. II.)
m) 1 gehenkelte Thonflasche, roth, mit kugeligem Bauch und kurzem Hals, nicht restaurirbar.
n) Die Hälfte einer Dreifussschale und des dazu gehörigen Deckels, roth. Die Schale flach gewölbt, mit einwärts gebogenem Rande, der Deckel mit übergreifendem Randfalz. (cfr. Fig. 47, Taf. II.)

Nahe am Nordrande findet sich innerhalb der Brandschichte eine 50 cm lange, 40 cm breite, 20 cm tiefe Brandgrube mit calcinirten Knochen und den beiden anderen Hälften der oben (*n*) angeführten Dreifussschale mit Deckel. Diese Stücke sind aber von einem scharfen Feuer klingend hart und grau gebrannt und stark verzogen, so dass sie zwar mit den einzelnen Abschnitten ihrer Bruchränder an die rothen Stücke genau anpassen, aber sich nicht in die Form derselben fügen.

Tumulus Nr. 12. D = 9·6 m, H = 1 m.

Im Centrum lagert auf dem gewachsenen Boden eine Brandschichte von 1·5m Durchmesser und 1—4 cm Dicke. Auf derselben finden sich folgende Gefässe:
a) 1 flache Schale, grau (Taf. II, Fig. 36), mit Bodenranft, flach gewölbtem Unter- und verticalem Obertheil und einfachem, geradem Rande.
H = 4·9, D = 11·2, b = 4·7.
b) 1 Deckel einer Dreifussschale, grau, niedrig kegelförmig, mit flachem Rande. (cfr. Taf. II, Fig. 40 b).
H = 6·2, D = 17·6.
c) Scherben einer gehenkelten Thonflasche, roth, mit engem, hohem Halse.

Ueber den nördlichen Theil der Brandschichte greift eine Ecke einer zusammenhängenden, dreiseitigen, 1·5 m langen und breiten Lage von kleineren und grösseren Klaubsteinen.

Tumulus Nr. 15. D = 8·8 m, H = 0·8 m.

Aus der Mitte etwas gegen S. gerückt, lagert auf dem gewachsenen Boden eine von N. nach S. 3 m lange und 1·6 m breite Brandschichte von durchschnittlich 3 cm Dicke. In ihrer Mitte ist eine sehr seichte Brandgrube gemacht, in welcher die

Kohle 15 cm dick angehäuft ist und viele calcinirte Knochen, besonders grössere Fragmente der Schädeldecke enthält. Um den Ost- und Südrand dieser Brandgrube sind folgende Gefässe aufgestellt:

a) 1 Dreifussschale mit Deckel, dunkelgrau. Die Schale ist gewölbt, der Rand nach einwärts gerichtet. (cfr. Fig. 42, Taf. II.)
H = 9·4, D = 16·2.
Der Deckel ist flachkegelig, mit breitem Knopfe und übergreifendem Rande, am oberen Theile mit 3 ununterbrochenen und 3 punktirten concentrischen Linien verziert. H = 6·3, D = 17.

b) 1 Dreifussschale mit Deckel, grau, der vorigen ähnlich, aber kleiner; zertrümmert.

c) 1 gehenkelte Thonflasche, roth (Taf. II, Fig. 12), mit nahezu cylindrischem Bauchtheil. Der Mundsaüm ist trichterförmig erweitert, mit vertical aufgesetztem Rande, H = 16·9, D = 10·7, b = 6·8; Hals H = 5·4, D = 3·9. m = 5·7; Henkel H = 6; Br = 2·1.

Oestlich vom Tumulus Nr. 15, bei *A*, (Siehe den Situationsplan Seite 93) findet sich eine kreisrunde, 10—20 cm hohe, flache Erhebung von 4·4 m Durchmesser. Dieselbe erweist sich bei der Untersuchung als ein aus sehr grossen Sulmgeschieben gebildeter Steinring, welcher bis zu 40 cm unter das Niveau reicht und einen Innenraum von circa 1·3 m Durchmesser umschliesst, in welchem sich schwarze Asche und einige kleine, wahrscheinlich römische Gefässfragmente finden. Vermuthlich haben wir es hier mit dem Reste einer Opfer- oder Verbrennungsstätte zu thun.

Gemeinde Kerschbaum. Niederhölzer.

An dem Fahrwege, welcher von St. Peter gegen Schwanberg führt, liegt mitten in der Ebene des schwarzen Sulmthales ein grösserer Waldcomplex,

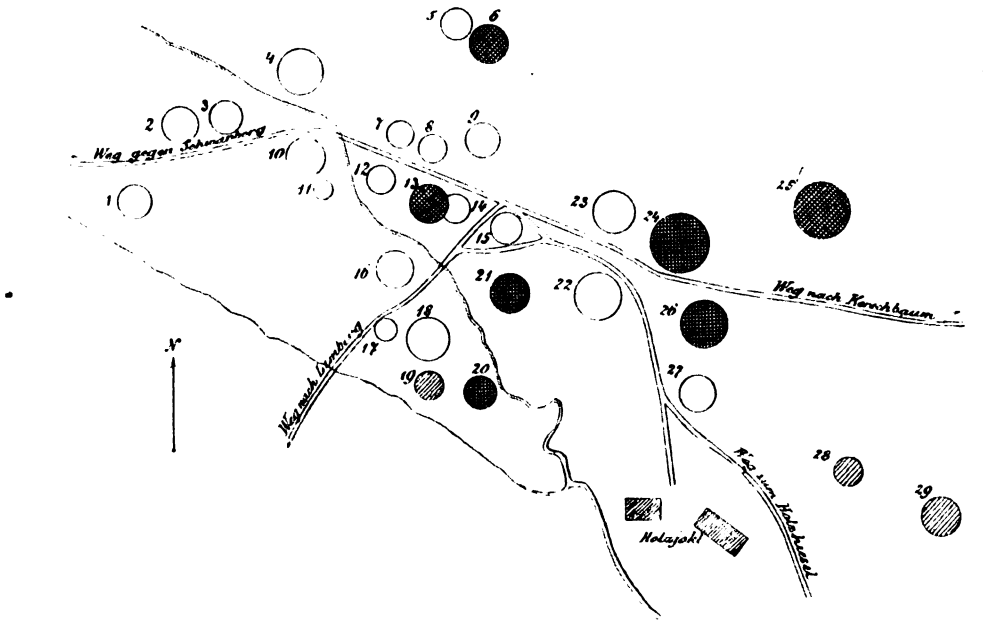


Fig. 37. Maassstab 1 : 2000.

d) 1 Henkelflasche, roth, mit rundem Bauch und kurzem Hals. Mundsaum wie bei *c*). (Taf. II, Fig. 5.)
H = 10, D = 10·1, b = 4·4; Hals H = 2·9, D = 2·7, m = 4·1, Henkel B = 1·4.
Diese Thonflasche stand auf dem Bruchstücke eines Dreifussschalen-Deckels (*e*, Taf. II, Fig. 38), welches ein hübsches Wellenornament zeigt.

f) 1 flache Schale, braun, mit Fussrand und geradem Obertheil. (cfr. Fig. 31, Taf. II.)

g) 1 bauchiger Topf, dunkelgrau, mit einem etwas ausgebogenen Rande. (cfr. Fig. 21, Taf. I)

Nordöstlich neben dieser grösseren Brandschichte findet sich noch eine kleinere, abgesonderte Kohlenpartie von 40 cm L. und Br. und 3 cm Dicke.

die Niederhölzer von Kerschbaum genannt, welcher drei Gruppen von Tumulis enthält.

Die erste derselben liegt südlich neben dem Fahrwege und besteht nur aus zwei niedrigen Hügeln.

Die zweite Gruppe, nordwestlich von der ersten gelegen, erstreckt sich über mehrere Grundparcellen. Sie umfasst 29 Hügel von 6 bis 14·25 m Durchmesser, von welchen Radimský drei und Szombathy vier öffnete. (Siehe Situationsplan Fig. 37.)

Die dritte Gruppe liegt noch weiter nordwestlich von der zweiten im vgo. Winklerwalde und wird aus 5 Hügeln gebildet, von denen zwei in früherer

Zeit durch den Arzt Meissl und zwei durch Radimský geöffnet wurden. Den fünften und letzten Tumulus hat die Besitzerin, nachdem sie dessen Oeffnung verweigert hatte, im Sommer 1882 in Anhoffung grosser Geldfunde selbst zerstört und die gefundenen Thongefässe sofort zerschlagen.

Neuhardtwald.

Tumulus Nr. 6. D = 9·45 m, H = 0·96 m.

Im Südwesten von der Kuppe enthielt dieser Hügel eine rechteckige, aus zugerichteten Gneissplatten von 8 bis 10 cm Stärke zusammengesetzte Kammer, deren nördliche Breitenseite offen war. Die Deckplatte zeigte sich durch die starken Wurzeln eines darüber stehenden grossen Baumes etwas zur Seite geschoben. Diese Kammer besass eine lichte Länge NS. von 120 cm, eine lichte Breite von 80 cm, eine lichte Höhe von 60 cm und war die Deckplatte nur 20 cm hoch mit Erde bedeckt.

Den Boden der Kammer bildete gewachsener Schotter, welcher, so wie die nächste Umgebung der Kammer, mit Holzkohlenstückchen und Asche ohne einer Spur von Knochen bedeckt war.

Im ganzen Tumulus kam ausser verstreuten Holzkohlenstückchen kein Fund, nicht einmal ein Thonscherben vor.

Michelhoiselwald.

Tumulus Nr. 13. D = 9·75 m, H = 0·9 m

In 220 cm nordöstlich von der Hügelmitte und 30 cm tief wurde eine aus Gneissgeschiebeplatten und Bachgeschieben errichtete, rundliche Kammer von 100 cm Durchmesser und 52 cm Höhe vorgefunden. In der Mitte derselben stand auf dem gewachsenen

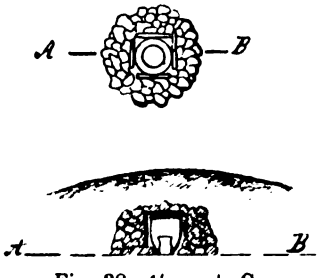


Fig. 38. $^1/_{15}$ nat. Gr.

Schotterboden, rings von steiniger Erde umgeben, eine grössere, vielfach gesprungene Urne, deren Hals und Rand abgebrochen und in die Erdanfüllung des Bauchtheiles hineingedrückt war. (Fig. 38.)

Diese Urne (Taf. I, Fig. 3) wurde vollständig restaurirt, ist glatt, gelblich und besitzt am Rande, sowie am Halsabsatze je einen breiten, schwarzen Reifen, welche zwei Reifen durch drei noch breitere Radialstriche verbunden sind.

H = 43, D = 33, m = 22, b = 17.

Innerhalb der grossen Urne stand eine kleine, topfförmige, vollständig erhaltene, röthlich graue Urne, deren Aussenfläche mit Kammstrichen bedeckt war. Sie war von oben bis auf 5 cm mit Erde, darunter aber mit Knochenfragmenten und Asche angefüllt. (Taf. I, Fig. 6.)

H = 19, D = 17, m = 15, b = 8·5.

An der Nordseite kamen zwischen den Steinen und der grossen Urne die Scherben eines röthlichen, glatten und sehr hohen Deckels vor; H = 8, D = 19.

Um die Kammer lief rings herum eine röthliche Brandlage von 2 bis 3 m Durchmesser, welche jedoch, sowie die ganze Anschüttung keine weiteren Funde ergab.

Tumulus Nr. 20. D = 8 m, H = 0·7 m.

In der Mitte finden sich die Spuren einer dünnen Brandschichte von circa 2 m Durchmesser mit einigen calcinirten Knochen und einigen Topfscherben.

Letztere rühren von 2 grossen, dickwandigen Töpfen her, von welchen einer eine glatte, der andere eine mit Kammstrichen bedeckte Oberfläche hatte.

2·5 m östl. vom Centrum erscheint ein kleiner Steinsatz, welcher aus einer 40 cm langen und 25 cm br. Kalkplatte und mehreren unregelmässig dazugeschlichteten grossen Klaubsteinen gebildet ist.

Tumulus Nr. 21. D = 9·8 m, H = 1·2 m.

Dieser Tumulus ergibt ausser einigen Splittern von Thongefässen keine Funde, ist also wohl keine Begräbnissstelle.

Tumulus Nr. 24. D = 15 m, H = 1·6 m.

Südwestlich vom Centrum findet sich auf dem gewachsenen Boden eine mit calcinirten Knochen spärlich gemengte Brandschichte von 1·6 m Durchmesser, und 70 cm nördlich davon eine zweite von 50 cm L. und 40 cm Br., beide zwischen 2 und 3 m dick. Ueber der südlichen Hälfte der grösseren Brandschichte finden sich:

a) 1 Dreifussschale mit Deckel, grau (cfr. Fig. 47, Taf. II). Die Schale ist flach gewölbt und unter dem Ansatze des nach einwärts gekehrten Randes mit 2 schmalen Furchen verziert.
H = 9, D = 17·6
Vom Deckel ist nur ein Drittheil erhalten. Er hatte einen breiten Randfalz.

b) 1 flache Schale, braun (cfr. Fig. 28 Taf. II), mit umgelegtem Rande. An der Aussenseite sind die Spuren einer eingekratzten Inschrift zu sehen und zwar sind die Buchstaben *CAURU* zu erkennen.
H = 4·2, D = 14·9, b = 6·8

Tumulus Nr. 25. D = 14·25 m, H = 1·53 m.

Trotz seiner vielversprechenden Grösse enthielt der Hügel keinen Steinbau und auch keine Brandschichte, wohl aber in seiner Südhälfte eine röthlich gebrannte, schwache Thonlage von 5 m grösster Länge und 3 m durchschnittlicher Breite. Dieselbe lag 180 cm tief unter der Hügelkuppe und war 80 cm hoch von einem dunkelbraunen Sande bedeckt, welcher massenhafte Holzkohlenstückchen und hie und da etwas rothgebrannte Erde enthielt. Knochensplitter wurden darin keine vorgefunden, wohl aber häufige Aschenpartien.

Ueber dem braunen Sande lagerte eine Schichte gelben Lehmes, darüber eine Schotterlage und zu oberst dunkler Waldhumus. Es ist daher unwahrscheinlich, dass dieser Tumulus schon früher geöffnet worden sei, weil sonst die regelmässige Anordnung der verschiedenen Materialien hätte gestört vorgefunden werden müssen. Die Ausbeute der Grabung war folgende:

a) 1 bogenförmiges, gegen beide Enden verdünntes, rundes und an der Aussenseite geripptes Bronzestück von 3 cm Länge und 0·5 cm grösster Stärke, welches im Süden des Hügels nur 240 cm von dessen Peripherie entfernt und 35 cm tief unter dem Rasen lag.

b) Der gelbliche Henkel eines sehr grossen Thongefässes innerhalb der braunen Sandlage 260 cm östlich von der Hügelmitte entfernt.

c) Innerhalb des gelben Lehmes nahe der Hügelmitte zwei verwitterte, dem Ansehen nach unbearbeitete Stücke von marinem Tertiärsandstein (Aflenzer Stein?)

d) Endlich verstreut in der ganzen Anschüttung einzelne röthliche und graue Scherben von mindestens 4 Thongefässen, wovon einige die charakteristische Kammstreifung an der Aussenfläche besassen.

Tumulus Nr. 26. D = 11·2 m, H = 1·2 m.

Südwestlich vom Centrum findet sich auf dem gewachsenen Boden eine Lage von unbehauenen Steinplatten, von welchen eine aus Gneiss rechteckig und 1·3 m l., 1·2 m br. und 7 cm dick ist, während die übrigen aus schieferigem, grauem Kalk und 30—50 cm lang und breit sind. Dieselben bedecken eine unregelmässige Fläche, welche in NNW.-Richtung 3·5 m lang und 2·5 m breit ist. Auf (und unter) dieser Steinplattenlage fand sich nichts als eine Bronzemünze der Faustina jun. Auf dem schlecht erhaltenen Stücke ist zur Noth der charakteristische Kopf mit dem Chignon zu erkennen. Da in dem ganzen Tumulus keine Brandreste gefunden wurden, erscheint die Annahme beachtenswerth, dass hier ein unverbrannter Leichnam bestattet war, von welchem nichts als der Obolus erhalten blieb.

Oestlich neben der Steinschichte finden sich zwei Gefässe:

a) 1 bauchiges Töpfchen, roth. (cfr. Fig. 23, Taf. I.) H = 9, D = 9·4, m = 8, b = 4·1.

b) 1 flache Schale, grau (cfr. Fig. 35, Taf. II), mit horizontal ausgebreitetem Rande. An der Unterseite ist das Wort „Valens" eingeritzt.

H = 3·8, D = 12·8, b = 5·6.

Winklerwald. Situationsplan Fig. 39.

Tumulus Nr. 32. D = 11·5 m, H = 1·8 m.

Aus der Kuppe dieses reichen Hügels ragten einzelne, grosse Bachsteine bis zu Tage heraus und

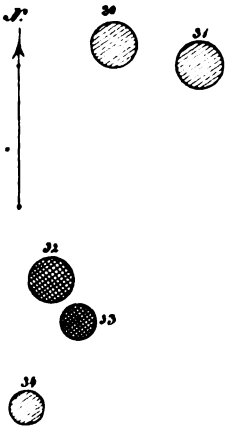


Fig. 39. Maassstab 1 : 2000.

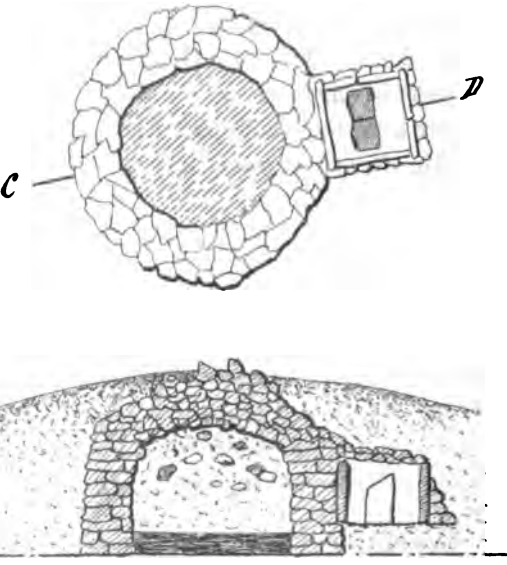


Fig. 40. $^1/_{75}$ nat. Gr.

war der gewölbartige Steinsatz über seiner Kammer Fig. 40 durchschnittlich kaum 15—20 cm hoch mit Erde bedeckt.

Dieser gewölbartige Steinsatz war nur in Erde gelegt, bestand aus grösseren Bachgeschieben und Stücken gebrochenen Gneisses und reichte bis auf 80 cm Tiefe unter die Hügelkuppe. In dieser Tiefe ging derselbe jedoch in eine runde, aus Gneissbruchstein in Mörtel aufgeführte Kammer über, deren ringsum geschlossene Seitenwände eine Höhe von 110 cm besassen und sich gegen oben zu verjüngten, so dass der lichte Durchmesser beim Boden 160 cm, an der Mauerkrone aber nur 130 cm betrug. Den Boden der Kammer bildete gewachsener Schotter.

Im Osten schloss sich an die Kammer eine quadratische Vorkammer von 70 cm lichter Seitenlänge und 60 cm lichter Höhe aus plattenförmigen Gneissstücken an, welche ringsum von Bachgeschieben umgeben und bedeckt waren. In dieser Vorkammer standen nebeneinander zwei Stücke quadratisch bearbeiteten, marinen Tertiärsandsteines (Aflenzer Stein?) von 30 und 22 cm Seitenlänge, deren Obertheil pultdachförmig zugeschnitten war, so dass sie gegen die Mitte des Hügels zu 37 cm, gegen dessen Peripherie zu jedoch 80 cm Höhe besassen. Der eine dieser Sandsteine war ganz erhalten, der andere in der Mitte gebrochen. Sie sind in Grösse und Form ähnlich und im Materiale gleich mit zwei Sandsteinstücken, welche Herr Lehrer Hainisch aus Oberhag in einem Tumulus zu Lieschen im Saggauthale 1880 gefunden hat.

Ausser den zwei Steinen enthielt die vollständig mit Erde ausgefüllte Vorkammer gar keine Brandreste oder Beigaben.

Der Boden der runden Mittelkammer war dagegen bis zu 20 cm Höhe von einer schwarzen, mit Knochenfragmenten gemengten Brandschichte bedeckt, innerhalb deren sich an der westlichen Peripherie Bruchstücke einer kleineren, weisslichen Dreifussschale und eines gleich gefärbten, wahrscheinlich zugehörigen Deckels, die Scherben einer grauen, bauchigen Urne und von mindestens 2 weiteren Thongefässen vorfanden.

Neben diesen Thongefässen lagen in der Brandschichte mehr gegen die Mitte zu neben einander eine bis auf die Rinne und den Dorn erhaltene, 15·5 cm lange Bronzefibel mit quadratisch durchlöchertem Fussstücke, ferner zwei Bügel und das Bruchstück eines Fusses von kleineren Bronzefibeln, alle von der gewöhnlichen provinzialrömischen Form.

Unmittelbar auf der Brandschichte fand sich nahe der östlichen Peripherie der Kammer eine zerdrückte, roh gearbeitete, topfähnliche, graue Thonurne vor, welche grössere Knochenfragmente enthielt.

H = 11, D = 10, m = 8·5, b = 7.

An der nördlichen Peripherie der Kammer standen auf der Brandschichte, durch das überhängende Mauerwerk vor stärkerem Drucke geschützt, in einer Breite von nicht ganz einem Meter neben und über einander geschlichtet, vollständig erhalten folgende Thongefässe. Zu unterst und von West gegen Ost nebeneinander stehend:

a) 1 grössere, bauchige, dunkelgraue Urne, ähnlich der folgenden.
H = 15, D = 18·5, m = 11, b = 7.

b) 1 kleinere, bauchige, dunkelgraue Urne. (Taf. I, Fig. 15.)
H = 11, D = 13·5, m = 9, b = 5·5.

c) 1 schwarzer Topf. (Taf. I, Fig. 22).
H = 11, D = 10, m = 9, b = 5.

d) 1 rother, ganz glatter Henkelkrug, ähnlich dem folgenden.
H = 12, D = 11, m = 4·5, b = 5·5.

e) 1 grösserer, rother, an der Bauchweitung durch zwei Querrippen und einige Querstriche gezierter Henkelkrug (Taf. II, Fig. 23.)
H = 15, D = 15, m = 5, b = 6.

Darüber standen, durch einander geschoben und zum Theile umgestürzt:

f) 1 schwärzliche Schale mit schmal umgebogenem Halse und einer Querrippe darunter. (Taf. II, Fig. 32.)
H = 5, D = 14, m = 14, b = 5·5.

g) 1 dunkelgraue, ganz glatte und einer Blumentopftasse ähnliche Schale. (Taf. II, Fig. 21.)
H = 3, D = 15, m = 15, b = 11·5.

h) 1 dunkelgraue, becherförmige und ganz glatte Schale. (Taf. II, Fig. 27.)
H = 5, D = 12·5, m = 12·5, b = 5·5.

i) 1 dunkelgraue Dreifussschale.
H = 8, D = 14·5, m = 14·5, f = 8, hf = 4
nebst dem zugehörigen unter dem Knopfe mit concentrischen Linien gezierten Deckel.
H = 4·5, D = 15.

k) 1 dunkelgraue Dreifussschale.
H = 7·5, D = 14, m = 14, f = 9, hf = 3
nebst dem zugehörigen, unter dem Knopfe mit mehreren concentrischen Linien gezierten Deckel.
H = 5·5, D = 14.

l) 1 lichtgraue Dreifussschale.
H = 8, D = 17, m = 17, f = 9, hf = 4
nebst dem zugehörigen zerdrückten Deckel, der nur zum Theile restaurirt werden konnte.

Von diesen 11 Thongefässen enthielten die Urnen und der Topf sub *a* bis *c* eine dunkle, aschenhältige Erde ohne Kohlenbeimengung oder Knochenresten, die Schalen waren mit der gelben Erde der Anschüttung angefüllt und die zwei Krüge fast ganz leer.

Tumulus Nr. 33. D = 9·3 m, H = 1·15 m.

Dieser äusserlich intact aussehende Tumulus muss schon früher einmal geöffnet worden sein, weil sich darin 2 m südlich von der Mitte der Rest eines rundlichen, aus in Erde gelegten Bachgeschieben bestehenden Mauerwerkes von 90 cm Länge, 40 cm Dicke und 50 cm Höhe vorfand. Ein zweites, noch kleineres Steinsatzbruchstück, wahrscheinlich die eine Seite der früheren Vorkammer, stand südwestlich davon. Die ganze Mitte des Hügels nahm eine ziemlich starke, schwärzliche, jedoch wenige Knochenreste enthaltende Brandschichte ein.

Funde enthielt die Brandschichte keine, und wurde auch in dem Anschüttungsmateriale nur der untere Theil eines schwarzen Thongefässes mit breit vorspringendem Boden und der Fuss einer schwärzlichen Dreifussschale gefunden.

Gemeinde Kerschbaum. Tumuli des Veitel.

Ausserhalb der nordwestlichen Ecke des Waldes stand auf dem Besitze des vgo. Koch ein Tumulus, welchen der Besitzer vor einigen Jahren abgrub. Er soll darin eine grosse Steinplatte, einen Bronzering und andere Beigaben gefunden haben.

Beiläufig 150 m südlich von diesem Tumulus steht am Westrande der Niederhölzer, auf der „Jaukwiese" ein zweiter einzelner Tumulus und etwa 70 m westlich von diesem findet sich auf dem Besitze des vgo. Veitel eine kleine Gruppe von Grabhügeln.

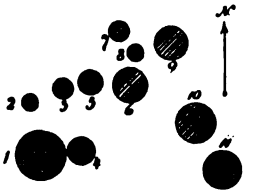


Fig. 41. Maassstab 1 : 2000.

Einige derselben wurden in früheren Jahren gelegentlich der Ausrodung des verhandenen Gestrüppes und der Anlage eines Ackers abgetragen und sind nicht mehr zu erkennen. Von den 11 erhaltenen Grabhügeln sind auch die meisten durch theilweise Abgrabung zerstört. (Siehe den Situationsplan Fig. 41.)

Tumulus Nr. 1. D = 12·5, H = ? 2 m.

Dieser Tumulus ist der umfangreichste und war früher wohl auch der höchste der Gruppe. Im Anfange der Sechsziger Jahre trug der Besitzer den Gipfel ab, liess aber angeblich von der weiteren Planirungsarbeit ab, als er auf Steine gerieth. In der Mitte liegen auf dem gewachsenen Boden, von N. nach S. aneinander gereiht 2 sehr grosse rechteckige Gneissplatten, eine 1·5 m l., 1·3 m br. und 11 cm dick, die andere 1·8 m l., 1·1 m br. und 8 cm dick. Sie sind am Rande mit kleinen Plättchen verzwickt. Auf ihnen liegen 2 bearbeitete Stücke von tertiärem Kalkstein (Aflenzer Stein) und ein nahezu 1 m hoher Haufe von kopfgrossen Klaubsteinen. Ueber der nördlichen Gneissplatte findet sich in den Zwischenräumen der unteren Schichte der Klaubsteine Asche mit Kohlenklein, einigen calcinirten Knochen und einigen Topfscherben.

Diese stammen von 1 sehr grossen, dickwandigen Topfe, von 2 schwarzen dünnwandigen Töpfen und einer Dreifussschale.

Weitere Funde sind weder ober noch unter den Platten aufzutreiben.

Tumulus Nr. 2. D = 5 m, H = 0·3 m.

Die Mitte nimmt ein Haufe von grossen Klaubsteinen ein, unter welchem mehrere zertrümmerte Thongefässe, aber keinerlei Brandreste aufgefunden werden.

Die Thonscherben ergeben:

a) 1 dickwandigen, grossen Topf, roth (cfr. Fig. 9, Taf. I). H = 26·1, D = 20·7, m = 16·4, b = 13·5.

b) 1 Deckel einer Dreifussschale, grau (Taf. II, Fig. 45) mit flachem Knopf und seichtem Randfalz, verziert mit einem unregelmässigen sechseckigen Stern, welcher fast die ganze Oberfläche bedeckt, und mit einem circa 5 m br. dreizinkigen Kamme gezeichnet ist. Unter der Einwirkung eines heftigen Feuers sehr stark verzogen. H = 6·2, D = 16·7.

c) 1 bauchiges Töpfchen mit Bodenranft und wenig erweitertem Rande.

d) 1 sehr porösen Topf, von welchem ein Scherben eine roh eingeritzte rechtsläufige Suastica mit 16 mm langen Armen zeigt.

Gemeinde Rettenbach. Stadelhoferwald.

In dem grossen, ebenen Stadelhoferwalde stehen am linken Ufer des Stullneggbaches fünf Tumuli von 8 bis 12·4 m Durchmesser, wovon Radimský die drei grösseren, nördlich von dem vorbeiführenden Fahrwege gelegenen, untersucht hat.

Tumulus Nr. 1. D = 11 m, H = 1·2 m.

In diesem Hügel fand sich keine Kammer vor, sondern nur eine Gneissplatte in der Osthälfte, welche 100 cm tief unter der Kuppe lag und eine Länge von 183 cm, eine Breite von 115 cm und

eine Dicke von 13 cm besass. Der ganze südliche und südwestliche Theil der Hügelmitte war im Horizonte der grossen Steinplatte mit einer Art Pflaster belegt, welches aus 3 bis 4 cm dicken, verschieden geformten und nicht aneinander schliessenden Gneissbruchstücken bestand und dem gelben, festen Lehmboden auflagerte.

Am südöstlichen Rande der Pflasterung wurden Bodenstücke und mehrere andere Scherben eines kleinen rothen und roh gearbeiteten Thongefässes gesammelt. Westlich daneben befand sich in gleicher Tiefe eine rundliche, 80 cm lange und 60 cm breite Brandschichte, welche nur aus Holzkohlenstückchen und Asche ohne Spur von Knochenresten bestand und einer roth gebrannten Erde auflagerte.

Sonst enthielt der Hügel nichts als in der Anschüttung verstreute Holzkohlenstückchen und einzelne Scherben eines feineren, grauen Thongefässes.

Tumulus Nr. 2. D = 10·5 m, H = 0·82 m.

Etwa 20 m im Nordost von dem Hügel Nr. 1 entfernt, zeigt dieser Tumulus in seiner Anordnung eine auffallende Aehnlichkeit mit demselben.

Die Gneissplatte lag hier im Süden 80 cm tief unter der Hügelkuppe und war bei 8 cm Dicke 140 cm lang und 112 cm breit, somit etwas kleiner. Die ganze Platte war von einem ähnlichen, unregelmässigen Gneisspflaster umgeben, welches dem gewachsenen Lehmboden auflag.

Südlich von der Platte kam eine rundliche Brandschichte von 70 cm Länge und 60 cm Breite vor, welche ebenfalls auf einem schwachen Gneisspflaster aufruhte und mit roth gebrannten Gneissstücken rings umgeben war. Sie enthielt nur Asche und Holzkohlen ohne Leichenbrandresten.

Daneben lagen acht kleine Stücke stark verwitterten, marinen Tertiärsandsteines (Aflenzer Stein?), von denen eines mehrfach durchbohrt ist. Sonst wurden in der Anschüttung nur mehrere Scherben eines grauen, sandigen, eines feineren grauen, und eines rothen Gefässes gesammelt.

Nach dem Vorgesagten können die beiden Hügel Nr. 1 und Nr. 2 kaum Grabhügel sein und dürften sie entweder Cultusstätten, welche während der Beisetzung von Leichen in den übrigen Hügeln benützt und über welchen später die Tumuli aufgeworfen wurden, oder Gedächtnisshügel an entfernt Verstorbene vorstellen.

Tumulus Nr. 3. D = 12·4 m, H = 0·9 m.

Von Nr. 1 beiläufig 24 m südwestlich entfernt, war dieser Tumulus jedenfalls ein Grabhügel und scheint die Reste von mehr als einer Leiche enthalten zu haben.

Oestlich von der Kuppe (siehe Grundriss Fig. 42) stiess man in 75 cm Tiefe auf eine rundliche Brandschichte *a* von 50 bis 60 cm Durchmesser, welche aus Holzkohle, Asche und Leichenbrandresten bestand. Daneben lagen einige gebrannte Kieselsteine und in *b* eine ganz oxydirte, verschlackte Kupfer- oder Bronzemünze.

Weiter südöstlich in *c* wurde eine 25 cm tief in dem gewachsenen Lehmboden ausgehobene Mulde von 40 und 30 cm Durchmesser blossgelegt, deren

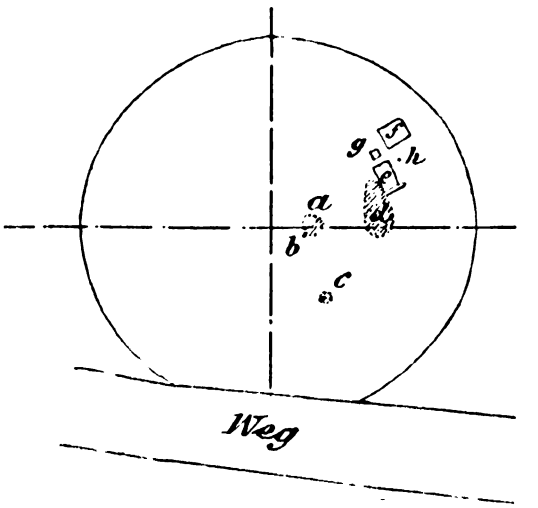


Fig. 42. Maassstab 1 : 250.

Boden mit einer 8 cm hohen Schichte von Kohle und Asche ohne Knochenfragmenten bedeckt war, so dass sie wahrscheinlich nur zum Kochen benützt worden war.

Eine dritte, grössere Brandschichte von 2 m Länge und 1 m Breite mit häufigen Leichenbrandresten wurde nordöstlich von der ersten in *d* angetroffen, an welche sich im Norden zwei aus Bachgeschieben roh hergestellte Kammern *e* und *f* anschlossen. Beide waren mit nur 5 cm starken Gneissplatten überdeckt, von denen jene der Kammer *e* eine Länge von 100 cm bei 40 cm Breite und jene der Kammer *f* Dimensionen von 80 und 60 cm besass. Die Südostseite von *e* war ebenfalls mit einer 85 cm langen Gneissplatte eingefasst. Der Boden beider Kammern bestand aus gewachsenem Lehme und waren dieselben mit aschenhältiger, dunkler Erde, welche Leichenbrandreste enthielt, in ihrer

ganzen Höhe von 40 cm angefüllt. Zwischen den Kammern lag im Horizonte ihres Bodens eine in drei Stücke zerfallene, quadratische Platte von marinem Tertiärsandsteine (Aflenzer Stein?) *g*, deren Seitenlänge je 28 cm betrug. Sie war an den Rändern 4 cm hoch und in der Mitte muldenförmig vertieft.

Oestlich davon im Punkte *h* kamen viele Scherben eines gelblich grauen, bei 1 cm dicken, sehr grossen und an der Aussenseite gestreiften Topfes mit umgebogenem Rande vor, welche aus einem sehr sandigen Lehme bestanden und schwach gebrannt waren.

Ausserdem enthielt die Anschüttung nur eingestreute Holzkohlenstückchen und einzelne Scherben von mindestens 3 ordinären Thongefässen.

Gemeinde Altenmarkt. Teschlitzwald.

Auf einer sanft gegen Osten abfallenden Hügelzunge im Teschlitzwalde befindet sich eine Gruppe von 24 Tumulis, D = 5·2 bis 12 m, H = 40 bis 150 cm, von denen leider die grösseren schon früher

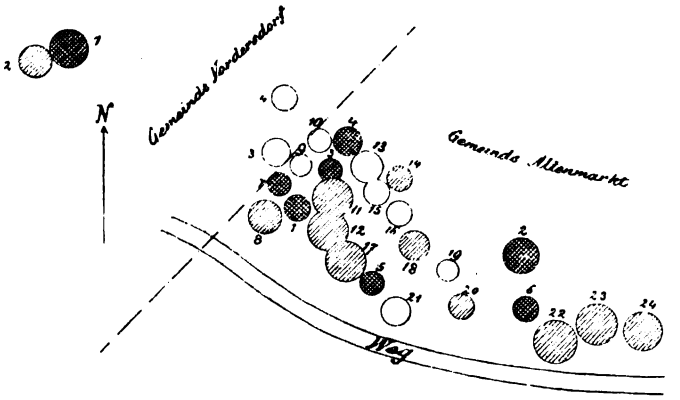


Fig. 43. Maassstab 1 : 2000.

geöffnet worden waren und deren Situation die Figur 43 zeigt. Radimský hat 7 derselben geöffnet, und bei allen zeigte sich die Anschüttung mit zerstreuten Holzkohlenstückchen angefüllt, dagegen kam in keinem eine Kammer vor.

Tumulus Nr. 1. D = 7 m, H = 0·51 m.

Etwas südlich aus der Mitte gerückt, wurde darin eine rundliche Brandschichte von 220 cm Länge, 180 cm Breite und 10 cm Dicke mit Leichenbrandresten angetroffen, welche ungefähr in ihrer Mitte eine zerdrückte, später aber vollständig restaurirte gelbliche Thonschale mit schmal umgebogenem Rande, einer darunter herumlaufenden Querrippe und rundem Fusse (Taf. II, Fig. 30) enthielt.

H = 5, D = 20, m = 20, f = 9, hf = 1.

Südöstlich davon lagen nebeneinander die Scherben einer weisslichen Dreifussschale und des zugehörigen Deckels. Auf dem einen Fusse derselben ist die Ziffer VIIII eingeritzt. (Taf. II, Fig. 37.)

H = 8, D = 12, m = 12, f = 11, hf = 3.

Ferner die Scherben einer grauen, schwach gebrannten und ganz verschobenen Urne von dem Typus der Fig. 14, Taf. I mit einem eingeritzten *V* unter dem Randwulste, welche ursprünglich mit Knochenfragmenten gefüllt war,

H = 20, D = 19—20, m = 8—10, b = 8

endlich Scherben einer kleinen rothen und einer grauen Schale, sowie Bodenstücke einer zweiten grauen Urne, welche jedoch nicht zusammengestellt werden konnten.

Ausser zerstreuten Scherben von mindestens 10 Thongefässen, und zwar einer Dreifussschale, 1 Deckels, 1 Urne, 3 Schalen und 4 Töpfen aus der Anschüttung, enthielt der Hügel keine weiteren Beigaben.

Tumulus Nr. 2. D = 9·3 m, H = 0·8 m.

Die elliptische Brandschichte dieses Hügels lag in 55 cm Tiefe etwas nördlich von der Mitte, war von SW gegen NO gestreckt und besass bei 8 cm Stärke Dimensionen von 240 und 130 cm. Nebst Knochenfragmenten enthielt sie nur Scherben von mindestens 5 Thongefässen und zwar Stücke eines grauen, grossen Gefässes, eines weisslichen und eines dunkelgrauen Deckels, eines ordinären grösseren Gefässes und Bodenstücke einer gelblich grauen Urne, ferner das Bruchstück eines kleinen Eisenringes. Südöstlich ausserhalb der Brandschichte wurde endlich eine vollständig erhaltene Bronzefibel der gewöhnlichen provinzial-römischen Form gefunden.

Tumulus Nr. 3. D = 7·2 m, H = 0·8 m.

Bei 20—30 cm Tiefe wurden in der Anschüttung zerstreute einzelne Scherben von mindestens 5 sehr rohen rothen, grauen und schwärzlichen Gefässen und einer gelblichen Urne gesammelt. In 55 cm Tiefe traf man südlich von der Hügelmitte eine Brandschichte von nur 120 cm Länge und 80 cm Breite, aber 25 cm Stärke an, welche ausser Leichenbrandresten eine zerdrückte, nun vollständig restaurirte graue, glatte Urne,

H = 17, D = 19, m = 9, b = 8

ferner die Scherben einer weisslichgrauen Dreifussschale und des zugehörigen Deckels, sowie eine ganze, römische Fibel, drei Bronzespangen-

bruchstücke mit Charnieren und einige Bronzefragmente enthielt.

Ausserhalb der Brandschichte wurden in 210 cm östlich von der Hügelmitte die Stücke eines kleinen Bronzeringes, dann ein Stück Bronzedraht mit Spirale, 45 cm tief frei im Lehme liegend angetroffen.

Tumulus Nr. 4. D = 7·9 m, H = 0·7 m.

In der Tiefe von 60 cm wurde eine von der Hügelmitte etwas gegen Osten verückte Brandschichte von 310 cm und 240 cm Durchmesser erreicht, in deren Mitte in einem kleinen Kreise herumliegend folgende zum Theil zerbrochene Thongefässe vorkamen:

a) 1 zierliche, weisse topfförmige Urne (Taf. I, Fig. 11) welche mit Leichenbrandresten gefüllt war.
H = 14, D = 12, m = 8, b = 5.

b) 1 weissliche Dreifussschale.

c) 1 zugehöriger Deckel, welcher unterhalb des Knopfes mit 2 concentrischen Ringen geziert ist.
H = 8, D = 19·5.

d) 1 graue Urne.

e) 1 graue Dreifussschale.

f) Das Halsstück eines grösseren, gelben Gefässes.

Sonstige Beigaben fehlten, und wurden nur noch in der Anschüttung des Hügels einzelne, verstreute Scherben von mindestens drei Thongefässen gesammelt.

Tumulus Nr. 5. D = 7·9 m, H = 0·7 m.

Die kleine, aber relativ sehr starke Brandschichte von circa 120 cm Durchmesser wurde schon in 35 cm Tiefe, von der Hügelmitte etwas nach Osten verrückt, angetroffen und stand an deren südöstlichem Rande eine ganze, mit Leichenbrandresten und Erde gefüllte, rothe und mit Querstrichen gezierte Urne (Taf. I, Fig. 14).

H = 18·5, D = 17, m = 10·5, b = 8.

Daneben lagen die Scherben einer ähnlichen grauen Urne, eines schwärzlichen und eines kleineren röthlichen Thongefässes.

Etwas westlich davon enthielt die Brandschichte das Bruchstück eines Eisenringes und nordwestlich mehrere, ganz verrostete kleine Bronzefragmente, drei Stückchen Bergkrystall und eine blaue Glasperle.

Die Anschüttung enthielt einzelne Scherben eines rohen Thongefässes.

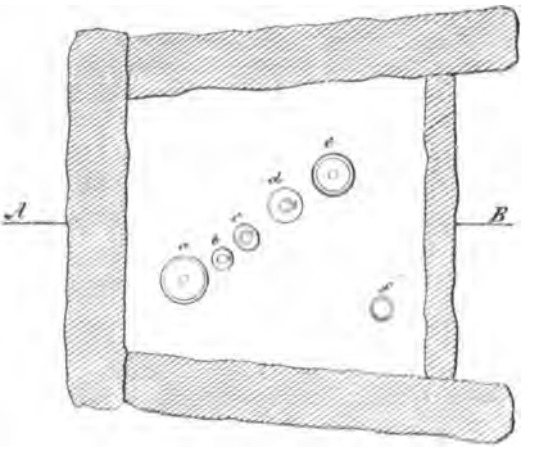
Tumulus Nr. 6. D = 6·8 m, H = 0·6 m.

Auch hier kamen in der Anschüttung zerstreute Scherben von Thongefässen vor, und wurde genau in der Mitte des Hügels in 32 cm Tiefe eine von O. nach W. gestreckte, bis zu 28 cm starke Brandschichte von 300 cm und 180 cm Durchmesser angetroffen, welche ausser Knochenfragmenten nur einzelne Bruchstücke von mindestens 5 Thongefässen enthielt.

Tumulus Nr. 7. D = 6·2 m, H = 0·6 m.

Unter der verstreute Thonscherben führenden Anschüttung wurde in 45 cm Tiefe eine nur 110 cm

Grundriss



Schnitt A B

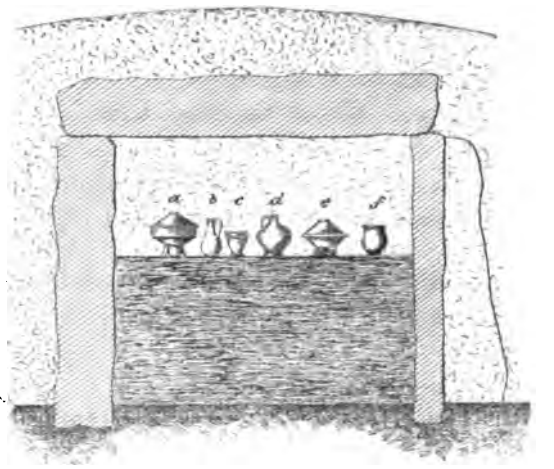


Fig. 44. $^1/_{25}$ nat. Gr.

im Durchmesser haltende, aber 15 cm starke, somit wie bei den Tumulis Nr. 3 und Nr. 5 auf eine kleinere Fläche zusammengetragene, knochenreiche Brandschichte entblösst, welche nur einzelne Scherben von 4 Thongefässen lieferte.

Gemeinde Vordersdorf. Gretschwald.

Angrenzend an die vorbeschriebene Teschlitzwaldgruppe und eigentlich zu derselben gehörig,

befinden sich in dem Walde Parc. Nr. 571 des vgo. Gretsch in Vordersdorf 4 Tumuli (Fig. 43, Seite 104), wovon Radimský einen öffnete.

Tumulus Nr. 1. D = 10·1 m, H = 1·3 m.

Nahezu in der Mitte des Hügels wurde eine aus Gneissplatten von 10 bis 20 cm Stärke bestehende Kammer angetroffen, deren Deckplatte nur 20 cm hoch mit Erde bedeckt war. Ihre Seitenplatten bildeten ein Trapez, dessen breitere Seite nach O. gekehrt war, und schlossen einen Raum von 1 m lichter Länge, 1 m mittlerer lichter Breite und 90 cm Höhe ein. Den Boden der Kammer bildete fester, gewachsener Lehm, auf welchem die Leichenbrandreste 50 cm hoch lagen. (Siehe Fig. 44.) Unmittelbar auf den Brandresten aufgestellt kamen in einer diagonalen Reihe folgende, ganz erhaltene Thon- und Glasgefässe vor.

a) 1 graue Dreifussschale, mit dem zugehörigen Deckel bedeckt.
Die Schale H = 10·5, D = 17, m = 17, f = 10, hf = 2·5.
Der Deckel H = 5, D = 17.

b) 1 runder Glaskrug mit bandförmigem Henkel.
H = 11, D = 7, m = 3·5, b = 5.

c) 1 Glasbecher, etwas elliptisch.
H = 8, D = 9, m = 9, b = 5.

d) 1 rother Thonkrug mit bandförmigem Henkel.
H = 13, D = 13, m = 4, b = 5 und

e) 1 schwärzliche Dreifussschale mit Deckel.
Die Schale H = 7, D = 15, m = 13, f = 10, hf = 2·5.
Der Deckel H = 5, D = 16.

Abseits von diesen Gefässen kam in gleicher Höhe nahe der Südostecke der Kammer eine topfförmige, roh gearbeitete, graue Urne zerdrückt vor, welche grössere Knochenfragmente enthielt.
H = 10, D = 8·5, m = 7·5, b = 3·5.

Ausserhalb der Kammer wurden endlich aus der Anschüttung Scherben einer schön schwarz glänzenden Schale,
H = 5, D = 13, m = 11, b = 6,
ferner Scherben zweier, grauer Dreifussschalen, eines zugehörigen Deckels, einer kleinen, grauen Schale, einer grauen Urne und eines aussen dicht gestreiften, schwärzlichen Thongefässes gesammelt.

Dieser Tumulus war mit seinen Originalplatten und Gefässen in der culturhistorischen Ausstellung zu Graz im Jahre 1883 ausgestellt.

Gemeinde Vordersdorf. Amtmannwald.

In dem sanft gegen Südost abfallenden Walde des vgo. Amtmann in Vordersdorf stehen drei Tumuli von 10 bis 11 m Durchmesser und 100 bis 130 cm Höhe, von denen Radimský einen untersuchte.

Tumulus Nr. 1. D = 11 m, H = 1 m.

Etwas südlich von der Mitte des Hügels wurde die Kammer Fig. 45 angetroffen, welche aus weissen Gneissplatten bestand, nur 25 cm hoch mit Erde bedeckt und an der Aussenseite ringsum durch vorgelegte Steine gestützt war. Die Längsrichtung der Kammer lief genau von SO. nach NW. und bildeten die verlängerten Platten im Nordwesten eine Art offener Vorkammer *a*. Die lichten Dimensionen der Hauptkammer wurden mit 143 cm Länge, 70 cm Breite und 55 cm Höhe, die Stärke der Seitenplatten mit 15 bis 20 cm, jene der Deckplatten *d* und *e* mit 15 cm und jene der Bodenplatte *b* mit 10 cm abgemessen. Im nordwestlichen Theile *c* bestand der

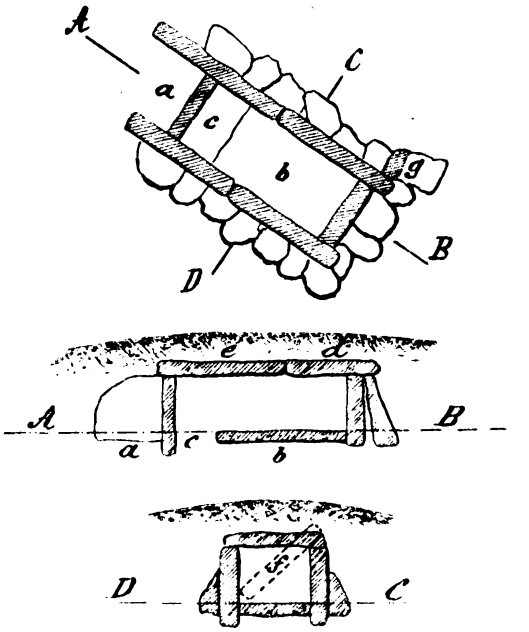


Fig. 45. $^1/_{15}$ nat. Gr.

Boden der Kammer nur aus gewachsenem Lehme. Die Deckplatte *d* zeigte sich auf die Seite geschoben, die andere *e* in die Kammer nach *f* hineingestürzt.

Der Boden der Kammer war mit einer durchschnittlich kaum 2 cm dicken tiefschwarzen Brandschichte mit häufigen Knochensplittern bedeckt, in welcher einzelne Scherben von zwei dunkelgrauen Deckeln, einem weissen Deckel, einer weissen Dreifussschale, eines rothen Henkelkruges und eines ordinären röthlichen Thongefässes lagen.

Nordöstlich, östlich und südlich der Kammer fanden sich mehrere unzusammenhängende, dünne Partien von Leichenbrandresten vor, welche nur unter der Gneissplatte *g* eine Stärke von etwa 8 cm einnahmen. Dazwischen lagen ein kleines Stückchen

Bronzeblech, Bruchstücke einer kleinen, grauen Schale und einer dunkelgrauen Dreifussschale.

Sonst enthielt die Anschüttung nur einzelne zerstreute Scherben von mindestens 3 rohen Thongefässen.

Dieser Tumulus muss somit schon einmal geöffnet und ausgeraubt worden sein, und zwar vor langer Zeit, weil eine über der Kammer stehende Buche ein Alter von mindestens 60 Jahren besass. Auffallend ist es nur, dass damals erstens die schönen Platten nicht ausgehoben wurden und zweitens, dass man sich in jener Zeit die Mühe des nachherigen Zuplanirens genommen hat.

Gemeinde Vordersdorf. Gretschwald.

Nordwestlich von der vorbesprochenen Teschlitz- und Gretschwaldgruppe stehen in dem gleichen Walde des vgo. Gretsch auf einem nordwärts abfallenden Gehänge drei Tumuli von 8·7 bis 9 m Durchmesser und 90 bis 100 cm Höhe, von denen der nördlichste deutliche Spuren einer früheren Grabung beobachten liess, die beiden anderen jedoch intact schienen. Radimský hat diese letzteren geöffnet und fand in dem Anschüttungsmateriale beider zerstreute Holzkohlenstückchen nebst Scherben von rohen Thongefässen.

Tumulus Nr. 2. D = 8·7 m, H = 0·9 m.

In der nordsüdlich gestreckten Reihe der drei Grabhügel ist dieser der mittlere. Es wurde in seinem südöstlichen Quadranten ein eiförmiger, roh in Erde gelegter Steinsatz aus grösseren Gneiss- und Quarzgeschieben bestehend angetroffen, dessen Mauerstärke 60 bis 70 cm betrug. Derselbe war in einer Tiefe von 100 cm unter dem Scheitel des Hügels fundirt, besass von O. gegen W. eine Aussenlänge von 3·3 m und im westlichen Theile eine Breite von 2·3 m, im östlichen Theile dagegen eine solche von nur 1·7 m. Die Höhe des Mauerwerkes betrug in der westlichen Partie 90 cm, nahm aber gegen Osten bis zu 40 cm ab, wobei der eingeschlossene Raum gegen oben zu offen war und das Ganze den Eindruck machte, als ob bereits früher der Bau abgedeckt und ein Theil des Mauerwerkes in der östlichen Partie abgetragen worden wäre.

Der Mittelraum zeigte sich mit Erde und grösseren Steinen angefüllt, enthielt zwar viele verstreute Leichenbrandreste, aber keine geschlossene Brandschichte, und war in 80 cm Tiefe unter der westlichen Mauerkrone mit einem 8 bis 10 cm starken, aus kleinen Gneissstücken bestehenden Pflaster belegt, auf welchem nur eine stark zersetzte Kupfermünze gefunden wurde.

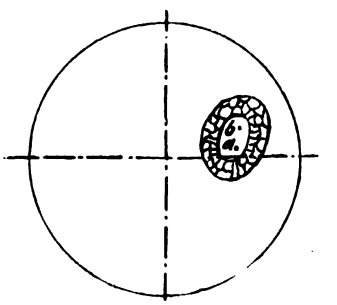
Ausserdem kamen in verschiedenen Höhen verstreut mehrere dünne Scherben eines Glasgefässes, wahrscheinlich eines Henkelkruges und einzelne Thonscherben von mehreren kleineren Gefässen, so wie von mindestens drei grösseren, dickwandigen Töpfen vor. Die letzteren sind an der ganzen Aussenfläche mit Kammstrichen bedeckt. Interessant ist es, dass einige solcher starker Topfscherben aus dem inneren Raume sowohl als aus der übrigen Anschüttung, besonders die Bodenstücke, einen porösen, verkohlten und bis zu 9 mm starken Ueberzug, welcher sich von der Gefässwand leicht ablösen lässt und wahrscheinlich aus Speiseresten besteht, besitzen.

Bei dem Abtragen des Mauerwerkes wurde endlich an der Innenseite, zwischen die Steine eingekeilt, das Bruchstück eines halbrunden, grünen Glasarmringes von 25 mm Länge, 16 mm Breite und 6 mm Dicke gefunden, welches an der Innenseite durch einen 3 mm breiten, gelben Emailstreifen geziert ist.

Es unterliegt nach dem Vorgesagten keinem Zweifel, dass dieser Hügel schon einmal geöffnet worden sein muss.

Tumulus Nr. 3. D = 8·8 m, H = 0·9 m.

Unter den Thongefässscherben, welche aus der Anschüttung dieses Hügels gesammelt wurden, war ein Bodenstück mit der gleichen porösen schwarzen



Punkt a) 4 Gefässe
„ b) 2 Münzen

Fig. 46. Maassstab 1 : 250.

Masse überzogen, wie einige Scherben des vorbeschriebenen Tumulus.

In der östlichen Hügelhälfte (siehe Grundriss Fig. 46) kam ein, ähnlich wie bei Nr. 2 construirtes elliptisches Mauerwerk von 2·7 m Länge und 2·3 m Breite vor, dessen Mauerstärke 60 bis 70 cm und

dessen ringsum gleiche Höhe 80 cm betrug. Ueberdeckt war das Mauerwerk mit einer unregelmässig viereckigen Gneissplatte von 95 cm und 60 cm, welche 60 cm tief unter der Hügelkuppe lag. Der Innenraum war oben mit Erde und in den untersten 10 bis 20 cm mit Leichenbrandresten angefüllt.

Innerhalb dieser Brandschichte lagen bei dem Punkte *b* zwei stark verrostete Kupfermünzen, um den Punkt *a* herum aber auf untergelegten, dünnen Gneissplatten Glas- und Thongefässe und zwar:

1. 1 bauchige Glasurne (cfr. Taf. I, Fig. 26), welche mit Knochenfragmenten gefüllt war.
2. Westlich daneben 1 dunkelgraue Dreifussschale mit Deckel. (cfr. Fig. 47, Taf. II.) Sie enthielt eine feine, poröse Erde, welche nach der Untersuchung meines geehrten Freundes Freiherrn von Ettinghausen, Abdrücke von unbestimmbaren, kleinen Pflanzensamen zu enthalten scheint.
   Die Schale H = 8, D = 15·8.
   Der Deckel H = 6, D = 16·5.
3. Südlich davon 1 bauchiges, graues Töpfchen mit Leichenbrandresten angefüllt.
   H = 10·5, D = 8·5. m = 7·5, b = 4.
4. Oestlich neben dem vorigen 1 dunkelgrauer, conischer Becher, ebenfalls mit Brandresten angefüllt. (cfr. Fig. 17, Taf. II.)
   H = 10·5, D = 9·2, b = 4·4.

Erwähnenswerth dürfte es sein, dass sich unter den Steinen des Mauerwerkes Bruchstücke von zwei Mühlsteinen aus Gleichenberger Andesit vorfanden. Beide gehören Läufern an, sind unten weiter als oben, an beiden Flächen concav zugearbeitet, an der oberen mit einem Randwulste versehen und in der Mitte unregelmässig gelocht. Ihre Dimensionen sind folgende:

Nr. 1. Besteht aus einem Stücke, welches nahezu die Hälfte des ursprünglichen ganzen Steines darstellt. D unten 34 cm, oben 30 cm, die Höhe an der Peripherie 15 cm, Stärke in der Mitte 7 cm, die Muldenvertiefung an beiden Flächen je 4 cm. Der D. des mittleren Loches beträgt 10 cm, während der Wulst an der oberen Peripherie ganz schwach ist.

Nr. 2. Besteht aus 4 Stücken, wovon je zwei zusammenpassen und welche ungefähr drei Viertel des ganzen Steines austragen. D unten 35 cm, oben 30 cm, die Höhe an der Peripherie 12 cm, die Stärke in der Mitte 3 cm, die Muldentiefe an der Unterfläche 5·5 cm, an der oberen Fläche 3·5 cm. Der D. des mittleren Loches beträgt 9 cm, und ist der Randwulst an der Peripherie der oberen Fläche 1 cm hoch, bei 2 cm Breite.

In der Mitte der Höhe besitzt dieser Stein an seiner Peripherie zwei gegenübergestellte, horizontale, 5 cm tiefe, aussen 3·5 cm weite und gegen die Mitte zu etwas verengte Löcher, welche offenbar zum Einsetzen des Drehungsapparates dienten, wie man dies auch heute noch bei den Handmühlen der Dalmatiner Bauern beobachten kann.

Ueber ethnographische Museen.

Mit besonderer Berücksichtigung der Sammlungen in Deutschland, Oesterreich und Italien.

Von **Kristian Bahnson** in Kopenhagen [1]).

Die Idee eines allgemeinen ethnographischen Museums ist von dem französischen Geographen Jomard ausgegangen. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatten sich zwar einzelne Stimmen für das Wünschenswerthe einer solchen Sammlung erhoben, aber sie waren verhallt, ohne Beachtung gefunden zu haben [2]), und erst nachdem Jomard mit Energie für die grosse Bedeutung eines Museums, das alle nichtgeschichtlichen, aussereuropäischen Völker umfassen würde, eingetreten war, wurden positive Schritte für die Verwirklichung dieses Gedankens gethan. Jomard fand nämlich eine Stütze in der von dem französischen Handels- und Arbeitsministerium unter Cuvier's Vorsitz eingesetzten Commission, die in einem Bericht vom 1. November 1831 ihr Gutachten über seinen Plan abgab [3]). Es wird in demselben hervorgehoben, wie wenig die Wissenschaft vom Menschen Schritt gehalten habe mit dem Aufschwung, den das Studium der physischen Beschaffenheit der Erde und des Thier- und Pflanzenlebens durch zahlreiche Reisen und wissenschaftliche Expeditionen genommen. Während die Configuration der Welttheile durch Karten und Pläne bildlich veranschaulicht, die Eigenthümlichkeiten im Thier- und Pflanzenleben durch zoologische und botanische Museen beleuchtet würden, gäbe es keine Sammlung, die den Menschen in seinen verschiedenen Entwicklungsstadien vor Augen führe, und gerade für das Verständniss der Fortschritte des Menschengeschlechtes würde eine solche von grösster Wichtigkeit sein. Aus der Geschichte kann man nicht alle Standpunkte innerhalb einer Culturentwicklung kennen lernen, theils weil den meisten primitiven Völkern Mittel gefehlt haben, ihre Lebenserinnerungen durch Tradition oder schriftliche Aufzeichnungen zu bewahren, theils weil sie erst Gegenstand der Beobachtung geworden sind in einer Zeit, wo sie bereits einen Theil ihrer Eigenart verloren hatten. Durch das Studium der materiellen Erzeugnisse würde man dahingegen Kenntniss derjenigen Culturstufen gewinnen, an welchen die Geschichte schweigend vorübergeht. Alle Völker besitzen ihren Bedürfnissen, ihrem Geschmack und ihrer Entwicklung entsprechende Geräthe, mittelst welcher sie die Hindernisse, die Naturverhältnisse und Klima ihnen in den Weg legen, zu überwinden vermögen, und diese vereint geben ein Bild von der Lebensweise des Volkes, von seiner Industrie, seinen Sitten und Gebräuchen und seinem geistigen Leben, wie es in gleicher Anschaulichkeit und Zuverlässigkeit auf keinem anderen Wege zu erreichen sein würde. Die Commission bringt deshalb in Vorschlag, dass der Idee Jomard's gemäss, in Paris ein Museum gegründet werde, welches durch Vereinigung des vorhandenen ethnographischen Materials und durch Benützung der verschiedentlich sich darbietenden Gelegenheiten zu weiteren Erwerbungen in systematischen Serien eine Vorstellung von den Culturformen zu geben vermöge, die uns bei den aussereuropäischen Völkerstämmen heutzutage entgegentreten. Nur wenn man auf diese Art der Ethnographie eine feste Basis verleihe, lasse sich die Lücke füllen, die bisher in der Kenntniss des Menschen geherrscht habe. Aber es gelte jetzt zu handeln ohne Säumen; denn der Verkehr mit den Europäern und

---

[1]) In der in Kopenhagen in dänischer Sprache erscheinenden Zeitschrift: „Aarbøger for nord. Oldk. og Historie" befand sich im vorigen Jahre unter dem Titel: „Ethnografiske Museer i Udlandet" ein Aufsatz eines der tüchtigsten Ethnographen der neueren Schule, Herrn Dr. Kristian Bahnson, welcher das Interesse jedes Fachmannes in hohem Maasse in Anspruch zu nehmen geeignet ist, und der durch seine lichtvolle Darstellung auch die Beachtung des gebildeten Laien verdient. Um denselben dem deutschen Publicum zugänglicher zu machen, veranlasste die Redaction im Einvernehmen mit dem Herrn Autor eine durch letzteren in manchen Theilen ergänzte Uebersetzung. Dieser schwierigen Aufgabe hat sich auf unsere Bitte das hochgeschätzte correspondirende Mitglied unserer Gesellschaft, Fräulein J. Mestorf in Kiel, unterzogen und gebührt derselben dafür der wärmste Dank, welcher ihr auch an dieser Stelle ausgesprochen sei.

Die Redaction der Mittheilungen.

[2]) Hamy: Rapport sur le développement et l'état actuel des collections ethnographiques. Paris 1880.

[3]) Bulletin de la Société de Géographie, 2. série, VI, S. 92.

die sich steigernde Einwirkung einer überlegenen Civilisation sei im Begriff, alle Originalität der primitiven Völker zu tilgen. Noch eine kurze Zeit, und es dürfte zu spät sein, ein wichtiges Material für die Wissenschaft zu retten.

Diese Idee fand lebhaften Anklang bei Philipp Franz v. Siebold, dem einzigen Manne jener Zeit, der für die vorliegende Aufgabe ein Verständniss hatte und dies durch die Praxis bethätigt hat. Seine aus Japan heimgebrachte vortreffliche Sammlung war vom holländischen Staat erworben worden, eine Sammlung, die allen Anforderungen an ein umfassendes culturhistorisches Material von einer einzelnen Oertlichkeit entsprach. In seinem Sendschreiben an Jomard [1]) rügte er scharf die Zurücksetzung, welche das Studium der asiatischen Culturvölker und primitiven Völkerrassen erfahren hatte zu Gunsten der Bestrebungen, alle Spuren der classischen und westasiatischen Cultur im Alterthum an's Licht zu ziehen. In seinem zweiten Vaterlande, Holland, hatte er bereits Schritte gethan, in diesen Zuständen Wandel zu schaffen, und erfasste und erweiterte deshalb nun die Idee des französischen Geographen mit dem Hinweis auf die Nothwendigkeit, durch vergleichende Untersuchungen der Sitten und Gebräuche und des Cultus bei den verschiedenen Völkerschaften der Erde jeder Spur ihrer Herkunft und früheren Wanderungen nachzuforschen.

Es sollte jedoch noch eine lange Zeit darüber vergehen, bevor der Plan, ein ethnographisches Museum zu gründen, in Frankreich zur Ausführung kam. Jomard wurde nicht müde, für seinen Lieblingsgedanken zu kämpfen [2]), aber seine letzte öffentliche Aeusserung schliesst mit einem Seufzer darüber: „Qu'on ne songe guère à ce Musée de la géographie et des voyages longtemps espéré, vainement attendu au bien que l'utilité en soit incontestable“ [3]). Die Schöpfung eines solchen Instituts in Frankreich war unserer Zeit vorbehalten.

Jomard's Gedanke war jedoch nicht todt; er wuchs und gedieh in der Stille, und an einem Ort war schon vor dem Tode des berühmten Geographen ein Museum entstanden, welches zeigte, was auf diesem Gebiete erreicht werden könne.

Es gab nämlich einen Mann, auf den Jomard's Worte und v. Siebold's praktische Illustrationen dazu, einen mächtigen Eindruck gemacht hatten. Dieser Mann war der um die dänischen Museen hochverdiente Director Thomsen. Bei der Auflösung der Kunstkammer waren die ethnographischen Gegenstände allerdings ausgeschieden und in dem neu gegründeten sogenannten Kunstmuseum als besondere Gruppe aufgestellt worden, aber schon bei der Uebernahme der Verwaltung dieses Museums (1839) hatte Thomsen eingesehen, „dass sowohl im Hinblick auf Dänemark als maritimen Staat mit Colonien, als auf den Kostenpunkt die ethnographische Abtheilung diejenige sei, welche es zu etwas Aussergewöhnlichem bringen könne und müsse“ [1]). In Folge dieser Anschauung zielte sein Plan darauf hin, die Sammlungen zu einem dänischen Colonialmuseum auszubauen. Erst bei einem Besuch in Leyden und durch den Einfluss Jomard's reifte in ihm „die Idee eines allgemeinen ethnographischen Museums, das nicht nur einzelne, sondern möglichst alle Nationen, die an der europäischen Cultur nicht Theil hatten, umfassen sollte“. Mit diesem Ziel vor Augen, verstand Thomsen es, mit der ihm eigenen Energie und nicht minder durch den Zauber seiner Persönlichkeit ein Interesse für die Sammlungen zu erregen, welches nicht nur während der Zeit seiner Leitung anhielt, sondern demselben bis auf den heutigen Tag treu geblieben ist. Die Entwicklung des Museums ist nicht sprungweise vorgeschritten durch solche Massenzuflüsse, wie sie mehrere moderne Sammlungen erfahren. Es ist langsam angewachsen, gedeihend unter der kräftigen Unterstützung, welche das dänische Volk zu allen Zeiten den Bestrebungen, die Sammlungen zu erweitern, gewährt hat. Ist sonach das ethnographische Museum in Kopenhagen lange Zeit das erste in Europa gewesen, und nimmt es auch heute, nachdem es von anderen überholt, noch immer einen hohen Rang ein, so verdanken wir dies hauptsächlich den Gaben, die ihm in so reichem Masse gespendet sind; Thomsen's Verdienst aber bleibt es, die Kräfte zu einem Zusammenwirken geeinigt und die Lebensbedingungen für das Museum geschaffen zu haben.

Thomsen's schöpferische Thätigkeit gewann auch in anderer Richtung Bedeutung für die ethnographischen Museen. Er begnügte sich nicht damit, das Material zu sammeln, er wollte es auch bearbeiten und durch die Aufstellung für Laien und Gelehrte zugänglich und lehrreich machen. Zu einer Zeit, wo die ethnographischen Sammlungen nichts weiter

[1]) Lettre sur l'utilité des Musées ethnographiques. Paris 1843.

[2]) Vgl. z. B. Bulletin de la Société de Géographie, 1845.

[3]) Revue Orientale et Américaine 1862.

[1]) Vorrede zum Katalog des ethnographischen Museums 1862.

waren, als Appendixe anderer Museumsabtheilungen ohne jegliche Bedeutung, schuf seine ordnende Hand ein selbstständiges Museum, das zu seiner Zeit ein Muster der Methode und Anordnung war. Hier war die gestellte Aufgabe thatsächlich gelöst. Hier war ein ethnographisches Museum geschaffen für wissenschaftliche Zwecke, hier wurde gearbeitet, um die einzelnen Gegenstände kritisch zu bestimmen und ihnen ihren Platz in dem gegebenen Rahmen anzuweisen und das Zusammengehörige zu besonderen Gruppen zu vereinigen — kurz, um die verschiedenen Culturstadien in ihrer Eigenart bildlich zu veranschaulichen. Hier zeigte Thomsen, dass er wusste, was man von einem ethnographischen Museum fordern darf, wenn es mehr als eine zufällige Sammlung von Raritäten und Curiosa sein soll. Freilich lassen sich mehrere Einwendungen gegen den von ihm befolgten Plan erheben. Die Anordnung theils nach Culturgruppen, theils nach Völkergruppen war an und für sich misslich und willkürlich; allein, man darf nicht vergessen, dass es sich hier um einen ersten Versuch handelte, der keine Stütze in den andernorts gemachten Erfahrungen fand. Bei der nach Thomsen's Ableben in Angriff genommenen Neuordnung des Museums wurde der ältere Plan aufgegeben und von Worsaae die einfache, natürliche Ordnung nach Völkergruppen durchgeführt, wodurch die Uebersichtlichkeit erleichtert und eine streng wissenschaftliche Eintheilung des Materials erreicht ist.

Thomsen war sonach der Erste und lange der Einzige, bei dem der Gedanke, ein allgemeines ethnographisches Museum zu schaffen, zur That wurde. Es ging noch lange Zeit darüber hin, bevor man in dem übrigen Europa zu der Erkenntniss kam, welche Bedeutung einer solchen Sammlung für die Wissenschaft vom Menschen innewohnt.

An mehreren Orten war um die Zeit, wo das dänische Museum gegründet wurde, ein gar nicht so unbedeutendes Material zur Bildung ähnlicher Sammlungen vorhanden. In die fürstlichen Kunstkammern mit ihrem bunten Inhalt hatten sich verschiedene werthvolle ethnographische Gegenstände eingeschlichen; dieselben hatten ihren Platz neben den Curiositäten gefunden, oftmals als abschreckende Beispiele menschlicher Verwilderung. Manches war auch von Reisen und Expeditionen heimgebracht und in Sammlungen zersplittert, wohin es nicht gehörte; manches endlich fand sich in Privatbesitz. Eine Grundlage, um darauf weiter zu bauen, war also vorhanden, es fehlte nur das Interesse. Einen Schritt vorwärts kam man, als bei der Auflösung der Kunstkammern die ethnographischen Gegenstände ausgeschieden und für sich gesondert aufgestellt wurden; doch blieb dieser Anfang ohne wissenschaftliche Bedeutung. Die Sammlungen wurden mit anderen Museumsabtheilungen verbunden und entbehrten lange der geeigneten Obhut und Pflege; Wenige interessirten sich für sie, noch geringer war die Zahl Derer, die etwas davon verstanden. Das Material wuchs an durch Geschenke und zufällige Eingänge, aber Niemand dachte daran, die Gelegenheit zu benützen, seine Verbindungen auszubeuten, die es mancherorten leicht gemacht haben würden, eine umfassende Sammlung zu schaffen. Höchstens waren es einige aussergewöhnliche Dinge und etliche Curiosa, welche Aufmerksamkeit weckten; für die Bedeutung des scheinbar Unbedeutenden und Alltäglichen, welches erst ein vollständiges Bild von dem Leben eines Volkes gibt, war das Auge noch nicht geöffnet. Man hatte weder Plan noch Zweck, gearbeitet wurde überhaupt gar nicht. Die Thätigkeit beschränkte sich auf die Annahme der gelegentlich eingehenden Geschenke, um weitere Auskunft, welche die Objecte hätte erklären und bestimmen können, kümmerte man sich nicht. Das Material war deshalb in höchstem Grade zusammengemischt und unzuverlässig, und der Zuwachs vergrösserte nur die Unordnung. Nur einzelne Privatleute, die durch ihr eigenes Interesse zu ernsteren ethnographischen Studien getrieben waren, gingen den Staaten voran. So hatten Klemm und Christy ihre Sammlungen angelegt, freilich mit ganz verschiedenem Ziel vor Augen, aber doch Beide in dem Bestreben, ihnen mittelst Durchführung eines bestimmten Planes culturhistorischen Werth zu verleihen.

Mit dem achten Decennium beginnt in der Geschichte der ethnographischen Museen ein neues Capitel. Durch die neu gestifteten ethnologischen Gesellschaften und durch zahlreiche grössere Werke ethnographischen Inhaltes fand das Interesse für die primitiven Völker in immer weiteren Kreisen Eingang. Man beschäftigte sich nicht länger nur mit der Anthropologie, auch der Mensch als sociales Wesen wurde nunmehr Gegenstand weitgehender Untersuchungen. Damit war der Boden für den Aufbau ethnologischer Sammlungen bereitet; es fehlte nur noch der Impuls, der sie in's Leben rufen würde. Dieser wurde zum Theil von einer anderen Wissenschaft gegeben, von der vorgeschichtlichen Archäologie, die sich gerade um diese Zeit durch die Vorurtheile und das Misstrauen, gegen die sie zu kämpfen ge-

habt, den Weg zur allgemeinen Anerkennung bahnte. Bei der Untersuchung der vorgeschichtlichen Zeiträume und der Behandlung jetzt auftauchender Fragen wurde es klar, dass zum Verständniss der fernen Vorzeit und zur Beleuchtung der Entwicklung, die sich im Laufe der Zeit vollzogen, eine Kenntniss der noch heute bestehenden primitiven Culturformen unentbehrlich sei. Das Interesse für letztere erhielt dadurch weitere Nahrung und die archäologischen Congresse, welche — jedenfalls ausserhalb des Nordens — eine bis dahin wenig beachtete Wissenschaft plötzlich populär machten, trugen dazu bei, auch der Ethnographie die nothwendige Unterstützung angedeihen zu lassen. Von mehreren Seiten wurde nun die Gründung von Sammlungen gefordert, welche das für das Studium der primitiven Völker unentbehrliche Material gewähren würden. Die Erkenntniss, dass die materiellen Erzeugnisse auf einer niederen Culturstufe die grösste Bedeutung für das Verständniss der Lebensweise und Denkart eines Volkes haben, lag sozusagen in der Luft und empfing an mehreren Orten einen praktischen Ausdruck. Ein Mann muss hier genannt werden, dessen Name für alle Zeiten mit dieser neuen Periode in der Entwicklung der ethnographischen Museen verknüpft bleiben wird: Professor Bastian in Berlin. Mehr als irgend Jemand ist er unermüdlich bestrebt gewesen, durch Wort und That das Interesse für die Ethnographie in seinem Vaterlande anzuregen, und wenn augenblicklich in Deutschland mit grösserer Energie als sonst irgendwo gearbeitet wird, um das Versäumte einzuholen, so verdankt man dies sowohl dem Beispiel, das er als Director des Berliner Museums gegeben hat, wie seiner dringlichen Mahnung, wissenschaftliche Institute für eine inductive Behandlung der Ethnographie in's Leben zu rufen. Und seine Bestrebungen sind nach beiden Richtungen auch für andere Länder von Bedeutung gewesen.

Die Gründung systematischer ethnographischer Museen ist demnach, ausserhalb Dänemarks, wesentlich das Werk der letztverflossenen Decennien, und die Entwicklung, die sie erfahren, ist selbst in unserer Zeit, der Zeit der Museen, ohne Beispiel. Nahezu in allen grösseren Ländern Europas und in Amerika sind Institute erstanden, die schon jetzt eine sehr bedeutende Thätigkeit entfaltet haben. England hat seine zerstreuten Sammlungen in dem neugeordneten British Museum, wohin auch die Christy Collection gegeben ist, und in dem India Museum vereinigt, denen sich die Museen in Oxford und Salisbury anschliessen. Holland hat das Rijks ethnographisch Museum in Leyden neu organisirt, eines der bedeutendsten in ganz Europa; ausserdem befinden sich kleinere Sammlungen in Amsterdam, Rotterdam und im Haag. Frankreich hat das Musée du Trocadéro in Paris, das binnen kurzem sein Supplement in dem selbstständigen, einzig in seiner Art dastehenden Musée Guimet (früher in Lyon) erhalten wird. In Deutschland sind ausser dem Hauptmuseum in Berlin, in Hamburg, Leipzig, Dresden und München stattliche Sammlungen angewachsen und ausserdem mehrere kleinere angelegt worden. Oesterreich besitzt in Wien zwei ethnographische Museen: das Hofmuseum und das Orientalische Museum. In Italien finden wir das bedeutende Museo preistorico ed etnografico in Rom, dem sich die Sammlung der Propaganda und die Museen in Florenz und Venedig anschliessen. Endlich ist noch der in Christiania und Stockholm gegründeten Museen zu gedenken; dem letztgenannten ist das auf der Weltumsegelung der Fregatte Vanadis von Dr. Stolpe gesammelte reiche Material einverleibt worden.

Ueberall wird also mit grosser Energie gearbeitet. Zu dem allgemeinen Interesse für ethnologische Studien hat sich die Einsicht gesellt, dass es gilt, die Zeit zum Sammeln benutzen, bevor es zu spät ist Es ist nämlich anders mit dem ethnographischen Material wie mit dem archäologischen, welches lange Zeiten im Schooss der Erde wohl bewahrt liegt, um, wenn es zu Tage kommt, die Nachwelt über verschwundene Culturformen zu belehren. Von dem ethnographischen Stoff überlebt nur ein geringer Bruchtheil das Volk, von dem er herrührt. Leicht vergänglicher Art, geht er, sobald eine neue Civilisation die Lebensbedingungen eines Volkes umgewandelt hat, rasch zugrunde. Hier liegt die grosse Gefahr, welche den Ausbau der ethnographischen Museen bedroht und zu raschem Handeln mahnt. In den letzten Jahrhunderten ist die eine primitive Culturform nach der anderen durch das Vordringen der europäischen Civilisation verschwunden und heutzutage geschieht dies rascher als jemals zuvor. Vor 20—30 Jahren konnte man noch hoffen, dass die nöthigen Erweiterungen und Ergänzungen mit der Zeit einlaufen würden; heute wäre es leichtsinnig, die Entwicklung der Museen von dieser Hoffnung abhängen zu lassen. Mit jedem Tage, der vergeht, wird es schwerer, Material zu schaffen. Freilich gibt

es noch Gebiete, die bis jetzt von der europäischen Cultur unberührt geblieben, aber dieselben werden immer enger begrenzt; grosse Gebiete sind bereits vollständig ausgebeutet, weil die Bevölkerung nicht mehr producirt, während andere ihr eigenartiges Gepräge grossentheils eingebüsst haben. Es lässt sich deshalb mit Sicherheit voraussehen, dass eine wesentliche Quelle für das Studium der Entwicklung des Menschen in nicht fernliegender Zeit völlig ausgetrocknet sein wird.

Die Erkenntniss, dass ein Museum, welches den gegenwärtigen Zeitpunkt zu benutzen versäumt, seiner weiteren Entwicklung einen Riegel vorschiebt, hat zu den Anstrengungen angespornt, die in ganz Europa gemacht sind und noch gemacht werden, um das noch zu rettende Material zu sammeln. Diesem Eifer haben wir es zu verdanken, dass es gelungen ist, manche Gebiete für die wissenschaftliche Beobachtung zu sichern, und wie aus folgenden Blättern ersichtlich sein wird, steht uns bezüglich der meisten Völkergruppen bereits ein ansehnliches Studienmaterial zu Gebote. Wenn nun ein solches Resultat in kurzer Zeit erreicht worden, so ist dies zum Theil den verhältnissmässig reichen pecuniären Mitteln zu danken, die in den grossen Ländern den Museen zur Verfügung gestellt wurden. Sie wurden in die Lage gesetzt, eine grossartige Thätigkeit zu entfalten, sich an Expeditionen nach fremden Welttheilen zu betheiligen, grosse, methodisch angelegte Sammlungen, die nach Europa gebracht wurden, anzukaufen — kurz: ihrer Entwicklung einen bestimmten Plan zugrunde zu legen. Auch in dieser Beziehung haben sich die Verhältnisse heutzutage geändert. In früheren Zeiten herrschte die Ansicht, ein ethnographisches Museum liesse sich ohne erheblichen Kostenaufwand schaffen, wenn nur das Interesse dafür angeregt werde, und die damals existirenden Museen waren in der That in Betreff ihres Zuwachses lediglich auf Geschenke angewiesen. So lange die Habe primitiver Völker reichlich war, fand sehr Vieles auf diese Weise seinen Weg in die Sammlungen. Das Kopenhagener Museum, welches fast ausschliesslich aus Geschenken entstanden, zeigt, was sich erreichen lässt, wenn ein Institut populär geworden. Allein, obwohl das allgemeine Interesse eine äusserst schätzbare Stütze ist, vermag sie allein doch nicht eine Sammlung zu tragen. Je nachdem die ethnographischen Gegenstände seltener werden und demzufolge die Concurrenz ihnen einen verhältnissmässig ansehnlichen pecuniären Werth verleiht, werden selbstverständlich die Gaben spärlicher eingehen oder ganz aufhören und das Museum sich dadurch in seinem Anwachsen gehemmt sehen. Um dieser Gefahr zu entgehen, um das Material ferner zu mehren und ergänzen zu können und den Anforderungen, die an eine systematische Verwaltung gestellt werden müssen, zu entsprechen, bedarf es eines Budgets, welches das Museum so viel wie möglich von der freiwilligen Unterstützung unabhängig macht. Dies ist um so nothwendiger, als die Anforderungen, die man gegenwärtig an die Art der Sammlungen stellt, zum Theil ganz andere sind wie ehemals.

Die ethnographischen Museen haben, wie alle culturhistorischen Museen, eine zweifache Aufgabe: eine wissenschaftliche und eine populäre. Sie sollen einerseits das Material für das Studium der aussereuropäischen Völkerschaften darbieten, andererseits auf das grosse Publicum belehrend einwirken, indem sie die verschiedenen Culturformen, in welchen das Menschengeschlecht sich bewegt, zur Anschauung bringen. In früheren Zeiten fasste man vorzugsweise den letzteren Theil der Aufgabe in's Auge. Man bezweckte lediglich eine Schilderung der Charakteristik einer Völkerschaft durch Vorführung ihrer eigenthümlichsten Erzeugnisse, und legte deshalb besonderen Werth auf seltene Objecte. Heutzutage strebt man an den meisten Orten dahin, die Museen in erster Linie zu wissenschaftlichen Instituten zu erheben, indem man Sammlungen schafft, die eine möglichst erschöpfende Darstellung der verschiedenen Culturstadien in den aussereuropäischen Ländern zu geben vermögen. Dazu ist aber ein umfassendes und zuverlässiges Material erforderlich, das nicht nur ein Studium der grösseren Völkergruppen, sondern auch aller Hauptstämme innerhalb derselben ermöglicht. Es sind nicht mehr die seltenen und hervorragenden Dinge, die man vorzugsweise zu bewahren wünscht, wiewohl auch sie stets einen berechtigten Platz in den Sammlungen behalten; die eigentliche Grundlage müssen jene allgemeinen, oftmals scheinbar unbedeutenden Dinge bilden, welche das Niveau angeben und die fortschreitende Entwicklung auf den verschiedenen Gebieten charakterisiren. Die einfachen Geräthschaften, mittelst welcher sie ihren Lebensunterhalt erwerben, die unvollkommenen Waffen, die ihnen zur Vertheidigung dienen, die öfters ärmlichen, unschönen Schmuckgegenstände, oder die rohen Figuren, Gegenstände ihres Cultus, haben für die Kenntniss eines Volkes denselben Werth, wie solche Arbeiten, in denen sie ihrer Kunstfertigkeit den höchsten

Ausdruck gegeben. Diese Dinge sind absolut nothwendig zur Beleuchtung der Lebensverhältnisse der verschiedenen Stände, der materiellen und intellectuellen Bedürfnisse und des Erfindungstalentes, welches ein Volk in der Benützung seiner Hilfsmittel an den Tag legt. Aber gerade diese einfachen Dinge sind früher in weit geringerer Menge in den Besitz der Museen gelangt als die Erzeugnisse höherer Kunstfertigkeit, weil die Reisenden, die sie heimbrachten, nicht den Blick dafür hatten. Fast alle grösseren Sammlungen aus älterer Zeit leiden an diesem Mangel; selbst in einer so rationell angelegten Sammlung wie die Siebold'sche aus Japan, die von dem Leben der höheren Gesellschaftsclassen, von Gewerbe- und Kunstfleiss ein so vortreffliches Bild gibt, sucht man vergebens nach einer nur einigermassen vollständigen Darstellung der volksthümlichen Lebensweise. Das Hauptgewicht muss deshalb darauf gelegt werden, umfassende systematische Sammlungen zu Stande zu bringen, die ein bis in die kleinsten Einzelheiten ausgeführtes Bild der verschiedenartigen Völkergruppen und Stämme zu geben vermögen. Alles, was einen charakteristischen Zug in dem Leben des Individuums, der Familie oder der Gemeinde beleuchtet, jeder Gegenstand, der durch Material, Form, Ornamentik oder Nutzanwendung sich von den übrigen unterscheidet, hat Recht auf einen Platz in den Sammlungen. Nur Doubletten sollten ausgeschlossen bleiben, ein Umstand, dem man noch keine Beachtung geschenkt, obwohl er für die Begrenzung der Museen von Bedeutung ist.

Vollständige Sammlungen können die Museen nur in Bezug auf die primitiven Völkerschaften anstreben. Das Gebiet, auf dem die Naturvölker sich bewegen, ist so eng begrenzt, das Leben im Ganzen so wenig complicirt, dass die Erzeugnisse nicht besonders mannigfaltig zu sein pflegen. Auch wenn der Anforderung an eine bis in's Kleinste durchgeführte Darstellung hier genügt würde, würde das Material nicht so umfangreich sein, dass es, wohl gesichtet, nicht in den Museen Platz finden könnte. Ganz anders liegt die Sache in Betreff der orientalischen Culturvölker, indem ein stark ausgebildetes Gemeindewesen, eine entwickelte Industrie und Kunst, ein eigenartiges geistiges Leben, welches zahlreiche literarische Arbeiten in's Leben gerufen hat, ein so kolossales, mannigfaltiges Material zu seiner Beleuchtung fordert, dass die ethnographischen Museen dafür keinen Raum haben. Da können sie nur eine Darstellung in grossen Zügen geben; aber auch hier kommt es nicht minder als in Betreff der primitiven Völker darauf an, umsichtig und plangemäss eine Sammlung zu schaffen, die wirklich das ganze Volk wiederspiegelt und sich nicht damit begnügt, einzelne Seiten seiner Entwicklung vorzuführen. Die Details zu berücksichtigen, muss hier den Gewerbe-Museen überlassen bleiben. Vielleicht wird man bei fortschreitender Entwicklung der orientalischen Studien dereinst alle Sammlungen von den asiatischen Culturvölkern aus den ethnographischen Museen entfernen und zu besonderen Sammlungen vereinigen, wie man Aehnliches in dem orientalischen Museum in Wien und in dem India Museum in London gethan hat. Dergleichen kann indessen nur in grossen Ländern in Frage kommen; die kleineren müssen sich an Darstellungen der Hauptsachen genügen lassen.

Das Unausführbare, welches der Lösung einer so gewaltigen Aufgabe wie die obige scheinbar anhaftet, eine erschöpfende Vorstellung aller Völker und aller Culturstadien, die in den Bereich der Ethnographie fallen, zu geben, wird sich in der Praxis kaum fühlbar machen. Die Aufgabe fällt nämlich nicht dem einzelnen Museum zu. Keine Sammlung würde im Stande sein, sämmtliche Gebiete in gleicher Vollständigkeit vorzuführen; auch die grossartigsten werden sich in ihrer Thätigkeit beschränkt finden, schon aus dem Grunde, weil sie nicht überall gleich ergiebige Verbindungen unterhalten können. Durch ein Zusammenwirken aller Museen muss das Ziel jedoch erreicht werden können. Sie müssen, vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt betrachtet, als ein grosses internationales Ganzes aufgefasst werden, dessen einzelne Glieder sich gegenseitig ergänzen. In den grossen Museen wird man selbstverständlich eine vollständige Darstellung möglichst zahlreicher ethnographischer Gebiete anstreben, wohingegen die kleineren Sammlungen, deren bescheideneren Hilfsmittel eine beschränktere Thätigkeit bedingen, mehr oder minder Bedeutung für das Ganze gewinnen, je nachdem sie von dieser oder jener Völkergruppe ein Material besitzen, welches durch seine Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit sich zum Gegenstand wissenschaftlicher Behandlung eignet. Ihre Aufgabe dürfte es danach sein, ihre Kräfte auf die Bearbeitung einzelner Abtheilungen zu concentriren, gleichviel, ob sie die eigenen Colonien des Landes vertreten, oder Gebiete, mit denen es ihnen gelungen, besondere Verbindungen anzuknüpfen. Ausserdem aber sollen sie eine allgemeine Umschau unter allen übrigen

aussereuropäischen Völkerschaften halten, ohne jedoch eine erschöpfende Darstellung anzustreben. Man darf von ihnen nur ein in grossen Zügen ausgeführtes Bild der verschiedenartigen Völkergruppen fordern, in dem keine wesentliche Eigenthümlichkeit fehlt. Bei einer umsichtigen Entwicklung nach beiden Richtungen werden sowohl die grösseren als die kleineren Museen im Stande sein, ihre zweifache Aufgabe innerhalb der durch äussere Verhältnisse ihnen gesteckten Grenze wohl zu lösen. Dem Fachmann geben sie Stoff zu Untersuchungen, dem Laien veranschaulichen sie die charakteristischen Entwicklungen, die sich in den fremden Welttheilen vollzogen haben.

Wir werden in den hier folgenden Blättern sehen, dass im Laufe der letztverflossenen Jahre bedeutende systematische Sammlungen nach Europa gekommen sind.

Das werthvollste Material verdanken wir begreiflicherweise den Fachmännern, welche Gelegenheit hatten, ihre Studien unter dem Volke selbst zu machen, von dem die gesammelten Gegenstände herrühren. Die Hauptmasse aber ist von Männern herbeigeschafft, die mit warmem Interesse für die Aufgaben der Ethnologie und mit Verständniss für die Zwecke der Museen nach deren Anweisung gesammelt haben. Reisende, die schaarenweise auf Entdeckungen in bis jetzt unbekannte Gegenden auszogen, Marineofficiere, Gesandte, Consule und Privatleute haben gemeinschaftlich an der vorliegenden Aufgabe gearbeitet. Dass das Resultat ein befriedigendes geworden, ist jedenfalls in nicht geringem Maasse den seitens der Museen und ethnographischen Gesellschaften ausgearbeiteten ausführlichen Instructionen zu verdanken, die nicht nur sehr detaillirte Anweisungen für die Art des Sammelns enthalten, sondern zugleich auch die Aufmerksamkeit auf solche allseitige Beobachtungen und Auskünfte hinlenken, welche dem Material erst den eigentlichen vollen Werth verleihen. Die älteren Sammlungen leiden häufig unter dem Mangel an sicheren Angaben, sowohl hinsichtlich der Anwendung als des Ursprunges der Gegenstände. In Anbetracht der Art und Weise, wie sie in den Besitz des Museums gelangten, konnte es nicht wohl anders sein: entweder gelegentlich erstanden von Reisenden, die mit den Naturvölkern in Berührung kamen, oder gar in Hafenstädten, wohin die Sachen aus dem Innern des Landes gekommen waren; oftmals waren sie durch mehrere Hände gegangen und fern von ihrer Heimat erworben, weshalb die Angaben nicht correct sind. Und selbst wo sie richtig sind, pflegen sie in der Regel so allgemein gehalten zu sein, dass es, um die kleineren Gruppen zu sondern, kritischer Untersuchungen bedarf. Die gebührende Autorität darf man nur den grossen systematischen Sammlungen zuerkennen, weil sie am Orte selbst unter Berücksichtigung aller nöthigen darauf bezüglichen Aufschlüsse zusammengebracht sind. Im Besitze von solchen sind wir für die meisten Gebiete künftig nicht mehr auf die mehr oder minder correcten Mittheilungen dieses oder jenes Reisenden angewiesen. Manche Zweifel hinsichtlich des wirklichen Ursprunges der Gegenstände sind nunmehr gelöst und es ist nicht das kleinste Verdienst der neuen Sammlungen, dass sie der Unsicherheit in diesem wichtigen Punkt ein Ende gemacht haben.

Es ist meine Absicht, hier einen kurzen Bericht über das wichtigste Material in den deutschen, österreichischen und italienischen Sammlungen sowie im Musée Guimet in Lyon zu geben, die ich in den Jahren 1885—86 auf einer Reise als Stipendiat besucht habe. Das grosse Museum in Leyden ist mir unbekannt; die Museen in London und Paris habe ich seit 1882 nicht gesehen. Beide haben in den letzten Jahren einen so grossen Zuwachs erhalten und so grosse Umänderungen erlitten — die Neuordnung des British Museums fällt in diese Periode — dass über diese hier nicht in ähnlicher Weise berichtet werden kann. Die englischen und französischen Museen werden deshalb, wie auch das Kopenhagener, hier nur gelegentlich mit herangezogen werden.

Unter den deutschen Sammlungen nimmt das grosse Centralinstitut in Berlin den ersten Platz ein. Der Ursprung desselben war die fürstliche Kunstkammer [1]), für welche schon zu des grossen Kurfürsten Zeit Einkäufe an japanischen Waffen und anderen ethnographischen Curiosa gemacht wurden. Diese Grundlage wuchs allmälig durch Gelegenheitskäufe dergestalt an, dass bei der 1856 erfolgten Auflösung der Kunstkammer eine ethnographische Abtheilung in Verbindung mit der Alterthümersammlung im Neuen Museum gebildet werden konnte. Im Laufe der Jahre erfreute sich diese Abtheilung eines nicht unbedeutenden Zuwachses, der theils durch die reiche Ausbeute verschiedener wissenschaftlicher Expeditionen, theils durch einzelne

[1]) Vgl. Bastian: Vorgeschichte der Ethnologie. Berlin 1881, S. 47, und Voss: Zur Geschichte der königl. Museen in Berlin. Berlin 1880.

grössere Ankäufe erworben wurde. Allein das Material blieb doch nach allen Richtungen höchst mangelhaft und die unkritischen Bestimmungen der Gegenstände, sowie die in der Sammlung herrschende Unordnung beeinträchtigten ihren wissenschaftlichen Werth. Wie weit man im Rückstand war, zeigte sich, als die erste wissenschaftliche Sammlung (Jagors) dem Museum einverleibt wurde: eine Mustersammlung, welche lehrte, welche Anforderungen man an einen ethnographischen Stoff erheben darf, und was sich durch planmässiges Sammeln erreichen lässt. Es lag auf der Hand, dass, wenn das Museum seinen Zweck erfüllen sollte, man fortan den von Jagor gezeigten Weg einschlagen müsse.

Als Professor Bastian 1876 Director wurde, trat ein Wendepunkt ein. Seiner Losung treu, dass wir an der äussersten Grenze der Möglichkeit stehen, noch unter den primitiven Völkern zu sammeln, begann er diese Arbeit in grossem Stil zu organisiren, welche das Berliner Museum zum ersten in ganz Europa gemacht hat. Durch seine aussergewöhnliche Energie, durch die zahlreichen Kräfte, die er in Bewegung zu setzen gewusst, und auf seinen eigenen weit ausgedehnten Reisen hat er das kolossale Material herbeigeschafft, welches fortan die wesentliche Grundlage für das ethnographische Studium bilden wird. Der Zeitpunkt, in grossem Massstabe zu sammeln, war für ein Land mit Deutschlands Verbindungen und Hilfsquellen günstig. Zahlreiche Expeditionen zu wissenschaftlichen Zwecken wurden in dem letzten Decennium nach allen Richtungen ausgesandt, die neuen Colonisationsbestrebungen haben den Einfluss des Reiches über grosse, bisher unbekannte Gebiete ausgedehnt, und seine Entwicklung zu einem grossen maritimen Staat hat die Aussendung seiner Flotte in ferne Meere veranlasst. Bastian's Verdienst ist es, alle diese Hilfsmittel zur weiteren Entwicklung der Sammlungen in wissenschaftlicher Richtung benutzt zu haben. Wie gross das Interesse ist, welches er für das Berliner Museum in's Leben gerufen, zeigt die Bildung eines „Hilfscomité", einer Vereinigung wohlhabender Männer, die dem Museum schätzbare Unterstützung zugewendet und deren Thätigkeit höchst werthvoll gewesen in einer Zeit, wo es darauf ankam, ohne Säumen ein energisches Arbeiten auf verschiedenen Gebieten zu organisiren. Auch mehrere der vortrefflichen literarischen Publicationen des Museums sind unter der Mitwirkung des genannten Comités entstanden.

Für die ethnographischen und prähistorischen Sammlungen ist jetzt ein Gebäude aufgeführt, das bezüglich seiner praktischen Einrichtung anderen Museumsbauten zum Vorbild dienen kann. Die Aufstellung der Sammlungen ist noch nicht vollendet. Es sind bis jetzt nur die amerikanischen, afrikanischen und australischen Abtheilungen zugänglich und ausser diesen die reiche Ausbeute von Jacobsen's Reise in Sibirien. In allernächster Zeit wird indessen auch das reiche indische Material aufgestellt sein, wohingegen mit der Ordnung der Sammlungen aus Ostasien, Hinterindien und von den malaiischen Inseln jetzt erst begonnen ist [1]).

Das Museum besitzt seine eigene Zeitschrift, welche über neue Erwerbungen und über Bearbeitungen des gesammelten Materials Bericht erstattet [2]). Einzelne Gruppen haben in vortrefflichen Bilderwerken, die von der Generalverwaltung herausgegeben sind, eine ausführlichere Behandlung erfahren.

Um Berlin als Centrum gruppiren sich die übrigen deutschen Sammlungen. Können dieselben sich in Betreff der Vielseitigkeit des Materials zwar nicht mit dem Hauptmuseum messen, enthalten doch mehrere derselben einzelne sehr reichhaltige Abtheilungen.

Wir richten den Blick zuerst nach Hamburg. Die günstige Gelegenheit, welche durch die weitausgehnten Handelsverbindungen dieser Stadt zum Sammeln ethnographischer Gegenstände geboten wurde, ist erst in den sechziger Jahren benutzt worden, und auch dann noch spärlich genug, da nur einige wenige Objecte den Weg ins naturhistorische Museum fanden. Erst im Jahre 1877 wurde das jetzige Museum für Völkerkunde gegründet auf Grund des vorhandenen Materials und der Sammlungen, welche der gegenwärtige Director Lüders von seinen Reisen nach Peru und Neu-Granada heimgebracht hatte. Seitdem ist das Museum rasch gewachsen und enthält jetzt, ausser einer Anzahl vereinzelter Objecte, worunter manches Gute, eine vortreffliche Auswahl (700 Nummern) des aufgelösten Museum Godeffroy, Krause's bedeutende Sammlungen von den Thlinkiten und Tschuktschen und die Ausbeute der Expedition Fischer's nach dem Massailande. Durch diese Vermehrungen hat das Museum seine grösste Bedeutung gewonnen. Leider kommen diese Samm-

[1]) Seitdem ist die indische Abtheilung schon eröffnet worden.

[2]) Originalmittheilungen aus der ethnologischen Abtheilung der königl. Museen. (Erscheinen leider nicht mehr. Anm. d. Red.)

lungen in ihrem jetzigen Zustande nicht zur vollen Geltung. Theils wird jede vernünftige Aufstellung durch die Beschränktheit des Locals erschwert, theils ist das ethnographische Princip, welches der Ordnung anfänglich zugrunde gelegt war, nicht glücklich durchgeführt. Ganze Partien zusammengehörender Sammlungen sind an verschiedenen Stellen placirt, während man an anderen Stellen Gegenstände durchaus verschiedener Herkunft als Serien, besonders von Waffen, beisammen findet. Ein Bild von der Eigenart der verschiedenen Völkerpruppen vermag dies Museum deshalb nicht zu geben.

Das Museum für Völkerkunde in Leipzig nimmt in seiner Eigenschaft als Privatinstitut gewissermassen eine Sonderstellung unter den Museen ein. Von einer 1873 gestifteten Gesellschaft gegründet, besteht es mittelst deren Beiträge und einer städtischen Subvention und namentlich auch durch zahlreiche Gaben, die demselben von Gönnern und Beschützern zugewandt sind. Der Plan für die Sammlungen ist ein sehr weiter. Es nimmt, um eine Uebersicht der Natur- und Culturgeschichte des Menschen geben zu können, nicht nur ethnographische, sondern auch anthropologische und vorhistorische Gegenstände auf. Dazu kommt noch, dass auch für die ethnographische Abtheilung die Grenzen viel weiter ausgesteckt sind als in irgendwelchem anderen Museum, indem es ausser den Sammlungen von den Naturvölkern und aussereuropäischen Culturvölkern, die allerdings in erster Linie stehen, auch ein nicht unbedeutendes Material von europäischen Völkerschaften besitzt, die noch nicht von der Civilisation zugestutzt sind, wie z. B. Finnen, Russen und Bulgaren. Ob ein so weitgehendes Programm glücklich ersonnen, dürfte noch nicht ausser Zweifel stehen. Die Aufgabe der ethnographischen Museen ist in dem allgemein bemessenen Rahmen schon gross genug; will man denselben noch weiter ausdehnen, dann wird ein methodisches Sammeln fast unmöglich. Da müssen einige Abtheilungen zu Gunsten anderer vernachlässigt werden und zwar auf Kosten ihres eigenen Werthes. Anstatt alle Kräfte auf eine begrenzte, zu bewältigende Aufgabe zu concentriren, zersplittert sich die Thätigkeit auf einem so grossen Gebiete, dass das Museum Gefahr läuft, ein Sammelplatz für einen Haufen mehr oder minder zusammengehöriger Elemente zu werden, die sich zufällig dort zusammengefunden.

Bis jetzt hat das grossartige Programm dem nächstliegenden Zweck des Museums indessen noch nicht geschadet. Die eigentliche ethnographische Sammlung ist Dank der Energie des Directors Dr. Obst und der glücklichen ökonomischen Verhältnisse, so jung sie ist, doch nächst der Berliner die grösste in Deutschland. Zu der Klemm'schen Sammlung, welche die Grundlage bildet, ist ein bedeutender Zuwachs aus Afrika, Japan, Peru und von den indischen Inseln erworben und ausserdem die Hauptmasse des Museum Godeffroy mit dem vortrefflichen melanesischen Material käuflich erstanden worden. Welche Bedeutung diese Sammlungen einst haben werden, lässt sich bei den trübseligen Verhältnissen, unter denen sie gegenwärtig leiden, nicht beurtheilen. Von irgendwelcher Ordnung oder Bearbeitung des gesammelten Materials kann nicht die Rede sein. Obgleich man so glücklich ist, die Mittel zu einem neuen Museumsgebäude zu besitzen, war der Bau im Frühling des Jahres 1886 noch nicht begonnen. Der grösste Theil der Sammlungen liegt aufgespeichert und es wäre zu wünschen, dass dies mit Allem der Fall wäre; denn der Theil, welcher dem Publicum jetzt zugänglich ist, befindet sich in einem mehr als einfachen, feuergefährlichen Local, wo die Sachen auch aus Mangel an ordentlicher Pflege mit Zerstörung bedroht sind. Man staunt über die Verwahrlosung, der manche werthvolle Gegenstände preisgegeben sind, umsomehr, als dieselbe in seltsamem Contrast zu dem Sammeleifer steht [1]).

In Dresden findet man das von seinem gegenwärtigen Director, Hofrath Meyer, 1875 gegründete anthropologisch-ethnographische Museum des sächsischen Staates. Es ist hervorgegangen aus der Vereinigung der ethnographischen Gegenstände, welche seit älteren Zeiten in dem historischen Museum lagen mit den eigenen Sammlungen des Gründers, die er von Celebes, den Philippinen und Neu-Guinea selbst mitgebracht hatte. In Betreff der Reichhaltigkeit kann sich dies Museum mit dem Leipziger nicht messen, aber mehrere Abtheilungen sind so gründlich bearbeitet, dass sie zu den besten in Deutschland zählen. Dies gilt hauptsächlich von den Sammlungen von den malayischen Inseln und Neu-Guinea, womit das Museum gute Verbindungen unterhält, und von einzelnen Gebieten der Südsee, besonders den Palauinseln und der Osterinsel, die mit Ausnahme Berlins kaum irgendwo besser vertreten sind. Von anderen ethnographischen Gebieten ist da ebenfalls Manches von Interesse, namentlich aus Südamerika, dem

[1]) Seither sind die ganzen Sammlungen eingepackt worden. Anm. d. Red.

Congogebiet und aus Siam, wohingegen andere Gruppen des weiteren Ausbaues sehr bedürfen.

In Betreff der Ordnung zeichnet sich das Dresdener Museum vor dem Leipziger und Hamburger vortheilhaft aus. Die Aufstellung leidet zwar unter der Ueberfüllung des Locals und kann nicht als dauernd betrachtet werden, aber jede Völkergruppe ist für sich gesondert aufgestellt und jedes Stück ist an dem rechten Platz. Dazu kommt dann eine gründliche Bearbeitung des Stoffes. Man findet kaum irgendwo Kataloge, die so ausführliche, genügende Auskunft nach jeder Richtung gewähren und so umfassende Literaturhinweise enthalten, wie die von Dr. Uhle ausgearbeiteten Kataloge der Dresdener Sammlung. Arbeiten dieser Art gehören zu den wichtigsten Zukunftsaufgaben der Museen und das sächsische hat uns den Weg gezeigt, dem wir zu folgen haben. Es steht noch in anderer Beziehung in erster Linie, nämlich durch die Publication des Materials. Mehrere der interessantesten Gruppen liegen bereits in einer von Hofrath Meyer und Dr. Uhle herausgegebenen Serie vortreffliche Bilderwerke für das Studium bereit [1]).

Unter den übrigen deutschen Sammlungen nimmt München eine hervorragende Stellung ein. Auf einem Gebiete steht es sogar in erster Reihe, indem seine Hauptabtheilung in der vortrefflichen Sammlung besteht, die Siebold von seinem zweiten Aufenthalt in Japan heimgebracht und die 1872 von dem baierischen Staat erworben worden ist. Daran schliessen sich gute Serien aus Indien und China an, ferner zahlreiche ethnologische Gegenstände aus Südamerika, von Spix und Martius heimgebracht, und mehrere seltene Stücke aus der Südsee. Augenblicklich ist die Thätigkeit des Museums seiner ökonomischen Verhältnisse halber nicht gerade hervorragend. Einzelne grössere Vermehrungen, z. B. werthvolle Sammlungen aus Borneo und von Bali, stammen indessen aus neuerer Zeit, durchschnittlich aber waren diejenigen ethnographischen Gebiete, die auch in anderen Sammlungen erst seit Kurzem vertreten sind, z. B. Afrika, im Jahre 1886 dort kärglich vorgeführt.

Im Gegensatz zu Deutschland besitzt Oesterreich nur ein allgemeines ethnographisches Museum in Wien. Auch dort war schon aus älterer Zeit ein werthvolles Material für die Bildung eines Museums vorhanden. Ausser einigen Gegenständen (aber dies sind Unica!) in der Ambrasersammlung, war anfangs dieses Jahrhunderts eine Gruppe Cook'scher Südseesachen für eines der Hofcabinette angekauft worden. Verschiedene Reisende haben bedeutende Sammlungen aus Südamerika mitgebracht und endlich sind zahlreiche Gegenstände von der Novara-Expedition gesammelt worden. Alle diese Sachen standen indessen verpackt oder waren an eines der Hofcabinette abgegeben, und Niemand hatte dafür Interesse. Erst als v. Hochstetter 1876 Intendant des naturhistorischen Hofmuseums wurde, änderten sich die Verhältnisse. Die Bemühungen dieses thätigen Mannes, die verschiedenen Sammlungen in dem Museum zu vereinigen und zu organisiren, erreichten auch die Errichtung einer anthropologisch-ethnographischen Abtheilung, mit welcher die archäologische verbunden wurde. Seiner unermüdlichen Energie gelang es, die grossen Schwierigkeiten zu überwinden, die dem Unternehmen, etwas Neues auf diesem Gebiete zu schaffen, von mehreren Seiten in den Weg gestellt wurden. Bei seinem Tode 1884 war die Sammlung schon bedeutend angewachsen und im Besitz eines grossen Materials aus Süd- und Mittelamerika, Centralafrika, den indischen Inselgruppen und anderen Gebieten. Es ist ausser Zweifel, dass das Wiener ethnographische Museum, wenn die Aufstellung dereinst vollendet ist, eines der bedeutendsten in Europa sein wird.

Vorläufig befindet sich die Sammlung in einem Uebergangszustande. Das neue, prachtvolle, aber nicht ganz zweckmässige Gebäude am Ring, welches für die Aufnahme der naturhistorischen und ethnographischen Sammlungen bestimmt ist, harrt noch seiner Vollendung. Deshalb liegt noch Alles aufgespeichert, und wenn Fremden die Möglichkeit zu Studien geboten wird, so verdanken sie dies einzig und allein dem wohlwollenden, aufopfernden Entgegenkommen des leitenden Custos Heger.

Ausser dem Hofmuseum besitzt Wien noch eine Specialsammlung für Ostasien in dem Orientalischen Museum. Dieses Museum wurde nach der Weltausstellung 1874 gegründet, um Handelsinteressen zu dienen, ist aber später zu einem Industriemuseum für den Orient erweitert worden. Neben europäischen Handelsartikeln, die in Asien Absatz finden und asiatischen Rohproducten, die in dem Waarenumsatz mit Europa eine Rolle spielen, enthält das Museum sehr gute Sammlungen von Industrieerzeugnissen verschiedenster Art. Am besten ist China vertreten, aber auch aus Japan und Indien findet

[1]) Publicationen aus dem königl. ethnographischen Museum zu Dresden. I—VI.

man dort Manches, was für das Studium gewisser Detailfragen, die in den allgemeinen ethnographischen Museen nicht mit der nöthigen Ausführlichkeit behandelt werden können, äusserst wichtig ist.

Die ethnographische Sammlung in Prag, gleich der archäologischen mit dem zoologischen Museum verbunden, ist so unbedeutend und so vernachlässigt, dass sie kaum einer Erwähnung verdient. Dahingegen enthält das von dem czechischen Patrioten Naprstek gegründete grosse Gewerbemuseum auch ethnographische Sammlungen, die von einigen Gebieten (indische Inseln, Afrika) recht bedeutend sind.

In Italien finden wir das Hauptmuseum in Rom. Dass dort neben dem früher ausschliesslich vorhandenen Interesse für die classische Archäologie nun auch der Sinn für die vorgeschichtliche und primitive Culturwelt geweckt worden, ist allein Professor Pigorini's Verdienst. Dank seiner Initiative, wurde 1875 durch die Vereinigung einiger kleiner Sammlungen in Padua und Bologna mit dem Museo Kircheriano in Rom das Museo preistorico ed etnografico gegründet, welches aus geringen Anfängen, von mehreren Seiten kräftig unterstützt, rasch zu einer Sammlung von wissenschaftlicher Bedeutung sich emporgearbeitet hat. Einen grossen Antheil an diesem Aufschwung hat die Theilnahme der Italiener an den geographischen Unternehmungen der letztverflossenen Jahre. Bove's Expedition nach der Südsee und seine Betheiligung an der Vega-Fahrt, D'Albertis Reise nach Neu-Guinea und verschiedene Expeditionen nach Ostafrika haben dem Museum einen grossartigen Zuwachs geliefert. Dazu kommen, ausser kleineren Gruppen von verschiedenen Gebieten, die interessanten südamerikanischen Sammlungen, die den italienischen Missionären am Amazonenstrom zu verdanken sind und eine bedeutende Auswahl aus den vortrefflichen Finsch'schen Sammlungen aus Melanesien und Kaiser Wilhelms Land, wodurch die melanesische Abtheilung des Museums eine der besten in Europa geworden ist, und endlich ein reichhaltiges Material vom Congogebiet. Mehrere Völkergruppen sind freilich bis jetzt noch mangelhaft repräsentirt, aber unter Pigorini's energischer, umsichtiger Leitung wachsen die verschiedenen Abtheilungen mit staunenswerther Geschwindigkeit.

Einige der bedeutendsten Sammlungen sind von Dr. Colini in der Zeitschrift der geographischen Gesellschaft publicirt [1]); einzelne Gruppen und hervorragende, kostbare Gegenstände von Professor Pigorini behandelt worden [1]).

Ausser dem Hauptmuseum findet man in Rom noch eine kleinere ethnographische Sammlung in dem Gebäude der Propaganda [2]). Ausser einzelnen amerikanischen Sachen und dem von Kingsborough publicirten, wohlerhaltenen mexikanischen Codex [3]), enthält es manches Gute vom Oberen Nil und Centralafrika, steht aber als Ganzes nicht eben hoch. Die Sammlung ist entstanden und erhält ihren Zuwachs ausschliesslich durch Geschenke früherer Eleven der Propaganda, weshalb sie nicht in der Lage ist, ihrer weiteren Entwicklung einen bestimmten Plan zugrunde zu legen.

Das Museum in Florenz, von Prof. Mantegazza gegründet, ist von seinem jüngeren Bruder in Rom längst überholt. Ausser einigen schönen und seltenen Dingen von Cook's Reisen enthält es ein recht lehrreiches Material aus Peru, Sibirien und Neu-Guinea, aber in der Darstellung der übrigen Völkergruppen ist es im Ganzen schwach. Auf dem anthropologischen Gebiete ist es dahingegen von grosser Bedeutung und die Sammlung der Skelette und Rassenschädel ist ohne Widerrede die reichste in Italien. In dieser Abtheilung des Museums wird energisch gearbeitet und ein Theil des gesammelten Materials ist bereits in der dem Museum nahestehenden anthropologischen Zeitschrift [4]) literarisch behandelt worden.

Obgleich in vorliegender Abhandlung die hier und dort existirenden Privatsammlungen nicht weiter berücksichtigt werden können, muss ich doch einer ethnographischen Sammlung gedenken, deren Eigenthümer Professor Giglioli in Florenz ist. Sie wurde zu dem Zweck gegründet, die Steinalterculturen der aussereuropäischen Länder zu studiren und umfasst schon jetzt ein ausserordentlich reiches Material an Steingeräthen aus den verschiedensten Ländern der Erde, darunter viele seltene, ausgesucht schöne Exemplare von hohem Werth und reichhaltige Serien, in welchen sämmtliche Typen der einzelnen Gruppen vertreten sind. Durch strenge Begrenzung seiner Aufgabe ist es Professor Giglioli gelungen, eine Sammlung zusammenzubringen, wie kein öffentliches Museum eine ähnliche aufweisen kann, und die nicht

[1]) Bullettino della Societa Geografica Italiana, 1883, 1886.

[1]) Atti della Reale Accademia dei Lincei CCLXXVIII, CCLXXX, CCLXXXII.

[2]) Vgl. Bulletino della Soc. Geogr. Ital. 1885.

[3]) Antiquities of Mexico. III.

[4]) Mantegazza: Archivio per l'Antropologia e la Etnologia.

nur durch den Reichthum an Material, sondern namentlich auch durch die sorgfältige Bestimmung der einzelnen Objecte überaus lehrreich ist.

Die übrigen ethnographischen Sammlungen in Italien sind von untergeordnetem Werth und bestehen in kleinen Gruppen, die hier und dort Aufnahme gefunden haben in Museen, in die sie gar nicht gehören und die nur durch gelegentliche Geschenke einen Zuwachs erfahren. Am bedeutendsten ist eine Sammlung aus den Nilländern, die Miani der Stadt Venedig geschenkt hat, wo sie in dem Museo civico aufgestellt ist. Weniger Interesse gewährt eine mit der zoologischen Abtheilung des Museo civico in Mailand vereinigte kleine Sammlung, wohingegen man unter den ethnographischen Gegenständen im Museo civico in Turin eine nicht unbedeutende Sammlung mit einigen guten Stücken aus Mexico und Centralamerika findet; auch die Armeria reale besitzt einige seltene Waffen von der Südsee und aus dem Orient.

Ueber das Musée Guimet in Lyon weiter unten.

Indem wir nun dem Inhalte der oben genannten Museen unsere Aufmerksamkeit widmen, müssen wir die Bemerkung vorausschicken, dass es sich hier nur um eine Uebersicht des wichtigsten von dem gegenwärtig vorliegenden Material handeln kann. Eine eingehende Behandlung würde die Grenzen des hier bemessenen Raumes weit überschreiten, und überdies ist die Zeit zu einer solchen noch nicht gekommen. Nicht nur fehlen an den meisten Orten die nöthigen Vorarbeiten, das Material selbst ist noch nicht in seinem ganzen Umfange zugänglich. Die wichtigsten Museen befinden sich, wie aus vorstehenden Blättern ersichtlich, noch in einem Uebergangsstadium, weshalb verschiedene Abtheilungen erst vorläufig geordnet, andere überhaupt noch gar nicht aufgestellt sind. Eine allgemeine Uebersicht lässt sich dahingegen schon jetzt recht wohl geben, und hoffentlich wird eine solche nicht ohne Interesse sein. Die Museen sind so schnell und so mächtig angewachsen, die literarische Behandlung ihres Materials ist so dürftig, dass selbst unter Fachmännern die Kenntniss der fremden Museen eine ziemlich mangelhafte ist. Dadurch findet sich aber das sowohl aus wissenschaftlichen wie praktischen Gründen gleich wünschenswerthe Zusammenarbeiten beeinträchtigt, und Mancher, der ein einzelnes Gebiet studiren will, dürfte oft in Unkenntniss sein, wo er das ihm nöthige Material zu suchen hat. Wir werden in der hier folgenden Uebersicht nicht alles in gleicher Ausführlichkeit behandeln können. In Betreff solcher Gruppen, die wohl bekannt und in den meisten grossen Museen vertreten sind, werden einige Bemerkungen und Hinweise genügen, während diejenigen Sammlungen, die völlig neue Dinge, oder solche, die nur in einem einzelnen Museum vorhanden sind, enthalten, eine eingehendere Besprechung erfordern.

Amerika.

Ungeachtet der seit mehreren Jahrhunderten unterhaltenen lebhaften Verbindungen mit Amerika, waren zu Anfang des 19. Jahrhunderts einzelne wenige mexikanische Alterthümer alles, was sich an ethnographischen Gegenständen aus Amerika nach Europa hin verirrt hatte. Erst durch die von Humboldt, Spix und Martius, Schomburgk u. A. unternommenen Expeditionen wurden uns kleinere Sammlungen aus einzelnen Gegenden zugeführt. Mit Ausnahme dieser und einiger Privatsammlungen, blieb doch das Material im Ganzen äusserst dürftig, bevor die neuen Sammlungen in's Leben traten. In Folge dessen sind nicht alle Völkergruppen gleichmässig in den Museen repräsentirt. Die Umstände waren dem Sammeln nicht überall günstig, weil manche Völkerschaften durch andauernden Einfluss der Europäer nicht mehr selbst producirten, und wo sie keine Monumente hinterlassen hatten oder wo ihre Hinterlassenschaft im Erdboden verborgen lag, da waren auch die Erwerbungen an Material nicht sonderlich reich. Bei einigen Völkergruppen ist es jedoch noch in der elften Stunde gelungen, das Nöthige einzusammeln, als sie eben im Begriff waren, von der europäischen Civilisation verschlungen zu werden, wie auch andere Völkerschaften, die ihre ursprüngliche Cultur bewahrt, recht ansehnliche Beiträge für die Museen geliefert haben. Dies Material ist hauptsächlich in einigen wenigen Museen concentrirt, während andere Sammlungen nichts von Bedeutung aus Amerika besitzen.

Die Polarländer. Ausserhalb Dänemarks sind die östlichen und zum Theil auch die centralen Eskimo bis jetzt sehr mangelhaft vorgeführt. Von den letztgenannten besitzt das British Museum eine kleine Gruppe von Gegenständen; aus Grönland aber findet man dort wie in den übrigen grösseren Sammlungen nur einzelne Stücke. Das Kopenhagener Museum allein sieht sich im Besitz eines reichen Materials

aus dieser grössten der dänischen Colonien. Den ersten Platz nimmt dort die prächtige Sammlung von der Ostküste Grönlands ein, die Capitän Holm von seiner Expedition von 1883—1885 mitgebracht hat. Sie ist nicht nur einzig in ihrer Art, sie ist die beste im ganzen Museum, weil sie mit grosser Umsicht und vollem Verständniss für die Anforderungen, die man an die Darstellung Grönlands in einem dänischen Museum erheben darf, zusammengestellt ist. Capitän Holm hat sich nicht damit begnügt, die Lebensweise der Grönländer durch eine mehr oder minder zufällige Auswahl ihrer Erzeugnisse zu illustriren, er hat durch planmässiges Sammeln an einem einzigen Ort, Angmagsalik (65½° N. B.), ein Material zusammengetragen, welches die Bevölkerung der Ostküste und ihre Lebensweise in erschöpfender Weise vor Augen führt. Die Sammlung ist auch dadurch von Interesse, dass sie ein bis dahin fast unbekanntes Gebiet zur Anschauung bringt. Dasselbe war bisher nur durch eine kleine Gruppe von Sachen vertreten, zum Theil von Graah's Reise herstammend, die aber schon genügte, um auf einen Unterschied zwischen der Ost- und Westküste schliessen zu lassen. Die neue vollständige Sammlung hat diese Beobachtung bestätigt. Neben der von den Naturverhältnissen gebotenen Gemeinsamkeit in den Lebensbedürfnissen und der Lebensweise herrschen in ihren Erzeugnissen mancherlei Eigenthümlichkeiten. Die Bewohner der Ostküste haben isolirt gelebt, ohne anderen Verkehr mit den dänischen Colonien, wenn man von vereinzelten, zufälligen Besuchen absieht, und in Folge dessen ihre Eigenart mehr bewahrt als die Westländer. Sie leben noch jetzt zum Theil im Steinalter — da sie, obwohl sie das Eisen kennen, sehr wenig davon besitzen — entwickeln aber eine verhältnissmässig recht achtungswerthe Kunstfertigkeit, die besonders in zierlichen Incrustationen von Knochenstücken und geschnitzten Figuren zu Tage tritt, in welchen das Charakteristische der verschiedenartigen Thierformen besonders gut getroffen ist. Es ist in hohem Masse erfreulich, dass die Gelegenheit zum Sammeln ethnographischen Materials, die sich durch die Expedition zur Untersuchung der Ostküste darbot, in so vortrefflicher Weise benutzt worden ist. Eine zweite ostgrönländische Sammlung wie die Kopenhagener wird schwerlich jemals wieder zusammengebracht werden können; denn, ganz abgesehen von der Schwierigkeit, so weit hinauf gen Norden vorzudringen, wird es ohne allen Zweifel mit den Ostgrönländern wie mit allen primitiven Völkern gehen, dass, nachdem eine Berührung mit den Europäern das Verlangen nach dem Besitz der neuen Herrlichkeiten in ihnen geweckt hat, vieles von ihrer Originalität verloren gehen wird. Das von Capitän Holm gesammelte kostbare Material wird binnen kurzem von ihm selbst veröffentlicht werden.

Die reichhaltigen Sammlungen, die das Kopenhagener Museum von der Westküste Grönlands besitzt, sind in einer Reihe von Jahren allmälig angewachsen, theils durch die Vermittlung der dänischen Regierungsbeamten, theils durch Männer, die sich an der wissenschaftlichen Erforschung des Landes betheiligt haben. Bei allem Werth, der auch dieser Sammlung zuerkannt werden muss, kann sie sich doch nicht mit der ostgrönländischen vergleichen, theils weil sie nicht so planmässig zusammengebracht ist, theils weil durch den europäischen Einfluss die Lebensbedürfnisse der Bewohner in mancher Hinsicht verändert sind. Das Bestreben des Museums richtet sich dahin, das Material, insofern es noch möglich ist, zu vervollständigen, in richtiger Erkenntniss, dass Dänemark die Pflicht obliegt, Grönland möglichst gründlich und allseitig zur Anschauung zu bringen, als der einzige Staat, dem alle Mittel, dort zu sammeln, zu Gebote stehen und weil das Land das eigenthümlichste seiner Colonialländer ist.

Zur Beleuchtung der älteren grönländischen Culturzustände, ehe das Land in Verkehr mit den skandinavischen Ländern trat, besitzt das Museum ein reiches, interessantes Material, welches durch die Untersuchung alter Gräber und zerstörter Wohnplätze gewonnen ist. Aus diesem geht hervor, dass die Bewohner der Westküste einst auf demselben Standpunkt standen, wie heutzutage die der Ostküste. Stein, Bein und Holz waren die einzigen Stoffe für ihre Geräthe, die aber, insofern sie für die ersten Lebensbedürfnisse unentbehrlich sind, damals schon dieselben waren, wie die, deren man sich heutzutage bedient.

Die andere Eskimogruppe, die westlichen Innuit an der Beringstrasse und dem grossen Ocean, waren lange sehr spärlich in den Museen vertreten. Als deshalb Capitän Jacobsen 1882 den Auftrag erhielt, an der Nordwestküste Amerikas ethnographisches Material für das Berliner Museum zu sammeln, erhielt er auch die Weisung, wenn es möglich sei, bis zu den entlegenen Wohndistricten dieser Stämme vorzudringen. Es glückte ihm, und die ausserordentlich reichen Sammlungen, die er

heimbrachte, umfassen alle Eskimostämme vom Kotzebue-Sund bis zur Bristolbucht; auch die Tschugatschen am Prinz William-Sund, die Ingalik-Völker und die Bevölkerung auf Unalaska sind besonders reich repräsentirt.

Obgleich die Eskimo über ein so ungeheures Gebiet verbreitet sind, wie die ganze Nordküste von Amerika, von Grönland bis an die Beringstrasse, haben sie doch in höherem Grade als irgendwelche andere Völkerschaften die Gleichartigkeit ihrer Cultur bewahrt. Die Naturverhältnisse haben ihnen überall dieselbe Lebensweise vorgezeichnet, dieselben Lebensformen, denselben Ideenkreis. Im Grossen und Ganzen findet man bei den westlichen Innuit denselben Kajak, dieselben Fanggeräthschaften, dieselbe Kleidung, dieselben Gebrauchsgegenstände, kurz dieselbe Ausrüstung für's Leben, als in Labrador und Grönland. Die Verschiedenheiten sind bei den einzelnen Stämmen an der Beringstrasse in dieser Hinsicht ziemlich geringe. In ihrer Entwicklung stehen sie ungefähr auf derselben Stufe wie die Westländer in Grönland vor dem Verkehr mit Dänemark, indem sie noch nicht über das Steinalter hinaus sind. Bei den nördlichen Stämmen wird für die schneidenden Werkzeuge ein ausgiebiger Gebrauch von Nephrit gemacht und das Holz, so weit es thunlich ist, durch Knochen ersetzt. Bei den südlicheren Stämmen am Nortonsund und der Bristolbucht treten für die Fanggeräthe Schiefer und ein schweres graues Gestein an die Stelle des Nephrits, während Holz so reichlich vorhanden, dass es für alle Gebrauchsgegenstände benutzt wird. Freilich spielen auch Knochen noch eine wichtige Rolle, besonders zu Zierrathen, sei es zu Einlagen in Holz oder als Stoff für die Schnitzerei, womit die Eskimo einen grossen Theil ihrer Mussestunden ausfüllen. Bei den Beringsvölkern hat diese primitive Sculptur eine höhere Entwicklung erreicht, als bei ihren Stammgenossen. Die Sammlung des Berliner Museums enthält grosse Serien, sowohl von den charakteristischen kleinen Figuren als von den merkwürdigen Pfeifen und Bügeln für Drillbohrer, die mit Darstellungen aus dem täglichen Leben im Hause und auf der Jagd bedeckt und mit Eleganz und Geschick ausgeführt sind.

In einigen Dingen haben die Stämme am Beringssund Einfluss von den benachbarten Indianern erfahren. Dies zeigt sich z. B. in einer Reihe eigenartiger Holzarbeiten, die mit den Deckeln einer Schneckenart (Pachysoma gibbosum) ausgelegt sind, besonders aber in der Anwendung von Masken sowohl beim Tanz als bei den Manipulationen der Schamanen, die bei den Indianern der Nordwestküste allgemein verbreitet sind, aber bei keiner anderen Eskimogruppe vorkommen.

Die Masken sind jedoch von denen der Indianer durchaus verschieden und entsprechen dem Ideenkreise der Eskimo. Meistentheils sind sie flach und stellen mehr oder minder verzerrte menschliche Gesichter dar; oftmals sind sie in seltsamer Weise zusammengesetzt, aber weder so gut geschnitzt, noch so charakteristisch wie diejenigen der Indianer [1]). Hinsichtlich der Typen scheint zwischen den nördlichen und südlichen Stämmen ein grosser Unterschied zu herrschen; den letztgenannten sind die vielfach zusammengesetzten, phantastischen Formen eigen, während sie am Kotzebue-Sund einfacher werden und auf den Diomedes-Inseln die Masken nur natürliche Gesichter darstellen. Leider kennen wir bis jetzt nur von einigen wenigen Masken die ihnen zu Grunde liegende Bedeutung, und selbst die uns vorliegenden Erklärungen sind hinsichtlich der Deutung der einzelnen Typen mit grosser Vorsicht aufzunehmen. So viel liegt indessen zu Tage, dass die Mehrzahl gleich den indianischen der Ausdruck mythischer Vorstellungen sind, und Wesen darstellen, die in den Sagen der Völker eine Rolle spielen.

Die Nordwestküste. Die Nordwestküste Nordamerikas ist seit Cook und La Pérouse bis auf den heutigen Tag vielfach von europäischen Reisenden besucht worden, aber bis vor wenigen Jahren fand man in den Museen nur einzelne Gegenstände, die zur Beleuchtung der bei den dortigen Indianern stattgehabten eigenartigen Entwicklung dienen konnten. Krause's und besonders Jacobsen's Sammlungen von dorther haben das erste ausgiebige Material nach Europa gebracht [2]). Die Ausbeute der Jacobsen'schen Expedition, die von dem sogenannten „Hilfscomité" in Berlin veranlasst war, ist jetzt im Museum für Völkerkunde aufgestellt und nicht allein durch den Reichthum der Gegenstände, sondern mehr noch durch die Umsicht, mit welcher die Auswahl der einzelnen Sachen getroffen ist, für die Kenntniss der Bewohner der Nordwestküste von der

[1]) Amerikas Nordwestküste; neue Folge, Taf. I—V.

[2]) Nur die ethnographische Sammlung der kais. russ. Akademie der Wissenschaften besitzt von früher her ein reiches, leider zu wenig bekanntes Material von denselben. Dasselbe gilt für die Eskimos der Nordwestküste.

Anm. d. Red.

allergrössten Bedeutung. Am ausführlichsten sind die Haida-, Quakutl- und West-Vancouver-Stämme vorgeführt; weniger gilt dies von den nördlicheren, weil Jacobsen's Reise sich nicht bis zu den Thlinkit erstreckte. In Betreff dieser Gruppe finden seine Sammlungen indessen eine Ergänzung in den Krause'schen, die theils in Bremen, theils in Hamburg sich befinden. Indem wir nachstehend einzelne Hauptpunkte hervorheben, verweisen wir für ein eingehenderes Studium auf das von der Generalverwaltung des Berliner Museums herausgegebene Pracht-Bilderwerk [1]).

Heutzutage ist das Eisen an der ganzen Nordwestküste bekannt. Ob die Indianer es schon vor der Ankunft der Europäer gekannt, ist zweifelhaft. Sicher ist dahingegen, dass das Kupfer, wenigstens bei den nördlicheren Stämmen, bekannt war und zu jenen eigenthümlichen Waffen verarbeitet wurde, die jetzt aus Eisen geschmiedet werden, und im Hinblick auf den lebhaften Verkehr, der zwischen den Stämmen bestand, ist es glaubwürdig, dass auch die südlicheren dieses Metall früh gekannt haben. Gegenwärtig wird das Kupfer vom Stakhin- und Kupferfluss durch den Handel südwärts ausgeführt, und zwar nicht als Rohstoff zu gewerblichen Zwecken, sondern als Werthmetall. Man bildet daraus Platten von besonderer Form, die mit eigenthümlichen Gesichtsmotiven und Totemzeichen verziert werden und in dieser Gestalt zu Capitalanlagen dienen. Bei den Haida wird ein Mann nach der Zahl und Grösse der in seinem Besitze befindlichen Kupferplatten geschätzt und die Summen, womit sie bezahlt werden (von 200 bis 500 Dollars), bezeugen, in wie hohem Ansehen diese todten Capitalien stehen. Kein Wunder daher, dass der glückliche Besitzer solcher Kostbarkeiten sie ehedem vor sich her tragen liess, um seinem Erscheinen den geziemenden Glanz zu geben, dass er die Zahl derselben auf seinem Grabdenkmal eingraviren liess, um in der Erinnerung der Nachwelt als reicher Mann fortzuleben. Eine grössere Ausdehnung für den praktischen Gebrauch hat die Verwendung des Metalls vor der Colonisation indessen nicht erfahren. Dahingegen zeigen eine grosse Anzahl Steingeräthe in der Jacobsen'schen Sammlung, dass es auch an der Nordwestküste eine Zeit gegeben, wo Stein nebst Knochen vom Wal und Holz die einzigen Rohstoffe für die Herstellung der Waffen und Werkzeuge bildeten. Die Indianer scheinen sich aber bei der Anfertigung ihrer Geräthe weniger auf die Behandlung der schweren Steinarten verstanden zu haben, als auf den leichten Schiefer, und auf Holz und Knochen. Die Formen sind einförmig und wenig gegliedert: immer und überall dieselbe plumpe Steinaxt, ein unzweckmässiges, schwerfälliges Werkzeug. Einzelne Geräthe machen hievon eine Ausnahme und diese haben sich bis auf den heutigen Tag im Gebrauch behauptet, wohingegen die gewöhnlichen Steingeräthe längst abgeschafft sind und von den Indianern selbst als grosse Seltenheiten betrachtet werden. Die schwerfällige Steinaxt hat dem importirten scharfen Hobeleisen weichen müssen, das in einem im Winkel gebogenen Schaft ein vortreffliches Schneidewerkzeug ist und nebst dem Messer das hauptsächliche Arbeitsgeräth der Bevölkerung bildet.

Die Industrie der Indianer ist nach verschiedener Richtung ziemlich hoch entwickelt. Jacobsen hat zur Beleuchtung derselben ein überaus reiches Material zusammengebracht, welches um so grösseren Werth hat, als sich schwerlich jemals eine zweite gleich vollständige Sammlung wird erwerben lassen. Auch an der Westküste hat der Verkehr mit den Europäern die originale Industrie in Verfall gebracht, und gute Erzeugnisse derselben werden immer seltener.

Eine grosse Rolle spielt in dieser Industrie die Ceder, welche für die Indianer ungefähr dieselbe Bedeutung hat, wie für viele Völkerschaften der Südsee die Cocospalme. Aus Cedernholz zimmert der Indianer sein Haus und seinen Wappenpfahl, sein Canoe und seine kunstvoll geschnitzten Tanzmasken, seine Kisten, Tanzklappern und seine Ruder. Mit ihrem Holz unterhält er sein Feuer, aus ihrem Bast werden kunstvolle Matten, Decken, Körbe und Gefässe geflochten; in Cedernbast werden die zarten Kinder gehüllt, wenn sie in die Wiege gelegt werden; aus demselben Stoff flechten verschiedene Stämme Kopf-, Hals- und Armringe und mancherlei Tauwerk; und aus Cedernholz wird endlich der Sarg gezimmert, in dem der entseelte Leib des Indianers in die Gruft gesenkt wird [1]). Eine Gruppe zahlreicher Gegenstände veranschaulicht die Verwendung des Cedernbastes zu verschiedenartigem Flechtwerk. Messer und Aexte von Walknochen, Keulen von demselben Material, welche den Tapakeulen der Südsee vollständig gleichen, veranschaulichen, wie man beim Abhauen und der ersten Bereitung des Bastes verfährt, und durch Proben des Rohmaterials in den ver-

[1]) Amerikas Nordwestküste; neueste Ergebnisse ethnologischer Reisen. Berlin 1883.

[1]) Woldt: Jacobsen's Reise nach der Nordwestküste von Amerika, S. 18.

schiedenen Stadien der Verarbeitung, durch die beim Flechten benutzten Geräthschaften kann man dem Fortschreiten der Arbeit bis zur Vollendung folgen, sei es ein einfaches Tauwerk, ein solides Kleid oder eine zierliche Matte.

Zeigen die Bastgeflechte durchschnittlich keine grosse Kunstfertigkeit, so zeugen dahingegen die aus der Wolle des Gebirgsschafes gewebten Stoffe, von denen Jacobsen so glücklich war, einige Stücke zu erwerben, von einer grossen technischen Geschicklichkeit [1]). Die Weberei hat jetzt indessen bei weitem nicht dieselbe Bedeutung, wie die Zubereitung des Bastes. Sie geht stark rückwärts und die charakteristischen Teppiche und Decken, die an der Küste so hoch geschätzt waren, zeugen nur von der Tüchtigkeit, die früher dort geherrscht. Die Weberei lag in den Händen der Frauen und wurde ohne Webstuhl ausgeführt, indem der Einwurf durch die lose herabhängenden Aufzugsfäden mit der Hand hindurch geführt wurde. Mit grossem Geschick verstand die Weberin, die buntfarbigen Fäden sinnreich zu den seltsamen phantastischen Mustern zu verschlingen, denen das aufgelöste Totemthier zu Grunde lag. Und selbst wenn die Muster nach Vorbildern ausgeführt wurden, erforderte die Arbeit doch eine grosse Gewandtheit und viele Zeit, weshalb die Stoffe so kostbar waren, dass nur Häuptlinge und Schamanen sich den Besitz derselben erlauben konnten.

In hohem Masse fesseln unter den industriellen Erzeugnissen der Bevölkerung die in den Sammlungen vorhandenen Schnitzereien unsere Aufmerksamkeit; Kasten, Näpfe, Löffel, Masken, Wappenpfähle etc., gleichviel ob aus Cedernholz, was am häufigsten benutzt ist, oder aus den selteneren Stoffen, wie Schiefer und Horn. Häufig ist das Messer mit einer Sicherheit geführt, von der man auf den indianischen Territorien nur in dem alten Mexiko und in Peru gleichwerthige Beispiele findet. Bezüglich der technischen Fertigkeit stehen die verschiedenen Stämme nicht alle auf gleicher Höhe. Die höchste Stufe nehmen die nordischen Völkerschaften, die Thlinkit und Haida ein, am niedrigsten stehen die Stämme auf West-Vancouver, die sog. Aht; in dem Stil herrscht dahingegen eine auffällige Einheit. Die Unterschiede in den Motiven und der Composition zeigen in dieser oder jener Gruppe unbedeutende Abweichungen, und öfters verschwinden auch diese, so dass es schwer hält, die Arbeiten der verschiedenen Stämme von einander zu unterscheiden. Nur bei den Aht-Stämmen bemerkt man in der Decoration und in den Farben eine grössere Abweichung von dem gemeinsamen Stil.

Es ist eine eigenartige barocke Phantasie, die sich in diesen Schnitzwerken offenbart. Die Ornamentik ist über die linearen Motive hinaus und tummelt sich munter unter Thierfiguren, oder richtiger den verstümmelten Gliedmassen solcher. Vorherrschend sind die Totemthiere, welche besonders auf den merkwürdigen Wappenpfählen angebracht werden, von denen Jacobsen ein wahres Prachtexemplar von den Haidas mitgebracht hat. Das ganze Dorf betheiligt sich an diesen wunderlichen Compositionen, in welchen Bär, Adler, Rabe und Wolf scheinbar in willkürlichster Weise dargestellt werden. Wie phantastisch sie auch aussieht, ist eine solche Composition in der That nicht blos Phantasie; aber die Zusammenstellung der Figuren ist abhängig von der Herkunft des Eigenthümers, dessen Stammbaum sie darstellt [1]). Auf allen Schnitzereien jedweder Art sieht man diese Thiere bald einzeln, bald in Gruppen. Bisweilen findet man nur den Kopf eines derselben in naturalistischer Behandlung und gut charakterisirt auf irgend einem Geräth in kräftigem Relief geschnitzt. Meistens ist es ihnen jedoch so gegangen, wie dem Fabelthier auf den alten chinesischen Bronzen, indem sie so lange als Ornamentmotiv benutzt werden, bis der Kopf zuletzt in ein Liniensystem aufgelöst ist, in welchem nur noch Nase und Augen zu erkennen sind. Auf Holzsachen, Geweben, geflochtenen Hüten und Panzern — überall derselbe Kopf, von dem nur ein Paar runde oder viereckige Augen je nach dem Thiere, welches man darstellen wollte, verschieden, übrig geblieben, während die übrigen Züge in ornamentale Linien verwandelt sind. Oftmals bildet das Auge das einzige Motiv, doch ist es bisweilen auch mit anderen combinirt; am seltsamsten in den merkwürdigen, scheinbar völlig sinnlosen Menschen- und Thiergruppen, womit die Stiele der Löffel und die Pfeifenröhre verziert sind. Diese ausgedehnte Verwendung des Auges in der Ornamentik hat etwas Auffallendes; man würde die Bedeutung, die dasselbe für die Indianer gehabt zu haben scheint, verstehen, wenn es wirklich, wie Virchow gezeigt hat, nicht blos als Ornament dient, sondern daneben eine symbolische Bedeutung hat, und in Zusammenhang steht

[1]) Die Abbildung eines Stückes gibt Amerika's Nordwestküste, Taf. 13.

[1]) Amerikas Nordwestküste, Taf. 7.

mit der allgemeinen animistischen Vorstellung, dass Alles in der Natur belebt ist [1]).

Nirgends tritt das Barocke in der Phantasie der Indianer charakteristischer zu Tage, als in den zahlreichen Masken. Nirgends wird ihr Gelegenheit gegeben, sich so nach Herzenslust zu tummeln, als in der Darstellung der Wesen, welche die Luft, die Erde und das Wasser bewohnen.

Bei den Küstenvölkern wird beim Tanz ein so ausgedehnter Gebrauch von den Masken gemacht, wie die übrigen Indianer es gar nicht kennen. Und besonders sind es die Quakutl- und die ihnen verwandten Stämme auf dem Festlande, die sich durch Verschiedenartigkeit und Mannigfaltigkeit der Typen auszeichnen. Ein Theil der Masken wird bei allen festlichen Tänzen das ganze Jahr hindurch benützt; der bei weitem grössere Theil aber kommt nur bei den sogenannten Wintertänzen zur Anwendung, die zu einer bestimmten Zeit im Jahre aufgeführt werden und Episoden aus den volksthümlichen Sagen und Mythen darstellen. Jede Maske hat deshalb ihre besondere Bedeutung, die sich auf die in dem Tanze auftretenden mythischen oder sagenhaften Personen bezieht. Bis jetzt ist die Bedeutung der meisten dieser Masken unbekannt und lässt sich auch nicht ohne eingehendes Studium der mythischen Vorstellungen dieser Völkerschaften verstehen. Doch ist es Dr. Boas gelungen, die wichtigsten der Haupttypen zu erklären [2]).

Die bekannten Masken zerfallen in Gruppen, die mit bestimmten Sagen oder Institutionen der Indianer in Zusammenhang stehen. Eine Gruppe bezieht sich auf die weitverbreitete Sage vom Raben und der Sonne, die ursprünglich in der Gewalt eines Häuptlings Namens Masmasalanix in eine Kiste gesperrt war, aber durch die List des Raben, der sich von der Tochter des Häuptlings hatte gebären lassen, befreit wurde. Diese Sage wird in mehreren Tänzen dargestellt und eine grosse Anzahl Masken stellen den Raben, Masmasalanix und die Sonne dar. Ein charakteristisches Exemplar dieses Typus bei den Quakutl ist in „Amerikas Nordwestküste", Taf. 3, Fig. 1—2 abgebildet. Es ist eine Doppelmaske, die nach aussen ein grün, gelb und roth bemaltes Gesicht zeigt, den Masmasalanix (Fig. 2a), welcher die Sonne bedeckt. Wenn nun während des Tanzes die innere Maske aufgedeckt wird, kommt die Sonne zum Vorschein in Gestalt eines höchst bizarren menschlichen Antlitzes, umgeben mit einem breiten Rand, welcher die Kiste darstellt, in der sie gefangen gewesen (Fig. 1—2).

Eine andere Maskengruppe gehört den sogenannten Nutlmatl an, einer Secte oder Gesellschaft, über deren Stellung und Functionen noch keine genügenden Nachrichten vorliegen. Man weiss nur, dass sie als geschlossene Gesellschaft an den Wintertänzen theilnehmen und ihre besonderen Tänze aufführen. Diese scheinen oftmals sehr grotesken Inhaltes zu sein, aber alle mit dem Mythus von dem ursprünglichen Zustand der Menschen als Thiere, namentlich als Vögel oder Fische, zusammenzuhängen. Darauf deuten auch die beim Tanze benutzten Masken hin, indem sie Fische darstellen, unter denen Lachs und Kaulkopf die Hauptrolle spielen [1]) und das erste Aussehen des Menschen, wie es scheint, vor Augen führen sollen. Ausser ihrer Betheiligung an den Tänzen, scheinen die Nutlmatl auch als eine Art Profoss bei den Festlichkeiten zu fungiren. Fällt ein Tänzer oder strauchelt er, dann stürzen sie sich auf ihn und stossen ihn nieder mit ihren scharfen Speeren, die auf eigenthümliche Art geschnitzt sind, gleichwie sie auch Denjenigen, die sich unter Selbstpeinigung von der Decke der Hütte herabstürzen, den Tod geben.

Eine dritte Maskengruppe gehört einer Kaste an, die in der Sprache der Quakutl Hamatsa heisst [2]). Nach den vorliegenden Nachrichten ist ihre Sonderstellung und ihr Ansehen in der Genossenschaft in dem Recht und der Pflicht, Menschenfleisch zu essen, begründet. Es leidet wohl keinen Zweifel, dass in früheren Zeiten die Eingeweihten wirklich Menschen getödtet und gegessen haben; einige Stämme haben mit solcher Zähigkeit an diesem religiösen Act festgehalten, dass sie, nachdem das energische Einschreiten der Engländer der Anthropophagie ein Ende gemacht, ihre Zuflucht zum Verspeisen der Leichen nahmen. Heutzutage scheint der Cannibalismus in dieser Kaste hauptsächlich eine symbolische Ceremonie zu sein, die sich darauf beschränkt, dass der Hamatse einem Stammesgenossen ein Stück Fleisch aus dem

[1]) Zeitschrift f. Ethnologie, XVIII. Verhandlungen (209).

[2]) Originalmittheilungen aus der ethnol. Abtheilung der königl. Museen zu Berlin, I. S. 177.

[1]) Amerikas Nordwestküste, Taf. II, Fig. 2.

[2]) Nach einer freundlichen Mittheilung des Herrn Dr. Grünwedel beruht die Notiz in den Originalmittheilungen aus der ethnol. Abth. I, Heft 4 (Erklärung der Taf. II, Fig. 4) auf einer unrichtigen Auffassung einer Mittheilung des Dr. Boas. Nicht alle Stämme kennen das Wort Hamatsa, bei den Quakutl-Stämmen aber existirt es. (Siehe über diese Kaste Dr. Boas im Journal of American folk-lore, I. 58.)

Arm oder Bein beisst, der obendrein für seine Bereitwilligkeit gut belohnt wird. Möglicherweise ist es die Askese, welche mit der Aufnahme in die Kaste verknüpft ist und das Mystische, welches sie umgibt, was ihr Ansehen aufrecht hält. Der Geweihte muss sich nämlich in die Waldeinsamkeit zurückziehen, um unter strengem Fasten und Selbstpeinigung sich zu der Theilnahme an den cannibalischen Ceremonien vorzubereiten und mit den Geistern in Verkehr zu treten.

Das Berliner Museum besitzt eine recht ansehnliche Sammlung von Masken, deren der Hamatsa sich bei seinen Tänzen bedient. Zwei derselben zeigen ihn in Function. In dem einen erscheint er mit einer grossen, weiss getünchten Maske mit rothen Blutflecken um Augen und Mund, die Geister des Waldes beschwörend [1]). Diese werden von den übrigen Mitgliedern der Kaste dargestellt, welche ungeheure Holzmasken mit beweglichem Unterkiefer und Mähnen von Cederbast tragen, auf welchen so viele geschnitzte Todtenköpfe angebracht sind, wie die Anzahl der cannibalischen Mahlzeiten, an denen der Eigenthümer der Maske theilgenommen hat. Die am häufigsten benützte Maske stellt den Walddämon Atlpsta dar, der über den Baumgipfeln schwebt und alle Uneingeweihten tödtet, der im Walde wild einherfährt und besonders Frauen nachstellt [2]). Ueber diesen gefürchteten Geist zeigt der Hamatsa seine Macht, indem er unter lautem Geheul und heftigen Armbewegungen ihn zum Gehorsam zwingt. In dem anderen Tanz wird der kritische Augenblick dargestellt, wo der Eingeweihte in sein Opfer einbeisst. Dabei kommt ein Theil der charakteristischen Flöten und Holzrasseln zur Anwendung. Ihr aufregendes Getöse erweckt und steigert die Exaltation, sowohl des Darstellers als der Zuschauer, was nothwendig erforderlich zu sein scheint, um der Ceremonie ihren vollen Glanz zu verleihen. Sowohl vor als nach dem Augenblick, in welchem der symbolische Cannibalismus sich vollzieht, wird ein betäubender Lärm gemacht, an welchem der Hamatsa, während er sich in leidenschaftlichem Tanz immer wilder und wilder herumdreht, mit einer Rassel betheiligt, die den Kopf einer Eule darstellt d. h. des Vogels, unter dessen Gestalt die Opfer sich nach ihrem Tode zu zeigen pflegen [3]).

[1]) Originalmittheil. etc. I, Taf. II, Fig. 4.

[2]) Woldt a. a. O. S. 56.

[3]) Alle oben genannten Tänze wurden von der Gesellschaft der Bella-coola bei ihrer Anwesenheit in Berlin 1886 aufgeführt.

Ausser den Nutlmatl-Masken werden noch eine Anzahl anderer bei den Wintertänzen benutzt. In einem solchen Tanze wird die Sage von dem Donnervogel dargestellt, der in der Phantasie der Indianer eine so grosse Rolle spielt [1]). Die meisten der anderen beziehen sich auf einen Sagenstoff, über dessen Detail man bis jetzt keine Auskunft hat. Einzelne Tänze sind Ceremonien ohne mythischen Hintergrund, z. B. die sogenannten Häuptlings-Tänze, bei welchen die hübschen Masken mit den Hermelinfellen zur Anwendung kommen [2]).

Zu den interessantesten Erwerbungen des Berliner Museums gehört die Ausstattung eines Tanzhauses von Ost-Vancouver, eines der merkwürdigsten Dinge, die man überhaupt in den europäischen Sammlungen aus Nordamerika findet. Auf einem Flügel des dreitheiligen Schirmes, welcher die Hauptpartie der Aufstellung bildet, sind nämlich in rohen Gemälden die Selbstpeinigungen dargestellt, denen die Indianer sich unterwerfen, um Aufnahme in eine der Kasten oder geheimen Gesellschaften zu finden, wodurch sie bei ihren Stammesgenossen zu hohem Ansehen kommen. Beschreibungen derartiger Kasteiungen von anderen Indianerstämmen waren früher bekannt, aber diese bildliche Darstellung ist die einzige ihrer Art. In der Mitte sieht man den Novizen. In der linken Hand hält er ein in Gliedern gehendes Holzgeräth, das in zwei Thierköpfen endigt [3]), in der Rechten ein Messer, mit welchem er sich in die Stirne sticht, so dass das Blut über die Augen läuft. Die Seiten und die Beine sind durchstochen, und um die Schmerzen zu steigern, zerren zwei Männer, welche dieselben Qualen erlitten haben, an den Stricken, die in den Löchern befestigt sind. Die Darstellung zeigt nur die vorbereitenden Stadien der Martern, nicht den Schlussact, wo der Novize an den durch die Haut gezogenen Stricken bis unter die Decke des Hauses hinaufgezogen wird, um Proben seiner Unempfindlichkeit gegen körperliche Schmerzen abzulegen. Fällt er herunter, so ist er des Todes, denn er fällt von der Hand der oben genannten Nutlmatl.

Die Masken sind die einzigen Darstellungen der mythischen Wesen, die nach der Vorstellung der Indianer das Universum bevölkern. Idole oder Dinge, die als Gottheiten angerufen werden, kennen sie nicht. Dahingegen lässt sich vielleicht in den grossen,

[1]) Originalmittheil. etc. I, Taf. I, Fig. 2.

[2]) Amerikas Nordwestküste, Taf. I, Fig. 2.

[3]) Eine Abbildung solchen Marterinstruments findet man a. a. O. Taf. IV, Fig. 6.

vortrefflich geschnitzten Holzfiguren ein Ahnencultus spüren, wenn es richtig ist, dass einige derselben Grabdenkmäler sind, die entweder zu Ehren ihrer Häuptlinge oder solcher Männer errichtet sind, die sich durch Reichthum, Freigebigkeit oder Handelsunternehmungen hervorgethan haben [1]). Die Erklärung dieser Figuren und das Verständniss der Rolle, welche dieselben in der Auffassung der Indianer gespielt, ist indessen noch keineswegs sicher [2]). Wir stehen hier, wie an manchen anderen Punkten, erst am Anfang unseres Wissens hinsichtlich des Ideenkreises der Indianer. Das Verständniss seelischer Aeusserungen, die so verschieden von den unserigen sind und scheinbar so verwirrt und unzusammenhängend, ist mit grossen Schwierigkeiten verknüpft, weil man stets Gefahr läuft, die Ideen der Naturvölker in den Formen eines entwickelten Gedankenlebens aufzufassen, wodurch sie nur zu leicht missverstanden werden. Und gerade deshalb sind Jacobsen's Sammlungen so wichtig. Sie führen uns nicht nur ein in die Lebensweise und Industrie der primitiven Völker, sie ermöglichen uns auch einen Einblick in den Kreis ihrer Vorstellungen, in welchen die Ideen sozusagen feste Formen angenommen haben, und verleihen dadurch dem Versuche einer Erklärung grössere Sicherheit.

Das britische Amerika und die Vereinigten Staaten. Von den anderen nordamerikanischen Indianerstämmen besitzen wir leider kein Material, das sich mit dem von der Nordwestküste auch nur annähernd vergleichen liesse. Die Indianer Nordamerikas sind überhaupt in den europäischen Sammlungen am spärlichsten vertreten. Um sie gründlich zu studiren, muss man nach Amerika gehen, wo ein ungeheures Material zur Beleuchtung der Ethnologie und Vorgeschichte dieses Welttheiles zusammengebracht ist. Die Ursache dieser Armuth in den europäischen Museen liegt wesentlich darin, dass die Existenzbedingungen und die ganze Lebensweise der Indianer in Folge der langen Beeinflussung durch die Europäer eine durchgreifende Veränderung erfahren haben. In der Zeit, als es noch möglich war zu sammeln, und als man in Amerika damit begann, hatte man in Europa die Wichtigkeit dieser Aufgabe noch nicht begriffen, und jetzt, nun das Interesse geweckt, ist es zu spät. Die vor-columbischen Indianervölker haben in ihrer Hinterlassenschaft an beweglicher Habe und festen Denkmälern Zeugen ihres Culturzustandes hinterlassen; ihre Nachkommen dahingegen sind in die civilisirten Lebensformen übergetreten, ohne starke Spuren ihres ursprünglichen Zustandes zu hinterlassen. Mit Ausnahme einzelner Stämme im fernsten Westen nach dem Felsengebirge hin und zum Theile in den südwestlichen Staaten finden wir, dass alle Gebrauchsgegenstände der Indianer europäisch oder von europäischer Einwirkung stark berührt sind. Wir treffen hier und dort in Europa einzelne Sammlungen indianischer Gegenstände, aber keine, die einem ernsten Studium genügen könnte. Zu dem besten Material gehört dasjenige im Kopenhagener Museum. Dasselbe ist nicht umfassend, aber von den Blackfeet- und Dakotah-Stämmen gibt es doch eine recht gute Vorstellung. Das Berliner Museum besitzt eine vortreffliche Sammlung von den Zuni-Indianern und eine Serie interessanter Thongefässe aus Arizona. Im British Museum und im Trocadero findet man kleinere Sammlungen von verschiedenen Stämmen. Aber hiermit ist auch Alles genannt. Was ausserdem noch vorhanden, sind einzelne Gegenstände von grösserem oder geringerem Werth. Am interessantesten sind unter diesen die seltenen Wampun-Gürtel, deren zwei in Hamburg, zwei im Trocadero bewahrt werden.

Mexiko und Central-Amerika. Hinsichtlich der nord- und centralamerikanischen Culturvölker liegen die Verhältnisse anders. Die Cultur, die durch die Spanier vernichtet worden, ist nicht untergegangen, ohne zahlreiche Denkmäler zu hinterlassen. Die Ruinen der Gebäude, welche von den Eroberern zerstört oder durch langjährige Verwahrlosung dem Verfalle preisgegeben sind, werden heutzutage aus der Wildniss, die sie bedeckt, wieder ausgegraben, wobei Tausende kleinerer Alterthümer aus dem Schooss der Erde zu Tage gefördert sind. Als Zeugen einer eigenartigen Cultur vergangener Zeiten, haben sie früher schon mehr Beachtung gefunden, als die Erzeugnisse der lebenden Völkerschaften. Grosse Sammlungen mexikanischer und centralamerikanischer Alterthümer sind von Zeit zu Zeit nach Europa gebracht und von den ethnographischen Museen erworben worden. Mehrere derselben sind dadurch in den Besitz eines ausgiebigen Studienmaterials von diesen Gebieten gelangt.

[1]) Amerikas Nordwestküste, Taf. VI, Fig. 1—3. Die eine Figur ist mit einem Kupferbarren in der Hand dargestellt, dem Zeichen des Reichthums.

[2]) Nach Dr. Boas Mittheilung ist jedenfalls eine der Figuren kein Grabmonument, sondern eine einfache Hausdecoration. Globus LII, S. 368.

In erster Linie steht hier, sowohl hinsichtlich des Reichthums als der Vielseitigkeit des Stoffes, der Trocadero. Die mexikanische Sammlung desselben umspannt das ganze Territorium zwischen Tula und Tabasco, wozu noch die interessante Ausbeute der Ausgrabungen in Lorillard-City und Yukatan kommen [1]). Das eigentliche Massenmaterial der Sammlung, welches man Pinart und Charnay verdankt, umfasst ausser einigen äusserst werthvollen Sculpturen, worunter z. B. die interessante Porphyrstatue des Quetzalcoatl aus der Stadt Mexiko und vortreffliche Abgüsse der Reliefs von Palenque und Chichenitza, ausserordentlich reiche Serien behauener und geschliffener Steingeräthe, Amulette, Idole, Masken und Vasen von verschiedenem Gestein und besonders von Gefässen, Stempeln, Grabfiguren und Götzenbildern von Thon, das Meiste aus Anahuac, Durango und Guanajuato herstammend. Ein besonderer Werth dieser Sammlungen liegt in den genauen Angaben des Fundortes, womit jedes Stück versehen ist, wodurch es möglich wird, die verschiedenen Localitäten und Stilgruppen von einander zu unterscheiden. Da sehen wir, dass bei den verschiedenen Völkerschaften, die das alte mexikanische Reich bildeten, gleichzeitig verschiedene Culturformen nebeneinander existirt haben. In den Serien der Terracottafiguren und Thongefässe lassen sich z. B. eine Reihe leichter Nuancen im Stil verfolgen, von den ersten Versuchen, die menschliche Gestalt nachzubilden, in den Thonfiguren von Cerro de las Palmas bis zu den vortrefflichen Köpfen von Estanzuela und den Statuetten von Teotihuacan. Die Sammlung ist ausserdem durch ihre Gruppirung sehr werthvoll für die Vergleichung und Bestimmung des mexikanischen Materials in anderen Museen, die nicht so gut mit Fundangaben versehen sind.

Für eingehende Detailmittheilungen über das grosse Material ist hier nicht der Ort. Es sei nur bemerkt, dass die grossartigen Serien von Terracotta-Idolen eine Grundlage für das Studium der aztekischen Mythologie bilden, wie sie gewiss nirgends gewährt wird. Von einer grossen Anzahl der Idole ist die Bedeutung noch unbekannt, und es erfordert noch viele Detailuntersuchungen, bevor man zu einem sicher begründeten allgemeinen Resultat gelangen wird. Einen Anfang in der Bestimmung der charakteristischsten Figuren in dem aztekischen Pantheon gemacht zu haben, ist Hamy's Verdienst.

Neben dem Trocadero steht das Berliner Museum, wo sowohl das mexikanische als yucatekische Gebiet besonders reich vertreten ist. Den Grundstock der mexikanischen Abtheilung bildet die von Uhde heimgebrachte Sammlung, die hinsichtlich ihres Reichthums an prächtigen, charakteristischen Steinsculpturen das Museum Trocadero noch übertreffen dürfte und gleich diesem reichhaltige Serien an kleineren Gegenständen (Idole, Masken, Thongefässe, Steingeräthe, Schmucksachen etc.) zur Beleuchtung der Lebensweise, Industrie und Cultusgebräuche der Mexikaner enthält. Bedauerlicherweise gewährt das Material nicht die so wünschenswerthen Fundaufschlüsse, weil es aus einer Zeit herrührt, wo das Verständniss für die Bedeutung systematischen Sammelns noch nicht geweckt war. Man beachtete nicht, dass schon in dem früheren aztekischen Reich verschiedene Culturgruppen existiren konnten, und sammelte deshalb, ohne sich um den Ort, woher die Gegenstände stammten, zu kümmern; es ging Alles unter der Bezeichnung „mexikanische Alterthümer". Der Mangel an Auskunft ist auf einem so wenig bearbeiteten Felde, wie die mexikanische Archäologie, doppelt fühlbar, weil die einzelnen Gegenstände nur durch kritische Vergleichungen den Culturgruppen zugewiesen werden können, zu welchen sie gehören, und dazu fehlt es bis jetzt an genügendem Material. Mit Hilfe der Pinart'schen Sammlung lässt sich allerdings Manches bestimmen, doch bedarf es noch zahlreicher, durch zuverlässige Ausgrabungen erworbener Funde, bevor die Eigenart der verschiedenen Völkerschaften zu Tage treten wird. Einen wichtigen Beitrag gibt nach dieser Richtung eine von dem Hamburger Kaufmann Strebel angelegte Sammlung, jetzt im Besitz des Berliner Museums, die ausschliesslich durch Untersuchungen auf den ehemaligen totonakischen Gebieten zusammengebracht ist, besonders bei Zempoala, nördlich von Veracruz. Diese Sammlung entspricht allen Anforderungen an eine eingehende Beschreibung der Fundumstände [1]).

Für das Studium der Cultur der Majavölker geradezu unschätzbar ist die im Besitz des Berliner Museums befindliche Sammlung aus Yucatan. Sie ist einzig in ihrer Art, und eine zweite ihresgleichen

[1]) Im Jahre 1887 sind auch die mexikanischen Sammlungen, die früher im Louvre aufgestellt waren, an den Trocadero abgegeben worden. Sie enthalten unter Anderm eine Anzahl der Originale zu den Abbildungen in Kingsborough's Werk. Vgl. über diese Sammlungen Longpérier: Notices des monuments exposés dans la salle des antiquités américaines du Louvre. Paris 1851.

[1]) Strebel: Alt-Mexiko. Hamburg und Leipzig, 1885.

nach Europa zu bringen, dürfte nicht ausführbar sein. Viele neue Fragen sind durch dieselbe erstanden; aber bevor man zum richtigen Verständniss der Civilisation, die diese Sammlung offenbart, gelangen wird, sind noch viele Räthsel zu lösen. Das vielseitige Material mit den reichhaltigen Serien hochentwickelter Steingeräthe, von meisterhafter Arbeit und überraschend durch ihre Formen, die Menge von Schmucksachen, die umfassenden Gruppen charakteristischer keramischer Erzeugnisse, von Thonfiguren und Idolen, bilden eine Basis für die archäologischen Untersuchungen einer der merkwürdigsten Culturformen des alten Amerika, die werthvolle Resultate versprechen.

An die Sammlungen aus Yucatan schliesst sich in Berlin das vortreffliche Material aus Centralamerika, namentlich aus Guatemala, mit den grossen charakteristischen Sculpturen von S. Lucia di Cotza malguapan[1]).

Unter den übrigen ethnographischen Museen ist das British Museum am besten mit mexikanischem Material ausgestattet, namentlich seitdem die zwar nicht grosse, aber besonders interessante Sammlung Christy's demselben einverleibt ist. Freilich macht sich auch hier der oben besprochene Mangel an Fundangaben fühlbar; davon abgesehen ist die Christy-Collection aber äusserst werthvoll für das Studium der vorcolumbischen Cultur Mexikos, indem sie mehrere äusserst seltene Gegenstände enthält, darunter die grösste Anzahl Mosaikarbeiten, die an irgend welchem Orte vorhanden sind[2]).

Eine bedeutende Sammlung mexikanischer Alterthümer (800 Stück) ist auch nach Wien gekommen, durch die Vermittlung des ehemaligen Custos des Museums zu Miramare, Dominik Bilimek. Dieselbe ist indessen noch nicht aufgestellt. Im Wiener Hofmuseum befindet sich auch das merkwürdige Object, welches (nach Hochstetter) „die Standarte Montezuma's" genannt wird, eine prächtige Federarbeit, einzig in ihrer Art, die durch v. Hochstetter's Publication[3]) auch in weiteren Kreisen bekannt geworden ist. Was ausserdem noch vorhanden, besteht in einzelnen seltenen Stücken und in einigen kleineren unbedeutenderen Sammlungen. Unter den erstgenannten gebührt wohl dem wohlerhaltenen Wurfbrett von vergoldetem Holz mit geschnitzten Figuren im Museum zu Rom und einem Idol und zwei Masken von Holz in der kleinen Sammlung der Propaganda der erste Platz[1]), während unter den kleineren Sammlungen die beiden Gruppen mexikanischer und centralamerikanischer Alterthümer in Hamburg und im Museo civico in Turin die reichhaltigsten und werthvollsten sind.

Die Sammlungen aus Südamerika bilden zwei Gruppen, von welchen die eine die vorcolumbischen Culturvölker, die andere die jetzt lebenden primitiven Völkerschaften umfasst.

Neu-Granada und Peru. Vor der Ankunft der Spanier existirten in Südamerika bekanntlich zwei grosse Culturcentren. Das eine hatte seinen Sitz auf der Hochebene um Bogota und Tunja, das andere auf der von Cuzco. Diese Culturkreise umschlossen jeder für sich kleinere Sondergruppen und neben diesen existirten noch andere weniger entwickelte kleine Genossenschaften. Die Cultur Neu-Granadas ist noch am wenigsten bekannt. Die meisten Sammlungen von dorther stammen von den Chibcha, die die höchste Stufe der Entwicklung einnehmen. Neben diesen erblicken wir Gruppen von Alterthümern, die von denen von Tunja durchaus verschieden sind. Kleinere Serien davon findet man in verschiedenen Museen, grössere Sammlungen besitzen nur die Museen in Rom, Leipzig und Berlin; letzteres bietet reiche Serien von Idolen, Thongefässen, Gold- und Steinsachen sowohl von dem Plateau um Bogota und Tunja als von Antioquia und von Rio Cauca. Leider sind auch hier die Fundnachrichten ziemlich dürftig, weshalb es dringlich weiterer sorgfältiger Ausgrabungen bedarf, um sichere Ausgangspunkte für die Untersuchung zu gewinnen.

Ungleich reicher und besser ist das Material aus Peru, weil vieles davon durch methodische Ausgrabungen erworben ist. Das Meiste von dorther verdankt man, wie bekannt, den Herren Reiss und Stübel, die auf dem Begräbnissplatze bei Ancon das herrliche Material zu Tage gefördert haben, welches sich jetzt im Berliner Museum befindet und in einem von der Generalverwaltung der königlichen Museen herausgegebenen Prachtwerke ausführlich publicirt ist[2]). Es ist bekannt, dass der trockene Kalkboden, in welchem die Leichen begraben und in Mumien verwandelt sind, auch fast alle Beigaben

[1]) Bastian: Steinsculpturen aus Guatemala. Berlin 1882.

[2]) Von derartigen Mosaikarbeiten befinden sich, ausser dem englischen, 5 Exemplare in dem Museo etnografico in Rom, 3 in Berlin, 2 in Kopenhagen. Vgl. Zeitschr. f. Ethnologie, XVII, Verhandlungen 201; Atti della R. Accademia dei Lincei CCLXXXII; Tylor: Anahuac, S. 337.

[3]) v. Hochstetter, Ueber mexikanische Reliquien. 1884.

[1]) Bullettino della Soc. Geograf. Italiana, 1885.

[2]) Reiss und Stübel: Das Todtenfeld von Ancon.

vortrefflich conservirt hat, und dass man, dank dem herrschenden Brauch der Peruaner, dem Todten alle seine Habe mit in's Grab zu legen, eine zahllose Menge von Dingen zu Tage gebracht hat, die von dem Leben der Inca ein bis in die kleinsten Details eindringendes anschauliches Bild geben. Sogar so wenig dauerhafte Dinge, wie Holzgeräthe und Gewebe, sind wohl erhalten, und zwar dürften die reichen Serien, welche die hochentwickelte Textilindustrie der Inca veranschaulichen, den allerinteressantesten Theil der Sammlung bilden. Weniger reich vertreten sind die keramischen Erzeugnisse; nach dieser Richtung wurden die Sammlungen Reiss' und Stübel's jedoch durch mehrere neuere, äusserst werthvolle Erwerbungen auf erfreuliche Weise ergänzt, worunter namentlich die Sammlung des Dr. Macedo zu erwähnen ist. Dieselbe enthält allein 1500 Thongefässe und ist durch die zuverlässigen Fundangaben für jedes Stück in hohem Grade belehrend. Durch die zahlreichen Localgruppen gibt sie ein ausführliches Bild einer der am höchsten entwickelten Industrien des alten Peru, die bisher nur zum Theil gekannt war. Die Hauptmassen der Sammlung stammen zwar aus dem Küstenlande, das schon früher am ergiebigsten in dieser Beziehung gewesen ist, aber einige völlig neue Gruppen sind theils von dort, theils aus dem Hochlande. Einzig in ihrer Art sind die originellen Gefässe aus Recuay mit ganzen Scenen modellirter Figuren auf der Oberseite. Sie bezeichnen überhaupt eine der eigenthümlichsten Entwicklungen in der peruanischen Keramik.

Berlin zunächst steht das Museum Trocadero, dessen reichhaltige und interessante peruanische Sammlungen von Wiener nach Europa gebracht sind [1]). Die meisten anderen Museen besitzen kleinere Alterthümergruppen aus dem Incareich, namentlich aus dem unerschöpflichen Todtenfelde bei Ancon; am bedeutendsten sind diejenigen im British Museum, in Dresden, Leipzig und Florenz. Hier ist auch der vortrefflichen Sammlungen zu gedenken, die Dr. Stolpe, der an der Weltumsegelung der schwedischen Fregatte „Vanadis" theilnahm, von seiner Reise heimgebracht hat, theils Funde aus den Ausgrabungen bei Ancon, theils eine in Lima erworbene Serie keramischer Erzeugnisse. Dieselben haben jedoch bis jetzt nur vorläufig in Stockholm ausgestellt werden können [2]).

[1]) Notice sur le muséum ethnographique des missions scientifiques. Paris 1878, S. 18.

[2]) Stolpe: Vägvisare genom Vanadis-Utställningen. Stockholm 1886.

Brasilien. Man sucht unter den Naturvölkern vergebens nach sicheren Spuren eines Zusammenhanges mit älteren Culturvölkern. Die Cultur, welche einst auf den Hochebenen von Bogota und Cuzco florirte, ging mit ihren Repräsentanten völlig zu Grunde. Die degenerirten Nachkommen der Incas bewahren zwar in einzelnen Liedern eine Erinnerung an die Vergangenheit, aber das ist auch die einzige Reminiscenz der vormaligen Grösse, die ihnen geblieben. Die Inca und Chibcha scheinen ihre Cultur nicht über das Gebiet, welches sie unmittelbar beherrschten, hinaus verbreitet zu haben, sei es, dass Naturverhältnisse oder die Kürze der eigentlichen Blüthezeit ihres Reiches einer Beeinflussung der umwohnenden Völker entgegenstanden. Zunächst würde man bei den an den östlichen Abhängen der Andes wohnenden Völkerschaften eine solche Beeinflussung erwarten, die eine Erinnerung daran bewahren, dass sie einst der Herrschaft der Inca unterthan gewesen [1]); allein diese Spuren sind höchst zweifelhaft und unbedeutend.

Dies geht aus einer Untersuchung des vom Oberen Marañon vorliegenden Stoffes hervor. Wir haben gegenwärtig zwei interessante Sammlungen von diesem Gebiete, eine grössere in dem Museum zu Rom, welche dem Cav. Lucioli zu verdanken ist, eine kleinere von Staudinger heimgebrachte in Berlin: Beide umfassen die Völkerschaften längs dem Huallaga und Rio Ucayali, aber repräsentiren hauptsächlich die grösseren Stämme Amahuaga, Caschibo und Conibo. Ein Einfluss der Missionäre ist an mehreren Orten unverkennbar. Sogar die Jägervölker, die ausserhalb der Missionsstationen wohnen, aber den Christen wohlwollen, haben ihre Steinaxt gegen das eiserne Messer vertauscht und die weisse baumwollene Tunika mit gemalten Ornamenten angelegt. Ausser diesen sind da aber noch eine grosse Anzahl Jägerstämme, die keinen Verkehr mit den Europäern unterhalten und von jeglichem fremden Einfluss unberührt sind. Die einzige Bekleidung der Frauen besteht in dem bekannten kleinen dreieckigen Lappen, den sie mit Perlenstickereien zu schmücken pflegen; die Männer gehen völlig nackt einher. Dahingegen zieren beide Geschlechter Hals und Arm mit zahlreichen Ringen von Affenzähnen, Obstkernen und Federn, welch letztere Zeugnisse von der Tüchtigkeit der Jäger sind, indem nur die Federn des mit eigener Hand erlegten Vogels getragen werden.

[1]) Colini: Note geografiche e collezioni etnografiche del Cav. Bart. Lucioli, S. 30.

Namentlich bei den Festen wird eine möglichst grosse Pracht entfaltet. Da werden die zierlich geflochtenen, mit Papageien- und Ararafedern geschmückten Kronen getragen, der mit Hängezierrathen ausgestattete Perlen-Brustschmuck u. s. w. Den Gebrauch der europäischen Waffen haben sie noch nicht gelernt. Mit der geschliffenen Steinaxt, die sie an einen Zweig oder dünnen Holzschaft festbinden oder mit Harz befestigen, fällen sie Bäume und verfertigen sie ihre Waffen. Vögel und kleine Säugethiere erlegen sie mit der Lieblingswaffe aller südamerikanischen Völker, dem Blaserohr, welches einige Stämme mit grosser Kunstfertigkeit aus zwei ausgehöhlten Holzstücken herzustellen verstehen. Aus diesen Blaseröhren entsenden sie die dünnen, vergifteten Pfeile, die dergestalt eingeschnitten sind, dass sie bei einem Versuche, sie aus der Wunde herauszuziehen, abbrechen müssen. Im Kriege und bei der Jagd auf grössere Thiere treten an die Stelle des Blaserohres Bogen und Pfeil, die je nachdem sie bestimmt sind, ein Thier oder einen Menschen niederzustrecken, verschiedener Art sind. Die grossen eleganten Keulen dienen dahingegen nur als Paradewaffen bei Festlichkeiten. Die meisten Gegenstände im Besitze dieser Völkergruppe sind mit grosser Tüchtigkeit angefertigt. Dies gilt sowohl von den Geweben, welche von den Frauen hergestellt werden, als von den sorgfältig behandelten Federsachen, von den Waffen und vor Allem von den ausgezeichneten Töpferarbeiten, die aus feinem Thon geformt und mit rothen und schwarzen Linien auf weissem Grunde reich verziert sind. Sie gehören zu dem Besten, was die südamerikanischen Völker in dieser Beziehung geleistet haben. Die Ornamente sind dieselben wie auf den Tunikas, auf den feinen Umwicklungen von Baumwollengarn an den Keulen und Bögen und an den Pfeilspitzen. Eine Tunika mit gemalten Figuren im Museum zu Rom ist mit naturalistischen Darstellungen von vierfüssigen Thieren und Schlangen verziert, aber dies scheint bis jetzt in den Museen das einzige Beispiel von der Verwendung von Thierfiguren in der Ornamentik zu sein, die sonst ausschliesslich lineare Motive verwendet. In letzteren könnte man Anklänge an die Inca-Zeit sehen wollen; verschiedene Züge in der Combination mäanderartiger Motive, gebrochener Linien und dreieckiger Figuren, welche dieser Ornamentik eigen sind, erinnern stark an die Ausschmückung der Gewebe und Thongefässe aus peruanischen Gräbern. Trotzdem ist ein Einfluss von Peru sehr zweifelhaft, da nur die einfachen Linienornamente Aehnlichkeit mit denen der Andes-Völker zeigen, während die charakteristischen Thier- und Menschenfiguren, die in der Decorationsweise der Inca eine so grosse Rolle spielen, hier niemals vorkommen. Es ist überhaupt daran zu erinnern, dass die Ornamentik wenig entwickelt ist und dass bei zahlreichen Völkerschaften am Amazonenstrom und in den nördlichen Theilen des Festlandes noch verwandte Ornamentmotive gefunden werden. Sie sind eher als ein gemeinschaftliches Eigenthum aller Stämme zu betrachten, und ihre Aehnlichkeit mit den peruanischen, in der Zusammensetzung wie in der Verwendung, beruht wahrscheinlich auf einer nebeneinander fortschreitenden Entwicklung auf gemeinschaftlicher Grundlage.

Der Sammlung Lucioli schliesst sich das prächtige ethnographische Material an, welches das Museum in Rom dem Missionär Pozzi verdankt. Pozzi hat während seiner 13jährigen Thätigkeit unter circa 20 Stämmen am R. Napo und Pastazza gesammelt, d. h. auf einem Territorium, welches an das Ucayali- und Huallagagebiet grenzt. Die beiden Sammlungen ergänzen einander und gewähren neben einer Anzahl werthvoller Dinge, die sich schon vorher in Rom befanden [1]), die beste Darstellung der Völkerschaften des nördlichen Peru, in Ecuador und im westlichen Brasilien, die sich gegenwärtig geben lässt. Namentlich sind die Sammlungen von den Jivaro auf den östlichen Abhängen der Andes, deren merkwürdig präparirte Köpfe so lange Gegenstand des Erstaunens gewesen sind, ausserordentlich reich und geben von diesen wilden, grausamen Völkerstämmen ein anschauliches Bild [2]). In anderen Museen sind sie nur durch kleine Gruppen von Gegenständen vertreten.

Das Museum in Rom besitzt noch eine dritte Sammlung vom Oberen Marañon, die von dem Missionär Coppi mitgebracht ist, welcher lange unter den Stämmen am R. Uaupes sich aufgehalten hat [3]). Obschon weder die grösste noch die beste von diesem Gebiete, enthält sie doch ein besonders gutes Studienmaterial von der Völkergruppe, die den Namen des Flusses trägt. Von besonderem Interesse sind einige

[1]) Pigorini in den Atti della Reale Accademia dei Lincei CCLXXVIII.

[2]) Vgl. Colini's sorgfältige Studie in den Atti della Reale Accademia dei Lincei CCLXXX mit Abbildungen einiger der interessantesten Gegenstände der Sammlung.

[3]) Einen ausführlicheren Bericht über diese Sammlung gibt Colini in der Cronaco del Museo preistorico ed etnografico. 1, S. 40 ff.

Objecte, die mit dem weitverbreiteten Glauben an den bösen Geist Jurupari zusammenhängen, in deren Besitz Coppi sich nur durch besonders günstige Umstände zu setzen vermochte. Das eine besteht in einer Flöte, pachiuba genannt, welche die Stimme des Geistes nachahmt, das andere ist eine wunderliche, kapuzenförmige Maske, welche ihn selbst darstellt. Beide werden bei Festlichkeiten von den Medizinmännern, Pajes, benützt und vor allen Uneingeweihten ängstlich versteckt, weshalb sie äusserst selten in fremde Hände gerathen [1]). Sie sind charakteristisch als Ausdruck der Neigung, bei den mimischen Tänzen mythische Wesen darzustellen, vorzugsweise die dämonischen, die in das Schicksal der Menschen eingreifen, ein Hang, der sich bei so manchen Naturvölkern kundgibt, aber sonst aus Südamerika nicht bekannt ist. Die von den Ticunas aufgeführten carnevalsartigen Maskenfeste sind nämlich jetzt nur Ceremonieaufzüge, selbst wenn sie möglicherweise ursprünglich einen mythischen Hintergrund gehabt haben. Die von ihnen bei ihren Festen benutzten Masken sind von denjenigen der Uaupes durchaus verschieden und keineswegs selten. Die Museen in Berlin und München besitzen Serien davon.

Die schönen brasilianischen Sammlungen im Wiener Museum sind leider noch nicht ausgepackt, und es ist selbst dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Museumsbeamten nicht möglich, sie in ihrem ganzen Umfange dem Studium zugänglich zu machen, so dass man nur durch den Katalog einen vollen Eindruck ihrer allseitigen Vollständigkeit erhält [2]). So lange das Material in Serien gleichartiger Gegenstände aufgelöst ist, wird man kein Gesammtbild der verschiedenen Völkergruppen erlangen können. Und ein solches wird gerade das Wiener Museum zu geben im Stande sein, denn es scheint, dass das, was dort an ethnographischem Material aus Brasilien gesammelt ist, sowohl hinsichtlich des Umfanges und der Vielseitigkeit, als der wissenschaftlichen Bestimmung alles übertrifft, was sich im Besitz der übrigen ethnographischen Museen befindet.

Den Stamm bildet die Mustersammlung des Zoologen Johann Natterer, welcher 17 Jahre lang (1817—34) unter den Völkerschaften lebte, die Gegenstand seines Studiums und seiner Sammelthätigkeit waren. Die Sammlung, die er mitbrachte, enthält ungefähr 2400 Gegenstände von 76 verschiedenen Stämmen zwischen dem R. Paranahyba und Guyana, zwischen der Küste und dem Oberen Marañon. Die Sammlung umspannt sonach ein ausgedehntes Gebiet. Es ist selbstverständlich, dass nicht alle Stämme in gleicher Vollständigkeit vertreten sind; mit einigen derselben ist der Sammler nur gelegentlich in Berührung gekommen, während er sich bei anderen längere Zeit aufgehalten hat. Dies gilt z. B. von den Bororós in Goyaz und Matto Grosso, den Mundrucu am R. Tapajoz, den früher genannten Uaupes-Stämmen, den Banivas am R. Içanna und den Macusi am R. Branco. Um diese gruppiren sich andere Völkerschaften, von denen kein so vollständiges Material vorliegt, doch immerhin genügend, um ihre Eigenart zu zeigen.

Der grosse Werth des Stoffes beruht nicht allein auf seinem Umfange, sondern vornehmlich auf der Umsicht, womit er gesammelt und erklärt ist. Ueberall merkt man die Methode und systematische Arbeit des Naturforschers. Innerhalb jeder Art ist Alles berücksichtigt, was dem Bilde von dem Leben der Völker noch einen Farbenton hinzufügen könnte, alles, was dieses oder jenes Detail in der Form, Ornamentik oder Nutzanwendung eines Gegenstandes beleuchtet. Jedes einzelne Stück ist mit der Gründlichkeit und Sorgfalt untersucht und bestimmt, mit welcher der Zoologe seinen Stoff zu behandeln gewohnt ist. Ueber die Herkunft, das Material, die Technik und den Gebrauch der Gegenstände geben die sorgfältigen Etiquettes und der ausführliche Katalog jede wünschenswerthe Auskunft.

Solche Sammlungen sind es, deren die Ethnographie bedarf, um das zersplitterte und unsichere Material bestimmen und ordnen zu können, und auf wenigen anderen Gebieten ist dies so dringlich nothwendig, wie in Brasilien. Die Verwirrung in der Zusammengehörigkeit der Stämme, welche durch die Menge von kleinen Stämmen mit ihren Unterabtheilungen hervorgerufen wird, erschwert jede Classification nach Herkunft und Verwandtschaft in hohem Grade. Kleinere Sammlungen mit ihrem unvollständigen, oftmals unrichtig bestimmten Material, das obendrein meistens bei verschiedenen Stämmen zusammengetragen ist, können keine Grundlage für eine solche Classification bilden.

Selbst so vortreffliche und interessante Sammlungen wie die italienischen und diejenigen von den Steinen's und Rhodes' können nur über kleinere

[1]) Die Sammlung der Propaganda und das Museum in München besitzen einzelne Masken dieser Art.

[2]) Dieselben sind derzeit schon aufgestellt und füllen nahezu einen grossen Saal des neuen naturhistorischen Museums. Anm. d. Red.

Völkergruppen Aufschluss geben. Freilich sind dadurch schon gute Anhaltspunkte gewonnen; aber nur eine so ausführliche und systematische Sammlung wie die Natterer's kann die Grundlage für die Eintheilung ethnologisch zusammengehörender Gruppen bilden, deren wir so dringlich bedürfen. Ist erst Natterer's Sammlung, hoffentlich in nicht zu ferner Zeit, in ihrem ganzen Umfange zugänglich, da wird die Beisteuer des Wiener Museums zum Studium der ethnologischen Verhältnisse Südamerikas die vollwichtigste sein. Dasselbe ist in dem Besitze eines Materials, zu dem der Ethnograph immer auf's Neue zurückgreifen wird, wenn er daran geht, die in Brasilien zu Tage tretenden verschiedenen Entwicklungsstadien und Culturgruppen zu studiren.

Um diesen Stamm gruppiren sich eine Anzahl weniger umfangreiche Sammlungen aus Südamerika, die theils jede für sich manches Interessante enthalten, theils auch in einigen Punkten die Natterer's Sammlung ergänzen. Das Museum in Wien besitzt ausserdem gute Serien von Sachen der Botokuden und von den Stämmen am R. Tocantins, welche Dr. Pohl heimgebracht hat. Auch München besitzt zahlreiche werthvolle Sachen, unter denen eine Anzahl Ticuna-Masken und schöne Federarbeiten nennenswerth sind. Sie sind von Spix und Martius bei den Völkerschaften am Amazonenstrom gesammelt worden; doch sind diese beiden Reisenden nicht darauf bedacht gewesen, grössere systematische Sammlungen zusammenzutragen auf dem Territorium, das durch sie erst bekannt geworden ist. Aus Guyana und den Gegenden des Amazonenstromes stammt auch das brasilianische Material im Trocadero, während die Mundrucu und besonders die wenig bekannten Caingangs- und Coroado-Völker in der Provinz Paraná im Kopenhagener Museum gut vertreten sind. Das Dresdener Museum besitzt einige interessante alte Stücke aus Guyana und Brasilien, und im Berliner Museum finden wir ausser vielen guten Sachen, namentlich von den Mundrucu und Jivaro, die reichhaltigen Sammlungen Schomburgk's von den Guyana-Völkern und die interessante ethnologische Ausbeute der Expeditionen Rhode's und von den Steinen's. Während das Hauptinteresse der Sammlung des Erstgenannten von den Terenos und Cadiocos zwischen Miranha und der bolivianischen Grenze darin besteht, dass sie eine der bedeutendsten Uebergangsformen von der originalen zur fremden Cultur darlegen, gewährt die Sammlung des Letztgenannten ein grosses Interesse dadurch, dass sie einige der primitivsten und noch unberührtesten Völker vor Augen führt.

v. d. Steinen besuchte auf seiner Reise längs dem Schingu-Fluss eine Anzahl bis jetzt durchaus unbekannter Stämme, die noch im Steinalter lebten, eine Culturperiode, von der man heutzutage nur wenige Spuren noch in Brasilien findet. Vor der Ankunft der Europäer waren bei den Völkern an der Küste und an den Ufern der grossen Flüsse oder auf der inneren Hochebene die Steingeräthe allgemein, wohingegen die in den Urwäldern umherstreifenden Völker kein anderes Mittel für ihre Geräthschaften zu benutzen verstanden als Holz und Knochen. Das Berliner Museum und mehrere andere ethnographische Sammlungen besitzen ansehnliche Serien von Aexten und Pfeilspitzen von Quarz und Basalt, hauptsächlich aus den Provinzen S. Paolo und R. Grande do Sul, die im Erdboden gefunden sind und den Beweis geben, dass diese Steinarten dort ehemals in derselben Weise und in denselben einfachen Formen zum Gebrauch dienten, wie in der ältesten Culturperiode in Europa. Seitdem das Eisen bei den Küstenvölkern den Stein verdrängt hat, werden die Steingeräthe von den Indianern als vom Himmel gefallen, als Donnersteine betrachtet. Im Innern des Landes stehen viele Stämme noch heute auf demselben primitiven Standpunkt und nur wenige haben es zu einer Steinaltercultur gebracht. Holz und Knochen genügen ihnen auch jetzt noch zur Herstellung ihrer einfachen Gebrauchsgegenstände. Bei den Stämmen am R. Ucayali und Huallaga sieht man, wie gesagt, einfache ärmliche Steingeräthe im Gebrauch, und auch bei den Völkern an anderen Nebenflüssen des Amazonenstromes findet man hier und dort ähnliche Geräthe. An einigen Orten dienen sie als Häuptlingsembleme und die Arowaken in Guyana haben die Aexte in neuerer Zeit zu ihren Keulen verwandt. Nirgends findet man ein so ausgeprägtes Steinalter wie bei den Schingu-Völkern. Die Serie schön geschliffener Aexte, mit flachem ovalen Blatt in einem keulenförmigen Holzstiel, die von den Steinen bei den Suyá und Bakaïri erworben, zeigen, dass man sich dort auf die Behandlung des Steines meisterhaft verstanden hat.

Die Steinsachen sind ohne Frage das Interessanteste in dieser prächtigen Sammlung, die indessen ausserdem noch so viel Neues und Eigenartiges enthält und so vortrefflich erklärt ist, dass man sich stark versucht fühlt, Eingehenderes darüber mitzutheilen. Ihr grosser ethnologischer Werth liegt einestheils in der

Darstellung eines eigenartigen Culturzustandes, anderntheils darin, dass sie ein helles Licht auf die Culturverschiedenheiten wirft, die sich sowohl bei den beiden Hauptgruppen der Völker am oberen und unteren Schingu als unter den vielen kleineren Stämmen bemerkbar machen. Wir müssen uns hier jedoch darauf beschränken, auf die eingehende Behandlung hinzuweisen, die von den Steinen selbst mehrfach seinen Sammlungen hat zu Theil werden lassen [1]).

Patagonien und das Feuerland. Wenden wir unsere Blicke von Brasilien nach dem Süden des Festlandes, da stossen wir zuerst auf die Stämme der Patagonier, die in Berlin und Rom ganz gut vertreten sind. Wir gedenken ihrer nur im Vorübergehen, weil sie einestheils wohlbekannt sind, anderntheils durch den langjährigen Verkehr mit den Colonisten einen grossen Theil ihrer Eigenart eingebüsst haben.

Um die Bewohner des Feuerlandes kennen zu lernen, muss man nach Rom gehen, wo Bove's Sammlungen ein allseitig beleuchtetes Bild dieser primitiven, niedrig stehenden Völkerschaften vorführen. Ein Blick auf die von Bove heimgebrachten Dinge lehrt uns besser als alle Beschreibungen die wenigen und ärmlichen Mittel kennen, womit diese Menschen ihre einfachsten Lebensbedürfnisse befriedigen. Sämmtliche Geräthschaften sind von äusserster Einfachheit. Ein kurzer dünner Bogen von schlechtem Holz, mit einem Strang von Guanacosehnen und Pfeile mit kurzer dreieckiger Spitze von Flint oder Glas — das sind die Waffen, womit die Ona — die auf der Halbinsel wohnenden Völker — für die Jagd ausgerüstet sind, von deren Erfolgen ihre Existenz grossentheils abhängig ist. Etwas besser sind die Jagan- und Alacaluf-Stämme gestellt, welche Vögel und Fische mit einer Harpune oder einem kurzen Speer, mit Spitze von Walknochen oder mit einer Schleuder von Guanacofell erlegen, Geräthschaften, die sie mit grosser Gewandtheit zu handhaben verstehen. Wie aber sind die Fahrzeuge beschaffen, in denen sie sich mit grosser Unerschrockenheit auf's Meer hinauswagen, um den zweiten Hauptbestandtheil ihrer Nahrung zu erbeuten? Eine Reihe von Modellen der Bove'schen Sammlung gibt auch hierüber Auskunft. Ein Stück Baumrinde, an beiden Enden zusammengebunden und mittelst kurzer Holzriegel ausgespannt — ähnlich wie die Flussfahrzeuge der Binnenlandvölker — oder, wenn es hoch kommt, ein schmächtiges Gestell von gebogenen Zweigen und mit Rinde bekleidet — bildet das Canoe, von dem man glauben sollte, dass es im ersten Augenblick von den Wellen zerdrückt werden würde. Einige Muschelschalen, die an eine Handhabe von Stein gebunden als Messer dienen, einige recht gut geflochtene Körbe zum Aufbewahren der Schwämme und Fische, einige Wasserbehälter aus Rinde — das ist Alles, was der Feuerländer zu seiner Ausstattung bedarf. Kleider kennt er nicht, obgleich die Witterung wohl den Mangel daran fühlbar machen könnte. Die einzige Bedeckung besteht in einem Stück Fell, welches je nach der Richtung des Windes auf der Brust oder auf dem Rücken hängt. Und in allen diesen Dingen keine Spur von Kunstfertigkeit — höchstens eine gewisse Gewandtheit im Flechten der Körbe — selbst nicht im Anfertigen der wenigen Gegenstände, womit diese armseligen Geschöpfe sich schmücken. Sie bemalen ihren Körper mit Farbe, um Hals und Brust hängen Männer und Frauen Schnüre von Conchylien oder Perlen aus Vogelknochen; der Krieger bindet ein kleines dreieckiges Stück Fell um den Kopf, der Medicinmann schmückt sein Haupt mit Federn, bevor er seine Manipulationen beginnt. Aber Alles ist einfach und ärmlich. Nicht einmal die bei allen anderen primitiven Völkern so beliebten Glasperlen hat der Feuerländer schätzen gelernt.

Bove's Sammlung ist ohne Frage die lehrreichste, welche in den ethnographischen Museen vorhanden und dem Studium zugänglich ist. Ein vortreffliches Material von den Alacaluf-Stämmen ist, nach dem Verzeichniss zu urtheilen, durch Stolpe nach Stockholm gekommen. Was sich ausserdem noch aus dem Feuerlande in den Museen findet, besteht in einzelnen Gegenständen, die kein Gesammtbild von diesem niedrigsten aller Völker auf Erden zu geben vermögen. Am bedeutendsten ist wohl die Serie von Gegenständen, die sich im British Museum befindet [1]).

Afrika.

Während die Europäer in Amerika die ursprünglichen Bewohner vertrieben und ausrotteten, indem sie ihre Herrschaft über immer grössere Flächen des Landes ausdehnten, kamen sie in Afrika lange

[1]) Durch Central-Brasilien. Leipzig 1886. Originalmittheilungen etc., I, S. 187.

[1]) Nach einer Mittheilung des Herrn Dr. med. Hansen sind auch die Sammlungen im Trocadero in den letzten Jahren durch ein recht ansehnliches Material aus dem Feuerlande bereichert worden.

Zeit nur durch ihre Colonien an der Küste mit den Einwohnern in Berührung. Von Zeit zu Zeit wagte sich wohl ein Reisender weiter in's Land hinein, doch hat man erst seit einem Menschenalter und besonders erst im Laufe des letzten Decenniums von dem grössten Theil des dunklen Continents Kenntniss gewonnen. Seit Barth's und Livingstone's Reisen ist eine Expedition nach der anderen in die Länder eingedrungen, deren Bewohner niemals andere Fremdlinge als höchstens arabische Sklavenhändler gesehen hatten. Von den Untersuchungen in Südafrika und im Sudan hat man sich den Völkern am Nil und an den grossen Seen zugewandt, um nach und nach seine Kräfte auf dem hochinteressanten Territorium zu concentriren, welches das obere Kongoland bildet. Den ethnographischen Museen haben diese Expeditionen grossen Zuwachs eingebracht. In quantitativer Hinsicht sind die afrikanischen Abtheilungen mehr als alle anderen vermehrt worden, und es steht nunmehr von den verschiedenen Völkerschaften ein reiches Studienmaterial zu Gebote. Auch in Betreff Afrikas nimmt Berlin den ersten Rang ein. Andere Museen haben von einzelnen Völkern ein grösseres, aber keines ein so allseitig umfangreiches Material wie das deutsche Hauptmuseum.

Nordafrika und Sudan. Während man in dem Musée des colonies in Paris und im Trocadero reiche Sammlungen aus Algier findet, sowohl von den Kabylen als von den „arabischen" Stämmen in Stadt und Land, sind die anderen Museen, von dort sowohl als von den übrigen nordafrikanischen Staaten, nur spärlich mit Material versorgt. Die orientalische Cultur ist in der Gestalt, die sie in den Mittelmeerländern angenommen, d. h. durch europäischen Einfluss stark gefärbt, in den Museen durchschnittlich schwach vertreten.

Aus den Centralstaaten im Sudan (Bornu, Wadai, Baghirmi und Darfur) besitzt Berlin die von Dr. Nachtigal heimgebrachte Sammlung, die erste und wohl bis jetzt auch die grösste aus diesen Staaten. Der muhamedanische Einfluss von Osten und Westen hat im Sudan die ursprüngliche Cultur in ähnlicher Weise verändert, wie es in Nordafrika durch die von Europa ausgegangene geschehen. Eine wirkliche Originalität macht sich in den Erzeugnissen von dort nicht bemerkbar. Die prächtigen gestickten seidenen Gewänder sind, so gut wie die aus schmalen Baumwollenstreifen zusammengenähte Tobe, arabisch und ebenso haben die kunstvollen Strohgeflechte und gepressten Lederarbeiten, die besonders in Darfur heimisch sind, ihre Vorbilder in Hedschas. Die Sammlungen Nachtigal's enthalten viele kostbare Dinge, namentlich Costüme, und geben vortreffliche Auskunft über die Industrie der Bevölkerung, aber sie sind weder systematisch noch umfangreich genug, um die Cultur der betreffenden Länder in genügender Vollständigkeit zur Anschauung zu bringen.

Dahingegen besitzt Berlin ein sehr reiches Material aus dem westlichen Sudan, namentlich von Haussa und Adamaua, welches Robert Flegel auf seiner Expedition längs dem Benuë gesammelt hat [1]). Leider kann man bis jetzt nicht den vollen Nutzen aus diesem Reichthum ziehen. So lange der Stoff noch nicht bearbeitet und die einzelnen Dinge nicht nach den Localitäten gruppirt sind, hält es schwer, das Zusammengehörende zu einem Ganzen zusammenzustellen. Und gerade hier ist eine solche Sonderung äusserst nothwendig, weil sich grosse Unterschiede bemerkbar machen. Während nämlich alle Erzeugnisse aus dem Haussa-Land gleich denjenigen von Bornu ein absolut tuaregisches und maurisches Gepräge haben, trifft man in Adamaua einen starken Einfluss der südlicheren Negervölker. Wie weit sich dieser Einfluss von der einen und anderen Seite erstreckt, lässt sich bei der gegenwärtigen Ordnung noch nicht nachweisen. Auch nach der Scheidung der Localgruppen wird es noch schwer halten, jedes Stück auf seine rechte Heimat zurückzuführen, weil dem Anscheine nach eine Menge Dinge von verschiedenen Orten im Innern auf dem allgemeinen Carawanenwege längs dem Benuë zusammengeströmt sind. Dahingegen genügen einzelne sicher bestimmte Stücke, um den Zusammenhang mit den nahewohnenden Völkern zu beweisen. Es kann sonach kaum einem Zweifel unterworfen sein, dass sowohl die zahlreichen geflochtenen Schilde wie die pingahs, die aus Mbum, Mombila und Baja in zahlreichen Exemplaren vertreten sind, ihre Vorbilder bei den Niam Niam haben. Dass sie keine Handelswaare von dort sind, zeigt ihre Form, die man in der ursprünglichen Heimat dieser Waffe nicht antrifft. Zu den merkwürdigsten Stücken der Sammlung gehören einige Fetischcostüme aus Flechtwerk mit dazugehörenden Masken der Djuku. Sie zeigen grosse Aehnlichkeit mit den schon von Cameron beschriebenen, die für die Darstellung der

[1]) Vgl. Originalmittheilungen etc. I, S. 139.

Scheinteufel benutzt werden, welche die wirklichen Dämonen aus dem Gebiete, wo sie hausen, vertreiben sollen [1]).

Senegambien und die Küste von **Guinea.** Obwohl diese Territorien am besten und am längsten bekannt sind, findet man sie doch in den Museen nicht besonders stark vertreten. Aus Senegambien enthalten die französischen Museen Einiges, besonders von den Mandingo; ausserdem finden sich kleinere Sammlungen in Berlin, Dresden und Kopenhagen und eine interessante Serie von Waffen von den Bissagos-Inseln in Hamburg. Hinsichtlich der Vollständigkeit lassen sie jedoch zu wünschen.

Etwas günstiger liegen die Verhältnisse hinsichtlich der Küste von Guinea. Die Kopenhagener Sammlung aus den ehemaligen dänischen Colonien an der Goldküste ist wohl nicht allein die beste von diesem langen Küstenstrich, sondern sie enthält an und für sich ein recht ausgiebiges Material von den nunmehr stark decimirten Akra-Negern und den Fanti. Sie hat ausserdem den Vorzug, aus einer Zeit zu stammen, wo die Beeinflussung durch die europäischen Colonien die originale Entwicklung noch nicht unterdrückt hatte. In dieser Beziehung zeichnet sie sich vor allen neueren Sammlungen von Guinea aus. Einzelne charakteristische und gute Stücke, namentlich von den Aschanti (Waffen, Kleider und Masken zu den Fetischcostümen) findet man in London, Hamburg und Berlin: alle übrigen Gegenstände zeugen dahingegen von einem starken maurischen Einfluss, der sich auch in Senegambien stark geltend macht, oder sie sind unter europäischer Beeinflussung entstanden. Lederarbeiten und die schlecht getriebenen Kupfer- und Messinggefässe sind nach denselben Vorbildern angefertigt wie die Sachen aus Haussa und Bornu, während die vielen stark karrikirten Gruppen von Erz oder Holz, von plumper Arbeit und geschmacklos bemalt, ein verfehltes Streben, europäische Muster nachzubilden, verrathen. Als Zeugnisse von der ursprünglichen Cultur dieser Völkerstämme bieten sie wenig Interesse.

Die Nilländer. Die Völker des östlichen Sudan und am weissen Nil mit seinen Nebenflüssen wohnen ausserhalb des Gebietes, welches von den grossen Carawanenwegen nach Norden berührt wird. Deshalb zeigen die Sammlungen aus diesen Gegenden eine auffallende Verschiedenheit von den Erzeugnissen des centralen und westlichen Sudan. Die Völker sind dort noch productiv und alles was aus ihren Händen hervorgeht, hat ein eigenartiges Gepräge. Dies gilt in hohem Grade von den Niam-Niam und Monbuttu, deren Schmiedearbeiten nur von denen der Kongo-Völker übertroffen werden. Aber auch die nördlicher wohnenden Stämme um den weissen Niel bieten so viel Eigenartiges, dass sie zu eingehenderen Mittheilungen drängen. Ihre Lebensweise und Producte sind indessen durch Schweinfurth's gründliche und lehrreiche Schriften so allgemein bekannt geworden [1]), dass wir uns hier auf eine Uebersicht der von diesen Ländern existirenden Sammlungen beschränken können.

Im Berliner Museum bildet das von Schweinfurth heimgebrachte Material den Stamm der Sammlungen. Dasselbe begreift hauptsächlich Djur, Bongo, Niam-Niam und Monbuttu. Das Interesse als erste Sammlung, die von dort nach Europa gekommen, wird ihr immerdar bleiben; im übrigen ist sie wegen des unglücklichen Brandes, durch welchen das Gepäck des Reisenden grösstentheils zerstört wurde, nicht sonderlich reichhaltig. Einen Zuwachs erhielt sie durch das von Dr. Junker und dem italienischen Reisenden Piaggia mitgebrachte Material, welches ausser den genannten Völkern auch die Bari, Schilluk, Dinka und einige kleinere Stämme am oberen Nil repräsentirt. Diese Sammlungen enthalten ein recht ausgiebiges Material von diesen verschiedenen Völkern und manche prächtige und seltene Dinge, die als Zeugnisse von dem Standpunkt der dortigen Industrie sehr lehrreich sind, allein so umfangreich und vollständig wie verschiedene andere afrikanische Sammlungen des Museums sind sie bei weitem nicht.

Das beste und reichste Material für das Studium der Völker in den Nilländern finden wir im Hofmuseum in Wien, wo die Sammlungen aus diesem Gebiet überhaupt zu den besten des Museums gehören. Die Grundlage bilden zwei Sendungen von dem ehemaligen Mudir der Aequatorialprovinzen, Emin Bey [2]), welche nahezu alle bedeutenderen Stämme am weissen Nil und dessen Nebenflüssen umfassen, bis an die centralafrikanischen Seen hinab (Unyoro und Uganda). Die Serien enthalten einen solchen Reichthum an Typen und sind nach allen Richtungen so vollständig, dass die Eigenart jedes

[1]) Across Afrika, II, 162.

[1]) Im Herzen von Afrika. Leipzig 1874, und Artes Africanae. Leipzig 1875.

[2]) Jetzt Dr. Emin Pascha.

Stammes klar und bestimmt hervortritt und zugleich die verschiedenen Industriezweige, die bei den Nilvölkern eine so eigenthümliche Entwicklung erfahren, wie die Schmiedekunst, die Holzschnitzerei, die Keramik hier, wie nirgendswo anders, in allen Einzelheiten sich studiren lassen. Einen bedeutenden Zuwachs haben diese Sammlungen durch andere Erwerbungen erfahren, darunter die reichhaltige Ausbeute der Reisen Marno's und Buchta's am obern Nil, die durch die bedeutenden Sammlungen des österreichischen Consuls Hansal in Chartum ergänzt ist. Der hohe Werth der Sammlungen des Emin Bey liegt nicht allein in ihrer Vollständigkeit, sondern namentlich auch darin, dass sie von einem Manne herrühren, der zu sammeln verstand und die beste Gelegenheit dazu hatte, indem er lange genug unter den Nilvölkern lebte, um mit den dortigen Verhältnissen völlig vertraut zu werden. Seine Sendungen waren von ausführlichen Erklärungen und sicheren Bestimmungen begleitet, die für das betreffende Gebiet äusserst wichtig sind, weil die Völker zwar in Betreff ihrer Cultur einander nahestehen, aber nichtsdestoweniger in mehrfacher Hinsicht ziemlich ausgeprägte Eigenthümlichkeiten verrathen. In den übrigen Wiener Sammlungen [1]) sind die Stämme häufig durcheinander gemischt, wohingegen diejenigen des Emin Bey eine sichere Basis für Classificationen auf diesem Gebiete gewähren.

Auch in den italienischen Museen findet man bedeutende Sammlungen aus den Nilländern. Der Maler Miani hat z. B. seine Sammlungen von den Niam-Niam, Bari, Dinka, Bor, Schilluk und Galla an das Museo civico in Venedig geschenkt. Er hat gesammelt, was er gelegentlich hat erwerben können und was ihm des Sammelns werth erschienen war. Einen Plan kann man darin nicht entdecken, selbst nicht einmal einen Versuch, ein auch nur annähernd vollständiges Bild zu geben von den Völkerschaften, unter denen er sich so lange aufgehalten hat. Mehrere Serien namentlich von Waffen und Schmucksachen sind jedoch recht ausgiebig und das Hauptinteresse der Sammlung liegt in Einzelnheiten. Von grosser Bedeutung ist die Classification der Gegenstände seitens des langjährigen Missionärs bei den Dinka-Stämmen Beltrame, weil sie die Eintheilung des Emin Bey durchaus bestätigt.

Das Museum in Rom besitzt ein gutes Material aus diesem Territorium. Die Hauptmassen bestehen in den Sammlungen Gessi, Santoni und Cecchi, die ausser einigen Objecten aus Unyoro und Uganda fast alle grösseren Stämme am weissen Nil sammt den Niam-Niam und Monbuttu umfassen. Am besten vertreten sind letztgenannte, die Bari-, Dinka- und Latuka-Stämme. Namentlich Gessi's Sammlung ist besonders reich an seltenen guten Sachen von dorther. Ausser Serien von Schmiedearbeiten, Elfenbeinhörnern, musikalischen Instrumenten und Hausgeräthen, die zu den besten Erzeugnissen dieser Völker gehören, findet man dort von den Niam-Niam- und Bongo-Völkern einige jener seltenen Ahnenfiguren von Holz, die zur Erinnerung an die Todten in den Hütten aufgestellt werden, und etliche der nicht minder seltenen Tanzmasken. Beklaglicherweise sind Gessi's schriftliche Aufzeichnungen verloren gegangen, was umsomehr empfunden wird, als einige Gegenstände nirgendwo anders existiren und deshalb bis jetzt jeglicher Erklärung ermangeln; weniger vermisst man sie hinsichtlich der Classification, weil diese sich mit Hülfe der vorliegenden Sammlungen mit Sicherheit ausführen lässt. Auch das kleine Museum der Propaganda besitzt eine nicht geringe Auswahl von Gegenständen aus den Nilländern und dem centralafrikanischen Seegebiet, welche die Sammlungen des Museo preistorico ed etnografico nach mehreren Richtungen in glücklicher Weise ergänzen.

Sowohl hinsichtlich ihres Ursprunges als ihrer Cultur von den eben genannten Völkergruppen völlig verschieden sind die drei Stämme der Danakil, Somali und Galla, welche das östliche Aequatorial-Afrika bewohnen. Auch diese sind in den letztverflossenen Jahren gut repräsentirt worden. In allen grösseren Museen findet man ihre leicht kenntlichen Waffen, ihre mit Kauris verzierten Stroharbeiten, Holzschnitzereien und ihren Silber- und Messingschmuck; umfangreiche, vollständige Sammlungen sind indessen nur in Rom und in Wien, und zwar ergänzen diese beiden Museen sich einander auf diesem Gebiet, indem ersteres die grösste Sammlung von den Galla besitzt, während letzteres die Somali am vollständigsten vor Augen führt.

Der Einfluss der orientalischen Cultur ist bei den Völkern an der Ostküste Afrikas sehr merkbar; in Abessynien ist er geradezu überwiegend. Da hat man nicht mehr mit einer primitiven Cultur zu rechnen, sondern mit einer Halbcivilisation, die bereits eine Geschichte hat, in welcher der arabische Einfluss die Herrschaft gewonnen. Diese spiegelt sich

[1]) Mit Ausnahme jener Buchta's, welche auch bis in's Detail trefflich bestimmt ist. Anm. d. Red.

wieder in allen Sammlungen aus Abessynien, die auch dadurch eigenthümlich in ihrer Art sind, dass sie fast nur Prachtstücke enthalten, die von den Fürsten in Kaffa und Schoa europäischen Fürsten zum Geschenk gemacht oder von den Engländern aus ihrem abessynischen Feldzug mitgebracht sind; von allgemeinem culturhistorischen Interesse ist wenig vorhanden. Die reichsten Sammlungen von dorther findet man in London und Rom.

Das Kongo-Gebiet. Das eigenthümlichste Culturgebiet in Afrika ist ohne Frage dasjenige, welches an dem Mittleren und Oberen Kongo und dessen Nebenflüssen liegt, von Kassai im Westen bis an den Tanganjika im Osten. Die Bevölkerung ist dort in staunenswerthem Grade von fremdem Einfluss unberührt geblieben. Erst im Laufe des letzten Decenniums ist es bekanntlich einzelnen Reisenden gelungen, in diese bisher völlig unbekannten Länder einzudringen, und der Handel zwischen den Stämmen unter sich hat die europäischen Producte nicht von der Küste weiter in's Innere geführt. Reiche Mittel für das Studium der Kongo-Völker bietet jetzt das Berliner Museum in dem umfangreichen, vortrefflichen Material, welches man den Expeditionen verdankt, die unter Pogge und Wissmann, Wolff, Reichard, v. Mechow u. m. A. zum erstenmal sich den Weg in's Innere gebahnt haben. Jede einzelne dieser Sammlungen enthält überaus viel Neues und Hochinteressantes; aber sowohl wegen ihrer Vollständigkeit als wegen ihrer vortrefflichen Erläuterungen, nimmt doch die Sammlung Pogge-Wissmann den ersten Rang ein [1]).

In mehrfacher Richtung stehen die Kongo-Völker in ihren Industrie-Erzeugnissen auf einer verhältnissmässig bedeutend hohen Stufe. So z. B. hat die Entwicklung der Eisentechnik, die man in Afrika an mehreren Orten antrifft, in den Kongo-Ländern ihren Culminationspunkt erreicht. Selbst die vortrefflichen Hieb- und Wurfwaffen der Monbuttu und die kunstvollen Speere und Pfeile der Nilvölker werden von den selbstgeschmiedeten Waffen der Bakuba- und Balunda-Völker übertroffen. Kein anderes primitives Volk hat es in der Behandlung des Eisens so weit gebracht. Die grossen Waffenserien zeigen einen wunderbaren Reichthum und eine Mannigfaltigkeit der Formen, die von einer langen Entwicklung zeugt. Die seltsamsten, combinirtesten Typen der Schwerter, Messer und Aexte, die sich von den einfachen primitiven Formen möglichst weit entfernen, wo der Schmied gleichsam mit seiner Geschicklichkeit coquettirt, wetteifern darin mit den ellenlangen Lanzenspitzen — das längste Exemplar von den Aruwimi erreicht die ansehnliche Länge von 170 cm — darin die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Nicht minder überraschend wie die Mannigfaltigkeit der Formen, sind die Proben der technischen Fertigkeit. In einer Waffengruppe ist die vortrefflich geschmiedete, dünn ausgehämmerte Klinge auf der einen Hälfte mit erhabenen Längsstreifen verziert, in einer anderen zeigen die Klingen der Schwerter und die Axtblätter ein durchbrochenes Muster, während in einer dritten die Gegenstände mit Zickzack, Querbändern und verschlungenen Bandmotiven geschmückt sind, in welche Kupferdraht dergestalt eingelegt ist, dass das Muster im Relief erscheint — eine Technik, die nur aus dem Kongo-Gebiet bekannt ist. Und alle diese Arbeiten sind mit denselben dürftigen Mitteln ausgeführt, die man überall in Afrika wiederfindet: den einfachen Steinhämmern und Zangen und dem primitiven Blasebalg.

Wie weit diese Eisenindustrie sich in's Innere erstreckt, ist noch nicht nachzuweisen; es ist vorläufig anzunehmen, dass sie mit der gleichen Industrie bei den Monbuttu und Niam-Niam in Zusammenhang steht, doch erlaubt das bis jetzt vorliegende Material noch keine Schlüsse nach dieser Richtung. Technik und Formen sind wesentlich verschieden, dahingegen scheint sie sich nach Osten nicht bis nach Tanganjika auszudehnen und nach Westen nicht bis an den oberen Lauf des Kuango und Kuanza. In Reichard's Sammlung von Wamarunga und in Buchner's von den beiden eben genannten Flussgebieten, treffen wir jedenfalls nur einzelne von den Eisensachen, die von Pogge und Wissmann in so grosser Menge heimgebracht sind.

Am Mittleren Kongo hat sich auch eine eigenartige Entwicklung der Webekunst vollzogen. Man

---

[1]) Originalmittheilungen I, 133. In neuester Zeit sind mehrere Sammlungen aus dem Kongo-Gebiet nach Europa gekommen. Das Museum in Rom z. B. hat ein reiches Material erworben, welches von de Brazza und Bove gesammelt ist (Atti della R. Acad. dei Lincei 1887, Pag. 295) und auch nach Stockholm sind bedeutende Sammlungen vom Oberen Kongo gelangt, welche die in den Dienst der Kongo-Gesellschaft getretenen schwedischen Officiere heimgebracht haben. (Ymer, 1886, S. 308.)

Anmerk. d. Red. Dazu ist auch die Sammlung zu zählen, welche die österreichisch-ungarische Kongo-Expedition unter Professor Dr. Oscar Lenz und Dr. Oscar Baumann von dort mitgebracht hat.

findet in den ethnographischen Museen aus älterer Zeit einige höchst originelle Gewebe aus Pflanzenfasern mit erhabenen Mustern, über deren Ursprung und Herstellung die widersprechendsten Angaben vorlagen. Die neuen Sammlungen vom Kongo-Gebiet stellen diese Stoffe an ihren rechten Platz und geben auch die gewünschte Auskunft. Vom Mittleren Kongo, Bakuba und Balunda, kann man sie über das Gebiet des Kuango bis nach Angola verfolgen, in Technik und Ornamentik völlig übereinstimmend [1]). Sie werden indessen nicht überall, wo man sie antrifft, auch angefertigt, sondern bilden einen wichtigen Handelsartikel aus dem Innern. Wissmann's Sammlung enthält ein unvollendetes Stück von Bakuba. Auf einem Theil des Gewebes ist das Muster vorgezeichnet und die Nadel sitzt noch darin, wie die Weberin es aus der Hand gelegt hat. Das Stück ist für die Belehrung hinsichtlich der technischen Ausführung von grossem Interesse. Es zeigt, dass das aus rautenförmigen und mäanderähnlichen Figuren zusammengesetzte Muster nicht in das Zeug hineingewebt, sondern auf den fertigen Stoff gestickt ist.

In einer Anzahl von Idolen und Grabstatuen tritt uns ein ausgebreiteter Fetisch- und Ahnencultus entgegen. In diesem hat die charakteristische, unbeeinflusste Production der Kongo-Völker ihren eigenthümlichsten Ausdruck gefunden und die besten derselben offenbaren eine Tüchtigkeit der Ausführung und einen Sinn für Charakteristik, die in Afrika ohne ihresgleichen sind. Wie verschieden ist z. B. die merkwürdige Grabfigur in Wissmann's Sammlung, ein Krieger in voller Rüstung mit helmartiger Haarfrisur, geflochtenem Bart und tätowirtem Hals und Arme, selbst von den besten Figuren, die wir von anderen Orten auf dem Continent kennen! Letztere sind so primitiv wie möglich, während in der Figur von Bakuba nicht allein die typische Negerphysiognomie mit vieler Sicherheit wiedergegeben ist, sondern sogar eine Individualisirung der Züge sich bemerkbar macht. Neben dieser Figur stehen ein Paar andere, ein stehender Mann von Kioko, dem Anscheine nach auch eine Grabfigur, ein Fetisch von Luba und, besonders hervorzuheben, eine Kette geschnitzter Holzperlen in Gestalt von Menschenköpfen, in denen sich gleichfalls eine naturalistische Behandlung der Typen spüren lässt, die bei einem primitiven Volke in der That auffällt. Nur in einigen der mexikanischen Terracotta-Köpfe findet man Analogien hierzu. Die übrigen Figuren vom Kongo sind weniger naturgemäss behandelt, doch immer mit dem Bestreben, einen bestimmten Typus nachzubilden, und an und für sich gut und originell geschnitzt. Hierher gehören auch die ansehnliche Gruppe von Grabfiguren, die Reichard von Warua und Wamarunga östlich von Tanganjika mitgebracht hat, und die grosse Fetischtrommel mit den geschnitzten menschlichen Figuren von Bakuba. Dürftig in der Ausführung, aber von grossem culturhistorischen Werth sind dahingegen die Masken, deren die Tänzer von Profession, die Mukischi, bei den Baschilangi sich bedienen, sowie auch die Fetische und Gräberstatuen vom Oberen Kassai.

Das Gebiet **Gabun.** Gleichwie am Niger, so sind auch an den Handelswegen von dem Binnenlande an die Küste bei Gabun eine grosse Menge Waaren zusammengetragen, die von ganz verschiedenen Völkerstämmen herrühren. Unter diesen befindet sich eine von den Fan-Stämmen herrührende Gruppe, die sich durch ein absolut eigenartiges Gepräge von allen übrigen unterscheidet. Sie ist zugleich die reichhaltigste. Die charakteristischen kurzen Schwerter in Scheiden, die mit Eidechsenhaut überzogen und mit Amuletten behängt sind, die grossen plumpen Schilde von Thierfell, die gut geschmiedeten Speere und Aexte und die sauber geschnitzten Holzgeräthe bilden unter allen Sammlungen aus Gabun die Hauptsachen. Wessen Ursprunges die anderen Dinge sein mögen, so viel scheint gewiss, dass diese Gruppe dem inneren Aequatorial-Afrika angehört. Von hier aus haben sich die Stämme der Fan in verhältnissmässig kurzer Zeit den Ogowe herab und an die Küste vorgeschoben, um sich ebenfalls die europäischen Herrlichkeiten zu verschaffen. Wo dies energische Wandervolk seine ursprüngliche Heimat gehabt, ist noch nicht festgestellt; sie dürfte jedoch nicht sehr weit von dem Oberen Nilgebiet entfernt gewesen sein. Es ist mehrfach die Vermuthung ausgesprochen, dass die Stämme der Fan mit den Niam-Niam verwandt seien; jedenfalls scheinen sie eine Beeinflussung derselben erfahren zu haben, denn sowohl die Art, wie das Eisen geschmiedet ist, als verschiedene Waffen und Werkzeuge, deuten auf eine Verbindung mit den Nilvölkern und auch in den Sitten und Gebräuchen zeigt Manches in dieselbe Richtung. Eine besondere Eigenart der Fan ist der Gebrauch der Armbrust, die sonst nirgendwo

[1]) Das Museum in Rom besitzt eine Anzahl dieser Gewebe aus dem 17. und 18. Jahrhundert, die nach den Etiquettes, mit welchen sie versehen, aus Angola herstammen.

in ganz Afrika vorkommt. Sie weist offenbar in eine Zeit zurück, wo diese Waffe auch in Europa noch allgemein benützt wurde und mag durch portugiesische Handelscolonien an der Küste weiter in's Innere hinein gedrungen sein [1]). Während sie an der Küste durch die Feuerwaffen verdrängt wurde, behauptete sie sich im Binnenlande und ist dort im Laufe der Zeit zu einer kümmerlichen Schusswaffe geworden, die nur dazu taugt, dünne vergiftete Pfeile auszusenden.

Sachen aus diesem Theile Westafrikas sind in den Museen keineswegs Seltenheiten. Eine der grössten Sammlungen von dorther, augenblicklich vielleicht die bedeutendste, scheint die von DE BRAZZA auf seiner Mission nach dem Oberen Ogowe und dem Gebiete zwischen diesem Flusse und dem Unteren Kongo zusammengebrachte zu sein. Dieselbe war 1886 vorläufig in Paris ausgestellt [2]) und ist jetzt dem Trocadero übergeben. Ansehnliche Gruppen von Besitzgegenständen der Fan findet man ausserdem in dem Musée des colonies in Paris, im Trocadero und im British Museum, sowie in Berlin und in Leipzig.

Die Loango-Küste. Bei den Bewohnern dieser Küste ist im letzten Jahrzehnt viel gesammelt worden. Schon die 1874 ausgesandte deutsche Expedition nach Westafrika brachte ein ansehnliches Material heim, welches sich jetzt in Berlin befindet. Auch das Leipziger Museum besitzt eine stattliche Sammlung, welche es der afrikanischen Gesellschaft verdankt.

Kleine Sammlungen findet man ausserdem noch in vielen anderen Museen, so dass die dortigen Erzeugnisse wohl bekannt sind. Von den Kongosachen unterscheiden sie sich in hohem Grade und sind bei weitem nicht so eigenthümlich. Die Fetische z. B., in Berlin und Leipzig so ausserordentlich stark vertreten, sind roh geschnitzt und ausdruckslos, mit plumpen Glaseinlagen, und überhaupt ebensowenig charakteristisch, wie die Figuren von der Küste von Guinea. Die Waffen sind grossentheils keine locale Arbeit, sondern stammen von Gabun, besonders von den Fan. Dazu kommt noch eine Beeinflussung durch die Europäer, wodurch die Originalität der Erzeugnisse noch mehr beeinträchtigt wird. Am interessantesten sind die Flechtwerke und Gewebe, unter denen die zierlichen Matten von gelben und schwarzen Raphiafasern mit Thierdarstellungen sich besonders auszeichnen, ferner sauber gearbeitete Körbe und die äusserst sorgfältig gewebten Stoffe mit Reliefmustern, welche an die der Kongo-Völker erinnern. Auch unter den Metallarbeiten finden sich einige originale Gegenstände, z. B. schwere Ringe von Kupfer mit Menschen- und Thiergestalten und geometrischen Figuren in erhabener Arbeit verziert. So wie das Material gegenwärtig vorliegt, bildet es das Eigenthum vieler verschiedener Völkerstämme, und erst bei der bevorstehenden Durcharbeitung wird jedem einzelnen das Seine zugesprochen werden können.

Südafrika. Die südlich vom Zambesi wohnenden Völkerschaften sind lange mit der europäischen Cultur in Berührung gewesen. Die Hottentotten haben ihre Eigenart längst eingebüsst, wohingegen die Buschmänner und die Bantu-Völker ihre eigenthümliche Lebensweise und Production noch beibehalten haben. Nach den letzten politischen Umwälzungen in Südafrika scheinen indessen auch die Kaffern nicht mehr selbst zu arbeiten [1]), und alsbald werden wohl auch die Handelsverbindungen mit den Colonien an der Ost- und Westküste die Originalität der Betschuanen ausgerottet haben. Aus diesen Gründen ist es erfreulich, dass schon jetzt ein ansehnliches Material von den Bantu-Völkern vorliegt, welches die verschiedenen Gruppen ausführlich vorführt. Die meisten Museen enthalten grössere und kleinere Sammlungen. Am werthvollsten ist das im Besitz des Kopenhagener Museums befindliche Material von den Ama-Zulu und Ama-tembo, die Sammlung im Berliner Museum von den Betschuanen und Hereros — letztere auch in Leipzig gut repräsentirt — die Basuto-Sammlung im British Museum und die recht stattlichen Serien von Kaffern-Sachen in NAPRSTEK's Museum in Prag. Endlich haben auch die Museen in Wien und Rom [2]) in neuester Zeit erheblichen Zuwachs aus Südafrika erhalten. Für weitere Auskunft über dies Material dürfen wir auf das bekannte Werk des Professor FRITSCH verweisen, wo die Culturverhältnisse der Bantu-Völker eingehend behandelt sind [3]).

---

[1]) Führer durch die Sammlungen des Museums f. Völkerkunde in Berlin, S. 103.

[2]) Vgl. Revue scientifique 1886.

[1]) JOEST in den Originalmittheilungen I, S. 147.

[2]) Die Sammlungen in Wien und in Prag rühren von Dr. HOLUB her. Anm. d. Red.

[3]) Die Eingeborenen von Südafrika. Breslau 1872.

Australien und die Inseln der Südsee.

Die Völkergruppen der Südsee bilden weder in anthropologischer noch ethnographischer Beziehung eine Einheit. Nicht nur ist der polynesische Culturkreis von dem melanesischen und dem, welcher das Australland umfasst, scharf geschieden, es machen sich auch innerhalb eines jeden derselben bedeutende Verschiedenheiten bemerkbar zwischen den vielen kleinen Inselgruppen, die jede für sich ein Ganzes bilden. Die Grösse der Inseln, die Beschaffenheit des Bodens, der Charakter der Pflanzen- und Thierwelt, haben den Bewohnern verschiedene Lebensbedingungen und Entwicklungsmöglichkeiten vorgeschrieben, die am günstigsten für die vulkanischen Eilande, am dürftigsten für die kleinen Korallen-Inseln sind. Die zahlreichen Untersuchungen in dem letztverflossenen Decennium, namentlich auf dem melanesischen und mikronesischen Gebiet, haben Europa bedeutende Sammlungen von dort zugeführt.

Das Australland. Die Einwohner des australischen Festlandes sind in Betreff ihrer Lebensweise und ihrer Sitten und Gebräuche längst bekannt und an den Erzeugnissen ihrer Industrie ist in den ethnographischen Sammlungen kein Mangel. Die Museen in London und Paris, in Berlin, Dresden, Kopenhagen und nicht zu vergessen das Museum Godeffroy, enthalten alle Gruppen jener Gegenstände, welche die wenigen und kümmerlichen Waffen, Schmucksachen und Geräthe verschiedener Art, deren die sehr primitiven Völker sich bedienen, ausreichend repräsentiren. Sie zeigen uns ein Volk auf der allerniedrigsten Stufe der Cultur, durch ungünstige Naturverhältnisse in ihrer Entwicklung gehemmt, ausschliesslich angewiesen auf Holz und Stein, um die Werkzeuge anzufertigen, deren sie zur Herbeischaffung ihres Lebensunterhaltes bedürfen, aber unfähig, denselben Formen zu verleihen, die über das Allerprimitivste hinausgehen. Einer einzigen und sehr sinnreichen Erfindung können sich die Australländer dennoch rühmen, des Bumerang, wodurch sie sich über die Feuerländer, Veddas und Buschmänner emporheben, die im Uebrigen mit den Australnegern um den Platz auf der niedrigsten Stufe der Cultur streiten könnten.

Die in den letztverflossenen Jahren nach Europa gebrachten Sammlungen haben nicht viel Neues über die Lebensweise der Australneger gelehrt. Dahingegen litten alle Sammlungen an dem Uebel, dass die verschiedenen Localitäten auf dem grossen Festlande nicht gehörig auseinander gehalten waren, da doch die Gegenstände bei aller Aehnlichkeit der Hauptformen, eine Menge besonderer Züge zeigen, die auf einen verschiedenen Ursprung hindeuten [1]). Das Museum Godeffroy allein machte hiervon eine Ausnahme, weil dort wenigstens ein grosser Theil der Sachen mit genaueren Angaben über die Localität versehen waren.

Diesem Uebelstande haben nun einige der neueren Sammlungen abgeholfen. So gewähren die grosse Sammlung, die in der Colonial-Exposition in London [2]) ausgestellt war, und die nach Rom gekommene kleinere, aber lehrreiche Sammlung aus West- und Ostaustralien zuverlässige Angaben über die Oertlichkeiten, welche denn in der That darthun, dass sich in allen grösseren Gegenständen eine unverkennbare Verschiedenheit der verschiedenen Theile des Festlandes offenbart.

Polynesien zählt, gleich dem grössten Theil Nordamerikas, zu den ethnographischen Gebieten, wo es für methodisches Sammeln seit lange schon zu spät ist. Die Eingeborenen sind nicht mehr productiv; den grössten Theil ihrer ursprünglichen Erzeugnisse, die bewahrt sind, findet man gewiss jetzt in den ethnographischen Museen. Dort sind sie allerdings keine Seltenheiten, aber da sie sozusagen von selbst gekommen sind in einer Zeit, wo noch kein Verständniss für ethnographische Sammlungen vorhanden war, sind die Serien in manchen Punkten unvollständig, und namentlich herrscht Mangel an jenen kleineren Dingen, welche zu einem wohlausgeführten Bilde nothwendig sind. Von einigen Inseln ist es jedoch in den letztverflossenen Jahren noch geglückt, recht bedeutende Sammlungen zusammenzubringen, z. B. von Neu-Seeland, von den Sandwich-Inseln, wo Arning das interessante Material erwarb, welches sich jetzt im Berliner Museum befindet, und von der Oster-Insel; ausser diesen sind aber in den letzten Jahrzehnten keine grösseren Sammlungen von den polynesischen Inseln mehr in die Museen gelangt.

In London existirten ehemals eine grosse Menge werthvoller Sachen von der Südsee, welche Cook und Forster von ihren Reisen mitgebracht hatten,

[1]) Eine Anleitung zu einer solchen Sonderung gewährt seit 1847 der Atlas zu dem Werke von Angus: „Savage life in Australia and New-Zealand".

[2]) Hamy: Revue d'Ethnographie, V, 334.

aber die nun in alle Winde gestreut sind. Vieles davon ist zwar in London geblieben, manches auch im Ashmolean-Museum in Oxford, aber grössere und kleinere Gruppen verschiedener Gegenstände sind in die Museen auf dem Continent gewandert, und Vieles wird zu Grunde gegangen sein. In Berlin bildet eine Anzahl Gegenstände, die von Cook herstammen, zum Theil die Grundlage der polynesischen Abtheilung; einige höchst seltene und interessante Idole von Tahiti und einige kleinere Gegenstände von dort und von der Osterinsel sind nach München gekommen; Wien kaufte ca. 250 Stück von Tonga, Tahiti und den Sandwich-Inseln und einiges von denselben Inseln ist in die Sammlungen in Bern, Genf und Florenz gekommen. Diese Zersplitterung der Sachen ist höchst beklagenswerth, da sie miteinander eine der interessantesten und werthvollsten ethnologischen Sammlungen und zugleich ein hübsches Denkmal eines grossen Unternehmens gebildet haben würden. Aber selbst unter den obwaltenden Verhältnissen sind die kleineren Gruppen für die Kenntniss der ursprünglichen Cultur der Südsee-Inseln von grossem Werth, weil sie noch verschiedene alte Formen enthalten, die, nachdem der Verkehr mit Europa begonnen hatte, rasch verschwanden.

So wie das polynesische Material jetzt vorliegt, hauptsächlich in den Sammlungen bestehend, die von den Expeditionen in den ersten Jahrzehnten unseres Jahrhunderts zusammengebracht sind, nebst einer Menge kleinerer Vermehrungen, kann es sich zwar mit den grossen systematischen Sammlungen von anderen Gebieten der Südsee nicht vergleichen, aber trotzdem gibt es im Ganzen ein recht gutes Bild von den Hauptzügen der Physiognomie der wichtigsten Inselgruppen. Zum Theil bedarf es indessen, um nutzbar zu werden, einer sorgfältigen Bearbeitung, da von dem älteren Material Manches an der Unsicherheit der Ortsbestimmungen leidet. Dies gilt z. B. in hohem Grade von der jetzt in Leipzig befindlichen interessanten Klemm'schen Sammlung. Manche Sachen sind durch die Handelsverbindungen der Polynesier unter sich von ihrer ursprünglichen Heimat nach anderen Inseln gebracht, wo sie von Reisenden erworben und in Folge dessen mit unrichtigen Ortsangaben versehen, in die Museen gelangt sind. Durch kritischen Vergleich ist es indessen jetzt nicht schwer, die verschiedenen Inselgruppen herauszufinden.

Neuseeland ist von allen Inselgruppen am besten repräsentirt; nicht nur hat die Originalität sich dort länger behauptet als auf den kleineren Inseln, auch die charakteristischen Erzeugnisse haben schon früh das Interesse der Sammler geweckt. Die Londoner Sammlungen nehmen, wie zu erwarten, auf diesem Gebiete den ersten Rang ein. Im British Museum und zum Theil auch im Kensington Museum findet man Serien jener merkwürdigen Schnitzwerke, die ebenso bemerkenswerth sind durch die Originalität der Composition als durch die Sicherheit der Ausführung; ferner von den vorzüglichen Basalt- und Nephritarbeiten, in welchen die Neuseeländer alle anderen Völker der Südsee übertrafen, und ausserdem eine grosse Anzahl verschiedenartiger Dinge (Mäntel, Waffen, tätowirte Köpfe etc.), welche das Leben der Eingeborenen auf verschiedenen Gebieten beleuchten. Andernorts ist das Material nicht sonderlich gross, doch enthalten einige der übrigen Museen (Berlin und Kopenhagen) lehrreiche Sammlungen, während Dresden und Florenz einige grosse ausgezeichnete Schnitzereien erworben haben. In denselben Museen sind recht gute Serien von Waffen, Schmuck und Geräthen von den übrigen Inseln, namentlich von den Sandwich-, Marquesas-, Samoa-Inseln und Tahiti, wozu dann noch in Wien die Erwerbungen der Novara-Expedition kommen. Dahingegen sind die Museen in Berlin und Dresden die einzigen in Europa, die in den Besitz bedeutender Sammlungen von der Osterinsel gelangt sind, indem sie die von dem Kanonenboot Hyäne 1882 erworbenen Sammlungen unter sich theilten [1]). Leider gelang es nicht, einige der grossen, monumentalen Steinidole von dem Krater Rana Roraka nach Europa zu führen; dahingegen wurde, was sich sonst noch an ethnographischen Dingen auf der Insel fand, gesammelt, darunter eine grosse Anzahl jener merkwürdigen männlichen und weiblichen Götzenbilder von Holz, die bei den religiösen Festen und zur Zeit, wann die Fischereien betrieben werden, in den Armen getragen werden, und endlich einige jener merkwürdigen Brustschilder, deren Bilderschrift die einzige Spur von Schriftzeichen bei den Polynesiern bildet. Was sonst noch von der Osterinsel in den übrigen Museen vorhanden ist, beschränkt sich auf einzelne, an und für sich zwar sehr interessante Gegenstände, besonders geschnitzte Figuren (London, Hamburg, Paris, München). Im Besitz des British Museum und der Museen in Wien und Paris befinden sich

[1]) Vgl. Die Osterinsel. Bericht des Capitänlieutenant Geisler Berlin 1883.

ausserdem einige nunmehr wohl ganz verschwundene Inschrifttafeln [1]), und am Eingange zum British Museum wie in dem Jardin des Plantes sind einige jener kolossalen Steinfiguren aufgestellt, die zu den grössten Merkwürdigkeiten der Insel gehören.

Melanesien und Mikronesien. In diesen Gebieten war die Gelegenheit zum Sammeln ungleich günstiger als in Polynesien, weil sie viel länger von europäischer Einwirkung unberührt blieben. Erst seit den letzten Jahren ist der Verkehr mit der Aussenwelt lebhafter geworden und jetzt geht auch hier das eigenthümliche Gepräge der Einwohner so rasch zu Grunde, dass schon jetzt fast alle charakteristischen Erzeugnisse verschwunden sind. Mittlerweile ist ein ausserordentlich umfangreiches und werthvolles Material eingesammelt worden, so dass Melanesien jetzt zu den am besten vertretenen Gebieten gehört. Am reichhaltigsten ist die Privatsammlung, welche vor Jahren von dem Handelshause Godeffroy in Hamburg zu Stande gebracht und in genannter Stadt aufgestellt war, bis sie nach dem Sturz des Hauses getheilt wurde. Der grössere Theil wurde nach Leipzig verkauft, eine kleine, aber gute Auswahl (ca. 700 Nrn.) von dem Hamburger Museum für Völkerkunde erworben. Durch den Schmeltz'schen Katalog ist diese Sammlung wohl sämmtlichen Fachmännern bekannt geworden. Man weiss, dass fast alle Inselgruppen des westlichen und nördlichen Theiles der Südsee dort vertreten sind, wohingegen das Einsammeln auf polynesischem Gebiet spärlicher ausfallen musste. Am dürftigsten sind Neu-Caledonien und Neu-Guinea repräsentirt, wohingegen das Material von den Salomons-Inseln, Neu-Britannien und Mikronesien durch seinen Reichthum überwältigend wirkt. Da ist kaum ein Detail in der Lebensweise der Eingeborenen, das nicht durch Serien von Objecten beleuchtet wird. Nirgendwo ist die eigenthümliche Industrie der Melanesier und die interessante Entwicklung eines charakteristischen Gemeindelebens und eines primitiven Cultus so vollständig vor Augen geführt. Dazu kommt noch, dass das Museum durch die Art und Weise wie das Material erworben und durch die begleitenden zuverlässigen Erläuterungen eine Autorität auf diesem Gebiete geworden ist. Die Sammlungen sind grossentheils von wissenschaftlich gebildeten Männern zusammengetragen, zum Theil Naturforschern, welche die Wichtigkeit sicherer Localbestimmungen und ausführlicher culturhistorischer Auskunft kannten und öfters durch längeren Aufenthalt auf den Inseln mit den dortigen ethnologischen Verhältnissen vertraut geworden waren. Ihre Mittheilungen und Bestimmungen liegen der kritischen Classification des Materials zugrunde, deren Gründlichkeit dem Museum Godeffroy den ausserordentlichen Werth für das Studium einiger der wichtigsten Culturformen der Südsee verleiht.

Dem Museum Godeffroy zunächst steht an Werth die melanesische und mikronesische Abtheilung des Berliner Museums. Kann es sich hinsichtlich des Reichthums an Material mit dem ehemaligen Hamburger Museum nicht messen, besitzt es doch umfangreiche, systematische und deshalb äussert werthvolle Sammlungen. Eine Menge Sachen von den nördlichen melanesischen Inseln, namentlich Neu-Britannien, den Admiralitäts-Inseln und Anachoreten-Inseln, brachte schon die Gazelle heim, welche den Verkehr mit diesen Inseln eröffnete und nach der Anleitung der von dem Museum ausgearbeiteten Instructionen zu sammeln begann. Eine Anzahl der interessantesten Gegenstände von diesem nunmehr so gut bekannten Archipel — in erster Linie die vortrefflichen Masken und die Schnitzereien — stammen von dieser Expedition [1]). Späteren Zuwachs haben diese Sammlungen durch die Ausbeute der Reisen des Dr. Finsch 1879/82 und 1884/86 erfahren, die zum Zwecke der anthropologischen und ethnographischen Untersuchung des nördlichen Melanesien und Mikronesien unternommen waren [2]). Ausser Neu-Guinea sind besonders Neu-Britannien, die Karolinen- und die Gilberts-Inseln Schauplatz seiner Thätigkeit gewesen, von woher er nicht nur bedeutendes ethnologisches Material heimgebracht hat, sondern auch eine einzig in ihrer Art dastehende Sammlung von Rassentypen der Südsee, die er durch Gypsabgüsse von den Gesichtern lebender Individuen zu Stande gebracht hat. Dr. Finsch ist einer der kenntnissreichsten und energischsten ethnologischen Sammler. Wohin er den Fuss gesetzt, ist er gründlich vorgegangen, und die Sammlungen, die wir ihm verdanken, haben unschätzbaren Werth, einestheils durch die Ausführlichkeit, mit welcher Lebensweise, Industrie, Sitte und Brauch der Eingeborenen veranschaulicht sind, anderentheils durch

[1]) Vgl. hierüber: Meyer: Bilderschriften des ostindischen Archipels und der Südsee und Mittheil. d. Anthropol. Gesellschaft in Wien, XVI, 97.

[1]) Zeitschrift f. Ethnol. IX. S. 9, 93.

[2]) Originalmittheil. I. 57, 92.

die sorgfältige, gründliche Auskunft über den Ursprung, die Nutzanwendung, den Stoff u. s. w., womit jeder einzelne Gegenstand versehen ist. Eine zweite Sammlung wie die seinige lässt sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr zu Stande bringen.

Unter den übrigen grösseren Sammlungen aus Melanesien ist diejenige des British Museum am bedeutendsten, welche die Salomon-Inseln, die Neu-Hebriden und Fidschi sehr gut zur Anschauung bringt. Mehr speciell sind die Museen in Wien und das Musée des colonies in Paris, beide mit reichhaltigen Sammlungen von Neu-Caledonien; desgleichen das Museum in Rom mit umfangreichem Material von den Fidschi und nicht am wenigsten das Dresdener Museum, welches die grösste Sammlung von den Palau-Inseln besitzt, und durch die merkwürdigen, mit Bilderschrift versehenen Pfähle, die nach Europa zu entführen Dr. Semper das Glück hatte, geradezu einzig dasteht [1]).

Alsdann kommt noch die grösste Insel Melanesiens, Neu-Guinea. Die zahlreichen Untersuchungen und Colonisationsbestrebungen, für welche diese Insel in den letzten Jahren Gegenstand gewesen, haben den ethnographischen Museen Gewinn gebracht. Zuerst sind die nördlichen und nordwestlichen Theile des Landes mit den Europäern in Berührung gekommen, während die neuesten Untersuchungen sich dem Süden und Südwesten der Insel zugewandt haben. Aus den erstgenannten Gegenden finden sich in fast allen Museen grössere oder kleinere Gruppen von Gegenständen, die meisten von der Geelvink-Bay. Am vollständigsten sind unter den deutschen und italienischen Museen die von Meyer heimgebrachte Sammlung in Dresden [2]) und die Sammlung Beccari's, welche grösstentheils nach Florenz gekommen ist [3]); ein kleinerer Theil ist von Rom erworben; beide von dem Küstenstrich zwischen der Humboldt-Bay und dem Arfak-Gebirge.

Aus dem übrigen Guinea hatten bis vor einigen Jahren nur einzelne Gegenstände den Weg nach Europa gefunden; das Land war so gut wie unbekannt. Jetzt sind die Sammlungen von dort bedeutender als von der Nordküste, aber bei weitem weniger allgemein. Von dem Papua-Golf ist d'Albertis längs dem Fly-River in's Innere vorgedrungen und hat eine stattliche ethnographische Ausbeute heimgebracht, die zu den werthvollsten Erwerbungen des Museums in Rom gehören (ein kleinerer Theil davon befindet sich in Florenz), während Dr. Finsch an der Südostküste, dem sogen. Kaiser Wilhelms-Land, seinen Forschungen obgelegen [1]). Das reichhaltige Material, welches der tüchtige Sammler heimgebracht (circa 5000 Nummern) ist grösstentheils von dem Berliner Museum käuflich erworben [2]), welches augenblicklich nebst dem Museum in Rom Neu-Guinea am besten vor Augen führt.

Aus diesen Sammlungen geht zur Evidenz hervor, dass Neu-Guinea, das in anthropologischer Beziehung ein Ganzes bildet, vom ethnologischen Gesichtspunkt betrachtet, nicht unbedeutende Verschiedenheiten offenbart, die sowohl in der Lebensweise und Sitte und Brauch, als in den Werken der Menschenhand hervortreten. Im Ganzen sind in dem nördlichen Theile des Landes die Formen einfacher, die Ornamentik barocker, als bei den südlicher wohnenden Stämmen, Letztere sind am weitesten in ihrer Entwicklung vorgeschritten und geben ein äusserst lehrreiches Bild einer eigenthümlichen Steinaltercultur. Auf keinem Gebiete der Südsee tritt diese erste Culturperiode so charakteristisch auf, wie im Kaiser Wilhelms-Land und am Fly-River. Das den Eingebornen zu Gebote stehende Material war nicht eben mannigfaltig, aber sie haben es mit nicht geringer Fertigkeit zu benutzen verstanden. Für die Werkzeuge verwenden sie Diorit-Porphyr oder einen dunkelgrünen Schiefer, seltener die Schale der Tridacna-Muschel. Während diese in der einfachen Form, die das Werkzeug erfordert, benutzt wird, haben die Papua in der Behandlung des Steines eine grosse Geschicklichkeit erworben. Die Aexte, die zu ihrem Tagewerk unentbehrlich sind, zeigen meistens die bekannte einfache Form mit spitzer Bahn, aber sind mit grosser Umsicht und vielem Geschick geschliffen, und die scheiben-, cylinder- und sternenförmigen Köpfe der Keulen der Gebirgsvölker im Binnenlande sind so verschieden von allen anderen Steinalterformen, dass man sie, wenn nicht die Isolirtheit der Papua dieser Annahme entgegenstände, für Nachbildungen von Metallsachen zu halten geneigt sein könnte. Nach etwaigen Vorbildern sucht

[1]) Meyer: Bilderschriften etc.

[2]) Uhle: Holz- und Bambus-Geräthe aus Nordwest-Neu-Guinea. Leipzig 1886.

[3]) Mantegazza im Archivio per l'antropologia e la etnologia. VII, 307.

[1]) d'Albertis: Alla nuova Guinea, und Proceedings of the royal Geogr. Soc. of London. XX, S. 343. Finsch in den Originalmittheil. I, S. 92.

[2]) Ein Theil von den Finsch'schen Sammlungen ist, wie weiter oben gesagt, nach Rom und nach Wien gekommen.

man vergebens. Am meisten ähneln sie gewissen Steingeräthen aus Peru, aber ob diese Aehnlichkeit als etwas mehr als ein blosser Zufall betrachtet werden darf, ist noch sehr zweifelhaft. Ausser diesen Steinsachen finden wir eine Reihe von Gegenständen, welche den südlicheren Papua eigen sind. Wir erwähnen unter diesen nur einzelne Dinge, die in Nord-Guinea nicht vorkommen. So z. B. finden wir in Kaiser Wilhelms-Land den Wurfstock, dies merkwürdige Geräth, das nach und nach bei einer Reihe völlig verschiedener Völkerstämme aufgetaucht ist, die niemals in Berührung miteinander gekommen zu sein scheinen. Vielleicht wurde es auf Neu-Guinea im Innern des Landes allgemeiner benutzt; an der Küste ist es nur an einer Stelle gefunden worden und scheint auch dort selten zu sein. Ebenso verhält es sich mit den eigenthümlichen geflochtenen Panzern, die in der Südsee sonst nur auf den Gilbert-Inseln bekannt sind. Ein solcher ist vom Fly-River und zwei befinden sich in der Finsch'schen Sammlung. Gewissen Localitäten sind auch grosse, plumpe Holzschilde eigen, von denen mehrere in der Finsch'schen Sammlung sind. Dieselben sind entweder mit einem roh gezeichneten Menschengesicht geschmückt oder in derselben eigenthümlichen Weise decorirt, wie die grossen geschnitzten Holzschüsseln. Die Motive sind freilich dieselben, die man im ganzen Neu-Guinea trifft, Spiralen und Zickzacklinien, aber die Art der Combinirung und der Verwendung ist eigenthümlich, indem sie entweder im Relief aufliegen oder eingeschnitten und mit weisser, rother und gelber Farbe angetüncht sind. Zum ersten Mal trifft man hier auch Masken von Neu-Guinea, und zwar von höchst origineller Form, indem sie ein bärtiges menschliches Antlitz mit einer spitzen, schnabelförmigen Nase darstellen. Auch diese scheinen nur an einzelnen Orten üblich zu sein. Ueber die Art ihres Gebrauches Näheres zu erfahren, ist Herrn Finsch leider nicht gelungen. Erwähnenswerth sind ferner die präparirten Schädel, wovon d'Albertis einige Exemplare [1]) vom Fly-River mitgebracht hat, und die bis jetzt nirgendwo sonst auf der Insel angetroffen sind. Bei den Exemplaren, die von den Stämmen an der Küste herrühren, ist der Schädel gereinigt und vom Scheitel bis an die Zahnreihen mit einer Maske aus einer Mischung von Harz und Wachs bedeckt. In die Nasenlöcher und Augenhöhlen sind Kauri eingesetzt, umfasst mit Abruskernen. Bei den Schädeln aus dem Innern des Landes fehlt die Maske, doch sind sie, wie die Köpfe von Neu-Britannien, mit rother Farbe bemalt und mit eingeritzten Spiralen verziert, und ausserdem wie die vorbenannten mit einem Bügel oder Henkel von Rotang versehen. Weitere Nachrichten über diese Schädel fehlen noch. d'Albertis spricht die kühne Vermuthung aus, dass sie beim Tanze als eine Art Rassel dienten, da mehrere von ihnen mit kleinen Steinen und harten Fruchtkernen angefüllt waren [1]). Eine solche Annahme dürfte indessen kaum haltbar sein und findet in keinen ähnlichen Beobachtungen von anderen ethnographischen Gebieten eine Stütze. Näher liegt es, sie als Trophäen von der Jagd auf Köpfe aufzufassen, die in manchen Gegenden von Guinea üblich ist, oder sie mit den bemalten Cranien der Verstorbenen in Verbindung zu bringen, die bei anderen melanesischen Völkern ein Gegenstand des Cultus sind. Von letzteren enthielt das Museum Godeffroy eine Anzahl von Neu-Britannien und Neu-Irland und auch auf den Salomons-Inseln und anderen polynesischen Inselgruppen sind sie bekannt.

[1]) Eines dieser Exemplare wurde kürzlich von dem Museum für Völkerkunde in Hamburg erworben. J. M.

Asien.

Kein anderer Welttheil zeigt so grosse Culturgegensätze wie Asien. So mannigfach wie die Völker, die dort ihre Heimat haben, sind auch die Culturformen. Während die Vedda und Andamanen zu den niedrigsten Naturvölkern zählen, haben die Völker Ostasiens eine Entwicklung erreicht, die nächst der europäischen Civilisation die höchste ist. In den Museen sind alle diese verschiedenen Culturstufen noch lange nicht genügend repräsentirt; namentlich sind die Sammlungen aus West- und zum Theil auch Centralasien sehr unvollständig und zersplittert. Aus Persien besitzt das Kensington Museum eine ebenso umfangreiche wie seltene und kostbare Sammlung von Erzeugnissen des Kunstfleisses und vielen alten und interessanten Sachen. Dem Trocadero wurde das von Ujfalvy aus Turan heimgebrachte ansehnliche Material zu Theil, nebst der Ausbeute seiner an mehreren Orten unternommenen Ausgrabungen [2]). Syrien und zum Theil auch Hedschas sind in Rom durch ein recht ausgiebiges Material vertreten und aus Vorderasien existirt eine kleine

[1]) Proceedings of the Royal geogr. Society of London, XX, S. 318.

[2]) Notices sur le Museum ethnographique des missions scientifiques. S. 15.

Waffensammlung in München. Im Uebrigen ist äusserst wenig von Bedeutung in die Museen gelangt. Vollständiger sind die grossen Culturvölker zur Anschauung gebracht, und diesen schliessen sich die Sammlungen aus den sehr verschiedenartigen malayischen Inseln an und desgleichen einige nordasiatische Völker.

Sibirien. Die russische Herrschaft in Nordasien hat auf die Einwohner einen starken Einfluss ausgeübt. Gleichwie das Christenthum auf das vom Schamanismus gemodelte geistige Leben mehrerer Hauptstämme eingewirkt, so haben die Handelsverbindungen ihren Erzeugnissen ein mehr oder minder vollständiges europäisches Gepräge verliehen. Dies gilt besonders von den westsibirischen Völkern der ural-altaischen Gruppe, von woher die Sammlungen weder sonderlich umfangreich, noch sonderlich interessant sind. In Berlin befindet sich das von Jacobsen auf seiner sibirischen Expedition gesammelte Material, das aber von keiner einzigen Völkergruppe vollständig ist. Es sind darunter verschiedene eigenthümliche Dinge, z. B. die kalmückischen und jakutischen Schamanencostüme und Schamanentrommeln, die durch ihren buntfarbigen phantastischen Aufputz in die Augen fallen, und ferner das prächtige burjätische und kalmückische Reitzeug und die Waffen mit Silberbeschlägen. Ueberall aber blicken die europäischen Vorbilder durch, gleichwie europäische Stoffe den wesentlichen Bestandtheil der Ausschmückung bilden. Bei weitem interessanter und origineller ist Sommier's Sammlung von den Ostjaken, die er dem Museum in Florenz geschenkt hat. Sie ist zwar weniger umfangreich, aber sie umfasst eine gute Auswahl von Dingen, welche die verschiedenen Lebensbedürfnisse dieses primitiven Volkes beleuchten; recht reichhaltig und instructiv ist die Gruppe von Cultusgegenständen.

In Ostsibirien begegnen uns eine Anzahl von Völkerschaften, die von der europäischen Beeinflussung nicht direct berührt sind und deshalb nicht nur in ihrer Lebensweise, sondern auch in ihrem Schaffen und in ihrer geistigen Physiognomie ihre Eigenart bewahrt haben. Dies sind die tungusischen Golden und die arctischen Giljaken, Kamtschadalen und Tschuktschen, von welchen in den letztverflossenen Jahren grosse Sammlungen nach Europa gekommen sind.

Die Tschuktschen sind selbstverständlich in der von Nordenskiöld nach Stockholm mitgebrachten grossen Sammlung am besten repräsentirt. In Rom findet sich ausserdem ein von dem italienischen Theilnehmer an der Vega-Expedition, Lieutenant Bove, gesammeltes vortreffliches Material, und desgleichen in Hamburg die kleinere Krause'sche Sammlung. Gleich der schwedischen umfassen auch die italienische und die deutsche Sammlung zwar nur die Küsten-Tschuktschen, aber geben von diesem bisher fast unbekannten Volke ein abgerundetes culturhistorisches Bild. Zwischen den Tschuktschen und den Eskimo der Beringstrasse besteht eine nahe Verwandtschaft in der Cultur. Auf allen Gebieten findet man dieselben Geräthschaften im Gebrauch. Die Kleidung der Tschuktschen ist die eskimoische, aus Renthier- oder Seehundsfell genäht, die gebrechlichen Böte sind nach dem Modell der Umiaks gebaut, d. h. ein mit Fell überspanntes Gestell von Holz- und Knochenstücken. Die Fanggeräthe sind absolut dieselben, womit die Eskimo von der Beringbis zur Dänemarkstrasse den Wal und Seehund jagen: die Harpune mit Blase und Wurfbrett, der Speer und der charakteristische Vogelpfeil. An diese schliessen sich etliche Geräthe, welche den Völkern an der Beringstrasse eigen sind. Das eine ist die Vogelschleuder, ein Geräth, welches eine auffallende Aehnlichkeit mit der Bola zeigt, indem es aus einer Anzahl Beinkugeln besteht, die an Riemen befestigt sind, welche an einem Ende zusammenhängen. Auch die Handhabung ist durchaus dieselbe. Das andere ist der Bogen mit den dazu gehörenden Pfeilen, von dem die Tschuktschen ausgiebigeren Gebrauch machen als die Eskimo, und der in seiner älteren Form mit der Verstärkung von geflochtenen Sehnen eine äusserst zweckmässige Jagdwaffe abgibt. Ausserdem findet man bei beiden Völkern eine Menge kleiner Geräthschaften für den praktischen Gebrauch, die bei den Tschuktschen durchschnittlich dürftiger und von schlechterer Arbeit sind als östlich der Beringstrasse. Dasselbe gilt von den geschnitzten Figuren von Holz und Knochen, in denen die Beringsvölker ihrem Kunstsinn Ausdruck verliehen haben. Während die westlichen Eskimo eine nicht geringe Geschicklichkeit in der Schnitzkunst erworben haben, sind die künstlerischen Versuche der Tschuktschen höchst primitive, unbeholfene Anläufe, Menschen und Thiere bildlich darzustellen. Bove's Sammlung enthält einige gute Dinge nach dieser Richtung, die umfassendsten und lehrreichsten Serien aber findet man bei Krause.

Ausser den genannten Sammlungen in Rom und Hamburg ist hier noch einiger kleinerer Gruppen

von Tschuktschen-Sachen in London, Berlin und Kopenhagen zu gedenken. Sie sind zwar sehr unvollständig, aber enthalten doch einzelne ältere Gegenstände von Interesse.

Auf der Jacobsen'schen Expedition nach Sibirien wurde im Auftrage des Berliner „Hilfscomité" bei den Völkern am Unteren Amur fleissig gesammelt, besonders bei den Giljaken an der Mündung des Flusses und auf Sachalin und bei den tungusischen Golden am Sunguri [1]). Gegenwärtig ist das Berliner Museum das einzige, welches ein wirklich grosses Material von dorther besitzt [2]).

Von einigen nicht unwesentlichen Verschiedenheiten abgesehen, zeigen die beiden Völker in ihrer Lebensweise und im Cultus grosse Uebereinstimmung. Wie stark der Schamanismus dort florirt, beweisen die von Jacobsen in Menge mitgebrachten Cultusgegenstände. Die Schamanen — diese religiösen Tausendkünstler — haben in Sibirien ihre rechte Heimat und nehmen dort eine angesehene Stellung ein. Bald treiben sie ihr Spiel als Arzt, bald als Geisterbeschwörer. In ihrer erstgenannten Eigenschaft wenden sie bekanntlich als Curmethode das Aussaugen der kranken Stelle an, doch zeigen die langen Reihen von Krankheitsfiguren in der Jacobsen'schen Sammlung, dass sie auch noch andere Mittel kennen, um die Behexung, durch welche die Krankheit hervorgerufen ist, auszutreiben. Höchst merkwürdig sind die Recepte der Schamanen. Es sind Strumpf- und Handschuhmodelle, die mit Schlangen-, Thier- und Menschenfiguren bemalt sind und nach deren Muster die entsprechenden Kleidungsstücke gewebt und an dem kranken Körpertheile als heilkräftig getragen werden. Häufiger schnitzt der Schamane eine Figur aus Holz, welche die Krankheit darstellt und als Talisman gegen dieselbe getragen wird. Dies sind entweder Nachbildungen der kranken Gliedmassen: Hände, Füsse, Kniegelenk, welche an den schmerzenden Körpertheil angebunden werden, oder Thierbilder, unter denen der Bär, der überhaupt Gegenstand grosser Verehrung ist, einen hervorragenden Platz einnimmt, oder endlich kleine Figuren, wie z. B. eine hohle kleine Gestalt, die gegen Schwindsucht und Rippenschmerz hilft, ein Mann mit einem Loch in der Brust, der vom Blutsturz heilt, eine durchbohrte Figur gegen Verstopfung, eine Stange mit kleinen Holzpuppen gegen Kinderkrankheiten — kurz Figuren verschiedenster Art, die, um Genesung zu erzielen, entweder im Hause aufgestellt oder als Votivgeschenke für die bösen Geister in den Wald hinausgetragen werden. Auch wirkliche Idole, Bilder der Schutzgeister, welche vor Unglück behüten, werden zu den Krankheitsgeistern gezählt und dienen dazu, die bösen Geister anzulocken. Die wichtigsten derselben sind die sogen. Schamanengötter, die Seelen der verstorbenen Schamanen.

Nicht minder eifrig ist der Schamane als Geisterbeschwörer, um seine Clienten mit Hilfe verschiedener Figuren vor dem Treiben übelwollender Geister zu bewahren. Zum Schutz der Jurte werden entweder einige langbeinige, roh geschnitzte Idole aufgestellt, die man um den Mund mit Blut oder Beerensaft einreibt, oder das Bild eines Tigers, des von den Golden am meisten gefürchteten Thieres, das bei drohendem Unheil angerufen wird. In gleicher Weise werden die Unternehmen der Jäger und Fischer durch eine Anzahl roh geschnitzter, fast formloser Figuren gefördert, oder durch eine Opferschale in Gestalt eines Lachses, die mit Brei gefüllt und in's Wasser gesenkt wird, in dem Glauben, dass, wenn die Fische den Brei verzehrt, sie sich leichter fangen lassen. Eine der wichtigsten Obliegenheiten der Schamanen besteht in der Fürsorge für die abgeschiedenen Seelen. Der Verkehr mit denselben spielt nämlich im Leben der Golden eine grosse Rolle. Eine der eigenthümlichsten Figuren der Jacobsen'schen Sammlung steht hiermit in Zusammenhang, die sogen. Panja. Es ist die denkbar roheste Darstellung einer Menschenfigur, nämlich ein roh geschnitzter, flacher Span mit einem Loch in der Mitte, in welches die Pfeife gesteckt wird. Ist ein Familienmitglied gestorben, da wird ein solches Bild von ihm in der Jurte aufgestellt an dem Platze, den er im Leben eingenommen. Seine Kleider werden zusammengerollt und auf eine Decke vor ihm niedergelegt und Tabak, Speise und Getränk vor ihn hingestellt. Diese Ausstellung dauert, bis die Seele von dem Schamanen in den Himmel geführt wird, worüber oftmals längere Zeit vergeht. Sind nämlich die ökonomischen Verhältnisse der Familie nicht glänzend, da muss erst gespart werden, um die nicht geringen Unkosten, die mit der Feier der Ceremonie verbunden sind, bestreiten zu können. Nach dem Feste wird die Panja zerstört und die Hütte nimmt ihr gewöhnliches Aussehen wieder an. Aehnliche Figuren, die

[1]) Vgl. Globus, LII, S. 152 ff.

[2]) Hier wäre auch das ethnographische Museum der kais. russ. Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg zu nennen, welches ansehnliche Suiten ethnographischer Gegenstände von den sibirischen Völkern besitzt. Anm. d. Red.

alle der animistischen Vorstellung entsprungen zu sein scheinen, dass, nachdem der Tod eingetreten, noch eine gewisse Zeit darüber vergeht, bevor die Seele die Welt verlässt, findet man bekanntlich bei den verschiedensten Völkern. Wir wollen hier nur der Ostjaken in Sibirien gedenken, die eine interessante Parallele zu der Panja in den sogen. Sciongot besitzen, primitive Puppen, von denen Sommier's Sammlung in Florenz mehrere Nachbildungen enthält [1]). Diese werden übrigens nicht als Bild des Verstorbenen, sondern als Stellvertreter desselben betrachtet. Drei Jahre lang nimmt eine solche Puppe die Stellung im Hause ein, die er im Leben innegehabt. Man setzt sie an's Feuer, man speist sie, legt sie in's Bett, alles dies mit derselben Sorgfalt, die man dem Lebenden gewidmet. Erst nachdem der Todte begraben ist, hat er auch die Hütte verlassen. Möglicherweise gehören auch einige von Nordenskiöld abgebildete Figuren hierher [2]), über die es ihm jedoch nicht glückte, weitere Auskunft zu erhalten.

Die Gegenstände für den Cultus, zu denen noch eine Anzahl Amulete von Holz und Eisen gehören, bilden den interessantesten Theil der Jacobsen'schen Sammlung, die ausserdem noch eine reiche Umschau auf allen Gebieten gestattet. Sowohl die Giljaken als die Golden sind für ihren Lebensunterhalt auf die Jagd und den Fischfang angewiesen; allein obwohl tüchtige Jäger und Fischer, sind doch ihre Fanggeräthschaften und Böte sehr unvollkommen und stehen weit zurück hinter denjenigen der Tschuktschen. Die Harpune der Giljaken gleicht der eskimoischen, doch ist sie einfacher und ohne bewegliche Spitze. Die Jagdwaffen bestehen hauptsächlich in Bogen und Pfeil; letzterer bisweilen mit stumpfer Spitze, um das Fell der Thiere nicht zu verletzen. Nur für die Bärenjagd bedienen sich die Golden eines Speeres mit scharfer Spitze von Eisen oder Kupfer. Die Büchse spielt dahingegen als Jagdwaffe keine grosse Rolle. Die Producte der Fischerei, hauptsächlich Lachs und Stör, werden auf's mannigfaltigste für ökonomische Zwecke verwandt. Die Kleidung besteht im Allgemeinen aus Lachshaut, die durch Klopfen von den Schuppen befreit und geschmeidig und wasserdicht gemacht wird. Gelbe und blaue Borten und aufgenähte Figuren von dünnem Fell bringen Abwechslung in die einförmige Fläche des langen Oberkleides und gleichartige Ornamente zieren den spitzen Birkenrindenhut, der wie der Schnitt des ganzen Anzuges von den Mandschu entlehnt ist. Pelzkleider werden wenig getragen. Ferner dient die Lachshaut zu verschiedenen Taschen und Säckchen mit gepressten Ornamenten, welche die Golden mit Geschmack und grosser Kunstfertigkeit anzufertigen verstehen. Auch in anderen Arbeiten bekunden sie eine grosse Geschicklichkeit, z. B. in der Anfertigung von Körben und Kästchen von Birkenrinde mit aufgenähten weissen Rindenornamenten auf dem dunklen Grund und nicht minder in vortrefflich geschnitzten Holzsachen und in den seltenen Schmucksachen von Walrosszahn. In den Zierformen blickt der mandschuische und chinesische Einfluss durch; namentlich in den stilisirten und rein ornamentalen Pflanzenformen, welche eine grosse Rolle in der Ornamentik spielen. Einige derselben sind sogar Nachbildungen von südlichen Mustern. In den geometrischen Zierformen tritt dies weniger hervor, obgleich auch unter diesen Mäander und Bandverschlingung fremden Ursprung verrathen.

Schliesslich ist noch zu erwähnen, dass die Sammlung auch eine Anzahl Steingeräthe aus vorhistorischer Zeit umfasst, die auf giljakischem und goldischem Boden gefunden sind. Hinsichtlich der Formen schliessen sie sich den übrigen sibirischen Steingeräthen an und sind auch wie diese aus weichem Gestein angefertigt und sehr sorgfältig geschliffen. Die Bevölkerung weiss über ihren Gebrauch nichts zu berichten. Man weiss dort nicht einmal, dass sie als Werkzeuge gedient, sondern hegt den weitverbreiteten Glauben, dass es Gewittersteine sind, und benutzt Stücke von solchen als Amulete gegen Krankheiten.

Die indischen Inseln. Für das Studium der malayischen Völker wird das Rijks ethnographische Museum in Leyden stets die Hauptquelle bleiben. Die günstige Gelegenheit zu Erwerbungen, die den Holländern in ihren Colonien sich darbot, ist nicht unbenutzt geblieben und das Museum zu Leyden scheint jetzt nach vollendeter Reorganisation unter den Museen für Völkerkunde in vorderster Reihe zu stehen [1]).

Die deutschen und österreichischen Sammlungen, in welchen wir hier Umschau halten, besitzen zwar auch für die Kenntniss der malayischen Völker ein bedeutendes Material, doch ist das Meiste vor-

[1]) Sommier: Una estate in Siberia, S. 274.

[2]) Nordenskiöld: Vegas Färd, II, S. 131.

[1]) Vgl. Korte Gids v. h. Rijks Ethnographisch Museum te Leyden. Leyden 1883.

läufig noch nicht zugänglich. Berlin besitzt z. B. v. Kessel's vortreffliche Sammlungen von Borneo, die früher im Neuen Museum ausgestellt waren; nach Leipzig sind grosse Sendungen von den Negritos und Igorroten auf den Philippinen, und von den Battakern auf Sumatra gekommen; in Wien finden sich interessante Sammlungen von Borneo, Sumatra und aus alten Gräbern auf den Philippinen — aber alle diese Schätze waren 1886 noch nicht ausgepackt. Aufgestellt waren nur die grosse Sammlung von den Dajaks in München, eine kleinere in Hamburg, zwei gute Sammlungen von den Nias in Florenz und in Naprstek's Museum in Prag und die vorzügliche malayische Abtheilung im Museum zu Dresden. Was in den übrigen italienischen Sammlungen liegt, ist ohne besonderen Werth.

Dem malayischen Archipel schliessen sich die Nicobaren- und Andamanen-Inseln an, von woher Berlin und Kopenhagen gute Sammlungen besitzen.

Den ersten Rang nimmt gegenwärtig Dresden auf diesem Gebiete ein. Ausser Meyer's und Semper's Sammlungen von den Igorroten, Iraya und Manobo ist da Riedel's mit Sorgfalt gebildete Sammlung, welche die Molukken und die Inseln in der Residenzschaft Timor umfasst (Flores, Timor, Sumbava). Celebes ist durch zahlreiche gleichfalls von Meyer mitgebrachte Gegenstände repräsentirt, Borneo durch eine ältere Sammlung v. Kessel's, die neuerdings einen bedeutenden Zuwachs durch General Schierbrand erhalten hat. Weniger reichhaltig ist das Material von Sumatra und zum Theil auch von Java; doch befinden sich interessante Sachen darunter, wie z. B. die Serie, welche die Battikfabrikation zur Anschauung bringt und vor allem ausgezeichnete Waffen, die von Meyer und Uhle beschrieben und in Abbildungen veröffentlicht sind [1]).

Diese Sammlungen gehören nicht nur zu den besten des Dresdener Museums, sie enthalten auch ein ethnographisches Material, welches an und für sich grossen Werth hat, indem es mit dem Verständniss gesammelt wurde, das für das wissenschaftliche Sammeln unentbehrlich ist. Mehrere Inselgruppen sind in so umfassender Weise dargestellt, dass die Eigenart der Bevölkerung gleichsam in einem wohl ausgeführten Bilde vor Augen tritt. Dazu kommen dann noch die zuverlässigen Erläuterungen, mit deren Hilfe es möglich ist, die einzelnen Gegenden zu trennen, was bisher — Holland ausgenommen — nirgends geschehen war, z. B. den nördlichen und südlichen Theil von Celebes und desgleichen von Borneo, die nicht unwesentliche Verschiedenheiten zeigen.

Ein besonderes Interesse haben die malayischen Sammlungen in Dresden durch ihre verhältnissmässig zahlreichen glasirten Thongefässe, die auf mehreren Inseln von den Eingeborenen so hoch und werth gehalten werden. Es überrascht uns, bei einem so wenig entwickelten Volke wie die Dajaks einer Sammelmanie zu begegnen, wie man sie bei keinem Europäer stärker ausgeprägt findet. Der Gegenstand dieser Leidenschaft sind die sogenannten djawets, glasirte Thongefässe von gelbbrauner, dunkelbrauner oder graugrüner Farbe, die einfacheren ohne Ausschmückung, die kostbaren mit Schuppen besetzt, mit Wellenlinien verziert, oder, was am höchsten geschätzt wird, mit grossen Froschbildern in Relief, die an der Wandung des Gefässes hinaufkriechen oder sich um den Hals des Gefässes legen [1]). Das Aussehen ist keineswegs anziehend, aber kein europäischer Sammler weiss seine Porzellane besser zu würdigen und zu classificiren als der Dajak seine djawets. Jede Form hat ihren besonderen Namen, ihre besondere Classe, die durch die Grösse und Ornamentation bestimmt wird. Am niedrigsten werden die nicht decorirten Gefässe geschätzt; am höchsten die grossen Frosch-Vasen, für die bis zu 2000 fl. bezahlt werden. Der Werth liegt wie bei dem javanischen Kris in gewissen Finessen, die nur das geübte Auge eines Eingeborenen wahrzunehmen im Stande ist, und er irrt sich niemals. Wo der Europäer sich durch die guten Nachbildungen der Chinesen täuschen lässt, erkennt der Dajake sogleich, dass der angebotene djawet nicht echt ist. Selbst wenn ein solcher zerbrochen und zusammengekittet ist, schmälert das nicht seinen Werth, es gilt dies im Gegentheil als Zeugniss für sein Alter und dies erhöht das Interesse. Diese djawets bilden den grössten Schatz der Familie und jeder Dajake strebt danach, ein solches Gefäss als Eigenthum zu besitzen. Es sind in früheren Zeiten sogar Kriege um ihren Besitz geführt worden. Es haftet nämlich ein starker Aberglaube an ihnen. Sie werden als Heiligthümer betrachtet, die Krankheit abwenden, gute Ernte, Glück im Handel und in der Liebe verschaffen können, weshalb man der ihnen innewohnenden

[1]) Seltene Waffen. Leipzig 1885.

[1]) Jagor: Reisen in den Philippinen, S. 134. — A. B. Meyer: Alterthümer aus dem ostindischen Archipel. — Grabowsky in der Zeitschrift für Ethnologie, XVII, S. 121.

Seele opfert, wie den Schutzgöttern, ja einige derselben geniessen ihrer wunderthätigen Eigenschaften wegen ein so hohes Ansehen, dass zu ihnen gewallfahrtet wird.

Ueber den Ursprung dieser Kostbarkeiten gehen verschiedene Sagen. Bald heisst es, dass sie vom König von Madjapahit, dem Sohne des obersten Gottes, während seines Aufenthaltes auf Borneo angefertigt sind, bald, dass sie aus dem Lehm gemacht sind, der, nachdem Sonne, Mond und Erde geschaffen, übrig geblieben war. Dass ihre ursprüngliche Heimat Borneo ist, scheint doch sehr fraglich, da sie Culturformen offenbaren, die weit höher stehen als die der Dajaks. Ebensowenig scheinen sie, wie die Sage auch erzählt, Erzeugnisse javanischer Industrie zu sein, da auf Java keine Spur einer ähnlichen Keramik gefunden ist. Woher sie stammen, ist bis jetzt nicht festgestellt.

Am nächsten dürfte die Vermuthung der Wahrheit kommen, dass sie mit den Erzeugnissen der ostasiatischen Keramik in Zusammenhang stehen. Ihr ganzer Charakter spricht dafür und in dieser Beziehung ist es beachtenswerth, dass in alten Gräbern auf den Philippinen ähnliche Gefässe vorkommen, wo auch Schalen und Vasen mit Seladonbelag und kleine, blau decorirte Vasen gefunden sind, die ohne allen Zweifel aus Ostasien stammen [1]). Feste Anhaltspunkte für einen Vergleich zu finden, ist indessen sehr schwer, da man, so viel ich weiss, keine Gefässe kennt, die als directe Vorbilder der malayischen djawets betrachtet werden könnten. Am meisten Aehnlichkeit haben sie in der Form wie im Material mit den sogenannten tama-katsoura, Gefässe, die in traditioneller, antiker Form für den Hof des Schoguns angefertigt wurden, wo sie zum Aufbewahren des Oudji-Thees dienten [2]); aber diese sind, so viel man weiss, niemals decorirt. Wäre es vielleicht denkbar, dass die japanischen und malayischen Gefässe eine gemeinsame Heimat in dem Mutterlande der asiatischen Keramik, in Korea hätten?

Indien. Wer indische Cultur kennen lernen will, wird zunächst das India Museum in London besuchen. In diesem grossartigen Museum, dem auch die Sammlung des Prinzen von Wales angefügt ist, findet man ein Material, welches in mehrfacher Beziehung unübertrefflich ist. Die Sammlung von Sculpturen und Abgüssen von architektonischen Denkmälern enthält viel Altes und Werthvolles und ist für die Kenntniss der Entwicklung der indischen Kunst äusserst wichtig. Was das indische Kunstgewerbe Vorzügliches hervorgebracht, findet man dort vereint in Serien von überwältigender Reichhaltigkeit und blendender Pracht. Nirgendwo findet man ein so umfangreiches und interessantes Material für das Studium der verschiedenen Industriezweige, die in dem grossen englischen Kronlande einen so bedeutenden Höhepunkt der Entwicklung erreicht hat. In den Gruppen für gewebte Stoffe, für Stickereien, Metallarbeiten, für die Erzeugnisse der Goldschmiedekunst, für Sculpturen in Holz und Elfenbein, Mosaiken, Thongefässen und Waffen, kann man den Standpunkt der Industrie von Provinz zu Provinz verfolgen, sowohl in den einfachen Arbeiten wie in den vollendetsten Leistungen. Wer aber das Material für ethnographische Studien dort zu finden hofft, wird sich enttäuscht fühlen. Eine Charakteristik der verschiedenartigen Stämme, welche die Bevölkerung Indiens bilden, findet man in diesem Museum, wo man bis jetzt nur das Kunstgewerbe berücksichtigt hat, nicht. Was da an Sammlungen von den primitiven Völkern vorhanden, ist höchst ungenügend und nur gelegentlich gesammelt. Selbst von den Gebieten, die am reichsten repräsentirt sind, ist das culturhistorische Material, insofern es nicht mit dem kunstgewerblichen zusammenfällt, ziemlich dürftig. Es ist daher für alle Freunde ethnographischer Studien höchst erfreulich, dass das ausserordentlich reiche Material, welches für die Colonialausstellung in London herbeigeschafft war, auch ferner zusammenbleiben und den Kern eines Museums bilden wird, welches die unschätzbaren Reichthümer des India Museum nach der bezeichneten Richtung ergänzen wird [1]). Damit wird eine ethnographische Schaustellung von Indien geschaffen, die von allerhöchster Wichtigkeit zu werden verspricht, weil dadurch die verschiedenen Elemente der Bevölkerung an's Licht gezogen werden durch Gruppen von Gegenständen, welche ihre Cultureigenthümlichkeiten zur Anschauung bringen.

Das ethnographische Material, welches man bis jetzt im India Museum vermisst, findet man in Fülle im Berliner Museum. Die Grundlage der dortigen indischen Abtheilung bildet die vorzügliche Sammlung, die vor Jahren von Jagor heimgebracht ist

[1]) In Dresden befinden sich solche aus Celebes und Ceram.

[2]) Ein solches Gefäss — eine grosse Seltenheit — besitzt das Musée Guimet.

[1]) Revue d'Ethnographie VI, S. 227.

und früher in der Alten Börse ausgestellt war. Sie war nicht nur damals eine Mustersammlung, welche lehrte, welche Ansprüche man an einen wissenschaftlich gesammelten Stoff erheben darf, sie ist noch heute einzig in ihrer Art, als Quelle für die Kenntniss der ethnographischen Verhältnisse in Indien. Ueberall spürt man in ihrer Zusammenstellung den sicheren Blick des Fachgelehrten und die gründliche Kenntniss des Gegenstandes. Wo Andere an der Oberfläche stehen blieben, ist Jagor, um Alles so gründlich wie möglich zu erforschen, bis auf den Grund gedrungen. Provinz für Provinz hat er systematisch abgesucht, um die verschiedenen Stämme, die dravidischen wie die hinduischen, die das ausgedehnte Land bewohnen, vorzuführen und die grossen Gegensätze in ihrer Cultur zu beleuchten. Grossartige Gruppen von Gegenständen, über deren Benennung, Material, Anfertigung und Nutzanwendung ausführliche Erklärungen vorliegen, machen uns bekannt sowohl mit den primitiven Kanikar, die ihre Wohnungen in den Bäumen aufschlagen und mit den rohen Bergvölkern in dem Nilgiri-Gebirge und Chola-Nagpur, als mit den hochentwickelten Hindu in Bengalen, Radschputana, Penjab und Kaschmir, und innerhalb jeder dieser Völkergruppen sind Lebensweise, Industrie und die religiösen Vorstellungen in einem Bilde veranschaulicht, in dem kein Detail, welches diese oder jene Eigenthümlichkeiten charakterisirt, fehlen dürfte. Ausser dieser ethnographischen Repräsentation enthält die Sammlung wichtige, höchst lehrreiche Uebersichtsgruppen, sowohl zur Beleuchtung allgemeiner Culturverhältnisse, wie z. B. das Fakirwesen, Cultus, Schriftsprache etc., wie einzelner Industriezweige. In letzterer Beziehung bildet Jagor's Sammlung eine werthvolle Ergänzung des India Museums. Im Reichthum der Formen und der Prachtstücke kann sie sich zwar mit diesem nicht messen, aber zum Ersatz dafür enthält sie, was in London fehlt, eine lehrreiche Veranschaulichung des fortschreitenden Handwerkes, vom Anfange bis zur Vollendung eines Gegenstandes. Durch die Vorführung des Rohmaterials, der Werkzeuge und der Arbeiten in verschiedenen Stadien wird z. B. die Holzintarsia von Bombay dargestellt, die Tauschirarbeit von Gudscharat, die Lackfabrikation von Benares, Jaipur und Amritsar, die Thonwaarenfabrikation in Azingarat, die Kattundruckereien in Mathura u. s. w. u. s. w., und zwar so gründlich, wie man es in einem Museum nicht besser wünschen kann. Einen weiteren Zuwachs des indischen Materials hat das Berliner Museum noch von mehreren Seiten erhalten, zunächst durch Riebeck's grosse und kostbare Sammlung von Hindostan und Chittagong, so dass, wenn demnächst auch die indische Abtheilung den Besuchern geöffnet wird, es auch auf diesem Gebiete als das erste in Europa dastehen dürfte.

Ausser England und Berlin findet man hier und dort nur etliche kleinere Sammlungen aus Indien. Die bedeutendste dürfte diejenige des Orientalischen Museums in Wien sein, doch liegt auch hier wegen des besonderen Charakters dieses Museums der Schwerpunkt nach der kunstgewerblichen Seite. Das Museum in München besitzt eine indische Sammlung, die in einer Hinsicht von grossem Interesse ist. Es hat nämlich aus dem Lamarpiquot'schen Cabinet die Grundlage seiner werthvollen Sammlung von Idolen und Cultusgegenständen erhalten, welche durch die guten und zuverlässigen Bestimmungen der Göttertypen besonders lehrreich ist. Die übrigen indischen Sachen, die hauptsächlich in einem Theil der Sammlungen der Gebrüder Schlagintweit und einer Gruppe von Kunst- und Industriegegenständen aus Benares und Patna bestehen, sind weder sehr zahlreich, noch genügen sie den Anforderungen, die man an eine neuere kulturhistorische Sammlung stellen darf. Das Kopenhagener Museum besitzt eine sehr gute und reichhaltige Sammlung von Götzenbildern, in welcher alle Haupttypen des brahmanischen Pantheon durch charakteristische Figuren vertreten sind, nebst einer Gruppe interessanter Opfergefässe. Ferner ist des besonders guten und reichen ethnographischen Materials zu gedenken, welches von Dr. Stolpe während seines Aufenthaltes in Indien zusammengebracht ist. Dasselbe befindet sich in Stockholm, wo es 1886 mit den übrigen „Vanadis"-Sammlungen vorläufig ausgestellt war [1]). Nach dem vorliegenden Bericht über die indische Abtheilung dieser Ausstellung scheint dieselbe ein äusserst lehrreiches Bild von den hinduischen Culturverhältnissen zu geben, wie es sich auch nicht anders erwarten liess von dieser von der Hand eines Fachmannes geschaffenen Sammlung, der da weiss, was und wie man sammeln soll, um ethnographische Eigenart zu beleuchten, und der auch das scheinbar Unbedeutendste nicht für zu gering hält, so bald es, sei es in bescheidenstem Maasse, beitragen kann, über diese oder jene Seite im Leben eines Volkes Belehrung zu gewähren.

[1]) Stolpe: Vägvisare genom Vanadis utställningen. Stockholm 1886.

Von **Hinterindien** sind die Sammlungen in den Museen viel geringer als aus Vorderindien; im India Museum findet sich aus Birma und Siam Manches, was gleich dem Material aus Vorderindien, über die Industrie Aufschlüsse gibt. Eine recht umfassende gute Sammlung aus Siam besitzt auch das Museum in Kopenhagen; eine kleinere Gruppe von Gegenständen findet man in Dresden, und das Musée des colonies in Paris besitzt ein recht bedeutendes Material aus den französischen Colonien in Anam. An dieses schliesst sich die Abtheilung der Riebeck'schen Sammlung, welche Siam[1]) umfasst und die alsbald mit den noch unbekannten Schätzen des Berliner Museums aus Hinterindien zusammen ausgestellt werden wird.

Ostasien. Europa hat im vorigen Jahrhundert zu verschiedenen Zeiten eine wahre Manie für die Erzeugnisse des chinesischen und japanischen Kunstfleisses erlebt. Ganze Schiffsladungen Porzellan- und Lackwaaren wurden durch Vermittlung der Holländer auf den europäischen Markt gebracht und in private und öffentliche Sammlungen zerstreut. Trotzdem wusste man von der Industrie und den Kunstleistungen der ostasiatischen Culturländer so gut wie nichts. Was in den Besitz der Europäer gelangte, waren mit einigen Ausnahmen Gegenstände bestimmter Art: aus Japan Arita-Porzellan und lackirte Möbel, beides für den Export angefertigt, aus China die prächtigen Porzellane der Kien-lung-Periode und zum Theil das blaue Ming-Porzellan und mancherlei Curiositäten aus Elfenbein, Bronze und Lackwaaren. China war durchschnittlich besser repräsentirt als Japan, weil die meisten Sachen wirklich charakteristisch waren für das himmlische Reich. Nach Dresden kam schon zu Anfang des Jahrhunderts eine Sammlung chinesischen Porzellans, die noch heute zu den besten in Europa gehört. Erst die Begebenheiten der letzten Jahrzehnte haben diese Verhältnisse geändert. Nach dem Opiumkrieg in China und der Revolution, in Folge welcher Japan sich Europa in die Arme warf, sind beide Reiche Gegenstand eingehender Studien geworden, und die falschen Vorstellungen, die einige gute ältere Werke auszurotten suchten, sind nunmehr einer gerechten Würdigung der ostasiatischen Cultur gewichen. Die nach Europa gebrachten bedeutenden Sammlungen haben das Ihrige dazu beigetragen. Von China ist der Zuwachs geringer gewesen. Aus Japan dahingegen sind, nachdem das Volk seine ganze Kraft daran gesetzt, seine alten Culturvoraussetzungen abzulegen und sich die europäische Civilisation anzueignen, seit 1868 die vortrefflichsten Dinge massenhaft nach Europa gekommen, wo sie in privaten und öffentlichen Sammlungen mit Freuden aufgenommen wurden. Durch diese Massenzufuhr haben die Europäer Einblick in eine Entwicklung gewonnen, welche die früheren Sammlungen — Siebold's japanisches Museum in Leyden ausgenommen — nicht hatten ahnen lassen. Der Zufluss ist jedoch abermals in's Stocken gerathen. Die Japanesen haben inzwischen gemerkt, was ihre alten Schätze eigentlich werth sind und in Folge dessen wachen sie nicht nur darüber, dass ihnen fortan keine derselben entführt werden, sie bemühen sich, die besten Sachen wieder zurückzukaufen.

Die Beschaffenheit der Sachen bedingt, dass ein Theil derselben in die Museen für Kunstgewerbe gewandert sind, unter denen einige jetzt einen Reichthum an ostasiatischen Erzeugnissen besitzen. Im South-Kensington Museum z. B. findet man ausser vorzüglichen japanischen und chinesischen Bronzen und Emailen die grosse, werthvolle Sammlung, die von der japanischen Regierung zusammengestellt war, um in der Ausstellung zu Philadelphia die Keramik des Landes zur Anschauung zu bringen. Das Hamburger Gewerbemuseum besitzt Serien von Elfenbein- und Bronzearbeiten, die zu dem Vollendetsten gehören, was Japan an solchen hervorgebracht hat, und das Berliner Museum für Kunstgewerbe kann eine Reihe der vorzüglichsten Industrieerzeugnisse aus beiden ostasiatischen Ländern aufweisen. Dazu kommen alsdann die drei bekannten grossen Porzellansammlungen: die Franks Sammlung im British-Museum (früher in Bethnal Green), die Dresdener Porzellansammlung und die keramische Abtheilung des Musée Guimet in Lyon. Franks war einer der Ersten, welcher das Studium der ostasiatischen Keramik in Angriff nahm und durch zielbewusstes Sammeln Licht über die bisher so wenig bekannte Industrie verbreitete. Seine umfangreiche Sammlung enthält grosse Serien charakteristischer Dinge und, Dank der strengen Unterscheidung zwischen chinesischen und japanischen Gegenständen und der correcten Eintheilung in kleinere Gruppen, gewährt sie eine höchst lehrreiche Uebersicht der verschiedenartigen Fabrikation in den beiden Hauptländern. Am interessantesten ist die Darstellung der japanischen Keramik, nicht nur

[1]) A. a. O. Pl. XII—XIV.

wegen der hohen Entwicklung und des genialen Kunsttriebes, welcher aus jedem einzelnen Product zu Tage tritt, sondern vornehmlich auch durch die Umwälzung, welche diese Sammlung in der bisher gängigen Auffassung hervorgebracht hat. Das Studium der Geschichte der grossen Fabrikcentren wurde jedoch erst ausführbar, nachdem die schwierige Classification, an der Franks so energisch arbeitet, fertiggestellt war. In den übrigen öffentlichen Museen gibt es nur eine Sammlung, die sich bezüglich der sorgfältigen Ordnung des Materials mit der Franks-schen messen kann, nämlich die keramische Abtheilung des Musée Guimet. Auch hier treffen wir eine Menge charakteristischer Producte sowohl aus den älteren Fabriken, deren Namen in den letzten 20 Jahren berühmt geworden sind, als auch aus den modernen Werkstätten, die an den Traditionen aus der Blüthezeit festhalten. Dahingegen enthält die grossartige Porzellansammlung in Dresden nur Hunderte grosser Prachtexemplare aus den Fabriken in Hizen, die für Europa angefertigt sind, aber kaum ein einziges Product des nationalen japanischen Kunstfleisses. Die Bedeutung dieser Sammlung liegt in der überaus reichhaltigen chinesischen Abtheilung, in welcher man alle Porzellansorten vertreten findet und grosse Serien älterer, äusserst seltener Exemplare. Die Classification ist jedoch ziemlich veraltet und bedarf sehr der Berichtigung, welche die neueren Sammlungen zu geben vermögen.

Einen mehr allgemeinen Ueberblick der chinesischen und japanischen Industrie gibt das orientalische Museum in Wien. Während nämlich die obengenannten Sammlungen dem ihnen zu Grunde gelegten Plan gemäss nur Erzeugnisse des ostasiatischen Kunstfleisses berücksichtigt haben, zielt das Wiener Museum darauf hin, die gesammte Industrie des Orients zur Anschauung zu bringen. Rohstoffe, die fortschreitende Fabrikation auf ihren verschiedenen Stufen, grosse Serien vollendeter Arbeiten beleuchten die chinesiche Textil- und Seidenindustrie, Strohflechterei, Glas- und Lackfabrikation, die japanischen Porzellan- und Bronzearbeiten u. s. w. In Folge dessen ist das Museum jetzt schon für die Kenntniss chinesischer und japanischer Cultur von grossem Nutzen. Durch die erschöpfende Behandlung eines einzelnen Gegenstandes ist man nicht nur in der Lage, sich in mancherlei Details zu vertiefen, womit die allgemeinen ethnographischen Sammlungen sich nicht befassen können, es beleuchtet und charakterisirt ausserdem manche Seiten des Culturlebens, welche Gegenstand für das Studium der Ethnographie sind.

Was speciell China betrifft, da fehlt bis jetzt eine auf ethnographischer Basis aufgebaute grosse Sammlung, die den japanischen und indischen gleichstände [1]). Zu den besten gehört die zwar nicht sehr umfangreiche, aber durch ihre gute Ordnung lehrreiche chinesische Abtheilung des ethnographischen Museums in Kopenhagen; ferner die noch kleinere, völlig chaotische Sammlung in Leipzig, die manche einzelne gute Objecte und mehrere wohlausgestattete Serien aufzuweisen hat, und endlich das recht bedeutende Musée chinois im Louvre, das aber in seiner jetzigen Aufstellung für ernste Studien bis weiter nicht zu gebrauchen ist. Auch die Sammlungen Martucci's und Orban's im Münchener Museum enthalten reiche Serien auserwählter guter Sachen, namentlich Kunstgegenstände, z. B. 200 Bronzen, unter welchen manche alte Sachen von vorzüglicher Arbeit, Gefässe für den häuslichen Gebrauch, wie auch Tempelgefässe und Idole, eine Anzahl werthvoller seltener kleiner Figuren, Arbeiten aus kostbarem Gestein, von der kunstgeübten sicheren Hand der Chinesen geschnitten und zahlreiche Kakemonos, die zwar nicht zu den hervorragendsten Kunstleistungen gehören, aber als Darstellungen buddhistischer und taoistischer Gottheiten interessant sind. Was sich ausserdem noch in deutschen und italienischen Museen findet, ist ohne sonderlichen Werth.

Es sind hier übrigens nur diejenigen Sammlungen berücksichtigt worden, die jetzt ausgestellt und somit zugänglich sind. Ist demnächst das in Wien und Berlin aufgespeicherte Material geordnet, wird auch China besser repräsentirt sein, namentlich in Berlin werden, sowohl aus dem eigentlichen China, wie aus Thibet und Korea, grosse Sammlungen vorhanden sein. In dem alten Local war bereits ein nicht geringes Material ausgestellt, und seitdem hat das Museum bekanntlich von dem Gesandten des Deutschen Reiches in Peking, Herrn v. Brandt, eine werthvolle Bereicherung der chinesischen Abtheilung erfahren.

Im Gegensatz zu China ist Japan durch drei grössere systematische Sammlungen und mehrere

[1]) Die chinesischen Abtheilungen im Museum zu Leyden und in dem neugeordneten British Museum zu sehen, habe ich noch keine Gelegenheit gehabt; grössere systematische Sammlungen sind auch dort nicht vorhanden.

kleinere in den ethnographischen Museen ausserordentlich gut vertreten. Die eine der erstgenannten war von der ehemals in Tokio thätigen Gesellschaft für Natur- und Völkerkunde Ostasiens gesammelt und ist nach der Auflösung der Gesellschaft nach Leipzig geschenkt; die beiden anderen verdanken wir dem bekannten Arzte Ph. Fr. v. Siebold, der 1831 die grosse Sammlung heimbrachte, die jetzt in Leyden sich befindet und 1861 eine zweite, die von der bairischen Regierung angekauft wurde und jetzt den Kern des ethnographischen Museums in München bildet. Diese letztgenannte ist — jedenfalls ausserhalb Hollands — die vollständigste culturhistorische Sammlung aus Japan, die überhaupt in einem öffentlichen Museum vorhanden ist. Sie repräsentirt zwar hauptsächlich die höheren Gesellschaftsclassen und das hochentwickelte Culturleben, aber darin leistet sie auch Ausgezeichnetes. Das tägliche Leben der Japaner, ihr Handwerk, ihr Kunstgewerbe, Kriegs- und Münzwesen, ihre Religion und zum Theil auch ihre Kunst — sind in grossartigen Serien guter, charakteristischer Gegenstände vorgelegt, und in einer Auswahl, die von der gründlichen Kenntniss des Landes zeugen, die Siebold während seines langjährigen Aufenthaltes dort erworben hatte. In einer kleinen Büchersammlung findet man Werke aus den verschiedenen Gebieten der Literatur vertreten. Die bezweckte culturhistorische Uebersicht ist leider durch die veraltete Aufstellung erschwert, indem die Gegenstände nicht nach ihrer Nutzanwendung geordnet, sondern grösstentheils nach Material und Technik gruppirt sind.

Die erste Hauptabtheilung umfasst eine äusserst lehrreiche Sammlung aller Arten Rohstoffe und zahlreiche Gegenstände, welche die Zubereitung und erste Verwendung illustriren, während die nächste und zugleich die ansehnlichste Abtheilung Serien fertiger Arbeiten enthält. Da findet man die gewöhnlichen Dinge für den täglichen Gebrauch, alle von jener Eleganz und Sorgfalt, die jedes einzelne Stück, welches aus der Hand des japanischen Handwerkers hervorgeht, kennzeichnet, neben den vorzüglichsten Erzeugnissen des Kunstgewerbes.

Der höchste Rang gebührt in dieser Abtheilung den Lackwaaren. Obgleich eine Menge kostbarer Arbeiten dieser Art nach der Verarmung der reichen Daimio-Familien in Umlauf gelangt sind, dürfte es dennoch kaum möglich sein, heutzutage 300 Lackarbeiten, gleich den von Siebold heimgeführten, zu erwerben. Zu seiner Zeit wurden diese vollendeten Kunstproducte ausschliesslich für Fürsten angefertigt und zu Geschenken verwendet; in den Besitz seiner besten Exemplare gelangte er nur dank seiner amtlichen Stellung und persönlichen Beziehungen. Man weiss in der That nicht, was man an diesen alten Lackfabrikaten mehr bewundern soll, die staunenswerthe Vollendung und Präcision der Arbeit oder die Fülle der angebrachten Decorationsmotive. Welch eine Summe von Fleiss, Geduld und Ausdauer bis zur Vollendung einer solchen Arbeit erforderlich war, versteht man nur durch die Kenntniss der unzähligen Zwischenstadien in der Fabrikation, welche durch das Glätten der Unterlage, das Auftragen und Abschleifen der verschiedenen Lackschichten [1]) einander folgen. Wir finden in der Siebold'schen Sammlung an einer Reihe auserlesener Gegenstände theils den prachtvollen Goldlack, auf welchem Landschaften, Blumen, Vögel im Relief in einer Schärfe ausgeführt sind, als wären die Figuren ciselirt; ferner den schönen schwarzen Lack mit Darstellungen des heiligen Vulcanes Fusiyama, Thiere und Pflanzen in bewundernswerther Ausführung in Gold oder mit Perlmutter-, Elfenbein- und Korallenincrustationen; desgleichen den kräftigen rothen Lack mit seinen leichten Goldornamenten, und zwar bestehen die so kostbar decorirten Sachen in Geräthen, deren man sich zu verschiedenem häuslichen Gebrauch bedient. Die Japaner wussten das schöne Material und die sorgfältige Arbeit zu schätzen und machten davon den ausgiebigsten Gebrauch. Ihre einfache Tafelausstattung, ihre wenigen und kleinen Möbel, die unentbehrlichen Kasten zum Verschluss von Documenten und Briefen (bunko), die nicht minder nothwendige Schreiblade für Tusche und Pinsel, die kleinen Dosen für Parfümerien (inro), das zierliche Räucherfass — Alles wurde in vollendet schöner Lackarbeit angefertigt. Man begreift, den Stolz auf eine so meisterhafte Arbeit, der die alten Künstler veranlasste, auf jedes Stück, das aus ihren Händen hervorging, ihren Namen zu setzen.

Die übrigen Gruppen können sich in künstlerischer Beziehung mit den Lackwaaren nicht messen. Die Serie der Bronzen ist zwar ebenso umfangreich wie die vorige, aber die Güte der Arbeit ist sehr verschieden und namentlich sind die vielerlei Kleinigkeiten, in welchen die japanische Metalltechnik es zu so hoher Vollendung gebracht, spärlich vertreten. Dahingegen gewährt die Gruppe ein grosses cultur-

[1]) Im Kunstgewerbemuseum in Berlin findet man eine lehrreiche Sammlung dieser Art.

historisches Interesse durch die Vollständigkeit des metallenen Hausgeräthes, von dem einfachen Küchengeschirr bis zu den pomphaften Räucherfässern, Vasen und Leuchtern, welche für den Altar bestimmt sind. Dasselbe gilt von einer anderen der grösseren Gruppen, den keramischen Erzeugnissen, die eine Menge von Sachen für den Gebrauch in Haus und Tempel umfassen, aber nur wenige Objecte enthalten, die für Japan besonders charakteristisch sind. Die Sammlung ist gewissermassen etwas einseitig, indem die Mehrzahl der Sachen aus den bekannten Fabriken stammen, deren Producte das Gepräge tragen, dass sie für den Export nach Europa bestimmt waren. Ausserordentlich lehrreich sind dahingegen die Gruppen der Waffen, Musikinstrumente und Costüme. Letztere sind durch ihre prächtige Ausschmückung einzig in ihrer Art und geben eine gute Vorstellung von dem übertriebenen Luxus, den man in der Kleidung zu entfalten liebte. Form und Schnitt sind herkömmlich bestimmt und höchst einfach; dafür hält die Phantasie sich schadlos an der Ausschmückung, an welcher eine Summe von Arbeit verschwendet wird, als solle das Gewand ein Lebensalter lang dauern. In manchen zeigt sich in der Zeichnung und in den Farben der feine Geschmack des Japanesen, während andere mit in Stickerei ausgeführten landschaftlichen Darstellungen, mit Wasserfällen, Vögeln, blühenden Bäumen und ziehenden Wolken oder mit grossen Brustbildern von Männern und Frauen von höchst bizarrer Wirkung sind. Von grossem Interesse sind auch die von Siebold heimgebrachten Gegenstände für den Cultus, sowohl den shintoistischen als buddhistischen. Es sind die ersten, die überhaupt nach Europa gekommen sind, und zwar zu einer Zeit, als in Japan die Ausfuhr solcher Dinge auf's Strengste verboten war. Man findet darunter verschiedene Gestalten aus dem buddhistischen Pantheon, doch ist die Bestimmung der einzelnen Figuren nicht zuverlässig. Auf diesem Gebiete reichten selbst Siebold's Kenntnisse des Landes nicht aus.

Die Sammlung in Leipzig steht hinsichtlich der Grösse und Vollständigkeit weit hinter der Münchener zurück. In quantitativem Sinne ist sie überhaupt nicht bedeutend; aber sie ist werthvoll durch die Sachkenntniss, mit der sie zusammengestellt ist. Sind die Serien nicht sehr reichhaltig und sind der Prunkstücke nicht viele, so sind sie doch im höchsten Grade lehrreich, weil jedes einzelne Stück mit Umsicht gewählt ist, als Repräsentant seiner Art, und nebenbei ist die Sammlung so vielseitig, dass es gelungen ist, in dem engen Rahmen die Hauptzüge der japanischen Cultur zur Anschauung zu bringen. Nur in einem Punkt ist man mehr in's Detail gegangen, nämlich in der Darstellung der Masken. Eine köstlichere Serie alter Schauspielermasken, wie die circa 50 Stück in Leipzig, besitzt kein anderes Museum. Der Humor, mit welchem diese boshaften, mürrischen, verwunderten, fröhlichen und feierlichen Gesichter geschnitzt sind, sprudelt nicht toller in den besten Netskés.

Ueber das japanische Material im Berliner Museum können wir leider nicht ausführlicher berichten, weil es, wie auch das chinesische, noch nicht ausgestellt ist. Auch in Betreff der ansehnlichen und interessanten Sammlung, die Dr. Hjalmar Stolpe in Stockholm aus Japan mitgebracht, müssen wir uns auf einen Hinweis beschränken. Der Schwerpunkt derselben liegt theils auf religiösem Gebiet, theils in der Beleuchtung der Theeceremonie. Der shintoistische Cultus ist kaum im Musée Guimet so gründlich veranschaulicht und die Theeceremonie ist in keinem anderen ethnographischen Museum auch nur annähernd so klar vorgeführt. Das mit grosser Umsicht erworbene Material beschränkt sich nämlich nicht darauf, diesen in das sociale Leben Japans so tief eingreifenden Brauch in seinen Hauptzügen darzustellen, es zeigt daneben alle Abweichungen des Ceremoniells, wie es in den verschiedenen Schulen auftritt. Eine lehrreiche, ausführliche Schilderung der Ceremonie selbst gibt Stolpe in seinem Katalog der Vanadis-Sammlung [1]).

Mit Ausnahme des Stockholmer Museums sind die orientalischen Sammlungen der ethnographischen Museen in Allem, was den Cultus in Japan und China betrifft, noch ziemlich dürftig ausgestattet. Die kleine Gruppe von Cultusgegenständen in der Siebold'schen Sammlung und einzelne hierhin und dorthin gerathene Idole oder gemalte Darstellungen chinesischer Götter waren lange Zeit das Einzige, was von den Religionsformen Ostasiens zu Gesichte kam, und die Bestimmung der Götzenbilder war obendrein so wenig zuverlässig, dass der Werth derselben gering war. Dies konnte ehemals nicht wohl anders sein, weil sich dem Erwerb, wie auch dem Bemühen um Erklärung der erworbenen Objecte, grosse Schwierigkeiten in den Weg stellten. In Japan war die Ausfuhr von Cultusgegenständen streng verboten; in China waren es hauptsächlich nur Figuren des

[1]) Vägledning genom Vanadis-utställningen i Valand 1887, S. 18 ff.

Kuan-yin und einiger anderer populärer Götzen, welche in den Küstenstädten in die Hände der Europäer geriethen. Die Erklärungen der erworbenen Sachen erhielt man öfters von Reisenden, welche keine Veranlassung hatten, sich über religiöse Ideen zu belehren; und selbst wo solche Mittheilungen von den Eingebornen herrührten, waren sie oftmals unrichtig. Der chinesische und japanische Laie kennt die Heerscharen der Götter, die seinen Himmel bewohnen, ebensowenig, wie der katholische Laie alle Heiligen kennt. Sichere Auskunft wird nur der Gelehrte geben können, welcher die Religion zum Gegenstand seines Studiums gemacht hat.

Seitdem die ostasiatischen Länder dem Europäer offen stehen, haben sich die Verhältnisse in dieser Hinsicht geändert. Serien von Cultusgegenständen sind nach Berlin, Leipzig und London gekommen, doch sind es immer nur noch Anfänge zu systematischen Sammlungen. Dahingegen hat Emil Guimet in dem von ihm gegründeten grossartigen Museum in Lyon ein Material zusammengetragen, das sowohl durch seine Reichhaltigkeit als seine Zuverlässigkeit für das Studium des ostasiatischen Cultus von allergrösster Wichtigkeit ist.

Das Musée Guimet wurde im Jahre 1878 in Lyon gegründet. Nachdem die Sammlungen dem Staat als Geschenk überwiesen sind, ist die Uebersiedlung derselben nach Paris nunmehr vollzogen. Der Zweck dieser Schöpfung war der, ein Centralinstitut für das Studium aller Religionsformen in's Leben zu rufen, die sich auf anderer Grundlage als der des Christenthums entwickelt haben. Einige derselben sind hinsichtlich ihres leitenden Gedankens und ihrer dogmatischen Lehrsätze wohl bekannt, wohingegen man über die Art und Weise, wie sie mittelst des Cultus im Leben auftreten, noch sehr wenig weiss. Die ursprünglichen Ideen sind im Laufe der Zeit von localem Fetischismus überwuchert, der das Wesen der Gottesverehrung völlig verändert hat, weshalb dieselbe nur mittelst der Idole und Cultusgegenstände erforscht werden kann. Dies gilt besonders von den asiatischen Religionen, welche überhaupt das grösste Interesse im Musée Guimet gewähren, während die alten Religionslehren Aegyptens, Griechenlands und Italiens, die allerdings dem Plane des Museums gemäss gleichfalls vertreten sind, an anderen Orten ausgiebiger beleuchtet werden.

Unter den asiatischen Sammlungen sind die chinesischen und japanischen am werthvollsten, weil die Beleuchtung der Religionsverhältnisse dieser Länder nirgends ihres Gleichen hat, wohingegen der Cultus des Brahmanismus, obwohl ebenso vollständig vorgeführt wie der Ostasiens, aus den Sammlungen in London, Berlin, Kopenhagen und München schon bekannt ist. Ausserordentlich bedeutend ist die Menge der Manuscripte und Cultusgegenstände, welche Emil Guimet zum Theil auf seinen Reisen in China und Japan selbst gesammelt hat. Aus Japan allein hat er nicht weniger als 300 Kakemonos religiösen Inhaltes, 600 Idole und 1000 Bände religiöser Schriften heimgebracht. Auf mehreren Gebieten ist der Stoff vollständig, auf anderen jedenfalls so umfangreich, dass er eine vollausreichende Charakteristik nicht nur der Hauptsachen, sondern auch von einer Menge Einzelheiten gibt, die nur mittelst Anschauung der Gegenstände selbst gegeben werden kann. Letztere sind begreiflicherweise in künstlerischer Beziehung von ungleichem Werth; jeder Gegenstand, welcher über das Wesen oder die Eigenschaften eines Gottes Aufschluss gibt, ist in die Sammlung aufgenommen, auch wenn die Ausführung noch so primitiv, so dass man in den Serien nicht selten die unscheinbarsten Dinge neben solchen findet, die durch hohes Alter und künstlerische Vollendung überaus kostbar sind.

Was aber diesem Museum den hohen Rang als wissenschaftliches Institut verleiht, ist nicht sowohl der Reichthum an Material, als auch die gewissenhafte Art, auf welche die Untersuchungen desselben betrieben sind. In richtiger Erkenntniss, dass eine absolut sichere Bestimmung des Stoffes nur von eingeborenen Gelehrten gegeben werden könne, hat Guimet Männer aus Indien und Ostasien berufen, die mit der Religion ihrer Landsleute wohl vertraut sind. Mit ihrer Beihilfe ist alsdann das Museum geordnet und in Folge dessen eine solche Autorität geworden, dass man behufs sicherer Bestimmung ostasiatischer Cultusgegenstände dort stets die gesuchte Belehrung finden wird. In zweien von dem Museum herausgegebenen Zeitschriften [1]) werden Uebersetzungen der in seinem Besitz befindlichen Manuscripte und eingehende Forschungen über die Religionen weiteren Kreisen kundgegeben.

China. Die officielle Religion des himmlischen Reiches, der Konfucianismus, kann seiner Beschaffenheit wegen in einem Museum nur spärlich

[1]) Annales du Musée Guimet, I—XI; Revue de l'histoire des religions, I—XV. Ein vortrefflicher beschreibender Katalog des Museums ist von dem Director M. L. de Milloué herausgegeben.

veranschaulicht werden. Konfucius befasste sich nicht mit metaphysischen Speculationen. Er erkannte das Dasein des höchsten Gottes, Shang-ti, an, der Gegenstand des Cultus des Kaisers für das ganze Volk ist, aber weder dieser Gott, noch die ganze Heerschaar niederer Götter, welche der alte volksthümliche Glaube geschaffen hatte und die trotz aller religiösen Reformen sich in der Erinnerung des Volkes behaupteten, sind in sichtbarer Weise dargestellt. Die Lehre war ursprünglich ein Moralsystem, welches sich mit den Angelegenheiten des Staates und des socialen Lebens beschäftigte. An die Stelle der Götterverehrung trat alsdann ein Ahnencultus, der ursprünglich nur ein sichtbarer Ausdruck der den Todten geweihten Achtung und Ehrfurcht war, später indessen unter dem Einfluss des Buddhismus in wirkliche Anbetung ausartete. Name, Titel und Lebensstellung der Ahnen werden mit goldenen Buchstaben auf die viereckigen Holztafeln, lin-paï, geschrieben, vor welchen das Familienoberhaupt seine Opfer an Speise und Räucherwerk niederlegt und seine Libationen vollzieht. Das Museum besitzt keine dieser Tafeln, welche von der Familie mit grösster Verehrung behandelt werden und von denen sie sich nicht trennen könnte, ohne sich eines Sacrilegiums [1]) schuldig zu machen. Dahingegen enthält es eine ansehnliche Reihe der Gefässe, die bei den Opfern benützt werden. Mit echt chinesischer Treue für die Tradition hält man fest an den alten Formen und der antiken Ornamentik. Die runde Blumenvase mit dem breiten Rande, die grossen Bronzevasen zum Aufbewahren des Weihwassers und die plumpen Räuchergefässe finden wir in allen Perioden, stets von gleicher Form und geschmückt mit dem Haupte des Fabelthieres tao-te, einer Art Löwe, der oft in rein ornamentale Schnörkel ausartet, mit den beiden Greifen, die ebenfalls zu Ornamenten umgewandelt werden, oder mit den Cicadenflügeln (tseng-wén) — den Motiven, welche überhaupt die ganze ältere chinesische Ornamentik beherrschen. Das einzige Bild, zu welchem der officielle Konfucianismus sich bekennt, ist das Porträt des grossen Philosophen selbst. Dass er dem Loos der meisten anderen Religionsstifter, mit der Zeit ein Gegenstand göttlicher Verehrung zu werden, entgangen ist, kommt ohne Zweifel daher, dass die Lehre des Konfucius eines eigentlich religiösen Inhaltes ermangelt, theils auch daher, dass sie früh zur Staatsreligion geworden ist und von dem „Sohne des Himmels“ selbst und den Gelehrten repräsentirt wird. Es sind ihm freilich in nahezu allen Städten Tempel errichtet, Nachbildungen des auf seinem Grabe errichteten Gebäudes, aber man verehrt in ihm nur den vortrefflichsten Mann der Nation, gleichsam die Verkörperung der chinesischen Denkungsart, ohne die Grenze zwischen Ehrerbietung und religiösem Cultus jemals zu überschreiten. Das Museum Guimet besitzt zwei Bilder des Konfucius, wie sie in den Tempeln und Examenssälen vorkommen; das eine auf Papier gemalt, wahrscheinlich von einem Japanesen, das andere eine kleine charakteristische Bronzestatue, welche den Philosophen als einen ehrwürdigen Alten darstellt in königlichem Gewande, das Haupt mit der Tiara yu-pén geziert und in Betrachtungen versunken [1]).

Im Gegensatz zur Lehre des Konfucius haben die beiden anderen chinesischen Religionen, der Taoismus und der Buddhismus, eine ausserordentlich zahlreiche Götterwelt. Beide Religionsformen sind so mit einander vermischt, dass es oftmals schwer fällt, zu unterscheiden, welche Göttertypen dieser oder jener Lehre angehören. Der Taoismus begann überhaupt erst unter Beeinflussung des Buddhismus Götterbilder zu machen; allein nachdem der Schritt einmal geschehen, wurde die Menge der Götter immer grösser, indem die Zahl derselben mit dem Verfall der Religion anwuchs. Das philosophische System Lao-tseus, dessen Kern metaphysische Speculationen bilden, wird zwar zum Theil noch von der höheren Priesterschaft bewahrt, aber so wie der Taoismus jetzt im Volke lebt, von niederen unwissenden Priestern vorgetragen, ist er nur noch eine Sammlung grober abergläubischer Vorstellungen, in der sowohl die Götter des alten China, grösstentheils personificirte Naturkräfte und Himmelskörper, als eine Menge Philosophen und Heroen als göttliche Wesen Platz gefunden haben.

Shang-ti, der Herr des Himmels, der oberste Gott des alten China, hat im Taoismus bildliche Gestalt erhalten. Das Museum Guimet besitzt ein Paar dieser seltenen Darstellungen, die an den Tafeln, die er in den Händen trägt, kenntlich sind. In der Lehre des Lao-tseu ist er die erste Person der höheren Dreiheit, welche die Welt regiert, und die einzige, die bildlich dargestellt wird. Diese übersinnliche Gottheit ist nämlich in dem Bewusstsein

[1]) Eine Beschreibung dieser Tafeln findet man in dem Werke de Groots: Les fêtes annuellement célébrées à Emoui Annales du Musée Guimet XI, S. 19).

[1]) Eine Abbildung in den Annalen des Musée Guimet, IV, Pl. V.

des Volkes von der niederen Dreiheit, der die Fürsorge für die Menschen überlassen ist, in den Schatten gedrängt. Zahllos und wohlbekannt sind die Darstellungen dieser Gruppe mit dem ehrwürdigen alten Yu-wang-shang-ti, dem Himmelsherrn, in der Mitte und ihm zur Seite Nan-kieu-laô-dzîn, der Gott des südlichen Kreuzes in Gestalt des Laotseu, und Lim-pao mit seinem Kinde, welches ihn als Gott des Glückes und der Fruchtbarkeit bezeichnet [1]).

Neben dieser Dreiheit findet man häufig Laotseu selbst als alten Mann mit langem Bart und auffallend hoher, höckeriger Stirn, entweder auf dem Rücken eines Büffels sitzend [2]), welcher ihn, einer alten Sage zufolge, gen Westen entführt, oder auf einem Hirsch, oder umgeben von seinen nächsten Schülern, den sogenannten Senninen. Unter diesen nehmen besonders die acht Patriarchen, eine Art Halbgötter, einen so hervorragenden Platz in dem Kreise der taoistischen Vorstellungen ein, dass sie zu den populärsten Figuren in China gehören. Bald findet man sie beisammen, bald einzeln oder paarweise als selbstständige Wesen dargestellt, häufiger auf allen möglichen Gebrauchsgegenständen, wo sie als rein decorative Figuren verwendet werden.

Die meisten taoistischen Götter sind gleich den Senninen Menschen, die für unsterblich erklärt sind und oftmals eine rein locale Bedeutung haben. Einige erfreuen sich dahingegen allgemeiner Popularität, zufolge der von ihnen repräsentirten Sphäre. Dies gilt z. B. von dem Gotte des Glückes und des Reichthums Thai-shin, einem alten Mann mit einem Metallbarren in der Hand, und von dem Kriegsgotte Kuang-ti, einem chinesischen Heros aus dem zweiten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, der stets als ein älterer, mit einer Rüstung bekleideter Mann von martialischem Aussehen dargestellt wird, gewöhnlich in Begleitung zweier Diener, die seine Waffen tragen [3]). Wegen seines Muthes, seiner Loyalität und seines Edelmuthes ist Kuang-ti auch der Patron der Kaufleute geworden, und seine Gelehrsamkeit hat ihm einen Platz unter den fünf Göttern angewiesen, unter deren Schutz die Wissenschaften stehen. In dieser letztgenannten Eigenschaft pflegt er in sitzender Stellung mit einem Buche in der Hand dargestellt zu werden. Den vornehmsten Platz unter den Schutzgöttern der Gelehrten nimmt übrigens Wen-shang-ti-kiun ein, gleich so manchen taoistischen Göttern ursprünglich eine Sterngottheit. Sein Bild [1]) wird sogar in den Tempeln des Konfucius angebracht und in fast allen chinesischen Städten, wo öffentliche Examen stattfinden, hat er seine eigenen Heiligthümer. Neben ihm steht als Beschützer der Wissenschaften Kweï-sing, der zugleich die Gottheit des Grossen Bären ist. Diese populäre Gottheit findet man im Museum Guimet sehr zahlreich vertreten. Es ist eine charakteristische Figur von dämonenartigem Aussehen mit verzerrtem Antlitz, auf einem Seeungeheuer stehend, in der einen Hand einen Pinsel, in der anderen öfters, als Symbol des Reichthums, einen Metallbarren, eine Andeutung, dass die Thätigkeit der Feder auch materielle Vortheile bringt [2]).

Das chinesisch-buddhistische Pantheon ist weniger reich an Göttern, als das der Taoisten. Es sind eigentlich nur wenige Gestalten, die sich wiederholen, aber deren Verehrung zum Ersatz dafür eine allgemeine ist.

Den höchsten Platz nimmt selbstverständlich Shakya-Muni ein. Seine bildliche Darstellung in Nirvana, auf einer Lotosblume, dem Symbol der Reinheit, sitzend, mit unbeweglichem Antlitz, die Beine gekreuzt — so wie er allgemein dargestellt zu werden pflegt, ist allbekannt. Nur die Lage der Hände ist verschieden, je nachdem sie seine Thätigkeit als predigender, barmherziger, oder in philosophische Betrachtungen versunkener Gott charakterisirt [3]). Diese Gestalt ist ein Idealtypus, in welchem das Wesen des Shakya-Muni Ausdruck erhält und derselbe wird fast unverändert zur Darstellung des Amitabha benutzt, des ersten der sogenannten Dhyani-Buddhas, dessen Anbetung in den Tempeln als Erlöser der Menschen ebenso allgemein ist, wie der Cultus des Shakya-Muni. Das Museum besitzt ausserdem ein paar seltene Figuren, in welchen der Religionsstifter, der Mensch Shakya-Muni uns in höchst realistischer Behandlung entgegentritt. Dies ist z. B. der Fall mit jenen kleinen Statuetten, die ihn als Kind zeigen, und in noch höherem Grade mit den bildlichen Darstellungen des bussfertigen Buddha. Eine vorzügliche Bronzefigur aus dem vorigen Jahrhundert stellt den Religionsstifter dar nach seiner Askese, abgezehrt und fast zum Skelet abgemagert,

[1]) Annales du Musée Guimet, XI, Pl. 1.

[2]) Annales du Musée Guimet, IV, Pl. VI.

[3]) Ueber die Legende des Kuang-ti vgl. a. a. O. XI, S. 96 ff. (Pl. III—V).

[1]) a. a. O. XI, Pl. VII.

[2]) a. a. O. S. 174, Pl. IX.

[3]) Milloué: Catalogue du Musée Guimet. Lyon 1883, S. 64.

mit langem schmalen Antlitz, das von kurzen wohlgeordneten Locken umgeben ist — eine ausserordentlich ausdrucksvolle Figur.

Neben Shakya-Muni und Amitabha erfreut sich der Heilige Kuan-yin in China und Japan der grössten Popularität. Er ist der erste der sogenannten Dhyani-Boddhisatvas, die nicht wie die übrigen Boddhisatva Gläubige sind, die durch ihr Leben den höchsten Grad von Heiligkeit erlangt haben, sondern geistige Söhne der Dhyani-Buddhas, von diesen geschaffen, um die Welt zu leiten und zu beschützen [1]). Um die Schöpfung zu erlösen, hat sich Kuan-yin 33mal als Mann, Weib und Thier incarnirt.

In China hat der Cultus dieses Boddhisatva, der in Thibet und in der Mongolei allgemein verehrt wird, eine besondere Form angenommen, indem diese ursprünglich männliche Gottheit in weiter Verbreitung als Göttin verehrt wird, in Folge einer Vermischung mit der älteren taoistischen Göttin Tien-heu, einer Jungfrau, die wegen ihrer Tugend und Heiligkeit in den Himmel aufgenommen wurde und den Beinamen „Herrscherin des Himmels" erhielt [2]). In China wird Kuan-yin jetzt sowohl von Taoisten wie Buddhisten in dieser Gestalt als Göttin der Barmherzigkeit verehrt und besonders von Frauen angerufen. Das Bild dieser Göttin mit einem Kinde auf dem Arm [3]) ist in allen ethnographischen Museen wohlbekannt. Nach Milloué's Erklärung ist dies Kind Zen-zaï ein Dämon, der, nachdem er durch Kuan-yin bekehrt worden, der eifrigste Verehrer des Buddhismus wurde; nach Groot dahingegen nur ein Attribut der Göttin in ihrem Charakter als Patronin unfruchtbarer Frauen. Diese Gruppe wurde früher als Nachbildung eines Madonnenbildes aufgefasst, und die Aehnlichkeit lässt sich allerdings nicht leugnen; allein abgesehen von der Unwahrscheinlichkeit, dass die Chinesen eines ihrer populärsten Idole sollten einer fremden Religion entlehnt haben, die so geringen und so kurzen Einfluss im Lande geübt wie das Christenthum, findet die Darstellung genügende Erklärung in der buddhistischen Legende, und das Wesen der Göttin, wie auch die Uebereinstimmung beider Darstellungen sind in Wirklichkeit nicht auffallender, als alle übrigen Analogien in dem katholischen und buddhistischen Cultus. De Groot bringt in seiner lehrreichen Schrift über die Jahresfeste in Emoui den Beweis, dass Kuan-yin in China fast ohne Ausnahme als Frau verehrt wird [4]). Im Museum Guimet ist dahingegen eine Reihe von Darstellungen des Heiligen als männliche aufgefasst und beschrieben; in diesen würde also die Darstellung Kuan-yin's als Boddhisatva festgehalten sein [5]). Die Gesichtszüge geben keine sichere Auskunft über das Geschlecht, sie können sowohl als männlich wie weiblich aufgefasst werden. Kuan-yin ist hier nämlich als eine junge, bartlose Gottheit dargestellt, mit sanftem, unbeweglichem Antlitz, mit dem allsehenden Auge auf der Stirne, das mit einem Blick das Weltall überschaut, und öfters mit geschlossenen Augen [6]). Stellung und Ausdruck zeigen grosse Aehnlichkeit mit Shakya-Munis, aber die Bilder Kuan-yin's sind kenntlich an der fünfzackigen Boddhisatvakrone mit der Buddhafigur oder der Vase vorn und mit dem Schmuck yinglo auf der Brust, beides Attribute der Boddhisatva. Ist die Figur sitzend dargestellt, ist sie öfters von zwei Schülern, einem männlichen und einem weiblichen begleitet, während das Fabelthier Kaï-tchi in Gestalt eines Drachens auf dem Sockel abgebildet ist und zu beiden Seiten zwei Zweige mit einer Vase und einem Vogel angebracht sind. Bisweilen hat der Heilige mehrere Arme, wie z. B. im Museum Guimet drei hübsche und interessante Statuetten von Bronze und vergoldetem Holz aus dem 17.—18. Jahrhundert ihn mit 16—18 Armen darstellen [7]).

Der Cultus des Shakya-Muni und besonders der niederen Gottheiten Amitabha und Kuan-yin beherrscht den ganzen chinesischen Buddhismus und ausser ihren bildlichen Darstellungen gibt es überhaupt keine solchen, welche der Götterwelt dieser Religion angehören. Um so zahlreicher sind die Bilder der legendarischen Gestalten, unter welchen besonders die sogenannten Lohans — die 500 ersten Schüler Buddha's — häufig vertreten sind, die eine ähnliche Rolle spielen wie die taoistischen Senninen. Von einer besonderen Ehrerbietung zeugen diese Darstellungen nicht. Sie erscheinen meistens als muntere wohlzufriedene Bonzen mit einem vorherrschend materiellen Ausdruck.

Zu den Lohans muss auch Pu-taï gerechnet werden. Ursprünglich ein chinesischer Priester unter der Dynastie Liang, berühmt durch seine Heiligkeit und Weisheit, wurde er unter die Götter aufge-

[1]) Milloué a. a. O. XXXV.
[2]) Milloué a. a. O. 139, 384.
[3]) Annales du Musée Guimet XI, Pl. XII.
[4]) a. a. O. XI, S. 186.
[5]) Milloué a. a. O. S. 84 ff.
[6]) Annales du Musée Guimet XI, Pl. XI, XIV.
[7]) Annales du Musée Guimet XI, Pl. XIII.

nommen und das Symbol des Glückes und der Zufriedenheit im Leben und als solches vielleicht die populärste Figur in China. Sowohl unter den Taoisten wie unter den Buddhisten trifft man unzählige Darstellungen des kleinen Mannes mit dem dicken Bauch und dem vergnügten Gesicht, entweder auf dem Sacke ruhend, der seine Gaben für die Menschen enthält, oder diesen von ihm unzertrennlichen Begleiter unter dem Arm tragend — ein redender Ausdruck für die Seite des menschlichen Lebens, die er repräsentirt. Einen Gegensatz zu ihm bildet der erste Apostel des Buddhismus in China, Dharmaraja, von den Chinesen Tamo genannt, der als kleiner Mann von stämmigem Wuchs im priesterlichen Gewand, mit hässlichen, fast dämonischen Zügen und finsterem Ausdruck dargestellt wird. Diese Figuren sind selten im Museum; die wenigen vorhandenen zeigen ihn barfuss; in der Hand trägt er einen seiner Schuhe; den zweiten hatte er der Sage zufolge im Grabe vergessen, als er demselben entstieg und nach Indien zurückkehrte [1]).

Japan. In Japan ist die Vereinigung der beiden Hauptreligionen des Landes, des Shintoismus und Buddhismus noch weiter gediehen als in China, besonders durch den Compromiss, welchen Kobo-Daïshi (im 9. Jahrhundert) zu Stande brachte, indem er nachwies, dass die beiden Religionen im Grunde nur verschiedenartige Offenbarungen derselben Gottheit seien. Deshalb verehrt ein jeder die Götter, für die er besondere Vorliebe hat, gleichviel, ob sie japanischen oder indischen Ursprunges sind, und mancher gottesfürchtige Mann weiht seinen Cultus abwechselnd den Kamien oder den fremden Göttern [2]).

Ein Gang durch das Museum Guimet genügt, um einen lebhaften Eindruck davon zu empfangen, wie weit diese Verschmelzung gediehen ist, oder richtiger, um zu lernen, in welcher Ausdehnung der Buddhismus die Götter und Heroen der ursprünglichen Religion in sein Pantheon aufgenommen hat. Die Darstellung des japanischen Buddhismus ist in dem Museum in Betreff der meisten Secten vollständig.

Der eigentliche Shintoismus kennt keine Idole. In dem kahlen Tempel steht der einfache Altar mit dem Schwerte, dem Spiegel und dem sogenannten Gohei. Erstgenanntes bildet das Palladium des japanischen Volkes, das heilige Schwert, das die Sonnengöttin ihrem Sohneskinde verlieh, der Spiegel ist eine Nachbildung desjenigen, welchen die Göttin ihren Nachkommen mitgab, auf dass sie in demselben stets die Seele der Mutter erblickten und die Wahrheit fänden, während die Gohei, eine Anzahl weisser Papierstreifen, die auf besondere Art gefaltet und an einen hölzernen Stab befestigt sind, ursprünglich nichts anderes als einen einfachen Staubwedel im Tempel bildeten, der später gebraucht wurde, um während des Gebetes die Unreinheiten aus der Luft zu entfernen und schliesslich als ein Symbol der Reinheit der Gottheit auf den Altar gestellt wurde.

Erst nach der Einführung des Buddhismus in Japan hat eine shintoistische Secte einige der untergeordneten Kami dargestellt, nämlich die Götter, Heroen und göttlichen Kaiser, deren Cultus die eigentliche Grundlage der Religion, die Anbetung der Sonne und der Naturkräfte beim Volk in Vergessenheit gerathen liess. Aber diese Secte ist nunmehr officiell verboten, und von den Figuren, die sie geschaffen, werden jetzt nur einige wenige von den Shintoisten verehrt. Am häufigsten begegnet man unter denselben Inari, dem Gott des Reichthums.

Dahingegen haben alle Götter des alten volksthümlichen Glaubens in dem Buddhismus Platz gefunden und bilden mit den indischen Göttern zusammen eine Religion, die in ihrer fetischistischen Form von den spiritualistischen Ideen, die Buddha gepredigt, durchaus verschieden ist.

Eine jede der sechs Secten, in die der japanische Buddhismus zerfällt, tritt im Museum in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit auf, indem sie durch Idole und Cultusgegenstände erläutert wird. Unter letzteren befindet sich das sogenannte Mandara, eine Darstellung des Pantheons der Secte, welches uns die von derselben verehrten Gottheiten kennen lehrt. Eines der charakteristischsten dieser Mandara ist dasjenige, welches in der Mitte des japanischen Saales im Museum aufgestellt ist, eine Gruppe grosser Figuren, getreue Copien in Originalgrösse von neunzehn der thätigsten Buddhas, die Kobo-Daïschi in einem Tempel in Kioto aufgestellt hat [1]). Es veranschaulicht in lehrreicher Weise, wie das Wirken der göttlichen Kräfte in der Welt und die Art, auf welche Buddha die Menschen zu erlösen sucht, von der Secte Sin-gon aufgefasst wird. Das Mandara

[1]) Milloué a. a. O. S. 264.

[2]) Bousquet: Le Japon de nos jours, II, 95.

[1]) Milloué a a. O. 203.

ist in drei Gruppen getheilt. In der mittleren thront in erhabener Ruhe der oberste Buddha Daï-Niti-Niuraï, der alles inspirirt und dessen erhobener Zeigefinger ein Symbol der Vernunft ist, welche die durch die fünf Finger der linken Hand symbolisirten fünf Elemente durchdringt und beherrscht. Er ist die buddhistische Vollendung. Um ihn gruppiren sich 4 grössere und 4 kleinere Figuren, die unmittelbaren und secundären Emanationen seines Wesens. Erstere stellen seine Tugenden dar, verkörpert durch ewig contemplative Wesen, welche die menschlichen Buddhas inspiriren und den indischen Dhyani-Buddhas entsprechen. Die anderen, kleineren Figuren sind Wesen niederen Ranges, die auf Erden gelebt haben und denen obliegt, die oberste Gottheit im Himmel zu unterstützen. Wie alle buddhistischen Götterbilder, haben auch diese Figuren einen fast leblosen Ausdruck und sitzen in Nachdenken versunken; nur die Hände, die in der Symbolik eine so grosse Rolle spielen, verleihen dem göttlichen Walten in jedem einzelnen Fall Ausdruck.

Die Gruppe zur Rechten besteht in fünf kleineren Figuren, die, wie man glaubt, alle von den Gottheiten in der Mitte inspirirt werden. Sie stellen die sogenannten Bousats dar, Wesen, die selbst Buddhas geworden, aber freiwillig zur Erde niedergestiegen sind, um die Menschen zu erlösen, bevor sie der ewigen Ruhe Nirvanas geniessen. Sie sind keine directen Emanationen des Daï-Niti-Niuraï und der Dhyani-Buddhas, sondern nur von ihnen inspirirt und entsprechen demnach den indischen Boddhisatvas und trachten wie diese danach, die Menschen durch Milde und Ueberredung zu bekehren. Ihr Ausdruck ist mit ihrer Thätigkeit im Einklang: auf ihrem Antlitz liegt die gewöhnliche erhabene Ruhe, aber die ausdrucksvollen Hände bezeichnen Friede und Liebe.

Die Gruppe zur Linken entspricht in Betreff der Anzahl und Grösse der Figuren der rechten. Sie veranschaulicht die Transformation der Mittelgottheiten als Tembou, Wesen, welche die Erlösung der Menschen durch Gewalt und Furcht herbeizuführen suchen. Daï-niti tritt hier so abschreckend wie möglich auf, nämlich in Gestalt eines Dämons mit verzerrtem Antlitz, mit einem Schwert, um die Leidenschaften niederzuhauen, und einem Tau, um damit die bösen Geister zu binden. Auch die übrigen Dhyani-Buddhas haben in dieser Transformation ähnliche Gestalten, um durch ihr Erscheinen die Menschen davon abzuschrecken, den unrechten Weg zu wandeln. Auch sie sind bewaffnet, um die bösen Anwandlungen mit Gewalt zu bekämpfen.

Das hier beschriebene Mandara ist nur als ein Beispiel gewählt, nicht etwa weil es eine allgemeine Regel bildet. Andere Secten haben andere Formen des höchsten Buddha für ihre Verehrung gewählt, eine einzige stellt sogar das durch eine Holztafel symbolisirte Gesetz über Buddha dar. Allein so verschieden die Secten sind, findet man doch gewisse Gottheiten fast in allen wieder. Unter diesen erscheinen, wie in China, Amida und Kuan-non am häufigsten. Ersterer ist auf einem Lotos stehend und mit einer Glorie um das Haupt als Seelenführer dargestellt, der andere, mit der Boddhisatvakrone geschmückt, sitzt in Gedanken versunken, in einer Lotosblüthe. Eine grosse Anzahl von Göttern sind ursprünglich brahmanisch; sie sind in den Buddhismus aufgenommen, aber selbstverständlich den höchsten Wesen dieser Religion untergeordnet. Brahma selbst, eine Figur mit vier Köpfen und vier Armen, von denen der eine eine Lanze trägt, die anderen drei Schlangen halten, ist der Erhalter der Welt und Herrscher in einem der Paradiese des Buddhismus geworden. Seine Gattin, Sarasvati, wird wie in Indien unter dem Namen Ben-ten als Göttin der Liebe, der Schönheit und der Musik verehrt. Garuda, der auch in Japan mit einem Vogelkopf dargestellt wird, wird als König der Vögel verehrt, der die Fähigkeit verleiht, Wunder zu verrichten. Eine grosse Rolle spielt auch der indische Gott Yemma, der Beherrscher der Unterwelt. Er wird als ein Wesen mit dämonischen Zügen abgebildet, der im chinesischen Königsornat, das Scepter in der Hand, an einem Tische sitzt; vor ihm liegt das Buch aufgeschlagen, in welchem der Lebensweg jedes Menschen aufgezeichnet ist. Sobald das Leben zu Ende, wird die Seele in die Unterwelt geführt, und in dem vor dem Richter stehenden Spiegel sieht der Verstorbene seine Handlungen vorüberziehen. Das Ergebniss der Wägung auf der verhängnissvollen Wagschale ist massgebend für das Urtheil Yemma's, ob die Seele, wenn sie tugendhaft gewesen, als Geist, Gott oder Boddhisatva wiedergeboren werden soll, oder in welcher Abtheilung der Unterwelt sie ihren Platz erhält, falls sie schuldig befunden worden. Wie es in der Hölle aussieht, lehrt ein vortrefflicher Kakemono des Museums, der in einer Reihe abschreckender Bilder die Strafen der Sünder in den verschiedenen Abtheilungen der Unterwelt vorführt, Bilder, die in ihrer naiven Ausführung ein würdiges

Seitenstück zu den Darstellungen des jüngsten Tages unserer Gothik bilden.

Während die hier genannten Gottheiten und noch einige andere aus dem Brahmanismus aufgenommen worden, findet man in dem buddhistischen Pantheon mehrere Götterfiguren einheimischen japanischen Ursprunges, die ausschliesslich mit dem Buddhismus verbunden sind. Unter diesen ist Jiso der populärste, ein Boddhisatva, der den Himmel verlassen hat und zur Erde niedergestiegen und Fleisch geworden ist in der Gestalt eines Priesters, um die Kranken zu heilen und die Seelen zu erlösen. Seine eigentliche Aufgabe ist es, die kleinen Kinder aus der Hölle zu befreien, wohin sie gekommen wegen der Sünden, die sie in einem früheren Dasein begangen haben. Deshalb begegnet man ihm auf allen Darstellungen der buddhistischen Hölle. Das Museum Guimet besitzt mehrere sehr gute Statuetten von ihm, die ihn als älteren Mann zeigen mit freundlichem, aber unbeweglichem Gesicht, in der einen Hand einen Bettelstab, in der andern die Schale von kostbarem Gestein. Allgemein wird auch ein alter Mann mit höchst zufriedenem Gesichtsausdruck verehrt (Yen-no-guio-dja), ein Asket, welcher die Berge liebte, und den der Volksglaube zum Beschützer der Reisenden gemacht. Er ist stets mit dem Ringstabe, dem Wanderstabe und einem Paar ungeheurer Sandalen dargestellt.

Gemischten Ursprunges sind die sieben sogen. Glücksgötter, die unter sämmtlichen japanischen Gottheiten der grössten Popularität geniessen. Sie sind gewissermassen ein Seitenstück zu den acht Unsterblichen in China, doch werden sie nicht mit demselben Ernst betrachtet. Jeder für sich ist ursprünglich eine ehrwürdige Gottheit, deren Wiege in Indien und China gestanden; aber durch den Einfall eines Künstlers zu einer Schaar vereinigt, sind sie häufiger eine Zielscheibe der Ausgelassenheiten der Japaner, als Gegenstand ihrer Ehrerbietung. Desungeachtet befindet sich unter ihnen eine so hohe Gottheit wie der alte Fuku-roku-dju, dessen Name allein das Glück in allen seinen Formen bedeutet: Ansehen, Reichthum, langes Leben — und dessen unverhältnissmässig hohe Stirn die höchste Weisheit umschliesst. In Zeichnungen, auf Lackarbeiten, in Figuren von Porzellan, Holz und Elfenbein wird er mit seinem Stock und Buch oder in Begleitung des Kranichs in den groteskesten Stellungen und Formen dargestellt. Nicht besser als ihm geht es seinen Genossen. Das Museum Guimet besitzt eine köstliche Sammlung dieser Götterfiguren, in welchen die Künstler ihrer Laune die Zügel schiessen liessen. Besondere Lieblinge des Volkes und stete Zielscheibe für ihren Uebermuth sind der Gott der Zufriedenheit, der immer fröhliche Hotei mit seinem dicken Bäuchlein und seinem Sack, und Dai-koku, der Gott des Reichthums, mit seinem Reissack und dem Berghammer, mit dem er die Schätze aus dem Schooss der Erde hervorholt. Aber auch die übrigen bleiben nicht unverschont. Yebis, den Gott des Handels und der Fischerei, den einzigen schintoistischen Gott in der ganzen Versammlung, den Himmelskönig Bishamon, die zitherspielende Ben-ten und den ehrwürdigen alten Dju-ro-djin mit seinem Hirsche, sieht man oft in Situationen, die sich für göttliche Wesen wenig ziemen. Diesen Göttern schliesst sich eine Reihe legendarischer Personen und Rakans, Schüler Buddha's, an, in Figuren und Malereien dargestellt, unter welchen fünf Gemälde aus einem Tempel bei Tokio zu den grössten Schätzen des Museums gehören.

So verlockend es wäre, länger in diesem unvergleichlichen Museum zu verweilen, gestattet doch der begrenzte Raum dieser Blätter kein tieferes Eingehen auf diesen interessanten Stoff. Man verlässt die Räume voll Bewunderung für den Ernst und die Energie, womit dort gearbeitet ist, um Licht über völlig dunkle, schwierige Gebiete zu bringen, und mit tiefer Hochachtung vor dem Manne, dessen Liebe zur Wissenschaft ein Institut geschaffen hat, das durch seine grossartige Anlage dem Studium der Religionen einen neuen überaus reichen Stoff zu Gebote stellt. Es war ein glücklicher Gedanke von Emil Guimet und zugleich ein neuer Beweis von seinem Interesse für die von ihm angeregte Sache, dass er sein Museum dem Staate Frankreich als Geschenk überwiesen. In Paris, wo es leichter zugänglich ist als in Lyon, wird es erst seinen vollen Nutzen schaffen und in Verbindung mit der sich dem Museum anschliessenden orientalischen Schule Sinn und Interesse für Religionsstudien auch in weiteren Kreisen wecken. —

Hiermit ist unsere Umschau beendigt. Obgleich nur das Hauptsächliche berührt worden und Manches, was eines ausführlichen Berichtes bedurft hätte, nur kurz erwähnt werden konnte, wird doch aus dem Vorhergehenden so viel zu Tage treten, dass das Resultat des energischen Sammelns in den letztverflossenen Jahren ein weit grösseres ist, als man bei dem Beginn des systematischen Sammelns in

grösserem Maassstabe zu erwarten berechtigt war. Aus verschiedenen ethnographischen Gebieten liegen Sammlungen vor, die allen Anforderungen in Betreff der Vollständigkeit und correcter Bestimmungen genügen; grösser ist die Zahl derer, von welchen ein Material vorhanden, das, wenngleich nicht erschöpfend, doch genügt, die Grundzüge der Cultur der verschiedenen Völkergruppen deutlich erkennen zu lassen. Aber noch ist manche Lücke zu füllen. Nach einigen Richtungen wird man niemals weiter kommen, als man jetzt gelangt ist. Aber ringsum in der Welt, in allen fremden Welttheilen treten die Europäer mit immer neuen Völkern in Verbindung und bei dem jetzt geweckten lebhaften Sinn für ethnologische Beobachtungen wird jede neue Forschungsreise durch das heimgebrachte, mit Sorgfalt gewählte Studienmaterial die Museen ihrem angestrebten Ziel um einen Schritt näher bringen.

Es ist in vorstehenden Blättern ausschliesslich von dem Material in den ethnographischen Museen die Rede gewesen und von dem Eifer, der beim Einsammeln desselben entfaltet worden; der zweiten ihnen obliegenden Hauptaufgabe, der inneren Ordnung und der Classification der Sammlungen ist gar nicht gedacht worden. Für eine gründliche Prüfung der in dieser Beziehung massgebenden Principien ist der Raum hier zu knapp bemessen, doch können wir die oft discutirte Frage nicht ganz mit Stillschweigen übergehen und erlauben uns zum Schluss einige darauf bezügliche Bemerkungen anzufügen.

Für die Ordnung eines ethnographischen Museums sind zwei verschiedene Systeme in Vorschlag gebracht; eines, das man das sociologische nennen könnte, und das ethnographische. Das erstgenannte hatte seinen wärmsten Fürsprecher in Jomard. Seine Idee war die Schöpfung eines Museums, das die primitiveren Stadien in der Entwicklung des Menschengeschlechtes auf allen Gebieten des geselligen Lebens veranschaulichen würde. Das Material sollte deshalb nicht nach seinem ethnologischen Ursprunge, sondern nach der Art der Gegenstände geordnet werden, so dass Alles, was von gleicher Beschaffenheit war und dieselbe Nutzanwendung hatte, zu Hauptgruppen vereinigt würde. Die Unterabtheilungen sollten geographisch zusammengestellt werden und die ethnischen Unterschiede vorführen. „En étudiant et en suivant une telle collection, depuis son commencement jusqu'à sa fin, l'on aurait sous les yeux un tableau successif et progressif de l'industrie de l'homme depuis ses besoins les plus impérieux jusqu'aux développements du luxe“ [1]).

Jomard's weitere Ausführung dieser Grundidee ist höchst anziehend. Der natürlichen Entwicklung folgend, will er mit den Gruppen solcher Gegenstände beginnen, die für die ersten Bedürfnisse des Menschen unentbehrlich sind, — Geräthe für Jagd, Fischfang, Ackerbau etc. — alsdann Kleidung, Wohnung, Hausgeräth, Krieg, Kunst und Wissenschaft folgen lassen und abschliessen mit den Gruppen, welche Sitte und Brauch und Religion beleuchten. Nichtsdestoweniger erweist sich dieser Plan in seiner Gesammtheit schon deshalb als total verfehlt, weil er das, was in einem ethnographischen Museum die Hauptgruppen bilden soll, für die Unterabtheilungen verwenden will, und umgekehrt. Das ethnologische Gesammtbild wird in lauter Einzelheiten aufgelöst; durch die Ordnung nach ihrer Art und Bestimmung werden die Gegenstände aus ihrem natürlichen Zusammenhang herausgerissen und verlieren dadurch den Hintergrund, der für das Verständniss unbedingt nöthig ist. Auf jeder Culturstufe besteht zwischen den verschiedenen Lebensäusserungen eines Volkes ein innerer Zusammenhang, zwar nicht die „Harmonie“, kraft derer man von der Entwicklung auf einem Gebiete auf eine gleichartige Erscheinung auf einem anderen geschlossen hat, wohl aber ein Zusammenhang, der durch viele verschiedene Umstände, wie Klima, Naturverhältnisse, geistige Entwicklung, Beziehungen nach auswärts u. s. w. bedingt ist, und diesen Zusammenhang darf man in einem Museum um des Verständnisses einer bestimmten Entwicklungsstufe willen nicht stören. Die einzelnen Arten von Gegenständen können zwar, auch wenn sie von dem ethnographischen Ganzen losgetrennt sind, für das Studium der Geschichte, der Industrie und Technik ihre Bedeutung bewahren, aber sie verlieren ihren Werth für das Studium des Volkes. In einem ethnographischen Museum lässt sich nicht trennen, was ethnographisch zusammengehört.

Das zweite Princip für die innere Ordnung eines Museums ist das rein ethnographische, welches schon von Siebold in seinem Antwortschreiben an Jomard befürwortet wurde [2]). Das System, welches die Vereinigung aller Gegenstände von demselben Volksstamm fordert und die einzelnen Stämme je nach ihrer Verwandtschaft zu ethnologischen Gruppen

---

[1]) Lettre à M. Ph. Fr. de Siebold, S. 10.

[2]) Sur l'utilité des Musées ethnographiques. S. 16.

zusammenfügt, ist an und für sich ein so einfaches, natürliches, dass es nunmehr allgemein adoptirt ist. Die mehr oder minder werthlosen Systeme hinsichtlich der Verwandtschaft der ganzen Menschheit, die früher in der Ethnographie eine so grosse Rolle spielten, sind jetzt aufgegeben. Auf streng inductivem Wege sucht man den wissenschaftlichen Bau auf den Grund sorgfältiger Untersuchungen der einzelnen Stämme und Völkergruppen aufzuführen, in richtiger Erkenntniss, dass man nur allmälig, je nachdem die anthropologische und ethnographische Arbeit fortschreitet, die Lösung der Probleme bezüglich der inneren Verwandtschaft der Völker werde erzielen können. In gleicher Weise sucht man eine Grundlage für ein wissenschaftliches Studium der Culturgeschichte zu gewinnen. An Theorien über die Entwicklung des Menschengeschlechtes in materieller und intellectueller Beziehung, über Fortschritt und Rückschritt bei primitiven Völkern, hat es niemals gefehlt; aber auch hier lässt sich ein sicheres Resultat nur auf inductivem Wege erlangen und es erfordert zahllose Detailuntersuchungen, bevor man die von der Ethnologie angestrebte Totalauffassung gewinnen wird. Unter diesen Umständen erweist sich die Anordnung eines Museums nach dem ethnographischen Princip als die einzig brauchbare. Sie gewährt keine Lösung grosser Fragen, sie gibt keine Resultate von zweifelhaftem Werth, aber sie gewährt, was man von jeder beschreibenden Behandlung der Ethnographie fordert, ein Material, das durch die Art seiner Gruppirung möglichst leicht zugänglich wird für Untersuchungen und dieselben möglichst fördert.

Auf diese Weise allein wird das Museum im Stande sein, die verschiedenen Culturzustände, so wie sie bei den einzelnen Völkern zur Erscheinung kommen, an's Licht zu ziehen, und indem es die Hauptstämme zusammenhält, ein Bild von der verschiedenartigen Entwicklung innerhalb dieser oder jener Völkergruppe zu liefern. Alle wichtigeren europäischen Museen haben ihrer inneren Ordnung das ethnographische Princip zu Grunde gelegt, aber in der Durchführung desselben sind nicht alle gleich glücklich gewesen. Es gibt noch jetzt Sammlungen, wo Zufälligkeiten stark mitspielen, und diese zeigen deutlich, wie nothwendig die Consequenz in dieser Hinsicht ist, wenn das Museum nicht zu einem blossen Speicher herabsinken soll.

Für ein grosses Museum ist aber die Durchführung einer Aufstellung innerhalb der ethnographischen Umrahmung allein nicht ausreichend. Zu Gunsten der Uebersichtlichkeit müssen eine Anzahl Unterabtheilungen geschaffen werden für die nothwendige Detailgruppirung des Materiales. Hier sind die Anforderungen dieselben, die man an ein wohlgeordnetes culturhistorisches Museum stellt, dass man nämlich das, was zusammengehört, nicht trennen darf. Innerhalb der einzelnen Völkergruppen mögen Gegenstände gleicher Art und gleicher Nutzanwendung zu Gruppen vereinigt werden, die für sich allein eine Seite des menschlichen Lebens und Schaffens beleuchten, und mit einander eine übersichtliche, wohlgegliederte Darstellung von den Zuständen eines Volkes geben. Und für eine derartige Gruppirung gibt es keine bessere Grundlage als den Plan Jomard's. Seine Hauptgruppen bilden in ihrer natürlichen Begrenzung und systematischen Zusammenstellung vorzügliche Unterabtheilungen in einem ethnographisch geordneten Museum. Sie bedingen eine Eintheilung des Materials, wodurch dieses zu einem durch mannigfache Abstufung des Colorits ausgezeichneten Bilde der verschiedenen Völkerschaften sich zusammenfügt, indem es alle Lebensgebiete darstellt, von den ersten Anfängen des Schaffens, der Sicherstellung der Lebensbedingungen bis zu den höheren Functionen des Gemeindelebens.

Eine solche Ordnung ist jedoch noch keineswegs in allen Museen durchgeführt. Das India Museum, das Museum in Leyden und das Museum im Trocadero sind ausser demjenigen zu Kopenhagen die einzigen, welche eine detaillirte Classification ihrer Sammlungen vollzogen haben. Selbst in fertig aufgestellten Museen, wie das British Museum und die Museen in Rom und München, scheint man für die Bedeutung derselben das Auge noch nicht geöffnet zu haben und in den deutschen Museen, deren Neuordnung gerade jetzt vor sich geht, ist man noch nicht so weit mit der Arbeit vorgeschritten. Es ist dies eine wichtige Aufgabe, die erst in befriedigender Weise gelöst werden kann, wenn die Durcharbeitung des kolossalen, in stetem Wachsen begriffenen Materials einst beendigt sein wird. Erst dann werden die Museen auch hinsichtlich ihrer Ordnung und Aufstellung den Platz einnehmen, der ihnen ihrem Inhalte nach gebührt.

Das Schamanentum der Jakuten.

Nach dem Russischen des V. L. Priklonskij

von

Dr. Friedrich S. Krauss.

Vorbemerkung.

In den Mittheilungen unserer Wiener Anthropologischen Gesellschaft vom Jahre 1886 widmete ich Priklonskij's Arbeit [1]) eine Anzeige, in welcher ich die besondere Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf die wichtigen und werthvollen Angaben der Schrift zu lenken bemüht war. In Anbetracht der grossen Bedeutung dieses eigenartigen und seltenen Materials und in der Absicht, dasselbe der deutschen Wissenschaft zugänglich zu machen, ertheilte mir unser Präsident den ehrenvollen Auftrag, das Werkchen zu verdeutschen.

Zu meiner damaligen Anpreisung der Schrift brauche ich jetzt umsoweniger etwas hinzuzufügen, als sich ja der Leser nun selber darüber ein Urtheil wird bilden können. Bemerken muss ich nur noch, dass Priklonskij hier auch die einschlägige ältere, für uns Westeuropäer so gut wie unzugängliche sibirische Literatur mit reifem Sachverständniss und gutem Geschmack zu verwerthen gewusst hat, dass er also nicht ausschliesslich eigene Beobachtungen mittheilt. Von seinen sibirischen Correspondenten verdient der Lehrer Pripuzov namentliche Erwähnung. Von Priklonskij's eigenen Betrachtungen und Erwägungen durfte ich nur wenige aufnehmen. Ueber das Schamanentum ist schon so viel geschrieben worden, dass man die daran sich anknüpfenden Fragen in unserem Falle entweder gar nicht oder in einer weit ausführlicheren Weise, als dies bei Priklonskij geschehen, behandeln muss.

Als Uebersetzer nahm ich mir die Freiheit, unter Anderem manchen veralteten Ausdruck Priklonskij's, dem Stande unserer Forschung gemäss richtigzustellen. Wenn ich späterhin im Einzelnen darauf nicht mehr aufmerksam mache, so geschieht dies aus dem Grunde, weil man einem Manne, der uns so viel Neues und Gutes darbietet, mit kleinlich erscheinenden Nörgeleien nicht zusetzen soll.

Die Darstellung im Originale ist klar, schmucklos und meist sachlich gehalten, nur zuweilen ist die Satzfügung wegen mancher sibirisch-russischer Eigenthümlichkeiten schwerer verständlich, doch immerhin verständlich.

Bei der Umschreibung der jakutischen Worte und Wendungen der Vorlage aus der cyrillischen in die Lateinschrift hielt ich es für angezeigt, die russische Lautbezeichnung genau beizubehalten. Die richtige Wiedergabe der mir sonst fremden jakutischen Lautwerthe kann ich weiter nicht verbürgen.

Krauss.

Die religiöse Anschauungsweise. Der Naturmensch ist seiner Auffassung nach durch und durch Materialist; abstracte Begriffe sind für seinen Verstand unerreichbar. Beim Naturmenschen geniessen göttliche Wesen nur so lange ein Ansehen, als sie ihm einen materiellen Nutzen gewähren. Die Geschichte ist überreich an Beispielen, dass verlorene Schlachten der Beweggrund zur Lossagung von den früheren Gottheiten gewesen. Die alten Gottheiten haben ihre Hilfe versagt, folglich und selbstverständlich muss man sich neue suchen, — das ist die Logik des Naturmenschen. So mancher von uns hatte schon Gelegenheit zu hören, dass die Mongolen nach einem glücklichen Ausgang einer Unternehmung ihren Idolen den Mund mit Speisen zu bestreichen pflegen, im Falle eines Misserfolges aber eben diese Idole mit Ruthen durchschmitzen.

Sobald wir uns mit dem Gesichtspunkte vertraut machen, dass der Nichtculturmensch seine Gottheiten nur insoweit schätze, als sie ihm Nutzen bringen, so wird es klar, dass im Falle einer Erschütterung der Autorität der betreffenden Gottheiten die dogma-

[1]) In den: „Izvestija vostočno-sibirskago otdjela imperatorskago russkago geografičeskago obščestva". Tom XVII. Nr. 1—2. Irkutsk. 1886.

tische Seite der religiösen Anschauung und Lehre des Naturmenschen eine unvergleichlich stärkere Einbusse als die praktische erleiden müsse.

Die Zertrümmerung des jakutischen Staatswesens durch eine Handvoll kühner Ankömmlinge und die Reihe administrativer Massnahmen, welche von den altgläubigen Eroberern ergriffen wurden, mussten schliesslich in den Augen der Jakuten die Bedeutuug ihrer alten einheimischen Gottheiten gewaltig tief sinken lassen. Sie begannen der Vergessenheit anheimzufallen. Die Thätigkeit der Missionäre war diesem Umschwung der Dinge nur förderlich.

Daher sind die Gottheiten wirklich fast ganz vergessen worden. „Ich kann nicht umhin, zu bemerken", sagt Middendorf, „dass ich auf Fragen über die Eigenthümlichkeiten verschiedener Geister und deren besondere Namen von meinen Leuten keine näheren Aufklärungen erhalten konnte, bis sie mir erst auf stärkeres Eindringen erklärten, einst sei es so gewesen. Die ehemals besser entwickelte Religionslehre ist eben in Vergessenheit gerathen. Vor mir zeigten sich nur mehr Bruchstücke, Trümmer einer früher bestandenen Lehre." Die gegenwärtigen Vorstellungen von den Gottheiten, sagt beiläufig dreissig Jahre später Theodor Solovjev in seiner Abhandlung: „Die Ueberreste des Heidentums bei den Jakuten", sind mit christlichen Begriffen durchmengt. Der christliche Monotheismus dient nun als Grundlage allen ihren Vorstellungen. Der gegenwärtige Zustand stellt allem Anschein nach die letzte Phase des sich auslebenden Schamanentums dar.

Indessen sind die Lebensbedingungen der Jakuten auch nach ihrer Unterwerfung unter russische Botmässigkeit beinahe dieselben wie ehedem geblieben. Es ist immer noch dieselbe Unsicherheit der Existenz; dieselben ungenügenden gesundheitlichen Daseinsbedingungen bestehen noch immer so für die Menschen als für die Thiere. Die Opferpriester aber haben noch immer und überall in sich vereinigt die Stellung und die Pflichten von Religionswahrern, Aerzten und Wahrsagern (Propheten).

Aus Mangel an geschulten Aerzten musste der Jakute im Nothfalle, selbst nachdem er den früheren Glauben an seine Gottheiten verloren, nach altem Brauche bei jeder Gelegenheit, wenn ihm ein Glied seiner Familie oder ein Stück aus seinem Viehstand erkrankte, seine Zuflucht zur Hilfe des Schamanen nehmen. Vereinzelte Fälle von wirklich eingetretenen Heilungen hielten den Glauben an die wunderthätige Kraft der Schamanen aufrecht und verhinderten das Sinken ihrer Autorität.

Bei der vollen Unsicherheit seiner Subsistenzmittel muss den Jakuten selbstverständlich ununterbrochen die Frage in Anspruch nehmen, ob die bevorstehende Jagd oder der Fischfang genug reichlich sein werde, um ihn oder seine Familie mit Nahrung zu versorgen. Behufs Beantwortung dieser Frage meldet sich unter Anerbietung seiner Dienste der Schamane an. Wie sollte ein Mensch auf einer so niedrigen Entwicklungsstufe, der so ganz und gar zum Wunderglauben hinneigt, es versäumen wollen, daraus seinen Nutzen zu ziehen? In Sonderheit wenn furchtbare und unbegreifliche Naturerscheinungen von der Art der Schneestürme oder des Nordlichtes den Naturmenschen ausser Rand und Band bringen und ihn in unablässiger Furcht für sein Leben halten.

Ständige Abgeschiedenheit gestattet es dem Jakuten, sich gewöhnlich in sein Inneres zu vertiefen. Er steht immer da einsam und allein mit seinen Gedanken; daher erscheint es natürlich, dass seine geistige Thätigkeit eine gewaltig angespannte, seine Phantasie erhitzt ist; es zeigt sich der Durst nach Geheimnissvollem, das Bedürfniss nach Mystischem. Dem leisten die Schamanen ausreichend Genüge.

Darnach sucht man den Schamanen auf wegen seiner Eigenschaft als Arzt, Wahrsager und Vertreter geheimnissvoller Kenntnisse, keineswegs aber als Opferpriester oder Theologen. Er selber bemüht sich darin, den Wünschen zuvorzukommen, und nur insofern ist die Nothwendigkeit seiner Existenz inmitten der Bevölkerung ersichtlich, und eben dadurch büsst er allmälig den früheren Charakter eines Priesters ein.

Das Schamanentum und die Bruchstücke vorchristlichen Volksglaubens, über deren Beschaffenheit die Jakuten den wissbegierigen Forschern noch Aufschlüsse ertheilen, repräsentiren mit nichten aus sich heraus zwei vollkommen verschiedene Gebiete religiöser Weltanschauungen der Aboriginer des Jakutenbezirkes, sondern sind blos verschiedene Theile, und zwar die praktische und dogmatische ihrer Religionslehre, und zudem in verschiedenen Stadien ihres Verfalles, — das Schamanentum in geringerem, das Uebrige in grösserem Masse.

Abgesehen von dieser Darlegung haben ja die schamanischen Heilungskünste, Wahrsagungen und dergleichen unablässig ins Leben eingegriffen und mussten nothwendigerweise in ihren Spielarten ein bestimmtes Compromiss mit dem Christentum ein-

gehen, welches mehr oder minder von der Mehrheit der Jakuten angenommen ist, und sich dem Einfluss des Altglaubertums unter gewissen Modificationen unterwerfen. Da der theoretische Theil der früheren Glaubenslehre nicht in unmittelbare Berührung mit dem thatsächlichen Leben tritt, hat er sich in der Form von Ueberlieferungen weitaus in ursprünglicherer Fassung bis auf uns erhalten.

Unter dieser Einwirkung haben die früheren Gottheiten in den schamanischen Mysterien die Wandlung in Teufel oder Geister der Finsterniss durchgemacht. Das ist dieselbe Metamorphose, der sich unsere Rusalki, die Lešije oder Domovje und ebenso (bei den Griechen) Pan unterzogen, indem sie ihre Gestalt dem Teufel des christlichen Glaubens geborgt haben.

Diese Bemerkungen dürften genügen, um gewisse mangelnde Uebereinstimmungen zwischen der Thätigkeit des Schamanen und den zuverlässigen Nachrichten über die ursprünglichen Glaubenslehren der Jakuten aufzuhellen. Ich will an erster Stelle die erstere Frage und dann die letztere behandeln, doch vor Allem der grösseren Klarheit zuliebe gleich jetzt einen kurzen Abriss über das Verhältniss und die Beziehung der Jakuten zum Altglaubertum voranschicken.

* * *

Vermischung schamanischer Vorstellungen mit christlichen. Im Jakutenbezirke sind alle Jakuten, seltene Ausnahmen abgerechnet, nach altgläubigem Ritus getauft oder von altgläubigen Eltern geboren worden, doch dürfte man sich schwerlich für irgend einen altgläubigen Jakuten, ebensowenig als für einen Tungusen oder Jukagiren verbürgen, dass er aufgehört habe an das Schamanentum zu glauben oder dass er zu demselben nimmer seine Zuflucht zu nehmen pflege. Mir selber sind zwei Schamanen persönlich bekannt gewesen, der eine lebte in der Gegend der Stadt Jakutsk, der andere auf der Insel Kytach an der Lena-Mündung, die man beide officiell als Altgläubige betrachtete. Die Aboriginer bekommen selten einen altgläubigen Priester zu Gesicht. Der Priester ist bei der gewaltigen Ausdehnung seines Kirchensprengels, bei der weiten Entfernung und der Zerstreutheit der Aboriginer-Ansiedlungsstätten und in Betracht der aussergewöhnlichen Schwierigkeiten des Reiseverkehres kaum einmal im Laufe des Jahres in der Lage, jeden Altgläubigen zu besuchen, und wenn er ihn schon heimgesucht, kann er auf einem Lagerplatze kaum länger als zwei, drei Tage verweilen, weil er sich tummeln muss, solange die Wege noch halbwegs wegbar sind, seine Bereisung fortzusetzen. Man darf mit der grössten Zuversicht die Behauptung wagen, dass acht Percent von der Aboriginer-Bevölkerung im Leben niemals eine christliche Kirche auch nur gesehen haben. Ja, mir erzählte z. B. Se. Eminenz Dionysius, der ehemalige jakutische Bischof, dass nicht selten Fälle vorgekommen, wo sogar Priester ohne Empfang des heiligen Abendmahles starben, unter Hinterlassung einer Schrift, in der sie vor ihrem Ableben ihre Sünden bereuten.

Unter solchen Verhältnissen mag es Einen durchaus nicht Wunder nehmen, dass die Aboriginer, die man als Christen betrachtet, wohl im vorderen Winkel ihrer Jurte ein Heiligenbild aufgestellt haben, vor welchem stets Wachskerzen aufgepflanzt sind, dennoch aber sich an die Schamanen wenden, in der Anhoffung, durch deren Vermittlung eine Befriedigung ihrer religiösen Bedürfnisse zu erlangen.

Trotz alledem bleibt für mich ein Fall noch dunkel und unaufgeklärt, der sich im Jahre 1880 in der Stadt Jakutsk mit einem Priester zugetragen. Derselbe war nämlich erkrankt und nahm seine Zuflucht zur Hilfe eines Schamanen, indem er durch dessen Mysterien Heilung erwartete. Gewiss will ich es nicht verbürgen, doch soviel ich mich entsinne, hiess die Familie dieses Priesters Popov. Ich bin überzeugt, dass dieser Fall nicht vereinzelt dasteht, vielmehr hat er sich schon wahrscheinlich mehr als einmal wiederholt. Nach solchen Vorkommnissen braucht sich Niemand zu verwundern, wenn der wohlhabende Jakut, der in der Stadt wohnt, fliessend russisch spricht, auch schon Belohnungen für seine Aufopferungen zu Kirchenzwecken, ja selbst für Kirchenbau erhalten, bei jedwedem Missgeschick im Hause, wenn Jemand z. B. erkrankt oder das Vieh hinfällt, die Hilfe des Schamanen in Anspruch nimmt.

Es hält schwer zuzugeben, dass der jakutische Aboriginer, der so conservativ in allen seinen Ueberzeugungen ist, der sich in seinen jahrhundertealten Gebräuchen, Sitten, in seiner Lebensweise nicht geändert hat, gerade in Religionssachen sich zur Nachgiebigkeit leicht verstehen würde. Wenn sich der jakutische Aboriginer nur darum zum Christentum bekehrt, weil die herrschende Classe zu dieser Religion sich bekennt, weil diese Gebieter nur wieder einen Altgläubigen als Wahlberechtigten im Dorfe bestätigen und weil blos für Christen in der Perspective die Hoffnung winkt, einmal einen Orden

(Medaille) von jenem weissen Caren zu bekommen, der irgendwo weit, gar weit in der Welt hausend, so dass man sich es nur schwer vorstellen kann, in einer gläsernen Jurte von ungeheuerem Umfange, auf einem Taburet von Zucker sitzt und ununterbrochen Zucker lutscht; wenn, sage ich, der Aboriginer sich für einen Christen ausgibt, um inmitten der Seinigen Schulze werden zu können, so überzeugen ihn solche praktische Erwägungen keineswegs von der Nothwendigkeit, seinen Glauben an das Schamanentum aufzugeben und nach Massgabe seines seelischen Bedürfnisses sich an ihn zu wenden, umsomehr, als er eine solche Befriedigung im Christentum nicht findet.

Ich erinnere mich sehr wohl, wie einmal ein gewisser Schamane (ein Altgläubiger), den ich glücklich dazu überredet, ein Bittmysterium anzustellen, d. h. ein solches, das man vornimmt, wenn man irgend etwas von den Geistern sich ausbeten will, zuerst in die Jurte hineingegangen ist, sich dreimal andächtig vor den Heiligenbildern bekreuzigt und dann mit dem Rücken zu ihnen gekehrt, draussen vor dem Kamin sich niedergesetzt und angefangen hat seine Geister anzurufen. Doch über dieses Mysterium werde ich weiter unten genauer berichten.

Ich will mich kurz und bündig ausdrücken: An den nördlich von Jakutsk sich hinziehenden Heerstrassen ist kein Hügel, keine Anhöhe, kein einzeln stehender Baum, kein See, kein Fluss und kein Bach, die nicht ihren Schutzgeist hätten. Die hervorragenderen darunter nennt man einfach nur Ebja-chotun (Frau Mütterlein).

Ganz gleich so wie die eingeborenen Jakuten pflegen auch die russischen Handelsleute, um den Geist des Ortes gnädig zu stimmen, Opfer darzubringen. Jeder gibt, was er kann; die einen reissen einen Lappen ab von ihrem Gewande, die anderen ziehen einige Haare aus den Pferdemähnen und hängen sie an den Baum oder den Wegzeiger, manche werfen Geld hin, und wer nichts besitzt, zum mindesten einen Stein, einen Pferdeschädel oder eine Pferdehaut oder seinen Stecken. So ein Opfer heisst Delburgja salaka.

Es ist mir noch gut in Erinnerung, dass ich auf meiner Uebersetzung des Verchojan-Rückens auf der Höhe selbst einen gewaltigen, einsam dastehenden Baumstamm gesehen, der mit bunten Lappen dicht behangen war. Mein Geleiter und Führer auf dieser Reise, der Zugsführer des jakutischen Kosaken-Regimentes P. N. Kalinkin, theilte mir unter Lachen mit, dass die Kosaken von der Postbegleitung den Baum zu durchsuchen pflegen und gewöhnlich auch Geld finden, das sie dann bei der ersten günstigen Gelegenheit vertrinken. Doch eben dieselben Kosaken, welche die den Geistern in Geld dargebrachten Gaben verjubeln, pflegen jedesmal, wann sie in die Urwälder zur Jagd auf Raubthiere oder Vögel ausziehen und einen gleich schönen, beneidenswerthen Erfolg wie der einheimische Aboriginer erzielen wollen, in Nachahmung aller Jagdgebräuche des Jakuten, desgleichen auch jenem Geiste, der über die Jagd das Protectorat ausübt, ein entsprechendes Opfer zu spenden; nur murmeln sie statt der für jede Art von Jagd besonderen Beschwörungsformel irgend ein Gemengsel von Worten vor sich hin, indem sie zuweilen dieses Gekauder mit Sätzen aus den ihnen nicht besonders geläufigen, altgläubigen Gebeten vermengen.

Der Jakut entschliesst sich niemals zu seiner Erholung unter den Schatten eines einsamen Baumes sich zu setzen, weil er überzeugt ist, dass auf dem Baume ein Geist lebe; vielmehr beeilt er sich so rasch als möglich daran vorbeizugehen. Ich erinnere mich ebenso eines Falles, wie die Jakuten, die mich auf meiner Bereisung des Verchojankreises begleiteten, in Verzweiflung über das anhaltende schlechte Wetter, gegen die wehenden Schneestürme zuerst Gebete hermurmelten, indem sie Tangar (Gott) und Nicolaus den Gottesliebling (Nikolaja Ugodnika), den auch gegenwärtig geschätzten Schirmherrn der Wandersleute anriefen, schliesslich aber doch schamanische Zaubereien zu treiben anfingen.

Als ich die Leute um Aufklärung wegen dieses jähen Ueberganges befragte, antworteten mir gelassen die Zaubernden: ‚Hilft Einem Gott nicht, so können noch immer die Geister Erhörung und Hilfe schenken.' Dieser Mangel an Unterscheidungsgefühl erklärt sich nach meinem Dafürhalten auf einfache Weise: die Leute haben von dem einen Ufer abgestossen, ohne auf dem anderen zu landen; sie haben den Glauben an Gott sich nicht angeeignet, doch den Glauben an die Kraft und Macht ihrer früher verehrten Geister halb aufgegeben.

* * *

Merjakerei oder Veitstanz. Die Jakuten, ich meine überhaupt die Aboriginer des Jakutengebietes, sind der Mehrheit nach äusserst nervöse Leute, insbesondere aber die Frauenzimmer, unter welchen der Merjakerei ergebene Individuen gar keine Selten-

heit sind. Ščukin leitet in seinem Buche „Eine Reise nach Jakutsk" den Ausdruck merjak vom jakutischen Worte imerech ab, welches „hitzig, jäh auffahren" „toll wüthen" bedeutet. Er bringt ferner die Mittheilung, dass Merjakerei nicht die einzige Erscheinung nervo-hysterischer Krankheiten ist, der man im jakutischen Gebiete begegne, ja, dass zu seiner Zeit in Kolym und Zavišersk noch schreiwüthige Besessene existirt haben (S. 172). Der Anfall von Merjakerei drückt sich gewöhnlich aus in der Erweckung einer grundlosen, momentanen Nachahmung bei einem Anderen. Es braucht nämlich so ein Subject blos einen Aufschrei zu thun, so schaudert der zu Anfällen Hinneigende voll Schrecken auf und wiederholt jede noch so ausgelassen tolle Bewegung des Vormachers.

Ich hatte öfters Gelegenheit zu sehen, wie höchst ehrenwerthe Leute einen Merjaken in Verwirrung setzen. Als ich einmal durch Verchojan zur Inspicirung des Bezirkes durchreiste, kehrte ich beim Feldscheer Klimovskij ein, einem Manne von 60 Jahren, der dort als Ehrenmann in grossem Ansehen steht. Bald darauf stellten sich bei mir der Ortsrichter und der Oberpriester ein. Beim Abschied begleitete ich sie bis zur Thüre in's Vorhaus, wo ihnen mein ehrenwerther Hausherr die Kleider anziehen half. Bis dahin hatte ich nie einen Anfall von Merjakerei gesehen. Als ob dies der Oberpriester vorauserrathen hätte und gewillt gewesen wäre, meinen Wunsch zu erfüllen, warf er sich auf den Ortsrichter und that so, als ob er ihm die Mütze vom Kopf reissen wolle. Im selben Augenblicke stürzte auch Klimovskij auf den Ortsrichter los und begann ihn mit grauenhaften Schimpfworten zu belegen, doch bald kam er zur Besinnung und war äusserst verwirrt.

Ein zweites Mal hatte ich Gelegenheit, auf einem Dampfschiff zwischen Blagovješčenski und Chabarovka einen Merjaken zu beobachten. Alle unbeschäftigten Leute auf dem Dampfschiff verfolgten diesen Unglücklichen, wo immerhin er sich auf dem Verdecke hinbewegte, überall begegnete man ihm mit plötzlichem Händegeklatsche. Der Kranke bekam Krämpfe, und im Augenblick überschüttete er den Nebenstehenden mit Fluchworten, doch bald kam er wieder zu sich und begab sich verschämt auf eine andere Seite, doch auch da begegnete man ihm auf gleiche Weise. Man braucht nur vor einem Merjaken irgend etwas auf den Boden zu werfen, so wiederholt er dasselbe ohne jeden Grund. So hat dieser Merjak, der allem Anschein nach ein Handelsgehilfe war, seine Ledermütze in's Wasser geschleudert, seine Theekanne auf's Verdeck hingeworfen, und dann warf er wieder in's Wasser seinen Beutel mit Geld, den er in den Händen hielt. Letzterer Umstand hat ihn besonders verwirrt gemacht. Der zweite Capitän vom Dampfer hatte nämlich einen grellen Schrei ausgestossen und ein Holzspänchen in den Fluss geworfen.

Ebenso habe ich in der Stadt Olekminsk an der Lena ein gewöhnlich ganz ernstes und schamhaftiges Frauenzimmer gesehen, welches von den herausfordernden Arbeitern durch einen hellen Aufschrei und das Geheiss, das und das zu thun, zu lauter empörenden Handlungen verhalten wurde. Und sie musste wirklich Alles auch vollbringen.

In unserer wissenschaftlichen, medicinischen Literatur bin ich Alles in Allem nur einmal auf die Merjakerei (sonst Olgandža genannt), die sog. chorea imitatoria, nämlich im Archiv für gerichtliche Medicin vom Jahre 1868, Nr. 2 gestossen, und zwar in einem Artikel des Dr. Kašin, der diese Krankheitserscheinung im jakutischen Gebiete beobachtet hatte. Nach der Bestimmung des genannten Doctors besteht die Krankheit in einer Reizbarkeit und zum Theil in convulsiven Bewegungen und Handlungen, welche von den Kranken begangen werden, ohne jedes Bewusstsein davon, indem sie lediglich die Handlungen und Bewegungen Anderen nachahmen.

Gelegentlich war einmal Dr. Kašin Augenzeuge eines solches Falles. Eine von den Abtheilungs-Rotten des dritten Bataillons des hinterbaikalschen Kosakenregimentes, welche aus einheimischen Eingeborenen zusammengestellt war, wiederholte während der Abrichtung die Commandoworte. Endlich wurde der Commandeur zornig, begann zu wettern, schreien und drohen und hörte mit Verwunderung, wie die Abtheilung Alles ganz genau ihm nachmache.

Unter den Jakuten nimmt diese Krankheit zuweilen eine solche Gestalt an, dass die Kranken oft die sinnwidrigsten Befehle des Erstbesten vollziehen und sich nicht selten zum Spielball der nichtsnutzigen Strassenjungen machen.

Ich glaubte bei der Besprechung dieser Art von Krankheit etwas länger verweilen zu müssen, weil die Schamanen noch am meisten unter den Aboriginern an Nervosität leiden und am stärksten zur Ueberreizbarkeit hinneigen, wenn sie zur Zeit der Mysterien in Exstase gerathen oder wenn sie sich durch wilde, markerschütternde Aufschreie, Drehungen auf einer Stelle und durch ein gewaltsames Hin- und

Herschütteln des Kopfes künstlich in Verzückung versetzen wollen. Die Aboriginer hegen den Glauben, dass der Schamane zur Zeit der Mysterien Prophezeiungen offenbare, da ihn der Teufel selber, der Geist der Finsterniss, des Reiches der Unterwelt besessen habe. Die Satanim fahren in den Leib der Schamanen entweder aus eigener Wahl oder von den Schamanen dazu eingeladen.

* * *

Die Schamanenweihe. Die Einweihung eines Schamanen wird öffentlich vorgenommen. Ein älterer Schamane führt den Einzuweihenden auf einen hohen Berg oder auf ein freies Feld, kleidet ihn in eine Kuma (einen rothen, baumwollenen Ueberwurf), drückt ihm ein mit Rosshaaren behangenes Scepter in die Hand und postirt zu seiner rechten Seite neun Jünglinge und zur Linken neun Mädchen. Er selber stellt sich aber hinter dem Novizen auf und sagt ihm in's Ohr ein die schamanischen Schwurformeln, welche der Einzuweihende ihm nachsprechen muss:

„Ich gelobe ein Beschirmer der Unglücklichen, ein Vater der Elenden und eine Mutter der Waisen zu sein. Ich werde die Dämonen verehren, die auf den Gipfeln der hohen Berge hausen, und schwöre ihnen mit Leib und Seele zu dienen. Ich werde verehren, mich beugen und dienen dem höchsten, dem mächtigsten unter ihnen, dem Dämon, der über allen Dämonen steht, dem Gebieter der drei Dämonen-Sippen, die auf den Bergesgipfeln wohnen, ihm, den die Schamanen Sostuganach Ulu-Toën (der grauenhafte, furchtbare) nennen; dessen älterem Sohne Ujgul-Toën (dem wahnwitzigen), dessen Frau Ujgul-Chotun (der wahnwitzigen), dessen jüngerem Sohne Kjakja-Čuran-Toën (dem helltönend sprechenden), dessen Frau Kjakja-Čuran-Chotun und deren zahlreichen Familie und Dienern, durch welche sie den Menschen Krankheiten, Unfälle, Beinbrüche und das Zipperlein in den Füssen zuschicken. Ich gelobe, von diesen Krankheiten Ergriffene durch Darbringung einer isabellfarbigen Stute als Opfer zu erretten.

„Ich werde bekennen und verehren, werde mich beugen und werde dienen dem jüngeren Bruder Ulu-Toën's, dem Dämon Chara-Surun-Toën (dem schwarzen Raben), dessen Sohne Alban-Buran-Toën (dem findigen Waghals), dessen Tochter Kys-Salyšaj (der zu Fuss wandelnden Jungfrau), welche die Menschen zum Todtschlag, Selbstmord und zur Ehrabschneiderei verleitet. Ich gelobe, die Menschen von diesen Leidenschaften befreien zu helfen durch Darbringung eines schwarzfarbigen Rosses (eines Rappens) als Opfer diesen Dämonen.

„Ich werde bekennen und verehren und mich beugen dem Dämon Altan-Sobiraj-Toën (dem ehernen Becken), seiner Frau Altan-Sobiraj-Chotun (der mit dem grösseren ehernen Pfeil), deren Töchtern Timir-Kuturuk (eiserner Schwanz) und Kejulgan-Darchan (wichtige, grosse, behauende), welche auf die Menschen chronische Eiterbeulen ausschicken. Ich werde die Ergriffenen zu befreien helfen, indem ich für dieselben als Opfer Branntwein (Arago-Liqueur) darbringen und den Dämonen eine bunte Möve als Ehrengabe freigeben werde.

„Ich werde bekennen und verehren und mich beugen der Urmutter dieser Dämonen, die unter dem Namen Kjun-Želerjuma-Sakryl-Chotun (das grause Verderben der Sonne) bekannt ist, die zweiundfünfzig Tische voll Löcher und zweiundfünfzig Diener hat. Sie sendet über die Menschen die Leidenschaft für's Kartenspiel, für die Trunksucht, für Raub, Plünderung, für verworfene Handlungen und zum Selbstmord. Leute, die von diesen Lastern besessen sind, werde ich zu heilen suchen. Ich werde eine röthlich getigerte junge Stute, die einen Passgang geht, tödten, werde Herz und Leber dieser Stute um meinen Hals winden, werde schamanische Zaubereien anstellen und den Zornmuth der Göttin gnädig stimmen.

„Ich werde bekennen und verehren und werde mich beugen dem Dämon über den Dämonen von sechs Sippen, die an jenem Orte hausen, wohin die Seelen der Sünder abgeschickt werden; ich werde mich Dem beugen, der den Schamanen bekannt ist, unter dem Namen Talirdach-Tan-Taraly-Toën (der in's Verderben hineinreissende), seinen Töchtern Sorocha-Chotun (der windgetriebenen Frauenschönheit) und San-Chotun, und seinen zahllosen Dienern, die auf Mensch und Vieh epidemische Krankheiten ausschicken; zu ihrer Gnädigstimmung werde ich ihnen eine fuchsroth gesprenkelte Stute als Opfer darbringen.

„Ich werde bekennen, verehren und mich beugen vor dem Dämon Bor-Malachaj-Toën (Erde, missgestaltet) und seiner Frau Bor-Malachaj-Chotun, die über die Menschen verschiedene Krankheiten und hauptsächlich den Tod aussenden. Sollten bei Jemand die Kinder hinsterben, so werde ich diese Dämonen um Gnade anflehen und ihnen als

Opfergabe eine schwarze Kuh mit einem zur Hälfte weissen Kopfe darbringen.

„Ich werde bekennen, verehren und mich beugen dem Dämon Archach-Toën (dem Kranken) und seiner Frau Archach-Chotun, welche über die Menschen die Schwindsucht aussenden; ich werde die von dieser Krankheit Ergriffenen durch Opferung einer schwarzbraunen Kuh heilen.

„Ich werde bekennen und verehren den Dämon Njas-Elju (Karrengaul, Tod), seine Frau Yeryk-Chotun (die Kranke), welche über die Menschen die fallende Sucht und die sibirische Pest aussenden. Die von dieser Krankheit Ergriffenen werde ich durch Darbringung einer Quappe (Aalraupe) und einer Bachforelle zu heilen suchen.

„Ich werde bekennen, verehren und mich beugen dem Dämon Kytaj-Baksy-Toën [1]), welcher den Jakuten vielkundige Schmiede und mächtige Schamanen schenkt. Wenn Kytaj in Zorn gegen einen Schmied entbrannt, über ihn eine Krankheit schickt, so verspreche ich, ihm zu Ehren eine Kuh von rother Farbe zu tödten, mit ihrem Blute alles Schmiedewerkzeug zu bestreichen, Herz und Leber aber in der Feueresse zu Asche zu verbrennen. Sollte ich gar selber von diesem Dämon aus erkranken, so wird ein anderer Schamane für mich das Gnade bewirkende Opfer darbringen.

„Ich werde bekennen, verehren und mich beugen der Tochter des Dämons Tamyk-Chotun (die hochmüthige). Sie sendet über die Menschen Geistesstörung verschiedener Art aus. Die von dieser Krankheit Befallenen werde ich heilen durch Darbringung eines Opfers von neun Hermelinen, neun Schneewieseln, neun Iltissen und neun Tauben; ich gelobe dieselben lebendig einzufangen, sie auszuschmücken und dann gänzlich freizulassen.

„Ich werde bekennen und mich beugen, ich werde verehren die Schamanin Tajaktach-njačaj (die schwache mit dem Schilfrohr), ihren Mann Atyr-Chataj (den Adler) und deren zahlreiche Sippe und Nachkommenschaft, welche den Menschen Brustbeklemmung zusenden. Die von dieser Krankheit Ergriffenen werde ich zu erlösen suchen durch Darbringung einer hellrothen einhörnigen Kuh als Opfergabe.

„Ich werde anerkennen, verehren und mich beugen dem himmlischen Schamanen Kybilyr-Ojun (dem weissen Schwan), seiner Schwester Kytalyktyr-Kyrbyky (dem Schwan mit spitzigen Flügeln) und deren Mutter Soruktach-Sodor (der wohlthätigen Herrscherin), welche den Menschen Taubheit und jedwede Ohrenkrankheit zuschicken. Die davon Ergriffenen will ich zu erlösen suchen, indem ich für sie als Opfergabe eine rothfarbige, einhörnige Kuh (agar mostach kugas) darbringen werde."

* * *

Entstehung der Dämonen. Die Erinnerung an den ersten Schamanen verliert sich in die graue Vorzeit. Er hiess mit Namen An-Argyl-Ojun. Er war mächtig und verrichtete grosse Wunderthaten. Er erweckte Todte zum Leben und gab den Erblindeten wieder das Augenlicht zurück. Die Kunde von solchen Wundern gelangte endlich auch zu Aj-Toën (Gott dem Herrn). Er sandte einen Boten zum Schamanen mit der Anfrage, im Namen welchen Gottes er, der Schamane, diese Wunder vollbringe und ob er an ihn, den Aj-Toën, glaube. An-Argyl-Ojun (der bedeutende oder wichtige Schamane) gab dreimal zur Antwort, er glaube nicht an Gott, sondern übe Wunder aus aus eigener Machtvollkommenheit und Kraft.

Darüber gerieth Aj-Toën in Zorn und gab den Befehl, den Schamanen zu verbrennen; da aber der Körper Ojun's aus einer Unmenge Gewürm zusammengesetzt war, so konnte sich aus der Flamme noch ein Fröschlein erretten; das liess sich auf dem höchsten Berge nieder. Aus diesem Fröschlein sind die mächtigen Dämonen hervorgegangen, welche auch gegenwärtig die Jakuten mit Schamanen versorgen.

Als einer unter den Hauptdämonen wird der Sohn An-Argyl-Ojuna-Kjun-Kigis-Ojun (die Sonne — der unersättliche Vielfrass) verehrt. In seinen Händen ruht ein gewaltig grosser Eisenstock, auf welchen (symbolisch) der Kopf des zum Schamanen Einzuweihenden aufgesteckt wird. Diesem Kopfe wird von der Höhe aus die ganze Welt gezeigt. Den übrigen Körper des Novizen zerhackt man in Stücke und wirft sie zu Boden den bösen Geistern hin, welche nach Verzehrung dieser Brocken durch diese That an sich zu Dienern des Novizen sich machen. Die in's Schamanentum Eingeweihten pflegen in ihren Anfällen von Verzückung, die voll Hallucinationen sind, alle die Martern der Kopfabschneidung und der Zerstückelung ihres Leibes in kleine Brocken vollinhaltlich nachzuempfinden.

* * *

[1]) Ist unübersetzbar.

Die Schamanenkleidung. Nicht jeder Schamane besitzt das Gewand, in welchem er seine Mysterien vollziehen muss. Die Schamanen sind in der Regel äusserst arme Leute, die kein eigenes Hauswesen besitzen; sie leben von einem Tag auf den anderen, indem sie sich von den Almosen nähren, welche sie für ihre Mysterien erhalten.

Die Schamanengewandung kommt sehr theuer zu stehen, weil alle Zierraten auf derselben aus Eisen mit Ciselirungen versehen beschaffen sein müssen. Die Grösse, das Verhältniss und die Form aller Verzierungen des Gewandes müssen nach einer durch Zeit und Brauch festgestellten minutiösen Genauigkeit und Sorgfalt eingehalten werden. Nicht jeder Schmied versteht es, alle die eisernen Zuthaten zum Gewand anzufertigen. Für eine solche Leistung lässt sich der Schmied gern selbst vierzig Rubel bezahlen.

Soviel mir bekannt ist, haben sich nur mehr wenige Schamanengewandungen im Jakuten-Gebiete bis auf uns erhalten; die existirenden könnte man leicht aufzählen. Die Landespolizei und die Geistlichkeit spüren dem Schamanen nach, nehmen ihm sein Schamanengewand ab und verbrennen es beim jakutischen Consistorium. Durch Wegnahme seines Gewandes hat man aber den Schamanen noch immer nicht der Möglichkeit beraubt, fernerhin Mysterien anzustellen.

Der ganze Aufzug des Schamanen bei seinen Mysterien besteht aus einem Kaftan, der aus gegerbten Bockfellen oder Häuten zusammengenäht ist, aus einer Trommel mit einem Holzklöppel und einem Stecken. Der Kaftan führt den Namen Kuma; derselbe ist mit eisernen Schmucksachen behangen; die stellen dar: eine Eidechse, einen Eistaucher, eine durchlückte Sonne, die Hälfte eines Mondes, einen Dämon, eine eiserne Kette oder auch einen Bocksschweif. Diese Schmucksachen sollen den Schamanen und die nach schamanischer Art Zaubernden daran gemahnen, dass das Geisterreich, in welches sich der Schamane während der Mysterien begibt, mit solchen Thieren, Vögeln und Fischen bevölkert sei; die durchlückte Sonne und der halbe Mond deuten aber an, dass an dem Orte, wo die Geister hausen, Halbdunkel herrsche. Der Schweif bedeutet, dass das Schamanentum getreu und fest sei, sowie die Kette selbst. Sie dient als Wegführer in's Geisterreich. Die verschiedenen Bänder und eisernen Knieglieder in der Art von Gelenken, welche Beine (Knochen), Hände und Rippen darstellen, dienen dem Schamanen als Schild auf seinen Wanderungen durch die Geisterreiche und im Kampfe mit den ungünstigen Geistern.

Die Aermel und die Kleiderschösse der Kuma sind mit langen Fransen aus Chagrinleder behangen.

Die Trommel heisst Djugjur. Gewöhnlich ist sie länglich (cylinderförmig) aus Holz und mit enthaarter Kalbshaut überzogen. Inwendig sind zwei Stäbchen kreuzweis (in die Quere) angebracht, an welchen die Trommel während der Mysterien gehalten wird. Dieser Handgriff wird Byeryk genannt. Die Innenseite der Trommel ist mit eisernen Schellen behangen, die keinerlei symbolische Bedeutung noch eine bestimmte Form haben. Der Trommelklöppel, Bylajach-kostjanaja, d. h. Holzstäbchen genannt, ist am Ballen nach aussen mit behaarter Haut umnäht. Die Trommel gilt als symbolischer Ausdruck des Lebewesens, auf welchem sich der Schamane in die Unterwelt, in's Reich der Geister hinablässt; das Stöckchen aber ist die Peitsche, mit deren Knallen und Klopfen auf der Trommel er anzeigt, dass er sich auf dem Wege befinde. Den Stab gebraucht der Schamane nur in Ermanglung einer Trommel. Indem er sich darauf stützt, gibt er zu verstehen, dass er wandere. Durch Gebrüll und wilde Ausrufe weiss er gleichfalls das Getrommel zu ersetzen, wenn er keine Trommel besitzt. Die Anfertigung der Kuma und der Trommel geschieht unter Mysterien des Schamanen.

Ich will nun zur genaueren Schilderung der Zierraten des Schamanengewandes übergehen. Auf dem Vordertheil der Kuma vom Halse bis zum unteren Rande sind drei Störche (Kytaly) dargestellt, das Emblem des Schamanenauffluges. Der Eistaucher (Kogas) ist gleichfalls ein Emblem dieses Auffluges.

Am Herzen sind drei Teufelsfigürchen (Emjagjal, abasy), das Emblem der ewigen Anwesenheit des Dämons im Herzen, ferner zwei Darstellungen des eisernen Teufelsherzens (Sjurach-timirja).

An den Schlüsselbeinen sind zwei Eisenstreifchen, welche diese Beine vorstellen sollen (chamargan-timirja).

Tjargjan-berja, eine Darstellung der Teufelsaugen.

Ojgos-belgjunja, zwei Hüftenbeine von den Weichen.

Ojgos-umochtar, vier Teufelsrippen von jeder Seite.

Eine achteckige Figur mit sieben Löchern, an den Hals angenäht. Ueber dieselbe verweigern die Schamanen jede Auskunft, indem sie behaupten, dass sich kein Mensch dazu entschliessen würde, sie zu benennen und ihre Bedeutung zu erklären.

Auf den Aermeln zwei Schulterblätter (bjulgjultimirja).

Zwei Ellbogenbeine (akymal-chapgaga).

Armgelenke, zwei Beinchen (begalčachsjusiega).

Zwei Handflächeknorpel (akymal-uljuga).

Zwei Beine, welche Vogelflügel darstellen (tabytaltimirja).

Die Fransen an den Aermeln bedeuten Geierflügel (Elie).

Auf dem Rücken: ein Schwanzstück von einem Seehund, runde Kinderklappern (abasy-semjaga), lauter Teufelschmucksachen, die für den Niederstieg in die Unterwelt erforderlich sind.

Abasy-balyga, ein Teufelsfisch.

Kjular-kjusjanat, die heitere, freudige Teufelssonne; daran zwei Eisen-Pfeilspitzen: Balykkygana und kandej-sysana, welche den Schweif der Sonne (kjugjan-kuturuka) bezeichnen.

Ojbon-timirja, der eiserne Schlund, in welchem sich der Eistaucher nach Verschlingung des Schamanen versteckt. Etwas tiefer ist an dieses Eisen eine Kralle angebunden, aus welcher der Eistaucher seinen Durst löscht.

Chatat-timirja, des Teufels Feuerzeug.

Batyrys, eine Franse an dem Schosse.

Zwei eiserne Pfeilspitzen in der Form von Elenthiergeweih. Die Bedeutung derselben ist ungewiss.

* * *

Schamanische Krankheitsbeschwörungen. Vermag sich jemand durch schamanische Zaubereien nicht selber in seiner Noth zu helfen, so lässt er einen Schamanen rufen, in der Hoffnung, durch dessen Vermittlung von den Dämonen die erwünschte Heilung zu erlangen. Zu hunderte Werste reist der Kranke einem Schamanen nach, und die Nachricht von der erwarteten Ankunft eines Schamanen verbreitet sich eiligst in der ganzen Umgegend. Wissbegierige und von ihren Leiden Erlösung Erhoffende strömen in Menge zusammen, um den Schamanen zu sehen und ihn wegen der Zukunft zu befragen. Nie sind die Schamanen in ihren Antworten abweisend, vielmehr versichern sie, dass sie in Sonderheit während der Mysterien die Gabe der Prophezeiung besitzen.

Dem Schamanen begegnet man mit Hochachtung, räumt ihm in der Ehrenecke den Sitz ein, bewirthet ihn mit Branntwein und auserlesenen Speisen und trägt ihm seine Bitte vor. Der Schamane trägt keine Bedenken mit Hinblick auf die Bedeutung des Ansuchens und jenes Geistes, an den er sich in den Mysterien zu wenden haben wird, die Tödtung eines Stieres oder Pferdes zu fordern. Seine Forderung erfüllen die Jakuten unbedingt widerspruchslos und bewirthen mit dem Fleische zugleich ausser dem Schamanen auch alle Anwesende. Ein bestimmter Theil des getödteten Thieres gehört, nach der Lehre der Schamanen, für die Opferdarbringung.

Nachdem sich der Schamane sattgegessen und sattgetrunken, legt er die Kuma an, falls er eine besitzt, tritt an den Kamin von der vorderen Seite zu, wirft Fett als Opferspende für die Geister in's Feuer, greift mit voller Hand die Fettdämpfe auf und führt sie zum Munde, um den Glauben zu erwecken, er verschlinge sie und werde dadurch des Geistes theilhaftig, an den er sich mit einer Fürsprache zu wenden beabsichtigt. Hierauf nimmt er die Trommel, setzt sich vor den Kamin hin auf eine ausgebreitete Renthierhaut von besserer Gattung und hält in der Hand eine Peitsche, die an der Spitze mit Fransen aus Pferdehaaren und buntfarbigen Lappen oder mit Kleinwildschwänzchen, welche mit Erlenrinde gefärbt wurden, eingefasst sind. Das Fell wird mit dem Kopf zum Kamin gekehrt, dann schlägt der Schamane lange und donnernd darauf los auf die Trommel, sucht die Aufmerksamkeit der Geister auf sich zu lenken durch einen gedehnten Aufschrei: „ay", gähnt mit einem diabolischen Mundaufsperren, stösst dreimal den Schrei des Eistauchers aus: ‚ček, ček, ček', ahmt dreimal den Ruf eines Storchen nach, dreimal lässt er den Kukuksruf erschallen und krächzt dreimal wie ein Rabe.

Darnach ruft er an den scheeläugigen (inistjagas), schiefgewachsenen (keltjagjaj), lahmen (dogolon) Teufel (jugjug emjagjat), und verflucht sich, indem er den Satan seiner Ergebenheit ihm gegenüber versichert, ihm ein treuer Diener zu sein verspricht, und ihn bittet, in seinen Leib hineinzufahren. Hierauf erhebt er sich in der Meinung, dass er sich mit dem Teufel in Gemeinschaft gesetzt habe, dass der Teufel nämlich von ihm Besitz genommen, und er, der Schamane also zum Herrn der Gewalt, Kraft und Machtvollkommenheit des Teufels geworden. Nun ruft er den weissen Vogel an (jurjun-as): „Es soll das zu meinem Platz werden, möge grünes Gras darauf wachsen; deinem Leib und deinem Blut habe ich mich mitgetheilt, o Satan! Du Wurzel aller Uebel und alles Unglücks (ytyk élju térdè) (so fährt er fort), du achtfüssige Missgeburt, ich habe mich mit dir vereinigt, so

leihe Hilfe der Erfüllung der Wünsche, ich bin gekommen von Sjurdjach-kjaptjach, Sjugja-Toënton, dem furchtbaren Gott des Beiles und Kini-Sjurgju-Jutjanjan-sjurgjuja, um ihn mit rettungbringendem Werkzeug zu erretten; Ihr aber, Schamaninnen mit den feuerigen Geisseln, die Ihr in der Unterwelt lebt, kommt nicht hervor auf die Oberwelt, um mit mir zu kämpfen und mich zu verfluchen. Ich setzte mich auf den Nabel der Erde, um die Leidenden zu beschützen. Ich bin mir wohl bewusst, dass ich viele Fehler habe, doch Ihr, nehmt an, als stünde ich ganz ohne jeden Fehler da, und weicht zurück. Deine drei schwarzen Schatten, Teufel, haben sich mir mitgetheilt, darum bitte ich dich, steh mir hilfreich bei. Schau, so ein Thier gebe ich dir hin, so hilf denn meinem Elend ab!"

Der Schamane singt mit heulender Stimme, der Satan sei bei ihm gewesen, er habe mit dem Satan ein Uebereinkommen getroffen, dass der Satan die Bitte um Heilung des Kranken dem Vorgesetzten in der Unterwelt, oder dem obersten Satan überreichen werde. Die Ankunft des Satans und dessen Rückreise in die Hölle besingt der Schamane in einem Lied, welches allemal eine Unterredung darstellt; er singt sowohl für sich, als für die Geister, welche er anruft und deren Wanderungen er durch Gesticulationen vorführt, indem er hinauseilt, die Hand über den Augen hält und so thut, als ob er weit auslugen würde. Zudem schlägt er auf der Trommel einen Marsch.

Häufig, wenn man die Heilung des Kranken erwartet, mag der Satan nicht sogleich die Erfüllung der Bitte dem Schamanen zusagen, oder er fordert, der Schamane soll selber den Schutz der oberen Geister verlangen; in letzterem Falle gibt der Schamane durch Lied und Trommel zu verstehen, dass er einen sehr mühsamen Weg zurücklege, indem er einen steilen Berg hinauf oder in den Himmel ziehe, um unmittelbar sich um Hilfe zu verwenden.

Ebenso pflegt der Schamane ohne vorhergehende Herbeirufung der Geister aus der Unterwelt sich in die Hölle zu seinen Vorgesetzten und dem Satan hinabzulassen und vor ihnen in einem traurig gedehnten Gesange seine Wünsche und Hoffnungen zu erklären. Die Aeusserung erfolgt durch diesen Spruch: „Ich nahe als Beschirmer, in der Hand den himmlischen Blitzstrahl als Peitsche schwingend, gebt mir zurück die Seele meines Kindes und nehmt als Ersatz dafür ein anderes Opfer an!" Zur ältesten Alten (des Teufels Grossmutter Chottuttorga) gewendet, spricht er: „Hast du die Krankheit angethan, so gib ein Zeichen."

Hierauf tritt der Schamane die Rückkehr aus der Unterwelt (ojbon timirja) an und erhebt sich auf den Flügeln des Eistauchers (kogas) in den Himmel, wo er, die oberen Geister (Érdjargja) begütigend, den Spruch sagt: „Mutter Sonne hat ihre Zustimmung zur Genesung des Kranken gegeben, so gebt denn auch Ihr die Eurige. Ihr werdet Geschenke erhalten, wenn ich die Genehmigung erlange, den Kranken zu heilen und ein zuverlässiges Mittel für seine Rettung erfahre."

Je günstigere Nachrichten der Schamane von seiner Reise in die Unterwelt oder in den Himmel mitbringt, desto begeisterter äussert sich die Aufmunterung der Anwesenden, und befriedigt bitten sie ihn, die Heilung des Kranken zu beschleunigen. Der Schamane beeilt sich trotzdem nicht mit der Erfüllung der Bitte, sondern lässt sich erst nach ausgiebigem Sträuben, durch viele Bitten erweichen.

Die Heilung geschieht, den Verhältnissen Rechnung tragend auf verschiedene Weise; entweder tritt der Schamane an den Kranken heran, betrachtet ihn, spuckt sich in die Handfläche und reibt die kranke Stelle ein. Dann gibt er den Hausleuten die Versicherung, dass, wenn die Opferdarbringung den Geistern genehm sein werde, der Kranke sofort genesen müsse; sollten aber die Geister mit dem Opfer sich nicht zufrieden geben, so liege es nicht in seiner, des Schamanen Macht, die Entscheidung zu ändern.

Ein anderes Mal wieder tritt der Schamane zur Lagerstätte des Kranken und kreischt dreimal ober dessen Haupte: „Sag mir blos, was du für ein (Opfer-) Thier brauchst, nur verlass den Kranken!" Der im Kranken hausende Geist gibt durch den Mund des Schamanen zur Antwort: „Wenn du mir eine Sadžaga (eine Kuh mit weissgeflecktem Rücken) oder einen Bulur (ein falbes Ross) darbringst, so verlasse ich den Kranken." Man gibt das geheischte Thier hin. Zu diesem Behufe nimmt man zehn ganz kleine Lärchenfichten (Con-Kerbjana) und eine Birke; man stellt je eine Lärchenfichte und eine Birke in der Reihe um die Jurte auf. In die erste Lärche werden neun Kerbe gemacht, die übrigen neun werden im Halbkreis um die ersten zwei gestellt und man umwindet sie auf der Südseite mit einem Leinenseil, das mit bunten Lappen und Pferdehaaren behangen wird.

An den Baum mit den Kerben (salama) bindet man das zu opfernde Thier an, wobei der Schamane zum Himmel sich emporschwingend, an Aj-Toën mit der Bitte um Erbarmen sich wendet und spricht: „Da die Menschen mit dem Kranken Mitleid empfinden und nachdem ihm die alten Mütter (chotottur) seine Seele (Kul) zurückgegeben haben, so genehmigt Ihr statt seiner Seele das Opferthier.“ Nachdem er noch dreimal aufgeschrien und dreimal das Thier angespuckt (der Kranke spuckt gleichfalls), lässt man das Thier in die Herde laufen. Hierauf fährt der Schamane fort: „Siehe, da steht sie, nimm sie, doch gib Rettung!“ „Ich nahm sie schon“, erwidert der Teufel durch den Mund des Schamanen „und binnen sieben, acht, neun Tagen wird der Kranke genesen.“

Der Schamane singt, dass der Teufel sofort mit dem Eistaucher sich in die Unterwelt (ojbontimirja) stürze, wo er das dargebrachte Thier zur Tödtung abliefere. Der Anschaulichkeit wegen nimmt der Schamane ein Brettchen, welches eine Tischplatte vorstellen mag, schnitzt in dasselbe eine runde Oeffnung hinein, legt auf's Brettchen einen Bissen Fleisch und wirft Alles in's Feuer. Sodann zündet er dreimal an die Mähne eines schwarzen Pferdes, athmet in sich ein den Dunst und ersucht den Erstbesten von den Umstehenden, er möge ihm unterhalb des Kopfes das Feuer durchschneiden und einen Trunk darreichen aus einer Mischung Wasser mit saurer Milch (umdan) vom Wasser dieser Welt. Nun ergreift er drei Zweige, schlägt damit auf die Trommel und treibt die letzten Ueberbleibsel des Teufels aus: „Ihr von oben Herabgefallene, gehet in die Höhe; Ihr, die Ihr aus der Tiefe emporgestiegen, fahrt in die Tiefe, Ihr Teufel!“ Erschöpft durch's Geheul und durch das Hin- und Herwerfen nach allen Seiten und vom Schwindel erfasst, setzt er sich schweisstriefend auf die Erde nieder. Zuweilen ist er vor Ermattung nicht im Stande, seine Kuma sich vom Körper abzuziehen.

Ein in solcher Art den Gottheiten als Opfer dargebrachtes Thier wird fürder nicht mehr zur Arbeit verwendet, und falls es umkommt, sucht man es durch ein anderes von derselben Farbe zu ersetzen, weil ja sonst dieselbe Krankheit zum Kranken wieder zurückkäme. Es geschieht auch, dass man das Thier als Opfergabe den Müttern (Chottuttorga) darbringt. Zunge, Herz und Leber werden abgekocht und auf einen besonderen für diesen Fall geschnitzten einbeinigen Tisch gestellt, dessen Platte in der Mitte eine runde Oeffnung hat. Das übrige Fleisch essen die Jakuten auf. Nachher werden die Knochen und die übrigen Ueberreste verbrannt. Damit ist auch die Opferdarbringung vollzogen.

* * *

Die geistige Verfassung des beschwörenden Schamanen. Es hält schwer, sich für die (normale) geistige Verfassung der Aboriginer zu verbürgen, in welcher sie sich während der Mysterien befinden; ich vermag keinen bestimmten Ausdruck von ihren Gesichtern, die überhaupt voll Lebendigkeit sind, herabzulesen, nur soviel will ich sagen, dass ich jedesmal von ganzer Seele wünschte, der Schamane möchte je eher je lieber seine Mysterie beendigen. Man stelle sich die nächste Umgebung vor: eine kleine Jurte mit einem qualmenden Herde, vor dem Feuer der wahnergriffene Fanatiker, den mit Mühe zwei jugendkräftige Männer festhalten können, dass er sich in der Gluth seiner Extase nicht in's Feuer werfe oder zum Mindesten den Kopf sich nicht zerschelle. Dieses unarticulirte Geheul und die wilden Aufschreie vermögen selbst einen Menschen mit gesunden Nerven in seiner Gemüthsruhe zu erschüttern. Der Schamane vertieft sich so sehr in seine Rolle, dass er an sich ganz und gar vergisst. Er ist sichtlich überzeugt von seinem Verkehr mit den mächtigen, bösen Geistern, vor denen er gar keine Furcht zu hegen braucht; gegen deren bösen, capriciösen, sonst unerbittlichen Willen er jetzt mit dem Einsatz seines eigenen Ichs, welches er da gänzlich zu ihrer Verfügung stellt, vorzugehen hat. Wenn man auch nicht zugeben mag, dass die zum Christentum übertretenen Aboriginer immer an das Schamanentum glauben, so muss man doch jedenfalls unbedingt einräumen, dass fast allen ausnahmslos eine Furcht und Angst vor demselben innewohnt. Ja, es haben mir Leute, denen ich mein volles Vertrauen schenken muss, betheuert, dass sie einen (christlichen) Priester gekannt, der gegen einen Schamanen einen Schlag geführt, und Letzterer habe sich in der Weise gerächt, dass er den Priester in Wahnsinn verfallen liess.

* * *

Erwerb der Schamanen. Schamaninnen. Schamanische Begräbnissstätten. Der Schamane verzichtet keineswegs auf die Beichte und das heilige Abendmahl, ja er bereut aufrichtig seinen Verkehr mit dem Teufel, doch ist er nicht so weit Herr seiner selbst, um sich von der Vollziehung von Mysterien

loszusagen. Auf jeden Fall ist es durchaus nicht Gewinnsucht oder sonst irgendwelche eigennützige Erwägung, die ihn ein- für allemal zur Beschäftigung mit diesem Dinge bewegt, das ihm nur bittere Reue einträgt. Ich wenigstens habe nie von der Wohlhabenheit der Schamanen etwas erzählen gehört; im Gegentheil bekommt doch der Schamane sehr häufig für seine Besprechung eines kranken Auges nicht mehr als fünf Kopeken. Was ist aber dieses Geld nördlich von Jakutsk werth, wenn sich selbst mir gegenüber Jakuten geweigert haben, für ein Haselhuhn ein Zwanzigkopekenstück anzunehmen, unter der Ausrede, dass sie nirgends das Geldstück anzubringen wissen; wenn es aber ein Oehrlein hätte, so würden sie es als Knopf annähen, weil es aber ohne Oehrlein sei, möge ich es nur wieder zurücknehmen. Als kleinste Münzeinheit gilt ein Rubel!

Die furchtbare Nervenerschütterung, die sich der Schamane durch die Mysterien zuzieht, macht ihn vollständig kraftlos für den ganzen Tag. In Bezug auf das Schamanentum fand ich Gelegenheit, mit Aboriginern an den Lena- und Jana-Mündungen Erkundigung einzuziehen, und erfuhr, die Schamanen gestehen selber ein, dass zufolge allgemeiner Beobachtung Schamanenfamilien nie glücklich zu sein pflegen; die Schamanen und ihre Angehörigen werden fortwährend von Krankheiten und Unglücksfällen heimgesucht; doch sei ihr Schicksal schon so beschaffen, und sie seien nicht im Stande, bei ihrer trost- und aussichtslosen Lage demselben zu entgehen.

Neben den Schamanen gibt es auch noch Schamaninnen (udagan), gleichfalls Dienerinnen der Geister der Unterwelt. Da diese Frauen keinen besonderen Ruhm geniessen und folglich auch keiner Autorität sich erfreuen wie ihre männlichen Concurrenten, so nimmt man zu ihnen seine Zuflucht nur in Ermanglung eines Schamanen in der Nähe, und das auch nur wenn man einem Diebe oder einem gestohlenen Dinge auf die Spur kommen will.

Die Zahl der Schamaninnen ist grösser als die der Schamanen. Nach der Meinung der Aboriginer heilen die Schamaninnen mit mehr Erfolg geistig Kranke, und nur in solchen Fällen räumt man ihnen einen Vorzug vor den Schamanen ein.

Stirbt ein Schamane oder eine Schamanin, so wird ihr Leichnam in eine Kuma gehüllt und in einen Holzblock gelegt; zu Köpfen wird ein Holzbild, das einen Falken vorstellen soll, und zu Füssen ein Kukuk gelegt, an beiden Hüften aber je ein Idol, zum Zeichen, dass die Geister die Seele des Schamanen in ihr Reich forttragen. Der Leichnam des Schamanen wird nicht der Erde übergehen, sondern auf hohen Pflöcken an einem freien Orte oder auf einem Baume ausgesetzt. So eine Grabstätte wird Chorčach genannt.

Im nördlichen Theile von Verchojan ist es mir selber gelungen, eine solche Grabstätte zu finden und mir die Eisenbestandtheile von der verwesten Kuma anzueignen. Im Allgemeinen wird dem Verstorbenen sein bestes Gewand angethan, sonst auch einige Pelze und die Mütze. In die Hand steckt man ihm eine Pfeife und einen Beutel mit Tabak; zu Füssen stellt man ihm hin eine Holzschüssel mit Speisen. In einigen Tumuli fand ich eiserne Instrumente vor, die der Verblichene zur Ausarbeitung von sämisch gegerbtem Leder aus Hirschhäuten gebraucht; ferner Bogen mit Pfeilen und Bärenjagdspiessen. Nach den Aussagen Pripuzov's dringt übrigens dieser Brauch christlicher Bestattungsweise gegenwärtig auch bei den Schamanen ein.

* * *

Schamanische alte Religionslehren. Gute und böse Geister. Indem ich nun zur Besprechung der jakutischen Mythologie übergehe, wiederhole ich, dass die uns darüber erhaltenen Nachrichten äusserst dürftig sind, sowohl in Hinsicht auf den sich auflösenden Charakter dieser Religionslehre, worüber wir uns schon im Anfang zu den vorliegenden Mittheilungen ausgesprochen, als auch in Anbetracht der geringen Vertrautheit mit diesem Gegenstande, selbst bei den Adepten dieser Religion, denen wir unsere Angaben verdanken. Die Hauptschuld liegt bei dieser Frage eben nur an der Dürftigkeit der Materialien, die wir im Stande waren aufzutreiben.

Die jakutischen Gottheiten haben ihren Wohnsitz entweder auf den Höhen der Berge und auf dem Himmel, das sind die Esja abasylar, die oberen Geister, oder unter der Erdoberfläche in der Unterwelt, das sind wieder die Allara abasylar, die Dämonen der unteren Regionen. Man theilt die Gottheiten in gute Geister, die den allgemeinen Namen Aj und Tangara (Gott) führen, und in die Dämonen. Zur Rangordnung der Ersteren gehören:

Jut-tas olbochtach Jurjun-aj-Toën, er ist der wahre Ajbyt aga (Vater der Schöpfung), der weisse Gott auf dem milchweissen, steinernen Throne, er lebt im Himmel und übt die Herrschaft über alle Untergottheiten aus und thut allen lebenden Geschöpfen auf dem Weltall ausschliesslich nur

Gutes an. Da er der Schöpfer der Welt ist, so wendet man sich am Yechfeste (an den religiösen Frühjahrsfeierlichkeiten) an ihn unter Darbringung einer Čaron (eines aus Holz geschnitzten Bechers) und fleht ihn an um seinen Segen für alle Menschen und deren Viehstand. Der Čaron wird von den Jurjun-Verehrern gegen den Himmel gehalten, weil sie überzeugt sind Jurjun nippe vom Kumys. Darauf wird der Inhalt des Čaron als ein heilkräftiger Trank, den göttliche Lippen geheiligt, unter die Jakuten vertheilt. Der Schamane versichert, dass Jut-tas olbochtach-aj-Toën während der Darbringung des Čaron am Himmel sich zeige und von einem milchweissen Throne herab den Jakuten und ihren Herden seinen Segen spende. Nach der Lehre der Schamanen gibt es keine höhere Gottheit als Jurjun.

Ajsyt (die Austheilerin von Gütern). Diese weibliche Gottheit hat ihren Aufenthalt im Himmel, sie erweist den Menschen Wohlthaten, indem sie ihnen Kindersegen zuschickt und den Frauen die Niederkunft erleichtert. Ueberhaupt spendet sie viel Gutes, in Sonderheit den Frauen und lässt nach Geburtsfällen die monatliche Reinigung nicht ausbleiben. Nach glücklich erfolgten Entbindungen bringt man ihr Opfer dar. Ueber die Ceremonie werde ich späterhin besonders sprechen. Diesen guten Gottheiten werden keine blutigen Opfer, sondern blos Nahrungsmittel (Feldfrüchte) dargebracht.

Gute Gottheiten zweiter Ordnung (orolžuttar) sind:

1. An-dojdu-itčitja An-darchan-chotun (die weibliche Gottheit, die der Erde ihren Schutz verleiht), sie hält sich auf grösseren Bäumen auf und verleiht den Gewächsen Wachsthum und Fruchtbarkeit. Nach der Versicherung der Schamanen erscheint sie zuweilen den Menschen, und welche ihres Anblicks einmal theilhaftig geworden, die erfahren ihr Lebelang keine Noth mehr, vielmehr erfreuen sie sich vollster Glückseligkeit. Nach Angaben der Schamanen bringt man ihr verschiedenartige Opfer dar.

2. Sjugja-Toën, chara-begi-toën (die Gottheit des Viehstandes); er schickt den Menschen Kinder und Kälber. Nach der Versicherung der Schamanen gibt er beleljach-kulun und mjanjach-ogon, d. h. ein Füllen mit einem Stirnblattflecken und einen Knaben mit einem Muttermal. Stirnblattflecken und Muttermale gelten nämlich als Zeichen des Glückes. Das Verhältniss und die Eigenschaften des jeweilig darzubringenden Opfers bestimmt der Schamane.

3. Uordach-džjusjugjaj-Aj, das ist die zorngemuthe Gottheit, welche die Menschen für ihre Vergehen und Uebertretungen züchtigt. Als Opfer wird ihm ein Pferd oder ein Stier dargebracht.

Der Lehrer Pripuzov macht die Mittheilung, dass diese Gottheit den Menschen beherzte Männer, hitzige Pferde und spannkräftige Stiere schenke.

4. Derselbe Pripuzov gedenkt auch eines Chotoj-Aj, welcher den Menschen zwar eine physisch geringere Zuzucht bescheert, dafür aber eine grössere Menge, unter der das weibliche Geschlecht vorherrscht.

5. Eechsit, eine weibliche Gottheit, die den Wanderer unausgesetzt auf seiner Reise begleitet und ihn in seinem guten Vorhaben fördert. Sie erfreut sich einer besonders grossen Liebe und Werthschätzung seitens der Jakuten. Ihr bringt man freudig gern Opfer dar. Sie gilt als der jakutische Schutzengel. Nach der Betheuerung der Schamanen ist der Mensch entblösst von jeglichem Schutz und den Versuchungen der bösen Geister preisgegeben, von dem sich Eechsit beleidigt glaubt und sich von ihm abwendet. Entkommt einer irgend einer Gefahr, so sagt er, Eechsit sei ihm beigestanden. Ihr wird eine junge Stute dargebracht.

6. Baj-Bajanaj ist die Gottheit der Jagd auf Wild. Er geleitet den Jäger überall hin und leistet ihm Hilfe auf seinen Zügen. Wenn sich der Jakut auf einen langen Weg zur Gewinnung von Wildfellen aufmacht, so schnitzt er aus Holz ein Idol und bestreicht es mit dem Blut des Thieres, welches er zu Ehren Baj-Bajanaj's getödtet. Mit dem Fleisch des getödteten Thieres bewirthet man den Schamanen und die Gäste, die Statue Baj-bajan's aber stellt man in den vorderen Winkel auf den Ehren-Oron. Oron heisst nämlich der Ehrentisch im linken vorderen Winkel. Zuweilen bleibt Baj-bajanaj in seiner Ecke viele Jahre stehen.

7. Ukulan, das ist die Gottheit der Fischer. Er hält sich in Gewässern auf und vermittelt erfolgreichen Fischfang. Als Opfer wird ihm ein zweijähriges, schwarzes Kalb dargebracht.

Von den Gottheiten und anderen Gutthaten ausübenden Wesenheiten mögen noch folgende erwähnt werden: Kis-tanara, die Gottheit der Zobel. Man stellt sich ihn in Menschengestalt vor, bekleidet mit einem Zobelpelz. Diese Figur wird in einem sämisch ledernen Beutel aufbewahrt, der mit verschiedenfarbigen Perlen verziert ist. Bei wichtigeren Anlässen wendet man sich an ihn um Beistand, wobei man Fett in's Feuer wirft.

Gleich hoch verehrt wird auch der Dämon des Feuers: An-darchan-toën oder Al-ot-iččitja. Als Opfergabe wirft man ihm in's Feuer einen Theil der Speise, von der man geniesst.

An-darchan wird als ein hochbetagter Greis gedacht. Er gilt als der Vermittler zwischen der Menschheit und den bösen Geistern. Kein Opfer wird vollzogen ohne Beiopfer für die Gottheit des Feuers. Er ist das Portal, durch welches allein man mit einem Opfer zu einem anderen Geiste gelangen kann.

Die Gottheit des Feuers ist ein im menschlichen Dasein nur durch Wohlthaten sich auszeichnendes Wesen. Es hilft dem Menschen in allen Lebensverhältnissen; es bezeigt eine fühlbare und lebendige Theilnahme am Thun und Lassen des Menschen, wofür man der Gottheit bei jeder Gelegenheit einen Antheil von der Speise, die man zu sich nehmen will, in's Feuer wirft. Der Dämon ist ein ehrwürdiger, ehrsamer Greis. Man gibt ihm den Namen: Byrjachja-bytyka-kyryl-tjusjumjat, d. h. die Erscheinung mit dem weissen Bart.

Als Dämonen oder böse Geister gelten:

1. Ž-chosgon-ojun-kinjas, das ist Satanas, der Fürst der Unholde. Er fügt den Menschen Uebel zu, halst ihnen Krankheiten auf, verursacht Viehseuchen und Unfruchtbarkeit. Um ihn milde zu stimmen, bringt man ihm ein hellbraunes (suržagyl) Fohlen als Opfer dar.

2. Bologur-chotuna, Dochsun-dujan und Bachsy-toëna-al-ljachaj sind Dämonen, ersterer männlichen, letzterer weiblichen Geschlechtes. Nach der Versicherung der Schamanen waren beide einst Menschen, sind aber beide wegen ihrer Sünden in böse Geister, in Dämonen verwandelt worden, sie rauben den Menschen die gesunde Urtheilskraft. Als Opfer bringt man ihnen eine Stute von getigerter (čugur) Färbung dar.

Džachtan-byradaj oder Jurjun-ogustach war einst ein Schamane und besass einen weissen Stier; den stahl man ihm aber, worüber er in Bosheit verfiel. Zur Strafe dafür hat man ihn nach seinem Ableben zu einem Dämon gemacht. Er verursacht Krankheiten, insbesondere bei Kindern Brustleiden, das den Tod zur Folge hat, wofern man ihm (dem Dämon) nicht als Opfer ein dreijähriges Kalb darbringt.

Sordach-Čonach war bei Lebzeiten eine Schamanin. Sie ist die Urheberin verschiedener Epidemien. Nach schamanischer Ueberlieferung hat sie ein hässlich widerwärtiges Aussehen, sie ist einhändig und einfüssig und hat ein einziges Auge inmitten der Stirne. Als Opfer wird ihr eine rothscheckige (kéchebiren) Kuh dargebracht.

Makyny-kysa-tynyrachtach-kjadžjaj, eine gewesene Schamanin, verursacht den Menschen Verrücktheit und andere Krankheiten. Als Opfer bringt man ihr dar eine Kuh mit wasserhellfarbigen Hörnern und Klauen, mit einem kahlen Fleck auf der Stirne, einem scheckigen Schwanz und röthlicher Haarfarbe (dženkir-mostach-tujachtach, toratosachtalach, ala-kuturuktach-kugas). Zu ihrer grösseren Ehrung schnitzt man sie als Idol aus, das man mit einem unverhältnissmässig grossen Pelze schmückt. In dieses Idol kann, nach den Begriffen der Schamanen, diese Furie unentweichbar eingeschlossen sein. Dieses Idol bekommt die Bezeichnung Kys-tagara, die jungfräuliche Göttin. Man stellt es in den Winkel des Mittelbalkens links vom Kamin auf, nämlich dem Norden zu und belässt es unangetastet von Geschlecht zu Geschlecht. Man verehrt es deshalb so hoch, weil die geringste Berührung desselben den Zorn dieser Furie hervorrufen könnte.

Buchar-dodar ist der Dämon des Todes. Er reitet daher auf dem Stiere Bor-kjurjun, d. h. auf dem erdfahlen Pantherthiere. Er lebt in der Unterwelt (edjan-tjugjarja), wo sich noch gleich ihm, andere weniger bedeutende abgerechnet, acht ebenbürtige Dämonen aufhalten.

Syry-kysa ist ihrer Abstammung nach eine Schamanin; sie verführt die Menschen zu verschiedenen Uebertretungen, zu Leid und Unsal. Ihr werden gar keine Opfer dargebracht. Der Schamane bannt sie ohne jede weitere Schwierigkeit.

Sjulljukjuter sind die Bewohner der Gewässer. Sie leben nach Art der Menschen und ziehen Herden auf. In den Wässern gibt es viel Moos. Bringt man dasselbe auf's Trockene, so verwandelt es sich in Geld, doch nach drei Tagen hat es sich wieder zu Moos zurückverwandelt.

Sebeka ist ein kleines, missgestaltetes Mädchen mit einem riesigen Bauch; sie lebt in einer elenden Kalmückenhütte (choton) und reisst das Vieh ins Verderben.

Neben den gedachten Dämonen und Furien glauben die Jakuten auch noch an weniger bedeutsame Wesenheiten, als da sind z. B. Torbosabysyta (der Dämon der Kälber) und Kjaljama (der Dämon der Sinnlichkeit). Der Schamane entwirft von ihm durchaus kein anziehendes Bild und

stellt ihn sogar als einen Stotterer dar. Die Vorstellung entbehrt nicht einer gewissen Originalität. Wann der Schamane in der Gestalt Kjaljama's auftritt, übt er auf die Jakuten einen unbezwinglichen Lachreiz aus; sie treiben ihre Kurzweil mit ihm und fragen ihn, woher er gekommen sei. Darauf gibt der Schamane im Namen des Dämons zur Antwort, dass er aus gar weiter Ferne daherkomme, soweit als eine schiefgewachsene Fichte lang sei, und dass er neun Mal auf der Herreise habe übernachten müssen. Dann erkundigt sich der Dämon, ob es da nicht etwa schöne Mädchen gäbe. Fällt die Antwort zu seiner Befriedigung aus, so kippt er in übermüthige Laune um und schneidet Grimassen zum höchsten Gaudium der Jakuten. Die Rolle des Kjaljama spielt der Schamane mehr des Spasses halber.

* * *

Die sieben Himmel. Ober-, Mittel- und Unterwelt. Die Schamanen lehren, dass die Herrschaft über das gesammte Weltgebäude Jut-tas, oder wie man ihn sonst noch nennt Ajbit-aga (Vater, Schöpfer) oder Ajtoén ausübe. Er ist unsichtbar und unerreichbar. Er weilt oben im siebenten Himmel und steht durch die Vermittlung der Gottheiten, die in den niedereren Himmeln wohnen, im Verkehr mit der Erdenwelt. Im Ganzen sind sieben Himmel.

Ebenso gibt es in der Unterwelt ein Oberhaupt, den Fürsten der Finsterniss. Die guten Geister (Aj, Gottheiten), ebenso wie die Dämonen (abasy) und die Seelen Verstorbener, welche für ihre guten Thaten oder für ihre Sünden die Wandlung zu Gutholden oder Unholden erfahren haben, nehmen nach Massgabe ihrer edlen oder schlimmen Thaten verschiedene Rangstufen und Aemter ein, so in der einen als in der anderen Hierarchie und sind zu widerspruchsloser Folgsamkeit gegenüber ihren vorgesetzten Geistern verpflichtet.

Nach der Lehre der Schamanen gibt es darnach drei Weltregionen: die Himmelswelt (challan-jurdja), die Mittelwelt, die Erde nämlich (ortodojdu) und die Unterwelt (édjan-tjugjarja). Die erste Welt ist das Reich des Lichtes; die untere das der Finsterniss, indessen die Erde zur Zeit noch vom Schöpfer (Jut-tas-olbochtach. Jurjun-Aj-Toén) dem Belieben des Teufels, des Erzverführers preisgegeben ist. Die Seelen der Menschen aber werden nach deren Ableben, ihren Verdiensten gemäss in das eine oder das andere Reich verschickt.

Am Ende aller Tage dieser Erdenwelt, da werden die Seelen beider Reiche einen Krieg miteinander führen. Der Sieg wird auf Seiten der guten Seelen bleiben, die Seelen der Sünder aber werden der ewigen Marterung der Unterwelt verfallen.

Wenngleich der Schöpfer die vergängliche Erdenwelt dem Teufel zur Versuchung überlassen, so hat er aber auch die Eechsyt, den Schutzengel und die Seelen der Gerechten auf die Erde geschickt, deren Pflicht es ist, die Menschen vor den Angriffen des Teufels in Schutz zu nehmen. Die Macht des Teufels ist insoweit begrenzt, als ihm z. B. das Recht nicht zusteht, dem Menschen das Leben zu rauben. Der Teufel ist blos das Richtschwert der Gottheit, das Werkzeug, mittelst dessen sie die sündhaftigen Menschen züchtigt. So ist denn der Teufel nicht im Stande, nach eigenem Gutdünken irgend Jemand zu begnadigen und der Züchtigung zu entheben, doch vermag der Schamane durch den Dämon beim Schöpfer Fürsprache und Bitte zu erheben.

Der Schamane ist ein Diener des Teufels, insoferne er selber dämonischer Natur ist, da aber seine Seele mit dem Körper ein Einziges bildet, so erfreut er sich des Besitzes dämonischer Gaben: des zweiten Gesichtes, des Geistersehens, der Heilkunst, der Macht, Böses zu thun u. s. w., und da er auf Erden, zwischen Himmel und Unterwelt lebt, so geniesst er den Vortheil, mit beiden Reichen Beziehungen zu unterhalten. Er vermag nach Thunlichkeit selber in die Unterwelt hinabzusteigen oder auch von dort die jeweilig erforderlichen Dämonen heraufzubeschwören. Ist der Geist nicht im Stande, etwas selber zu Wege zu bringen, so schickt er den Schamanen in die obere Welt, um die Genehmigung des Schöpfers zu bitten. Also steigt in der mitgetheilten Weise der Schamane auf zum Himmel.

Will der Schamane irgend etwas Böses schaffen, so citirt er einfach den zweckdienlichen Geist aus der Unterwelt und der beschworene Geist muss den Wunsch des Schamanen erfüllen. Der böse Geist fügt sich nicht willig den Bitten des Schamanen, irgend Jemandem ein gutes Werk zu erweisen. Erst nach Empfang einer Opfergabe gewährt er dem Schamanen die Erlaubniss, sich behufs unmittelbarer Vorbringung einer Bitte vor den Schöpfer in den Himmel zu erheben.

Berühmtere Schamanen führen ihren Stammbaum bis ins tiefe Alterthum zurück, und nicht selten dient ein ganzes Geschlecht der Unterwelt, so dass der letzte Nachkomme bei seinen professionsmässigen Anrufun-

gen um Hilfe vor Allem an seine Vorfahren, die Schamanen, sich zu wenden pflegt, damit sie, als die verdienstvolleren, für die baldigere Gewährung seiner Bitte sich ins Mittel legen.

* * *

Die Seelenlehre. Bestattungsgebräuche. Wie schon früher bemerkt, ist die Seele (Kut-tyn) des Menschen im Stande, sich in einen guten oder bösen Geist zu verwandeln, gemäss den Handlungen, die der Mensch bei Lebzeiten begangen hat. Es vermag sich aber die Seele noch bei Lebzeiten des Menschen, wie das öfters vorkommt, vom Körper loszutrennen; das geschieht beispielsweise während der Mensch schläft. Der Mensch verfällt in eine Krankheit, wenn der Teufel seine Seele erwischt, und behält sie der Böse über die Frist hinaus bei sich, so muss der der Mensch sterben. Auf die Bitte des Kranken oder seiner Umgebung kann der Schamane dem Kranken die Seele zurückverschaffen; kehrt aber die Seele nicht zurück und stirbt der Mensch, so ist es ersichtlich, dass der Zorn des Dämonen, aus Gründen, die vom Schamanen nicht abhängen, nicht habe besänftigt werden können.

Es ereignen sich auch solche Fälle, dass die Seele, welche den Leib auf eine Zeit verlässt, sich irgendwo verirrt und lange nicht an ihren Ort zurückkehrt; wenn sie aber nach Ablauf eines längeren Zwischenraumes heimtrifft, findet sie ihre Hülle nicht mehr geeignet als Behausung für sich. Der Leib ist schon zerfallen. Mit Ekel entfliegt die Seele und siedelt sich an im Körper eines nahen Verwandten ihres bisherigen Heiligthums. Die Schamanen wissen ihren Gläubigen eine Menge derartiger Fälle von Uebersiedlungen zu erzählen.

Die Schamanen behaupten, nach dem Ableben des Menschen verweilen noch zeitweilig in ihm die Spuren seiner Seele, oder richtiger, sie höre nicht auf, um ihre frühere Behausung herumzuschwirren. Folglich wohnt dem Leichnahm bis zur Bestattung, oder überhaupt, solange die Seele in der Nähe des Leibes weilt, die Kraft inne, Alles, was sich in der Umgebung desselben zuträgt, zu hören und zu sehen. Darum beobachten die Jakuten bei den Todten gewisse Vorsichtsmassregeln.

Mit dem Ableben des Menschen ergreift der Teufel seine Seele und führt sie an die Orte, wo bei Lebzeiten der Hingeschiedene gewesen, und züchtigt sie überall, wo der Mensch gesündigt hat. Diese Busszeit dauert nicht länger als eine Nacht. Der Teufel führt nur dorthin nicht die Seele des Verstorbenen, allwo ein Kreuz aufgerichtet steht (natürlich eines aus neuerer Zeit). Um also ihren Verwandten vor argen Züchtigungen zu behüten, pflegen die Jakuten um die Jurte herum hölzerne Kreuze aufzustellen.

Bei den Jakuten ist es Brauch, das Begräbniss noch am Sterbetag vorzunehmen. Auf dem Heimweg von der Bestattung zünden sie längs des Weges Holzhaufen an und springen über und durch die Flammen durch, im Glauben, dass der Dämon des Todes aus Feuerscheu sie nicht verfolgen werde, und dass sie schon dadurch allein von Verfolgungen des ihnen feindseligen Todesgeistes sich befreien können. Ueber demselben Feuer wird auch die Kleidung des Verblichenen durchgeschüttelt, um daraus den Dämon herauszubeuteln, falls er sich darin verbergen zu können gemeint hat.

Man lässt es sich angelegen sein, die Beerdigung auf Kurganen vorzunehmen, damit der Selige dem Himmel näher gerückt sein soll. Die Kurgane sind gewöhnlich sandig und trocken. Es hält eben leichter, in sie ein Grab zu scharren als in die salzkrustigen Niederungen.

* * *

Kosmische Erscheinungen. Donner und Blitz. Der Stein im Thiere. Eine Eidformel. Die Erschaffung der Welt. Vor der russischen Besitzergreifung des Landes, also vor 200 und mehr Jahren, als die jakutische Religion ungescheut ausgeübt werden durfte, verehrten die Jakuten noch in hohem Masse kosmische Erscheinungen. Zum Schluss sollen nun dieselben sowie der spärliche Ueberrest ihrer volksthümlichen Vorstellung von der Erschaffung der Welt besprochen werden.

Den Donner (eting) und den Blitz (čagylgan) erzeugen zwei himmlische Gottheiten: Žam(n)-buraj (der verwegene Brüller) und Sjugja-toën (Herr Axt). Priipuzov sagt, sie senden ihre Schläge aus, um die bösen Geister zu verfolgen, mir aber wurde nebst diesem noch mitgetheilt, dass der eigentliche Zweck ihres Dreinschlagens der wäre, die Erde von verschiedenen Krankheiten zu säubern. Zuweilen beschwört der von Jemand beleidigte Schamane Donner und Blitz herbei und bittet die Gottheiten, sie mögen den Beleidiger oder einen demselben theueren Gegenstand mit Blitzschlag vernichten.

Pripuzov berichtet ferner: zur Wiederbelebung eines vom Blitz getroffenen Menschen werden keinerlei Mittel angewendet. Vom Blitz getödtete Thiere werden gegessen.

Fängt es an gewaltig zu donnern, so langt der Jakut hervor einen Splitter von einem blitzgetroffenen Baume, so ein Holz findet sich nämlich fast in jeder Jurte, und beräuchert im Kreis herum die Jurte, wozu er den Bann spricht: „Žam(n)-Buraj-žasypda, sjugja-toën-sjulyjajda, arčy, arčy", d. h.: „Der verwegene Brüller brüllte, die Axt, der Herr gerieth in Bewegung, von dannen! von dannen!" Durch die Beräucherung wird der unreine Geist, der sich vor der Verfolgung des Himmels in der Jurte verborgen hielt, weggebannt, und die Inwohner werden der Krankheiten los und ledig, welche die bösen Geister mit sich zu bringen pflegen.

Der Splitter wird weit weg von der Jurte auf's Feld geworfen, wodurch man die Gefahr des Blitzeinschlagens beseitigt. Zuweilen finden die Jakuten nach einem Sturmgewitter rundliche oder länglichgeformte Steine, die wie Meissel ausschauen. Man glaubt, dass es vom Himmel gefallene Donnerpfeile seien. Man gebraucht sie als Heilmittel. Man schabt sie ab, thut das Pülverchen in's Wasser und gibt sie ein z. B. um die Nachgeburt bei einer Frau herauszuziehen oder gegen Harnstockung. Man bewahrt so einen Stein auch auf, sagt Pripuzov, weil er ein Schutzmittel gegen die Gefahren des Sturmes bildet.

Pripuzov gedenkt ferner des jakutischen Volksglaubens, wonach man im Leibe von Thieren steinerne Idole finden kann, welchen eine derartige Kraft innewohnt, dass es genügt, sie an einem Sommertage auf die freie Luft hinauszutragen, und schon entsteht ein Wind. Diese Steine heissen Sata. Ueber diesen Glauben habe ich zwar sonst nichts vernommen, doch möchte ich ihn nicht in Abrede stellen, weil ich selber solche Steine gesehen. Sie entwickeln sich in Folge einer Krankheit beim Thiere, dessen Inneres vom Nierenbecken sich mit Steinen füllt. Das Thier wird nach der Erkrankung abgeschlachtet, das Fleisch wird aufgezehrt, das Steinklümpchen in der Art einer unförmigen Puterhenne aufgestutzt.

Mit der zunehmenden Ausbreitung des Christentums verliert das Schamanentum, wie schon oben bemerkt wurde, allmälig seine alte Gestalt und vermengt sich mit fremden Gebräuchen. So gehört z. B. nachfolgende volksthümliche Eidformel schon mehr der Vergangenheit an und hat gegenwärtig kaum noch wo die ursprüngliche Bedeutung beibehalten.

„Ich, demüthigst dastehender Mensch vor den auf den hehren sieben Himmeln Thronenden: Jurjun-aj-Toën, Sjugja-toën, Boj-bojanojtoën, Ordach-aj, vor der Sonne, die so viel Glanz ausstrahlt und vor dem Gesetze meines weissen Caren, ich, der ich auf den Knien vor dem Feuer liege, ich beuge mich und gelobe, die lauterste Wahrheit zu sagen, ohne jedes Ansehen der Person (unparteiisch), nur das, was ich selber gesehen und gehört habe, ohne jede Lüge und Verheimlichung. Sollte ich diesen meinen Eid brechen, sei es durch lügenhafte Angaben oder Abweichung von der Wahrheit, so will ich verflucht sein, dass mir die Zunge zum Genick heraushänge, dass meine Augen vereisen, dass mir die Zunge verdorre und mir Hände und Füsse absterben, so dass ich vom Stuhl fallen muss. Gott, der Herr soll mir nichts Gutes erweisen, weder an meinem Weib, noch an meinen Kindern, noch in Bezug auf irdischen Reichthum, mein Gesicht soll in's Genick gedreht und mein Antlitz soll zur schwarzen Erde geworfen werden. Der Schöpfer des Himmels und der Erde soll mich mit seinem durchbohrenden Blicke zerschmettern, damit ich nicht mehr auf Erden einherwandle und nimmer meine Nebenmenschen schaue; ich möge mir den Tod holen durch die verschiedenartigsten Aussatzkrankheiten der Welt; räudige Krätzigkeit soll mich bekleiden statt eines Gewandes und nimmermehr möge ich des hellstrahlenden Sonnenlichtes ansichtig werden. Die Erde soll unter mir durchbrechen, ich soll in die Hölle versinken, wo mich mannigfache Qual und Marter erreichen möge. Gott, der Allmächtige soll mich verfluchen, wenn ich, gegen meinen Eidschwur, nicht die nackteste Wahrheit berichten werde. Ferner sollen mich züchtigen die alle ungerechten Thaten strafenden, unreinen Geister: Toën-kinjas (Žochsogon-ola-kinjas?) und die Schamanin Chotun-čonach (Sordich-čonach). Aus diesem Hause aber, wo der vom Gesetz des weissen Caren bestellte Gerichtshof tagt, schwöre ich, soll ich nicht mehr über die Schwelle schreiten können, sondern soll auf allen Vieren über sie hinauskriechen müssen. Der von Gott geschleuderte Feuerstrahl soll mich in's Rückenmark treffen. Dieser ganze Fluch soll auf den Schuldtragenden und den Missethäter in unserer Mitte ausgehen für alle Zeit und Ewigkeit. Der böse Geist über den Gewässern soll mich nicht vorüberziehen

lassen, sondern mich in den Schlund wie einen Stein untertauchen. Sollte ich aber nach diesem Schwure hinterher durch Zeugen des Meineides überwiesen werden, so unterwerfe ich mich den verschiedenen, furchtbaren kaiserlichen Strafen."

Die jakutische Ueberlieferung berichtet über die Entstehung der Erde folgende Legende: Die gegenwärtig sichtbare Erde war einstens ganz mit Fluthen überschwemmt und bildete ein ausgedehntes, endloses Meer. Einmal flog Jut-tas-eobochtach Jurjunaj-toën über diesem Meer dahin und erblickte eine schwimmende Blase. Er fragte sie: ‚Wer bist du und von wo kommst du?' Die Blase erwiderte: ‚Ich bin der Urböse (Satanas) und lebe auf der Erde unter den Wässern.' Sprach darauf Aj-toën zu ihr: ‚Wenn das wahr ist, dass es unterm Wasser eine Erde gibt, bring mir mal ein Stückchen von ihr herauf.' Der Urböse tauchte in's Wasser unter und schwamm nach einiger Zeit wieder hinauf an die Oberfläche mit einem Brocken Erde. Gott nahm den Brocken, segnete ihn und legte sich darauf. Als das der Urböse sah, gedachte er Gott zu ertränken und begann das Stück Erde hinabzuziehen, doch je stärker er daran zog, desto mehr breitete es sich aus zu des Bösen grösster Verbitterung, bis es den grösseren Theil der Gewässer bedeckte. Das ist die Geschichte von der Entstehung der Erde, auf welcher jetzt das Menschengeschlecht lebt.

Ethnographische Studien über Alt-Serbien[1]).

Die heutigen Zustände in Alt-Serbien sind ganz eigenthümlich; sie wurzeln tief in der Vergangenheit des Landes und Volkes. Ein Blick auf die historische Entwicklung der wichtigsten Fragen wird nicht nur unser Verständniss erweitern, sondern uns auch manche Schlagworte verdeutlichen, welche in der einschlägigen Literatur üblich sind.

Im Alterthum beginnt für uns die Geschichte des Landes mit dessen Eroberung durch die Römer, welche bekanntlich zur gänzlichen Unterwerfung desselben zwölf Kriege in 335 Jahren, 224 v. Chr. — 112 n. Chr. (die Osmanen haben hiezu kaum die halbe Zeit gebraucht), führen mussten.

Die Gebiete der vorliegenden Studien fielen den Römern im Jahre 71 v. Chr. nach achtjährigen Kämpfen in die Hände und bildeten einen Theil der römischen Provinz Moesia superior, welche im Westen an Illyria und im Südosten an Macedonia grenzte.

Vor der Römerzeit trugen die Gebiete der späteren römischen Provinz Moesia superior die ethnographische Bezeichnung „Triballia", welche sich indess verlor, um erst unter dem byzantinischen Kaiser Heraklius wieder aufgenommen zu werden, indem den neuen Bewohnern (Serben) der Name „Τριβαλλοι" beigelegt wurde.

Als später eine Neueintheilung römischer Provinzen stattfand, entstand an der Nordostgrenze des grossen Beckens die Unterprovinz Dacia mediterranea (Hauptstadt Serdica, heute Sofia); für das grosse Becken selbst wurde die schon vor der Römerzeit übliche Bezeichnung Dardania angewendet, während der Name Moesia superior mehr im engeren Sinne für die nördlich hievon gelegenen Gebiete — also auch für das Land zwischen Ibar und Lim in Gebrauch kam[1]).

Und als Diocletianus ein Praefectum Praetoris per Illyrium organisirte und es in 6 Unterprovinzen theilte, da war eine davon „Dardania mit dem Amtssitze Scupis" (Skoplje)[2]).

Das von den Römern eroberte Land war durch viele Kriege stark entvölkert, daher römische Colonien allerorten angelegt wurden. Die einheimischen Elemente wichen vor dem Fremden und die Romanisirung der Ureinwohner ging so rasch von Statten, dass nach kurzer Zeit in jenen Gegenden die lateinische Sprache die Amts- und Haussprache ward.

[1]) Obiger Artikel, als Theil einer umfangreichen culturhistorischen Arbeit, wurde vor drei Jahren unserem Präsidenten von einem k. k. Officier mitgetheilt, welcher Alt-Serbien aus eigener Anschauung kennt. Bei der Schwierigkeit, authentische Daten über jene so schwer zugänglichen Gegenden zu erhalten, glauben wir, durch deren Abdruck auf den Dank der Leser unserer Mittheilungen rechnen zu können, wenn auch wegen des leidigen Raummangels die Veröffentlichung sich verzögert hat und die historische Einleitung grösstentheils Bekanntes enthält.

[1]) Unter Kaiser Constantin dem Grossen auch „Moesia prima" genannt; Viminacium war die Hauptstadt an der Mündung der Morava in die Donau.

[2]) Драгашевић. Археолошко-географска истраживања. Гласник, 1877.

Durch die Theilung des römischen Weltreiches (395) kam das Land unter das byzantinische Scepter und wurde seit dem IV. Jahrhunderte durch die Völkerwanderungen sehr in Mitleidenschaft gezogen.

Erst im Beginne des VII. Jahrhunderts, als der byzantinische Kaiser Heraklius politisch und militärisch anderwärts engagirt war, siedelten sich einzelne Slavenstämme — vermuthlich über Aufforderung des Kaisers — auf der Balkanhalbinsel an. Das grosse Becken ward mit dem Flussgebiete der Raška nach und nach ein Bestandtheil des selbstständigen Bulgarenreiches, um im Jahre 1018 wieder byzantinisch zu werden.

Bis zu dieser Zeit hatte sich der Slavenstamm der Serben an der Drina und am Limflusse festgesetzt, so dass nunmehr Ras und Rasa (in der Gegend des heutigen Novipazar) eine Grenzfestung der Byzantiner gegen die Serben ward. Letztere erweiterten indessen ihre Herrschaft gegen Ende des XI. Jahrhunderts bereits ostwärts bis zum Ibar und beunruhigten von ihrer Burg Zvečan (noch 1689 von den Türken vertheidigt, heute Ruine bei Mitrovica) aus das byzantinische Lipenion [1]). — Es versteht sich von selbst, dass sich wiederholte Kämpfe am Grenzflusse Ibar mit wechselndem Ausgange abspielten; die Grenzpfalz Zvečan am Ibarknie that hiebei ihre Schuldigkeit als Wellenbrecher [2]).

Dem serbischen Gross-Župan Stephan Nemanja gelang es im Jahre 1173 in Folge einer günstigen Entscheidungsschlacht, das unter seine Brüder verzettelte Land zwischen Ibar, Lim und Drina zu einem einzigen Reiche zu vereinigen, dessen politischer Schwerpunkt die Burg Ras oder Raška war, daher auch das Reich „Rasa oder Raška“ (von dem deutschen „Rascia oder Rascien“) genannt wurde [3]).

Im Jahre 1180 ergriff Nemanja die Offensive gegen das byzantinische Reich und setzte sich unter Anderem auch in den Besitz der beiden Becken Kosovo und Metohija, welche von nun an mit dem Lande zwischen Lim und Ibar den Kern des Serbenreiches bildeten.

Nemanja's Streben nach Ausrottung des Particularismus und nach Befestigung der Einheitlichkeit im Reiche äusserte sich hauptsächlich auch in seiner Kirchenpolitik. Bis dahin hatten die einzelnen serbischen Fürstenthümer — obzwar seit dem VII. Jahrhunderte christlich — keiner bestimmten Kirche angehört, daher sie zum Tummelplatze religiöspolitischer Intriguen wurden, welche von Rom und Byzanz aus gleichzeitig ausgingen und das Haupthinderniss der politischen Einigung waren. Nemanja wollte in dem neubegründeten Reiche nur eine Kirche haben; er schonte zwar den am adriatischen Küstenstriche Wurzel gefassten Katholicismus (vermuthlich, um den mächtigen Papst nicht zu reizen), verfolgte aber ansonst jede religiöse Secte, wie z. B. die staatlich oppositionellen Bogumilen oder Patarener. Schliesslich gab es in seinem Reiche nur eine Staatskirche, nämlich die Byzantinische, welche er jedoch von Byzanz unabhängig zu machen wusste.

Seit jener Zeit ist das Religionsbekenntniss mit der serbischen Volksthümlichkeit derart verschmolzen, dass heute bei den Serben ihre Religion pravoslavna vjera) gleichbedeutend ist mit ihrer Nationalität [1]).

Das von Nemanja so begründete und gefestigte Serbenreich wendete seine Expansivkraft fast ausschliesslich gegen Süd und breitete sich nach dieser Seite hin unaufhaltsam auf Kosten des byzantinischen Kaiserthums aus. König Stephan Uroš II. Milutin (1282—1320) eroberte einen grossen Theil Macedoniens und Albaniens; sein Enkel Stephan Dušan (1331—1355), der sich (1346) zum Kaiser der Serben und Griechen krönen liess, besetzte den Rest Macedoniens sammt Thessalien, Albanien und Epirus. Prizren und Skoplje wurden Hauptstädte des grossen Reiches [2]).

Unter Dušan hatte der durch Nemanja consolidirte Kern des Reiches, also „Alt-Serbien“ den höchsten Aufschwung erreicht, was sich namentlich in der hohen Blüthe des Handels ausspricht, dessen Centren Novobrdo, Prizren und Skoplje waren. In diesen wohlhabenden Städten befanden sich die Factoreien und Magazine der Venetianer, Ragusaner und Sachsen. Das Becken Kosovo, von 32 Bächen oder Flüsschen und zwei Sumpfseen bewässert, zählte 18 Burgen und 4 Städte. Im Jahre 1389 gefiel es dort dem Sultan Bajezid I. nach gewonnener Schlacht derart, dass er mit dem Heere längere Zeit am Kosovopolje ver-

[1]) Lipenion — von den Slaven im Mittelalter „Lipljan“ genannt — war unter dem Namen Ulpiana schon zur Zeit als Dardania eine Unterprovinz bildete, der Schwerpunkt im Becken; es lag vermuthlich 2h östlich des heutigen Dorfes Lipljan; cf. Dragašević.

[2]) Jireček. Die Handelsstrassen etc. p. 31.

[3]) Daher ist den Serben in manchen Gegenden der Name „Rajtzen“ — ungarisch „Ráczok“ — geblieben. Kallaý, Историја српског народа. I. Београд, 1877 p. 21 u. 23.

[1]) Kallaý, Историја etc.

[2]) Jireček, Handelsstrassen etc.

blieb, denn „es gab Gold, Silber und sonstige Erze; Brot und Wein und allerlei Lebensunterhalt für Menschen und Thiere“ [1]).

Nach Dušan's Tode (1355) löste sich das grosse Serbenreich in viele Adelsherrschaften auf, was den Ungarn und Türken willkommene Anlässe zu Einmischungen bot.

Zur Zeit, als Sultan Murad (1389) den Hauptstoss gegen dieses Conglomerat führte, stand das grosse Becken unter dem Scepter des Vlk Branković, während das Land vom Ibar westwärts und bis zur Donau nordwärts den Besitz des angesehensten Fürsten, des Knez Lazar, bildete [2]).

Lazar gelang es zwar, zum letzten Mal eine Coalition der Theilfürsten zu erwirken; aber in der Schlacht am Kosovo polje, welche für die türkische Herrschaft in Europa entscheidend war, unterlagen die Verbündeten vollständig, so dass das eigentliche Serbien von nun an den Türken tributpflichtig ward; hiemit wanderte auch der serbisch-nationale Schwerpunkt aus dem grossen altserbischen Becken nach Belgrad a. d. Donau, wo sich die späteren Schattenfürsten vor den Türken sicherer wähnten.

Nach wiederholten Kriegen eroberten die Türken „Alt-Serbien“ und machten im Jahre 1459 ein türkisches Paschalik daraus.

Das ganze Land wurde nach dem Feudal-Princip in grössere und kleinere Kriegslehen (Spahilik) zertheilt. Manche serbische Adelsfamilie kam durch Uebertritt zum Islam in den Besitz eines erblichen Spahilik. Die Dörfer bildeten als Čifliks das Eigenthum der mahomedanischen Grossgrundbesitzer. — Militärisch wichtige Gegenden wurden tapferen, aber wilden Kriegshaufen als Ansiedlungen angewiesen. So gingen z. B. mit der Zeit die Defiléen vom Beli Drim, von Kačanik und Končul, dann der Ostrand des altserbischen Beckens in die Hände der Arnauten über.

Die Mahomedaner werden die privilegirte Bevölkerungsclasse, während die Christen als Rajah (Vieh) auf jede Art bedrückt erscheinen. Sie erlernten alsbald scheue Unterwürfigkeit, während die Mahomedaner — ohne Gedächtniss für die gemeinsame Abstammung — masslos stolz und übermüthig wurden.

Mit dem Sinken der Macht der Sultane sank auch deren Ansehen in den Sandschaks, welche immer mehr der Willkür und dem Uebermuthe der Begs preisgegeben wurden. Wie locker das Band zwischen den Provinzen und dem Sultan wurde, charakterisirt unter Anderen auch der Berichterstatter (vermuthlich F. M. Veterani) treffend mit den Worten: „und den 12. Octobris befand er (Piccolomini) sich zwischen ziemlich rauhen Gebirgen, allwo die Völker von Clementa und von Rosajaceva (Rožaj) wohnen, welche mit vielen Flecken und Dörfern eine considerable Republik (!) formiren und der Pforte alle Jahre eine gewisse Summe Geld zahlen“ [1]).

Mit der Lockerung der Sultanen-Macht gestaltete sich auch die Lage der christlichen Bevölkerung immer trauriger. Ihren Höhepunkt erreichte sie jedoch in Alt-Serbien, als mehrere Fanarioten (Griechen aus Constantinopel) nacheinander die Patriarchenwürde zu Ipek, dann die griechisch-orthodoxen Bischofswürden erlangten. Durch Ausbeutung ihrer Diöcesen und Verkauf verschiedener Kirchenwürden mussten sie die Mittel erlangen, um nicht nur sich zu bereichern, sondern auch die bedeutenden Kosten des griechischen Patriarchates zu Constantinopel (Bestechung der Grossvezire etc.) zu decken; mit ihnen zogen griechische Kaufleute, Geldwechsler u. dergl. in's Land, und so wollten sie nebstbei ihren Lieblingsplan, nämlich die Hellenisirung der ganzen Halbinsel bis zur Save durchführen, um ihr die noch übriggebliebenen Reste auszusaugen [2]).

Die kirchlichen Abgaben, welche in Folge dessen die christliche Bevölkerung zu entrichten hatte, erreichten bereits einen solchen Umfang, dass ein Theil derselben zum Islam übertrat, ein übriger Theil aber im Jahre 1690 unter Führung des Arsen III. Čarnojević und im Jahre 1737 mit Arsen IV. Jovanović (beide Patriarchen zu Ipek) nach Oesterreich auswanderte.

Die leergebliebenen Dörfer, welche heute noch serbische Namen führen, wurden nun von den aus dem Westen nachdrängenden Albanesen besetzt, so — dass diese nicht blos die Metohija, sondern

---

[1]) Срећковић. Путничке слике. Гласник, 1875.

[2]) Die Theilfürstenthümer hatten ihre eigenen Namen; damals reichte Bosnien bis gegen Sjenica, Hercegovina bis Bjelopolje am Lim; die unter Lazar und Branković befindlichen Länder waren das „eigentliche Serbien“. Nach der Wiederbegründung des Fürstenthums Serbien im Anfange unseres Jahrhunderts verblieb der Kern des mittelalterlichen Serbenreiches noch in türkischen Händen, und wurde „Stara Srbija“ (Alt-Serbien) oder auch „Türkisch-Serbien“ genannt; der Sandžak Niš gehörte auch dazu. — cf. Kallaÿ, Историја etc.; dann Карић. Српска земља, Београд, 1882.

[1]) Marsch Piccolomini's nach Priština. — K. k. Kriegs-Archiv, Fasc. 13./1., Protokoll, 1689.

[2]) Јиречек, Geschichte der Bulgaren.

auch das Becken Kosovo und einzelne Gebiete zwischen Ibar und Lim überschwemmten.

Und seit jener Zeit verbreitete sich einerseits die Mahomedanisirung, anderseits aber das mahomedanische Albanesenthum immer ost- und nordwärts, so dass gegenwärtig im grossen altserbischen Becken die Albanesen entschieden das moralische und politische Uebergewicht haben und auch keinen Einspruch der mahomedanischen Slaven (Turci) oder der wenigen Osmanli dulden.

Da dort die Albanesen die Hauptträger des Islam sind, so gewinnt mit dem Fortschreiten desselben auch die albanesische Sprache an Ausbreitung; ja, gegenwärtig bedient sich derselben selbst die christliche Bevölkerung aus Furcht vor Ausbrüchen der Albanesen. So z. B. war die Gegend Ljuma noch 1820 rein serbisch, d. h. griechisch-orientalischen Glaubens und serbischer Abkunft; gegenwärtig sind alle Ljumesen Mahomedaner und Albanesen vom reinsten Wasser, ohne sich an ihre Abkunft zu kehren oder die serbische Sprache zu verstehen [1]).

Die Albanesirung hat seit den Erfolgen der „albanesischen Liga" einen neuen Aufschwung gewonnen.

Im Jahre 1878 gerieth die mahomedanische Bevölkerung der Türkei in Aufregung, weil das Berliner Protokoll einige Gebietsabtretungen forderte. Namentlich waren die Albanesen nicht einverstanden, dass von ihren Gebieten einzelne Theile an Serbien, Montenegro und Griechenland überlassen werden sollten. Am 17. Juni desselben Jahres fand zu Prizren ein Meeting statt, an welchem die Albanesen der Metohija und von Nord-Albanien theilnahmen. Einstimmig wurde die Anhänglichkeit an die Person des Sultans betont, hingegen jede Gebietsabtretung verweigert und beschlossen: diesfalls eventuell gegen die hohe Pforte Front zu machen. Diese Demonstration der „albanesischen Liga" (vermuthlich inspirirt) wurde seitens der türkischen Regierung wohl diplomatisch ausgebeutet, bot aber bald Schwierigkeiten im eigenen Hause.

Als nämlich die hohe Pforte — nach Abtretung Dulcignos — den Beistand der Liga gegen Griechenland wünschte, da forderte diese als Gegenleistung die Autonomie für ganz Albanien. In Folge der darauf ertheilten abschlägigen Antwort rüstete die Liga mit fieberhafter Eile; türkische (osmanische) Beamten wurden aus dem grossen altserbischen Becken vertrieben und durch Albanesen ersetzt, endlich wurde auch von der Eisenbahn Mitrovica-Skoplje Besitz genommen.

Die Pforte griff zwar im Frühjahre 1881 zu den Waffen, um die Albanesen zur Ordnung zu zwingen, jedoch mit schlechtem Erfolg. Die Regierung musste auf die Durchführung des Wehrgesetzes und der Volkszählung verzichten und versprach — wie bisher — keine Truppen in die albanesischen Gebirge zu entsenden. Die Albanesen hingegen beschworen — die Oberhoheit des Sultans anerkennend — seine Befehle zu beachten, insoweit sie nicht mit ihren Interessen collidiren sollten [1]).

Seit diesem politischen Erfolge der Albanesen hat sich bei denselben in der Metohija und in Nord-Albanien ein hochgradiges nationales Fühlen und die Ueberzeugung von der eigenen Unüberwindlichkeit herausgebildet. Es ist auch nicht zu bezweifeln, dass sie die Erlangung der „Autonomie" noch weiter anstreben, sich jedoch im ungünstigsten Falle keine andere Oberheit wünschen werden, als jene des Sultans, denn so leben sie vollkommen frei, verkehren mit den Regierungs-Organen nur durch ihre eigenen Oberhäupter, stellen keine Recruten — wie es das neue Wehrgesetz bestimmt, und leisten nur im Kriege als irreguläres Contingent (von jeder Familie 1 Mann) Heerfolge. Ein regelrechtes Staatswesen mit allen seinen beschränkenden Gesetzen, Steuern etc. würde nach albanesischen Begriffen für sie nur einen Rückschritt zur Unfreiheit bedeuten und wahrscheinlich zu einem **Vernichtungskampfe** führen.

Soeben (Frühling 1885) spielen sich in der Metohija ähnliche Ereignisse wie im Jahre 1881 ab; das Centrum der Bewegung ist wieder die einstige serbische Königs-Residenz Prizren.

Die kais. ottomanische Regierung — immer wieder auf ihre alten Forderungen zurückkommend — hatte nämlich im Vorjahre folgendes Ansinnen an die Albanesen der Metohija gestellt: sie sollen die seit 19 (!) Jahren rückständigen Steuern endlich entrichten, ferner das in Folge des neuen Wehrgesetzes auf sie entfallende jährliche Recruten-Contingent

[1]) Застребов. Синан Паша и Кукли-Бег. Гласник, 1876.

[1]) Die Ereignisse des Frühjahrs 1885 beweisen, dass die Albanesen nur der erdrückenden Uebermacht nachgeben würden. Die Neuauflage des Jahres 1881 wird so lange inscenirt werden, bis eine der beiden Parteien jene Uebermacht erlangt.

stellen, schliesslich die Kopfsteuer für jeden männlichen oder weiblichen Kopf (1 Piaster oder 8 kr. ö. W.) erlegen. Die zu diesem Behufe schon im Jahre 1881 anbefohlene Volkszählung sollte endlich thatsächlich durchgeführt werden, stiess jedoch auf solchen passiven Widerstand, dass Kenner dortiger Verhältnisse schon im Sommer oder Herbst 1884 einen Gewaltausbruch befürchteten.

Die Regierung beharrte auf ihren Forderungen, während es in der Bevölkerung immer mehr gährte, so dass im Februar 1885 bewaffnete Albanesenhaufen sogar militärische Vortheile über die Garnison von Prizren gewannen und dieselbe mit den Regierungsorganen schliesslich sogar in der Citadelle dieser Stadt cernirten.

Die hohe Pforte ernannte nun einen Brigadier, welcher seit den Kämpfen gegen die Liga im Jahre 1881 in dem Rufe rücksichtsloser Energie steht, zum Mutessarif (Kreisvorsteher) von Prizren; derselbe — Ibrahim Pascha — marschirte nun mit Truppen seiner Brigade von Priština nach Prizren, berief sogleich die Notablen der Albanesen zu einer Versammlung ein und wiederholte ihnen die gouvernementalen Forderungen, welche weiter oben präcisirt worden sind.

Die Notablen-Versammlung verweigerte nicht blos die Befolgung jener Anordnungen, sondern stellte sogar Gegenforderungen an die Regierung; dieselben gipfelten in Folgendem:

1. Sofortige Entfernung des Ibraham Pascha, welchen ein Albanese als Mutessarif zu ersetzen hätte.

2. Gänzliche Entfernung der türkischen (osmanischen) Beamten, an deren Stellen gewisse Albanesen zu ernennen wären.

3. Bestallung einiger Albanesen als k. ottomanische Stabsofficiere und deren Betheilung mit Commanden in der Metohija [1]).

Der abweisliche Bescheid ihrer Ansprüche bewog die Albanesen, nunmehr offen zur bewaffneten Auflehnung zu schreiten, und sie concentrirten Bajraks (Kriegshaufen zu 200—400 Mann), zerstörten die Telegraphen, griffen hierauf Ibrahim Pascha bei Ljubizda (4 Km nordöstlich Prizren) derart schnell und überraschend an, dass dieser nicht mehr in der Lage war, die letzte Phase — die Massenerhebung der bewaffneten Bevölkerung — nach Constantinopel zu telegraphiren.

Ende März musste noch Vejssel Pascha aus Salonik mit Verstärkungen nach Prizren marschiren, um wieder den Weg der „Unterhandlungen“ zu betreten. Die Insurgenten gingen abermals als politische Sieger hervor.

Ohne uns über die eventuellen schliesslichen Consequenzen auslassen zu wollen, sei nur die Thatsache constatirt, dass in Folge der fortgesetzten Unruhen sich der Bevölkerung ganz Alt-Serbiens eine gewisse Nervosität bemächtigt hat und dass der Einfluss k. ottomanischer Regierungsorgane nicht weiter als die Bajonetspitzen reicht. Hochgradige Unsicherheit des Eigenthums und des Verkehrs sind die bereits herrschenden Folgen davon. Den Umfang der anarchischen Zustände in ganz Alt-Serbien vermag am besten die Thatsache zu beleuchten, dass sich höhere Regierungsfunctionäre nur in den dringendsten Fällen abseits der Etapenstrasse (Sjenica-Priština auf der ganzen Strecke durch Karaulen gesichert) wagen und dann wenigstens ein Bataillon Infanterie sammt Kanonen zum persönlichen Schutze mitnehmen müssen.

Es ist begreiflich, dass die unbewaffnete christliche Bevölkerung unter solchen Verhältnissen nicht auf Rosen gebettet ist; von allen Mahomedanern verachtet, ergeht es ihr wie dem Weizenkorne zwischen den Mühlsteinen. Der peinliche Seelenzustand der Christen gipfelt in der unausgesetzten Furcht, bei irgend einem Anlasse durch einen der beiden rivalisirenden Theile (Arnauti und Turci) vernichtet zu werden.

Die Anzahl der Bewohner kann für Alt-Serbien nicht genau angegeben werden, weil die bisher angeordneten Volkszählungen nur insoweit durchgeführt werden konnten, als es die Unbotmässigkeit der Bevölkerung überhaupt gestattete. Die Angaben Reisender sind meist willkürlich, da sich selten Jemand abseits der frequentirten Routen wagt und daher ein Massstab für statistische Aufzeichnungen nicht aufgestellt werden kann.

Die relativ verlässlichste Basis für eine Schätzung der Bevölkerungsmenge bieten die von k. ottomanischen Behörden angefertigten Nufus-Defters, nämlich Listen, welche nur die männliche Bevölkerung zu Recrutirungszwecken evident halten; seit zehn Jahren

[1]) In Folge der Insurrection des Jahres 1881 sah sich damals die hohe Pforte bemüssigt, einen der Hauptanführer der Liga, den Ali bey von Gusinje zum k. ottomanischen Pascha zu ernennen; derselbe ist seitdem Civil- und Militär-Commandant im Becken Gusinje-Plava und gilt als der Wettermacher am politischen Himmel der Albanesen.

erfolgt deren Publication in Amtskalendern („Salnameh“).

Indem wir die Angaben des Salnameh [1]) vom Jahre 1879 und 1883 als Grundlage wählen, dann die Publicationen von Lippich [2]) und zur Helle [3]) benützen, gelangen wir zur runden Seelenzahl 440.000 für das von uns als „Alt-Serbien“ abgegrenzte Gebiet.

Bei dem auf 16.300 Km² oder 290 Quadratmeilen geschätzten Flächenraume Alt-Serbiens würde die Dichte der Bevölkerung darin ihren Ausdruck finden, dass durchschnittlich 27 Seelen auf 1 Km² oder 1517 auf 1 Quadratmeile kommen. Dies repräsentirt eine sehr geringe Dichtigkeit. Da die Beckensohlen, dann die breiteren Flussthäler am dichtesten bevölkert sind, so müssten die Mittelgebirge sehr dünn bevölkert sein. Wir neigen zur Ansicht, dass die factischen Verhältnisse günstiger sein werden.

Nach Religionsbekenntnissen müssen (abgesehen von circa 300 Juden) drei Gruppen unterschieden werden; nämlich: Mahomedaner, Griechisch-Orthodoxe und Katholiken; es dürfte diesbezüglich folgendes Verhältniss obwalten:

Mahomedaner . . .	294.000 Seelen	oder 67%
Griechisch-Orthodoxe	128.000 „	„ 29%
Katholiken . . .	18.000 „	„ 4%

Die Bevölkerung Alt-Serbiens besteht somit aus $^2/_3$ Mahomedanern und $^1/_3$ Christen.

Nach Nationalitäten setzt sich die Bevölkerung Alt-Serbiens aus zwei Volksstämmen zusammen: aus Albanesen und Slaven, welche 57% respective 40% der Gesammtbewohner ausmachen, während 3% auf Abkömmlinge anderer Racen entfallen [4]).

Indessen so einfach, wie wir es eben ausgesprochen, drücken sich die dortigen Bewohner diesbezüglich nicht aus.

Wie wir bei Erörterung der historischen Entwicklung gesehen haben, spielt zunächst das Religionsbekenntniss im Vereine mit der Tradition eine grosse Rolle; darnach fühlen sich einzelne Bevölkerungsgruppen als verschiedene Nationalitäten.

Die Albanesen allein, von welchen 91% mahomedanisch und 9% katholisch sind, bilden ohne Unterschied des Religionsbekenntnisses eine Nationalität, obgleich die Katholiken im Lande selbst gar kein Ansehen geniessen.

Die Slaven hingegen sind nach drei Gruppen zu unterscheiden: *a)* mahomedanische Slaven oder Turci (Türken); *b)* griechisch-orientalische Slaven der serbischen Kirche, also Srbi (Serben) und *c)* die griechisch-orientalischen Slaven der bulgarischen Kirche, also Bugari (Bulgaren). Unter den Slaven sind die Serben am zahlreichsten mit 50%, dann die Turci mit 42%, endlich die Bugari mit 8% vertreten.

Es wird sich demnach das Verhältniss der einzelnen Nationalitäten zur Gesammtbevölkerung folgendermassen ausdrücken lassen:

Von je 100 Bewohnern sind

52% mahomedanische 5% katholische	zusammen 57% Albanesen;
17% Turci 20% Srbi 3% Bugari	zusammen 40% Slaven;
Rest sind Osmanli, Zigeuner, Čerkessen, Gogen und Juden	zusammen 3% sonstige Racen.

Die geographische Ausbreitung der verschiedenen Nationalitäten stellt die ethnographische Skizze (Fig. 47) dar, welche ein Compromiss der darüber herrschenden Ansichten und Angaben ist. Bei derartigen graphischen Darstellungen in Ländern, von denen keine Ortsverzeichnisse etc. existiren, darf man keine mathematische Sicherheit erwarten; das Höchste, was ein solches Graphikon leisten kann, ist — dass es blos angedeutet, welche Nationalität beiläufig in einem grösseren Gebiete überhaupt vorherrscht [1]).

[1]) Da die Zahlen des Salnameh nur „männliche“ Bevölkerung bedeuten, so wurde stets das Doppelte als Seelenzahl angenommen.

[2]) G. K. Lippich. Bevölkerungsverhältnisse des Sandžaks Scutari, Prizren etc. Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft, 1878.

[3]) A. Ritter zur Helle. Die Völker des osmanischen Reiches. Wien 1877.

[4]) Wie wir aus der historischen Darstellung ersehen haben, wird ein bedeutender Theil der heutigen Albanesen von Slaven abstammen; heute haben sie indess die Sprache und das Fühlen der „Albanesen“ eigen, können daher hier nicht zu den Slaven gezählt werden. — Je nach dem politischen Standpunkte der Autoren wird die Bevölkerung Alt-Serbiens bald als rein serbisch, bald als rein bulgarisch, auch sogar als griechisch hingestellt; cf. Jastrebow, Karié u. A.

[1]) Cf. Sax. Ethnographische Karte der europäischen Türkei zu Anfang 1877. Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft, Wien 1878.

Aus der historischen Entwicklung der gegenwärtigen social-politischen Verhältnisse Alt-Serbiens wissen wir, dass die moralisch und politisch herrschende Bevölkerung die **Mahomedaner** sind. Da es aber nach den beiden grossen Auswanderungen der Serben bald zweierlei mahomedanische Elemente in Alt-Serbien gab, nämlich das slavisch-mahomedanische (Turci) und das albanesisch-mahomedanische (Arnauti), so entstand in jeder Beziehung eine Rivalität zwischen ihnen, welche gegenwärtig dahin präcisirt werden kann, dass die **Arnauti** im grossen altserbischen Becken, hingegen die **Turci** zwischen Ibar und Lim das dominirende Element bilden.

Dies findet auch in der ethnographischen Skizze den entsprechenden Ausdruck. Die Albanesen haben die Ränder und Defiléen des grossen Beckens, ferner dessen Wasserscheiden im Besitze, während dort den Slaven mehr die Beckensohlen geblieben sind.

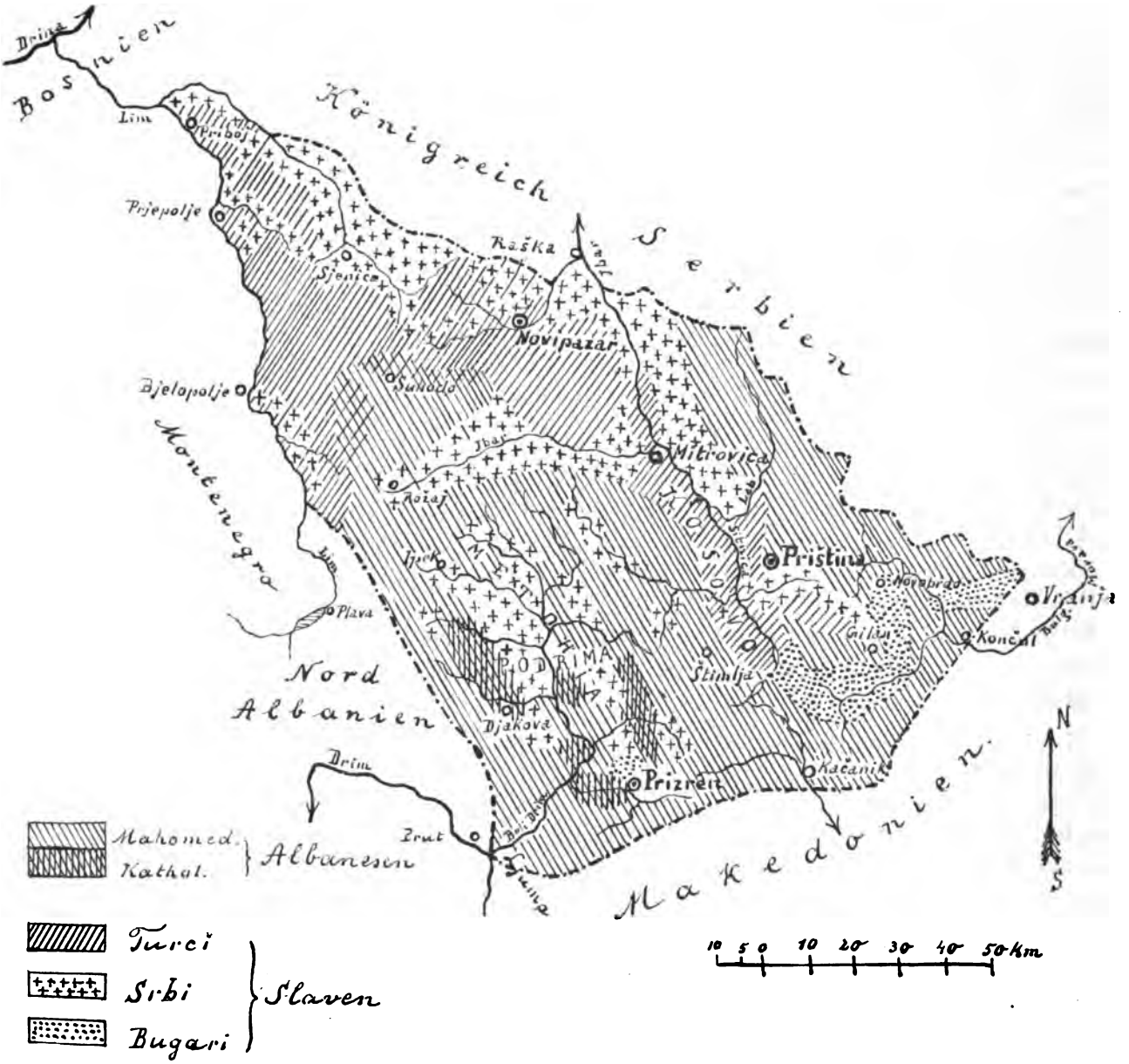


Fig. 47. Ethnographische Skizze von Alt-Serbien.

Anmerkung: Čerkesi bei Gilan, Priština und am Lab. Osmanli in Priština, Novobrdo und Ipek. Cigani in allen grösseren Orten. Spaniolen in Sjenica, Novipazar und Priština. Cincaren (Wlachen oder Gogen) in Prizren, Djakova und Ipek.

Ohne uns in weitere Folgerungen einzulassen, wollen wir die Frage beantworten: „Welche Sprache spricht die Bevölkerung Alt-Serbiens?“

Die Bewohner des Gebietes zwischen Ibar und Lim sprechen fast durchwegs nur serbisch, hingegen jene des altserbischen Beckens in der Mehrzahl albanesisch; nur die Cigani (Zigeuner), Čerkesi und Spaniolen des letztgenannten Gebietes bedienen sich ihrer eigenen Sprachen, während die Srbi und Bugari dies nur im intimsten Verkehr unter sich wagen. Die türkische Sprache wird nur von den wenigen Osmanli und von den höheren Regierungs-Organen gesprochen; die eingeborenen Mahomedaner (Turci oder Türken) verstehen diese Sprache in den seltensten Fällen.

Wenden wir uns nun zu einer kurzen Charakteristik der einzelnen Nationalitäten!

Die Albanesen Alt-Serbiens gehören zum Hauptstamme der Gegend; von den Türken werden sie „Arnauti“, von den Serben „Arbanasi“ genannt. Ueber ihre Abstammung gehen indess die Meinungen sehr auseinander. Jastrebow, vielleicht der einzige gründliche Kenner jener Länder, hält „speciell“ die Albanesen Alt-Serbiens — nicht mit Unrecht — für Abkömmlinge der Slaven und nimmt hievon nur die Lab- und Golak-Arnauten aus; thatsächlich unterscheiden sich diese besonders wilden Bewohner des östlichen Beckenrandes durch eine dunklere Hautfarbe, vorstehende Backenknochen, breiten Mund und abstehende Ohren von den übrigen Albanesen, welche den slavischen Typus haben.

Bei viel natürlichem Verstande besitzt der Arnaut gar keine Kenntnisse; Lesen und Schreiben sind nur wenigen Städtern geläufig. Der Aberglaube spielt — wie bei allen primitiven Völkern eine grosse Rolle.

Die moralischen Eigenschaften sind ein Gemisch der besten und schlechtesten Charakterzüge: Mannesstolz, hochgradig entwickeltes Selbstbewusstsein, Anstand in Haltung und gegenseitigem Verkehr, Muth, Gleichgiltigkeit für den Werth des Menschenlebens, grosse Nüchternheit und Genügsamkeit sind die besseren Züge. Unversöhnlichkeit und Hartherzigkeit bei Ausübung der Blutrache, Mordgier, Grausamkeit, Käuflichkeit, Hinterlist und hochgradiges Misstrauen bilden die Schattenseite des albanesischen Volkscharakters.

Die Geschichte verzeichnet zahlreiche Fälle des Schwankens aus materiellem Interesse. Die Albanesen haben ihre Schwerter ebenso schnell bereit den einstigen Bulgaren-, dann den späteren Serben-Königen, wie nachher den Sultanen gegen gute Belohnung geliehen und sind unter ungünstigen Verhältnissen gleich abgefallen; wiederholter Religionswechsel hat den Albanesen keine Gewissensbisse verursacht. In neuerer Zeit sehen wir sie, als die kaiserlich österreichischen Waffen nach dem Siege bei Niš (1689) gefürchtet waren, massenweise ihre Unterwerfung anbieten; in kurzer Zeit halfen 20.000 Mann Albanesen-Miliz bei allen Streit- und Requisitionszügen mit. Kaum hatten sie jedoch die numerische Schwäche der Kaiserlichen erkannt, so benützten sie die nächste Gelegenheit, um die Partei des Sultans wieder zu ergreifen.

Wir halten die Albanesen für hochgradig eidbrüchig und käuflich. Die Mahomedaner sind stets — selbst bei der Feldarbeit und vor dem eigenen Hause — mit Gewehr und Pistolen, hie und da auch mit Handžar bewaffnet. —

Die Turci (slavische Mahomedaner) tragen ihren Namen „Türken“ nur fälschlich, denn — obwohl fanatische Islamiten — hegen sie selbst glühendsten Hass gegen die eigentlichen Türken (Osmanli). — Sie sind Abkömmlinge theils des ehemaligen serbischen Adels, theils der damals niedersten serbischen Volksclasse; politische und materielle Motive trieben dieselben in die Arme des Islam. Die Turci haben gegenwärtig überall dort, wo nicht ihre Rivalen — die Arnauti — dominiren, den Grundbesitz und manche Aemter, sowie die meisten Gewerbe in Händen.

Ihr Charakter gleicht jenem der bosnischen Begs: Kampflust, Stolz, Herrschsucht, Hass und Misstrauen gegen Fremde, Verachtung und Bedrückung der Rajah (allen Mahomedanern eigen), Willkür — kurz, alle Eigenschaften eines seit Jahrhunderten alleinherrschenden übermüthigen Feudal-Adels. Sie halten zwar Manneswort hoch, aber nur unter sich oder gegen stärkere Andersgläubige; ihnen imponirt nur die Bethätigung der Gewalt; Nachsicht und Milde sind in ihren, sowie auch in den Augen der Albanesen, nichts weiter als Anzeichen von Schwäche, welche sie bei der nächsten günstigen Gelegenheit auf die Probe stellen und eventuell zur Auflehnung ausnützen.

Es ist selbstverständlich, dass jeder Turčin (slavischer Mahomedaner) nur bewaffnet ausgeht.

Die Srbi sind der christliche Rest der serbischen Bewohner des einstmaligen Serbenreiches. Nach dem gelegentlich der historischen Entwicklung Gesagten ergibt sich ihre Charakteristik von selbst. Verachtet und verprügelt, in jeder Art bedrückt, von den eigenen Popen ausgebeutet, hassen sie ihre Peiniger — die

Mahomedaner insgesammt — und sind sich der grossen Vergangenheit ihres Stammes sehr bewusst. Es ist begreiflich, dass die Sehnsucht der Srbi nach einer menschenwürdigeren Zukunft immer lebhafter wird, je mehr ihre Stammesgenossen in der nächsten Nachbarschaft gedeihen. — Sie dürfen keine Waffen tragen.

Die Bugari oder Bulgaren befinden sich zwar in derselben Situation, wie die Srbi, unterscheiden sich jedoch von diesen durch grössere Rührigkeit im Feld- und Gartenbaue, dann durch eine gewisse Schlauheit, mit welcher sie von den Schwächen ihrer Gewalthaber zu profitiren wissen. Sie sind zwar die wohlhabendsten Bauern, dabei aber übermässig dem Wein und Branntweingenusse ergeben. — Auch sie dürfen keine Waffen tragen.

Bezüglich der übrigen, numerisch nur schwach vertretenen Rassen lässt sich kurz Folgendes sagen:

Die Osmanli sind Reste der ehemals aus Kleinasien eingewanderten und mit Spahiliks belehnten Krieger; obzwar wenig zahlreich, dominiren sie dennoch in der administrativen Verwaltung; Christenhass und Verachtung des Fremden sind ihre Haupteigenschaften. Ihre Sprache ist türkisch.

Die Spaniolen sind dieselben Juden, wie in der ganzen Welt; ihre Sprache ist ein spanisch-herbräisches Gemisch.

Die Gogen, auch Wlachen oder Cincaren genannt, sind Christen griechischer Abkunft und Rivalen der Spaniolen.

Die Čerkesi (Tscherkessen) wurden vor zwei Decennien in wenigen Colonien zur Paralysirung des serbischen Elementes angesiedelt und vegetiren blos unter den ungewohnten klimatischen Verhältnissen. Sie gelten als sehr wilde, kriegerische und raubsüchtige Kaukasier.

Die Cigani (Zigeuner) befinden sich seit dem XIV. Jahrhunderte im Lande und gehören der Religion der Machthaber — dem Islam — an, werden jedoch von den übrigen Mahomedanern verachtet. Dieselben wandern nicht herum, sondern bilden Annexe der grösseren Orte; sie sind Schmiede, Kesselflicker, Curpfuscher etc., selten aber Ackerbauer.

Wien, Frühjahr 1885.

Die Ethnographie auf der Krakauer Landesausstellung 1887.

Von **Franz Heger.**

In den letzten Jahren wurden in unserer Monarchie wiederholt Anstrengungen gemacht, um auf den verschiedenen Landesausstellungen auch das volksthümliche Element zur Vertretung zu bringen. Am gelungensten in dieser Beziehung war gewiss die im Jahre 1885 in Budapest veranstaltete Landesausstellung, die in dem sogenannten Pavillon der Hausindustrie ein reiches Material volksthümlicher Gegenstände, namentlich in der Form von Bauernstubeneinrichtungen aus allen Theilen der Länder der Stephanskrone enthielt. Es ist nur sehr zu bedauern, dass die dauernde Erhaltung dieser so interessanten und lehrreichen Objecte, die man in's Auge gefasst hatte, nicht zur Ausführung kam.

In Galizien hat Graf Wladimir Dzieduszycki ein leuchtendes Beispiel gegeben, wie und was man von volksthümlichen Gegenständen sammeln soll. Seine Sammlung ist heute in Lemberg aufgestellt, wo dieselbe eine der bedeutendsten Sehenswürdigkeiten dieser Stadt bildet.

Nur nebenbei seien hier noch die Museen von Hazelius in Stockholm für die skandinavischen Völker und das Rumjanzoff-Museum in Moskau erwähnt, welch letzteres durch seinen umfassenden Grundgedanken, die Trachten aller in Russland lebenden Völker, sowie der ausserrussischen Slaven zur Anschauung zu bringen, schon stark an die Aufgaben unserer grossen modernen ethnographischen Museen streift.

Es war ein glücklicher Gedanke, dass man auf der vorjährigen Landesausstellung in Krakau den Plan fasste, die Eigenthümlichkeiten des polnischen und des ruthenischen Stammes möglichst eingehend zur Darstellung zu bringen. Zur Ausarbeitung eines ausführlichen Programmes wurde eine eigene ethnographische Commission eingesetzt, welche in sich Namen von bestem Klange auf dem Gebiete der volksthümlichen Forschung vereinigte, nämlich die Herren Oscar Kolberg, Mitglied der Krakauer Akademie der Wissenschaften, Dr. Adrian Baraniecki,

Director des technisch-industriellen Museums in Krakau, und Universitäts-Professor Dr. Isidor Kopernicki, welch letzterer im Auftrage der Commission das Programm für das Aufsammeln und Einsenden der Gegenstände ausarbeitete. Dasselbe wurde in Druck gelegt; es enthält so zahlreiche, treffliche Winke, welche von allgemeinem Interesse sind, dass wir keinen Anstand nehmen, dasselbe in Uebersetzung, welche von Herrn Dr. Karl Plischke freundlichst besorgt wurde, am Schlusse dieses Aufsatzes als Anhang zu geben.

Leider standen der genannten Commission nicht jene Mittel zur Verfügung, welche nothwendig gewesen wären, um dieses treffliche Programm in grösserem Massstabe durchzuführen. Das, was der sogenannte ethnographische Pavillon enthielt, entstammte zum grössten Theile den Sammlungen des technisch-industriellen Museums. Eine gute Ergänzung dieser Ausstellung, welche Herr Director Dr. Baraniecki auf das Vortrefflichste besorgt hatte, bildete ein zweiter Pavillon, in welchem die galizische Hausindustrie in ziemlichem Reichthum vertreten war. Dieser letzte Pavillon verdankte seine Entstehung der Initiative und dem unermüdlichen Eifer des schon genannten Grafen Wladimir Dzieduszycki. Wir werden in den folgenden Zeilen eingehender auf den Inhalt dieser beiden Pavillons zu sprechen kommen.

Auch die anderen Theile der Ausstellung enthielten manche bemerkenswerthe Objecte, welche für die Beurtheilung der ethnographischen Verhältnisse Galiziens von Interesse waren; dieselben waren aber zu zerstreut, um ein zusammenhängendes Bild zu geben.

Gleich rechts neben dem Eingange zur Ausstellung befand sich der erste der beiden genannten Pavillons, welcher die sogenannte „Ethnographische Ausstellung" enthielt. Leider stammten die wenigsten Gegenstände aus dem eigentlichen Galizien; der grössere Theil war durch allerdings sehr lehrreiche Sammlungen aus Podolien, Wolhynien, der Ukraine, Lithauen, Russisch-Polen und Posen vertreten. Besonders gut repräsentirt waren in derselben die den Ruthenen verwandten Kleinrussen, die man kaum irgendwo besser zusammengestellt finden dürfte.

Der Schwerpunkt dieser Ausstellung lag in der Darstellung der verschiedenartigen Kleidertrachten. Es waren nicht weniger als 46 vollständige Anzüge aus den verschiedenen, oben näher bezeichneten Gebieten, sowie aus Galizien und Bessarabien ausgestellt. Die Adjustirung derselben auf primitiven Holzgestellen war ganz einfach, aber immerhin genügend, um einen guten Gesammteindruck zu erhalten. Im Nachfolgenden seien einige der auffallendsten dieser Trachten hervorgehoben.

Besondere Erwähnung verdient ein Mädchenanzug aus Politanek in Podolien und von diesem wieder der Kopfschmuck. Die Eigenthümlichkeit, dass das unverheiratete Mädchen die Haare frei trägt und dieselben bei besonderen Gelegenheiten nur verschiedenartig schmückt, im Gegensatz zu der verheirateten Frau, welche das Haar bedeckt, welche Sitte bei verschiedenen Völkern vorkommt, ist namentlich bei den Slaven fast durchgehends verbreitet. In dem vorliegenden Falle, welcher einen Sonntagsanzug repräsentirt, wird um die Stirne ein breites Band, aus verschiedenfärbigen, übereinandergelegten Streifen von Seidenbändern zusammengesetzt, befestigt, welche Bänder nach hinten zu frei herabhängen; der unterste dieser Streifen wird aus schwarzem Sammt gebildet. Das Haar bleibt auf diese Art zum grössten Theile frei.

Wird nun ein podolisches Mädchen Braut, so ändert sich ihre Kopfbedeckung; am Hochzeitstage trägt sie schon eine färbige Kappe — also die Haare bedeckt — von der nach hinten ebenfalls färbige Seidenbänder herabhängen. Die jungverheiratete Frau, wenn sie sich nach der Brautnacht das erste Mal zeigt, trägt schon ein weisses, eigenthümlich gelegtes Kopftuch und darüber ein zweites aus rother Seide. Die Frauen tragen später nur weisse Kopftücher.

Im Kiew'schen tragen die Frauen den in Russland wohlbekannten Kokošnik, eine grosse, eigenthümlich geformte Kopfbedeckung, welche meist reich gestickt, sowie mit Perlen und allerlei Flitterkram besetzt ist. Die Bräute tragen hier über dem Kokošnik einen selbst gewebten Schleier aus Rohseide, welcher Namitka heisst. In der eigentlichen Ukraine haben diese Frauenmützen eine etwas andere Form.

Im Gouvernement Siedlec (Russisch-Polen) tragen die Mädchen eine Stirnbinde aus rother Seide, meist mit grüner und Goldstickerei, die jungen Frauen eine rothseidene Haube, die älteren Frauen eine weisse Spitzenhaube.

Eigenartig ist eine Kopfbedeckung der Männer in den Sumpfdistricten (Pripetsümpfe) des Gouvernements Wolhynien. Dieselbe besteht aus einer Art Czapka aus Filz, welche mit schwarzen und rothen Schnüren in verschiedenen einfachen Mustern ausgestickt erscheint. Der Verkehr in diesen Gegenden findet fast ausschliesslich in Booten auf verschiedenen Flüssen statt, da Strassen wegen des sumpfigen

Bodens fast gar nicht existiren. Jedes Dorf hat nun seine eigenen constanten Muster, welche für diese Stickerei angewendet werden, so dass die Schiffsleute, wenn sie sich in den Booten auf den Flüssen begegnen, darnach ganz genau erkennen können, aus welcher Ortschaft die Insassen stammen.

In Podolien, Wolhynien und der Ukraine werden über den Anzügen im Winter schwarze oder weisse Filzmäntel mit Aermeln getragen. Erstere sind einfach roth und grün, letztere schwarz ausgestickt und zwar an den Aufschlägen und an den Rändern der Aermel und des Kragens.

Der Krakowiake liebt in seinen Anzügen bunte Farben. Charakteristisch ist für denselben der breite messingbeschlagene Ledergürtel und der lange Tuchmantel, letzterer meist weiss, aber auch dunkelbraun, stellenweise mit einzelnen rothen Wollbüscheln besetzt. Auf dem Kopfe sitzt meist ein runder, schwarzer Filzhut mit aufgeschlagener Krämpe; an Sonn- und Festtagen, sowie bei feierlichen Gelegenheiten wird derselbe mit Pfauenfedern und allerlei Flitterkram geschmückt.

Die Krakowiakin liebt auch die bunten Farben; namentlich roth für die Röcke. Die Joppen sind mit wellenförmig verlaufenden Gold- oder Silberschnüren besetzt. In Krakau selbst, sowie in der Umgebung dieser Stadt haben sich hin und wieder noch alte Goldhauben erhalten, ganz ähnlich wie unsere aus Oberösterreich oder Bayern; dieselben stammen wahrscheinlich noch aus einer Zeit, in welcher die Stadtbevölkerung Galiziens vorwiegend aus Deutschen bestand.

Die polnische Männertracht von Jablunka streift schon sehr stark an die magyarische. Die Kleider sind aus dunkelblauem Tuch und bestehen aus Stiefelhosen, Weste und Joppe, letztere mit grossen, melonenförmigen Silberknöpfen. Als Kopfbedeckung dient eine Pelzkappe.

Sehr einfach ist die Tracht der Goralen (Gebirgsbewohner). Unzertrennbar von diesen ist der grosse dunkle Tuchmantel, die Ledersandalen und der grosse braune Filzhut. Nebenbei sei hier erwähnt, dass der Gorale ein sehr geschickter Holzschnitzer ist (wie der demselben verwandte nordkarpathische Slovake). Mir fielen besonders reizend sculpirte und ornamentirte Stöcke („Cybuch") auf.

Unsere besondere Aufmerksamkeit verdienen die Stickereien aus Podolien, Wolhynien und der Ukraine. Dieselben gewähren uns einen tiefen Einblick in das Geistesleben der Kleinrussen, da sie uns die beste Auskunft über die Behandlung des Ornaments bei denselben geben. Was der kleinrussische Bauer in der Kunst leistet, das concentrirt sich so ziemlich in den Stickereien, mit welchen er die sichtbaren Theile seiner Leibwäsche und seine Gewänder bedeckt. Er steht in dieser Beziehung dem Vertreter des halbwilden Naturmenschen ziemlich nahe, bei welchem auch das Ornament den intimsten sichtbaren Ausdruck seines inneren Geisteslebens bildet. Bei dem Mangel an anderweitigen Vorbildern als jenen, welche sich durch die Länge der Zeit eingebürgert haben und welche sich gewissermassen von Familie zu Familie forterben, wird es auch begreiflich, warum der Styl der jeweiligen Ornamentik sich so ungemein constant und zäh erhält. Dies ist bei den Naturvölkern der Fall; dies gilt zum grossen Theil auch für die von der Cultur vielfach noch wenig beleckte Bauernbevölkerung. Letztere ändert unter Umständen ihre Religion, ja sogar ihre Sprache; das althergebrachte Ornament bleibt aber in den meisten Fällen bestehen. Darum ist das Studium der Ornamentik für die Ethnographie viel wichtiger als dies auf den ersten Blick scheinen möchte. Das Studium der Ornamentik der einzelnen Völker als Selbstzweck und für ethnographische Zwecke ist aber bisher noch sehr stark vernachlässigt worden. Die Liebhaber des Kunstgewerbes und die in den letzten Jahrzehnten zu so rascher Blüthe gelangten Kunstgewerbeschulen haben dem Ornament allerdings ihre besondere Aufmerksamkeit zugewendet, jedoch immer nur mit dem Endzweck, dadurch das einheimische Kunstgewerbe zu veredeln und demselben neue Motive zuzuführen. Ich erinnere hier nur beispielsweise auf die ungemein rasche Verbreitung und die grosse Beliebtheit, deren sich das südslavische Ornament seit kaum mehr als einem Dutzend von Jahren erfreut; so sorgen in neuerer Zeit auch die Russen durch grosse gediegene Publicationen dafür, dass die reiche Fundgrube an künstlerischen Gedanken, welche die russische Hausindustrie birgt, möglichst zur allgemeinen Verwerthung gelangt [1]).

[1]) Ich führe hier nur einige der wichtigsten an:

a) L'ornement national russe. Broderies, tissus, dentelles. Édition de la Société d'encouragement des artistes. Avec texte explicatif de W. Stassof. St. Petersburg. Première livraison 1872.

b) L'ornement russe dans les anciens produits de l'art industriel national par N. Simakoff. St. Petersburg 1882.

c) L'art de l'Asie centrale. Recueil de l'art decoratif de l'Asie centrale. Par N. Simakoff. St. Petersburg 1883. (Publi-

Die oben genannten Districte zeichnen sich dadurch aus, dass sie auf dem Gebiete der Handstickerei eine Fülle geometrischer Ornamentmotive aufweisen, von einer Schönheit und Reinheit, welche einen Vergleichungspunkt nur in den idealen Mustern der altclassischen Zeit findet. Von diesen Stickereien waren nun in Krakau treffliche Collectionen vorhanden. Das hier hauptsächlich in Betracht kommende Kleidungsstück ist das Frauenhemd, welches constant zu beiden Seiten des Brustschlitzes und auf beiden Achseln ausgestickt erscheint. Die Ornamente sind auf dem hellgrauen Leinenstoff in der Regel in blauer und rother Farbe eingestickt; in dieser Farbencombination sind immer die schönsten Ornamentmotive dargestellt. Seltener ist ein helles Gelbbraun, in einigen Gegenden auch schwarz. In letzterem Falle sind die Ornamente entweder ganz roth oder ganz schwarz; oder es ist blau mit roth und schwarz mit roth combinirt. Blau allein fehlt.

Das Gebiet, in welchem das geometrische Ornament uns in seiner grössten Reinheit und Vollendung entgegentritt, ist der District Jampol in Podolien (Ortschaft Politanek). In anderen Districten Podoliens, wie in dem von Winnica, tritt uns schon in einigen Stickereien ein fremdes Element entgegen: das Pflanzenornament. Nichtsdestoweniger überwiegt hier noch immer das rein geometrische Ornament. Dasselbe gilt in noch höherem Maasse von den Stickereien aus der Ukraine, über welche wir später noch sprechen wollen. Auffallenderweise fehlt die Svastika vollständig; nur ein einziges Hemd fand ich über und über bestickt mit diesen merkwürdigen Zeichen in Roth, und zwar war es das linksläufige Hakenkreuz.

Thierdarstellungen sind dem polnischen und kleinrussischen Ornamente fremd; wo man dieselben, wie z. B. in der Ukraine antrifft, sind dieselben fremden Einflüssen zuzuschreiben. Herr Director Baraniecky meint, dass die Kosaken diesen Einfluss in letzterem Landstriche bewirkt haben.

Auffallend ist der Gegensatz der Ornamentik zwischen den Kleinrussen und den Rumänen. Schon in der Farbenzusammenstellung tritt derselbe scharf hervor. Der Rumäne liebt grelle Farben; so namentlich roth, schwarz, gelb und grün. Auch das Ornament ist ganz anders; bei den geometrischen tritt besonders das Kreuz- und das Stufenmotiv hervor. Auch das Pflanzenornament, namentlich Blumendarstellungen, sind sehr beliebt. Am auffallendsten tritt uns dieser Unterschied der Ornamentik in den Stickereien aus den rumänischen Colonien in Podolien entgegen. Auch die Stickereien des so hochinteressanten Volksstammes der Huzulen mahnen schon vielfach an die Rumänen, so wie auch dieses Volk in anderen Dingen vielfache Anklänge an den Süden zeigt. In Bessarabien und in der Moldau treten schon ganz andere Motive auf; hier dominirt die Thierdarstellung, meist in grellen Farben ausgeführt.

In voller Blüthe findet man das geometrische Ornament wieder in Lithauen, obzwar dasselbe nicht mehr jenen durchaus reinen, edlen Charakter aufweist, wie in Podolien. Hier herrscht namentlich das Rautenmuster vor. Dagegen zeigen die Ornamente der russischen Colonien in Polen schon einen ganz andern Charakter.

Indem wir diese mehr summarische Bemerkung über die Stickerei Ornamentik, welche eines eingehenden Studiums werth ist, abschliessen, wenden wir uns den anderen Gegenständen der Ausstellung zu. Hier verdient namentlich Erwähnung eine ausserordentlich reichhaltige Sammlung gefärbter Ostereier aus Podolien und der Ukraine. Jedes Stück ist sorgsam mit Verzierungen in verschiedenen Farben versehen. Die Muster dieser Verzierungen sind überhaupt nicht willkürliche, sondern entsprechen den von altersher ererbten Motiven, welche sich in einzelnen Districten, ja in einzelnen Ortschaften fest eingebürgert haben und sich oft nicht unbeträchtlich von einander unterscheiden. Die Sitte des Bemalens der Ostereier scheint Gemeingut der slavischen Völker zu sein. Wer Ornamente zu lesen versteht, der könnte aus einer alle Slaven umfassenden Sammlung solcher verzierter Eier manche interessante Belege für die Verbreitung gewisser Motive herausfinden und manche historische Thatsache würde aus der Verschiedenheit der Ornamentik bekräftigt werden können. Um aber aus einem so unscheinbaren Materiale werthvolle Schlüsse zu ziehen, bedarf es einer grossen, weite Gebiete unserer Erdoberfläche gleichmässig berücksichtigenden Collection; Sammlungen aus beschränkten Gebieten, so vollständig dieselben auch sein mögen, sind immer nur ein allerdings werthvoller Beitrag zur Geschichte des Ornaments.

Nicht ohne Interesse war eine Zusammenstellung der unter dem Volke landläufigen Musikinstrumente.

---

cation de la Société Imperiale d'encouragement aux beaux arts de St. Petersburg.)

d) Recueil de dessin pour l'art et l'industrie; publiée avec l'autorisation de S. M. l'Empereur par la Société Imperiale d'encouragement des arts. In Lieferungen. St. Petersburg. I. Lieferung 1886; II. Lieferung 1887.

Von Blasinstrumenten figuriren verschiedene Arten von Flöten; ferner längere und kürzere Blashörner mit Birkenrinde umwickelt, welche oft eine erstaunliche Länge erreichen (Gegend von Minsk etc.). Als einziges Saiteninstrument zeigt sich eine kleine, schmale, zweisaitige Geige mit Bogen, nach Art der südslavischen Gusla. Weitere Musikinstrumente sind kleine, eiserne Maultrommeln, wie Schnallen aussehend, „drúmla", ferner verschiedene Ratschen und runde, schwarze Kinderklappern mit vertieften Verzierungen, welche mit einer weissen Masse ausgefüllt sind. Das eigenthümlichste Musikinstrument ist aber die „Lira", eine Art Leierkasten; vorne auf der Seite des Drehgriffes befindet sich immer eine männliche Figur ausgeschnitzt.

Werfen wir nun einen Blick in den zweiten Pavillon, in welchem die galizische Hausindustrie vertreten war. Der grösste Theil der denselben ausfüllenden Gegenstände stammte von der im Frühjahre 1887 in Tarnopol stattgehabten ethnographischen Ausstellung, um deren Zustandekommen sich der Director des Pädagogiums dieser Stadt, Herr Ladislaus Bobersky, grosse Verdienste erworben hat.

Hier fielen vor Allem die eigenartigen Teppiche auf, welche in der Umgebung von Brody erzeugt werden. Dieselben sind immer verschiedenfärbig und zeigen eine Art gobelinartiger Webemethode, durch welche die geometrischen Ornamente sehr gehoben werden. Meist sind die Farben in einfachen Querstreifen angeordnet; bei den reicheren kommen auch verzierte Borduren vor. Auch das Pflanzenornament tritt hier auf, allerdings nur in geometrischer Auffassung; die Farben sind meist stumpf; weiss, grün, dunkelblau, rosaroth, hellgelb und gelbbraun sind vorherrschend.

Ganz ausserordentlich reich war in diesem Theile der Ausstellung die Keramik vertreten. Wenn wir von moderner Keramik, wie solche heutzutage am Lande betrieben wird, sprechen, so müssen wir in's Auge fassen, dass es meist Nutzgefässe sind, die uns hier vor's Auge treten. Den künstlerischen Reichthum an Formen und Verzierungen, welche uns die prähistorische Keramik Mitteleuropas zeigt, suchen wir da vergebens. Wir müssen aber hier in Betracht ziehen, dass durch das Aufgeben des vorchristlichen Brauches, den Todten Thongefässe für verschiedene Zwecke mit in das Grab zu geben, sowie durch die Einführung der Töpferscheibe, welche wohl erst die Keramik zu einem Gewerbe gemacht hat, während früher die Töpferei — wie heute bei den meisten Naturvölkern — noch Hausindustrie war, diese Kunst am Lande sehr zurückgegangen ist. Wir müssen bei einem solchen Vergleich mit der vorhistorischen Keramik auch in Betracht ziehen, dass wir in den alten Gräbern wohl meist die kunstvollsten Producte der damaligen Zeit vor uns sehen, während die heutige Keramik der Landbewohner sich nur in dem Formenkreise bewegt, welcher durch die Verwendung als Nutzgefäss vorgezeichnet ist. Dort, wo Thongefässe noch bei besonderen, festlichen Gelegenheiten im Brauche sind, wie z. B. die merkwürdigen Oelkrüge der Huzulen, dort schwingt sich noch die Keramik zu einer gewissen Höhe künstlerischen Könnens auf.

Diese reiche Sammlung enthielt Vertreter aus fast allen galizischen Bezirken, namentlich aus Ostgalizien. Eine grosse Rolle spielt bei allen diesen Gefässen die Glasur, wodurch am besten deren Charakter als Nutzgefässe gegeben ist. Häufig ist aber nur der obere Theil des Gefässes glasirt, der untere Theil ist einfach hart gebrannt. Die Verzierungen sind entweder unter der Glasur durch vertiefte Linien erzeugt, oder aber die Glasur selbst zu solchen auf dem nichtglasirten Gefässtheile verwendet. Die einfachsten und häufigsten Verzierungen sind: das einfache oder mehrfache Wellenornament, die Spirale in verschiedenen Ausführungen, concentrische Kreise. Die Färbung der Gefässe ist verschieden, und variirt meist nach den verschiedenen Districten. Die interessantesten Formen sind die aus dem Bezirke Husiatyn, ferner aus Kolomea. Namentlich die ersteren erinnern häufig in Form und Färbung an classische Muster; die meisten derselben sind nicht glasirt. Zum Schlusse sei noch der weitverbreiteten schwarzen (eigentlich grauschwarzen) Thongefässe Erwähnung gethan, deren Schwärzung im Schmauchfeuer geschieht, so dass dadurch die ganze Thonmasse schwärzlich erscheint; mit einem stumpfen Instrumente werden vor dem Brennen verschiedenartige Verzierungen (meist Striche) hervorgebracht, welche später eine Art graphitartigen Glanz erhalten. Solche Gefässe waren vorhanden von Złoczów (ausschliesslich), Borszczów, Brody und Zalszczyki, im letzten Orte aber selten mit der Streifenverzierung.

Zum Schlusse sei es noch erlaubt, etwas ausführlicher auf die Gegenstände von den Huzulen einzugehen, welche in den beiden Pavillons reich vertreten waren und jedenfalls den Glanzpunkt dieses Theiles der Ausstellung bildeten. Den Huzulen muss

heute unter allen Völkerstämmen unserer Monarchie — vielleicht mit einziger Ausnahme der Bevölkerung des Occupationsgebietes — was Eigenthümlichkeit und Originalität ihrer Gebrauchsgegenstände anbelangt, die Palme zuerkannt werden. Wie schon vorhin angedeutet, weicht der Huzule vielfach von dem benachbarten Ruthenen ab; in seinen Gebrauchsgegenständen, der Farbenzusammenstellung bei den Gewändern u. s. w. nähert er sich vielfach dem Rumänen, überragt diesen aber himmelhoch in seiner ausgesprochenen Vorliebe für Verzierungen, die er an allen den vielen Geräthen des täglichen Lebens anbringt. Ganz besonders auffallend ist aber seine Vorliebe für Messing. Das glitzert und flimmert überall, und es gibt kaum ein Stück, das er in die Hand nimmt, welches nicht in irgend einer Art mit Messing verziert oder besetzt wäre.

Sehen wir uns vorerst den Sonntagsanzug einer Huzulin etwas näher an. Der Kopfschmuck ist sehr reich, an einem dicken rothen Wulst aus Wolle befestigt; besetzt ist derselbe mit verschiedenem Flitter und gemachten Blumen, nach hinten hängen zahlreiche schmale Wollbänder herab. Das Hemd ist reich ausgestickt; die Farbenzusammenstellung ist aber bunt, ja schreiend; man vermisst darin wie in den Mustern jenen feinen Geschmack, der uns bei den Kleinrussen entgegentritt. Die Stelle des Rockes vertritt ein einfaches wollenes Tuch, buntfärbig gestreift, welches einfach umgeschlagen wird (wie bei den rumänischen Bauern). Die Jacke ist aus weissem Leder, sehr reich mit rothem Leder besetzt und ausgestickt; an den Rändern ist dieselbe mit weissen und schwarzen Haarbüscheln besetzt. Das rothe Leder ist über und über mit kleinen kreisrunden Messingringelchen (ösenartig) besetzt.

Der wichtigste Bestandtheil der Männerkleidung ist jedenfalls der breite Ledergürtel, der mit zahlreichen Messingnägeln und Messingknöpfen beschlagen, mit verschiedenfärbiger Lederstickerei verziert ist und meist mehrere grosse Messingschnallen (bis 5 übereinander) besitzt, die einen eisernen Dorn haben. Die Form dieser Messingschnallen ist eine höchst mannigfaltige, und wäre es sehr interessant, einmal eine vollständige Sammlung derselben zusammenzustellen. Die einfachste Form ist die eines rechteckigen Rahmens mit Querstange in der Mitte, um welche sich der Dorn dreht. Von dieser Grundform an durchläuft die Schnalle alle möglichen Variationen bis zu sehr complicirter Ausstattung, oft grosse, merkwürdig geformte Platten (Herzform häufig) bildend, welche verschiedenartig durchbrochen sind. Thier- und Menschenfiguren kommen dabei häufig vor.

Alles Lederzeug des Huzulen, die vielen Taschen und Beutel sind auf das Reichste mit Messingbeschlag versehen. Namentlich ist für die Lederarbeiten charakteristisch die messingene Oese. Aber auch durchlochte Messingfingerhüte werden als Anhängsel verwendet. Von grossem Interesse sind die Pulverbehälter. Die ursprüngliche Grundform derselben ist wohl ein gabeliges Stück eines Hirschgeweihes, an den drei Enden abgestumpft und mit Messing beschlagen. Diese Form kommt aber auch ganz in Messing vor, welches dann reich mit eingravirten Verzierungen versehen ist. Noch eine zweite Form kommt vor, nämlich die eines kleinen doppelbauchigen Flaschenkürbisses mit abgestumpfter Spitze. Diese Form ist häufig aus dunkelbraunem Holz verfertigt und mit eingelegtem Messingdraht in Schuppenmuster verziert. Auch kleine Scheiben aus Perlmutter finden als Einlage Verwendung.

Ich habe mir noch von den zahlreichen Kleinigkeiten der Huzulen notirt: Kreuze mit dem Bilde des Erlösers, an kunstvollen Ketten hängend, alles aus Messing (sehr selten aus Kupfer); verzierte Tabakspfeifen aus Messing; Steigbügel aus Holz mit Messing beschlagen; Formen für Wachs- und Lebkuchen, Sporen, Knöpfe, Ohr- und Fingerringe aus Messing; Messer und Gabeln mit Messinggriffen; sehr interessante Pfeifenstecher, entweder ganz aus Messing oder mit Spitze aus Eisen; Stahl für den Feuerstein mit Messing beschlagen, aus welchem Vögel, Schlangen und Vierfüssler geformt sind, oft in vollkommen stylisirter Auffassung; Gefässe, meist aus weissem Holz, mit rothraunem Holz ausgelegt, reizende Schnitzarbeit, mit Messingverzierungen versehen; kleine Fässchen für Schnaps, mit eingebrannten oder eingeschlagenen (Messing-) Verzierungen.

Die prächtigsten Stücke der Huzulen sind die merkwürdigen Stöcke mit hammerartigem Aufsatz, welche in der Form an den magyarischen Fokosch erinnern. In diesen Stöcken wird das Schönste geleistet. Der Stock selbst ist aus weissem oder schwarz gefärbtem Holz, über und über mit eingeschlagenen Messingverzierungen versehen; der Hammer ist entweder auch aus Holz und dann nur die Schneide aus Messing oder ganz aus letzterer Legirung. Immer sind aber die Messingflächen mit eingravirten Ornamenten reich verziert.

Die gebräuchlichsten Ornamentmotive der Huzulen sind:

1. Für die durch Einschlagen dünner Messingstreifen hervorgebrachten Muster das Wellenornament, Zickzackmuster, kleine Kreise mit markirtem Centrum, Schuppen, Halbmonde etc.

2. Für die durch Graviren von Messingflächen erzeugten Verzierungen namentlich der Tremolirstich, das Wolfszahnornament, auch sechsstrahlige Sterne etc. Auch das Andreaskreuz wurde von mir beobachtet.

Alles in allem gehören die Huzulenarbeiten zu den interessantesten Geräthen, welche man heute bei der Landbevölkerung Europas finden kann. Die Vorliebe für Metallarbeiten erinnert vielfach an den Zigeuner; es ist ja nicht unmöglich, dass der braune Sohn Indiens manchen Einfluss auch auf diese Liebhaberei der Huzulen genommen hat.

Nicht vergessen dürfen wir noch, Erwähnung zu thun der ausgezeichneten Photographien von Volkstypen, welche Julius Dutkiewicz in Kolomea und J. Krieger in Krakau ausgestellt hatten. Namentlich die Photographien des Ersteren, fast ausschliesslich aus Ostgalizien stammend, sind von vorzüglicher Ausführung und von besonderem Interesse. Seine Sammlung von Huzulentypen ist sehr bemerkenswerth. Krieger hatte meistens Landleute aus der Umgebung von Krakau, die meisten sehr gut colorirt, ausgestellt. Die Specialität des Letzteren sind die polnischen Juden, von welchen man kaum anderswo bessere Typen finden dürfte. Bei unserer für die Eigenthümlichkeiten des Volkes so aufmerksamen Zeit empfiehlt sich ein Album solcher Photographien auf jeden Salontisch nicht nur wegen der Schönheit der Bilder, sondern auch wegen der Mannigfaltigkeit und Originalität der Volkstrachten.

Meine Ueberzeugung, wie wichtig es heute ist, die volksthümlichen Gegenstände unseres Vaterlandes zu sammeln, soweit dieselben noch ihre ursprüngliche Originalität bewahrt haben, wurde durch den Besuch dieser Ausstellung, welche mir die Opferwilligkeit unseres hochverehrten Präsidenten Freiherrn von Andrian-Werburg ermöglichte, wesentlich bestärkt. Es ist heute hohe Zeit, an ein systematisches Sammeln dieser rasch im Strome unserer Zeit verschwindenden Gegenstände zu gehen. So wünschenswerth es wäre, ein die Völker unserer Monarchie umfassendes Museum in der Reichshauptstadt zu haben, so könnte hier doch nie die für ein Detailstudium so wichtige Vollständigkeit der Sammlungen erzielt werden; man müsste sich hier auf eine mehr der Vergleichung dienende Zusammenstellung beschränken. Ich betrachte die Durchführung solcher systematischer Ansammlungen als eine Hauptaufgabe unserer Landesmuseen, ja vielleicht als die wichtigste Aufgabe derselben. In solcher Arbeit finden sich auch immer fach- und landeskundige Männer, deren patriotischer Sinn — Graf Wladimir Dzieduszycki gibt uns ja in dieser Beziehung ein leuchtendes Beispiel — das rasche Zusammenstellen solcher Sammlungen im Bereiche des Möglichen erscheinen lässt. Das Wichtigste bleibt aber hiefür, die Ueberzeugung von der Wichtigkeit und Dringlichkeit dieser Aufgabe bei jenen Männern zu erwecken, welchen die Leitung der einzelnen Landesmuseen übertragen ist. Mögen daher diese Worte nicht ungehört und unverstanden verhallen; mögen dieselben eine Stütze zu wirksamem Eingreifen finden in dem erhabenen Vorbilde, welches der erlauchte Thronfolger unseres Kaiserhauses den Völkern unserer Monarchie durch sein grossartiges Werk: „Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild“ gegeben hat. Möge das Wort recht bald zur That werden!

Anhang.

Programm der ethnographischen Ausstellung bei der landwirthschaftlich-industriellen Landesausstellung in Krakau.

Nach dem Beschlusse der ethnographischen Commission der Landesausstellung in Krakau, zusammen mit Herrn Oskar Kolberg, Mitglied der Akad. der Wissenschaften, und Herrn Dr. Adrian Baranieçki, Director des technisch-industriellen Museums, ausgearbeitet von Prof. Dr. Isidor Kopernicki.

Der Zweck der ethnographischen Ausstellung ist, sowohl das treueste als auch das vollständigste Bild über das Leben unseres Landvolkes in allen seinen Eigenarten, welche jedem Volke und jedem abgesonderten Orte eigen sind, zu geben. Um dieses Bild zu gewinnen, soll eine Auswahl Gegenstände, die auf das Leben des Volkes Bezug nehmen und die in systematischer Ordnung in diesem Programm, welches als eine das Sammeln und die Zurichtung der für die Ausstellung verlangten Gegenstände erleichternde Anweisung dienen soll, zusammengebracht werden.

Diese Gegenstände gehören den folgenden sechs Abtheilungen an.

1. Dorf und Wohnstätten.
2. Geräthe und Geschirre, im alltäglichen Leben gebraucht oder jederartigen Arbeit dienend.
3. Nahrung und Getränke.
4. Bekleidung und Beschuhung.
5. Gegenstände, welche dem Kreise der Volksceremonien und Volksgebräuche angehören.
6. Gegenstände, welche sich auf die Kunst und das Wissen des Volkes beziehen.

Dass man aus allen Gauen alle unten genannten Gegenstände, ja sogar auch nur den grösseren Theil derselben bekäme, das ist Sache der Unmöglichkeit und dies wird auch gar nicht erwartet. Möglich ist es aber und gar nicht schwer, zu erreichen, dass man aus jeder Gegend (d. i. aus jedem Bezirke oder Kreise) nach vorliegendem Programm schlechterdings eine feste Anzahl Gegenstände aus jeder soeben erwähnten Abtheilung und in jeder Abtheilung wenigstens eine gute Probe jeder Gattung, die mit den Ziffern 1, 2, 3 etc. bezeichnet sind, erhalte. — Dabei soll man die beachtenswerthesten Gegenstände, welche die Gegend am ehesten charakterisiren, wählen.

Von diesem Standpunkte aus in einer Gegend gesammelte Gegenstände, wenn sie auch an sich selbst keine volle und imponirende Sammlung bilden, ergänzen einander doch in Verbindung und Zusammenstellung mit Sammlungen aus anderen Gegenden [1]) und bilden ein belehrendes und dem Zwecke der Ausstellung Rechnung tragendes Ganze.

Deswegen wird für jetzt ausdrücklich nicht um die Menge, sondern um die Mannigfaltigkeit und Auswahl der Gegenstände, welche so viel als möglich die hauptsächlichsten Abtheilungen und Gattungen, welche in diesem Programm angeführt sind, mit besonderem Bezug auf Gegenstände, welche wesentlich die gegebene Gegend auszeichnen, umfassen sollen, gebeten.

I. Das Dorf und die Wohnstätte.

1. Situationsplan des Dorfes in geometrischer oder Handzeichnung, nach der Katastralkarte in den Dimensionen 50—60 cm Länge und 30—45 cm Breite ausgeführt.

Bemerkung. Da dies die getreue Darstellung des eigenartigen Bildes des polnischen, beziehungsweise des russischen Dorfes zum Zwecke hat, sowohl des in dem Flachlande, als auch des dem Gebirgslande befindlichen, ob es im Walde oder mitten in den Bergen u. s. w. gelegen ist, so muss der Plan auch die Lage, z. B. in einem Thale, in welchem das Dorf gelegen ist, den durchfliessenden Fluss oder Bach, den Teich, die nächsten Berge und Wälder enthalten; ebenso muss er die Lage der Verzäunungen, die Richtung und die Fronte jedes Gebäudes, die Lage der Kirche mit dem Pfarrhaus, des Meierhofes, der Schule, des Wirthshauses, der Mühlen u. s. w., sowie auch der jüdischen und Zigeuner-Wohnstätten enthalten.

Dies alles ist durch entsprechende Farben und Zeichen, die in der Ecke des Planes erklärt sind, zu bezeichnen.

2. Situationsplan eines typischen Dorfgartens mit einer gründlichen Bezeichnung der Lage aller Wirthschaftsgebäude, des Zaunes, des Brunnens u. s. w., von der Hand ausgeführt im Massstabe von von circa 30 cm Länge und 20 cm Breite.

Bemerkung. Sehr erwünscht wäre nach Möglichkeit ein ähnlicher plastisch aus Papiermasse modellirter Plan.

3. Colorirte Zeichnung einer typischen Bauernhütte, getreu ausgeführt in der Dimension von 15 bis 20 cm Frontlänge mit der hinzugefügten Zeichnung der hauptsächlichsten Wirthschaftsgebäude im entsprechenden Massstabe.

Bemerkung. Noch erwünschter ist ein getreues Modell des Gebäudes mit Front von 25—30 cm Länge.

4. Kleiner Plan des Inneren desselben Gebäudes und seiner Theile (des Vorhauses, der Stuben, der Kammer etc.) von der Hand ausgeführt, mit einer gründlichen Bezeichnung der Lage der Thüren, der Fenster, des Herdes u. s. w., sowie der beweglichen Geräthe (des Bettes, des Tisches, der Bänke etc.), durch entsprechende Zeichen erklärt.

Von den soeben erwähnten drei Plänen und Zeichnungen genügen vollständig drei aus jedem ethnographischen Umkreise, d. h. je eins aus jedem Kreise, welche von homogener Bevölkerung eingenommen sind. Dafür wären besondere Pläne und Zeichnungen der Wohnstätten von Armen und Reichen erwünscht, wenn in dieser Richtung besondere Unterschiede vorhanden wären.

II. Geräthe und Geschirre.

1. Alle Gegenstände, welche allgemein dem Haushalte angehören, mit besonderer Berücksichtigung derjenigen, die für die bezügliche Gegend eigenartig sind und die von denjenigen der Nachbarschaft und der entfernteren Gegenden verschieden sind.

Von diesen sollen im Original nur diejenigen Gegenstände übermittelt werden, welche nicht zu gross sind, z. B. hölzerne Zimmerschlösser, Thongeräthe, Schlittschuhe, Salzdosen, Leuchter von Hausarbeit, Feuerzeuge u. s. w.

Grössere Gegenstände, z. B. Tische, Bänke, Stühle, Schränke, Fächerschränke, Wiegen, Kleiderbehälter, Bastsiebe, Schaufeln, Körbe, Handmühlen, Stampfen u. s. w. sollen nur in möglichst getreuen Modellen, nach Möglichkeit aus demselben Material gearbeitet, mit Hinzufügung des Ortsnamens jedes Gegenstandes und Bezeichnung der natürlichen Grösse überschickt werden.

2. Ackerbaugeräthe und Geschirre, d. h. alle Gegenstände, die bei der Feldbebauung und Ernte, bei der Lein- und Hanfbearbeitung, bei der Viehzucht und ebenso bei der Bespannung gebraucht werden. (Wägen, Schlitten, Sättel u. s. w.) Diese sind nur in Modellen zu übersenden.

3. Alle Geräthe, Zubereitungen und Werkstätten, welche dem Ausüben der Handwerke und Dorfindustrie dienen, d. h. der Weberei, dem Schuhmacherhandwerke, der Schneiderei, der Riemerei, der Töpferei, dem Schmiedehandwerke, dem Zimmerhandwerke, der Müllerei u. s. w.

[1]) Dieses Zieles wegen müssten Personen, welche sich mit der Beschaffung von Gegenständen aus mehreren benachbarten und demselben ethnographischen Umkreise, d. h. einer Umgegend, welche von Leuten bewohnt ist, die weder durch ihr Leben, noch durch ihre Gebräuche von einander verschieden sind, angehörenden Gegenden beschäftigen, nach gegenseitiger Verständigung und nach einem gemeinschaftlich auf Grund des vorliegenden Programmes durchdachten Plane vorgehen.

Von Gegenständen dieser Gattung, welche je nach ihrer Grösse entweder in getreuen Modellen oder im Original übermittelt werden sollen, werden für die Ausstellung nur solche begehrt:

a) welche an Ort und Stelle erzeugt und allgemein gebraucht werden und zugleich dadurch, dass sie eigenartige Erzeugnisse der Gegend sind, beachtenswerth sind;

b) solche dem Handwerke dienende Gegenstände, welche deswegen werthvoll sind, weil sie ihre alte und ursprüngliche Einfachheit in der Construction behalten haben;

c) endlich solche, welche als indigene Erfindungen durch Originalität und praktischen Einfall ausgezeichnet sind.

4. Fischereigeräthe: Kähne mit Rudern in Modellen, Originalproben oder Abbildungen von Netzen, der grossen Fischgarne, der ledernen Fangbälle, der Fischreusen, der Angelruthen, der Geräthe der Fischdiebe u. s. w.

5. Jägergeräthe: Fallen, Schlingen, Vogelsteller, Vogelbauer, Meisenkästen u. s. w. in Originalen oder Abbildungen.

6. Geräthe, Geschirre und Spielsachen der Kinder: Schleudern, Bögen, Bälle, Puppen, Spielzeug und alle Gegenstände, die bei den Spielen der Dorfkinder gebraucht werden.

III. Speisen und Getränke.

Von Gegenständen, die in diese Abtheilung gehören, sind für die ethnographische Ausstellung ausschliesslich nur solche nöthig und erwünscht, welche zu Hause bereitet und der einheimischen Bevölkerung zur Nahrung dienen. Dabei sollen nur diejenigen als ethnographische Ausstellungsobjecte betrachtet werden, welche durch anderes Material, durch Figur oder durch die Art der Zubereitung von Verkaufsobjecten, welche man in der Stadt in Bäckereien, Fleischwaarenhandlungen, Krämereien und Wirthshäusern veräussert, differiren, zuvörderst wieder solche, welche zum grossen Theil oder ausschliesslich der Gegend eigenartig sind. Solche sind:

1. Gebäck aus Teig aller Gattungen, und in allen Formen: Laibe gewöhnlichen Brodes in Hälfte geschnitten, Aschenbrod („Moskale"), Plätzlein, Wecken, Kuchen, gefüllte Klösse, Brätzel, Vögelchengebäck, Lebkuchen u. s. w.

Alles Gebäck dieser Gattung soll in Originalproben am Ofen gleich nachdem es gebacken worden, oder wenn es die Eigenart desselben erfordert, im frischen Zustande, gründlich ausgetrocknet, überschickt werden.

2. Erzeugnisse aus getrocknetem und geräuchertem Fleisch, z. B. die sogenannte „Pastrama" (Schöpsenfleisch an der Sonne getrocknet), besonders auch Brat- und geräucherte Würste, getrocknete Fische u. s. w.

3. Käseerzeugnisse getrocknet sowohl als geräuchert: Oszczypki der Goralen, Quarkkäse, Sahnkäschen u. s. w.

4. Obst und Gemüse in eigenartiger Weise getrocknet, eingemacht oder eingesalzen: z. B. Zwetschken am Bratspiess, Kürbis- und Sonnenblumenkerne, am Herde geröstete Erbsen und Mais u. s. w.

In Glasbüchsen gut zugepfropft und mit Etiketten bezeichnet zu überschicken. Eingelegte und eingesalzene Sachen sollen in gut mit Salicylsäure oder Thymol verschlossenen Büchsen überbracht werden.

5. Getränke, zu Hause und ausschliesslich für den Hausgebrauch bereitet: Bier, Branntwein-Graupensuppe, saurer Trank, Hirsentrank (braga), Obsttränke, Apfelmost u. d. ähnl. in Flaschen von weissem Glas und gut zugepfropft [1]).

Bemerkung. Eine sehr wünschenswerthe Ergänzung der übersandten Sammlung solcher Proben wäre die Hinzufügung einer gründlichen Nachricht über Speisen im rohen Zustande sowie über alle diejenigen, die zubereitet werden; ob gebraten, oder gebacken, und welche allgemein von der einheimischen Bevölkerung gebraucht werden, mit zugefügter Benennung, sowie auch kurzer Beleuchtung ihrer Zusammensetzung und Zubereitung.

IV. Bekleidung und Beschuhung.

Für diese allerwichtigste Abtheilung wird für die Ausstellung eine solche Sammlung authentischer Proben von allgemein gebrauchter Bekleidung und Beschuhung, in Originalen oder in möglichst treuen Abbildungen und Nachahmungen gewünscht, welche ein gründliches Bild aller Eigenarten im Anzuge der Dorfleute der gegebenen Gegend, sowie auch der Stadtbewohner, so weit dieselben in ihrer Kleidung die traditionelle und alte Originalität bewahrt haben, wiedergeben würde.

Für die ethnographische Ausstellung werden genügen:

1. Complete Anzüge für den Sonntag und für die Werktage, für den Sommer und für den Winter, von alten Leuten und von jungen Burschen getragen, für verheiratete Weiber und für Mädchen, ebenso Kinderkleider; dabei ist kein Bestandtheil der Kleidung von der Kopfbedeckung bis zu der Fussbekleidung ausgeschlossen.

2. Wenn es unmöglich wäre, complete Anzüge zu bekommen, so sollen sie durch möglichst reichhaltige und verschiedenartige Sammlung solcher Einzelnheiten der Bekleidung ersetzt werden, welche durch Form, Zuschnitt, Verzierungen, Farbe oder Stoff am meisten die Tracht der Gegend auszeichnen.

Supplementarisch soll diese Sammlung durch colorirte (wenn auch nicht ganz kunstvolle, so doch treu dargestellte) Zeichnungen von 30 und 20 cm Grösse, oder richtig gekleidete Puppen (Grösse 30—50 cm), ohne jedwede eigene Verzierungen und Zusätze, sondern bestmöglichst treu alle Eigenartigkeiten der completen Anzüge, wie es oben angegeben, darstellend, ergänzt werden.

Bemerkung. Bei completen Anzügen sind Zeichnungen nicht weniger erwünscht, da sie als Anweisung zum richtigen Bekleiden der Gestelle, an welchen sie ausgestellt werden sollen, dienlich wären.

3. Alle anderen zur Kleidung gehörenden Gegenstände werden für die Ausstellung sehr gewünscht, wie: Rosenkranzperlen, Korallen, Medaillons, Kreuzchen,

[1]) Flüssigkeiten, sowie andere in Flüssigkeiten bewahrte Gegenstände sind durchaus am sorgfältigsten in eigenen Schachteln, abgesondert von anderen Objecten, welche, wenn die Gefässe zerschlagen, durch die Flüssigkeit beschädigt werden könnten, zu verpacken.

Ohrringe, Ringe, Kränze u. s. w. bei Weibern, sowie Hemdknöpfchen, Ringe, Federbüsche, Federn, Gürtel, Taschen, Rauchtabakbeutel, Pfeifen, Stöcke u. s. w. bei den Männern.

V. Gegenstände, welche dem Kreise der Volksceremonien und Gebräuche angehören.

A) Den alltäglichen Ceremonien und Gebräuchen dienend.

1. Bei Geburt und Taufe: Chrisam, Kreuze.

2. Bei Heirat: Brautkranz und Haubenaufsatz der Braut; Kränze und Sträusse der Brautjungfern und Brautdiener, Gürtel und Tücher derselben, russische Verlobungstücher, russischer Hochzeitskuchen im Original (tüchtig nach dem Gebackenwerden im Ofen ausgetrocknet und demnach mit künstlichen Wintergrünblättern und Blüthen geschmückt), die Hochzeitsruthe des polnischen, sowie auch die Jiłce des russischen Volkes in Originalen oder in getreu colorirter, 30 bis 50 cm hoher Zeichnung.

3. Bei Begräbniss. Am besten wären Sargmodelle von circa 40 cm Länge, mit hineingelegten männlichen und weiblichen Puppen im Todtenkleide: Źgle, Todtenmützen und Strümpfe. Dabei kann man auch getrocknete Proben von Begräbnisskuchen, Abbildungen der russischen „Koływa", d. h. eines Breies von abgekochtem Weizen und andere am Orte gebrauchte Ceremonie-Gegenstände übersenden.

Endlich ist auch eine Zeichnung oder ein Modell des Dorfgrabes mit Kreuz oder anderem gebrauchten Grabdenkmal erwünscht.

B) Den jährlich wiederkehrenden Gebräuchen und Ceremonien dienend.

1. Von den Gottesgeburtsfeiertagen sind für die Ausstellung zu beschaffen:

a) Weihnachtsstollen, Brode, welche am Dreikönigstage unter die Armen vertheilt werden, gefüllte Klösse, Christgeschenkkuchen, ausgetrocknet, nachdem sie gebacken worden sind. b) „Swiat" (Welt?), d. h. eine aus verschiedenfarbigen Oblaten zusammengeklebte Kugel [1]). c) Hütte mit Christuskripplein in Modell zugleich mit den zugehörigen Puppen. d) „der Stern" und verzierte zu Hause erzeugte Lichtmesskerzen.

2. Fastnacht: „klochi", „kłodhi" (eine Art Faschingskrapfen).

3. Die grosse Faste (Charwoche) angehend: Kleider und Zubereitungen an den Passionspuppen, Palmen des Palmsonntags; Klapper und Klopfer der Osterwoche, die Figur des „Judas", zugleich diejenige des Götzen der Wintergöttin (Marzana), welcher am weissen Sonntag im Flusse ertränkt wird, wenn dieser Gebrauch sich irgendwo erhalten hat.

4. Ostern: Bemalte und beritzte Ostereier in möglichst completer Auswahl mit Volksbenennungen von jedem Muster auf in das Innere jedes Exemplares hineingelegten Zetteln [1]), alles Ostergebäck, Kuchen, Plätzlein u. s. w. getrocknet oder in Modellen und

[1]) Ohne Beschädigung kann sie nur mit der Eisenbahn, in der Hand oder durch einen verständigen Boten gebracht werden.

[1]) Was die Ostereier betrifft, so bittet die ethnographische Commission in Erwägung dessen, dass sie mit jedem Jahre mehr ihren gediegenen volksartigen ornamentalen Charakter verlieren, um die bestmöglichste Ausbeute der kommenden Osterfeiertage durch die freundlichen Mitarbeiter betreffs des Gewinnes von Ostereiern in ausnahmslos allen Gegenden. Zu dem Zwecke gibt sie die folgende praktische Anweisung, was die Auswahl und das Zurechtmachen der Exemplare für deren Uebersendung betrifft. Man soll nur solche Ostereier wählen, welche von alten Dorfspecialistinnen dieser Kunst, welche schon lange die Technik und die Muster nach Volkstradition besitzen. Alle Exemplare, welche mit keinen Volkszeichnungen, sondern mit nachgeahmten und im Volke neumodischen Zeichnungen verziert sind, sind ausnahmslos auszuschliessen. Was die Anzahl der Ostereier betrifft, so genügt je ein gutes Exemplar jedes Hauptmusters mit Bemerkungen über die beachtungswerthen Varianten.

Die Zurichtung der Ostereier erheischt nothwendig das Leeren jedes Exemplares mittelst einer $1^1/_2$—2 cm grossen Oeffnung in der Schale, welche nothwendig an der Seite zu machen ist und nicht an den Spitzen; die Oeffnung soll sich auch streng in der Mitte einer Hälfte der Zeichnung, die gewöhnlich symmetrisch ist, befinden, so dass die andere Seite die ganze Zeichnung des Musters enthalte. — Diese Oeffnung macht man ohne die geringste Beschädigung der Eischale in folgender Weise: Ein gewöhnlicher Flaschenkork $1^1/_2$—2 cm im Durchmesser wird von einem Ende zum anderen mit scharfen nicht zu dicken Nadeln durchstochen; mit der einen wird das Centrum des Pfropfes durchgeschlagen und zwar so, dass ihr Ende 2—3 mm aus dem Pfropfe hervorrage, die andere wieder wird ganz am Rande des Pfropfes durchgestochen und zwar so, dass sie nur 1 mm hervorrage. Dieses Ding ergreift man mit drei Fingern der rechten Hand, während man das Ei in der linken hält, und sticht mit der in der Mitte des Korkes befindlichen Nadel ganz senkrecht in den an der Seite des Eies in Aussicht genommenen Centrumspunkt. Die Schale wird leicht durchgestochen und die Nadelspitze wird so lange eingedrückt, bis diejenige der anderen Nadel die Oberfläche des Eies berührt. Alsdann dreht man mit dem Korke nach beiden Richtungen, wodurch die zweite Nadel einen so richtigen Kreis zeichnet, wie ein Zirkel. Wenn man dann in einem fort dreht, vertieft sich der Kreis in die ganze Dicke der Schale, bis die kreisförmige Scheibe ausgeschnitten ist. (Wir haben hier die etwas primitive Methode des Anbohrens der Eier angeführt, weil dieselbe von jedermann mit den überall erreichbaren Hülfsmitteln ausgeführt werden kann. Wo man einen Eierbohrer zur Verfügung hat, wird man selbstverständlich schneller zum Ziele kommen. Anmerkung der Redaction.) — Dann wird der Kork weggelegt und die kreisförmige Scheibe mittelst untergelegter Federmesserspitze entweder im Ganzen oder, wenn man die Scheibe mit dem Federmesser zerschlagen hat, in Theilen weggenommen und die Oeffnung ist fertig. Aus einem rohen Osterei kann man den ganzen Inhalt auf einmal ausschütten; aus einem hartgesottenen kann man das Eiweiss sammt Dotter in einem Zeitraume von zwei Minuten mittelst verschiedenen Instrumenten ausscharren; Mit einer leicht zu einem Haken gebogenen Doppelnadel, mit einem aus Holz geschnitzten Schaufelchen oder Löffelchen u. s. w. In das vollständig geleerte Ei wird dann ein Zettelchen mit dem Muster sowie auch dem Namen des Dorfes, aus welchem es stammt, hineingelegt und das Ei ist zum Verschicken fertig.

Zum Zwecke des Verschickens wird jedes Osterei leicht in ein Stück einer alten Zeitung eingewickelt und die überragenden Theile des Papieres werden hart an der Eispitze zugedreht. Darauf werden sie in einen eigenen, entsprechend grossen Holzkasten hineingelegt und zwar ziemlich dicht, doch nicht im geringsten zusammengedrückt. So wird eine Lage nach der anderen gelegt, ohne sie mit etwas zu bedecken, bis oben hinauf. Eine nicht grosse Lücke unter dem

Zeichnungen, „tracz“ in Original mit Hinzufügung einer colorirten Zeichnung der verkleideten Jungen.

5. Pfingsten und St. Johanni der Täufer. Zeichnung, welche die mit Grün und mit Pflanzen, welche gegen die Hexerei schützen, geschmückte Häuser vorstellt; Exemplare der Kränze, welche die Mädchen an den Händen tragen, „Kupajło“ u. s. w.

6. Vom Frohnleichnamsfeste: Kränze und Kränzchen zum Einsegnen.

7. Von dem Schnitter- und Erntefest: der grosse Kranz in Original oder in sorgfältig colorirter Zeichnung.

8. Von dem Grünmuttergottestage (15. Aug.): Bündel aller zum Einsegnen gebrachten Kräuter.

VI. Kunst und Wissen des Volkes.

In diese Abtheilung gehört alles, was uns eine Vorstellung von dem ästhetischen Sinne und dem Schöpfungsvermögen des Volkes, von seinem Geschmacke und von der Stufe seiner Gewandtheit in jeder schönen Kunst und von seinem Charakter geben kann. Ebenso alles, was uns die eigenen Kenntnisse des Volkes zeigt, z. B. die Arten und Zeichen, welche ihm die Schrift und die Ziffern vertreten, seine medizinischen Kenntnisse in Betreff der Menschen- sowie auch der Viehkrankheiten u. s. w.

Solche für die ethnographische Ausstellung sehr erwünschte Gegenstände sind:

A) Die Volkskunst betreffend.

1. Aus der Baukunst: Vor allem gute Modelle, etwa $^1/_2$ m hoch, oder gründliche Zeichnungen von Kirchen und Capellen, von Kirchhofcapellen und auch denjenigen, die an den Wegen und Quellen stehen, sollten sie von Holz verfertigt oder gemauert sein, wenn die Gebäude unzweifelhaft ein Werk der Volksbaumeister (Maurer und Zimmerleute) sind.

Ebenso erwünscht sind Abbildungen von weltlichen Gebäuden, d. h. Häuser, Wirthshäuser, verzierte Thorgänge u. s. w., wenn sie als originale Werke von Dorfbaumeistern beachtenswerth sind.

2. Aus der Schnitzereikunst: Krucifixe, Heiligenfiguren, Menschen- und Thierfiguren, aus Holz geschnitzte oder aus Thon gefertigte und ausgebrannte Gegenstände, hölzernes Geschirre (Tische, Kästen, Schüsseln u. s. w.) mit Schnitzereien geschmückt und diesen ähnliche Geräthe (Stiele, Stöcke, Peitschen u. s. w.). Alles dies in Originalen. Verzierungen, die an Haustheilen geschnitzt sind, d. h. auf Balken, Thürfütterungen u. s. w. in getreu aufgenommenen Zeichnungen.

3. Aus der Malerei: Alle Bilder von Volksauffassung und Volkspinsel, religiöse und weltliche, mit Oel-, Leim- oder Wasserfarben ausgeführt in Originalen.

4. Muster von Ornamenten, durch Stickerei, Näherei oder durch Durchweben der Leinwand, des Tuches und allerlei Wollwebstoffe ausgeführt in Originalen. Ebenso soll in Originalen irdenes Geschirre mit oder ohne Glasur, mit gemalten oder eingedrückten Zeichnungen geschmückt eingesendet werden. Verzierungen (Volksfresken) an den Wändern, Thürfütterungen, sowohl im Aeusseren als auch im Inneren der Stuben können in Copien überschickt werden.

5. Musik. Originalproben von Musikinstrumenten, welche von den Einheimischen erzeugt und gebraucht werden, z. B. „Kobza“ (Dudelsack), Hörner, Trompeten, Flöten (Fujarki), Pfeifen, Violinen, Bässe, Leiern, Cymbeln, Trommeln, Maultrommeln u. s. w.

B) Die Volkskenntnisse betreffend.

Trotz der durch Schulen ausgebreiteten Schreibkenntnisse haben sich im Volke längst gebrauchte Zeichen, Einschnitte und andere Arten, welche die Schrift und die Ziffern vertreten, erhalten. Wo sie aber nicht in Praxis erhalten blieben, blieben sie doch in dem Gedächtniss der alten Dorfbewohner haften. Es wäre also für die ethnographische Ausstellung sehr erwünscht, Proben solcher Art Zeichenschrift und Ziffern zu besitzen.

Die ethnographische Commission bittet um bestmögliche Aufsuchung und Beschaffung solcher Gegenstände, als:

1. Schlägel, Krummhorne (Krzywule), Reife, d. h. Stöcke wunderlich am Ende gekrümmt, oder in der Form der Hand, oder anderer Darstellung der Macht geschnitzt.

Nach der noch nicht lange in gewissen Gegenden (Podhalien) bewahrten Volkstradition waren es Wahrzeichen der Schultheissverwaltung, die zum Einberufen der Gemeindeversammlung zum grossen Rath oder Gericht dienten. Der Schultheiss übermittelte solchen Stock dem Nachbar mit der Bezeichnung des Tages und Ortes der Versammlung. Der Stock, welcher ein geschriebenes Circular vertrat, wandelte von Haus zu Haus und wenn er die ganze Gemeinde durchgelaufen hat, kehrte er zum Schultheiss zurück.

Wenn sich ein solcher Gegenstand in irgend einer Bauernfamilie erhalten hätte, so wird gebeten, ihn für die ethnographische Ausstellung zu gewinnen. Und wenn wenigstens im Gedächtniss alter Leute das Bild solchen Stockes aufbewahrt wäre, so wird ebenso ein Modell nach der Aussage erzeugt oder in Zeichnung dargestellt erwünscht, mit gehöriger Berichtung über den Ort, die Zeit und Weise des Gebrauches des Wahrzeichens.

2. Petschafte und Stempel, mittelst Eisen als Bezeichnung des Eigenthums von Vieh ausgebrannt, oder zeitliche Zeichen mit Birkentheer auf der Haut des Viehes gemalt, ebenso die Zeichen der Töpfer, Zimmerer und anderer Handwerker ausgebrannt oder eingegraben in die Handwerkserzeugnisse, werden für die Ausstellung in Zeichnungen gewünscht, mit Hinzufügung gehöriger Erklärungen.

3. Einschnitte auf schmalen, gerade abgeraspelten Latten oder Stöcken in der Form von einfachen Linien in der einen oder der anderen Richtung schräge gemacht, welche entweder unter der Kante zusammenlaufen oder sich kreuzen. Diese haben geschriebene

---

Deckel wird mit einer leichten Lage alten Wergs oder Watte ausgefüllt und nachdem der Deckel zugenagelt ist, ist das Päckchen zum Verschicken fertig und vollkommen sicher; denn die leichten Schalen beschweren einander nicht und halten ein tüchtiges Schütteln aus.

Ziffern vorgestellt und vertraten wirthschaftliche Rechnungen.

Die Commission bittet sehr um authentische Exemplare dieser Gattung, Rechnungsbücher mit hinzugefügten, gehörigen Erklärungen.

4. Aus der Volksmedizin sind in Originalen gewünscht:

a) Geräthe von einheimischer Erfindung und Erzeugung, welche zu gewissen chirurgischen und geburtshilflichen Operationen, welche die „weisen Frauen" bei Krankenheilungen ausüben, gebraucht werden.

b) Geschirre, welche von den Dorfspecialisten bei Knochenbrüchen gebraucht werden.

c) Geräthe, die bei verschiedenartigen Operationen an Thieren gebraucht werden: beim Blutlass, beim Pferdecastriren, beim Castriren der Widder, beim Kapaunen u. s. w.

d) Verschiedene Geräthe, Gegenstände und Ingredienzen, welche bei der Zauberdoctorei gebraucht werden.

e) Exemplare von Medizinkräutern und aller Art Volksmedicamenten, gegen Menschen- und Thierkrankheiten gebraucht.

Von diesen letzteren werden für die Ausstellung folgende Gegenstände gewünscht:

a) Medizinische Kräuter, jedes in eigenem Papierbogen, wie in einem Herbarium getrocknet, mit Hinzufügung des Volksnamens und wozu es dient.

b) Bestandtheile dieser Pflanzen, d. h. Wurzeln, Rinde, Frucht, Samen, alles in eigenen Büchsen mit Erklärung wie oben.

c) Thiermedicamente, Knochen u. s. w., alles in eigenen Büchsen und erklärt wie oben.

d) Mineralmedicamente, zu Hause bereitet oder gekauft wie oben bezeichnet.

e) Sympathetische Medicamente und Amulete, welche der Krankheit zuvorkommen oder sie verdrängen, z. B. Zähne und Knochen von Thieren mit Löchern zum Umhängen um den Hals (Blutsteinpfeile) u. s. w., Gegenstände in Originalien.

Als Ergänzung der Sammlung oben genannter Gegenstände werden sehr gerne für die ethnographische Ausstellung Typenphotographien in allen Grössen, colorirt oder gewöhnlich, welche:

a) Porträts von Bauern und Städtern der gegebenen Gegend, beiderlei Geschlechtes und jedes Alters,

b) ihre Fest- und gewöhnlichen Kleider für den Winter oder Sommer,

c) verschiedene Scenen und Bilder aus dem Volksleben,

d) Ansichten von Dorfwohnstätten, Wägen, Bespannung u. s. w. vorstellen, angenommen.

Ebenso werden von den Herren Photographen bereitwilligst ganze Sammlungen von derartigen Photographien aus verschiedenen Gegenden angenommen, aber mit Vorbehalt ihrer Authenticität.

Kleine Mittheilungen.

1. Das Urnenfeld von Borstendorf in Mähren.

Ende September 1886 stiess man beim Tiefackern auf einem Felde der Gutsherrschaft Černahora, welches, in der Gemeinde Borstendorf (Bořitov) zwischen der Reichsstrasse und dem genannten Dorfe gelegen, von der fürstlich Salm'schen Gutsverwaltung Raitz in Pacht genommen war, auf grosse Steine. Als der Verwalter, Herr Rauer, dieselben entfernen liess, fand er unter denselben eine Urne und in derselben, auf den calcinirten Knochen deponirt, eine Pfeilspitze mit Tülle und kurzem flügelförmigem Ansatz, den Rest eines durchbohrten Schmuckstückes (vielleicht oberer Abschluss einer Haarnadel), Fragmente einer Haarnadel und eines glatten Ringes, Alles aus Bronze, und eine Fülle von Topfscherben.

Vom 4. bis 6. October d. J. hat der Unterzeichnete in Folge Aufforderung Sr. Erlaucht des Herrn Hugo Altgrafen zu Salm die Ausgrabung geleitet und in 5 verschiedenen Gräben eine Fläche von rund 220 Quadratmetern aufgedeckt. Die Grenzen des Urnenfeldes sind nach keiner Richtung hin, als die Ausgrabung wegen dringenden landwirthschaftlichen Arbeiten abgebrochen werden musste, erreicht worden. Sie beschränkte sich, mit Ausnahme einer kleinen Probegrabung, auf die Höhe einer ganz flachen Kuppe, welche das Feld, gegen die Reichsstrasse und Borstendorf hin ganz sanft abfallend, bildet. Nach Aussage des Schullehrers Herrn Sombel sind auch am Ende des Feldes bei den ersten Häusern von Borstendorf vor Jahren ähnliche Funde gemacht worden. —

In einer also nicht fixirten Ausdehnung erstreckt sich in einer Tiefe von 50—60 cm ein Steinbelag, welcher sich von oben als eine Art Pflasterung darstellt, da sich in demselben weder die einzelnen Begräbnissstellen von einander abheben, noch der Platz der Aschenurne irgendwie, sei es durch Erhöhung oder durch Verwendung eines grösseren Decksteines, hervorgehoben ist. Diese Steindecke hat eine Mächtigkeit von 20—30 cm und besteht aus losen grösseren und kleineren Bruchsteinen, zu denen der Syenit der umliegenden Hügel und der Kalkstein von Horšić verwendet worden ist.

Innerhalb und unterhalb derselben stösst man auf die Gefässe. Die Aschenurnen sind einfach auf

den Erdboden gestellt, einen gelben, festen Letten, der sich in einer Tiefe von 80—90 cm überall scharf von der schwarzen Culturschicht abhebt. Nur einmal war die Urne auf eine untergelegte Steinplatte gestellt. Um die Haupturne, die aber nicht immer die grösste einer Gruppe ist, sind Beigefässe angeordnet, in etwas höherem Niveau, in die Asche des Scheiterhaufens gebettet. Die Anordnung der letzteren ist willkürlich; es kommen bis zu 6 vor, bald sind sie um die Urne herum, bald nur auf einer Seite derselben aufgestellt. Oft ist es zweifelhaft, zu welcher Begräbnissstätte sie gehören. Da sie auch zuweilen eine sehr bedeutende Grösse zeigen, so lassen sie sich von den Begräbnissurnen oft nur dadurch unterscheiden, dass sie leer sind und dass ihnen die Bedeckung fehlt. Die Aschengefässe dagegen sind stets von einer umgestürzten Schale oder einem ebensolchen Napf oder Henkeltopf überdeckt; sie enthalten ausser den gereinigten Knochen zuweilen Gefässe (bis zu 3), sehr selten kleine Bronzen. In meiner Gegenwart wurden nur 3 Urnen mit Bronzebeigaben gehoben, und zwar: *a)* ein glatter Ring, *b)* eine Haarnadel mit einfachem Knopf, *c)* 2 Ringe, welche zu einem Ohrgehänge gehören mögen. — Eisen wurde nicht constatirt.

Zur Zeitbestimmung reichen diese spärlichen Bronzen nicht aus; auch möchte ich auf das Fehlen des Eisens bei der Seltenheit von Metallfunden in diesem Urnenfriedhof nicht allzu grosses Gewicht legen. Die mit der Hand geformten Gefässe, von denen sich eine stattliche Collection, welche jetzt im Brünner Landesmuseum aufgestellt ist, gewinnen liess, schwarzgrau, roth und braun, innen weiss graphitirt, zeigen selten eingeritzten Zierrath.

So lässt sich zunächst nicht mehr sagen, als dass der Urnenfriedhof von Borstendorf zu der älteren Gruppe der Urnenfelder aus Mitteleuropa gehört, welche Ingv. Undset in der Einleitung zu seinem Buche: „Das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa“ aufzählt (vgl. namentlich Müglitz).

Auf dem Kirchenhügel von Borstendorf lag die prähistorische Ansiedlung, zu welcher dieser Begräbnissplatz gehörte. Das Terrain um die Kirche ist mit Topfscherben bedeckt, welche mit denen des Urnenfeldes gleichalterig sind, und jeder Spatenstich bringt weitere Gefässreste, Fragmente von Thierknochen u. s. w. zu Tage.

Graz. **Prof. Dr. W. Gurlitt,**

Correspondirendes Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft.

2. Die Hügelgräber vom Loibenberge bei Videm an der Save in Steiermark.

Die Spitze des Loibenberges (Lione), östlich von Videm, in den Katastralgemeinden Altenhof und Altenkirchen gelegen, krönt die Filialkirche der heil. Margaretha, welche etwa die Mitte einer aus losen Steinen geschichteten, weit ausgedehnten Umwallung einnimmt. Die Reste dieser Gradišče sind allerdings durch die Anlage von Weingärten mit ihren Terrassirungen stark beschädigt, lassen sich aber doch noch mit genügender Sicherheit verfolgen; namentlich ist ein Eingang von Südosten her noch deutlich zu erkennen.

Die Begräbnissstätte dieser prähistorischen Ansiedlung befindet sich am Ostabhange des Berges, besonders auf einer Terrasse oder Einsattlung, auf welcher die Häuser der Bauern Planinz und Deržanić, zur Gemeinde Altenkirchen gehörig, stehen. Dort sind die meisten Tumuli um eine dolinenartige Vertiefung gruppirt, andere liegen im Osten gegen den Abhang und im Westen gegen die Kirche hin, im Ganzen etwa 50 Hügelgräber. Auch sonst noch finden sich Tumuli zerstreut: zwei gleich oberhalb des Dorfes Altenhof, rechts vom Wege, der zur eben beschriebenen Localität führt, eine kleine Gruppe am selben Wege, etwa 10 Minuten, ehe man zum Hause des Planinz kommt, auf dem Grunde des Račić aus Vihra in Krain.

Von diesen Tumuli wurden 12 aufgegraben, davon 3 in meiner Gegenwart; die Mittel zur Ausgrabung gewährte der steierische Landesmuseum-Verein, der auch in den Besitz der Fundobjecte gelangt ist. Und zwar gehören 2 zu der letztgenannten Gruppe auf dem Grunde des Račić, 2 liegen in der unmittelbaren Umgebung der Doline, 6 gegen Westen, 1 nördlich und 1 südlich vom Hause des Planinz. Der letzte war vom Besitzer vor 30 Jahren bei Anlegung des Weinberges angegraben worden, und hatten sich nach seiner Aussage „auf der Höhe desselben“ Armbänder, Fibeln, Lanzen und 2 Pferdchen aus Bronze gefunden. — Ueber 6 der Tumuli habe ich genaue Fundberichte, die ich an Ort und Stelle controlirt habe, bei dreien folge ich meinen eigenen Aufzeichnungen, von dreien habe ich zwar die Fundstücke, aber keine anschaulichen Angaben über ihre Lagerung.

Aeussere Umstände haben weitere Nachgrabungen verhindert; doch genügt das bisher gewonnene Material zur Charakterisirung der Fundstätte. Nachfolgende Untersuchungen, die sehr zu wünschen wären,

werden, wie wir glauben, lediglich zur weiteren Bestätigung des hier gewonnenen Resultates beitragen.

Die Tumuli sind meist von ansehnlicher Grösse; der schon erwähnte oberhalb Altenhof hat bei 250 Schritt Umfang fast 4 m Höhe, der kleinste der gemessenen immer noch 8 m Durchmesser und 0·50 m Höhe. Sie sind aus sorgfältig gewählter Erde, aus welcher alle Steine vorher entfernt waren, aufgeschüttet. Die Leichen sind in den bei weitem meisten Fällen begraben worden; in 8 der genau untersuchten Tumuli wurden 15 Skelette constatirt, während nur 2 Brandgräber gefunden wurden. Der neunte Tumulus (Durchmesser 27 m, Höhe 2·15 m) enthielt überhaupt kein Grab, sondern nur in verschiedenem Niveau (1·25 m, 1·70 m, 1·80 m unter der Oberfläche) Steine mit schwarzen Schichten und ebensolche Schichten ohne Steine; in denselben zahlreiche Scherben graphitirter, gerippter Gefässe. Wir haben es hier also mit Feuer- oder Herdstellen zu thun. — 3 Tumuli enthielten je 1 Skelet, einer 2 Skelette, einer 4 Skelette, einer 1 Skelet und 1 Brandgrab, einer 2 Skelette und 1 Brandgrab.

Die Leichen sind auf den gewachsenen Boden gelegt — von irgend einer Steinsetzung war keine Spur zu entdecken — und zwar ausgestreckt mit den Füssen nach Osten, den Kopf nach Westen. Diese Lage liess sich aus der Anordnung der Bronzebeigaben mit aller Deutlichkeit erkennen, obwohl die Knochen bis auf ganz geringe Spuren zerstört sind. Wiederholt sind mehrere Beisetzungen, bis zu 4, in demselben Tumulus erfolgt. Wo nur eine Leiche gefunden wurde, liegt sie unter der Mitte des Hügels; dieser Umstand und die Beobachtung, dass in dem einen Tumulus das eine der Skelette von einer etwas anders gefärbten, röthlichen Erde umgeben war, beweisen, dass bei den neuen Begräbnissen der Tumulus erweitert und erhöht wurde. Die 2 Brandgräber bestehen aus grossen Urnen, welchen mit 2 Steinplatten überdeckt sind; nur in der einen derselben fanden sich neben der Asche 2 Beigefässe; beide Male fehlten Metallzugaben, beide Male wurden die Urnen excentrisch und in höherem Niveau als die Bestatteten gefunden, so dass es hier naheliegt, an eine nachträgliche Verwendung der Tumuli zu denken. Aber der Mangel von Bronzen verhindert uns, schon jetzt über einen etwaigen Altersunterschied zwischen beiden Bestattungsarten ein Urtheil zu bilden.

Die Ausstattung der Leichen, bei denen man zwischen männlichen und weiblichen scharf unterscheiden kann, ist folgende: Zu Häupten und zu Füssen stehen zuweilen Gefässe. Die Männer sind charakterisirt: *a)* durch die Waffen, entweder ein kurzes eisernes Messer, welches noch an die Form der Bronzemesser erinnert, oder eine eiserne Lanzenspitze mit Tülle; *b)* durch den Leibgurt. Derselbe bestand aus Leder, von dem sich bedeutende Reste erhalten haben, und war mit Plättchen oder schwach convexen Nietenköpfen beschlagen; in letzteren stecken noch die eisernen Stifte, die zur Befestigung auf dem Leder dienten. Die Schliessen bestanden aus grösseren Ringen oder einer Vereinigung von 3 Ringen. An dem Gürtel war endlich ein reicher Hängeschmuck angebracht, bestehend aus kleinen Ringen und Perlen, welche auf Lederriemchen aufgezogen waren. Gewandnadeln fehlen häufig ganz

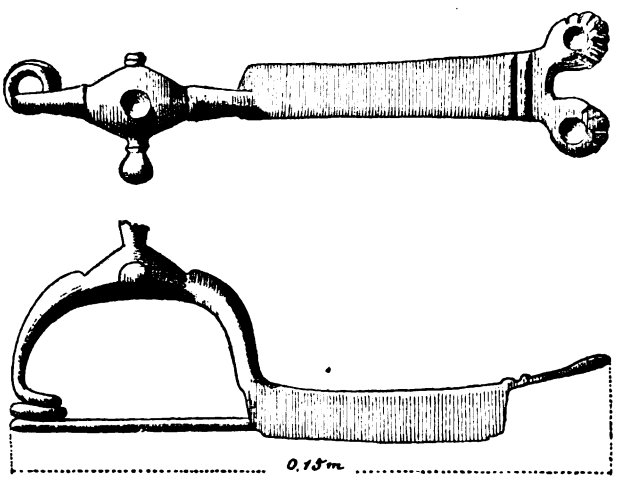


Fig. 48 und 48 a.

oder erscheinen nur in einem Paar. Auch die Armbänder treten nicht regelmässig auf.

Die weiblichen Skelette zeigen, wo sich die Beigaben ganz erhalten haben: ein Paar schwere, vollgegossene Fussringe, ein Paar hohle, gerippte Armringe, daneben auch Armbänder aus Glasperlen, auf Bronzedraht aufgezogen, bis zu 6 Fibeln und einen reichen Halsschmuck, bestehend aus grösseren und kleineren Bernsteinperlen, aus Glasperlen und Glasringelchen verschiedener Grösse. — In demselben Tumulus finden sich Männer und Weiber nebeneinander. Unter den 28 Gewandnadeln fehlt die Spiralfibel gänzlich, 3 Exemplare zeigen die Form der Watscher Knotenfibel, 6 sind kahnförmig mit oder ohne aufgesetztes Ornament aus geriffelten Querstrichen, 9 gehören der Form an, die Tischler Halbkreisfibeln nennt, 2 sind Schlangenfibeln mit dreimal gewundenem Bügel, die eine mit 2 sich gegenüber-

stehenden, gestrichelten Rosetten verziert. Die 8 übrigen, zur Classe der Bogenfibeln gehörig, zeigen einen unseren Fundstätten eigenthümlichen reichen Typus. Der runde Bügel hat ein trapezförmiges Mittelstück, das mit 3 gestielten Knöpfchen (zuweilen mit 3 gestielten Schälchen) besetzt ist. Das eine Ende geht direct in die Spirale über, das andere in einen sehr langen Fuss, der mit 2 horizontalen Rosetten (auch einige Male mit einem Knopf) abgeschlossen ist und der in seiner ganzen Länge zum Nadelhalter umgebogen ist (Fig. 48 und 48*a*). Ich schlage für diese, wie ich glaube, neue Form den Namen Loibenberger Fibel vor.

Am nächsten liegt natürlich die Vergleichung mit dem berühmten Fundort von Watsch. Das bisher am Loibenberge Ergrabene hat, wenn wir von den 2 Brandgräbern absehen, welche mit denen von Watsch vollkommen übereinstimmen, ein merklich alterthümlicheres Gepräge. Wir finden das Eisen fast ausschliesslich für Waffen verwendet, alles andere ist aus Bronze, und die Formen der Fibeln sind überhaupt die ältesten, welche sich in Norditalien und Mitteleuropa mit Eisen zusammen gefunden haben. Zu beachten ist auch, dass sie uns einen ganz reinen Bestand dieser frühesten Formen zeigen, und es wird daher die Behauptung berechtigt erscheinen, dass die Funde aus den Hügelgräbern am Loibenberge zu der ältesten Gruppe der Hallstatt-Periode in unseren Alpen gehören.

Graz. **Prof. Dr. W. Gurlitt,**
Correspondirendes Mitglied der Anthropologischen Gesellschaft.

Literaturberichte.

42.

Weber, Fr., Die Besiedlung des Alpengebietes zwischen Inn und Lech und des Innthales in vorgeschichtlicher Zeit. (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Baierns. VIII. Bd. 1—2. S. 22.) München 1888.

Der Autor untersucht das nach den ältesten historischen Angaben zwischen Vindelicien und Rhätien getheilte Gebiet, welches im Osten und Süden vom Inn, im Westen vom Lech begrenzt ist und in der Mitte von der Isar durchflossen wird. Er verfolgt von der jüngeren Steinzeit herauf alle Spuren älterer Besiedlung, die bisher in diesem Dreieck nachgewiesen wurden, und findet den sichersten Anhaltspunkt für die Beurtheilung der vorgeschichtlichen Bevölkerung in den erhaltenen Grabstätten, welche vor Allem durch die Verschiedenheit der Bestattungsweise auffällig sind. In dem nichtgebirgigen Theil jener Gegend zeigen sich nämlich ausschliesslich Tumuli, welche jedoch am Fusse der Vorberge gänzlich aufhören. Dagegen kommen im Innthale nur Flachgräber vor, während in dem zwischen den Vorbergen und dem Innthale liegenden Gebirgslande Grabstätten überhaupt vollständig fehlen. Weber findet darin eine Bestätigung der Annahme, dass die Bewohner Vindeliciens Kelten, die Rhätiens rasenischer Abkunft waren, indem er die Errichtung von Grabhügeln als eine allgemein keltische Sitte in Anspruch nimmt und dagegen an den bei den Etruskern, den Stammverwandten der Rhätier, herrschenden Brauch, ihre Todten unter der Erde, in Felshöhlen und Grabkammern beizusetzen, erinnert. Das Inventar der Grabhügel Vindeliciens vertheilt sich auf alle Perioden der vorrömischen Metallzeit; aber auch in den Flachgräbern Rhätiens sind verschiedene, zeitlich getrennte Culturstufen vertreten. Sonst ist der Inhalt beider vielfach verschieden. Schon im Innthale, noch entschiedener aber am Brennerpass, in den Funden von Sonnenburg, Matrei und Steinach, tritt uns in den Bronzen der Charakter italischen Einflusses und Importes entgegen. Dagegen ist eine ausgeprägte Hallstatt-Cultur, wie in Vindelicien, hier trotz einzelner Funde bis jetzt nicht nachweisbar. Ebensowenig ist die La Tène-Cultur im Innthale vertreten, was entweder damit zusammenhängt, dass die römische Eroberung die beginnende Entwicklung dieses Stiles unterbrach, oder seinen Grund darin hat, dass die jahrhundertelange Herrschaft des italischen Verkehrs und Handels diesen von Westen hereindringenden Geschmack und seine Fabrikate bei der rhätischen Bevölkerung nicht aufkommen liess. Auffallend ist nebst namhaften anderen Verschiedenheiten das Fehlen der Fibeln im Innthale gegenüber dem häufigen Auftreten derselben in den oberbaierischen Gräbern, welche überhaupt viel reicheren und abwechselnderen Schmuck enthalten. „Zweifelsohne", sagt Weber, „existirten Handelsverbindungen und Wege sowohl nach Süden als nach Osten. Der vindelicische Theil des Gebietes erhielt seinen Import von beiden Richtungen, der rhätische nur aus dem Süden. Dies beweisen die zahlreichen, in einzelnen Stücken mit Hallstätter und italischen Typen vollkommen übereinstimmenden Funde. Aus dem Süden stammen sicher die Bronzehelme von Saulgrub und Steingaden, die Bronzeeimer von Uffing etc., die Nadeln und Messer von Bronze aus den Flachgräbern von Völs und Hötting etc. Aus dem Osten (Noricum) kamen die Fibeln mit Klapperblechen, die Leibgürtel und Armbänder von dünnem Bronzeblech, die Eisenmesser und Schwerter von Uffing, Huglfing, St. Andrä etc.

Welcher hohe Werth solchen detaillirten, auf ein grösseres Gebiet ausgedehnten Untersuchungen mit Rücksicht auf die Frage nach der Herkunft der Hallstatt-Cultur beizumessen ist, braucht wohl nicht besonders hervorgehoben zu werden. Solche Scheidungen durch eingehende Vergleichung müssen sich auch am östlichen Ende des Alpengebietes, wo sich die Aufschlüsse fast von Tag zu Tag mehren, endlich ergeben. **Hoernes.**

43.

Ruggiero, M., Degli scavi di antichità nelle province di Terraferma dell' antico regno di Napoli dal 1743 al 1876. (Parte prima, fogli da 1 a 32 con 7 tavole) Napoli 1888. 4°.

Wir erwähnen diese Erscheinung nur, um auszusprechen, wie wünschenswerth es wäre, wenn in allen städtischen Centren grösserer Fundgebiete Italiens ähnliche Arbeiten auf Grund des in den Bibliotheken und Archiven vorhandenen, aber meist ungeordneten und schlecht conservirten Scheden-Materials unternommen würden. Der jetzt 77jährige verdiente Ruggiero, welcher bereits 1881 und 1885 die Geschichte der Ausgrabungen von Stabiä und Herculanum herausgegeben, ergänzt diese und Fiorelli's ähnliches Werk über Pompeji durch eine topographisch geordnete Aufzählung alles dessen, was sich über die von 1743—1876 in den 15 festländischen Provinzen des ehemaligen Königreichs Neapel gemachten Funde aus Briefen und anderen handschriftlichen Aufzeichnungen noch eruiren lässt. Die Indifferenz, mit welcher früher auch wissenschaftlich geschulte Archäologen genauere Fundberichte einfach unter den Tisch fallen liessen, gibt den Mittheilungen Ruggiero's einen ganz besonderen Werth. Trotzdem auf die Leidensgeschichte der Alterthümer im Königreich Neapel mit den Namen Jorio, Fiorelli, Garrucci und Minervini ein gewisser Lichtschein fällt, bezeichnet doch erst das Jahr 1876 mit dem Beginn der monatlichen Notizie degli scavi für die ganze Halbinsel einen entschiedenen Wendepunkt zum Besseren. **Hoernes.**

44.

Duemmler F. und Studnicka Fr., Zur Herkunft der mykenischen Cultur. (Mittheilungen des kaiserl. deutschen archäolog. Instituts. Athenische Abtheilung. XII. Bd., pag. 1 ss.)

Unter diesem Titel formuliren die Verfasser in zwei werthvollen Aufsätzen ihre Bedenken gegen die von Furtwängler und Löschcke (in deren Publication der mykenischen Vasen, Berlin 1886) aufgestellte Ansicht über die ältesten Culturperioden Griechenlands. Die Letztgenannten haben es ausgesprochen und wollen es in einem eigenen Werke zu begründen suchen, dass die ältesten Gräber auf den ostgriechischen Inseln, die sogenannten „Kykladengräber" (s. das Referat in diesen Mitth., Bd. XVI, S 54), Ueberreste der von den alten Historikern bezeugten karischen Besiedlung seien. Die darauffolgende „mykenische Cultur" halten sie für achäisch, d. h. gemeingriechisch, und der Cultur der Dipylongräber, durch welche die mykenische sichtlich abgelöst wurde, schreiben sie dorischen Ursprung zu. Dümmler vermag sich nicht zu überzeugen, dass die Kykladengräber mit ihrem barbarischen Inhalt den Karern gehören, er sieht dieses letztere Element vielmehr mit U. Köhler in der mykenischen Cultur und hält erst den primitiven Dipylonstil, welcher mit der allgemeinen Decorationsweise der mitteleuropäischen Bronzezeit übereinstimmt, für achäisch, d. h. ursprünglich gemeingriechisch. Kurz, aber schlagend, werden die Schwierigkeiten zusammengefasst, welche sich ergeben, wenn man mit Schliemann, Furtwängler und Löschcke die Bewohner von Mykenä und Tiryns für Achäer hält, und wird gezeigt, wie alle historischen Paradoxien schwinden, sobald wir dieselben als Karer ansprechen. Wir erwähnen nur den Hinweis auf den schwerwiegenden, weil tief in den religiösen Vorstellungen wurzelnden Unterschied zwischen der mykenischen (orientalischen) und homerischen (altarischen) Todtenbestattung, und auf den Zusammenhang des Dipylonstiles mit dem Norden, während alle „mykenischen" Culturstätten auf der nach Osten geöffneten Seite Griechenlands liegen.

Wesentlich dieselbe Auffassung sucht Studnicka in dem folgenden Aufsatze aus trachtgeschichtlichen Gründen zu entwickeln. Wir danken ihm vor Allem den als Verstärkung einer älteren Annahme willkommenen Nachweis, dass die (der mykenischen Cultur unbekannte) Fibula den orientalischen Völkern ursprünglich durchaus fremd war, wogegen Herodot's Ueberlieferung, dass die später dorisch genannte, die Heftnadel voraussetzende Frauenkleidung ursprünglich gemeingriechisch war, jetzt durch die ältesten Fibelfunde auf griechischem Boden trefflich gestützt erscheint. „Die Fibula ist also den vordorischen Bewohnern Griechenlands mit Sicherheit zuzuschreiben, und eine Cultur, welcher sie, zumal bei sonst ausgebildeter Metallarbeit, fehlt, kann nicht die der Achäer sein." Der Ursprung der Fibel reicht, wie Studnicka glaubt, in jene Zeit hinauf, als die Griechenstämme in den unwirthlichen Bergländern inmitten der Balkanhalbinsel sassen. „Von dort aus werden in dem Landverkehre, welchem neuerdings besonders Helbig nachgespürt hat, die ersten Heftnadeln zu den Italikern in der Poebene gekommen sein, deren einfachste Formen derjenigen unserer Sicherheitsnadel am nächsten stehen." Studnicka fasst seine Ansicht in folgenden Sätzen zusammen: „Als die Hellenenstämme sich neben den Karern festgesetzt hatten, da konnten sie nicht umhin, von der höher entwickelten orientalischen Cultur dieses Volkes vielfach zu lernen. Aber sie brachten auch mit sich, was jenem fehlte, die Keime des classischen Griechenthums. Dazu rechne ich die schlichte „dorische" Heftnadeltracht und den geometrischen Stil, der in einfachster Form schon das Princip strenger Zucht vertritt, mittelst deren alle Entlehnungen aus dem überquellenden Formenreichthum des Orients, von der „mykenischen" angefangen, zu echt hellenischem Gute umgeprägt wurden." **Hoernes.**

45.

Rau, Dr. L. von, Ein römischer Pflüger. Vortrag über eine unbeachtete antike römische Marmorgruppe im Berliner königlichen Museum. Mit einer Abbildung. Frankfurt a. M. H. Keller 1888.

Der Verfasser, bekanntlich eine der ersten Autoritäten auf dem Gebiete der wissenschaftlichen Landwirthschaft, liefert hier einen Beitrag zur Constatirung einer Thatsache und zugleich zur Beseitigung derselben. Die Thatsache ist, dass man sich um die niederen Lebensformen der antiken Cultur bisher nur wenig gekümmert hat. Seitens der Archäologen geschah dies nicht, weil derlei Formen nicht für antik in dem Sinne gehalten wurden, dass sie für das classische Alterthum irgendwie charakteristisch wären; und seitens anderer Interessenten, z. B. der Paläoethnologen, konnte dies nicht wohl geschehen, da ihnen das Material grösstentheils unzugänglich war. Auch wo jener bescheidene, aber nicht unwichtige Formenkreis der Beachtung der Alterthumsforscher

nicht entgehen konnte, in antiken Bildwerken nämlich, ist er nur ausnahmsweise, früher namentlich von Otto Jahn, studirt worden. Die directen, nicht literarischen oder monumentalen, Zeugnisse werden erst seit kurzer Zeit überhaupt angesehen. Vieles ist hier versäumt worden, Manches unwiederbringlich dahin; jetzt wird es langsam auch in dieser Hinsicht besser. Für den Grund der Erscheinung ist es sehr bezeichnend, dass man im Norden, an der Peripherie der alten Welt, angefangen hat, auch derlei Ueberreste gleichmässig neben den höherstehenden Lebensäusserungen — etwa in ein Sammelwerk wie Lindenschmit's „Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit" — aufzunehmen. Ueber die gewöhnlichsten Formen des ländlichen Hausrathes, der Werkzeuge zum Feldbau u. dgl. geben in der Regel weder Archäologen noch archäologische Sammlungen Aufschluss. Wir kennen die Rechtsverhältnisse attischer Kleruchen und den Geist der mascula proles, die auf das Geheiss der strengen Mutter bis zum Sonnenuntergang Baumstämme vom Apennin herunterschleppte — wie aber ihr Trinkgeschirr, ihre Aexte und Grabwerkzeuge ausgesehen haben mögen (um ihre persönliche Erscheinung gar nicht zu berühren), das wissen wir nicht, obwohl es keinem Zweifel unterliegt, dass die Anthropologie ein Recht hat, auch darnach zu fragen.

Diese Bemerkungen erlauben wir uns als Randglosse zu dem Wörtchen „unbeachtet", welches Dr. von Rau der von ihm zum ersten Male publicirten Marmorgruppe beilegt. Es ist vollständig begründet. Kein Archäologe hat sich bisher um dieses allerdings stark restaurirte Werk, welches der Verfasser wegen der hohen Alterthümlichkeit des Pfluges um 200 v. Chr. ansetzt, bekümmert. Er selbst erfuhr davon auf dem Umwege durch den Mund eines Uckermärkers, der als Grenadier in Berlin gestanden und den Pflüger für eine Darstellung des Markgrafen Hans von Brandenburg. den die Sage einmal in entsprechender Rolle auftreten lässt, gehalten hatte. (Mitgetheilt von Schwartz, Prähistor.-anthrop. Studien, S. 503.) **Hoernes.**

46.

Schaaffhausen, H., Hatten die Römer Hufeisen für ihre Pferde und Maulthiere? (Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande. LXXXIV. Bonn 1887, p. 28.)

Die obige Frage wird hier mit einer Umsicht und Gründlichkeit erörtert, wie sie diesem Gegenstande trotz vielfacher Behandlung in älterer und neuerer Zeit noch niemals zu Theil geworden. Schaaffhausen gelangt zu folgenden Schlüssen: „Den classischen Völkern vor den Römern scheinen Hufeisen unbekannt gewesen zu sein. In der ersten römischen Kaiserzeit finden sich zwar Mittheilungen über schützende Vorrichtungen für den Huf der Pferde und Maulthiere; die Berichterstatter über solche, Plinius, Sueton und Catull, die alle dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung angehören, sprechen aber nicht von an den Huf genagelten Eisen. Dass germanische Stämme vor den Römern ihre Pferde beschlagen hätten, dafür fehlt jeder Beweis. In der späteren Kaiserzeit ist der Gebrauch von Hufeisen, wie die zahlreichen Funde und die bildlichen Darstellungen beweisen, zumal für Maulesel, Maulthiere und kleinere Pferde sehr gewöhnlich. Er ist zumal für die nördlichen Provinzen des römischen Reiches nachgewiesen. In Hallstatt und Gurina, wo eine hoch entwickelte Eisenindustrie der alten Rhätier bestanden hat, sind Hufeisen nicht gefunden worden. Nach den Mittheilungen von Castan und Quiquerez scheinen die Kelten in Gallien zuerst den Hufbeschlag gekannt zu haben."

Daran ist nur einiges Unwesentliche „thatsächlich zu berichtigen". Catull lebte nicht im 1. Jahrhundert *nach* Cr., sondern um die Mitte des 1. Jahrhunderts *vor* Chr. Auf der Gurina *sind* Hufeisen gefunden worden, was natürlich nichts gegen Schaaffhausen beweist. Weder in Hallstatt noch auf der Gurina hat eine „hoch entwickelte Eisenindustrie" geherrscht, und ebensowenig ist ausgemacht, dass diese Wohnplätze den alten Rhätiern gehörten; ja für die Gurina ist es durch die dortigen Inschriftfunde sogar ziemlich ausgeschlossen, dass man an die Rhätier denken dürfe.

Hoernes.

47.

Brizio, Edoardo, Una Pompei etrusca a Marzabotto nel Bolognese. Bologna 1887.

„Etrurien lebt in seinen Gräbern", sagt der italienische Dichter Cossa in seiner Messalina. Seit den epochemachenden Ausgrabungen von Vulci ist dies Wort zur Wahrheit geworden. Caere, Tarquinii, Vulci, Veji, Volterra, Felsina sind in unserem Jahrhundert ihren Grüften entstiegen und füllen heute die grössten Museen Europas mit ihren wiedergewonnenen Schätzen. Ihnen reiht sich seit 1865 die namenlose alte Stadt bei Marzabotto an, deren Gräber Gozzadini 1865 und 1870 beschrieb und für deren vollständige Aufdeckung jetzt E. Brizio seine gewichtige Stimme erhebt. „Ein *etruskisches Pompeji*" nennt er sie und begründet die damit ausgesprochene Erwartung durch eine Schilderung der erhaltenen Reste und des vielverheissenden Eindruckes, den dieselben hervorrufen. Die ausgedehnte Stadt wurde nach dem Zusammenbruche der etruskischen Herrschaft in Oberitalien von den Galliern nur zum Theile bewohnt; weite Strecken derselben lagen völlig verlassen und bewahrten ihren alterthümlichen Charakter. Dazu kam nach 200 v. Chr. Geb. die besondere Gunst, dass der verödete Platz keine römische Colonie erhielt. Nichts störte fürder die reine tuskische Physiognomie dieser Ruinen, dieses Stadtgerippes, welches noch heute das grösste Erstaunen jedes Besuchers erweckt. Das bildet den einzigen Werth des „etruskischen Pompeji", während bekanntlich die andern altitalischen Städte höchstens ihren steinernen Mauerpanzer aus der Urzeit bewahrt haben, während im Innern alle archaischen Spuren durch die römische Civilisation verwischt sind. Wenn die Ruinen von Marzabotto in Deutschland, Frankreich oder England lägen, so wären sie, meint Brizio, längst vollständig aufgedeckt; Italien aber hat von dieser Nationalschuld, die ihm obliegt, kaum Notiz genommen. Und doch ist es nicht nur eine Pflicht, sondern geradezu ein Glück für dieses Land, dass es seine nationale Kraft auf archäologischem Gebiete nicht nur der Aufdeckung einer römisch-griechischen Stadt am Vesuv, eines antiken Seehafens (Ostia) und einer kaiserlichen Villa (der des Hadrian) widmen kann, sondern dass ihm auch die Aufgabe gestellt ist, eine wohlerhaltene Stadt der Etrusker, welche, wie die Griechen und die Römer, so viel zur bürgerlichen Grösse Italiens im Alterthume beigetragen, mit ihren Strassen, Plätzen und Gebäuden an's Sonnenlicht emporzuheben. **Hoernes.**

48.

Ghirardini, G., Intorno alle antichità scoperte nel fondo Baratela (Este). Notizie degli Scavi 1888, p. 1—42; 71—127; 147—174. tav. I—XIII.

Ohne den Reichthum des neuen Materials, welches in dieser Arbeit und auf den 13 beigegebenen Tafeln vorgeführt wird, irgendwie abschätzen zu wollen, signalisiren wir einfach das Erscheinen einer Publication, von welcher Jedermann schleunigst Act zu nehmen hat, der das in jüngster Zeit so wichtig gewordene Bild der prähistorischen Cultur von Este mit den merkwürdigsten neuen Zügen und einer wahren Fülle von Bereicherungen ausgestattet sehen will. Prof. Ghirardini, welcher im Jahrgang 1883 der Notizie degli scavi amtlich über die prähistorischen Gräberfunde von Belluno di Cadore, aus der Provinz Treviso und aus Este berichtet hat, veröffentlicht nunmehr eine Sammlung von Objecten, welche nicht aus Gräbern stammen, sondern anathematischen Charakters sind und die Cultur von Este nicht nur in einem vorgeschritteneren Stadium zeigen, sondern unter den Grabbeigaben auch vollständig oder nahezu vollständig fehlten. Namentlich sind es die zahlreichen Inschriften und figuralen Bildwerke, welche den besonderen Werth dieser Funde ausmachen. Leider wurde bei der Gewinnung derselben (auf dem Landgute eines gewissen Luigi Baratela, ungefähr 2 Km. östlich von Este) jede topographische Aufnahme verabsäumt. Herr Prosdocimi begnügte sich nach dem zufälligen Funde der ersten 3 Bronzefigürchen, den Eigenthümer zur weiteren Untersuchung der Oertlichkeit aufzumuntern. Diese ergab dann freilich eine über alle Erwartung hinausgehende Ausbeute; allein die Wissenschaft stand bescheiden abseits und wartete. Prof. Prosdocimi und sein Assistent besuchten hin und wieder die Ausgrabung, und dabei geschah es, dass sie manchmal auch etwas von der Art und Weise, wie die Funde gemacht wurden, bemerkten und vielleicht auch den Mangel einer planmässigen Leitung bedauerten. Der Eigenthümer jedoch arbeitete, unbekümmert um solche Scrupel, wie ein Schatzgräber, der er auch wirklich war, auf seinem Grunde weiter, bis er in der Lage war, die ganze reiche Sammlung dem Civico museo in Este zu verkaufen. In den Magazinsräumen des letzteren fand Ghirardini 1882 das auf solche Weise Gewonnene nach seinen eigenen Worten „disordinariamente ammassato insieme e confuso", so dass ihm nichts übrig blieb, als die Collection in 4 Hauptclassen (der Inschriften, Bildwerke, Schmuck- und Gebrauchsgegenstände, Münzen) zu sondern und hierauf mit aller Sorgfalt nach Typen und deren technischen, stilistischen und sonstigen Eigenthümlichkeiten zu beschreiben. Das Schlusscapitel mit den Deductionen und Conclusionen des Autors ist noch ausständig. Bis zum Erscheinen desselben verschieben wir eine genauere Anzeige des hochwichtigen Fundes. Dem Anscheine nach stammt derselbe aus den Ruinen eines Heiligthums, das in seiner letzten architektonischen Gestaltung dorische Stilcharaktere zeigte. Die Formen der bildlichen Votive sind zu allermeist rein barbarisch, doch nicht ohne Anklänge an bessere Vorbilder im Schema und in den Attributen der Figuren. Das Verhältniss zwischen Rundplastik und getriebener oder gravirter Flächendarstellung ist hier der ersteren bedeutend günstiger als an verwandten Fundplätzen. Das entspricht dem Inhalt eines sacralen Gebäudes, aber auch der Ortslage von Este, wo der bedeutsame Schritt von mannigfacher Flächenverzierung zur Ausprägung runder Vollbilder sich unter diversen Einflüssen viel leichter vollziehen konnte als jenseits der Alpen. Welches aber diese Einflüsse waren, darüber scheinen die Funde selbst vorläufig zu schweigen. Nur so viel glauben wir schon jetzt aussprechen zu dürfen: was wir von barbarischen runden Vollbildern in Bronze aus alpinen Fundorten kennen (Hallstatt, Gurina, Sta. Lucia u. s. w., aber auch die Bleifigürchen von Frög und Aehnliches) schliesst hier an und erfährt seine Deutung zumeist aus dieser Quelle. Dagegen erscheint es mindestens sehr fraglich, ob wir bei der weiteren Herleitung der letzteren in einer früher allgemein beliebten Weise einfach etwas tiefer auf der Apenninhalbinsel hinabzugehen haben oder, wie mir wahrscheinlicher dünkt, unseren Blick nach Südosten gegen den Balkan hinwenden sollen, in der Erwartung, dass das Räthsel der venetischen und damit ein Theil der mitteleuropäischen Cultur von dorther seine Erklärung findet. **Hoernes.**

49.

Götz, Dr. Wilhelm, Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels. Eine historisch-geographische Untersuchung sammt einer Einleitung für eine „Wissenschaft von den geographischen Entfernungen". Mit 5 Karten in Farbendruck. 806 pp. Stuttgart. F. Enke. 1888.

Dieses umfassende Werk, welches eine Reihe der wichtigsten Fragen unserer prähistorischen Culturstudien in seine ausgedehnten Untersuchungen einbezieht, beginnt mit einer theoretischen Einleitung, welche der Forderung einer geographischen Entfernungswissenschaft gewidmet ist. Dieser Abschnitt erörtert die Stellung jener Lehre innerhalb der geographischen Gesammtwissenschaft und begründet das Bedürfniss derselben durch den Zusammenhang mit der nationalökonomischen Seite des Menschenlebens, mit dem Triebe, die Erde zu beherrschen und den Intellect zu befriedigen. Als Entwicklungsphasen der Verkehrswege im Welthandel werden 6 Perioden angenommen, welche von 3000—850, 850—264 vor Chr., 264 vor bis 400 nach Chr., 400—1493, 1493—1819, 1819—1887 nach Chr. reichen. Man wird die durchwegs auf den besten Quellen fussende Darstellung dieser Zeiträume von dem eminent modernen Standpunkte des Handelsgeographen mit grossem Nutzen überblicken. Aufzuzählen, was unter diesem Gesichtspunkt vorwiegend in den Bereich der Anthropologen fällt, ist ganz unmöglich. Der Autor selbst bezeichnet seine Betrachtungsweise als „anthropogeographisch" und hebt den Unterschied seiner Grundidee von derjenigen Carl Ritter's mit folgenden Worten hervor: „Etwas Anderes ist es, die Erde als Wohnhaus des Menschen teleologisch betrachten, und ein Anderes, den Menschen als denjenigen Theil der Erde behandeln, der zu den übrigen die meisten gegenseitigen Beziehungen finden lässt. Daher wird man es auch gegenüber der Ritter'schen Betrachtungsweise immer einhelliger als Fortschritt anerkennen, die Erdoberfläche mit Allem, was sie räumlich und gestaltlich charakterisirt, als Erkenntnissstoff und in diesem letzteren den Menschen

nur als Theil neben den anderen Theilen zu erfassen. Nun wird man sich gedrungen sehen, im Interesse einer einheitlichen Gesammtbetrachtung derselben ihm eine Stelle von gewissermassen centraler Bedeutung zuzuerkennen.“

Hoernes.

50.

Veckenstedt, Edm., Dr. phil., Geschichte der griechischen Farbenlehre. Das Farbenunterscheidungsvermögen. Die Farbenbezeichnungen der griechischen Epiker von Homer bis Quintus Smyrnäus. Paderborn. Ferd. Schöningh. 1888. 8°.

Die wichtige Frage, welche hier zum ersten Mal mit voller Gründlichkeit abgehandelt wird, gehört zu den wenigen bisher häufiger ventilirten, ja fast populär gewordenen, in welchen das Gebiet der classischen Philologie mit dem der Anthropologie sich auf's Engste berührt. Wir hoffen es noch zu erleben, dass diese Fragen, die für unsere so vielfach auf antike Muster gegründete Geistescultur von der höchsten Bedeutung sind, sich zum grössten Nutzen für die beiden genannten Wissenschaften, welche einander nicht entbehren können, aber derzeit noch wenig Fühlung gewonnen haben, sehr beträchtlich mehren und ebenso eifrig untersucht werden, wie die obige. Hier ist es ein Philologe, welcher die Frage nach dem Farbenunterscheidungsvermögen der Griechen zum Gegenstand eines ebenso gelehrten als anziehenden Buches gemacht hat. Der Autor tritt der weitverbreiteten Ansicht entgegen, dass sich jenes Vermögen bei den Hellenen erst in geschichtlicher Zeit (sogar das Jahrhundert glaubte man angeben zu können, in welchem Althellas diese oder jene Farbe erst kennen gelernt) entwickelt habe. Diese Entwicklung fällt in eine Zeit, welche lange vor allen geschriebenen Zeugnissen liegt, und die griechische Welt hat bereits zur Zeit der homerischen Sänger ein farbenbewusstes und farbenfrohes Dasein geführt. Konnte man dies mit glänzenden Scheingründen bestreiten, so lag die Schuld daran nicht zum geringsten Theile in dem Zustande der Erklärungen der Farbenbezeichnungen bei den Alten, welchen der Autor so tiefe Studien gewidmet hat, dass man sein Buch nach dieser Richtung als den Ausbau eines bisher noch wenig emporgediehenen Grundrisses betrachten darf. Mit vollem Rechte nimmt er das Urtheil über Art und Verwendung der Farbennamen bei den Dichtern nicht für den Physiologen, auch nicht für den Linguisten, sondern für die Philologie, die Aesthetik in Anspruch und sagt zum Schlusse: „Nur der Mangel einer beachtenswerthen geläuterten Empfindung von dem, was in den Werken der Dichter schicklich und schön ist, konnte bei mangelnder philologischer Kenntniss und lässiger Durchdringung des Stoffes Anlass werden, dass die Untersuchungen über die Farbenbezeichnungen der Alten, und zwar der Arier, Semiten und Mongolen, schliesslich durch unsere Augendarwinisten in Bahnen eingelenkt sind, welche niemals zu richtigen Ergebnissen führen konnten. Den Forschern, welche diese unrichtigen Ergebnisse als die beachtenswerthesten Errungenschaften dieser unserer Zeit hingestellt haben, gereicht ihre Thätigkeit nicht zur Ehre, da dieselbe einer glänzenden Scheinweisheit dient, nicht der Wahrheit.“

Hoernes.

51.

Lissauer, Dr. A., Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und der angrenzenden Gebiete. Mit 5 Tafeln und der prähistor. Karte der Provinz Westpreussen in 4 Blättern. Mit Unterstützung des Westpreussischen Provincial-Landtages herausgegeben von der Naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. Leipzig 1887. gr. 4°. XI und 210 S.

Die Heimat des baltischen Bernsteins ist ein für den Urgeschichtsforscher hochinteressantes Gebiet, über welches den entfernter wohnenden Fachmännern zusammenfassende Mittheilungen um so willkommener sind, je mehr der Einzelne durch die Arbeiten im eigenen Rayon abgehalten ist, dem raschen Fortschritte in jenem Gebiete mit ungetheilter Aufmerksamkeit zu folgen. Herr Lissauer und die naturforschende Gesellschaft in Danzig konnten also von vorneherein sicher sein, dass das vorliegende, einem Haupttheile der baltischen Länder gewidmete Werk allerorten freudig begrüsst werden wird.

In einer sehr gut angelegten und im Massstabe 1 : 300.000 vorzüglich ausgeführten grossen Karte und in fünf (der neolithischen, Hallstätter, La Tène, römischen und arabisch-nordischen Epoche entsprechenden) genauen, bündigen und auch in Bezug auf ihre äussere Ausstattung mustergiltigen Fundkatalogen finden wir nicht weniger als 1491 Fundorte von Westpreussen und den nächstanstossenden Gebieten verzeichnet. Auf der Karte sind die oben genannten Perioden durch verschiedene Farben und die Arten der Funde durch Zeichen unterschieden. Die Kataloge enthalten die Fundorte nicht in der bequemen alphabetischen Reihe, sondern nach natürlichen geographischen Gruppen geordnet, mit den wichtigsten Fundangaben und mit allen wünschenswerthen Literatur- und Sammlungs-Nachweisen. Referent gibt der in diesen Fundkatalogen befolgten Anordnung weitaus den Vorzug vor der häufiger angewendeten tabellarischen, welche auf der einen Seite Raum verschwendet, um ihn auf der anderen Seite für eine Reihe von erwünschten Notizen zu versagen.

Durch diese Fundregister wird das Buch als Nachschlagewerk für jeden Fachmann unentbehrlich. Seine Hauptstärke liegt aber nicht in jenen trockenen Theilen, welche es unentbehrlich machen, sondern in dem ausgezeichneten Beiwerk, durch welches es für den Fachmann angenehm und für den Freund der Urgeschichtsforschung interessant und lehrreich gemacht wird. Mit diesem Beiwerk meinen wir die Einleitung und die den einzelnen Perioden gewidmeten und den Fundregistern vorangestellten „Culturbilder“, in welchen Herr Lissauer den Schatz seines eigenen Wissens und die Resultate der zahlreichen einschlägigen Specialarbeiten in gemeinverständlicher Form vor unserem Auge ausbreitet.

Die Einleitung gibt eine vollkommen ausreichende Uebersicht über die Bodengestaltung des Gebietes, die diluviale Vergletscherung und die beim Rückzuge der nordischen Gletscher eingetretenen Verhältnisse. Mit besonderer Rücksicht auf das erste Auftreten des Menschen in den Weichselländern wird dargelegt, dass zu Ende der Eiszeit die Bewohn-

barkeit des Landes in den Thälern begann, während die Plateauhöhen des uralisch-baltischen Landrückens in Folge ihres rauheren Klimas noch lange mit beträchtlichen Resten der Gletschermassen bedeckt blieben. In Uebereinstimmung damit fehlen paläolithische Funde gänzlich und zeigen sich die neolithischen Funde fast nur in den tieferen Lagen des Landes. Die „allgemeinen Culturbilder" der einzelnen Perioden sind durch besondere kleine Karten, in welche die Fundstellen mit rothen Punkten eingetragen und an deren Rand einige kleine Abbildungen typischer Funde angebracht sind, illustrirt. Bei weiser Beschränkung auf die Funde der Provinz und das damit eng Zusammenhängende bilden sie ein auf der heutigen Höhe der Forschung stehendes und den ganzen Zeitraum von der neolithischen Epoche bis zur Eroberung des Landes durch den deutschen Orden umfassendes Lehrgebäude. Gewissen Specialitäten, wie dem Bernstein und seinem Handel, den Gesichtsurnen etc. ist die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.

Die Hallstätter Periode ist in Westpreussen durch eine besonders grosse Menge von Funden (über 40% der Gesammtfunde) vertreten, aber unter denselben ist das Eisen ganz besonders selten; es erscheint hier als herrschendes Metall erst mit der La Tène-Periode. Diese letztere selbst hingegen und auch die der Hallstätter vorangehende eigentliche Bronzeperiode (mit nordischen und ungarischen Bronzeformen) weist im Gegensatze zu den westlichen Nachbargebieten eine überraschend geringe Menge von Funden, beiläufig je 2% der Gesammtfunde, auf.

Die kleinen Uebersichtskarten nehmen noch unsere Aufmerksamkeit in Anspruch. Obwohl in einem sehr kleinen Massstabe (1 : 1,850 000) ausgeführt, entsprechen sie vollständig ihrem Zwecke und gewähren eine viel bessere Orientirung als die Hauptkarte, in welcher Zeichen und Farben bunt durcheinander laufen. Diese neuerliche Wahrnehmung bestärkt Referenten in der schon von verschiedenen Seiten vertheidigten Ansicht, dass die Anlage von getrennten Fundkarten für die verschiedenen Perioden vorzuziehen sei einer einzigen Hauptkarte, in welcher die Perioden durch verschiedene Farben unterschieden sind. Die Höhenschichtenkarte als Grundlage bewährt sich vortrefflich.

So gestaltet sich das vorliegende Werk zu einem Musterwerke, welches den Herausgebern zur grössten Ehre gereicht und welches wir allen Freunden der Urgeschichtsforschung zum Studium und allen um die übersichtliche Bearbeitung der prähistorischen Funde einer grösseren Provinz bemühten Fachmännern als Vorbild empfehlen möchten.

Szombathy.

52.

Chantre, Ernest. Recherches anthropologiques dans le Caucase. 4 Bände in Grossquart. Paris und Lyon 1885—87.

In diesem monumentalen Werke legt der Verfasser die Resultate seiner in den Jahren 1879—81 im Auftrage des französischen Ministeriums des öffentlichen Unterrichtes ausgeführten Reisen und Forschungen über die anthropologischen und vorgeschichtlichen Verhältnisse eines Theiles von Vorderasien der gelehrten Welt vor. In seiner geradezu verschwenderischen Pracht der Ausstattung, namentlich in Bezug auf die Tafeln, die man an unseren wissenschaftlichen Werken ähnlichen Inhaltes in der Regel nicht zu sehen gewohnt ist, stellt sich dieses Werk würdig den beiden wohlbekannten Publicationen desselben Verfassers über die Bronzezeit und die erste Eisenzeit des Rhonethales zur Seite; nur hat dieses Mal der Verfasser Text und Tafeln in ein Format gebracht und dabei glücklicherweise das Grossfolioformat der Tafeln der beiden oben erwähnten Werke vermieden. Letztere werden von ersterem bei weitem überragt durch die Grösse der Aufgabe, welche sich der Verfasser in denselben gesteckt. Der Verfasser hat hier fast noch die Axt an einen Urwald zu legen gehabt, den er erst zu fruchtbarem Ackerfelde umarbeiten musste; ganz neue historische und anthropologische Factoren waren hier in Betracht zu ziehen, welche bei dem Studium der mitteleuropäischen Prähistorie bisher ganz beiseite gelassen wurden.

Wenn Virchow in seinem epochemachenden Werke über das Gräberfeld von Koban schon vor mehreren Jahren mit Meisterhand in grossen Zügen ein Bild der Vorgeschichte des Menschen im Kaukasus entworfen hat, so stossen wir in dem Werke Chantre's auf die erste, mit emsigster Sorgfalt ausgeführte Detailarbeit über dieses Gebiet. Es möge daher Referenten, dem dieses Gebiet selbst an's Herz gewachsen ist, hier verziehen werden, wenn er in den folgenden Zeilen etwas eingehender, als es unseren Literaturberichten in der Regel zusteht, auf Chantre's Werk eingeht. Es soll hier jedoch nur über den allerwesentlichsten Inhalt in der möglichsten Kürze berichtet werden; eine Kritik, zu der manche Anschauungen des gelehrten Autors herausfordern, würde den Rahmen dieser Zeilen bei weitem übersteigen müssen.

Das Werk zerfällt dem behandelten Stoffe nach in vier Bände:

Tome premier: Période préhistorique (ein Band mit 30 Textfiguren, 6 Tafeln und je einem Porträt von Dubois de Montpéreux und von Friedrich Bayern).

Tome seconde: Période protohistorique (ein Band Text mit 184 Textfiguren und ein Band Atlas mit 78 Tafeln).

Tome troisième: Période historique (ein Band mit 46 Textfiguren und 29 Tafeln).

Tome quatrième: Populations actuelles (ein Band mit 44 Textfiguren, 31 Tafeln und einer ethnographischen Karte des Kaukasus). Der vierte Band ist als Appendix des Bandes III anzusehen.

Wir wollen der Reihenfolge nach dem Inhalt der einzelnen Bände folgen.

Band I enthält ein längeres Vorwort, das einen bisher in solcher Vollständigkeit noch nicht vorhandenen Ueberblick über die wissenschaftliche Entdeckungsgeschichte des Kaukasus und eines Theiles von Vorderasien überhaupt von den ältesten Zeiten an gibt. Einen ganz besonderen Werth erhalten die Literaturangaben, die, bis auf die jüngste Zeit fortgeführt, künftige Forscher der grossen Mühe einer ähnlichen Zusammenstellung entheben. Die darauffolgende Einleitung gibt eine kurze geographische und ethnographische, sowie historische Skizze der Kaukasusländer. In sinniger Weise ist dieser Einleitung das Porträt von Dubois de Montpéreux vorausgesetzt, des ersten wissenschaftlichen Erforschers des Kaukasus, gerade wie dem Abschnitte über Prähistorie das Porträt Friedrich Bayern's voransteht, als des ersten Mannes,

welcher der Vorgeschichte dieser Länder seine Aufmerksamkeit zuwandte.

I. Période préhistorique. Chantre rechnet hiezu die Steinzeit und die reine Bronzezeit im Kaukasus. Was die Steinzeit im Kaukasus anbelangt, so sind bisher nur spärliche Funde vorhanden, welche überhaupt nur die Existenz der jüngeren, neolithischen Periode constatiren lassen. Obzwar man Reste einer paläolithischen Fauna im Kaukasus kennt, so ist bisher noch nicht der Nachweis gelungen, dass der Mensch gleichzeitig mit den Vertretern derselben dort gelebt hat. Die neolithischen Funde kamen bisher nur zerstreut zum Vorschein. Chantre rechnet hieher auch die im Kubangebiet so zahlreich vorkommenden Dolmen, welche in ihrem Baue ganz mit den französischen übereinstimmen. Höhlen gibt es im Kaukasus nicht häufig; sie haben bisher kein Material für die Steinzeit ergeben. Auch die reine Bronzezeit scheint im Kaukasus nur ganz spärlich vertreten zu sein. Man fand deren Vertreter bisher ebensowenig wie die Repräsentanten der Steinzeit in Gräbern; was davon bisher zum Vorschein kam, beschränkt sich auf einige Funde von Gussformen, sowie auf einige isolirt gefundene Stücke, welche allerdings die Formen der Bronzezeit repräsentiren. Das ist aber auch Alles. Der Idee Lenormant's, dass der Kaukasus die Wiege der europäischen Bronzecultur sei, kann Chantre nicht beipflichten, da es bisher nicht gelungen ist, Zinnerzlagerstätten aufzufinden, während das Vorhandensein von Kupfer reichlich constatirt ist, und auch die bisher bekannt gewordenen Thatsachen gegen eine solche Annahme sprechen.

II. Période protohistorique. Die Einführung der Bezeichnungen prähistorisch, als dem ältereren, und protohistorisch, als dem jüngeren Stadium jener Periode, welche wir bisher gemeiniglich mit der ersteren Bezeichnung versahen, hat für den Kaukasus eine bestimmte Bedeutung. Während die älteren zerstreuten Funde der Stein- und Bronzezeit von Chantre unter der Bezeichnung „prähistorisch" zusammengefasst werden, fühlt er die Nothwendigkeit, jene Periode, welche durch das Auftreten der grossen Gräberfelder charakterisirt ist, mit einem eigenen Ausdrucke zu belegen, denn von da an hat man es mit einer nachweisbar sesshaften Bevölkerung zu thun.

Wir müssen hier noch mit einigen Worten auf die Ansichten des Verfassers über den Ursprung und die Verbreitung der Bronzecultur zurückkommen. Chantre hat, wie schon erwähnt, vergebens nach dem Ursprunge dieser Cultur im Kaukasus und in Armenien gesucht. Er ist vielmehr durch seine Arbeiten zu der Ueberzeugung gekommen, dass dieselbe viel weiter im Osten, wahrscheinlich in Indien zu suchen sei. Von hier aus — und er geht hier vom südlichen Indien aus — hätte diese wichtige Cultur ihren Ursprung genommen, und wäre auf verschiedenen Wegen nach Westen gewandert. Der älteste dieser Wege war nach Chantre ein südlicher; durch ihn hätten die alten Aegypter, die Assyrer und Babylonier ihre Kenntniss der Verarbeitung der Bronze erhalten. Von da ging er dann weiter über Kleinasien und Griechenland nach Italien (Chantre's Mittelmeergruppe). Der zweite dieser Wege, der jüngere, ging nördlicher, um die Nordgestade des Kaspischen und Schwarzen Meeres, und von da das Donauthal (Chantre's Donaugruppe) nach aufwärts. Diesem Wege verdankt der Kaukasus seine Bronzecultur. Einen dritten Zweig, den uralischen, zieht Chantre nicht weiter in Betracht. Und wenn wir nach den Trägern dieser Cultur fragen, so antwortet uns Chantre darauf: es waren die Zigeuner, welche schon in den fernsten Urzeiten von ihrem Heimatlande gegen Westen ziehend, diese Cultur allmälig verbreitet hätten. Diese Zigeunertheorie ist nicht mehr ganz neu; nur klingt dieselbe in ihrer bisherigen Fassung noch etwas zu abenteuerlich, um wissenschaftlich als voll genommen werden zu können.

Auf die schon erwähnte Donaustrasse legt nun Chantre das grösste Gewicht. Während die südliche Strasse massgebend für die Culturentwicklung Griechenlands und Italiens wird, stossen später in Mitteleuropa die beiden getrennt von einander gehenden Einflüsse aufeinander.

Der zweite Band enthält nun den wichtigsten Theil des ganzen Werkes: die Beschreibung der ältesten Nekropolen. Obenan steht jene von Koban; wir erfahren von Chantre die genauen Resultate seiner eigenen Nachgrabungen an diesem Punkte. Es gelang ihm seinerzeit, hier nicht weniger als 22 Gräber zu öffnen, und ist das Inventar derselben von grosser Wichtigkeit, weil dasselbe manche Irrthümer berichtigt, welche sich durch die späteren, unsystematischen Ausgrabungen des Besitzers der betreffenden Grundstücke in die Wissenschaft einzuschleichen drohten. Chantre hat die Ansicht des Referenten bestätigt, dass über einem Theile des alten Kobaner Gräberfeldes ein solches aus weit jüngerer Zeit liegen müsse; alle Besitzer von Sammlungen von dieser Localität müssen von nun an diesen Umstand, welcher eine Vermengung der Artefacte zweier ziemlich weit auseinander liegender Perioden bewirkt hat, in Rechnung ziehen. In Koban wie in allen den verwandten Localitäten: Stepan Zminda (Kasbek), Gori, Samthawro (älteste Etage), Redkin Lager, Marienfeld u. s. w. wurde nur der Gebrauch der Leichenbestattung geübt; Leichenverbrennung war absolut unbekannt. In dem Aufbau der Gräber und der Umgrenzung mit grossen rohen Steinplatten sieht Chantre noch eine Erinnerung an die Erbauer der Dolmen. Eisen ist in allen diesen Nekropolen eine Seltenheit; die Bronze dominirt nicht nur in den Schmucksachen, sondern auch in den Waffen. Das Fehlen einzelner Formen, wie z. B. der charakteristischen halbkreisförmigen Fibeln an einigen der genannten Localitäten will Chantre weniger aus zeitlichen, als aus localen Gründen motivirt wissen. Eine besondere Aufmerksamkeit widmet der Autor den in diesen Nekropolen besonders häufig auftretenden, sogenannten makrocephalen (deformirten) Schädeln, welche für ihm ein Beweis sind, dass die diesen Gräberfeldern entsprechende Bevölkerung eine ziemlich homogene war.

In Betreff auf das über die Aufeinanderlagerung zweier Gräberfelder aus verschiedener Zeit in Koban Gesagte möchte Referent auf einige Stücke der Abbildungen in dem Chantre'schen Werke aufmerksam machen, deren Zugehörigkeit zu der alten Nekropole von Koban ihm zum mindesten sehr zweifelhaft erscheinen. Diese Stücke sollen im Folgenden speciell angeführt werden. Dahin gehören vor Allem die beiden kleinen Fibeln auf Pl. XXII (Atlas zum II. Band), Fig. 8 u. 9, bei welchen übrigens ausdrücklich bemerkt ist, dass sie aus einer höheren Schichte des Gräberfeldes stammen. Weiters die Melonenperle auf Pl. XXVIII, dritte Schnur von oben, vierte Perle von rechts nach links (auf dieser Tafel vielleicht noch einige andere Stücke, wie vierte Schnur, erste Perle links u. s. w.). Auf Pl. XXX sind die Objecte Fig. 19

und Fig. 20, als aus Zinn bestehend angeführt. Es wäre interessant, diese beiden Stücke genau chemisch untersuchen zu lassen, ob das Metall nicht Antimon ist, wie solches von Virchow in der Nekropole von Redkin Lager constatirt wurde. Letzterer hatte auch die Güte, einige verdächtige Stücke der Wiener Sammlung von Koban einer chemischen Analyse unterziehen zu lassen, welche Antimon ergab. Sehr fraglich in ihrer Zugehörigkeit zu Alt-Koban sind ferner die beiden Spiegel auf Pl. XXXI, Fig. 10 und Fig. 11. Chantre führt dieselben als: „miroires circulaires en métal blanc" an, ein Beweis, dass die Stücke nicht näher chemisch untersucht wurden. Das Wiener Museum besitzt auch einige solcher Spiegel, angeblich von Koban, welche eine silberglänzende Oberfläche zeigen, allerdings auch noch nicht näher untersucht sind. Referent möchte diese beiden Stücke unbedingt der jüngeren Kobaner Nekropole zuweisen. Auf Taf. XLIX sind Funde von Samthovro abgebildet, hier aber alles durcheinander. Diese Funde gehören gewiss zeitlich ziemlich weit auseinanderliegenden Perioden an, wie solche schon Bayern für diese Nekropole constatirt hat. Im Textbande ist auf p. 205 der bekannte Stretweger Bronzewagen (auch der Judenburger Wagen genannt) irrthümlich als von Klein-Glein ausgeführt. Das nur einige berichtigende Bemerkungen.

III. Période historique. Chantre lässt die Kobancultur etwa vom XV. bis zum VII. Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung reichen. Von da an beginnt für ihn eine neue Aera, die skytho-byzantinische, welche er bis zum VII. Jahrhundert unserer Zeitrechnung, also durch fast $1^1/_2$ Jahrtausende reichen lässt. Sie wird nach ihm charakterisirt durch die Einflussnahme der Küstengriechen des Pontus euxinus auf die barbarische Skythenbevölkerung und später durch jenen Styl, den wir schlechtweg als den byzantinischen bezeichnen. Das ist die Periode der Tumuli oder Kurgane, obzwar Gräberfelder in dieser Zeit ebenso häufig vorkommen.

Von den Gräberfeldern, welche Chantre eingehend beschreibt, sind zu nennen jene von Komunta, Galiata, Lisgore, Kambylte, Zergisse, Latz, Tschmi und Ozorkovo oder Urusbieh in den nördlichen Vorbergen der Kaukasuskette, sowie Samthovro (obere Etage) im Süden der Hauptkette. Von den zahlreichen Kurganen sind namentlich jene des Districtes Tersk im Norden der Hauptkette ihren Funden nach beschrieben. Das hervorragende Charakteristikon aller dieser Gräber aus dieser Periode ist die Leichenbestattung sowie das relativ seltene Vorkommen von Waffen. Die meisten der Gräber gehören einer relativ jüngeren Zeit an, jedenfalls nach Beginn unserer Zeitrechnung, so dass für die sieben Jahrhunderte vor Beginn derselben sehr wenig abfällt. Durch das Vorkommen von Münzen und Bracteaten ist in manchen Fällen eine genaue zeitliche Bestimmung der Gräber möglich, für die Chronologie der kaukasischen Funde eine Thatsache von grosser Bedeutung.

Die meisten hiehergehörigen Funde schliessen sich an unsere mitteleuropäischen Funde aus der Zeit der Völkerwanderung, ja auch aus der nachfolgenden Zeit an. Chantre rechnet hieher auch die im südlichen Russland so zahlreich vorkommenden Steinfiguren, die sogenannten Kameni Babas (obzwar auch Männerfiguren, wenn auch relativ seltener, vorkommen), deren Verbreitungsbezirk sich bekanntlich bis nach Sibirien hinein erstreckt.

Der letzte Band endlich, welcher sich mit der gegenwärtigen Bevölkerung des Kaukasus beschäftigt, bringt uns wichtiges Material für die Anthropologie und Ethnographie dieses interessanten Gebietes. Mehr von linguistischen und ethnographischen, als von morphologischen Gesichtspunkten geleitet, unternimmt Chantre eine Eintheilung der heutigen kaukasischen Bevölkerung. Er trennt dieselben in zwei grosse Kategorien: 1. in die eigentlichen kaukasischen Völker; 2. die sporadisch im Kaukasus vorkommenden (und jedenfalls später eingewanderten) Völker. Die erste Abtheilung zerfällt nach ihm in fünf Gruppen: *a)* Die Kartwelier; *b)* die Tscherkessen; *c)* die Osseten; *d)* die Tschetschenzen; *e)* die Leghier. Zu der zweiten Abtheilung gehören: *a)* die Uralo-Altaier oder Turanier; *b)* die Semiten; *c)* die Arier oder Indo-Europäer. Jedes der in diese Gruppen fallenden Völker wird auf das Genaueste seinen ethnographischen Verhältnissen nach beschrieben und die nöthigen Daten aus seiner Geschichte angeführt. Die zahlreichen guten Abbildungen illustriren diese Beschreibungen auf das Vortrefflichste.

Die anthropometrischen Untersuchungen an den bisher gemessenen Vertretern der Kartwelier (etwa 100 Individuen, nur Männer gemessen) ergaben eine hervorragende Brachycephalie (circa 86 im Mittel). Der Längenbreitenindex schwankt zwischen 83 bei den Guriern und 87·5 bis sogar 91 bei den Lazen. Den Gesichtsverhältnissen nach sind sie leptorrhin und chameoprosop.

Mit besonderer Liebe sind die Tscherkessen ihren historischen und ethnographischen Verhältnissen nach geschildert, eine um so werthvollere Zusammenstellung, als dieser so interessante Volksstamm heute so gut wie der Vergangenheit angehört. In anthropologischer Beziehung ist ein einheitlicher Typus nicht herauszufinden. Am reinsten scheinen noch die Abchasen zu sein; dieselben sind viel weniger kurzköpfig, als die Vertreter der früheren Gruppe. Auf 100 Individuen kommen bei ihnen im Durchschnitte 60 Kurzköpfe.

Die Angaben über die anthropologischen Verhältnissen der Osseten stützen sich zumeist auf die Messungen von Erckert, welcher dieselben ihrer Hauptmasse nach für mesocephal erklärt. Die Tschetschenzen ergeben sich aus den Messungen von Chantre und Erckert als subbrachycephal mit Hinneigung zur Mesocephalie. Die Lesghier sind bisher zu spärlich gemessen, um genauere Angaben zu ermöglichen.

Ein Vergleich der heutigen Schädelformen mit jenen aus den vorhistorischen Gräbern ergibt zur Evidenz das Fortschreiten der Brachycephalie, denn während in den letzteren die Schädel vorwiegend lang und schmal sind, findet man heute kein auch nur annähernd rein dolichocephales Volk im ganzen Kaukasus.

Wir schliessen diese für den überreichen Inhalt des Werkes nur allzu kurzen Bemerkungen. Chantre's Arbeit ist ein Markstein in der wissenschaftlichen Erforschung der kaukasischen Länder. Die nun folgende und hoffentlich recht emsig weitergeführte Detailforschung wird allmälig die grossen Lücken, welche das Werk enthält, ausfüllen. Vor zehn Jahren hatte man kaum eine Ahnung von den prähistorischen und anthropologischen Verhältnissen des Kaukasus; dass wir heute auf ein so grossartiges Werk hinweisen können, ist ein Beweis, mit welcher Energie und Hin-

gebung sich der Verfasser seiner grossen Aufgabe gewidmet hat. Möge er den hier betretenen Pfad nicht mehr verlassen, sondern unterstützt von dem reichen Schatze seiner in Europa gewonnenen Erfahrungen denselben unentwegt weiter verfolgen; sein Fleiss wird dann noch manch' herrliche Frucht zeitigen. **Heger.**

53.

Woldřich, Diluviale europäisch-nordasiatische Säugethierfauna und ihre Beziehungen zum Menschen. (Mémoires de l'Academie imper. des sciences de St. Petersbourg. Tome XXXV. Nr. 10.)

Der erste Theil dieser auf Grund der Benutzung hinterlassener Aufzeichnungen des Akademikers Dr. J. Fr. Brandt verfassten ebenso mühevollen als interessanten Arbeit behandelt die einzelnen Säugethierreste, welche bisher im Diluvium Europas und Nordasiens aufgefunden wurden; es gibt darunter viele Arten, welche jetzt noch in Europa, sowie in Russland existiren oder wenigstens zur Diluvialzeit, wenn nicht noch früher, beiden gemeinsam waren.

Dagegen sind wieder einzelne Arten, die im Diluvium Europas, bisher aber noch nicht in jenem Russlands aufgedeckt worden sind (Hyaena prisca, Machaerodus latidens, Arctomys marmota, Hystrix cristata, Elephas antiquus, priscus, Hippopotamus major, Sus palustris, Cervus Dama [der doch in Kleinasien so häufig vorkommt], Capra Ibex), andere wieder, welche man aus dem Diluvium Russlands kennt, ohne dass sie bis jetzt in Europa gefunden worden wären (Mustela Zibellina, Felis uncia, Myospalax Laxmanni).

Von Säugethierformen der jetzigen Fauna des europäisch-asiatischen Russland sind bisher im Diluvium Europas nicht gefunden: Ovis Argali, arkar, orientalis, Capra aegagrus, caucasica, Pallasii sibirica, Moschus moschiferus, Antilope gutturosa, ferner eine nicht unbedeutende Zahl kleinerer centralasiatischer Säugethiere und mehrere der vielen nordasiatischen Hirscharten. Mit der Zeit dürfte jedoch die Zahl der bisher im Diluvium Europas fehlenden Arten immer mehr sich vermindern; nur müsste eine auf mehr sicherer Grundlage vorgenommene Bestimmung der Arten mit Rücksicht auf individuelle, geschlechtliche und Altersunterschiede Platz greifen.

Woldřich stellt bekanntlich für Mitteleuropa 4 Faunen auf für jene Zeit, welche mit der Eiszeit beginnt und mit dem Verschwinden der grösseren Feliden und dem Rückzuge des Renthieres endigt: die Glacial-, Steppen-, Weide- und Waldfauna, die in der gleichen Ordnung aufeinanderfolgten, selbstverständlich aber das Auftreten von Mischfaunen zwischen je 2 aneinander grenzenden zulassen. Das Auftreten dieser einzelnen Faunenperioden im grossen Gebiete von Europa und dem russischen Reiche wird jedoch keineswegs gleichzeitig gewesen sein und eben deshalb mannigfaltige Wanderungen der bezüglichen Thiergattungen (und des Menschen?) veranlasst haben.

Im zweiten Theile wird der diluviale Mensch und seine Vorfahren besprochen, vorerst sein Verhältniss zu dem früher so weitverbreiteten Renthiere, mit welchem der Mensch schon in einer sehr weit zurückgelegenen, vorhistorischen, in West- und Mitteleuropa jedoch auch noch in frühhistorischer (in Nordeuropa und Nordasien auch noch in jetziger) Zeit zusammen lebte, ohne dass man aus den wenigen, bisher bekannt gewordenen menschlichen Knochenresten einen unanfechtbaren Schluss auf dessen Angehörigkeit zu diesem oder jenem Volke ziehen könnte.

Mehrere brachycephale Schädel aus Belgien, Frankreich, Scandinavien, Mecklenburg stehen dem dolichocephalen Engisschädel schroff gegenüber, und doch sind alle diese mit Renthierresten gefunden worden. Vielleicht sind finnische Völker aus Nordasien den nach Westen hin sich verbreitenden Renthieren gefolgt und so nach Nord- und Westeuropa gelangt.

Die weitest zurückreichenden Spuren des Menschen fallen höchst wahrscheinlich in die Tertiärzeit, in die jüngere Pliocen-Epoche derselben, und lassen die unterschiedlichen Sagen vieler Völker rücksichtlich mannigfaltiger Ungeheuer (Hydren, Drachen, Lindwürmer etc.) ganz wohl die Deutung zu, dass unsere Ururahnen noch die Mosa-, Megalo-, Plesio-, Ichthyosauren und Pterodactyli kannten; denn woher anders sollten derartige Vorstellungen ganz ungewöhnlicher Thiergestalten gekommen sein?

Als die ältesten bekannten und benannten Völker Westeuropas werden schliesslich die Iberer und Ligurer angeführt. **Weisbach.**

54.

Finsch, Dr. O., Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Beschreibender Katalog einer Sammlung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien. Mit einem Vorwort von Franz Heger. Erste Abtheilung: Bismarck-Archipel. Mit 5 Tafeln, davon 2 in Farbendruck. In den Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Bd. III. Wien, A. Hölder. 1888.

Durch Gewissenhaftigkeit und ein tiefes Sachverständniss ragt unter den ethnographischen Sammlern und Reisenden der Gegenwart Dr. O. Finsch in Bremen rühmlich hervor. Sein auf grossen Reisen in Sibirien und Nordamerika geschärfter Blick bewährte sich wiederum auf seinen Fahrten, die er 1879—1882 und 1884—1885 in der Südsee unternahm, zumal in Melanesien, wo er nicht nur als Sammler, sondern auch, an Neu-Guineas Nordostküste, als geographischer Entdecker sich einen Namen machte.

Auch Finsch singt das alte Lied von dem Dahinschwinden der Naturvölker, auch bei ihm ertönt das „zu spät" und oft genug erscheint unser Autor erst in der elften Stunde, kurz vor Thorschluss, um eine wichtige ethnologische Thatsache noch festzustellen; häufig genug ist es ihm aber auch nicht mehr möglich, über diesen oder jenen Gegenstand Auskunft zu erhalten — so schnell schreitet das Verhängniss. Als Finsch zuerst 1881 nach Neu-Britannien kam, war die „Steinzeit" bereits im Untergange begriffen, und bei seinem zweiten Besuche, 1884, war sie fast ganz erloschen. Selbst in der Musik der Eingeborenen konnte er den Verfall darthun: von 13 Instrumenten, die er 1881 noch sammelte, waren 1884 nur noch wenige im Gebrauche, die übrigen durch eiserne Maultrommeln, Blechpfeifen, Mundharmonikas verdrängt. Statt der bekannten Schädelmasken wandte man plumpe Nachahmungen aus Holz an, welche an die Curiositätensammler verkauft wurden. Auf Neu-Irland, wo die eigenthüm-

lichen, einen besonderen Stil zeigenden Holzschnitzereien verfertigt wurden, sind auch diese unter dem Einflusse der Weissen zurückgegangen. Europäische Motive werden angewendet, statt der Augen aus Turbo-Schnecken setzt man Flaschenglas ein, die Arbeit wird flüchtig und nachlässig, „wie überall, wo der Naturmensch die primitiven Geräthe weglegt und mit eisernen arbeitet". In der Torresstrasse, wo noch 1870 höchst originelle und kunstvolle Tanzmasken aus Schildpat angefertigt wurden, macht man diese jetzt aus dem Blech der Conservebüchsen, die an den Stationen der Weissen zurückbleiben. „Das erspart viel Arbeit, sowie das mühevolle Fangen der Schildkröten, deren Schale sich überdies jetzt viel besser in Schnaps verwerthen lässt". Dieses nur einige Beispiele, welche wir aus dem Werke von Finsch herausgreifen, das ein grosser Klageruf über solchen Untergang ist, gleichzeitig aber ein Zeugniss für den tüchtigen Retter, der noch einheimste, was übrig war.

Finsch hat es verstanden wie Wenige, zu sammeln und gesichertes Material unseren Museen zuzuführen; das k. k. ethnographische Museum kann sich glücklich schätzen, einen Theil davon erhalten zu haben, und zwar in Folge der Grossmuth des Herrn Bachofen von Echt. Das Meiste der Sammlungen des Herrn Finsch ist nach Berlin und Rom gekommen. Was aber die Wiener Stücke auszeichnet, das ist die beigefügte ausführliche Beschreibung, welche im Texte zerstreut eine Menge höchst werthvoller Bemerkungen zur Charakteristik und Schilderung der Melanesier des Bismarck-Archipels enthält. Jene dunklen Menschenfresser sind „ebenso gute Menschen als wir", „die Neu-Irländer sind sehr fröhliche, aufgeweckte Menschen, die im Verkehre mit Weissen einen sehr guten Eindruck machen, und längst nicht so schlimm als ihr Ruf". Die Irrungen, Streitigkeiten, Mordthaten fallen in ihren Ursachen meist den Weissen zur Last. Trotz ihrer vollständigen Nacktheit erklärt Finsch sie für äusserst decente und keusche Menschen, „deren Moralität als Beispiel dienen und beweisen könnte, dass Nacktheit und Schamhaftigkeit sehr wohl nebeneinander bestehen". Stark ist bei ihnen der Erwerbssinn entwickelt, und da in Form aufgereihter kleiner Meerschnecken (das bekannte Diwara) auch Geld vorkommt, so hat man auch Capitalisten, Reiche und Arme. Ja, dieses Geld unterliegt Coursschwankungen und dient zum Wucher. Die Eigenthumsbegriffe sind sehr entwickelt und „jeder Baum hat seinen Besitzer". Die Lehre von der Entstehung und Entwicklung des Eigenthums auf ethnologischer Grundlage soll noch geschrieben werden; wir sind überzeugt, dass ein weltverbessernder Socialdemokrat, der ehrlich sich davon machen würde, von seinen Ideen vielfach geheilt würde.

Den Hauptinhalt der Schrift machen naturgemäss die sachlichen Erläuterungen der gesammelten ethnographischen Gegenstände aus. Mit welcher Sorgfalt die Herkunft derselben angegeben ist, erkennt man schon an den mannigfachen Verbesserungen, welche Finsch zu früheren anderweitigen Veröffentlichungen (z. B. dem vortrefflichen Katalog des Museum Godeffroy) beibringt oder an den Zurückweisungen, welche die Aufschneidereien des Engländers Wilfrid Powell erfahren, wie dieses übrigens schon früher J. Weisser gethan. Die einzelnen Waffen, Geräthe, Musikinstrumente etc. werden genau beschrieben und durch typische Abbildungen erläutert. Von den Messern aus Bambussplittern erfahren wir, dass damit die Weiber Schweine ausschlachten „so sauber, wie es bei uns nicht besser geschehen kann". Steinbeile eignen sich zum Aushöhlen der Kanus besser als eiserne und sind „nicht zu verachten". Leider sind dieselben jetzt fast ganz verschwunden. Die Schleuder der Neu-Britannier ist eine keineswegs ungefährliche Waffe. „Einer der besten Schleuderwerfer von Matupi war der Häuptling Totem, den ich zwölfmal hintereinander auf etwa 50 Schritt einen Palmstamm treffen sah." Von den Palau genannten Keulen mit durchbohrtem runden Steinknauf brachte Finsch mehrere Exemplare mit, wie aber die Durchbohrung ausgeführt wird oder wurde, ist nicht mehr festzustellen, da auch diese Waffe 1885 nicht mehr zu erhalten war und nie ein Weisser die Anfertigung sah. Die von Powell angeführte Art der Herstellung mittelst Tropfen von Wasser auf den heissgemachten Stein will Finsch nicht anerkennen.

Sehr schöne Stücke der Holzschnitzereien von Neu-Irland sind in das Wiener Museum übergegangen. Finsch zeigt uns, dass es sich hier keineswegs um Götzen — wie öfter angenommen — sondern um Häuserverzierungen handelt. Es ist ein durchaus originaler Stil, eine ganz eigenthümliche Ornamentik, die sich hier offenbart, ähnlich wie in den gleichfalls originalen Maorischnitzereien oder denen der Nordwestamerikaner. Häufig kehrt in diesen Darstellungen der Neu-Irländer der Nashornvogel (Buceros ruficollis) wieder, ja selbst auf einem Bildwerke in der Thätigkeit eines Geburtshelfers. Als grösster Vogel der Insel, durch auffallende Gestalt und Lebensweise, musste er, nach Finsch, zur Darstellung verlocken; einen tieferen Sinn findet er darin nicht. Ich verweise hier auf die Ansichten, die C. M. Pleyte über die Auffassung des Buceros bei den Völkern Indonesiens und Melanesiens veröffentlicht hat (Revue d'Ethnographie IV. 311. V. 464). Was die so oft schon abgebildeten, beschriebenen und gedeuteten Masken von Neu-Irland betrifft, so sind sie nach Finsch einfache Tanzmasken, dem Mummenschanz dienend, ohne tieferen Hintergrund. Die Literatur über dieselben ist bereits sehr angeschwollen und ich nenne nur Strauch (Zeitschrift für Ethnologie IX. 48), Schmeltz (Katalog des Museum Godeffroy, 20—25 und 434—437), Hernsheim (Südsee-Erinnerungen, Tafel 13), Serrurier (Ethnologische Feiten en Verwantschappen in Oceanie, Leyden 1885), endlich Weisser (Verhandl. der Gesellsch. für Erdkunde zu Berlin, X, 293). Nach dem von Letzterem angeführten Zwecke sind diese Masken dazu da, um einmal im Jahre mit den Todfeinden, die gleichfalls maskirt erscheinen, unerkannt zu friedlichen Zwecken zusammenzukommen. Es herrscht also dann das, was wir in der Studentensprache Comment suspendu nennen. Von Interesse ist es, durch Finsch zu hören, dass auf Neu-Britannien Speiseverbote vorkommen. „Gewisse Thiere sind koscher", soll richtig heissen „trefe", nämlich unrein oder verboten; dazu gehört das Schwein, Känguru und für manche der Haifisch. Ueber den Grund lässt sich Finsch nicht aus und es mag hier an eine Schonung des Wildes, Aberglaube oder sonstige der mannigfachen Ursachen der häufigen Speiseverbote gedacht werden. Auf Samoa z. B. sind gewisse Fische und Vögel besonderen Göttern heilig und dürfen aus diesem Grunde nicht gegessen werden. Der Hund, den grossen Göttern geweiht, dürfte überhaupt nicht verspeist werden (G. Turner, 19 years in Polynesia, 196). Und so noch mehrfach in der Südsee. Von Interesse ist es

ferner, dass Finsch auf Neu-Irland das Fadenspiel fand, „das bekannte Abheben eines zwischen den Fingern ausgespannten Fadens", von grossen Burschen ausgeführt, die dazu sangen. Damit erscheint mir ein neues Zwischenglied für dieses Spiel gewonnen, das wohl auf dem Wege der Einwanderung nach jener Insel gelangte. Ich vermag dasselbe in Australien nachzuweisen (Eyre, Central-Australia, II. 229. Brough Smyth, Aborigines of Victoria, I. 178), auf Borneo (Wallace, Malay. Archipel, deutsche Ausg. I. 125), im östlichen Neu-Guinea (Turner im Journ. Anthrop. Instit. VII. 483), auf den Fidschi-Inseln (Buchner, Reise durch den Stillen Ocean, 269), auf Neuseeland (Dieffenbach, Travels in New Zealand, II. 32). Da liegt also Neu-Irland mitten innen. Ganz vereinzelt steht (abgesehen von Europa) sein Vorkommen bei den Eskimos da (Klutschak, Als Eskimo unter Eskimos, 136). Hier also vielleicht durch Europäer eingeführt.

Zu einer Angabe des Herrn Finsch möchte ich mir ein Fragezeichen erlauben. Es betrifft dieses den Farbensinn der Neu-Britannier von der Blanche-Bai. Diese sollen nach unserm Autor nicht immer Blau und Grün unterscheiden können. Es ist nicht angegeben, wie Herr Finsch zu diesem Ergebniss gelangte. Sicherheit erhält man hier nur, wenn man den Eingeborenen etwa ein Gemenge von blauen und grünen Gegenständen (z. B. Wollfäden) vorlegt und sie nun auffordert, dieselben nach der Farbe zu sondern. Würde dieses nicht der Fall sein und der zu Prüfende könnte beide Farben nicht unterscheiden, so läge zunächst Farbenblindheit des Einzelnen vor. Denn dass die Masse des Volkes in solcher Weise farbenblind sei, hat sich noch nirgends gezeigt, stets, so viel auch darüber in letzter Zeit bei Naturvölkern geprüft wurde, ergab sich das Vorhandensein des Farbensinnes. Wohl aber, und so mag es auf Neu-Britannien der Fall sein, liegt oft Spracharmuth vor, blau und grün werden mit demselben Worte bezeichnet. Ich habe dieses bereits vor zehn Jahren (Zeitschrift für Ethnologie, X, 326) hervorgehoben und namentlich an einer Zahl afrikanischer und Südseesprachen (Neu-Hebriden, Ebon, Fidschi) gezeigt. Seitdem ist dieses öfter und bei vielen Völkern nachgewiesen worden.

Richard Andree.

55.

Gaidoz, Henri, La Rage et St. Hubert. Bibliotheca Mythica. Paris. A. Picard. 1887. gr. 8°.

Vorliegendes Buch hat zum Vorwurf einen der wichtigsten Theile der Volksmedicin, die Heilung der Wuthkrankheit. Wie alle Arbeiten des berühmten Folkloristen beansprucht dasselbe das allgemeinste Interesse, in diesem Falle besonders der europäischen Volksthümerforscher. Findet sich doch der gleiche Glauben in mannigfachen Abstufungen bei jedem europäischen Volke reichlich vertreten. Es ist also nicht blos für den Franzosen geschrieben. Gaidoz hat hier einen Rahmen mit Unterabtheilungen geschaffen, in welche die übrigen Erforscher einzelner Völkerschaften nur mehr ihre Beiträge einzuschachteln haben, um so die Continuität der Volksanschauungen darzuthun. Dieses eine kleine Capitel der Volksmedicin wird einmal dank Gaidoz' mustergiltiger Vorarbeit eine ganze kleine Bibliothek von Ergänzungswerken aufweisen. Einige Parallelen aus dem südslavischen Volksglauben will ich gleich hier vormerken.

Das erste Capitel bespricht die Anschauungen über die Hundswuth im „classischen" Alterthum und die therapeutischen Ueberlebsel aus jenen Zeiten. Wie bei den Römern mit Cynorrhodon, so heilt der Südslave den von Hundswuth ergriffenen Menschen mit einem Absud aus Weissdornwurzel. Die Wolfshaut als Schutzmittel (S. 12) ist, so viel ich weiss, auch den slavischen Mahommedanern in Herceg-Bosna bekannt. Bevorzugt wird das Kopfstück mit der Schnautze. Den Handel mit solchen Häutchen betreiben die Hodžen. Wenn man über den Speichel oder die Blutspur oder den Urin eines tollen Hundes (pobisnio pas, ludo pseto) steigt, kann man ograisati (vom türk. ograš = Begegnung. Im übertragenen Sinne: die böse, unheilvolle Begegnung). Aehnlich im Alterthum. Der Hund wird nach südslavischer Volksmeinung durch den Genuss heisser Speisen wüthend. Die Sator-Arepo-Formel als Schutzfetisch gegen den Biss wüthender Hunde allgemein unter Serben und Bulgaren. In Frankreich und England erstickte man den wuthbefallenen Menschen zwischen zwei Matratzen, bei den Südslaven wurde er mit alten Zaunpfählen erschlagen. Mit dem Gebet an St. Hubert (S. 121) mag man die stereotype Phrase im Guslarenvorgesange vergleichen: zla nas sačuvav druga — i ot kuje koja kolje mučke. (Bewahre uns Gott vor einem bösen Genossen und vor einer Zauk (Hündin), die schweigend Einen beisst. Wüthende Hunde beissen nämlich, meint das Volk, immer schweigend, ohne ihre Anwesenheit durch Gebell zu verrathen. Die Cauterisation ist auch beim Hundsbiss wie beim Schlangenbiss und Scorpionenstich gebräuchlich, nur verwendet man dazu einen Schürhaken oder einen Feuerstierer. Der Genuss des gebratenen Herzens von einem wüthenden Wolf soll gegen die Wuth schützen. Mir ist der Fall eines solchen Mahles bekannt, doch starben einige von den Theilnehmern am Mahle, die übrigen aber verfielen in langwierige Krankheit. Unter den Vračari gibt es Specialisten gegen die Wuthkrankheit. Das „Geheimniss" der Heilungsweise geht vom Vater auf den Sohn über. Gegen die Wuthkrankheit wird unter den Katholiken in Slavonien der hl. Rochus angerufen, der auch als Patron gegen die Pest verehrt wird. — Das zweite und dritte Capitel behandelt den hl. Hubertus, seine Legende, Wanderung und seinen Cult, das vierte Capitel die geheiligte Cauterisation, das fünfte Capitel die sonstigen geheiligten Gegenmittel gegen die Wuth, und das Schlusscapitel die profanen Recepte und Heilmittel. Sehr interessant ist der gelungene Nachweis, dass St. Hubertus im Volksglauben Wodan's Nachfolger geworden (S. 38). Die „wilde Jagd" heisst in Frankreich: „chasse de St. Hubert". Gerne wird man nach der Lectüre dieses Buches mit Gittée (Revue de Belgique, Juine 1887) das Lob aussprechen: „c'est un page des plus curieuses de l'histoire de l'esprit populaire".

Krauss.

56.

Kopernicki, Prof. Dr. J., Pieśni Górali Bieskidowych z okolic Rabki, zebrał. — Kraków 1888, p. 116.

Kopernicki hat seit 1871 neun Jahre hindurch jährlich drei Sommermonate unter den Gebirgsbewohnern des Rabagebietes zugebracht und seine Mussestunden mit Aufzeich-

nungen von Volksüberlieferungen ausgefüllt. Dem verdanken wir vorliegende allerliebste Sammlung von Volksliederchen einer Gattung, welcher man ehedem, freilich mit Unrecht, gar keine Beachtung geschenkt hat. Es sind polnische Schnadahüpfeln. Solche Zwei- und Vierzeilen können selten Anspruch auf höheres Alter erheben. Sie entstehen häufig und vergehen mit der Laune eines Geschlechtes. Die Zweizeile mit epigrammatischer Zuspitzung ist in einem gewissen Sinne der gesungene Ausdruck der jeweiligen öffentlichen Meinung des Dorfes oder auch einer Gegend. Getragen von einer anheimelnden Melodie fliegt selbst eine schmucklose Liebesäusserung, ein Trinkspruch, eine scherzhafte Verwünschung weit in's Land hinaus. Auch die Dorfpolitik bedient sich des Schnadahüpfels, um für oder gegen eine Sache Stimmung zu machen. Es hat jede Zeit eigentlich ihre eigenen Schnadahüpfeln und Gassenhauer. Solche kleine Zeitbilderchen dienen einmal dazu, das Bild einer Zeit und eines Volkes zu vervollständigen. Von diesem Standpunkt aus wird man auch Kopernicki's Sammlung, welche als eine willkommene Ergänzung zu O. Kolberg's Riesenwerk über polnisches Volksthum erscheint, recht zu würdigen verstehen. Auffällig, weil bezeichnend für die Stellung der Frau bei den Góralen, ist Kopernicki's Bemerkung: „Aeltere Frauen singen ganz und gar nicht, sie hätten sich denn ein Räuschchen angetrunken." Bei den Südslaven singen auch nüchterne ältere Frauen, so oft sie die Lust anwandelt. Sie singen überhaupt den ganzen Tag in Freud und Leid, und wenn es die alten Beine zulassen, wird Sonntags im Mädchenreigen einige Male mitgesprungen, „Bedeutungslose und inhaltsleere und unfläthige" Liedchen hat Kopernicki mit Recht ausgelassen, und doch wären uns gerade einige Proben von inhaltsleeren Liedchen erwünscht. Jeder Sammler und Erklärer von Volksüberlieferungen hat schon wohl Gelegenheit gehabt, über dergleichen Erzeugnisse nachzudenken. Es geht uns mit derartigen Sachen wie mit gewissen Operettentexten, die gedruckt ganz blöde klingen. Den Sinn und die Deutung gibt uns erst die Darstellung in bestimmter Umgebung. Wie viele Dinge kann man erst durch die begleitende Mimik verstehen. Beim Landvolke ist das Geberdenspiel überhaupt ein wesentlicher Bestandtheil der gesprochenen Rede. Der Kunstschriftsteller als Erzähler und Dichter kann dieses Hilfsmittels ebenso wie der sogenannten „Illustration" entrathen. — Kopernicki hat eine gute Eintheilung getroffen in allgemeine, in Kurzweil-, in Liebes-, in Hochzeits-, in Hirten-, in Soldaten-, in Trinklieder u. s. w. Aeltere Festlieder sind in Vergessenheit gerathen. Auch die alten Hochzeitsgebräuche sind sehr stark verblasst, wie dies aus der beigegebenen Beschreibung hervorgeht.

Krauss.

57.

M. J. de Goeje, De muur van Gog en Magog. (Verslagen en Mededeelingen der Koninklijke Akademie van Wetenschappen, Afdeeling „Letterkunde", 3. Reeks, Deel V, pp. 87—124).

Der kühne Eroberungszug Alexanders des Grossen, dem das Perserreich zum Opfer fiel, wirkte nachhaltig in der Erinnerung der orientalischen Völker. Der makedonische König wurde zu einer mythischen Heroengestalt, welche gesandt wurde, die unterdrückten Nationen vom Joche zu befreien und sie thatkräftig gegen fernere Einfälle zu beschützen. Den Griechen wurde der Alexandermythus durch Pseudo-Kallisthenes bekannt, bei den Arabern erhielt er ein bleibendes Denkmal durch Muhammed im Korân. In der 18. Sure wird der Kriegszug Alexanders oder — wie er bei den Arabern heisst — Dhu'l-Karnain's erzählt und berichtet, wie er den räuberischen Ueberfällen der wilden Völker Gog und Magog durch den berühmten Dammbau ein entschiedenes Halt gebot. Ein riesiges, wohl befestigtes Thor wurde in die Mauer gefügt, durch welches nach einer Prophezeiung vor dem jüngsten Gerichte Gog und Magog hervorbrechen würden. Bisher verwies man die Mauer von Gog und Magog in das Bereich der Fabel; de Goeje ist nun aber durch einen Bericht, den der arabische Geograph Ibn Khordâdbeh über eine Reise dahin gibt, in die Lage versetzt, den Damm mit der chinesischen Mauer und das Thor mit dem von den Chinesen Yü-mönn genannten Jaspisthore zu identificiren. Die fragliche Reise unternahm im Auftrage des Chalifen el-Wâthik ein gewisser Sallâm, in den Jahren 842—844, aus dessen Munde Ibn Khordâdbeh den äusserst interessanten Bericht gibt. Mit Zuhilfenahme aller einschlägigen Nachrichten von Arabern und Chinesen, sowie der neuesten Daten, die v. Richthofen veröffentlichte, führt der Verfasser den unwiderleglichen Beweis, dass die Mauer von Gog und Magog kein Phantom sei, sondern thatsächlich noch heute besteht. Der Ausbruch der Mongolen aus den Pforten Hinterasiens war eine wirkliche Erfüllung der Prophezeiung; denn dieses Ereigniss war in der That der jüngste Tag für den Wohlstand des ganzen westlichen Asiens.

In einem Anhange unterzieht der Verfasser die gegebenen Ortsnamen einer eingehenden und klärenden Untersuchung.

Hein.

58.

Binder, Henry, Au Kurdistan en Mésopotamie et en Perse. (Mission scientifique du Ministère de l'Instruction publique.) Ouvrage illustré de 200 dessins imprimés en phototypie par Quinsac d'après les photographies et croquis de l'auteur et d'une Carte en 4 couleurs de frontières turco-persanes. Paris, Maison Quantin, 1887.

Unter diesem eindrucksvollen und vielversprechenden Titel zeigt sich der gebildeten Welt ein künstlerisch ausgestattetes Prachtwerk, das berufen erscheint, eine Zierde des Salontisches zu bilden. Doch mehr und insbesondere wissenschaftlichen Werth kann man dem Buche nicht unbedingt zusprechen; ist ja schon die Art bezeichnend genug, auf welche Herr Binder zu seiner Reise kam. Von einer Excursion nach den Sandwich-Inseln zurückgekehrt, fand der Verfasser, wie er im Vorworte gesteht, das ruhige Leben in Paris bald unerträglich und dachte schon eine neue Reise zu unternehmen, als ihm ein Satz aus dem grossen Werke von Reclus aufstiess, der ihn veranlasste, in Kurdistan seine Abenteurerlust zu kühlen; denn „Schulz, le premier Européen qui s'y aventura, fut tué à Djoulamery avec tous ses compagnons — — —" Um seinem Plane auch eine allgemeine Existenzberechtigung zu verleihen, liess er sich vom Ministeriam der Form nach einen wissenschaftlichen Auftrag

geben, fand in Herrn Émile Hamelin einen Reisegenossen, stattete sich mit den nöthigen photographischen Apparaten aus und unternahm in der Zeit vom 20. Juli bis zum 17. December diese wissenschaftliche Reise, die ihn während eines Monates flüchtig mit den Kurden, dem Hauptobjecte seiner Studien, bekannt machte. Man wird wohl mit vielem Interesse seine mannigfachen Kreuz- und Querzüge verfolgen, doch vergeblich nach ernsten wissenschaftlichen Beobachtungen fahnden. Der Topograph allein dürfte noch am meisten befriedigt sein, obgleich er wenig vollkommen exacte Angaben finden wird und sich mit einigen Phrasen begnügen muss, wie Dr. Robert Sieger im 2. Hefte der „Mittheilungen der Wiener k. k. geograph. Gesellsch." 1888 nachgewiesen hat („Die Schwankungen der hocharmenischen Seen seit 1800 in Vergleichung mit einigen verwandten Erscheinungen" pag. 104 und 113). Der Archäologe entdeckt nur Reproductionen aus anderen Werken — die Abhandlung über die Keilschriften (pag. 252—258) ist für einen Laien zwar recht anschaulich, bringt dem Kenner aber nichts Neues — und der Ethnograph kann sich aus gelegentlichen Bemerkungen ein dürftiges Bild zusammenstellen. Die Vertreter der anderen Wissenszweige können bei ihren Specialstudien das Buch getrost uncitirt lassen. Wie sollte auch ein Mann, den nur die Gefahr seines Unternehmens reizte, sich mit eingehenden Forschungen abplagen können? Unbestritten ein grosser, vielleicht der einzige Vortheil des Werkes beruht in den ausserordentlich gut ausgeführten Phototypien, die mehr besagen als der Text selbst. Nur ist es schade, dass Herr Binder auch hier in gewohnter Weise nach einem künstlerischen Effect hastet und die Volkstypen in den spärlichen Fällen, wo er sie darstellt — meistens bringt er sehr hübsche und lehrreiche Landschaftsbilder — in interessanten Gruppen und Stellungen aufgenommen hat, ohne das Individuum in seinen Details zur Geltung zu bringen. Ethnographische Gegenstände schienen ihm geeignet, recht passende Capitalvignetten abzugeben. Trüge das Werk nicht die Bezeichnung „Mission scientifique" an der Spitze und träte es etwas bescheidener auf, so würde man vorurtheilsfrei an die Lectüre der lebendig geschriebenen Tagebuchblätter treten und mit Vergnügen die wenigen Ergebnisse quittiren, die eine abenteuernde Reise zufällig abgeworfen hat. **Hein.**

59.

De Grammont, H. D., Histoire d'Alger sous la domination Turque (1815—1830). Paris. Ernest Leroux. 1887.

Die Kabylenstaaten Nordafrikas treten in Folge der politischen Bestrebungen Frankreichs und Italiens mehr und mehr dem allgemeinen Interesse nahe, und namentlich sind es die Franzosen, welche durch kleine wissenschaftliche Expeditionen und Gesandtschaftsreisen die natürlichen und staatlichen Verhältnisse dieser Länder aufzuhellen bemüht sind. Von der mannigfaltigen Literatur über diesen Gegenstand hebt sich das vorliegende Werk durch den bei Franzosen fast ungewohnten Ton der sachgemässen Ruhe und Einfachheit vortheilhaft ab. Es gilt nicht mehr, mit kecken Strichen die Erlebnisse einer romantischen Karawanenreise zu schildern, sondern mit wissenschaftlich sonderndem Blicke die Fäden der Geschichte zu entwirren und klarzulegen. De Grammont wurde seiner Aufgabe vollkommen gerecht; mit Hilfe eines umfassenden Quellenstudiums, das sich der Natur der Sache nach zum grössten Theile in der französischen Literatur bewegen muss, aber auch spanische Acten und selbst arabische Schriften umfasst, entwickelt der Autor in systematischer Weise die Geschichte Algiers. Dass die Kämpfe der eingeborenen Stämme, welche in ihrer Veranlassung und Führung stets dasselbe Bild zeigen, so viel als möglich unberücksichtigt blieben, trug nur zur Klarheit bei. Unter den einheimischen Quellen bezeichnet der Verfasser die „Ghazawât Arûdsch wa Chair ed-Dîn", welche die Eroberungszüge der Barberussenfürsten Arûdsch und Chair ed-Dîn zum Gegenstande haben, als die einzigen einigermassen brauchbaren. Ausser der historischen Darstellung, welche die geschichtliche Entwicklung des Landes in drei Perioden, bestimmt durch die Regierung der Beglierbeys, Paschas und Deys, vorführt, sind die entsprechenden ethnographischen Schilderungen hervorzuheben. Wünschenswerth wäre nur eine einheitlichere Transscription der arabischen Namen. **Hein.**

60.

Internationales Archiv für Ethnographie. Bd. I. Heft III. Redaction: J. D. E. Schmeltz. Leyden. P. W. M. Trap. 1888.

Wir freuen uns, über den rüstigen Fortgang dieser für unsere Wissenschaft so wichtigen Zeitschrift berichten zu können. Das vorliegende Heft bringt die Fortsetzung der so trefflichen Arbeit von J. Büttikofer über die Eingebornen von Liberia, welche uns so recht deutlich zeigt, wie viel ein für die Ethnographie begeisterter Naturforscher, auch wenn er kein specieller Fachmann ist, derselben nützen kann. Unser besonderes Interesse erregt aber in diesem Hefte der zweite Aufsatz: „Die Cultusgegenstände der Golden und Giljaken", von dem bekannten Herausgeber der wissenschaftlichen Reiseberichte J. A. Jacobsen's, A. Woldt. Dieser Aufsatz ist eigentlich eine genaue Beschreibung eines Theiles der von Jacobsen auf dessen Reise durch Sibirien für das Museum für Völkerkunde in Berlin erworbenen Sammlung, enthält aber innerhalb dieses Rahmens eine solche Fülle von neuen und trefflichen Bemerkungen, welche auf den Cultus der genannten Volksstämme Bezug haben, dass er einer wissenschaftlichen Arbeit gleichzustellen ist. Die zwei diesen Aufsatz begleitenden, trefflich ausgeführten Tafeln ergänzen die Beschreibung der wichtigsten Cultusgegenstände auf das Beste.

Von besonderer Reichhaltigkeit sind in diesem Hefte die Rubriken: „Kleine Notizen und Correspondenz", „Museen und Sammlungen", „Bibliographische Uebersicht", letztere von Dr. G. J. Dozy zusammengestellt, „Büchertisch", „Reisen und Reisende, Ernennungen, Nekrologe".

Alles in Allem kann man der Redaction für das bisher Gebotene nur wärmsten Dank sagen und nur den Wunsch ausdrücken, dass es ihr vergönnt sein möge, die Zeitschrift auf der bisherigen Höhe zu erhalten. **Heger.**

Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain.

Von **Dr. Moriz Hoernes.**

Mit 4 Tafeln (III—VI) und 6 Illustrationen im Texte.

Inhalt.

I. Der Fundort. 1. Lage und Umgebung. 2. Der „Grad" und die Gräberfelder. — *II. Fundbericht.* 1. Frühere Funde. 2. Ausgrabungen im J. 1885: a) Za Polšno, b) Pod Kazulem, c) Pod Mačkovcam, d) Mačkovc. 3. Ausgrabungen im J. 1886: a) Za Polšno, b) Pod Kazulem, c) Grad und Mačkovc. — *III. Verzeichniss der Funde.* A. Pod Kazulem. 1. Thongefässe: a) Urnen, b) Schalen. 2. Beigaben: a) Bronze, b) Eisen, c) Perlen. B. Za Polšno. 1. Bronzeschmucksachen und Perlen. 2. Eisenwaffen und eiserne Schmuckgegenstände. C. Pod Mačkovcam. D. Mačkovc. E. Jüngere Gräberfelder (vorwiegend Pod Mačkovcam, Einiges auch Za Polšno). 1. Bronzen. 2. Perlen. F. Zerstreute Funde. — *IV. Zur Vorgeschichte des Fundgebietes.* 1. Nachrichten Strabo's. 2. Angaben des Plinius. 3. Berichte Appian's. 4. Die Grenze der cis- und transalpinen Japuden. 5. Schlussbemerkungen.

I. Der Fundort.

1. Lage und Umgebung.

Der Reisende aus dem Norden, welcher in Adelsberg den Bahnzug verlässt, sieht sich nicht ohne angenehmes Erstaunen in ein reizvolles Panorama eingeschlossen, von welchem namentlich der im Südwesten aufragende Nanos durch mächtige Erhebung und jähen Abfall seine Blicke fesselt. Jenseits desselben ahnt er den gelben Karst und das blaue Meer; aber die Nähe des Südens kündigt sich weder durch Temperatur, noch durch Vegetation und Färbung der Landschaft merklich an. Es ist noch skythischer Boden, den sein Fuss betritt. Hier liefern sich Bora und Scirocco im Frühjahre und Herbst ihre dröhnenden Hauptschlachten; hier häuft ein langer und rauher Winter die dichtesten Schneemassen hart vor dem Thore des Südens, so dass es scheint, als wolle die Natur durch diesen vergänglichen Wall ersetzen, was dem Riegel der Grenzgebirge hier an Höhe mangelt.

Wer aber zur Sommerszeit, abzweigend von dem Strome der Reisenden, der sich — höchstens in Adelsberg einige Stunden stauend — durch dieses Thor nach Süden ergiesst, von dem uralten Namen des „Birnbaumer Waldes" [1]) sich anlocken lässt, der findet im Dreieck zwischen den friedlichen Thälern der Poik und der Wippach ein an Naturschönheiten und geschichtlichen Merkwürdigkeiten reiches Gebiet. Die idyllischen Scenerien der Gegenwart stören ihn nicht im Genusse mannigfacher geschichtlicher Erinnerung, noch bei der Arbeit, wenn es gilt, an der Hand vielfältiger Ueberreste und Ueberlieferungen das Bild der Vergangenheit aus dem Schutt zu ziehen und durch massvolle Conjectur zu ergänzen.

Denn noch ragen an zahlreichen Stellen Innerkrains fast unberührt die mächtigen, halb von der Natur, halb von Menschenhand geschaffenen Castelle, aus welchen, während Cäsars gallischer Kriege und später, nach dem Tode des Gefürchteten, Illyrier und Kelten hervorbrachen, um Tergeste und Aquileja zu plündern oder zu bedrohen. Und die Gräber unter den Wällen derselben bergen reichliche Documente einer höheren Cultur, als wir sie nach den Berichten römischer und griechischer Schriftsteller diesen „Barbaren" zuschreiben würden.

Aber das Unrecht, welches diesen verschollenen Stämmen durch einseitige Darstellung in den Memoiren geschichtlicher Culturträger widerfahren, ist nur ein Nachhall des Schicksals, das sie spurlos und unbetrauert hinschwinden liess, wie Schnee in der Frühlingssonne. Nach den Kriegen, welche Augustus und seine Söhne um den Beginn unserer Zeitrechnung gegen die Japuden und Taurisker dieser Landschaft geführt haben, kam die Anlage strategischer und Handelsstrassen, oft nur eine Fahrbarmachung älterer Wege; und hier spendet uns die zweite Quelle der antiken Topographie ihre spärlichen Strahlen in Angaben über Communicationen und Stationen,

[1]) Die wilde Birne war im Alterthum über die ganze Südosthalbinsel Europas verbreitet. Von dem albanesischen Worte darda (Birne) werden die an mehreren Stellen der Halbinsel vorkommenden Namen Dardani, Dardania u. s. w. abgeleitet.

welche die römische Cultur zu ihrer Befestigung in's Leben rief [1]).

Damals war der Birnbaumer Wald und seine Dependenzen ein ungeheurer Forst, in welchem Bären, Wisente, Wildschweine hausten, dunkle Eibenbäume von der Dicke jenes noch heute sichtbaren Exemplares an der Kirche von Strane, das schon vor 200 Jahren Valvasor bewunderte, und Tannen von 40—50 m Höhe ihre mächtigen Kronen ausbreiteten. In seinen Dolinen rauschte reichliches Gewässer über die gestürzten Urwaldriesen, welche die ungeheuren Schlundkessel bis zu den Rändern herauf mit einem Wirrwarr bemooster Stämme ausfüllten. In ungebrochener Kraft schlummerte der jungfräuliche Boden, an welchem seither durch Entwaldung und Entwässerung so mannigfacher Frevel verübt worden, seiner Erweckung entgegen.

Diese Wildniss hiess mit einem wahrscheinlich illyrischen, an sinnverwandte griechische Worte anklingenden Namen „Okra", und die alten Geographen wussten frühzeitig, dass der von den karnischen Alpen südostwärts abzweigende Höhenzug dieses Namens das niedrigste Glied der ganzen Gebirgskette sei, welches Italien von Mitteleuropa scheidet. Ueber den Okra ging während des Alterthums die Strasse von Aquileja, der Pforte Italiens, nach der Laibacher Ebene, dem Knotenpunkte des Netzes von Verbindungen, welches Krain und die angrenzenden Alpenländer überzog. Ausgedehntes Mauerwerk, die Reste eines römischen Castells, bezeichnen noch heute unweit der Waldstation Hrušica an der Strasse, auf welcher die Obstgärtner von Wippach ihre frühreifen Früchte nach Adelsberg und Loitsch zur Eisenbahn führen, den Platz, der im Alterthum nach dem Itinerarium Hierosolymitanum „ad Pyrum" hiess, mit dem Beisatz „summas Alpes", weil hier, mit allerdings nur 2647 Fuss über dem Meere, die Passhöhe erreicht war.

Die Höhen im unmittelbaren Hinterlande des Golfes von Triest und der Halbinsel Istrien, zwischen Görz und Fiume, zeigen bei einer im Allgemeinen aus Nordwest nach Südost streichenden Richtung im Detail einen merkwürdigen Parallelismus mit der Küstenlinie. Die breite Einbuchtung zwischen dem Ternovaner und dem Birnbaumer Walde (Mala-Gora und Nanos) entspricht in einer nördlichen Entfernung von circa 30 Km jenseits des küstenländischen Karstplateaus vollkommen dem Meerbusen von Triest. Der Nanos aber ahmt in seiner Form und Erstreckung, wenn auch als siebenmal kleineres Abbild, unverkennbar die Figur der Halbinsel Istrien nach [1]). Jenseits der geräumigen, von der Poik durchströmten Landbucht, in welcher Adelsberg und Planina liegen, ziehen sich die Höhen wieder in ziemlich gerader Linie, parallel zur Rieka, nach Südosten zur Fiumaner Küste hinab.

Ueber den Gesammtcharakter der Landschaft und die Lage unseres Fundplatzes innerhalb derselben orientirt uns am besten ein Rundblick vom Gipfel des Nanos, an dessen Fusse, ein verstecktes Luginsland, geschützt und aussichtsreich wie die ältesten Ansiedlungen der Hellenen in Griechenland, die illyrische Wallburg von St. Michael liegt. Blau leuchtet

Fig. 49.

die Spiegelfluth des Meeres im Golf von Monfalcone, und hochgewölbt wie ein Schild steht sie über den Gesteinwellen des Karstplateaus, an dessen Rand das weisse Opčina die Lage von Triest anzeigt. Ein blendender, stellenweise von dunklem Gehölz unterbrochener Streifen ist die Strasse von Görz nach Aquileja, jenseits welcher man die Strandniederungen der Provinz von Udine wie ein Papierblatt liegen sieht. Weiter rechts thürmt sich über den Thalwindungen und Bergkuppen des Flussgebietes der Idria gleich einer langen, crenelirten Mauer die Kette der karnischen Alpen in blasser Fleischfarbe beiderseits der bewölkten Gletscherzinnen des Monte-

[1]) Gesammelt sind dieselben mit grossem Fleiss in A. Müllner's Studien über Emona. (Die Strasse von Emona nach Aquileja, S. 109 ff.)

[1]) Ueber die Rolle, welche der Nanos als Visirpunkt und Wetterprophet der Schiffer im Golfe von Triest gegenwärtig spielt und ebenso wohl schon in alter Zeit gespielt hat, vgl. Kohl, Reise nach Istrien u. s. w. II. Bd., S. 566 f.

Canino. Ein Sprung von diesem Gipfelmeer zur einsamen Insel des Triglav enthüllt die ganze Majestät dieses Bergkolosses, während die in blauen und grauen Tinten dämmernden Wände der fernen Sannthaler Alpen das Auge sanft hingleiten lassen zu den näheren, aber niedrigeren Erhebungen des östlichen Horizontes. Tief unter uns, im Vordergrunde des Panoramas, leuchtet der gelbe Karst wie pures Gold, und täuscht uns die gartenähnliche Thalflur der geschlängelten Poik mit der Vorstellung eines irdischen Paradieses. Im westlichen Winkel dieser Flur erhebt sich eine isolirte kleine Vorstufe des Schaugerüstes, auf welchem wir stehen, und diese Schildwache hinter dem Thürpfosten des nach Südwesten weit geöffneten Portales ist der Grad von St. Michael. erscheint als der ausgedehnteste, zur Anlage gesicherter Wohnplätze taugliche Raum im Innern der Wallburg. Sie ist annähernd ebenso gross wie die abschüssige Fläche, welche das hart an der Südspitze jenes Dreiecks sich anlehnende Dorf St. Michael gegenwärtig einnimmt. Die Ostseite des Grad misst ungefähr 600, die Nordseite 500, die längste oder Südwestseite 800 Schritt Länge. Die auffallendsten Bollwerke befinden sich an den drei Eckpunkten. Im Nordwesten und Südosten sind es mächtige, halbmondförmig gekrümmte Wälle, die sich auch dem ungeübten Auge sofort als künstliche Anschüttungen zu erkennen geben; im Nordosten ragt ein kegelförmig ansteigender, ziemlich isolirter Hügel, „Kazul" genannt, circa 10 m über der Baufläche empor und

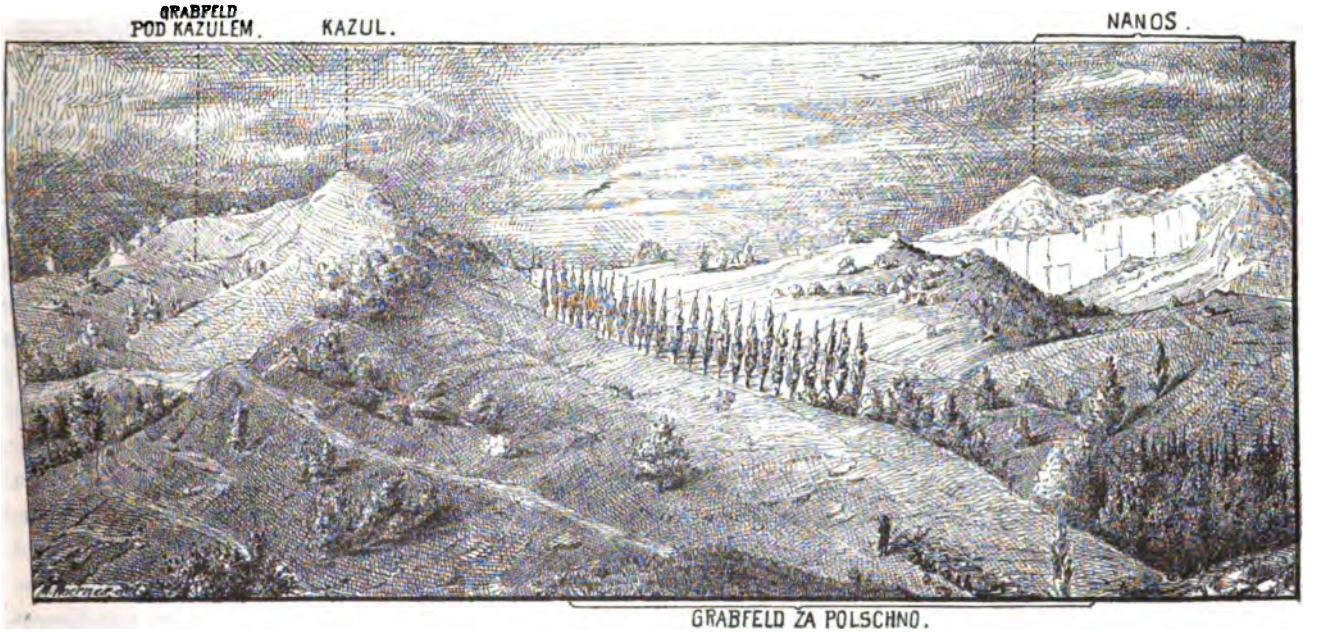


Fig. 50.

2. Der „Grad" und die Gräberfelder.

Von den Abhängen des Nanos, fast aus der Vogelperspective, übersieht man Gestalt und Gliederung dieses natürlichen Castells, wie auf einem Reliefplane. Die dreieckige, ziemlich ebene Fläche, welche auf der Planskizze Hochstetter's [1]), wie auf dem nebenstehenden Ausschnitt aus der Specialkarte der österreichisch-ungarischen Monarchie im Massstabe 1 : 75.000 (Fig. 49) als „Grad" bezeichnet und jetzt mit Feld- und Wiesenstreifen bedeckt ist, bildet mit seinem allseitig steilen Abfall eine Art natürlicher Warte, welche 649 m hoch einen ziemlich weiten Gesichtskreis beherrscht. Vgl. die vorstehende, von Osten aufgenommene Ansicht des Grad und der Gräberstätten mit dem Kazul im Hintergrunde (Fig. 50). Von den Dreieckseiten bildet namentlich die wellig gekrümmte, nördliche eine ziemlich scharfe (natürliche oder künstliche, durch Aufböschung hergestellte) Kante, während die östliche durch aufgesetzte, theilweise verflachte Wälle verstärkt war. Ungefähr ein Dutzend Quellen entspringt an den Abhängen oder in der Nähe dieses „Grad". Im Westen, wo nur ein kleines Bachgerinne die Wohnfläche der Akropolis von den anstossenden, minder

[1]) S. C. Deschmann und F. v. Hochstetter, Prähist. Ansiedlungen und Begräbnissstätten in Krain. I. Bericht (XLII. Bd. der Denkschr. d. math.-nat. Cl. d. k. Akad. der Wissensch. 1879), Taf. III.

ausgedehnten Erhebungen schied, lag dem Grad eine zweite Befestigung gegenüber, deren Wälle auf der Ost- und Südseite noch theilweise erhalten sind. Diese unbedeutende Anhöhe heisst heute Chlubersky-vrh. Ein namhafteres Aussenwerk bildete im Nordwesten des Grad, circa 600 Schritte von dem Eckpunkte desselben entfernt, die unregelmässige, theilweise durch niedere Felswände zu einer natürlichen Festung gestaltete Erhebung des Mačkovc. Die höchste Stelle dieses Hügels bildet eine fast quadratische Ebene, die sich zum Standlager einer kleinen Besatzung und zur Vertheidigung des ganzen Platzes besser eignete, als der Grad selbst und in diesem Sinne auch nach dem Herrschaftswechsel, der die eingeborne Bevölkerung unter römische Botmässigkeit brachte, Benützung gefunden zu haben scheint.

Die unmittelbaren Dependenzen der Wallburg, welche durch Funde für die geschichtliche Deutung derselben wichtig geworden sind, liegen im Norden und Nordosten des Grad. Es sind dies namentlich der schmale Hügelrücken „Pod Mačkovcam", welcher in sachter, treppenartiger Erhebung von Osten zum Mačkovc hinaufführt und durch eine ziemlich tiefe Bodensenkung vom Grad getrennt ist; dann an den Abhängen des Grad, etwas entfernter im Norden des Kazul, westlich vom Wege nach Luegg der schräggeneigte Wiesenplan „Za Polšno"; ferner unmittelbar östlich unter dem Kazul auf einer Vorstufe des Grad die Ackerfläche „Pod Kazulem"; weiterhin im Norden die Tiefe der von einem Wasserlauf durchzogenen Einsenkung zwischen dem „Grad" und „Pod Mačkovcam" und jenseits derselben im Nordosten eine durch ihre Configuration auffallende Hügelkuppe, welche nach Süd und West steil abfällt, an der andern Seite aber in schwächer geneigtes Ackerland übergeht.

Wir geben nun zunächst den Fundbericht und das Verzeichniss der Funde, welche die Stellung der Wallburg von St. Michael im Kreise der vorgeschichtlichen Denkmäler des Ostalpengebietes illustriren. Die ältesten literarischen Nachrichten über den Okra, zu denen wir so hinübergeleitet werden, erfordern ein eigenes Capitel. Doch werden wir sehen, dass sie sich mit unseren Funden nur wenig berühren, und dass es auch hier die Arbeit des Spatens ist, welche uns in den Stand setzt, Bestimmtes über die vorrömische Cultur dieses Gebietes an der nordöstlichen Thorschwelle Italiens auszusagen.

II. Fundbericht.

1. Frühere Funde.

Die erste Mittheilung über die Existenz einer vorgeschichtlichen Wallburg und Gräberfundstätte bei St. Michael, unweit Adelsberg, erfolgte in Carl Deschmann's und Ferdinand von Hochstetter's Bericht über „Prähistorische Ansiedlungen und Begräbnissstätten in Krain", Wien 1879 (XLII. Band der Denkschr. der math.-naturw. Classe der k. Akad. der Wissensch., S. 6 f. und Planskizze des „Grad" im Massstabe 1:5000). Sie beschränkte sich im Wesentlichen auf eine namentlich durch den beigegebenen Situationsplan werthvolle Anregung zur weiteren Erforschung der Localität und auf die Angabe der mannigfachen Funde, welche hier durch Zufall gehoben wurden und in verschiedene Hände gelangten. Herr Anton Globočnik, damals k. k. Bezirkshauptmann in Adelsberg, war es, der den Besuch des Fundortes veranlasste und damit zur wissenschaftlichen Untersuchung desselben den ersten Anstoss gab.

Auch darf erwähnt werden, dass auf der Laibacher Anthropologenversammlung im Jahre 1879 (s. diese Mitth. Bd. X, S. 28) Carl Deschmann auf die Bedeutung des Ortsnamens St. Michael für die Urgeschichte hinwies, da in Krain überall, wo sich St. Michaels- (oder St. Margarethen- oder St. Vitus-) Kirchen befänden, mit Sicherheit auf prähistorische oder römische Ueberreste zu schliessen sei. Professor W. Neumann (ibid. S. 30) suchte dies dadurch zu erklären, dass St. Michael als der kriegerische Erzengel, welcher den abtrünnigen Geist aus dem Himmel stürzt, ein Symbol für den Sieg des Christenthums über das Heidenthum darstelle, und dass aus diesem Grunde viele Michaelskirchen an alten heidnischen Cultstätten errichtet worden seien. Mit dieser speculativen Betrachtung war allerdings kein tieferer Einblick in das Wesen der prähistorischen Ansiedlung gewonnen.

In den folgenden Jahren erhielt Seine Durchlaucht Fürst Ernst zu Windischgrätz nach und nach eine grössere Anzahl von eigenthümlichen Fundstücken, welche von einheimischen Arbeitsleuten erbeutet und zum Verkaufe gebracht worden waren. Im Jahre 1882 besuchte er selbst die Fundstelle und stellte auf dem Grunde Pod Mačkovcam Nachgrabungen an. Andere Funde wanderten nach Triest, wo sie von Baron Morpurgo u. A. angekauft wurden. Auch Baron Morpurgo soll unterm Mačkovc selbst gegraben haben.

Eine genauere Untersuchung der Localität wurde trotz der ansehnlichen Funde, welche sich bereits im Privatbesitz befanden, vermisst. Auch die sehr verdienstliche und in der Regel sehr rührige Leitung des Laibacher Landesmuseums that nichts zur systematischen Untersuchung der Localität. Unter diesen Umständen hielt es die Anthropologische Gesellschaft für ihre Pflicht, sich derselben anzunehmen.

Zunächst wurde in der Monatsversammlung am 9. December 1884 (s. diese Mitth. Bd. XIV, [S. 112]) durch ein von Seiner Durchlaucht Fürst Ernst zu Windischgrätz vorgelegtes Eisenschwert von St. Michael die Aufmerksamkeit der Anthropologischen Gesellschaft auf diesen Punkt gelenkt. Fürst Windischgrätz wies bereits auf die Verschiedenheit der (zum Theile in seinen Besitz gelangten) Funde von St. Michael und Watsch hin und sprach seine Geneigtheit aus, das Grabfeld am ersteren Orte dem illyrischen Volksstamme der Japuden zuzuschreiben, da durch Strabo bezeugt sei, dass die Japuden von Süden her bis Nauportus (Oberlaibach) sesshaft waren, während weiterhin nach Norden die Taurisker wohnten.

Bei diesem Anlasse empfahl Herr Secretär J. Szombathy unter Betonung der grossen Seltenheit von La Tène-Fundstücken in den Ostalpen die baldigste und sorgfältigste Aufdeckung der noch übrigen Theile des Gräberfeldes und eine genaue Revision der früher gegrabenen Stellen, da der Charakter des vorliegenden Objectes im Zusammenhange mit anderen Mittheilungen einen grösseren La Tène-Fund, wie er im östlichen Alpengebiete bisher vermisst wurde, erwarten liesse.

In Folge dieses dringenden Wunsches wurde die Ausgrabung der Nekropole von St. Michael auf das Programm der praktischen Arbeiten unserer Gesellschaft gesetzt und im folgenden Jahre ungesäumt begonnen. Zuvor muss jedoch erwähnt werden, dass Fürst Ernst zu Windischgrätz auf der „III. Wanderversammlung der Anthropologischen Gesellschaft" zu Klagenfurt Anlass nahm, in einem Vortrage „Ueber die Classificirung seiner prähistorischen Funde in Krain" auch über die bisher in seinem Auftrage geöffneten Gräber von St. Michael nähere Mittheilungen zu machen. Demnach waren dieselben ausschliesslich Brandgräber, u. zw. nur Flachgräber, jedes von feinkörnigen rothen Sandsteinen umgeben, in deren Mitte sich die Kohlenschicht mit dem Leichenbrand und den meist zerbrochenen Beigaben befand. Letztere bestanden „in sämmtlichen männlichen Gräbern aus Waffen, Wurfspiessen und Beilen aus Eisen. Die Schmuckgegenstände sind alle auffallend gross, sowohl die Bronzen als auch die Glasperlen; die Fibeln meist schlank mit certosaähnlichem Fuss und einem grossen Knopf an der Ansatzstelle der Nadel. Neben ihnen erscheinen auch schlangenförmige Fibeln mit Hörnchen. Die Fibeln, sowie die übrigen Bronzeschmucksachen sind häufig im Tremolirstich verziert. Zu erwähnen wären noch die grossen Fussringe mit S-förmig gebogenem Ende und aus Bronzedraht gewundene Bügel, deren Enden kreisrunde Oehre bilden." Der Vortragende wies ferner abermals auf den Unterschied der Funde von Watsch und St. Michael hin, welcher nach seiner Ansicht darauf beruht, dass uns in Watsch die gleichzeitigen Bestattungen zweier verschiedener Volksstämme, eines herrschenden keltischen in den Skelet- und eines unterjochten illyrischen (südslavischen) in den Brandgräbern vorlägen, während in St. Michael die Ueberreste einer unvermischten und frei gebliebenen, rein illyrischen Bevölkerung, der Japuden, erhalten wären.

2. Ausgrabungen im Jahre 1885.

Anfang September 1885 machte Herr J. Szombathy, welcher seinerzeit als Secretär der Gesellschaft den Antrag zur Untersuchung der Fundplätze von St. Michael gestellt hatte, eine Recognoscirungstour dahin, bei welcher er von Herrn Ant. Burger aus Adelsberg begleitet war[1]). Er fand sowohl auf dem Hügelrücken Pod Mačkovcam als auch auf dem Abhange Za Polšno die zahlreichen Spuren der Raubgräberei der früheren Jahre. Seine am 9. und 10. September ausgeführten Versuchsgrabungen auf den Grundstücken des Martin Schantel (Pod Mačkovcam) und des Jos. Klement (Za Polšno)ergaben aber, dass doch noch einiges Terrain für eine regelrechte Untersuchung übrig geblieben war.

Pod Mačkovc ergab 5 Brandgräber in unregelmässiger Gruppirung, 1—3 m von einander entfernt. Sie liegen 50—80 cm tief und bilden 20—60 cm tiefe, 40 bis 70 cm breite, unregelmässig cylindrische Gruben, welche in den gewachsenen humösen Boden und zum Theil in den darunter liegenden dünnplattigen mergeligen Sandstein gegraben sind. Von diesen Gruben sind 4 nicht ausgekleidet, eine ist in ihrer unteren Hälfte mit faustgrossen Steinen rundum ausgelegt.

Sie sind vollständig mit Kohle und Asche erfüllt, in welcher man wenig calcinirte Knochen und

[1]) Die folgenden Angaben über die Ausgrabungen des Jahres 1885 beruhen auf freundlicher Mittheilung des Herrn Custos Szombathy.

die Beigaben verstreut findet. Die Bronzen sind allem Anscheine nach bereits zerbrochen in das Grab gelangt.

Um den oberen Rand dieser Grabkessel findet sich (in 50—80 cm Tiefe) in der Regel ein Saum von Kohle und Asche und über diesem eine Schichte von faust- bis kopfgrossen Steinen. Man ersieht hieraus, dass zuerst eine 50—80 cm tiefe und 1 bis 1·5 m breite Grube und am Grunde derselben das engere eigentliche Grab gegraben worden war.

Unter den in diesen 5 Gräbern gefundenen Beigaben befindet sich kein eiserner Gegenstand. Dagegen einige grosse Certosafibeln, Bronzeringe, Emailperlen.

Die Gräber Za Polšno waren in gleicher Weise wie die vorigen angelegt. Vier enthielten gar keine Beigaben, zwei waren mit eisernen Waffen ausgestattet, u. zw. enthielt das eine 2 gleiche Lanzenspitzen, von welchen eine gebrochen, die andere ganz, aber gekrümmt war, das andere 2 ungleich grosse Lanzenspitzen (resp. 1 Lanzen- und 1 Wurfspeerspitze) und 1 Beil.

In den folgenden Tagen setzte Herr Burger die Grabungen an den beiden in Angriff genommenen Stellen so weit, als der intacte Boden reichte, fort und machte ausserdem den ersten Grabungsversuch Pod Kazulem.

Trotz der Schritte, welche bei den Grundbesitzern und beim Gemeindevorsteher gemacht wurden, um der eingerissenen Raubgräberei Einhalt zu thun, gelang es nicht, derselben beizukommen, und als Herr Szombathy am 1. Mai 1886 St. Michael abermals besuchte, um ein Programm für die in's Auge gefassten umfassenderen Ausgrabungen vorzubereiten, fand er an mehreren Stellen, vor Allem aber auf dem Grunde des Klement (Za Polšno), den Raubbau auf jene Terrainreste ausgedehnt, welche für eine systematische Untersuchung zuerst in's Auge zu fassen gewesen wären. Musste hiemit die Hoffnung auf grössere zusammenhängende Funde aufgegeben werden, so blieben doch noch mehrere Stellen, auf welchen eine Nachlese gesucht werden konnte.

So zeigten sich auf dem westlichen Abhange des Grad reichliche Anhäufungen von Asche und Holzkohlen mit Topfscherben.

Glücklicherweise gelang es Herrn A. Burger, einen Theil der von den Raubgräbern erbeuteten Funde der Prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums zu sichern.

Im Ganzen wurden im Herbste 1885 177 Gräber geöffnet, u. zw. 49 Pod Mačkovcam, 84 Za Polšno und 44 Pod Kazulem. Weitaus die Mehrzahl derselben enthielt jedoch nichts als Brandasche in unregelmässigen, 40—70 cm unter der Erdoberfläche liegenden, 30—60 cm breiten und 20—40 cm tiefen Gruben, welche manchmal mit Schotter oder grösseren Steinen überdeckt waren. Die folgenden Angaben entnehme ich den von Herrn Burger nach Herrn Custos Szombathy's Anleitung geführten Aufschreibungen und ergänze sie nach dem mir vorliegenden Fundmateriale.

a) Za Polšno.

Lieferte 3 Serien von 31, 4 und 49 Gräbern; hier werden nur jene herausgehoben, von welchen Fundstücke vorliegen. Es sind dies:

Ser. I. *Grab 5:* 2 Perlen.

Grab 6: Fragmente einer vom Feuer zerstörten Certosafibel und eines Armringes aus Bronze.

Grab 9: Eiserne Lanzenspitze, 32 cm lang (davon die Dülle 7·5 cm).

Grab 10: Eiserne La Tène-Fibel, zerbrochen; 2 grosse gelbe Perlen von 3 cm Durchmesser, mit doppelten Reihen von Augen aus weissem und blauem Email, die eine zerbrochen, die andere zerschmolzen, eine kleinere blaue und eine bikonische Bronzeperle.

Grab 11: Fuss einer grossen bronzenen Certosafibel.

Grab 13: Halsring aus Bronze, Durchmesser 12·5 cm; Rest einer Certosafibel.

Grab 16: Unkenntliche Bronzereste, eiserne Klammer.

Grab 19: Eiserne Lanzenspitze, derart zusammengebogen, dass das Blatt die Dülle berührt und die Spitze wieder zum Ende der letzteren zurückkehrt, bei 49 cm lang, das Blatt 4·3 cm breit, dabei Reste einer kleinen bronzenen (Certosa?-) Fibel.

Grab 21: Bronzespuren von einer Fibel (und Ringen?).

Grab 23: Desgleichen, ferner 2 kleine Perlen.

Grab 25: Eiserne Lanzenspitze, 47 cm (das Blatt nur 15·5 cm) lang, nicht zusammengebogen.

Grab 29: 3 kleine Perlen, mehr oder minder vom Feuer angegriffen.

Ser. II. *Grab 2:* Fragment eines dünnen Bronze-Armringes.

Grab 4: Fragmente einer Certosafibel, ferner 1 (vielleicht zu derselben gehörige) gelbe Perle mit einer Doppelreihe weisser und blauer Augen, an einer Bronzeachse steckend.

Ser. III. *Grab 1:* Verbogener, 1 cm dicker Bronzestab (Fibelbügel?), an dessen Ende ein Bronzelappen durch umgewundenen Draht befestigt ist.

Grab 2: Die beiden Knöpfe einer grossen Certosafibel.

Grab 9: Gänzlich zerschmolzene, grosse, gelbe Glasperle mit weissen und blauen Augen.

Grab 11: Unkenntliche Bronzespuren (von einer Certosafibel?).

Grab 15: Fragmente eines stabrunden bronzenen Oberarmringes mit übereinandergreifenden Enden.

Grab 17: Fuss einer sehr grossen Certosafibel.

Grab 18: Gebogener Bronzestab (Ringfragment).

Grab 19: Verbogenes Bronzeblechfragment.

Grab 21: Certosafibel, 13 cm lang, mehrere gebogene runde Bronzestäbe (Fragmente von Hals- oder Oberarmringen).

Grab 22: Rest einer eisernen Lanzenspitze.

Grab 23: Fragment eines bronzenen Oberarmringes mit Sförmigem Ende und Spirale (wie 25).

Grab 24: Bruchstück einer grossen eisernen La Tène-Fibel, 8·5 cm lang.

Grab 25: 2 stabrunde bronzene Oberarmringe (Durchmesser 11·3 cm), mit übereinandergreifenden Enden; das obere Ende ist zuerst nach rückwärts, dann nach vorwärts umgebogen und endet in einer Spirale. Ferner der Bügelknopf einer Certosafibel.

Grab 26: Eiserne Lanzenspitze (Dülle und Spitze fehlt), 17·5 cm lang; bronzene La Tène-Fibel mit um das Bügelende geschlungener Sehne und nicht mit dem Bügel verbundenem Schlussknopf.

Grab 28: Stark beschädigte eiserne Lanzenspitze; schöne bronzene Certosafibel von der selteneren, Taf. VI, Fig. 2 abgebildeten Form, 11·7 cm lang, loser Bügelknopf einer noch grösseren Certosafibel der gewöhnlichen Form, Durchmesser 2·5 cm.

Grab 29: Schlanke, eiserne Lanzenspitze, mit starker Mittelrippe, wohl erhalten, nur leicht gekrümmt und an der äussersten Spitze etwas verbogen, 40 (davon die Dülle 14) cm lang, das Blatt im Maximum 3·8 cm breit.

Grab 30: Fragment einer sehr langen, eisernen Lanzenspitze jenes charakteristischen, seltenen La Tène-Typus, bei welchem zwischen Dülle und Blatt ein langgedehnter, vierkantiger Eisenstab auftritt. Dieser ist hier mitten entzwei gebrochen und nur die untere Hälfte erhalten; fragmentirte eiserne La Tène-Fibel mit doppelter Spiralwindung an jeder Seite des Bügelendes und zurückgebogenem, am Ende hülsenartig den Bügel umfassendem Schlussstück.

Grab 31: Fragmente bronzener Oberarm- oder Halsringe, mit Sförmigem Ende und einer Certosafibel; ferner eine ganze Certosafibel, 15 cm lang, deren Bügel lose in einem cylindrischen (aus einem 4 mm breiten Bronzeblechstreifen in circa 15 Windungen gebildeten), 8 cm langen, 2·5 cm breiten Spiralwulste steckt (Taf. VI, Fig. 27).

Grab 32: Drei kleine blaue Glasperlchen mit weissen Augen.

Grab 33: Eiserne Lanzenspitze mit starker Mittelrippe und geradlinig begrenztem Blatte, 32·7 (davon die Dülle 11) cm lang, das Blatt unten 3·7 cm breit; eines jener in St. Michael verhältnissmässig häufigen Waffenstücke, die sich in ihrem Brandkohlenbett so wohl erhalten haben, dass man noch die ursprüngliche Schärfe des Metalls, sowie andere Details der Ausführung erkennen mag. Bronzene Certosafibel der gewöhnlichen, für diesen Fundort charakteristischen Form, 16·3 cm lang.

Grab 34: Fragment einer ebensolchen Certosafibel und mehrerer dicker, gebogener Bronzestäbe (Halsringe).

Grab 35: Scheibenförmiger Zierat aus Bronze, 4·2 cm Dm., mit einem kleinen Wulst am Rande und um das 1·7 cm breite Mittelloch; hatte an einer jetzt abgebrochenen Randstelle ein zweites, kleines Loch zum Anhängen.

Grab 37: Certosafibel der gewöhnlichen Form, 11 cm lang; stabrunder, bronzener Oberarmring mit S- und spiralförmigem Ende; kleine Bronzestab-Fragmente.

Grab 38: Fragmente kleiner, spiraliger Handgelenkringe (Dm. 4·7 cm) aus bandförmigen, 6 mm breiten Bronzestreifen, wahrscheinlich 2 Ringe.

Grab 39: Ausserordentlich (54·5 cm) lange, eiserne Lanzenspitze des oben (Grab 30) gedachten Typus, wohlerhalten, jedoch ziemlich verkrümmt. Die Dülle misst nur 10, der vierkantige Stab (Hals 1·9 cm breit) 28, das nur 2·8 cm (max.) breite Blatt 16·5 cm Länge, eine höchst eigenthümliche, an das Pilum und die späteren germanischen Wurfspeere erinnernde Waffe (Taf. V, Fig. 9); eiserner Speerschuh, konisch, 5·3 cm lang, unten durch den Gebrauch abgestumpft; verkrümmter Eisennagel, 4·5 cm lang, mit hütchenförmigem, 2·7 cm breitem Kopfe; bronzener Halsring, mit spiralig eingerollten Enden, Dm. 16 cm, circa 5·5 cm weit offen, aus einem runden, 8 mm starken Bronzestab; Handgelenkring, Dm. 7·7 cm, aus einem runden, 4 mm starken Bronzestab; ferner andere Bronzestab-Fragmente und 4 weisse, mit gelbbraunen Augen verzierte Glasperlchen.

Grab 40: Fragment einer bronzenen Certosafibel; weisse Glasperle mit 3 blassrosafarbenen Augen, Dm. 1·3 cm.

Grab 42: Cylindrischer bronzener Fingerring, Dm. 2·8 cm, aus einem 4 mm starken, 12 mm breiten Reifen; blaues Glasperlchen mit weissem Zickzackstreifen.

Grab 45: Eisenklammer.

Grab 47: Fragment einer Certosafibel.

b) Pod Kazulem.

Hier wurden in 2 Serien 24 und 30, wohl ausschliesslich intacte Gräber geöffnet, von welchen die Mehrzahl Funde ergab. Es waren dies:

Ser. I. *Grab 1:* Grosse rothe Urne, bauchig, mit bogenförmigen, etwas abstehenden Wülstchen verziert, zerbrochen; dickrandige Thonschale, ebenso; Fragmente einer bronzenen Brillenfibel.

Grab 2: 1 Brillenfibel und 1 winziges Glasperlchen (3·5 mm Dm.).

Grab 3: Kleine Thonschale, 6·5 cm hoch, 16 cm breit.

Grab 4: Eisenfragmente (von einer Bogenfibel).

Grab 5: Fragmente von 2 Brillenfibeln, einer grösseren von 5 und einer kleineren von 4·3 cm Scheibendurchmesser; kleine Bronze- und Eisenfragmente.

Grab 7: Thonschale mit 4 Doppelwärzchen am Rande, 8·5 cm hoch.

Grab 8: Kleine Bronze- und Eisenreste.

Grab 10: Thonschale mit Randwärzchen, 6·5 cm hoch; Bruchstücke zweier Brillenfibeln, eines stabrunden, eisernen Hals- oder Oberarmringes von geringer Stärke, einer eisernen Bogenfibel ohne zweite Bügelschleife; ferner ein hohles, dreieckiges Bronze-Anhängsel, 2·5 cm lang.

Grab 11: Thonschale, 8 cm hoch; Bruchstücke zweier Brillenfibeln von ungleicher Grösse; hohles, dreieckiges Bronze-Anhängsel.

Grab 16: Thonschale, 7·5 cm hoch, 19 cm breit; eiserne Bogenfibel, mit zweiter Schleife über dem dreieckigen Nadelhalterblatte, Spannweite 9·2 cm, aus einem feinkantig geschmiedeten Stabe.

Grab 17: Bruchstücke einer grossen Thonschale; ein Stückchen Bronze.

Grab 20: Bronzene Bogenfibel von grosser Spannweite, nur die obere Hälfte erhalten, aus einem am Bügel 4·5 mm starken Drahte.

Grab 22: Sehr grosse, dünnwandige, bauchige Urne aus gelbrothem Thon; Thonschale mit doppelten Randwärzchen, beide in Fragmenten; Brillenfibel; bronzene Bogenfibel von grosser Spannweite, untere Hälfte mit kleinem dreieckigen Nadelhalter ohne zweite Schlinge, etwas verbogen; könnte mit dem im Grabe 20 enthaltenen Fragment ein Stück gebildet haben; Endstück eines sehr dünnen, eisernen Halsringes mit umgerollten Enden; Fingerring aus Bronzeblech; andere Eisenfragmente.

Grab 23: Thonschale, 8·5 cm hoch.

Ser. II. *Grab 1:* Eisennadel (von einer Bogenfibel?), 10·7 cm lang.

Grab 2: 2 eiserne Handgelenkringe, Dm. 7·5 cm.

Grab 9: Bronzespirale aus dünnem Draht (von einer Brillenfibel?).

Grab 12: 2 Eisenstiften, 1 Bronzenadelfragment.

Grab 13: Fragmente einer Brillenfibel aus starkem Draht und eines bronzenen Handgelenkringes.

Grab 14: Kleine eiserne Bogenfibel, fragmentirt; Spannung circa 7 cm.

Grab 15: Bruchstücke einer grossen rothen Urne; zwei Brillenfibeln von ungleicher Grösse (Scheibendurchmesser der einen 3·8, der andern 3·2 cm); Fragment eines eisernen Handgelenkringes.

Grab 16: Brillenfibel, 11 cm lang; Bruchstück eines bronzenen Handgelenkringes.

Grab 17: Kleines Eisenblechfragment.

Grab 21: Halber bronzener Handgelenkring, mit Gürteln von Querrillen, Dm. 7·4 cm, massiv, 7 mm stark; Eisennadel mit gerolltem Oehr, 7·7 cm lang.

Grab 23: Grosse, bauchige, braune Urne in Fragmenten; zerbrochene Thonschale, 8·2 cm hoch; Eisennadel mit gerolltem Oehr und einer Biegung unterhalb desselben (Gewandnadel), 9·2 cm lang.

Grab 24: Grosse rothe Urne, am stark gewölbten Bauch mit bogenförmig gekrümmten Wülstchen verziert, in Fragmenten; Bruchstücke einer rothen Thonschale; birnförmiger Thonwirtel, 2·5 cm hoch, 3·3 breit; Bruchstücke einer eisernen Bogenfibel, einer bronzenen Brillenfibel und eines beilförmigen, hohlen Bronze-Anhängsels.

Grab 25: Thonschale in Fragmenten.

Grab 26: Fragmente einer bronzenen Brillenfibel.

Grab 27: Thonschale, 10 cm hoch, mit 1 cm starker Wandung und 1·6 cm dickem Boden; Bruchstücke einer Brillenfibel; ganzer bronzener Handgelenkring, offen, 6·7 cm breit, aus einem leicht nach auswärts gewölbten, in der Mitte 2 cm breiten, gegen die Enden bis zu 1 cm abschmalenden Blechstreifen.

c) Pod Mačkovcam.

Hier wurden 8 Brandgräber geöffnet, von welchen 4 Beigabenreste enthielten, und zwar:

Grab 2: 2 Glasperlen (1 grosse, blaue, im Feuer zerstört und 1 kleine, blaugrüne, mit weissblauen Augen).

Grab 3: Bruchstücke eines bronzenen Oberarmringes mit Sförmig zurückgebogenem Spiralende.

Grab 4: 6 blaue Glasperlen (4 kleine, 2 grössere, eine der letzteren mit gelbem Zickzackband); flacher Bronzeknopf (von einer Certosafibel?).

Grab 7: Bruchstücke einer Certosafibel und eines Oberarmringes mit Sförmigem Ende.

d) Mačkovc (Mačtouz).

Diese Fundstelle ergab in 3 Serien 9, 10 und 22 Gräber. Es lieferten:

Ser. I. *Grab 2:* Fragmente einer Certosafibel.

Grab 3: 10 gelbe Glasperlen von verschiedener Grösse bis zu 2·2 cm Dm., sämmtlich mit doppelten Reihen weissblauer Augen, 2 ganz, die übrigen zerbrochen; 1 lichtgrüne, mit doppelter blauweisser Augenreihe, 1 lichtgelbe und 1 dunkelblaue mit emaillirten Zickzackbändern.

Ser. II. *Grab 4:* Zerbrochene Thonschale mit eingebogenem Rand, 8·5 cm hoch (gleich denen vom Grabfelde „Pod Kazulem").

Grab 5: Eisennagel, vierkantig, 7 cm lang.

Grab 7: Fibelbügel aus Bronzeblech, leicht convex, halbkreisförmig gebogen, in der Mitte 1·9 cm breit, gegen die Enden abschmalend, mit kleiner Nadelscheide und einer aus Eisen angesetzten Nadelschleife (Taf. VI, Fig. 26); Brillenfibel, 6·8 cm lang; Bruchstück eines eisernen Handgelenkringes.

Grab 8: Bronzering, Dm. 3·8 cm, mit 7 peripherischen Ansätzen; Bruchstück einer eisernen Bogenfibel; blaues Glasperlchen.

Ser. III. *Grab 2:* Fragmente eiserner Handgelenkringe und eines krummen Eisenmessers (?).

Grab 3: 2 eiserne Handgelenkringe, eine eiserne Bogenfibel, 8 cm weit, die Schleife aus 4kantig geschmiedetem Draht; Bruchstücke einer bronzenen Fibel, 2 kleine blaue Glasperlen (die eine mit gelben Ringen geziert).

Grab 6: Bronzene Schmucknadel, 8·3 cm lang, mit 2 kleinen Schwellungen unter dem nietenförmigen Kopfe.

Grab 7: Einige Eisenfragmente von Ringen oder Fibeln.

Grab 9: Fragmente einer bronzenen Schmucknadel.

Grab 11: 2 bronzene und 2 eiserne Handgelenkringe; bronzene Bogenfibel aus dünnem Draht, der Bügel stabrund, die Schleife 4kantig, 8 cm weit, 5·5 cm hoch; Fragment eines Bronzeringes mit kleinem Oehr; andere Eisenfragmente (darunter solche von einem cylindrischen, 2·9 cm hohen Handgelenkring).

Grab 12: Eiserne Bogenfibel, 8·5 cm weit.

Grab 13: Brillenfibel, 11 cm lang.

Grab 14: Halber bronzener Handgelenkring, Dm. 6·1 cm.

Grab 15: Fragment einer Bronzenadel mit gerolltem, etwas zurückgebogenem Kopf.

Grab 17: Bruchstück eines eisernen Handgelenkringes.

Grab 18: Fragmentirte bronzene Sichelfibel, circa 7·5 cm weit, das nur 1·5 cm breite Bügelblatt zeigt in der Mitte eine Reihe von eingeschlagenen Punkten, am Rand eine solche von Durchbohrungen für Anhängsel; der entgegengesetzte innere Rand ist rückenartig verdickt.

Grab 19: Bronzenadel-Fragment, 9·2 cm lang.

Grab 21: Gürtelhaken aus doppeltem Bronzedraht.

Meine eigene Erfahrung lässt mich vermuthen, dass unter den vorstehenden, von Herrn Burger untersuchten Gräbern, namentlich auf Za Polšno und Mačkovc sich einige bereits ausgeplünderte befanden, aus welchen nur die den Raubgräbern entgangenen kleineren Objecte und Fragmente gerettet wurden. Wenn aber auch nur eine geringe Zahl von Gräbern über die einstige Ausstattung der verschiedenen Nekropolen wirklich Aufschluss gibt, so sind diese wenigen doch sehr werthvoll, da sie zeigen, welche Formen überhaupt auf diesem Grabfelde vorkommen, so dass man darnach die weitaus überwiegende Menge der von unberufenen Händen in St. Michael erbeuteten Fundstücke nach ihrer Zugehörigkeit bestimmen kann. Die Gräber am Fusse des Kazuls und die zuletzt beschriebenen auf dem Mačkovc nehmen durch ihr höheres Alter eine entschiedene Sonderstellung ein. Die mit Eisenwaffen ausgestatteten Brandgräber scheinen ausschliesslich dem Felde Za Polšno anzugehören. Die durch Certosafibeln ohne Eisenwaffen charakterisirten Gräber vertheilen sich in einem nicht mehr genau festzustellenden Verhältniss auf Za Polšno und Pod Mačkovcam. Ich sehe mich daher genöthigt, in dem dritten der weiter unten folgenden Abschnitte ungeschieden dasjenige anzuführen, was von diesen beiden Begräbnissplätzen ohne nähere Fundangabe vorliegt.

3. Ausgrabungen im Jahre 1886.

Zur Bergung der Nachlese, welche bei den geschilderten misslichen Umständen allein noch erwartet werden konnte, begab ich mich im September 1886, abermals begleitet und unterstützt von Herrn A. Burger, auf 3 Wochen nach St. Michael und liess an den verschiedensten Stellen des Grad und seiner Umgebung theils intacte, theils bereits systemlos ausgeplünderte Plätze, an welchen noch Funde zu hoffen waren, durchgraben. Dabei ergaben sich:

a) Za Polšno.

12 noch erkennbare einzelne und mehrere durch Raubgräberei zerstörte Brandgruben, 50 cm bis 1 m tief, ohne Verkleidung durch Steine, mit Asche und Kohlenstaub gefüllt, theilweise bereits sondirt und vielleicht auch einzelner Beigaben beraubt. An Beigaben enthielt:

Grab 1: 1 bronzenen Fingerring, breit, cylindrisch.

Grab 2: Fragmente von 2 grossen Certosafibeln, 1 Bronzefingerring, 1 Bronzespirale vom Ende eines Halsrings.

Grab 3: Fragmente einer kleinen Certosafibel.

Grab 4: 1 längere und 1 kürzere Lanzenspitze, 1 einschneidiges krummes Schwert, 1 Beilklinge; sämmtlich von Eisen.

Grab 5: Fragmente von 1 Bronze-Armreif, 1 Certosafibel, 1 bronzenen Fingerring.

Grab 6: 1 kleine bronzene Armbrustfibel, Fragment einer Certosafibel, 2 blaue Glasperlen.

Grab 7: kleine Kettenglieder aus Bronze, 1 lichtblaugrüne Glasperle mit dunkelblauen, weiss verzierten Augen.

Grab 8: Bruchstück einer grossen Certosafibel.

Grab 9: Desgleichen.

Grab 10: Desgleichen, besser erhalten.

Grab 11: 1 eiserne Lanzenspitze (das Grab war bereits geöffnet und enthielt wohl mehr als dieses eine Stück).

Grab 12: Bruchstücke zweier Certosafibeln, eines Armreifes und eines Fingerringes aus Bronze, 1 gelbe Glasperle mit blauen Augen.

Die zerstörten Gräber enthielten noch: 28 Glasperlen und Fragmente solcher, darunter 2 sehr grosse, verschieden gefärbt, mit Augen- oder Zickzackverzierung, 1 mit Buckeln, ferner Fragmente von Certosafibeln, einer eisernen Nadel und 1 Stück Bronze von unkenntlicher Gestalt.

b) Pod Kazulem.

Dreierlei Bestattungsweise: 1. in offenen Brandgruben, wie auf dem Felde Za Polšno; 2. in Urnen, welche manchmal mit umgestürzten Schalen zugedeckt waren; selten fand sich in einem kleinen Abstand vom oberen Rand der Urne ein flacher Feldstein darübergelegt. Die Urnen enthielten den Leichenbrand (Asche, Kohle und calcinirte Knochenstückchen, manchmal auch Schneckengehäuse) und die fast immer vom Feuer angegriffenen Beigaben; 3. in ganzen Skeletten, welche leicht mit Erde und darüber mit unregelmässigen flachen Feldsteinen (6 bis 8 Stück) zugedeckt waren. Die Skelette lagen auf dem Rücken mit dem Kopfe nach Osten, den Füssen nach Westen, genau in den Zwischenräumen der Brandgruben oder Urnengräber, da wo sie im Folgenden angegeben sind. Das erste (8) war über 2 m lang, das nächste (9) von einem Kinde, das dritte (20) von einem mittelgrossen Erwachsenen.

Grab 1: Urne mit Deckelschale, 1 grössere, 1 kleinere Brillenfibel, 1 Bronzenadel, 1 eiserner Armreif in Fragmenten, verzierte Bronzeblech-Bruchstücke.

Grab 2: Dickwandige rothe Urne, dünne rothe Schale, 1 eiserner Armring, 1 grosse Brillenfibel in Bruchstücken, 1 lichtblaues Glasperlchen.

Grab 3: Urne und Schale in Trümmern, Bruchstücke einer bronzenen Halbmond- oder Sichelfibel mit Anhängseln, wovon 1 Kette und einige Bleche erhalten. Fragmente einer Armbrustfibel, zweier Brillenfibeln, einer Bronzenadel, etliche Glasperlen.

Grab 4: Brandgrube ohne Gefässe, 2 Bogenfibeln, 4 Armringe, einige unkenntliche Fragmente aus Eisen, 1 glockenförmiges Bronze-Anhängsel.

Grab 5 und *6*: Brandgruben dicht nebeneinander, Beigaben nicht zu trennen; Bronzefragmente von einer Halbmond- oder Sichelfibel, 1 Brillen-, 1 Armbrustfibel, Anhängseln und 1 Bronze-Armreif.

Grab 7: Rothe Urne mit Deckelschale; 1 Brillenfibel, ganz, und Bruchstücke einer zweiten; 2 eiserne Bogen- und 1 bronzene Armbrustfibel in Fragmenten; zerstörtes Armband aus doppeltem, gefalztem Bronzeblech und andere unkenntliche Bronzeschmuckstücke; massiver Armreif aus Bronze; 2 grosse Emailperlen aus rostbrauner Masse mit gelben concentrischen Ringen, 1 ganz, 1 zerschmolzen; 1 geschnitztes und durchbohrtes Knochenstückchen (Perlenschnurhälter).

Grab 8: Skeletgrab ohne Beigaben.

Grab 9: Desgleichen.

Grab 10: Brandgrube ohne Gefässe; 2 eiserne Handgelenkringe, dreieckiges Blechanhängsel an langem bronzenen Kettchen.

Grab 11: Brandgrube: 12 runde Bronzeschüppchen mit centralem Oehr an der concaven Unterseite; 3 geschnitzte länglich-vierkantige Knochenstückchen mit Kreisornament und Reihen von Durchbohrungen (Perlenschnurhälter).

Grab 12: Urne fast ganz zerstört, in derselben etwas Pech, sonst keine Beigaben.

Grab 13: Rothe Urne mit Deckelschale; Leichenbrand ohne Beigaben.

Grab 14: Brandgrube; 2 massive Bronze-Handgelenkringe.

Grab 15: Rothe Urne mit Leichenbrand, Schale als Deckel, kleiner Topf als Beigefäss; im Leichenbrand: 1 eiserne Bogenfibel; 2 massive Bronze-Armringe; Kettenfragmente und ein dünnes Ringlein aus Bronze.

Grab 16: Brandgrube; kleine eiserne Bogenfibel, 2 massive Bronze-Armringe; 1 glockenförmiges Bronze-Anhängsel, Bruchstück eines bronzenen Knoten-Armreifs, diverse Bronzefragmente (Draht und Blechstückchen).

Grab 17: Brandgrube; eiserne Bogenfibel, bronzene Brillenfibel, Eisennadel mit gerolltem Ende, schuppenförmiges Bronzeknöpfchen, Bronzespiralscheibe.

Grab 18: Rothe Urne mit grauer Deckelschale, Leichenbrand ohne Beigaben.

Grab 19: Rothe Urne mit Leichenbrand ohne Beigaben.

Grab 20: Skeletgrab mit dem Bruchstück eines offenen eisernen Halsreifen.

Grab 21: Brandgrube; Fragmente zweier Brillenfibeln und ein Stückchen Bronzeblech.

Grab 22: Brandgrube; 1 Bogenfibel und 1 Armring aus Eisen, beide zerbrochen, 1 Bronzenadel mit mehreren Knöpfen, ebenso.

Grab 23: Brandgrube; Bruchstücke zweier Brillenfibeln und einer Bronzenadel mit gerolltem Ende.

Grab 24: Brandgrube; Bruchstück eines bronzenen Halsrings; Blechfragmente.

Grab 25: Desgleichen. Bronzene Bogenfibel fragmentirt, 1 Bronzeschüppchen mit Oehr.

Grab 26: Desgleichen. Ein zusammengebogenes längliches Stück dünnen Eisenblechs.

Grab 27 und *29:* Brandgruben, deren Inhalt so vermengt war, dass die Beigaben nicht zu trennen sind; aus Eisen: ein Armreiffragment, Bügel- und Nadelbruchstück einer Bogenfibel; aus Bronze: 1 Brillenfibel, Nadelbruchstücke, Fragment einer Sichelfibel.

Grab 29: Brandgrube; 2 grosse eiserne Bogenfibeln, 1 zerstörte Brillenfibel.

Grab 30: Brandgrube; Bronzenadel-Fragment; Bruchstück eines eisernen, nach abwärts gekrümmten Messers, 1 Eisenblechstück.

Zehn fernere Gräber, welche zum Theil zwischen den vorigen lagen, enthielten weder Gefässe noch Beigaben oder nur geringe Spuren einer vom Brande völlig zerstörten Ausstattung der Leiche. Der Eintritt schlechter Witterung gegen das Ende des Monats nöthigte mich, die Arbeit abzubrechen und einen kleinen Streifen des Feldes den Arbeitern, die ich bei der Ausgrabung beschäftigt hatte, zur späteren Durchsuchung zu überlassen. Die hier gefundenen Gegenstände gelangten durch Vermittlung des Herrn A. Burger in die prähistorische Sammlung des k. k. Hofmuseums. Sie stammen aus folgenden Gräbern, in welchen namentlich die Urnen, weil sie tiefer lagen, besser erhalten waren.

Grab 31: Urne mit Deckelschale. 1 grosse und 1 kleinere Brillenfibel, fragmentirt; zur ersteren gehört ein Bronzescheibchen, welches die inneren Windungen der einen Spirale verdeckte; das zweite ist nicht erhalten.

Grab 32: Urne mit Deckelschale. 1 Brillenfibel 2 eiserne Bogenfibeln, 1 breiter eiserner Armring, fragmentirt.

Grab 33: Urne mit Deckelschale. 1 Bogenfibel aus Eisen, 2 Armringe aus Bronze, 2 (Ohr-) Ringe aus dünnem Eisendraht, 1 blaue Glasperle.

Grab 34: Zerstörte Urne, darin Leichenbrand und 1 Schleifstein aus gelbem Sandstein.

Grab 35: Skeletgrab mit dem Fragment eines offenen eisernen Armreifens.

Unter der Bezeichnung „aus verschiedenen Gräbern" enthielt dieser Nachtrag ferner 2 eiserne Bogenfibeln, 1 ganze und 1 zerstörte Brillenfibel, 1 Eisennadel mit gerolltem Oehr, 1 Bronze-Armring, zahlreiche kleine Eisen- und Bronzefragmente, blaue und grüne Emailperlen und Bruchstücke solcher, ferner einen halben Steinhammer, der angeblich Pod Mačkovcam gefunden wurde.

c) Grad und Mačkovc.

Nachdem die Erfolglosigkeit weiterer Anstrengungen auf dem Felde Za Polšno hinlänglich constatirt war, wurden, vor dem Angriff auf die Fundstelle Pod Kazulem, an verschiedenen Stellen des Grad und seiner Aussenwerke Einschnitte gemacht, die aber ein vorwiegend negatives Resultat ergaben. Spuren von Kohle und schlecht gebrannter Thongefässe zeigten sich am östlichen Abhange des Kazul,

Brand-, wahrscheinlich Herdgruben mit angebrannter Erde, Kohle und einem Stückchen Bronze (von einer Certosafibel) auf der mit Gebüsch und Farnkraut bedeckten Hügelkuppe, die in der nordöstlichen Ecke des Kärtchens S. 218 ersichtlich ist. In dem Thaleinschnitte, welcher den Hügelrücken Pod Mačkovcam südöstlich begleitet, wurden an einer Stelle, wo angeblich kurz vorher ein Helm und andere Bronzen von Raubgräbern erbeutet worden waren, einige Brandgruben geöffnet, die aber ausser Asche und Kohle nichts enthielten. Auch der Hügelrücken selbst ergab keine weiteren Funde. Innerhalb der beiden Schenkel des gekrümmten Walles an der Nordwestecke des Grad, wo Hochstetter und Deschmann einen Skeletfund verzeichnen, kamen nur spärliche Fragmente ungedrehter Thongefässe zum Vorschein, wie sie als Reste der alten Ansiedlung wohl über die ganze umwallte Fläche derselben zerstreut liegen mögen. Bemerkenswerther erscheint der Fund zahlreicher Thongefässfragmente, welche auf dem Mačkovc, dem nordwestlichen, zum Theil von natürlichen Felsmauern umgürteten Aussenwerk des Grad in den mit Erde und Graswuchs bedeckten Felsspalten des Karstbodens zerstreut lagen. Hier zeigten sich nicht nur Bruchstücke solcher Gefässe, wie sie in den Gräbern Pod Kazulem als Urnen und Deckelschalen verwendet sind, sondern auch Reste grosser dickwandiger Weinkrüge aus feinem gelbem Thon (dolia) und kleiner an den Rändern scharf profilirter Töpfe aus lichtgrauem, mit Sand gemengtem Material, die zum Theil mit Sicherheit auf eine sehr späte Periode bezogen werden dürfen. Am Nordrande der kleinen Hügelfläche konnte auch ein Brandgrab constatirt werden, das ausser calcinirten Knochenstückchen nur Spuren fast ganz zerstörter eiserner Beigaben enthielt. Zu Fortsetzungen waren alle diese Versuche so wenig einladend, dass nach Einbringung der Maisernte die Arbeit sofort auf das nunmehr frei gewordene Gräberfeld Pod Kazulem verlegt wurde.

III. Verzeichniss der Funde.

Der folgenden Aufzählung und Beschreibung des mir zugänglichen Fundmaterials liegen die beiden in Wien befindlichen Sammlungen prähistorischer Gegenstände aus St. Michael zu Grunde. Die eine, im k. k. Hofmuseum, stammt zum grösseren Theil aus den Grabungen der Anthropologischen Gesellschaft, zum kleineren aus Ankäufen des Museums, die andere im Besitze Sr. Durchlaucht des Prinzen Ernst zu Windischgrätz, dem hier für die liebenswürdige Bereitwilligkeit, mit welcher er diesen Theil seiner reichen Collectionen zur Publication zur Verfügung stellte, auf's Wärmste gedankt sei, ist ebenfalls theils durch eigene Grabungen Sr. Durchlaucht, theils durch Ankäufe erworben. In der Sammlung Windischgrätz ist von den im II. Abschnitte angeführten Localitäten das Grabfeld Pod Kazulem schwächer (nur durch einzelne Stücke), die Nekropole Za Polšno durch auserlesene Serien schöner Eisenwaffen und die Begräbnissstätte Pod Mačkovcam durch ungemein zahlreiche jüngere „Hallstätter" Bronzen vertreten. Im folgenden Fundverzeichniss sind die im k. k. Hofmuseum bewahrten Stücke und Serien mit Hm., die im Besitze des Fürsten Windischgrätz befindlichen mit Wg. bezeichnet. In den Abschnitten A—C ist, wo keine solche Angabe steht, Hm., im Abschnitt D aber Wg. anzunehmen.

A. Pod Kazulem.

1. Thongefässe.

a) Urnen. Gefunden wurden 1885: 5 Stück, 1886: 14 Stück, davon konnten jedoch bisher nur 10 restaurirt werden (2 der letzteren ohne den Rand, welcher bei der seichten Lage mehrerer Gräber in dem schrägen Terrain durch die Feldarbeit zerstört wurde und gänzlich verschwunden ist); die Fragmente der übrigen liessen die Gefässformen noch mit ziemlicher Deutlichkeit erkennen.

α) Halsurne, aussen und innen roth (Taf. III, Fig. 1), ausgegraben (1885) von A. Burger, Inhalt unbekannt; H. 38·5, Bauchdm. 35·5, Bodendm. 13, Mdgsdm. 25 cm, zwischen Bauch und Hals mit länglichen, horizontalen, durch Eindrücke in 3 Wärzchen gegliederten Ansätzen verziert. Diese in weiter nördlich gelegenen, alpinen und subalpinen Fundorten sehr häufige, auch noch in Watsch wiederholt vorkommende Form ist an unserem Fundort nur durch ein einziges Stück vertreten.

β) Bauchurne, aussen rothgelb, innen schwarz (Taf. III, Fig. 2), Grab 31 (1886). H. 44, Bauchdm. 41·5, Bodendm. 12·3, Mdgsdm. 27·5 cm, hat an zwei einander gegenüberliegenden Stellen, etwas oberhalb der grössten Bauchung, kleine, schräg nach aufwärts stehende Henkelchen; links von dem einen derselben ist eine Reihe von umlaufenden Daumeneindrücken begonnen, die aber nach dem dritten wieder abbricht. Bei der Bildung des Mundsaumes scheint eine Vorrichtung zum Drehen oder zur sonstigen mechanischen Profilirung mitgeholfen zu haben. Diese, allen übrigen Urnen von St. Michael mit geringfügigen Abweichungen gemeinsame Form ist in Watsch sehr selten (meines Wissens nur durch ein rothbemaltes, mit schwarzen Bändern geziertes, nicht am Orte gearbeitetes Stück

vertreten), dagegen in Sta. Lucia, wo sie zu den einheimischen Typen gehört, häufiger (s. Marchesetti, Sta. Lucia, Taf. IV, Fig. 5, 8), nicht aber wie an unserem Fundorte die fast ausschliessliche Form der vorkommenden Aschengefässe. Auch die Technik der von Sta. Lucia stammenden Stücke dieses Typus stimmt genau mit derjenigen unserer, speciell des hier abgebildeten, überein.

γ) Bauchurne, aussen rothbraun, innen dunkelbraun, Grab 32 (1886), H. 37, Bauchdm. 38·4, Bodendm. 13, Mdgsdm. 24·6 cm, hat an denselben Stellen, wie die vorige, zwei in flachen Bogen aufgeklebte Wülstchen, welche jedoch nicht henkelartig abstehen, sondern ganz am Gefässkörper anliegen.

δ) Bauchurne, aussen und innen hellroth, von etwas plumperer Form als die vorigen und ohne Spur eines mechanischen Hilfsmittels bei der Bildung des Mundsaumes, auch ohne jede Verzierung. Grab 33 (1886), H. 43, Bauchdm. 40·3, Bodendm. 15·5, Mdgsdm. 27 cm.

ε) Bauchurne, aussen rothbraun, innen graubraun, den besseren Stücken (β, γ) ähnlich profilirt, unverziert. Grab 1 (1886), H. 32·5, Bauchdm. 32·6, Bodendm. 11·6, Mdgsdm. 22·5 cm.

ζ) Bauchurne, nur der Gefässkörper ohne Rand erhalten, aussen und innen rothbraun, dickwandig, grösser, aber relativ schlanker, als alle übrigen. Grab 18 (1886), Höhe über 50, Bauchdm. 43, Bodendm. 12·7 cm.

η) Bauchurne, gleicher Erhaltungszustand wie bei ζ, aussen und innen graubraun, dickwandig; der Körper dieser Urne nähert sich am meisten unter allen der Kugelgestalt. Grab 19 (1886), Höhe über 40, Bauchdm. 42·5 cm. Die beiden Nachbargefässe ζ und η waren ganz zerdrückt und lagen die Scherben theilweise durcheinander.

Nicht restaurirbar zeigten sich folgende Urnen, von welchen daher auch keine Masse angegeben werden können:

ϑ) Bauchurne, aussen und innen braunroth, ähnlich γ. Grab 7 (1886).

ι) Bauchurne, aussen und innen braunroth, dickwandig, ähnlich β. Grab 2 (1886). Die angeklebten henkelartigen Wülstchen, welche ganz am Gefässkörper anliegen, bilden einen hochaufsteigenden, 5·5 cm breiten Bogen.

κ) Bauchurne, ganz ebenso, Grab 3 (1886). Die Wülstchen bilden ganz flache (fast horizontale) Bogen.

λ) Urne und Beigefäss (Topf), Grab 15 (1886). Von beiden ist nur der Boden erhalten.

μ) Urne, roth, sehr schlecht gebrannt, fast ganz zerfallen. Grab 13 (1886).

Aus den Funden des Jahres 1885 wurden ferner zusammengesetzt:

ν) Bauchurne aus porösem Thon, aussen und innen rothgelb mit kleinen, nur wenig vom Gefässkörper abstehenden Henkelchen; neben dem einen der letzteren laufen 3 rundliche Eindrücke in der Richtung der Peripherie, H. 46·5, Bauchdm. 44, Bodendm. 13, Mdgsdm. 30 cm, Ser. I, Grab 1.

ο) Urne von gleicher Form und Farbe mit Henkelchen, doch ohne Fingereindrücke. H. 45, Bauchdm. 39·7, Bodendm. 12·5, Mdgsdm. 27·6 cm, Ser. I, Grab 22.

π) Urne von gleicher Form, aussen und innen dunkelbraun, henkellos, viel stärker im Thon als die vorigen; H. 33, Bauchdm. 35·5, Bodendm. 13, Mdgsdm. 23·2 cm, Ser. II, Grab 24.

Von den übrigen Urnen sind nur spärliche Bruchstücke erhalten, die aber zumeist erkennen lassen, dass sie dem durch β—δ charakterisirten Typus angehörten. Scherben solcher Gefässe und der zugehörigen Deckelschalen aus seichter gelegenen, durch den Feldbau zerstörten Gräbern lagen häufig auf der Oberfläche umher und konnten in grosser Zahl aufgelesen werden.

b) Schalen. Gefunden wurden 1885: 15 Stück, 1886: 11 Stück; davon wurden bisher 11 Stück restaurirt. Allen gemeinsam ist der eingezogene Rand, die auffallend (oft über 12 mm) starke Wandung und das schlechte Material, welches oft wie eine trockene Sandschichte zwischen den Fingern zerbröckelt. Feiner geformte Exemplare dieses Typus wurden nur auf dem Mačkovc in Bruchstücken aufgefunden. (D. = Durchmesser der Randweitung, d. = Durchmesser des Bodens.

α) 1885. A. Burger, H. 10·4, D. 20·7, d. 8 cm, aussen und innen graubraun, mit einem (den meisten übrigen Stücken fehlenden) Bodenranft.

β) Grab 31 (1886); H. 8, D. 15, d. 5 cm; letzterer kaum erkennbar, da der Schalenkörper fast einen Kugelabschnitt bildet, aussen und innen röthlichgrau.

γ) Grab 32 (1886, Taf. III, Fig. 3); H. 8, D. 20, d. 9·2 cm, aussen und innen schwarzgrau mit einem nasenförmigen, schräg nach aufwärts gerichteten Ansatz am Rande.

δ) Grab 33 (1886, Taf. III, Fig. 4); H. 10, D. 16, d. 10 cm, aussen und innen schwarz, durch Bodenbreite und relative Höhe von den übrigen abweichend.

ε) Grab 18 (1886); H. 8·4, D. 20, d. 9·5 cm, aussen und innen gelbgrau.

ζ) Ser. I, Grab 3 (1885); H. 6·5, D. 16, d. 8 cm, schwarz.

η) Ser. I, Grab 16 (1885); H. 7·5, D. 19, d. 8 cm schwarz, mit besonders stark eingebogenem Rande.

ϑ) Ser. I, Grab 17 (1885); H. 10·2, D. 21·5, d. 9·2 cm, schwarz, gut geformt und geglättet, mit einem kleinen Bodenranft und dreifachem Wärzchen am Rande.

ι) Ser. I, Grab 22 (1885); H. 8·5—9·5, D. 22, d. 8 cm, roth, mit einem doppelten Randwärzchen.

2. Beigaben.

a) Bronze.

α) Brillenfibeln (ca. 37 Stück Hm., 6 Stück Wg., mehr oder minder fragmentirt), stets mit einer ziemlich grossen achterförmigen Doppelschlinge zwischen den beiden Spiralen. In diesem Mittelstück ist der Bronzedraht vierkantig gehämmert. Der Durchmesser der Spiralen schwankt zwischen 2·7 und 6·4 cm. Bei einem Exemplar ist die Nadel separat gearbeitet und im Mittelpunkt der Kopfspirale eingehängt (Reparatur?) Bei zwei grösseren Stücken waren die Spiralen theilweise durch Blechscheiben verdeckt; eine der letzteren ist wohl erhalten, deckelförmig und liess die drei grössten äusseren Spiralwindungen unbedeckt (Taf. III, Fig. 5).

β) Bogenfibeln. Die Form „ad arco semplice“ ist vorwiegend in Eisen vertreten; daneben finden sich jedoch 3 bronzene Exemplare (Hm.). Ebenso spärlich fand sich (in

zwei fragmentirten Exemplaren) die halbmond- oder sichelförmige Bogenfibel, deren breites Blatt am äusseren Rande mit einer Reihe von Löchern versehen ist, in welchen Anhängsel an Kettchen befestigt sind. (Vergl. die bekannten Beispiele bei Sacken, Hallstatt, Taf. XIV, Fig. 15 ff. und Lindenschmit, A. u. h. V., Bd. II, Heft 1, Taf. 4). An dem Vorkommen in Sta. Lucia, Marchesetti, Taf. V, Fig. 10 f. beobachtet man deutlich, wie dieser Typus durch das Aushämmern des Bügels zu einem sichelförmigen Blechstück entstanden ist. Undset hält denselben in seiner ausgebildeten Gestalt für eine specifisch alpine Form, da sie in Italien bisher nicht nachgewiesen wurde.) Eines der Stücke von St. Michael (Taf. III, Fig. 6) war ziemlich gross, circa 10 cm lang, das Blatt 3·4 cm breit, und zeigt in der Mitte, wo sonst eingravirte concentrische Kreise zu stehen pflegen, eine Reihe getriebener Bügel; eines der zugehörigen Kettchen ist 27 cm lang.

γ) Handgelenkringe (15 Stück), stabförmig und kreisrund. 6·3—7·3 cm Dm., 5 Paare dickere und 5 einzelne dünnere, sowohl diese wie jene theils offen, theils geschlossen und mit schwacher, geometrischer Verzierung (als Beispiele s. Taf. VI, Fig. 14 und 15).

δ) Halsring. Bruchstück einer dünnen Torques mit umgerollten Enden.

ε) Schmucknadeln in einer Anzahl von Bruchstücken, theils mit sphärischem Kopf und scheibchenförmigen Verstärkungen unterhalb desselben, theils einfacher, mit gerollten oberen Enden.

ζ) Kettchen in mehreren Bruchstücken, 34 cm lang (Taf. III, Fig. 7). Die Glieder bestehen aus kurzen Bronzedrahtstücken, welche spiralig zu kleinen Wülsten aufgewunden sind.

η) Anhängsel, ein doppelspiralförmiges (Brillenanhängsel mit hochaufsteigender Schleife 4·5 cm lang); mehrere dreieckige (beilförmige), theils einfach aus Blech geschnitten (eines nur 1·4 cm lang, 1·1 cm breit), theils hohl, durch Zusammenbiegen und Einfalzen eines rhombischen Blechstückes gebildet (5 Stück Hm., s. Taf. III, Fig. 8, 3·2 cm lang, 3 cm breit; in Watsch kommen ganz gleiche Stücke sowohl aus Eisen, als aus Bronze vor; in Hallstatt erscheinen die ersteren reihenweise, mit Kettchen an Sichelfibeln befestigt), zum Theil noch mit Resten bronzener oder eiserner Kettchen; ferner ein grösseres, beilförmiges Stück aus dickem, an den Rändern und in der Mitte noch verstärktem Bronzeblech (7 cm lang, unten 6 cm breit, Taf. III, Fig. 9, Wg.), am unteren Rande zum Befestigen fernerer 6 Hängeglieder durchbohrt, am oberen mit einer Kopfscheibe versehen, in welcher der Tragring befestigt ist (ein Analogon zu diesem Hängeglied aus Zwetesch bei Watsch s. in diesen Mitth. Bd. XIII, 1883, Taf. IV.); endlich ein kleines, eimer- oder tropfenförmiges (Taf. III, Fig. 10, Wg.) 3·5 cm lang, massiv. Diese compacten oder hohlen, gegossenen Anhängsel, welche man in Sammlungen hin und wieder als Mittelstücke von Perlenschnüren aufgereiht sieht (vergl. auch Deschmann und Hochstetter l. c. Taf. XIV, 5), waren vielmehr in geschmackvoller, einer heutigen Mode ziemlich ähnlicher Weise an Armbändern eingefügt; Beispiele davon s. in diesen Mitth. Bd. XIV, 1884, Taf. VIII, Fig. 10, aus Prozor; bei Gozzadini, Scavi Arnoaldi Veli, Taf. XI, Fig. 4, aus Bologna und bei Prosdocimi, Not. d. sc. 1882, Taf. VII, Fig. 6, aus Este.

ϑ) Blech- und Drahtfragmente, erstere zum Theil gestanzt, von hohlen Armbändern und dergl., letztere wulstförmig aufgerollt, mit oder ohne Stift (von Armbrustfibeln?).

ι) Bronzeschüppchen, 6 mm breit, concav, innen mit feinem Oehr, zahlreich; sie gehörten zu einem durch den Brand zerstörten Prachtstück, und lagen zusammen mit den geschnitzten und verzierten Knochenstückchen (s. u. *c*).

b) Eisen.

α) Bogenfibeln („ad arco semplice") ca. 18 Stück, meist fragmentirt, Hm.), 8·5—10·5 cm lang und 4—6 cm hoch; s. z. B. Taf. III, Fig. 11. Nur eine derselben (Taf. III, Fig. 12, 9·3 cm lang, 6·2 cm hoch) bildet auch oberhalb des Nadelhalters eine schlecht gerundete Schleife, wobei der spröde Draht theilweise absplitterte.

β) Handgelenkringe, theils stabförmig (ca. 14 Stück) offen oder geschlossen, 4·6—7 cm Dm. (die kleinsten wohl nur für Kinderhände, wenn nicht etwa Ohrringe), theils (2 Stück) cylindrisch, 7 cm Dm., 2·2 cm hoch.

γ) Halsringe, 2 Fragmente, stabrund.

δ) Schmucknadeln mit etwas zurückgebogenem zu einem Oehr eingerolltem Ende, 5 Stück von verschiedener Stärke.

ε) Messer, abwärts gekrümmtes (1 Stück, fragmentirt).

c) Perlen

von verschiedener Grösse, blau mit gelben oder gelb mit blauen und weissen Augen (concentrischen Emailringen) oder blau mit gelben Zickzackstreifen; nur einzelne Stücke oder Fragmente; darunter eine Doppelperle aus dunkelblauem Glas (Taf. VI, Fig. 23) ferner zwei 3 cm im Dm. breite rostfarbene Stücke mit 3mal 3 concentrischen gelben Kreisen (Taf. III, Fig. 13), eine davon ganz zerschmolzen. Hieher gehören auch einige Fragmente beinerner Querbalken von Perlenschnüren (Taf. III, Fig. 14, 15), schmale vierkantige Leisten mit feinen Durchbohrungen für die Schnüre; die Verzierung der Aussenseite besteht in Kreisen mit Centralpunkten. Solche Querbalken aus Bein sammt den dazwischen angereihten Perlchen besitzt Fürst Windischgrätz aus Watsch, wo sie mit dem bekannten (einen Reiterkampf darstellenden) Gürtelblech zusammen gefunden wurden. Vergl. auch Sacken, Hallstatt, Taf. XVII, Fig. 28 f., wo diese Glieder ganz ähnlich und Deschmann-Hochstetter l. c. Taf. XIV, 7, aus Watsch, wo sie in etwas anderer Bildung vorkommen.

B. Za Polšno.

1. Bronzeschmucksachen und Perlen.

a) Certosafibeln, fast in jedem Grabe 1 Stück (zusammen ca. 30), in den zerstörten nur Bruchstücke, aber auch die anderen schlecht erhalten; durchaus ziemlich gross und schwer (Länge, soweit erkennbar, 10·8—13·3 cm, sie gehören daher noch nicht zu den allergrössten bei St. Michael vorkommenden Exemplaren). Ein über 10 cm langes Stück ist durch eine Niete am Bügelende, welches abgebrochen war, reparirt. Bei einem andern sehr grossen Stücke fehlte die charakteristische Verbreiterung des Bügelendes oberhalb des Nadelhalterblattes, welches hier mit Zickzacklinien gravirt ist. Alle übrigen zeigen die für St. Michael charakteristischen Formen dieses Typus, welche wir unten näher kennen lernen wollen.

b) Andere Fibelformen: zweigliedrige Armbrustfibel mit sehr kleinem Bügel, kleines fragmentirtes Exemplar: Taf. VI, Fig. 8. Mittel-La-Tène-Fibel mit einer um das Bügelende geschlungenen Sehne.

Die an manchen Stellen in der Umgebung der zerstörten Gräber auftretenden Reste von Spiral-Brillenfibeln stammen wohl nicht aus jenen Gräbern, sondern aus anderen Theilen des wiederholt umgewühlten Erdreichs.

c) Halsring mit spiralig zurückgewundenen Enden (3 Stücke Hm. in Fragmenten).

d) Oberarmringe mit S- und spiralförmigen Enden (8 Stücke Hm. in Fragmenten).

e) Handgelenkreifen, 2 aus Spiralwülsten, ferner zahlreiche kleine Bruchstücke einfacher Ringe, welche erkennen lassen, dass diese neben den Certosafibeln zu den constantesten Beigaben gehörten. Die aussen eingravirten Ornamente bestehen theils abwechselnd aus schrägliegenden und quergezogenen Linienreihen, theils aus Strichlein und Punkten. Die Breite der Reifen beträgt nur 6—7, ihre Stärke nur 3—4 mm. Bei der für die Erhaltung von Bronzen ungünstigen Beschaffenheit des Bodens sind sie daher auf's Aeusserste zerstört.

f) Fingerringe, cylindrisch (3 Stück). Dm. aussen 2·7 cm, Breite 7, Stärke 4 mm. (Taf. VI, Fig. 16.)

g) Kettchen, ganz zerfallen; die kreisrunden, offenen Glieder 1 cm breit.

h) Scheibenzierat, ringförmig (Anhängsel).

i) Perlen von verschiedener Grösse (ca. 50 Hm.), die grössten, 2·1 cm Dm., stark gelb mit blauen und weissen Augen, andere gelbgrün, blaugrün oder dunkelblau, ebenso oder mit weissen Zickzackstreifen verziert.

2. Eisenwaffen und eiserne Schmuckgegenstände.

a) Lange gerade Schwerter (2 Stück Hm., 1 Stück Wg.). Das erste (Taf. IV, Fig. 1) vom oberen Ende fast bis zur Spitze in der Scheide festgerostet, die Griffangel abgebrochen, die Klinge 73 cm lang, oben (in der Scheide) 6, in der Mitte 5·5, gegen die Spitze, an der Scheidenbruchstelle 5 cm breit, zur leicht abgerundeten Spitze ohne Absatz verlaufend. Oben geht die Klinge nicht wie bei den zwei anderen Stücken mit 2 schrägen Linien in den Griffdorn über, sondern bildet mittelst rechtwinkeliger Absätze eine 4·3 cm breite Zunge, welche nur 2 cm lang erhalten ist. Die aus trefflichem Eisenblech sehr dünn gearbeitete Scheide (Stärke des Schwertes sammt der Scheide in der Mitte nur 7 mm) besteht aus 2 langen Metallbändern, von welchen das eine die Breite der Klinge hat, während das andere mit zwei je 2 mm breiten Randstreifen übergreifend Falzstellen bildet, die an der Gegenseite durch Einkerbungen nachgeahmt sind. Am oberen Rand der Scheide erkennt man die charakteristische glockenförmige Contour, welcher ein runder Ausschnitt des untern Griffendes entsprach. Das Stück ist der Länge nach in einen flachen Bogen gekrümmt, wobei die Scheide, soweit sie erhalten ist, nicht die geringste Verletzung erlitt. Unterhalb des Griffes ist ein 2 cm breiter Bügel zum Anhängen der Waffe an der Scheide befestigt. — Das zweite Stück (Taf. IV, Fig. 2) ohne Scheide, Spitze abgebrochen, Griffangel erhalten, in der untern Hälfte verkrümmt, jetzt 60·05 cm lang (davon die Angel 10 cm lang), oben 5, in der Mitte 4·5, an der untern Bruchstelle 2·7 cm breit, ist ebenso trefflich gearbeitet, doch viel schlechter erhalten. — Das dritte (Taf. IV, Fig. 3, Wg.) ist das besterhaltene, da weder die Angel noch die Spitze fehlen und auf einer Seite auch noch die halbe (eiserne) Scheide erhalten ist. Es misst 83 (davon die Angel 11) cm Länge und in der Mitte 6 cm Breite, ist an der Oberfläche stark abgerostet und genau in der Mitte der eigentlichen Klinge derart um- und ganz zusammengebogen, dass die Spitze bis auf 1 cm Distanz zum unteren Ende der Griffangel zurückkehrt.

Ueber zusammengebogene La Tène-Schwerter vgl. die Nachweise bei Undset (Eisen in Nordeuropa) S. 522, dazu noch das Exemplar von der Gurina (Meyer, S. 51 b).

b) Kürzere, geflammte Schwerter: 4 Stück Hm., davon eines nur Fragment (Spitze 16 cm lang von einem verbogenen Exemplar), zwei andere von nahezu gleichen Dimensionen (Taf. IV, Fig. 4, 5), endlich ein durch seine Länge und etwas abweichende Form (stärkere Krümmung und Schmalheit der Klinge) bemerkenswerthes Stück (Taf. IV, Fig. 6). Griffzunge und Klinge dieser charakteristischen Waffen stehen nicht in einer Linie, sondern bilden Winkel von 150—140°, der Rücken der beiden kürzeren Stücke ist kaum merklich in der Mitte eingekrümmt, die Schneide ebenda ziemlich verbreitert, die Klinge somit messerförmig. Diesem Typus entspricht auch der starke, fast sichelförmig gerundete Abschluss der Schneide als Absatz derselben gegen den Griff. Allen drei Stücken fehlen die (wahrscheinlich scharfen) Spitzen, mittelst welchen dieselben nicht nur zum Hiebe, sondern auch (obwohl in geringerem Grade) zum Stoss tauglich waren. Das längste ist etwas verbogen und misst 70·5 cm Länge, davon der Griff 12 cm; die Klinge ist am Ausgange 2·5, in der Mitte 2·7 cm breit, nimmt also nur unmerklich zu und ist überhaupt schmäler als bei den folgenden. Das zweite ist jetzt 53 (davon die Angel 10) cm lang, die Klinge am Halse 3, in der Mitte 3·5 cm breit; das andere ist 3 cm kürzer und entsprechend schmäler; alle drei sind aus gleich vorzüglichem Material wie die langen geraden Schwerter. Bei dem kürzesten Stücke, an welchem noch die Griffnieten erhalten sind, fand sich das 8·5 cm lange, 3 cm breite eiserne Ortband der wahrscheinlich hölzernen und mit Leder überzogenen Scheide, sowie vom oberen Ende derselben ein Stück Beschläge aus Eisenblech mit einem der Ringe, die zum Anhängen dieser Hauschwerter dienten.

Während die übrigen Eisenwaffen der Gräber Za Polšno entweder, wie die langen geraden La Tène-Schwerter, bereits eine sichere Stelle in unserem Denkmälerbesitz einnehmen, oder, wie die eigenthümlichen schlanken Streitbeile (s. u. *d*) noch von keinem anderen Fundorte genügend bekannt sind, um ihnen einen bestimmten Platz anzuweisen, bedürfen die letztgedachten Fundstücke einiger Nachweise, die uns vielleicht zu einer näheren Bestimmung dieser bisher noch seltenen, aber immerhin ziemlich weit verbreiteten Form verhelfen.

Ueber einschneidige Schwerter im Alterthum gibt es keine Untersuchung, auf die man sich

mit Sicherheit beziehen könnte [1]). Was die Literatur darbietet, sind nur vereinzelte Analogien und Andeutungen; und auch hier kann nicht viel mehr geboten werden, als eine Anregung zur Ausfüllung dieser immerhin merkbaren Lücke. Zunächst unterscheidet man einschneidige gerade und einschneidige krumme Schwerter. Beiden liegen Messerformen zu Grunde. Die ersteren finden sich nicht selten in Gräbern der ersten Eisenzeit in Nordeuropa (Nachweise bei Undset S. 522); typisch sind sie namentlich für die ältere Periode der zweiten Brandgrubengruppe auf Bornholm. (Vedel, Bornholm, S. 70 f., Fig. 62—70.) Undset leitet diese Form von dem bekannten Hallstätter Haumesser ab. (Etudes sur l'âge de bronze I. S. 151, Anm. 2 und Erstes Auftreten des Eisens S. 465) [2]); viel sicherer wurzeln die einschneidigen krummen Schwerter, zu welchen die vier Exemplare von St. Michael gehören, in der bekannten, elegant geschwungenen Messerform der Bronze- und ersten Eisenzeit. Dieses Messer erreicht in einem bronzenen Exemplare aus Hallstatt (Sacken, Taf. XIX, Fig. 8) die ansehnliche Länge von 33 cm (die Klinge 25 cm). Von den einschneidigen eisernen Dolchmessern aus Hallstatt (l. c. S. 34) zeigt eines (Taf. VI, Fig. 10, über 33, die Klinge über 24 cm Länge) eine gewisse Aehnlichkeit der Klinge mit den Schwertern von St. Michael. Allein Hallstatt lieferte auch ein (wenngleich fragmentirtes) mit den letzteren vollkommen übereinstimmendes Exemplar, welches durch die Ausgrabungen der Anthropologischen Gesellschaft gewonnen wurde und nebenstehend in $^1/_3$-Grösse abgebildet ist (Fig. 51). Das Bruchstück befindet sich in der prähistorischen Sammlung des Hofmuseums, misst jetzt nur 27 cm und war im ganzen Zustand sicherlich doppelt so lang; es zeigt an der abgebrochenen Griffzunge noch Reste des Holzgriffes, der bis dicht unter den kantigen unteren Ansatz der Klinge reichte. Es ist ganz entschieden eine Waffe und von dem bekannten „Haumesser" in der Form beinahe gegensätzlich verschieden. (Das letztere ist übrigens bei einer Länge von 46 [davon der Griff nur 12] cm, wie sie ein mir eben vorliegendes, aus späteren Hallstätter Grabungen stammendes Exemplar zeigt, wohl auch schon als Waffe anzusehen.)

Es ist also eine Hallstätter Form, mit der wir es hier zu thun haben, und als solche werden wir sie auch kennen lernen, wenn wir sie und ihre Verwandten im Denkmälervorrath des Alterthums weiter verfolgen. Blicken wir dabei zuerst nach dem Südosten Europas, so soll damit keineswegs über den Ausgang und Fortschritt der geographischen Verbreitung geurtheilt werden; es ist vielmehr wahrscheinlich, dass man selbstständig an verschiedenen Orten, wo das ältere, ähnliche Bronzemesser Eingang gefunden hatte, zu diesem Schwerttypus gelangte, der denn auch eine verschiedene Ausgestaltung zeigt. Indess empfiehlt es sich, die Umschau bei den griechischen Vasenbildern mit Kriegs- und Jagdscenen (aus dem V. und IV. Jahrh. v. Chr.) zu beginnen, weil das Object hier in seiner Bestimmung klar und in seiner Form ebenfalls vollkommen deutlich von dem gewöhnlichen geraden, zweischneidigen (lanzettförmigen) Schwert unterschieden ist: eine Hiebwaffe, deren Schneide in der unteren Hälfte nach innen, in der obern nach aussen geschwungen ist, während der Rücken meist in einem flachen nach auswärts gekrümmten Bogen zur Spitze verläuft.

Fig. 51.

Diese Waffe kennen wir auch aus Italien: Originale aus Tolentino und Präneste, Abbildungen namentlich auf etruskischen Denkmälern (s. z. B. Mus. Greg. I 86, 4; Conestabile, Perugia 13; Gerhard, Etr. Spiegel I 67; Micali, Ant. mon. tv. 51 n. 2.); ferner von der iberischen Halbinsel aus den „Hallstätter" Nekropolen von Almedinilla, Provinz Cordova, und Alcacer do Sol, Portugal. An ersterem Orte kommen sie neben sehr (43—52 cm) langen eisernen

[1]) J. Naue's Abhandlung über „Die prähistorischen Schwerter" (Beiträge zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns 1885, S. 61 ff.) befasst sich nur mit den geraden doppelschneidigen Schwertern und behandelt die der Eisenzeit angehörigen Formen überhaupt sehr kurz.

[2]) Das „Hallstätter Hackmesser" (Sacken, Taf. XIX, Fig. 9) erscheint als Schlacht- oder Opferwerkzeug häufig auf antiken Bildwerken (in der Hand Apollo's, der das Urtheil an Marsyas vollzieht, auf einem etruskischen Spiegel, Gerhard 292, in der Hand des Kalchas bei der Opferung der Iphigenie auf einem bekannten pompejanischen Wandgemälde u. sonst.). Ueber die mannigfachen Formen gekrümmter Messer, welche die Römer kannten und brauchten, belehrt uns die Darstellung eines Messerschmiedladens auf einem antiken Basrelief (Jahn, Ber. d. sächs. Gesellsch. d. Wiss. 1861, Taf. IX, 9 u. 9 a) und die Zusammenstellung bei Lindenschmit, A. u. h. V., Bd. III, Heft 3, Taf. IV, Fig. 8—20 (vgl. auch Taf. 5, Fig. 9).

Lanzenspitzen, an letzterem angeblich neben Bruchstücken griechischer Thongefässe vor. (S. Cartailhac, les âges préhistoriques de l'Espagne et du Portugal, S. 250 ff. Der Autor gibt auch ein Halbdutzend Beispiele des Vorkommens auf griechischen Vasenbildern.) Finden wir diese Form somit von dem einen Ende des Mittelmeeres zum andern, so ist sie auch im Norden nicht ganz selten. Carapanos besitzt ein ganzes Exemplar aus einem Grabe am Pindus und ein Fragment aus Dodona. Aus Prozor bei Otočac in Kroatien ist mir ein Bruchstück bekannt. Weiter folgen in einer wieder nicht sehr fernen Etape die gedachten Exemplare von St. Michael. Daran schliesst sich nördlich ein den letzteren besonders ähnliches Stück aus dem Zwetescher Gräberfelde bei Watsch, nur 27 cm lang, in hölzerner, mit verziertem Bronzeblech beschlagener Scheide, die unterhalb der Scheidenkrümmung 2 Ringe zum Anhängen der Waffe trägt (abgeb. in diesen Mittheilungen Bd. XIII, S. 178), südlich ein, namentlich in der Stellung der Griffe zur Klinge ganz gleiches Exemplar aus dem Grabfelde von Vermo bei Pisino in Istrien (s. VII. Ber. der prähist. Commission der k. Akad. d. Wiss., S. 22); das letztere ist ringförmig zusammengerollt, um in der Bronzesitula über den Brandresten Platz zu finden, die Griffangel oben abgebrochen, der Rest 38 cm lang. Noch weiter südwestlich finden wir ähnliche Waffen in der dritten Gräberschicht von Este (Prosdocimi, Not. d. sc. a. 1882, tav. VI, 20, 21 und VII, 25). Dass sie als Waffen anzusehen sind, wird wohl deutlich aus der figuralen Verzierung, welche eine der schönen Bronzescheiden (VI, 20) aufweist. Wir sehen da übereinander zwei behelmte Krieger dargestellt (nur der obere in ganzer Figur mit Rundschild und kurzem Chiton), welche ein leicht nach abwärts gekrümmtes einschneidiges Kurzschwert führen. Wenn die Originale nur Messer sein sollten, wie ja in dieser Schichte Waffen überhaupt selten sind, so gilt dies gewiss nicht von den erwähnten Darstellungen. Das Hallstätter Exemplar haben wir schon oben kennen gelernt. Jüngst sind auch in einem der merkwürdigen La Tène-Gräber von Idria bei Bača im Küstenlande durch Herrn Szombathy zwei einschneidige Krummschwerter gefunden worden, deren Klingen ganz wie die unsrigen geformt sind. Eines derselben hat eine Parirstange und ovale Griffzunge und steckt theilweise noch in einer bronzenen Scheide. Im westlichen Deutschland steht zwischen dem einschneidigen geraden und dem sichelförmig nach abwärts gekrümmten ein Kurzschwert, ca. 27 cm lang (siehe Lindenschmit, A. d. h. V., Bd. II, Heft 6, Taf. 4), dessen zahlreiche Fundorte Tröltsch in seiner Fundstatistik der vorrömischen Metallzeit im Rheingebiete Seite 74, Nr. 108 aufzählt (ein Exemplar aus Hallstatt s. in diesen Mitth. Bd. VII, Taf. I, Fig. 2). Der Form nach entspricht es genau der Waffe, die auf einem bekannten Cippus von Volterra (Micali, Mon. ant. l. c.) von einem die Lanze aufstützenden Krieger in der Linken getragen wird, und gehört im Norden dem Inventar der La Tène-Periode an. In Deutschland kommen sichelförmig nach abwärts gekrümmte Schwerter noch zur Zeit der römischen Herrschaft als barbarische Waffen vor. Eine getriebene Silberplatte im fürstlichen Antikencabinet zu Neuwied (Lindenschmit, A. d. h. V., Bd. I, Heft 7, Taf. 5, 1) zeigt einen römischen Imperator über einem besiegten Germanen (?) und einem Haufen fremder Beutewaffen stehend. Neben dem Schwert, welches namentlich in der Stellung der Klinge zum Griff und in der Bildung der ersteren grosse Aehnlichkeit mit den Stücken von St. Michael zeigt, liegen halbmondförmige Beile mit eigenthümlich gekrümmtem Stiel, Lanzen und allerlei Schutzwaffen. Lindenschmit hält die Waffe für germanisch, hier wie auf dem Grabstein eines römischen Reiters (ibid. Heft 11, Taf. 6, 2), unter dessen Pferd ein gestürzter Barbar mit ebensolchem Schwerte dargestellt ist[1]). Sie ist jedoch, wie die Darstellungen der Columna Trajana (s. z. B. Fröhner l. c. Taf. 126 f. u. f.) lehren, auch dakisch, überhaupt nordisch und für die Barbaren der Kaiserzeit in Mitteleuropa charakteristisch. Eine weitere Entwicklung hat dieser Typus im Westen nicht gefunden, während das einschneidige Kurzschwert mit gerader Klinge unter den verschiedenen Formen des „Sahs" fortlebte und eigentlich nie ganz ausstarb, da es im Mittelalter wie noch späterhin als Bauernwehr getragen wurde und zuletzt in den Hirschfänger oder das Waidmesser unserer Tage überging. (S. Lindenschmit, Handb. d. deutschen Alterthumskunde I, S. 209.)

Auch den Schriftquellen verdanken wir einige Nachweise über das Vorkommen einschneidiger, nach abwärts gekrümmter Schwerter, die bei verschiedenen unclassischen Völkern des Alterthums als eine Art Nationalwaffe hervorgehoben werden, wie sich ja

[1]) Einen kurzen, etwas anders geformten (nach aufwärts) gekrümmten Säbel führt ein barbarischer Krieger in der gleichen Situation auf dem Grabstein des Reiters Romanius, Lindenschmit l. c. Bd. III. H. 8, Taf. 4.

auch an die Form und Verwendung des sehr ähnlichen Yatagans oder Handschars bei mehreren Völkern des Orients die Aufmerksamkeit europäischer Beobachter knüpft. So berichtet Xenophon (Anab. IV, 7) von den bekannten Chalybern in Armenien, dass sie am Gürtel ein Kurzschwert gleich dem lakonischen trugen (παρὰ τὴν ζώνην μαχαίριον ὅσον ξυήλην Λακωνικήν), mit welchem sie Alle, deren sie habhaft wurden (also wahrscheinlich auch Gefangene und Verwundete) niedermetzelten. Sie schnitten ihnen auch wohl die Köpfe ab und trugen sie unter Tanz und Gesang vor sich her, wenn sie vom Feinde gesehen werden konnten.

Eine ähnliche oder dieselbe Waffe führten nach Curtius (Alex. VIII, 14, 49) die Agrianer, ein Bergvolk, im Norden Makedoniens am Strymon sesshaft, sowie die Thraker, welche als Leichtbewaffnete im Heere Alexanders dienten und davon gegen die Elephanten der Indier Gebrauch machten. Curtius beschreibt sie genau: Copidas vocant gladios leviter curvatos falcibus similes. (Κοπίς [von κόπτω schlagen, schlachten] heisst bei den Griechen ein Hau- oder Hackmesser, namentlich ein Schlacht- oder Opfermesser, κοπὶς μάχαιρα Eurip.; Soph. Ant. 601 spricht von dem blutigen Opfermesser der unterirdischen Götter: φοινία θεῶν τῶν νερτέρων κοπίς). Dionysius von Halikarnass XIV, 13 lässt den römischen Dictator Camillus vor der Keltenschlacht also zum Heere reden: „Krieger, wir haben besser gearbeitete Waffen als die Barbaren .... zweischneidige Schwerter u. s. w. Sie haben den Kopf unbedeckt .... als einzigen Schutz die Schilde, zur Wehre Lanzen und Krummschwerter oder sehr lange Haumesser" (καὶ μάχαιραι ἢ κοπίδες ὑπερμήκεις[1]). XV, 2 spricht er wieder von der μάχαιρα des Galliers, den Valerius Corvinus im Zweikampf tödtete. Diese Hiebwaffen, mit welchen die Kelten im IV. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung den Römern entgegentraten, können nicht die bekannten La Tène-Schwerter gewesen sein, und bei der Frage nach der Form derselben ergibt sich wohl zunächst ein Typus, wie er von St. Michael heute unserer Betrachtung vorliegt.

Wenn dieser Typus also auch, wie wir sahen, schon in der Hallstätter Epoche seinen Ausgang nimmt, darf er mit Rücksicht auf die Zeit, welcher die jüngeren Gräber von St. Michael und die Nekropole von Idria angehören, doch als eine keltische Waffe angesehen werden, und es ist nicht unwahrscheinlich, dass wir bei fortgesetzter Untersuchung keltischer Grabstätten einmal auch mit viel grösseren Exemplaren gleicher Grundform Bekanntschaft machen.

c) Lanzen und Speerspitzen. (55 Stück, Hm. und Wg., 5 davon nur Bruchstücke, die übrigen zum Theil fragmentirt, zum Theil wohlerhalten; eine derselben (Taf. V, Fig. 1) ist, wahrscheinlich um in der Brandgrube Platz zu finden, in einen Bogen zusammengekrümmt; eine andere ist noch stärker geknickt und verbogen, so dass sie mit der Spitze wieder zum Ende der Dülle zurückkehrt. Die Länge der meisten schwankt zwischen 20 und 43 cm; die Formen sind im Ganzen von den an älteren „Hallstätter" Fundplätzen herrschenden nicht wesentlich verschieden; nur einzelne Exemplare zeigen La Tène-Charakter (Taf. V, Fig. 2, Hm.; Fig. 3, Wg.) in der grösseren Breite oder in der leisen Schweifung des Blattes. Die Mittelrippe, welche manchmal sehr stark ausgeprägt ist, fehlt bei anderen ganz oder nahezu (Taf. V, Fig. 4); bei solchen mit dünnem Blatte ist sie besonders ausgeprägt. Das Blatt ist bei ganz kurzen Lanzenspitzen manchmal breiter als bei viel längeren. Ebenso schwankt Länge und Umfang der Düllen, wie aus den abgebildeten Stücken ersichtlich ist, so dass man wohl auch auf eine sehr verschiedene Länge und Stärke der Schäfte schliessen darf. Einige dieser Waffen werden daher sicher Wurflanzen, die Mehrzahl dagegen lange Speere gewesen sein. Hieher gehört auch (Taf. IV, Fig. 9) ein spitzer, oben mit runder Dülle versehener, unten vierkantiger, 19 cm langer Speerschuh und ein kürzerer, konischer (σαυρωτήρ, wie ihn die Griechen nannten, denen es auffiel, wenn sie bei Barbaren Speere mit nur einer Spitze, also mit unbeschlagenem Fusse, fanden. Xen. anab. IV, 7). Wahrscheinlich haben wir auch in einem 39 cm langen, 1 cm breiten und 0·5 cm dicken, an beiden Enden geschärften Eisenstab den Rest einer pilumartigen Wurfwaffe zu erkennen.

Die Stücke Taf. V, Fig. 5 und 6 lagen mit dem Krummschwert Taf. IV, Fig. 5 und der Streitaxt Taf. V, Fig. 13 in einem Grabe. Diese beiden Lanzenspitzen sind nach Form, Länge und Stärke so verschieden, dass sie wahrscheinlich zu verschiedenem Gebrauche gedient haben[1]). Die erstere misst 39·5 cm Länge, die Dülle ist unten 2 cm breit, mit leichten Umfangsrillen verziert und zur Aufnahme eines Schaftnagels durchbohrt, die Spitze leicht abgerundet; die Seitenlinien des Blattes verlaufen von der breitesten Stelle desselben zur Spitze vollkommen gerade. Dagegen ist das zweite Stück nur 36 cm lang, die Dülle unten nur 1·6 cm breit, unverziert und undurchbohrt und mittelst eines übergreifenden Lappens geschlossen; die Seitenlinien des Blattes verlaufen von der breitesten Stelle zur Spitze leicht geschwungen, und, was das Auffallendste ist, die Spitze wird von einer 1·1 cm breiten, schneidigen und sehr flach gerundeten Abplattung der Mittelrippe gebildet. Wir werden wohl nicht fehlgehen, wenn wir in diesem Stücke eine Wurfspeerspitze sehen, die wahrschein-

[1]) Auch Xenophon, de re equestri XII, 11 gebraucht μάχαιρα und κοπίς als Synonyma: μάχαιραν μὲν μᾶλλον ἢ ξίφος ἐπαινοῦμεν· ἐφ' ὑφηλοῦ γάρ ὄντι τῷ ἵππεῖ κοπίδος μᾶλλον ἡ πληγὴ ἢ ξίφους ἀρκέσει.

[1]) Auch die beiden Lanzen, welche wir häufig auf Vasenbildern in den Händen griechischer Krieger sehen, sind oft von ungleicher Länge.

lich viel kürzer geschäftet war als die andere, längere Spitze. Drei Stücke von besonderer Form sind abgebildet. Taf. V, Fig. 7, 8 (Wg.) und 9 (Hm.). Das erste, 32 cm lang, hat ein 14·5 cm langes, schmales Blatt und einen vierkantigen, 17·5 cm langen, 1 cm breiten, massiven, nach abwärts stärker werdenden Dorn (die Dülle scheint abgebrochen zu sein), das andere, 45·5 cm lang, ein nur 10·5 cm langes, sehr schmales Blatt; der Rest ist eine ungemein lange, in der Mitte nur 1 cm breite, unten konisch bis zu 21 cm sich verbreiternde Dülle. Das dritte ist 54·4 cm lang, die Dülle 10, das Blatt 16·5 cm lang und 2·8 cm breit, der Stab vierkantig, das Ganze verkrümmt. Solche Lanzenspitzen sind als (seltenere) La Tène-Form von dem für diesen Culturkreis classischen Fundorte, Marin am Neuenburger See, selbst bekannt; s. Troyon, Habitations lacustres Taf. XV, Fig. 5. Doch ist die Länge des letzten Stückes von St. Michael noch immer eine ganz besondere und erinnert daran, dass Diodor (V, 30) den Kelten enorm lange Lanzeneisen zuschreibt. („Sie führen zur Wehr Wurfspiesse ..... Das Eisen ist an denselben eine Elle lang, der Schaft noch länger und beinahe sind sie von doppelter Handbreite", was wieder auf unsere Stücke nicht passen will.)

d) Streitäxte (16 Stück Hm., 14 Wg., nur an der Oberfläche mehr oder weniger abgerostet), im Ganzen von einer meisselähnlichen Form, welche sich durch schlanke Bildung des Axtkörpers und eine auffallend schmale (kurze) Schneide charakterisirt. Die Länge schwankt zwischen 16·5 und 20 cm und hält sich mehr in der Nähe des letzteren Masses, die Breite der leicht geschwungenen Schneide zwischen 5 und 6·8 cm. Das ovale Schaftloch ist zumeist 3·2—3·5 cm hoch, 2·2—2·5 cm breit und oben etwas weiter als unten, desgleichen vorn etwas grösser als hinten, so dass es eine konisch-ovale Dülle bildet; in der Lage desselben zeigt sich kaum merklich eine Andeutung, dass auch diese Beile etwas schief gestellt waren.

Man unterscheidet mehr und minder fein gearbeitete Stücke. Bei den ersteren (Taf. V, Fig. 10, 11) ist die Trennung des Axtkopfes von dem Axtkörper durch eine erhabene oder zwei vertiefte Querleisten beiderseits markirt, der Axtkopf aussen durch 4 quer über den Scheitel laufende stumpfe Kanten zu einem polygonen Knauf gestaltet, der aber keine Verstärkung zeigt, die als Hammerfläche gedeutet werden könnte. Sechs stumpfe Kanten, die bei den minder fein gearbeiteten Beilen abgerundet oder ganz verflacht sind, laufen vom Kopfe herab in geschwungenen Linien zu den beiden Enden der Schneide; nur bei wenigen Stücken (Taf. V, Fig. 13) finden sich einfach und plump vier zur Hälfte ebene, zur Hälfte gerundete Seitenflächen. Zwei der besterhaltenen Stücke zeigen, bei einer Länge von 17·7 und 19 cm, Axtkörper von 1·7 und 2 cm Durchmesser; innerhalb dieser Grenzen schwankt die mehr oder minder schlanke Bildung dieser Eisenwaffen. Ein einziges Exemplar (Taf. V, Fig. 12, Wg., 15·7 cm lang) zeigt in der Mitte des Axtkörpers eine 1·5 : 2·2 cm breite Schwellung. Von besonderer Schönheit ist das Stück Taf. V, Fig. 10 (Wg., 19 cm lang), das einzige, dessen Kopf durch eine Umfangsrippe und dessen Halsband beiderseits durch Zickzacklinien und schräge Strichlein verziert ist.

Den eigenthümlichen Typus dieser Beile kennt man bisher fast ausschliesslich aus Krain, wo die überwiegende Mehrzahl derselben eben von St. Michael stammt. Einige im Ganzen ähnliche, im Detail etwas verschiedene Stücke besitzt das Laibacher Museum aus der durch ihr sonstiges Inventar als La Tène-Depôt charakterisirten Nekropole von Nassenfuss. Drei fernere Stücke im selben Museum stammen aus Hügelgräbern am Magdalenenberge bei St. Marein, von welchen weiter unten noch die Rede sein soll. Ein einzelnes Exemplar hat sich in einem Grabe zu Sta. Lucia (im Küstenlande), dessen Inhalt auch sonst von der Ausstattung der umliegenden Gräber abweicht, gefunden, und endlich wurde noch ein Stück 1884, leider ohne Beachtung der Fundumstände, in Frög bei Velden, wo seither auch ein schönes, jetzt im Besitze des Prinzen E. zu Windischgrätz befindliches La Tène-Schwert zu Tage kam, gehoben (s. Mitth. d. k. k. Central-Commission für Kunst und histor. Denkmale. N. F. Bd. X. S. CCI, Fig. 2).

Nach der von W. Osborne (in seinem jüngst erschienenen Werke: „Das Beil und seine typischen Formen in vorhistorischer Zeit", Dresden 1887) aufgestellten Nomenclatur sind die Beile von St. Michael „gerade Schmaläxte"; doch finden wir auch in seiner Zusammenstellung der hieher gehörigen Typen (Taf. XVI) kein Analogon für den unserigen. Die „geraden Schmaläxte" sind die ältesten unter den wirklichen Axtformen, d. h. Metallbeile mit horizontalem Schaftloch; sie sind noch zumeist aus Bronze und zeigen manchmal Formen, welche sie als Nachbildungen steinerner Hammerbeile erkennen lassen. Die übrigen Axtformen fallen bereits einigermassen aus dem Rahmen der prähistorischen Typenreihen heraus. Es ist natürlich, dass man bei der wirklichen Axt zunächst den schmalen Körper und die kurze Schneide des Celtes beibehielt und erst später, vielleicht unter dem Einfluss südländischer Typen, zu entwickelteren und brauchbareren Formen überging. Nicht ganz mit Grund findet es Osborne (S. 53) verwunderlich, dass sich in der Entwicklung dieses Geräthes der Celt zwischen das durchbohrte Steinbeil und die Axt eingeschoben hat. Dies erklärt sich, soweit die Thatsache überhaupt richtig ist (da der Celt nicht das Hammerbeil, sondern das undurchbohrte Flachbeil der Steinzeit ersetzt), sehr leicht aus dem Umstande, dass der Celt ja eigentlich nicht den ganzen Beilkörper, sondern nur die schneidende Fläche sammt der Vorrichtung zur Befestigung derselben am Schafte, jedoch ohne den zur Verstärkung des Schlages nöthigen Rücken darstellt. Dieser letztere wurde wie in älterer Zeit noch während

der ganzen Hallstätter Periode mit einer in den prähistorischen Geräthformen auch sonst zu beobachtenden Stabilität von dem knüttelförmigen Schaftende gebildet — ein Umstand, der durch die Kostbarkeit des Metalls hervorgerufen wurde und noch den Vortheil des leichtern Transportes der doch vielfach auf Handelswegen verbreiteten Bronzebeile mit sich brachte. Dies ist der Grund, warum wir horizontal durchbohrte Metallbeile, bei welchen die Klinge nicht nur den Schnitt auszuführen, sondern — durch ihre Wucht — auch den Hieb zu verstärken hatte, erst in verhältnissmässig später Zeit antreffen. Auch ist die bekannte La Tène-Axt, welche diese Formenreihe eröffnet (Abbildungen s. bei Osborne, Taf. XVI, 6, XVII, 1 und an den von ihm S. 57 Anm. citirten Stellen), relativ klein und stimmt hierin mit unserem Typus, der nur noch schlanker und zarter ist, überein. Warum sie deshalb mehr als Werkzeug, denn als Waffe anzusehen sein soll, wie Osborne meint, ist nicht recht klar. Zur Function der letzteren war sie doch in jener Zeit eher geeignet, als zur Aufgabe des ersteren, und für die verwandten Stücke von Nassenfuss und St. Michael hat wohl auch das Vorkommen derselben in Gräbern neben anderen Waffen ein Wort mitzureden. Das Umgekehrte möchten wir für die Beile von Idria bei Bača im Küstenlande schliessen, sowohl aus dem Vorkommen neben anderen Werkzeugen, als aus formellen Gründen. Diese letzteren Beile sind an Gestalt den unserigen ähnlich, nur viel plumper, grösser und schwerer; sie sind zudem mit Hammerflächen auf dem Rücken ausgestattet. Ein bei Untersemon an der Rjeka in Innerkrain gefundenes Stück unterscheidet sich nur durch die schienenförmige Bildung des Rückens von den Beilen aus St. Michael. Das letztere Detail tritt bekanntlich bei ungarischen Bronzebeilen, sowie später bei frühgermanischen Eisenäxten häufiger auf. Die aus griechischen und etrurischen Bildwerken bekannten Streitäxte haben durchaus ganz andere Formen. (Nahe kommt dem La Tène-Beil nur die Darstellung auf einem Cäretaner Wandgemälde bei Noel des Vergers, Etrurie III, 2, 3.) Ueber Herkunft und Verwandtschaft unseres Typus ein Urtheil zu wagen, wäre somit verfrüht, doch dürfte sich vielleicht bei weiteren Funden ein Zusammenhang mit den in der Bronzezeit Ungarns gegebenen Analogien herausstellen.

e) Messer (3 Stück). Das erste (11 cm lang, Spitze abgebrochen, Taf. IV, Fig. 7) zeigt die charakteristische, nach abwärts gekrümmte Form bei mehr oder minder schmaler Klinge, welche in krainischen Grabfeldern ungemein häufig vorkommt, das zweite (14 cm lang, Taf. IV, Fig. 8) die seltenere Gestalt einer breiten, geraden Klinge mit geflammter Spitze; das dritte ist stark beschädigt und dem zweiten ähnlich.

f) Fibeln (Fragmente von 9 Stücken Hm., von 2 Stücken Wg.). Obwohl sämmtlich charakteristische La Tène-Typen, zeigen sie untereinander starke Abweichungen. Fig. 15 (Taf. V) zeigt einen verhältnissmässig kurzen, hochgeschwungenen Bügel (der Kopf und das Ende des Schlussstückes sammt der Nadel fehlen), Fig. 16 (ibid.) einen ungemein flachen, langgestreckten Bügel mit einem fast bis zum Kopfe zurückkehrenden Schlussstück, der Nadelhalter und ein Theil der Spirale sammt der Nadel fehlen, Fig. 17 einen kreisförmig geschwungenen Bügel mit ähnlich gebildetem Schlussstück (die beiden Enden und die Nadel fehlen; auffallend ist an den beiden letzteren Stücken die starke kolbige Verdickung des Bügels unmittelbar vor dem Uebergang zur Spirale). An Fig. 10 (Taf. IV, Wg.) ist die Stärke und Lage des Schlussknopfes, an Fig. 18 (Taf. V, Wg.) die dreifache Spiralwindung an jeder Seite des Bügelendes bemerkenswerth. Andere Fragmente stammen von den Kopftheilen ähnlicher Fibeln und zeigen entweder je eine grössere oder eine Anzahl kleinerer (wulstförmiger) Spiralwindungen beiderseits des

Fig. 52.

oberen Bügelendes. Im Ganzen sind es dieselben specifisch-keltischen Formen eiserner Fibeln, welche in Krain bisher namentlich aus den Gräbern von Nassenfuss zahlreicher gewonnen wurden.

g) Halsringe (mehrere Bruchstücke). Zweierlei Formen: die eine (Taf. VI, Fig. 24) bestand aus einfachem, 3 mm dickem Eisendraht, welcher an den Enden flach zugeschlagen und nach auswärts eingerollt war, die andere (Taf. V, Fig. 20) aus einem ebensolchen Draht, welcher doppelt genommen, am Ende zu einer kreisrunden Schlinge zusammengebogen und dann zopfförmig geflochten wurde. Die Endschlinge ist breitgeschlagen und ebenso wie die obersten Drahtwindungen durch Kerben verziert. Auf diese, wie auf keine andere Art von Halsringen, passt der Name „torques", welchen die Römer dem von keltischen Kriegern getragenen Halsschmuck gegeben haben. Erhalten sind ausser dem abgebildeten noch einige längere, aber stark verrostete Bruchstücke.

h) Grosse (Ketten-?) Ringe, kreisrund (4 Stück von 3·5—4·2 cm Durchmesser, 1 kleineres von 2·7 cm Durchmesser.)

i) Scheibenförmiger Ring (s. die obensteh. Fig. 52 in $^2/_5$), Durchmesser 6·2 cm, des Mittelloches 1·5 cm, rückwärts flach, vorn durch einen um das Mittelloch laufenden 5 mm hohen Wulst profilirt. Bestimmung fraglich.

k) Fragmente diverser Gegenstände: 1. von einer fünfzinkigen flachen Gabel, 2. vom Beschlag einer Dolch- oder Schwertscheide (dünner Eisenblechstreifen, zu einem ovalen

Wulst zusammengedreht), 3. von einer Schwertscheide (oberes Ende mit dem kleinen Querbügel zum Anhängen), 4. Klammern, kleine und grössere, ganz und in Bruchstücken, von Gürteln oder Waffen, 5. Drahtringe und Nadeln (zahlreiche Bruchstücke, zum Theil von Fibeln), 6. ein Nagelköpfchen, 1·2 cm Durchmesser, und Nagelfragmente, eines derselben 6·5 cm lang.

Ohne Fundangabe, jedoch wahrscheinlich von Za Polšno, liegen noch vor:

l) Eiserne Schmucknadel, 17 cm lang, mit einer kleinen, scheibchenförmigen und zwei grösseren sphärischen Verdickungen unterhalb des Kopfes.

m) Fragmente einer Dolchscheide aus dünnen Eisenblechstreifen, welche in schräger Windung um die hölzernen Scheidenblätter herumliefen und dieselben zusammenhielten.

C. Pod Mačkovcam.

Certosafibeln: 2 Stück; Oberarmringe mit S- und spiralförmigem Ende: 2 Stück; Glasperlen: 8 Stück.

D. Mačkovc.

a) Aus älteren Gräbern: 1 Thonschale, 5 eiserne und 4 bronzene Handgelenkringe, 2 eiserne und 2 bronzene Bogenfibeln, 2 Brillen- und 1 Sichelfibel aus Bronze, eine Blechbügelfibel besonderer Form, 4 Schmucknadeln aus Bronze und 3 Glasperlen.

b) Aus jüngeren Gräbern: 1 Certosafibel und 10 Glasperlen.

E. Jüngere Grabfelder.

(Vorwiegend Pod Mačkovcam, Einiges auch Za Polšno[1].)

1. Bronzen.

a) Fibeln (50—80 Stück Hm., über 100 Stück Wg. mehr oder minder fragmentirt) bis auf das Stück *a** sämmtliche vom Typus „La Certosa", die Mehrzahl in einer streng gefestigten, für unseren Fundplatz charakteristischen Ausbildung, welche in mancher Hinsicht von dem sonstigen Vorkommen dieses Typus in den östlichen Alpenländern abweicht, aber bemerkenswerth ähnlich an einigen räumlich naheliegenden Fundstätten wiederkehrt (Watsch: Deschmann und Hochstetter l. c. Taf. IX, 9; S. Daniele am Karst: Marchesetti, Bull. delle scienze natur IV, Taf. II, Fig. 5; Adamsberg bei Hof [Krain] im Laibacher Museum [ined.]; Sta. Lucia: Mitth. d. k. k. Ctr.-Comm. f. K. u. hist. Denkm. N. F. X, 1884, S. CXLIV, Fig. 6, dort als Nadelkopf beschrieben, aber zweifellos Fragment einer Certosafibel obigen Charakters; Este, III. Periode: Prosdocimi, t. 5, f. 76.) Die auffallendsten Kennzeichen dieses Vorkommens sind: 1. die Grösse des Objectes (die allermeisten sind zwischen 11 und 15 cm lang, ein Stück, welches nebenstehend in Naturgrösse abgebildet ist (Fig. 53), misst 23·3 cm Länge, die wenigen unter 10 cm langen zeigen etwas andere Formen); 2. das regelmässige Auftreten zweier Zierknöpfe, von welchen der eine als convexe Scheibe dicht am unteren Ende der dreieckigen Bügelschlussplatte angebracht ist und meist nicht

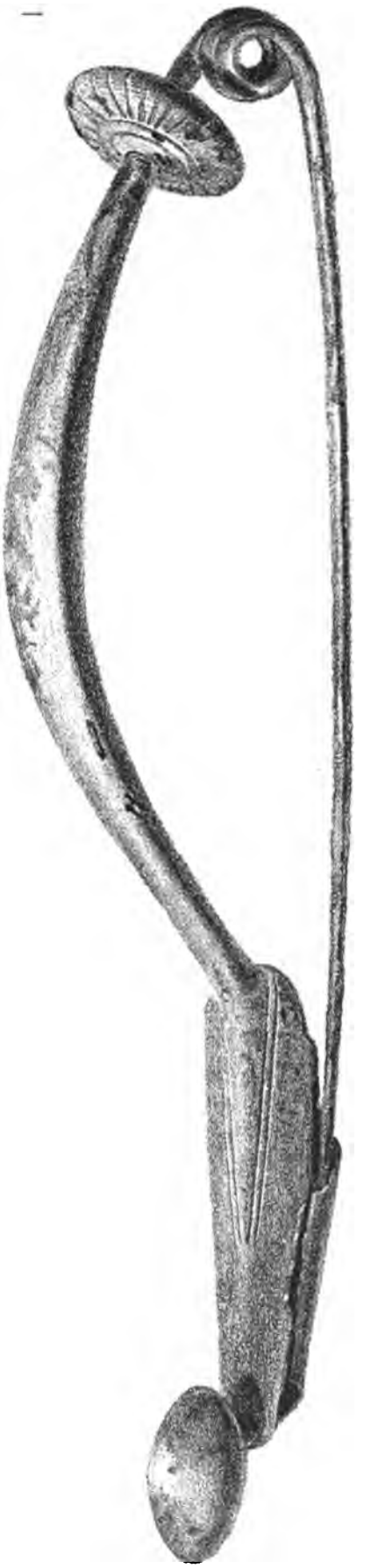


Fig. 53.

mit dem unteren Centrum, sondern mit einer Randstelle an derselben aufsitzt, während der andere als Kugel oder Discus mit Kerben verziert, separat gearbeitet und vor der Drehung der dreifachen Spiralschlinge am oberen Bügelende angesteckt ist. An dieser Stelle waren mehrere Stücke bereits in alter Zeit abgebrochen und durch Zusammennieten reparirt, wobei der Knopf und manchmal noch ein kleiner Bronzedrahtring zum Festhalten der genieteten Theile diente (Taf. VI, Fig. 1); 3. die Verzierung der Bügelschlussplatte, auf welcher von der Bügelkrümmung zum Schlussknopfe eine scharfe, dolchartige Spitze in zwei Doppellinien eingravirt ist. Ein Stück ist secundär durch einen schräg um den Bügel gewundenen flachen Bronzedraht verziert. In zwei Exemplaren (Wg. Taf. VI, Fig. 2, 12·2 cm lang) ist eine etwas abweichende Bildung dieses Typus vertreten, bei welcher der Bügel ausser dem (nicht angesetzten, sondern mitgegossenen) oberen Endknopf in der Mitte noch zwei augenförmige, halbkreisrunde, kleine Ansätze aufweist, wobei der Kamm des Bügels mit kurzen Querstricheln verziert ist.

[1]) Bei dem gleichen Charakter der mit Bronzen ausgestatteten Gräber dieser beiden Nekropolen und bei dem Mangel an Aufzeichnungen über die Ankäufe Sr. Durchlaucht des Fürsten Windischgrätz und des Herrn Burger ist hier keine strengere Scheidung möglich.

Die Form der kleineren Stücke desselben Typus ist nur wenig, aber in bemerkenswerther Weise von der Hauptform der grösseren Exemplare verschieden. Es liegen 4 beschädigte Exemplare vor (Taf. VI, Fig. 3), die kenntlich genug auf eine andere „Fabrik" hinweisen. Namentlich ist der Knopf am oberen Bügelende nicht separat gearbeitet, sondern erhebt sich mehr oder minder flach aus dem Bügelkörper selbst. Die Verzierung der Fussscheibe ist ähnlich wie bei den obigen Stücken, doch nicht mit geraden Linien, sondern im Tremolirstich hergestellt. Eine Certosafibel dritter Unterart war das unter Fig. 4 (Taf. VI) dargestellte Fragment, eigenthümlich durch den Anschluss der Spirale, welche unfern der Peripherie einer den Bügel abschliessenden cylindrischen Scheibe eingezapft ist. (Ein ganzes Exemplar aus Hallstatt abgebildet bei Sacken, Taf. XIV, Fig. 6, und Hildebrand, Bidrag till spännets historia, Fig. 74.) Von einer vierten Unterart sind nur einige Nadelhalterplatten (Taf. VI, Fig. 5, 6·9 cm lang, Wg.) erhalten, aussen mit dreifachen Zickzacklinien verziert, nahe dem Ende durchbohrt, ohne Bügelschlussplatte und mit sehr kleinem Schlussknopf versehen.

a)* Serpeggiante (1 Stück Wg., fragmentirt) von auffallender Grösse (Taf. VI, Fig. 6, 10 cm, die ganze Fibel gewiss über 12 cm lang) und Stärke, mit zwei abgebrochenen Hörnchenpaaren; die Bildung dieses, namentlich auch in krainischen Grabfeldern, sonst sehr zierlichen und schlanken Typus entspricht ganz dem schweren, massiven Charakter der localen Certosaform. Ein in dieser Hinsicht sehr ähnliches Vorkommen an dem nahen Fundorte Teržišče bei Zirknitz siehe in diesen Mittheilungen Bd. VIII, Taf. nach S. 200, Fig. II, u. Bd. XIII, S. 179, Fig. 59.

b) Halsringe verschiedener Art. Die meisten sind massiv, glatt, stabrund, offen; die Enden stehen etwa 5—6 cm auseinander und sind symmetrisch nach aussen umgerollt, so dass sie geschlossene Oesen bilden. (Zahlreiche Fragmente Hm. und Wg., meist 7—8 mm, 2 davon jedoch 12 mm stark.) Andere Formen zeigen 2 Fragmente Wg. Das eine, Taf. V, Fig. 10 (15 cm lang, 17 mm breit), hohlgegossen, mit abwechselnd gravirten und gebuckelten Querstreifen verziert, wobei jedoch die Buckelchen nur am oberen Rand und in der Mitte der Felder auftreten, da sie am unteren Rand den Träger belästigt hätten, gehörte einem sehr weiten Ringe an und ist im Metall 1—2 mm stark. (Ueber hohlgegossene Hals- und Armringe s. die Nachweise und Ansichten Undset's „Eisen in Nordeuropa", S. 522. Speciell die obige Form entspricht einem selteneren Vorkommen in Hallstatt.)

Das zweite Stück (ein Theil davon Taf. VI, Fig. 11) ist zusammengebogen und gebrochen, ca. 30 cm lang, und besteht aus doppeltem, schraubenförmig zusammengedrehtem Bronzedraht, der an den Enden Doppelringe und in regelmässigen Abständen drei geflochtene Knoten bildet.

c) Armringe, u. zw. 1. Oberarmringe von sehr charakteristischer, an die kleinen „slavischen" Schläfenringe erinnernder Form (Taf. VI, Fig. 9, 2 Stück Wg., mehrere Fragmente Hm., kreisrund, Dm. 12·7 cm, Stärke 1 cm). Das eine Ende greift ca. 4 cm über dem zweiten, spitz zulaufenden über, ist dann aussen schlingenförmig nach rückwärts umgebogen und hierauf wieder nach vorn zu einer aus 3 Windungen bestehenden Spirale eingerollt.

Diese geschmackvolle Form „mit S-förmigem Ende", doch ohne Spirale am Schluss derselben, kommt später, namentlich nördlich von der Donau, in slavischen und ehemals slavischen Ländern an kleinen Ringeln aus Silber und Bronze ziemlich häufig vor, zum Theil schon mit ungedrehten, vorwiegend aber mit gedrehten Thongefässen und reicht nach Woldřich (s. diese Mitth. Bd. XVI, S. 90) bis in's XI. Jahrhundert n. Chr. Das Vorkommen ähnlicher, wenn auch viel grösserer Ringe in St. Michael dürfte als Hinweis auf den wahrscheinlichen Ausgangspunkt dieses für die Paläoethnologie Mitteleuropa's so werthvollen Typus anzusehen sein.

Die slavischen „Schläfenringe" sind manchmal so gross, dass sie als Handgelenkringe angesehen werden müssten, wenn ihre Lage in den Gräbern, dicht an den Häuptern der Bestatteten, nicht eine andere Art der Anbringung, wahrscheinlich an einem um den Kopf gelegten Bande, bezeugen würde. Nun ist es leicht möglich, dass dieser Typus eine Art Wanderung an dem menschlichen Körper zurückgelegt hat, indem er von den Armen zum Kopfe emporstieg. Gründe dafür lassen sich unschwer finden. Nicht ganz unähnlich sehen wir ja noch heute vielfach Münzen aus der Tasche oder Truhe der Besitzerin auf den Hals oder Kopf derselben wandern. Ein einfacher Wechsel der Mode genügt da, während die Form erhalten blieb. Dass die Ringe auf diesem Wege nach und nach kleiner wurden, erscheint ebenfalls ganz natürlich. An saracenischen Einfluss (wie Virchow einmal gewollt hat) brauchen wir also nicht zu denken.

2. Handgelenkringe (zahlreiche Fragmente Hm., mehrere ganze Stücke Wg.), entweder glatt und stabrund, oder flach und verziert (Taf. VI, Fig. 12 und 13), die letzteren geschlossen oder mit den Enden dicht zusammengepasst, die ersteren manchmal offen und mit den Enden stark übereinandergreifend. Die zartesten sind 4—5 mm breit, wulstförmig und geperlt oder flach und aussen mit kurzen Strichlagen und Kreuzchen gravirt. Ein einziges Stück (Wg., 4·5 cm Dm., fragmentirt) besteht aus 4 wulstförmig übereinandergeordneten, 4 mm starken Bronzespiralwindungen.

d) Fingerringe (7 Stück von 4 verschiedenen Formen) 2 fragmentirte aus dünnem vierkantigem Bronzedraht (2:3 mm stark, Dm. 2·2 cm Hm.); 4 ganze (1 Hm., 3 Wg.) und 2 fragmentirte (Hm.), ebenfalls ganz glatt, doch viel stärker (4: 10—11 mm) im Metall und auf der einen Seite breiter zulaufend (Taf. VI, Fig. 16), ferner 1 spiralig aus einem Bronzeblechstreifen zusammengedrehtes Stück (Breite 1·8, Dm. 2 cm, Taf. VI, Fig. 17, ähnlich, aber kleiner, Fig. 18), endlich ein Ring mit kreisförmiger Siegelplatte, auf welcher zwei gegen einander gekehrte Köpfchen im Profile — ein männliches und ein weibliches — vertieft eingeschnitten sind. (Dm. des Ringes 2, der Siegelfläche 1·2 cm, Taf. VI, Fig. 19.)

Dieses Stück verräth, trotz der Flüchtigkeit des Schnittes, seine Zugehörigkeit zu dem Lebenskreise

der antik-classischen Kunstübung. Ein vollkommen analoges Beispiel ist mir nicht bekannt. Zunächst würde man Aehnliches auf Gemmen oder Ringpasten zu suchen haben. Im k. k. Münz- und Antiken-Cabinet befindet sich ein solcher Stein mit den gegeneinander gekehrten Köpfchen des Severus Alexander und der Julia Mammäa. Viel häufiger scheint diese wenig ansprechende Art des Vereines zweier Bildnisse auf Medaillons der römischen Kaiserzeit zu sein. Bei Fröhner (Les Médaillons de l'empire Romain) finden wir so dargestellt: Marc Aurel und Lucius Verus (S. 87), Marc Aurel und Commodus (S. 113), Crispina und Commodus (S. 147), am häufigsten aber, wie auf der obgedachten Gemme, Severus Alexander und Julia Mammäa (S. 171 ff.), die beiden Philippe (S. 193 ff., hier auch öfter 2 capita jugata gegenüber einem einzelnen), ferner Trebonianus Gallus und Volusianus (S. 206 ff.), Valerian und Gallien (S. 211), Salonina und Gallien (S. 220). Diese Darstellungsweise scheint also der römischen Kaiserzeit anzugehören, und mir ist kein Stück bekannt, welches dagegen spräche, dass sie derselben ausschliesslich eigenthümlich war. Da capita jugata daneben viel weniger häufig vorkommen, kann man von einer gewissen Vorliebe für jene Schema sprechen. Wenn somit auch unser Bronzering wahrscheinlich derselben Periode angehört, so ist dieser Fund gerade deshalb für die Zeitbestimmung der Grabfelder von St. Michael ohne Belang, umsomehr, als keine nähere Fundangabe über denselben vorliegt.

e) Bronzekettchen (einige Fragmente), deren Drahtglieder aus doppelten Ringelchen von 1 cm Dm. bestehen; ein zweites hatte einfache stärkere Glieder von 1·4 cm Dm.

f) Fragmente diverser Objecte: einer Schmucknadel mit sphärischem, 1 cm breitem Knopf, eines zweimal durchbohrten unförmlichen Anhängsels (?), eines flachen (Ohr-?) Rings von 5·5 cm Dm. u. dgl. Ein 4:5 cm langes und breites Stück Kupferbarren dürfte wohl ausserhalb der Gräber gefunden worden sein.

2. Perlen.

a) von Bronze (1 Stück), bikonisch, Dm. 1·7 cm, der Bohrung 6 mm, H. 1·1 cm.

b) von Bernstein (1 Stück) flach-kugelig, Form und Dm. nicht mehr genau zu erkennen, H. 1·6 cm.

c) aus Glas (bei 100 theils ganze, theils durch Bruch oder Brand theilweise zerstörte) von den verschiedensten Grössen, Formen und Farben. In der Grösse schwanken sie zwischen 3 mm und 2·5 cm Breitendurchmesser, in der Form von kleinen, flachen Ringelchen bis zu grossen, ei- oder apfelförmigen Stücken und von ganz glatten oder meridional gekerbten, einfärbigen zu solchen, die mit flachen oder vortretenden, ein- bis zweifärbigen Augen oder auch mit höckerigen anders gefärbten Ansätzen verziert sind. Als Farbe endlich tritt an den Perlen Weiss, Licht- und Dunkelblau (meist kleiner und unverziert), Hell- und Dunkelgelb (in zweierlei Grössen stets verziert), ein schönes helles Blaugrün (in sehr verschiedenen Grössen, stets mit Augen aus concentrischen weissen und dunkelblauen Ringen verziert (eine gefällige, namentlich in St. Margarethen sehr häufige Zusammenstellung) auf; zu den Ring- oder Zickzackverzierungen werden genau dieselben Farben verwendet. Die concentrischen Ringe (3—4 oder 6—8) laufen entweder in einfacher oder doppelter Reihe äquatorial um die Perlen und sind am häufigsten in Weiss und Blau auf gelben Stücken angebracht; die Zickzackverzierung erscheint ausschliesslich auf kleineren blauen Perlen in Weiss oder Hellgelb. Dass diese Perlen, u. zw. ebensowohl die kleineren als die grösseren, nicht nur an Schnüren, sondern auch an Bronzeschmucksachen (Nadeln, Fibeln) zur Verzierung angereiht oder aufgesteckt waren, zeigen einzelne Stücke, an welchen noch Reste von Bronzestiften in der Durchbohrung erhalten sind (eine kleine blaue und eine grössere gelbe mit blauweissen Ringen). Bemerkenswerth durch seltenere Farben oder Formen erscheinen folgende Stücke:

2 weisse Perlen (Dm. 12 mm) mit je 3 gelbbraunen, durch weisse Innenlinien (Spiralschnörkel) verzierten Augen.

1 halbe gelbbraune Perle (Dm. 1·7 cm) mit weissem Zickzackbande.

1 halbe dunkelblaue Perle (Dm. 2·1 cm) mit concentrischen lichtgelben Kreisen verziert, deren Innenflächen mit einem lichtblauen Email ausgefüllt sind.

3 kleine Perlchen, ebenso dreifärbig verziert; nur sind die Kreislinien nicht gelb, sondern weiss.

1 hellgelbe Perle (Dm. 12 mm) mit 3 blauen Augen, in welchen weisse Spiralen sehr fein ausgezogen sind.

1 blaugrüne Perle von auffallender Unregelmässigkeit (Taf. VI, Fig. 20, Dm. 2·5, H. 1·3—1·7 cm) mit schwach vorstehenden, ebenfalls sehr asymmetrischen blauen und weissen Kreisen.

1 lichtblaue Perle (Dm. 12 mm) mit feinen weissen Spiralen, deren Windungen mit dunkelblauem Email ausgefüllt sind.

1 dunkelblaue Perle (Taf. VI, Fig. 21, Wg., Dm. 14 mm), ringsumher mit 4 feinen hellgelben, durch Tangenten verbundenen Spiralen verziert.

1 kleine Perle (Dm. 11 mm) in 4 Farben: Grund blau, Augen blaugrün und weiss, zwischen den letzteren gelbe Wärzchen.

2 längliche Perlen (Dm. 1·5 cm) mit Wärzchen um die beiden Durchbohrungsenden, die eine dunkelblau mit concentrischen weissen, von einem gelben Reif eingefassten Ringeln und gelben Wärzchen, die andere (Fragment) gelb mit weiss-blauen Augen und hellgrünen Wärzchen. (Aehnliche Formen, doch in anderen Farben aus Watsch abgebildet bei Deschmann und Hochstetter l. c. Taf. XIV, 2.)

1 verkrümmte, schön blaue, flache Perle (Dm. ca. 14, H. 5 mm) an der Peripherie ringsum mit blauen, weiss geränderten Wärzchen verziert. (Aehnliches in anderen Farben D. und H. l. c.).

1 kleines Fragment einer Perle mit lichtgrünem Kern und gelbem Mantel.

2 Bruchstücke schöner blauer Perlen (Dm. 2·2 cm) mit granatapfelförmigen Körpern.

2 grosse gelbe Perlen (Taf. VI, Fig. 22, Wg., Dm. 2·6 cm) mit 2 Reihen dunkelblauer, durch weisse Spiralen ausgefüllter Augen und einer, diese Reihen theilenden, peripherischen Kerbe.

F. Zerstreute Funde.

Hier werden jene, zumeist der Sammlung Wg. angehörigen Objecte aufgezählt, von welchen keine bestimmten Fundangaben vorliegen, und welche auch nach dem hinlänglich constatirten Charakter der durch systematische Ausgrabungen untersuchten Gräberfelder aus keiner dieser Nekropolen zu stammen scheinen. Drei dieser Stücke sind älter, (einige, zumal die sub 15 angeführten Thongefässe, vielleicht gleichzeitig), die Mehrzahl aber entschieden jünger, als die Hauptmasse der prähistorischen Funde. Im Zusammenhang mit dem Vorkommen römischer Thongefässfragmente auf dem Mačkovc und dem auch sonst bezeugten Fortbestehen prähistorischer Ansiedlungsplätze in geschichtlicher Zeit verdient auch diese spätere Hinterlassenschaft eine gewisse Beachtung, wenngleich die Provenienz derselben keineswegs ausser allem Zweifel steht.

1. Steinhammerbeil aus Quarzit (Hm.), vordere Hälfte 8·5 cm lang, 5·4 breit, 5·6 hoch, nur oberflächlich geglättet, aber gut geformt (mit schwach concaven Schmalflächen).

2. Bronzepalstab mit offenen Schaftlappen, schönes, wohlerhaltenes Stück; 20·3 cm lang, Schneide 5, Mittelkörper 3·2, oberes Ende 4 cm breit, ober den 3·2 cm breiten Schaftlappen 1, unter denselben 1·2 cm stark; Form gleich den in diesen Mittheilungen Bd. XV, 1885, Taf. II, Fig. 20—22 abgebildeten Stücken, welche dadurch charakterisirt ist, dass die Schaftlappen auf das zweite Viertel der Beillänge (von oben) beschränkt sind.

3. Bronzelanzenspitze, stark beschädigt; es fehlt die ganze Dülle, doch greift der Hohlraum derselben innerhalb der starken Mittelrippe noch 2·7 cm in's Blatt hinauf; 8 cm lang.

4. Thonring (Untersatz, Hm.), kreisrund, Dm. aussen 10·4, innen 5 cm, H. 3·1 cm mit Brandspuren an der Oberfläche.

5. Gussform aus feinem Sandstein (s. die nebenstehende Fig. 54 in $^2/_5$, Hm.) in Gestalt einer 2 : 2·2 cm dicken, kreisrunden Scheibe, von (oben) 7·2 bis (unten) 7·5 cm Dm., an deren Oberfläche zwei concentrische Ringe von 2·5 und 4·2 cm Dm., der grössere mit sechs symmetrisch angebrachten perlförmigen Erhebungen am Aussenrande flach eingeschnitten sind. Ein Gussloch führt von der höheren Randstelle der Scheibe zu den Ringen, die durch vier flache Einkerbungen radial verbunden sind.

6. Eiserne Beilklinge, Mittelform zwischen Kelt und Palstab mit einseitigen, bis auf 1 cm Distanz zu einer offenen Dülle zusammengebogenen Schaftlappen, welche vom oberen Ende bis zur Mitte des Beilkörpers abschmalend herabreichen. Länge 14·5 cm, Breite der Schneide 5·7 cm, der offenen Dülle 3·7 cm. (Eine charakteristische La Tène-Form, aus Marin selbst abgebildet bei Keller, Pfahlbauten. VI. Ber., Taf. XII, Fig. 8 u. f.)

7. Eisenmesser (Taf. VI, Fig. 25, Hm.), gerade und schmal, 18·3 (davon der Griff 10) cm lang, Spitze abgebrochen, Griffzunge ca. 1·5 cm breit, die stark abgenützte Klinge verläuft von 1·2 cm unterer Breite constant abschmalend zur Spitze. Die hölzerne Griffschale war mit vier Bronzenieten an der Zunge befestigt, welche oben noch ein ovales, convexes Bronzeblechscheibchen und unten eine Bronzeleiste als Abschluss gegen die Klinge aufweist.

8. Eisenmesser, 24 (davon die Griffzunge 8) cm lang, mit 3 dicken Eisennägeln zur Befestigung der Griffschale. Die Schneide ist sehr sanft nach auswärts gekrümmt, der Rücken in einem ziemlich starken, stumpfen Winkel gebogen; so erhält die am unteren Ende 2·1 cm breite Klinge in der Mitte eine Breite von 3·8 cm.

9. Eisenbeil, Breitaxt aus später („merovingischer") Zeit, von der oblongen, 9·2 cm langen, 2·6 cm breiten, an den unteren Enden gezähnten Hammerfläche, bis zur Schneide 14 cm lang, die letztere 18 cm breit, zum Schaft schwach convergent und stark nach rückwärts verlaufend. Solche Aexte sind bei Lindenschmit, A. u. h. V., Bd. I, Heft II, Taf. 7, aus fränkischen und alemannischen Gräbern abgebildet, kommen

Fig. 54.

jedoch, wie mir noch von einem zweiten Fundorte im Küstenlande bekannt ist, auch in den Ostalpen vor.

10. Eisenbeil, Schmalaxt aus derselben Zeit, 13 cm lang, Schneide 5·5 cm breit, mit einer über den Axtkörper beiderseits etwas verlängerten Schafthülse und einem kurzen Hammer oberhalb derselben.

11. Lanzenspitzen, römisch oder germanisch, 3 Stück, eines 22 (davon die unten abgebrochene, sehr breite Dülle 5·5) cm lang, mit ganz flacher Mittelkante; das zweite 13·5 (davon die Dülle 6·5) cm lang, gleich der in Lindenschmit's A. u. h. V., Bd. I, H. 12, Taf. 4, Fig. 7 abgebildeten römischen; das dritte 12 (davon die unten abgebrochene Dülle 8) cm lang mit sehr kurzem herzförmigem Blatt.

12. Wurfspeer- und Pfeilspitzen 4 Stück; das erste aus ganz fraglicher Zeit, 12 cm lang, mit sehr schlecht geformter Dülle, hat ein messerartiges, nur an einer Seite geschärftes Blatt; das zweite, 11·3 cm lang, ist unten abgebrochen und besteht aus einem dreieckigen Blatte und einem schraubenförmig gedrehten Dorn. Nach Analogie der Stücke, welche Lindenschmit l. c. Bd. II, H. 9, Taf. 5, Fig. 4, 8, 13 aus fränkischen Gräbern abbildet, ging dieser Dorn erst in die eigentliche Dülle über. Das dritte ist eine vierkantige römische Pfeilspitze, 3 cm lang, mit 4·5 cm langer Dülle (vgl. Lindenschmit l. c. Bd. I, Heft 11, Taf. 4). Das vierte, seltsamste, hat eine 10 cm lange Dülle und eine vollkommen pyramidale, 4·1 cm lange Spitze, mit 2·4 cm breiter Basis.

13. Speerschuh (?), konisch, 6 cm lang, oben 3 cm breit.

14. Pflugschar mit reparirter Schneide, 29·4 cm lang, 20 cm breit, von einer den römischen bei Lindenschmit l. c. Bd. III, H. 3, Taf. 4, 2—7 abgebildeten Stücken nicht unähnlichen Form, ganz verschieden von den auf der Gurina ausgegrabenen Pflugscharen.

15. Thongefässe, vorrömisch, bis auf eines (f.) ungedreht, doch von ganz anderen Formen als die Pod Kazulem vorkommenden, weshalb auch ihre Provenienz von unserem Fundort nicht ausser allem Zweifel steht. Es sind *a)* 1 plumper kleiner Napf, 5·5 cm hoch, Dm. 9·7 cm, sehr dickwandig, aus schlechtgebranntem, graubraunem Material. *b)* 1 schwerfälliger Dreifussnapf (blos Fragment) von 9 cm Bodendm. aus grobem mit Sand vermengtem Thone. *c)* 1 becherförmiger Topf von ähnlicher schlechter Arbeit, asymmetrisch, mit 3 Warzen unterhalb des schwach eingebogenen Mundsaumes, in der unteren Hälfte konisch, in der oberen leicht ausgebaucht. H. 13, Bodendm 8, Mündungsdm. 10·5 cm. *d)* 1 konisch nach unten verengtes, dann wieder zu einer Bodenfläche von 8·1 cm Dm. ausladendes Bruchstück eines dickwandigen, becherförmigen Gefässes, 10 cm hoch. *e)* 1 schwarzes Töpfchen von zierlicher Halsurnengestalt mit einem Ansatz an der Bauchschwellung, 12 cm hoch, Dm. des Bauches 11·7, des (genabelten) Bodens 4, des (schwach ausgebogenen) Mundsaumes 8·5 cm. *f)* Hohler, unten geschweift-konischer, dann rundlich ausladender und wieder eingezogener Fuss eines grossen rothen, schwarzbemalten Thongefässes, 19 cm hoch, Dm. 10 bis 15 cm, Drehscheibenarbeit.

Zu diesen zerstreuten Funden gehört endlich auch eine jetzt im Besitze des Herrn Regierungsrathes Globočnik zu Laibach befindliche silberne Barbarenmünze mit A. belorbeerter bartloser Kopf — R. Reiter auf springendem Pferde. Derlei Münzen, sowohl die grösseren als auch die mit verschiedenen Prägungen ausgestatteten kleineren, sind jüngst bei Oberlaibach wieder in ziemlicher Zahl gefunden worden (s. Mitth. d. k. k. Central-Comm. N. F. XIII, 1887, p. CXLIII s.).

Alles, was bisher auf und an dem Grad von St. Michael zu Tage gefördert wurde, gruppirt sich in grösserem oder geringerem Abstand um jene vorgeschrittene Periode der prähistorischen Culturentwicklung, in welcher das Eisen neben der Bronze zu immer höher gesteigerter Verwendung gelangte. Nur spärliche Einzelfunde, wie das Bruchstück eines Steinbeils, zwei Bronzewaffen und einige römische Thongefässfragmente und Eisenwaffen gehören einer viel älteren oder viel jüngeren Culturstufe an. Die weitaus grössere Zahl der ausgegrabenen Ueberreste zerfällt jedoch in zwei ungleiche Gruppen oder Stufen, von welchen die schwächere, frühere, ausschliesslich auf dem kleinen Gräberfelde Pod Kazulem und an einer Stelle des Hügels Mačkovc die stärkere, spätere an mehreren Punkten im Norden der Ansiedlung, namentlich in den Gräbern Za Polšno und Pod Mačkovcam vertreten ist. Die erstere charakterisirt sich durch ein Inventar, welches innerhalb der sogenannten „Hallstätter Epoche“ ein entschieden alterthümliches Gepräge trägt und das Bild einheitlicher Geschlossenheit gewährt. Die letztere, welche mit jener fast nichts mehr gemein hat, ist durch viel jüngere, manchmal ganz eigenthümlich entwickelte Typen und durch ein theilweises Heraustreten aus dem Rahmen der „Hallstätter Cultur“ gekennzeichnet.

Vollkommen gleiche Verhältnisse, wie sie hier vorliegen, hat noch kein anderer Fundplatz ergeben. So vielfache Beziehungen und Analogien die zahlreichen Gräberfelder Krains in ihrer Ausstattung bisher erkennen liessen, mit dem Inhalt der Nekropolen von St. Michael deckt sich doch keines ihrer Inventare.

Das Grabfeld Pod Kazulem scheint älter, die Nekropole Za Polšno und was den gleichen Charakter trägt, jünger als die Mehrzahl krainischer Ansiedlungen und Begräbnissplätze aus der Hallstätter Epoche, jedoch wieder alterthümlicher als die ausgesprochen keltischen Grabstätten von Nassenfuss in Unterkrain und Idria bei Bača im Küstenlande. Bezeichnende Merkmale sind 1. für Pod Kazulem: das zahlreiche Vorkommen der Brillenfibel und die ältere einfachere Gestalt der halbkreisförmigen Bogenfibel, die sowohl in Bronze wie in Eisen blos aus Draht ohne Knoten u. dgl. gearbeitet ist und nur ein paar Mal auch über dem Nadelhalter jene zweite kreisrunde Schlinge zeigt, welche für diesen Typus in seinem Vorkommen nördlich von den Alpen charakteristisch ist und in Italien demselben fehlt; 2. für Za Polšno: die fast ausschliessliche Herrschaft der Certosafibel und die Ausstattung zahlreicher Gräber mit Eisenwaffen, welche vorwiegend La Tène-Typen zeigen, aber theilweise auch ältere Formen bewahrt haben.

Das erstere Grabfeld gehört dem Beginn, das letztere dem Ausgang der Hallstätter Periode in Krain an; zeitlich fallen sie daher, wenigstens nach dem Stande unserer Kenntniss jener vorgeschichtlichen Epoche, ziemlich weit auseinander, obgleich wir nicht sagen können, welches Intervall etwa dazwischen liegt. Doch dürfte es gerechtfertigt erscheinen, die ältere Stufe in die erste Hälfte oder um die Mitte, die jüngere in die zweite Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christi zu verlegen.

Die letztere fällt daher bereits in eine quasihistorische Zeit, insofern uns aus den letzten Jahrhunderten v. Chr. denn doch schon einzelne Nachrichten über die Völkerverhältnisse im Alpengebiete zugekommen sind. Lehrreicher als die Versuche, hier eine Anknüpfung zu finden, wird immer die vollständige Vergleichung des Fundmateriales sein, wenn

dasselbe erst geordnet und zugänglich vorliegt, was derzeit noch nicht der Fall ist. Doch kann wenigstens ein Verhältniss, das im Thatsächlichen, wenn auch nicht in seinen Ursachen vollkommen klar ist, kaum übersehen werden. Wir meinen die Beziehungen zwischen den Funden von St. Michael und den reichlichen Entdeckungen, welche in den letzten Jahren im Isonzothale bei Sta. Lucia gemacht worden sind. Die letzteren sind nach Herrn J. Szombathy's treffender Bezeichnung eine Art Mittelglied zwischen den oberitalischen und den krainischen Gräberfeldern der Hallstätter Epoche. Unter den letzteren schliesst sich nun St. Michael besonders enge an Sta. Lucia an. Es waltet jedoch ein ganz eigenthümliches Verhältniss zwischen diesen beiden Nekropolen. Die ältere Stufe von St. Michael erscheint nämlich als eine Art Auszug aus dem weit umfassenderen Inventar des küstenländischen Fundortes am Isonzo, dessen Formen nach dem Stande unserer heutigen Einsicht vom Beginne bis an das Ende der Hallstätter Epoche reichen. Namentlich die keramischen Typen der älteren Gräber von St. Michael sind vollkommen identisch mit denjenigen Gefässformen von Sta. Lucia, welche sich nach Herrn Szombathy's Beobachtung vorwiegend in ärmeren (älteren?) Gräbern gefunden haben. Nun liegt es nahe, unter einem allbekannten, jüngst wieder von Virchow nachdrücklich betonten Gesichtspunkt den älteren Fundplatz von St. Michael als eine verarmte Dependenz der grossen, das alpine Binnenland mit südeuropäischen Cultureinflüssen bereits in vorgeschichtlicher Zeit befruchtenden Strömung aufzufassen, die man sich allezeit gerne von Italien ausgehend gedacht hat. Indessen folgt aus jenem Verhältniss wenigstens nicht mit Nothwendigkeit, dass es ein westlicher, d. h. italischer Einfluss (und Import) gewesen sein muss, der, von einem naturgemäss reicheren Centrum ausgehend, die ärmeren und entfernteren Culturstätten in's Leben rief. Es ist ebensogut möglich, dass die ärmeren Hinterlassenschaften Stationen einer östlichen Culturströmung vorstellen, welche sich erst am Ziele, im Gebiete der Veneter, durch volle Entwicklung und Aufnahme neuer Elemente bereicherte. In diesem Falle braucht St. Michael nicht von der oberitalischen Cultur von Este abzuhängen, sondern kann derselben geradezu selbstständig gegenüber stehen und mit den Kazulgräbern eine ältere Stufe derselben Cultur bezeichnen. Hier darf wohl auch auf die Spuren eines prähistorischen Landverkehres zwischen der Balkan- und Apenninhalbinsel hingewiesen werden, die sich in den halbmythischen Nachrichten der Quellen des Diodor erkennen lassen, und welchen neuerlich besonders Helbig (das homerische Epos, II. Aufl., S. 83 ff.) nachgegangen ist. Jedenfalls darf man vor der Reconstruction der Urgeschichte Griechenlands, von welcher sich eben jetzt die ersten Schleier heben, nicht wagen, in einer solchen Frage entschieden Stellung zu nehmen, zumal wenn es sich um einen Fundort handelt, der wie St. Michael gewissermassen zwischen den beiden Halbinseln in der Mitte liegt.

Die jüngeren Gräber dieses Fundortes, namentlich die Nekropole Za Polšno, tragen dagegen den Charakter einer Entwicklung, von welcher in Sta. Lucia ebenfalls noch Spuren vorliegen (über die Analogien: einige Eisenwaffen, grosse Certosafibeln, cylindrische Fingerringe, s. Szombathy's Bericht in diesen Mitth. Bd. XVII, 1887 [S. 28]), die anderen „hallstättischen" Gräberfelder in Krain aber fast völlig unberührt geblieben sind[1]). Man fühlt sich versucht, ethnische Unterschiede zur Erklärung dieser Verschiedenheit

[1]) Die einzige mir bekannte Ausnahme bildet der Hügelgräberfund am Magdalenenberge bei St. Marein, den man sich allerdings nur in ungenügender Weise aus den vagen Angaben, welche Deschmann im XIV. Bande dieser Mittheilungen (1884) S. 49 ff. veröffentlicht und aus dem, was im Laibacher Museum unter der Bezeichnung dieses Fundplatzes ausgestellt ist, reconstruiren kann. Nach Deschmann's Bericht lag in einem jener Tumuli ein Skelet mit 2 Lanzen, 1 Axt und 1 Messer, alles aus Eisen, weiterhin 2 bronzene La Tène-Fibeln, dann abermals ein Skelet mit einer eisernen Axt, darunter ein mit 2 Steinplatten bedecktes Brandgrab (Situla) mit Beigaben, wie sie für die Hallstätter Periode der krainischen Nekropolen charakteristisch sind. (Knotenfibel und das in diesen Mitth. Bd. XIII, Taf. 20, Fig. 6 abgebildete, figural verzierte Bronzeblech.) Ausser den bereits publicirten und daher leicht zu identificirenden Stücken sind unter der Bezeichnung „Magdalenaberg bei St. Marein" im Laibacher Museum ausgestellt: 3 Beile des St. Michaeler Typus (2 davon wahrscheinlich aus dem obgedachten Tumulus), 2 Lanzenspitzen aus Eisen, eine mit breitem Blatt, die zweite mit sehr langer, in einen massiven dünnen Hals auslaufender Dülle (La Tène-Typen, wie von St. Michael, wahrscheinlich die beiden oberwähnten Stücke), 3 krumme Eisenmesser), 3 grosse bronzene Certosafibeln, gleich den typischen Exemplaren von St. Michael, ferner diverse Hals- und Armringe, Glas- und Bernsteinperlen. Wenn hier nicht etwa Nachbestattungen vorliegen, hätten wir in diesen Tumulis eine Analogie zu dem Inventar der jüngeren Gräber von St. Michael, nur dass hier in der verschiedenen Bestattungsweise eine noch schärfere Trennung der mit La Tène-Eisenwaffen gerüsteten Leute von den blos mit Hallstatt-Schmucksachen versehenen Landesgenossen ausgesprochen wäre.

heranzuziehen, und wenn der Mischcultur ein Mischlingsstamm entspricht, so haben wir einen solchen an der illyrisch-keltischen Grenze, welche der Birnbaumer Wald im Alterthum bildete, geschichtlich bezeugt. Es sind die Japuden, über deren Verbreitung und Lebensformen alte literarische Quellen uns ziemlich brauchbare Nachrichten überliefern. Der Aufnahme und Prüfung derselben soll das folgende Capitel gewidmet sein.

IV. Zur Vorgeschichte des Fundgebietes.

Für die Urgeschichte des unmittelbaren Hinterlandes der Halbinsel Istrien mangelt es nicht an Stoff. Die prähistorische Bevölkerung dieses Gebietes hat uns nicht unerhebliche Ueberreste hinterlassen, und auch die geschriebene Ueberlieferung, welcher das folgende Capitel hauptsächlich gewidmet ist, reicht zum Theile, wenn auch nur mit ihren Quellen, bis vor den Beginn unserer Zeitrechnung zurück. Es besteht nur die grosse, bei prähistorischen Untersuchungen ziemlich allgemeine Schwierigkeit, diese beiden Arten von Tradition in Einklang zu setzen, da sie sich blos äusserlich an einander knüpfen lassen, ohne dass wir die eine zur Prüfung der anderen verwenden könnten. Jede von ihnen bleibt also unvollständig und ungenügend. Die Funde der weiteren Umgebung reichen zum Theil in das Steinzeitalter zurück; die nächste derartige Fundstelle, welche ganz kürzlich von Prof. Moser aus Triest ausgebeutet wurde, liegt bei Präwald am südlichen Ende des Nanos, nur wenige Kilometer von St. Michael entfernt. Man nimmt gewöhnlich an, dass illyrische Stämme die ersten Anwohner dieses ganzen Gebietes um den Nordrand der Adria gewesen seien. Später wurde dieser Gürtel zerrissen, nordwestlich von Istrien zuerst durch das Vordringen der keltischen Karner. Für die Steinzeit, dann für die Periode der hier einzeln auftretenden Bronzewaffen und wohl auch noch für die Stufe der älteren Gräber von St. Michael ist jedoch eine rein-illyrische Bevölkerung dieses Gebietes mit Sicherheit anzunehmen. Sehr wahrscheinlich ist dieselbe dem in älterer Zeit etwas ausgebreiteteren Stamme der Ἴστροι beizuzählen, welcher einst bis an den Tagliamento, die Grenze der Veneter, reichte und noch 181 v. Chr. den Küstenstrich von Aquileja beanspruchte, jedoch in der geschichtlichen Zeit auf die nach ihm benannte Halbinsel eingeschränkt erscheint.

Der Nordrand der Adria, das nordöstliche Vorland Italiens, lag ausserhalb des Gesichtskreises der griechischen Culturträger, und erst spät gewinnen wir daher aus der Literatur sichere Anhaltspunkte für die antike Geographie und Ethnographie dieses Gebietes [1]). Selbst der Name der Ἴστροι erscheint im IV. Jahrhundert nur in nebelhafter Ferne. Sein Gleichklang mit dem Flussnamen erzeugte die abenteuerliche Vorstellung von einer Gabelung der Donau, die man mit einem Arm in die Adria münden liess. Diese (in der Küstenbeschreibung des Pseudo-Skylax, um 340 unter Philipp von Makedonien, überlieferte) Idee ist erst spät ganz aus der Literatur verschwunden, während der Glaube an die Abstammung der Istrer von den Kolchern, ursprünglich im Zusammenhange mit der Idee einer nördlichen Einschnürung der Balkanhalbinsel, welche dem Mythus von der Rückfahrt der Argonauten zu Grunde liegt, sich noch viel zäher behauptet hat.

Aber auch die Geschichte der römischen Machtausbreitung bringt uns erst in verhältnissmässig später Zeit Nachrichten über dieses, der werdenden Weltmonarchie räumlich so naheliegende Gebiet. Wenn Herodot schon wenige Decennien nach den Perserkriegen umfassende Mittheilungen über die Völker im weiten Umkreis des östlichen Mittelmeerbeckens veröffentlichte, so vergehen noch gut anderthalb Jahrhunderte nach der Zerstörung Karthagos, ehe uns die römische Reichsliteratur Genaueres auch nur über die nächsten nordöstlichen Nachbarn Italiens zu sagen weiss. Man muss sich der eigenthümlich beschränkten Rolle, welche die Adria im Gefüge der Mittelmeerglieder während des Alterthums spielte, erinnern, um das zu begreifen [2]).

---

[1]) Ljubić (im Vjestnik hrvatsk. arkeol. družtva VII, 1885, p. 3) hat zuletzt die Stellen gesammelt, missdeutet jedoch, wie es scheint, die bei Steph. Byz. erhaltene Stelle des Hekataios von zwei japygischen „Städten" (einer auf der Apennin-, der andere auf der Balkanhalbinsel), wenn er sie auf die nordillyrischen Japuden bezieht, da sie vielmehr wohl von den Japygern Unteritaliens zu verstehen ist.

[2]) Nissen (Italische Landeskunde S. 92 ff.) hat die Umstände dargelegt, welche einer frühzeitigen maritimen Entwicklung des adriatischen Küstengebietes im Wege standen: die Hafenlosigkeit der italischen Seite, die Kahlheit und Armuth des dalmatinischen Archipels und die Wildheit des dinarischen Hinterlandes, endlich, nicht zuletzt, die Unbeständigkeit des Wetters und die Häufigkeit der Stürme, welche die Adria jetzt wie ehedem in Verruf gebracht haben.

1. Nachrichten Strabo's.

Für unser Fundgebiet kommen in erster Linie, ja fast ausschliesslich, Strabo und Plinius in Betracht. Namentlich Strabo kommt auf gewisse Hauptpunkte der Bedeutung des Okra und seiner Umgebung wiederholt zurück. Auszugehen ist dabei von Aquileja, gleichsam dem Auge, mit welchem die Römer, lange bevor sie ihre Herrschaft über das östliche Alpengebiet ausdehnten, in's Innere desselben spähten. „Er ist der Handelsplatz für die illyrischen Völker am Ister. Diese holen hier die Producte der See und Wein, den sie in hölzernen Fässern auf Wagen laden, sowie Oel; dagegen bringen sie Sklaven, Vieh und Häute"[1]).

(V, 1.) „Der Weg von Aquileja über den Berg Okra nach Nauportus, einer Anlage der Taurisker, bis wohin die Waaren zu Lande gebracht werden, beträgt 350 Stadien; Einige geben sogar 500 an. Der Okra ist der niedrigste Theil der Alpen, die sich von Rhätien bis zu den Japoden erstrecken. Von hier aber, bei den Japoden, erheben sich die Berge wieder und heissen Albia. Auch der Weg von Tergeste, einem karnischen Dorfe, nach dem See Lugeon geht über den Okra" (VII, 5). Vgl. IV, 6: „Der Okra ist der niedrigste Theil der Alpen, da wo sie an die Karner stossen; über denselben gehen die Waaren auf Wagen von Aquileja nach dem Orte Pamportus, eine Strecke von etwa 400 Stadien. Von hier kommen sie auf Schiffen in den Ister und die daselbst gelegenen Länder. Denn an Pamportus fliesst ein schiffbarer Fluss vorbei, der aus Illyrien kommt und sich in den Saus ergiesst; daher kann man die Waaren leicht nach Segestica und zu den Pannoniern und Tauriskern bringen." Ebenda, kurz vorher: „Hier wohnen auch die Japoden, ein schon aus Illyriern und Kelten gemischtes Volk, in ihrer Nähe ist der Berg Okra. Die Japoden, früher eine zahlreiche Völkerschaft, welche auf beiden Seiten des Gebirges wohnte und durch Raubzüge mächtig war, wurden von Kaiser Augustus besiegt und gänzlich entkräftet. Ihre Städte sind Metulum, Arupinum, Monettium, Vendum. Darauf folgt die Stadt Segestica im Flachlande."

Ferner VII, 4: „Wir sagten bei der Beschreibung von Italien, die Istrier seien das erste Volk an der illyrischen Küste, angrenzend an Italien und an die Karner, und es seien die Grenzen Italiens von der gegenwärtigen Regierung bis zu der istrischen Stadt Pola ausgedehnt worden. Diese Grenzen sind ungefähr 800 Stadien von dem innersten Winkel des Meeres entfernt. Soweit ist es auch von der Landspitze von Pola nach Ancona, wo man das Venetische rechts lässt. Die ganze istrische Küste hat 1300 Stadien. Nun folgt die japodische Küste mit 1000 Stadien. Die Japoden wohnen an dem sehr hohen Albiusgebirge, mit welchem die Alpen abschliessen; sie reichen jenseits des Gebirges bis zu den Pannoniern und an den Ister, diesseits an das adriatische Meer; sie sind sehr streitbar, wurden aber von Cäsar völlig unterjocht. Ihre Städte sind Metulum, Arupinum, Monettium und Vendum. Die Gegend ist arm, sie leben meist von Dinkel und Hirse[1]); ihre Bewaffnung ist keltisch, sie tätowiren sich ebenso wie die anderen Illyrier und die Thraker. Auf die Küste der Japoden folgt die liburnische Küste . . . . u. s. w."

Aus diesen Darstellungen Strabo's ergeben sich, wenigstens für die Periode um den Beginn unserer Zeitrechnung, folgende Punkte:

1. Der Birnbaumer Wald bildet die Ostgrenze der japudischen Wohnsitze; als ihr Centrum erscheint das ὄρος Ἄλβιον, von wo sie sich nordwärts angeblich bis zur Donau (?), südwärts bis zur Adria ausdehnten. Ihre Städte lagen zwischen dem Okra und Segestica (Sissek). Ihre Nachbarn waren westlich die Karner, nördlich die Taurisker, östlich die Pannonier, südlich und südöstlich die illyrischen Völkerschaften der Istrer und Liburner.

2. Die so begrenzten Japuden erschienen den Römern ethnologisch als eine Uebergangsstufe von den Kelten zu den Illyriern, im Grunde illyrisch

[1]) Von etwas anderer Beschaffenheit war der Tauschhandel zwischen den Bewohnern der Hochgebirgsthäler und der fruchtbaren Niederungen. Die ersteren, welche an allen Bodenproducten Mangel litten, nahmen diese bisweilen mit Gewalt von den ackerbautreibenden Stämmen; bisweilen schonten sie jedoch dieselben, um von ihnen den Unterhalt zu gewinnen. Sie gaben dagegen Harz, Pech, Kienholz, Wachs, Honig und Käse, an denen sie Ueberfluss hatten. Str. IV, 6.

[1]) Die Armuth der Japuden, aber auch ihre Streitbarkeit und Rüstigkeit bis in's höchste Alter bezeugt Tibull IV, I. 108 ff.

. . . . . Testis mihi victae
Fortis Japudiae miles; testis quoque fallax
Pannonius gelidaque Salassus tectus ab Alpe;
Testis Arupinus pauperque et natus in armis.
Quem si quis videat vetus ut non fregerit aetas,
Terna minus Pyliae miretur saecula famae.
Namque, senex longae peragit dum tempora vitae,
Centum foecundos Titan renovaverit annos;
Ipse tamen velox celerem super edere corpus
Audet equum, validisque sedens moderatur habenis.
Te duce non alias conversus terga domator
Libera Romanae subjecit colla catenae.

(ὁμοίως καὶ τοῖς ἄλλοις Ἰλλυριοῖς), aber durch die Nähe der an 2—3 Seiten ihren Wohnbezirk umfassenden Kelten culturell von den letzteren beeinflusst oder, wie Strabo sich ausdrückt, mit ihnen vermischt. (Geradezu ein keltisches Volk nennt sie Dionys. Hal. ap. Steph. Byz. v. Ἰάποδες.) Für diese Auffassung war vielleicht nichts Anderes massgebend, als die locale Stellung ihres Gebietes und der rein äusserliche Umstand, dass sie sich gleich den übrigen Illyriern tätowirten, aber den ὁπλισμὸς κελτικός angenommen hatten. Es muss sich also die Bewaffnung der übrigen Illyrier, von welchen dies nicht ausgesagt wird, noch in römischer Zeit von derjenigen der Kelten unterschieden haben.

2. Angaben des Plinius.

Strabo's Angaben über die Wohnsitze der Japuden finden sich im Wesentlichen bestätigt bei Plinius. N. H. III. Cap. 5 zählt er nach den Veneti auf: Carni, Japudes, Histri, Liburni; 18. bezeichnet er die Nordwestgrenze ihrer Verbreitung, indem er von der Umgebung Aquilejas aussagt: Carnorum haec regio, junctaque Japudum, amnis Timavus [1]), castellum nobile vino Pucinum, Tergestinus sinus, colonia Tergeste; 21. die Südostgrenze: flumen Tedanium quo finitur Japudia; 24. die Nordgrenze: a tergo Carnorum et Japudum, qua se fert magnus Hister, Raetis junguntur Norici. Von Strabo's Angaben weicht Plinius nur bezüglich der japudischen Wohnsitze im Osten von Istrien ab, wo sich dieselben nach dem griechischen Geographen bis an's Meer ausdehnen und einen langen Küstenstrich begleiten, während Plinius auch diesen Strandsaum zum Gebiete der Liburner rechnet. Doch erwähnt er es als eine Darstellung Anderer, dass sich die Japoden auch östlich von Istrien bis an's Meer erstrecken: nonnulli in Flanaticum sinum Japudiam promovere a tergo Histriae CXXX m. p., dein Liburniam CL m fecere (19.). Zippel (Die römische Herrschaft in Illyrien bis auf Augustus, Leipz. 1877, S. 125) findet die Meldung des Plinius wahrscheinlicher (— „nie ist im Alterthum von einer Schifffahrt der Japuden die Rede, und griechische Geographen reihen, wie Plinius, an die Istrer unmittelbar die Liburner an; s. Scylax c. 21, Scymnus v. 394—403, Dionysius v. 385; diese bewohnten also die Inseln und einen schmalen Strich des Festlandes, darüber bis nahe an das Meer heran wohnten die Japuden" —), wie er auch mit Grund annimmt, dass die Japuden ebenso wenig im Westen von Istrien das Meer berührt haben. Denn Tergeste heisst bei Strabo (7, 5) ein karnisches Dorf, und auch der Okra selbst berührt wenigstens das Gebiet der Karner. Dagegen nimmt er an, dass sich die Japuden auch hier bis ganz nahe an das Meer hin ausdehnten, und verwerthet dafür eine Inschrift aus Materia, etwa 4 Meilen südöstlich von Triest (C. J. L. V. 698). Nach diesem Steine scheint hier, unweit des Fundortes der Inschrift, wenig östlich von Triest in der Kaiserzeit die Grenze der Provinz Dalmatien gewesen zu sein, und es ergibt sich mit Wahrscheinlichkeit, dass hier auch früher bereits die Volksgrenze zwischen Japuden, Karnern und Istrern sich befand, wodurch die Angaben des Plinius im Wesentlichen bestätigt werden.

Auf oder an dem Okra lag eine Ansiedlung gleichen Namens, welche nach Plinus III, 19 von Karnern bewohnt gewesen, aber zur Zeit des Schriftstellers schon wieder zu Grunde gegangen war. (Interiere . . Carnis Segeste [?] et Ocra; Strabo VII, 5 nennt auch Tergeste, das nach Mela II, 3 „intimo in sinu Adriae situm finit Illyricum," eine κώμη καρνική). Es ist wohl glaublich, dass die Karner einen solchen Ort als Thorsperre des Ueberganges über den gleichnamigen Berg gegründet oder befestigt haben, welcher später von den Römern geschleift wurde und der Vergessenheit anheimfiel. Für das Keltengebiet der julischen Alpen mag er etwa dieselbe Bedeutung gehabt haben wie die Befestigungen zwischen der Rjeka und Poik, von denen weiter unten die Rede sein wird, für die Wohnsitze der Japuden am mons Albius. Müllner (Emona S. 128, Anm. 2) vermuthet, dass jene „Stadt" Ocra in der Nähe des heutigen Ortes Zoll zu suchen sei, wo ein merkwürdiger prähistorischer Steinwall (Šance) und andere fortificatorische Werke schon in vorrömischer Zeit zur Sicherung des Passüberganges angelegt waren.

Plinius (III, 20) nennt unter den illyrischen Völkerschaften, welche von der Südspitze Istriens bis zu den Sitzen der Karner hinauf wohnten, auch Subokriner. (Incolae Alpium multi populi, sed illustres a Pola ad Tergestis regionem Fecusses, Subocrini, Catali, Monocaleni, juxtaque Carnos quondam Taurusci adpellati nunc Norici.) Wir werden nicht fehlgehen, wenn wir diesen Stamm an die Abhänge des Okra versetzen, und an prähistorischen Ansiedlungen am Fusse des Birnbaumerwaldes fehlt es ja nicht. Ausser St. Michael kommt eine alte Wallburg bei

[1]) Auf die Bezeichnung des Timavus bei Virgil, Georg. III. 475. als „Japydis" ist wohl nicht viel zu geben.

Strmza, 1 Stunde nordöstlich von jenem Punkte (s. Deschmann und Hochstetter l. c. S. 7) in Betracht, und nach einer neueren Mittheilung Deschmann's soll sich in der halben Höhe des Nanos unmittelbar unter den dortigen Felswänden, eine Stunde von St. Michael noch ein dritter ähnlich befestigter Wohnplatz, ein „grossartiges Gradišče", erkennen lassen. Das Wippachthal im Westen des Birnbaumerwaldes ist archäologisch noch zu wenig erforscht, um Bestimmtes auszusagen, doch sind neben Ueberresten aus römischer Zeit auch hier Spuren einer prähistorischen Bevölkerung aufgetaucht (eiserne La Tène-Fibel aus Planina, andere Nachrichten bei Müllner l. c.). Spätere Funde werden wohl mit grösserer Genauigkeit entscheiden lassen, wohin wir die Subokriner des Plinius verlegen dürfen.

3. Berichte Appian's.

Die Feldzüge römischer Consulen und später des Octavianus, welche zur Demüthigung und Unterwerfung der streitbaren und unfriedfertigen Japuden führten, sind speciell für das Okragebiet ohne Belang; dagegen verbreiten sie einiges Licht über die Culturstufe, auf welcher die Römer jenes Volk angetroffen haben. Die kriegerischen Ereignisse, von welchen uns Berichte vorliegen, vollzogen sich im Osten des Meridians von Istrien; nur ein Vorspiel derselben berührt unser Gebiet. Die Anlage Aquilejas und die Unterwerfung Istriens äusserten Anfangs, wie es der Zweck dieser Actionen im nordöstlichen Hinterland gewesen war, eine starke calmirende Wirkung auf die Stämme dies- und jenseits der Alpen. Die transalpinen keltischen Cantone missbilligten unmittelbar nachher auf's Nachdrücklichste den Versuch ihrer ausgewanderten Stammesgenossen, sich im Küstenlande anzusiedeln. Diese letzteren standen auf das Geheiss der Römer von ihrem Vorhaben ab und wichen in's Gebirge zurück. Daraus ist mit Sicherheit zu schliessen, dass schon geraume Zeit vor diesem Ereigniss ein friedlicher, in festen Formen des Handels und Wandels begründeter Verkehr zwischen dem adriatischen Küstengebiet und dem alpinen Hinterlande geherrscht haben muss, ein Zustand, wie ihn auch die prähistorischen Fundthatsachen wiederzuspiegeln scheinen. Unter solchen freundlichen Verhältnissen vollzog sich bald darauf (170 v. Chr., 582 d. St.) die erste geschichtlich bekannte Berührung der Römer mit den Japuden. Karner, Istrier und Japuden schicken zu Beginn des dritten makedonischen Krieges Gesandte nach Rom, um sich über die Verwüstungen des Proconsuls Cajus Cassius zu beschweren, welcher von ihnen zuerst Führer verlangte, um mit dem Heer durch ihre Gebiete nach Makedonien aufzubrechen, dann aber mitten auf dem Wege umkehrte und ihre Länder mit Brand und Plünderung heimsuchte. Sie erhielten Geschenke und das Versprechen, dass der Senat ihre Sache untersuchen und ihnen, wenn die Klage begründet sei, Genugthuung gewähren würde. Wahrscheinlich sind auch die späteren Ruhestörungen an der Nordostgrenze, deren in unserer Ueberlieferung natürlich nur die Barbaren beschuldigt werden, gleichmässig bald von der einen, bald von der anderen Seite ausgegangen und haben die Form von Razzias angenommen, welche mit grosser Erbitterung geführt wurden und ebensolche Erbitterung zurückliessen [1]). Bestimmtes erfahren wir aber nicht bis zum letzten Drittel des II. vorchristlichen Jahrhunderts. Im Jahre 129 (625 d. St.) besiegte der Consul Sempronius Tuditanus die Japuden, nachdem er von denselben eine Niederlage erlitten hatte und drang, wie er selbst auf seinem Standbilde eingraben liess, von Aquileja 2000 Stadien weit bis zum Flusse Tityus (der Kerka) vor. Plinius, der das Letztere überliefert, lässt ihn die Histrer bezwingen; wenn dies auch irrig wäre, scheint Plinius doch anzunehmen, dass er mit den westlichen Japuden im Hinterlande Istriens gekämpft und dann im Siegeszug bis an die Südgrenze Liburniens vorgedrungen ist. Der zweite Theil dieser Arbeit scheint ihm nicht sonderlich schwer gefallen zu sein, da er noch während seines Amtsjahres triumphirte. („C. Sempronius C. f. C. n. Tuditan. cos. de Japudibus K. Oct." C. J. L., I. pag. 459.)

Dieser Zug scheint nur das Gebiet der westlichen cisalpinen Japuden berührt zu haben; dagegen endete ein 10 Jahre später von den Consulen Cotta und Metellus geführter Krieg mit der Einnahme von Siscia; in diesem Jahre müssen also auch die transalpinen Japuden vorübergehend die Wucht der römischen Waffen erfahren haben.

---

[1]) Ein ungünstiges Licht fällt auf das Vorgehen des C. Cassius schon durch sein Verhältniss zur Regierung. Er hatte als Consul den Oberbefehl gegen Perseus begehrt; allein durch das Los war ihm Gallien als Provinz zugefallen. Mitten in dem tollkühnen Unternehmen, seine Legionen zu Lande durch das unwirthliche Gebiet der Illyrier nach Makedonien zu führen, traf ihn das strenge Geheiss des Senates, das ihn zur Umkehr zwang und worüber er seinen Unwillen an dem schuldlosen Durchzugsgebiete ausliess.

Aus dem zweiten vorchristlichen Jahrhundert erfahren wir weiter nichts mehr von diesem östlichsten aller Alpenvölker; die cisalpinen Japuden scheinen Frieden und Freundschaft mit den Römern gehalten zu haben und hatten vielleicht auch ihren Antheil am Handelsverkehr mit Aquileja. Hingegen mussten die westlichen Anwohner des Okragebietes, die Karner, 115 v. Chr. (639 d. St.), in einem neuen Feldzuge bezwungen werden. „M. Aemilius M. f. L. n. Scaurus cos. de Galleis Karneis“ . . . berichten die Triumphalfasten (C. J. L. I. pag. 460; für Cauriscos wie der Anonymus de vir. inlustr. c. 72 schreibt, vermuthet Zippel [l. c. S. 138] „Carniscos“, Mommsen [R. G. II. S. 173, Anm.] „Tauriscos“, wonach in diesem Kriege zum ersten Mal ein römisches Heer die Ostalpen überschritten hätte).

Ueber volle 80 Jahre schweigt sodann die Ueberlieferung. Auch die Kämpfe des Jahres 35 v. Chr. (719 d. St.), in welchen die Japuden und Pannonier zum ersten Mal unter das Joch der Weltherrschaft gebeugt wurden, berührten das Okragebiet und die westlichen Japuden nur indirect; doch müssen wir uns die letzteren unzweifelhaft in die allgemeine Bewegung jener Völker während der Kämpfe Roms mit den Westkelten und während seiner inneren Kriege hineingezogen denken. Dio Cassius XLIX, 35 berichtet nur kurz: (Octavianus) selbst zog gegen die Japyden zu Felde. Die diesseits des Gebirges näher am Meere wohnenden bezwang er mit leichter Mühe; aber die Bewohner der Hochländer und der auf beiden Seiten derselben liegenden Gebiete machten ihm desto mehr zu schaffen; (folgt eine Schilderung der Einnahme von Metulum.) Ausführlicher, namentlich über die allgemeinen Umstände, ist Appian's Darstellung, welcher wahrscheinlich Octavian's Rechenschaftsberichte zu Grunde liegen; doch herrscht auch hier manche Unklarheit. Wir erkennen, dass während der gallischen und bürgerlichen Kriege wie schon früher der nahe Nordosten von den Römern völlig vernachlässigt wurde, Seeraub und Freibeuterei auf und an der oberen Adria ungemein um sich gegriffen hatten. Der eingerissenen Unsicherheit zu steuern oder wie sich der Feldherr in einem Bericht an den Senat ausdrückt: „Italien von den wilden, schwer zu bekämpfenden Völkern, welche dasselbe unausgesetzt beunruhigten, zu befreien“, war eine der ersten Aufgaben des Principates, welche Octavian noch als Triumvir in Angriff nahm. Unter den Völkern, deren Bewältigung grössere Mühe kostete, nennt Appian Illyr. XVI. die Carner und Taurisker. Nach deren Unterwerfung ergaben sich einige angrenzende Stämme; bei diesem Anlasse verloren wohl auch die Japuden am Okra ihre Selbstständigkeit. Von den Japuden diesseits der Alpen ergaben sich ferner beim Anzuge der Römer die Moentiner und Aventeaten. Die Auripiner dagegen, der zahlreichste und streitbarste Stamm unter diesen Japyden, übersiedelten von den Dörfern in die Stadt und zogen sich bei seiner Annäherung allesammt in die Wälder zurück . . . . XVII: „Am meisten zu schaffen machten ihm die Salasser und die Japyden jenseits der Alpen“ . . . . XVIII: „Die Japyden jenseits der Alpen, ein kräftiges wildes Volk, hatten in einem Zeitraume von ungefähr 20 Jahren die Römer zweimal zurückgetrieben, Aquileja angegriffen und Tergestus, eine römische Ansiedlung, geplündert. Als Cäsar auf einem fast ungangbaren steilen Wege gegen sie heranzog, suchten sie ihm seinen Marsch durch Umhauen von Bäumen noch mehr zu erschweren. Wie er aber dennoch heraufdrang, flüchteten sie sich in den übrigen Theil des Waldes und lauerten in einem Hinterhalt auf seine Annäherung . . . .“ Die Lage der Stadt Terpon, in deren Nähe der erste Zusammenstoss erfolgte, ist unsicher. Cap. XIX—XXI wird die verzweifelte Vertheidigung und Einnahme von Metulum geschildert. „Nach der Eroberung von Metulum ergaben sich die erschreckten übrigen Japyden freiwillig dem Cäsar.“ Der ganze Feldzug gegen die Japuden wurde, wie es scheint, östlich von Istrien begonnen und zu Ende geführt. Ihre Städte wurden je nach dem Verhalten der Einwohner theils niedergebrannt, theils geschont. Sie waren, wie wenigstens von Metulum berichtet wird, ausgedehnte, an geschützten Punkten („in einem sehr waldigen Gebirge auf zwei durch eine enge Thalschlucht getrennten Hügeln“) angelegte Plätze; die ziemlich hohen Befestigungen bestanden ohne Zweifel aus Erdwällen und Pfahlwerk, die Häuser (ein „Rathhaus“ erwähnt Appian l. c. XXI) ebenfalls aus Holz. Von den angrenzenden Pannoniern bemerkt Appian ausdrücklich und zur Unterscheidung von den Japuden, dass sie nicht in Städten, sondern in Gehöften oder Dorfschaften nach Stämmen wohnten und keine Rathhäuser besässen. Ferner mag von dem Berichte Appian's hiehergezogen werden, dass die Bewohner Metulums zuerst in der Weise capitulirten, dass sie einer römischen Besatzung den höher gelegenen Hügel ihrer Wallburg einräumten, während ihre Krieger sich auf den tiefer liegenden zurückzogen. Erst die Forderung der Waffenübergabe entflammte den letzten verzweifelten Widerstand.

Die fortschreitende archäologische Localforschung in diesem Gebiete wird wohl mit der Zeit gestatten, auch die Lage der genannten städtischen Niederlassungen der Japuden und den Marsch der Legionen zur Unterwerfung dieses Volkes zu verfolgen und zu bestimmen. Hieher gehört nur, was sich aus den citirten Berichten über die Wohnart der Japuden in Städten und Dörfern, über die Anlage der Siedlungen auf dominirenden Anhöhen, über die Zugehörigkeit einer Anzahl von Dorfschaften zu einem städtischen Mittelpunkt, der als Zufluchtsort, aber auch als Raths- und Versammlungsort diente, und allenfalls noch über den culturellen Unterschied zwischen den cis- und transalpinen Stammestheilen gewinnen lässt. Dazu etwa die Notiz bei Cic. pro Balbo XIV, 32: at enim quaedam foedera extant ut Germanorum, Insubrium, Helvetiorum, Japudum, nonnullorum item ex Gallia barbarorum, quorum in foederibus exceptum est, ne quis eorum a nobis civis recipiatur.

Alles in Allem genommen, erscheinen die Japuden als eine in den früheren Perioden des classischen Alterthums unbekannte Völkerschaft, welche trotz der grossen Meeresnähe ihrer Wohnsitze im Osten und Westen der Halbinsel Istrien dem Seeverkehre fremd blieb, aber auch, wie es der Karstcharakter des von ihnen besiedelten Gebietes bedingte, im Ackerbau nicht sehr grosse Fortschritte machte, sondern vermuthlich ein freies, kriegerisches Hirtenleben führte. Damit stimmt es, wenn sie nach dem obcitirten Gemälde bei dem Dichter Tibull als ein bis in's höchste Alter kräftiges Reitervolk erscheinen. Die Geschichte bezeugt ihre Wehrhaftigkeit und Wildheit im Kampfe. Wir dürfen sie uns ähnlich den heutigen Albanesen oder Montenegrinern vorstellen. Welcher Race sie angehörten oder richtiger, da sie schon von den Alten als ein Volk gemischter Race erkannt wurden, welches Racenelement hier dominirte, darüber geben uns weder die Schriftquellen noch auch die Grabungen Aufschluss. Diese Frage kann nur im Zusammenhang mit grösseren, bisher noch ungelösten Problemen fruchtbar erörtert werden. Die von mir gefundenen Skelette waren leider zu sehr zerstört, als dass sich an denselben irgend welche charakteristische Merkmale hätten feststellen lassen. In situ schienen sie mir von hochgewachsenen brachycephalen Leuten herzurühren. Die Griffstheile der Schwerter sind nicht auffallend kurz und die Wurfwaffen ziemlich wuchtig, also für kräftige Arme berechnet.

4. Die Grenze der cis- und transalpinen Japuden.

Zur festeren Bestimmung unseres Fundgebietes am Okra darf eine Erscheinung ausserhalb, aber in grösster Nähe desselben, nicht ganz unberührt bleiben. Das ist die merkwürdige Gruppe von prähistorischen Wallburgen und Schanzwerken an der südöstlichen Seite derselben Landbucht, von welcher im Nordosten der Nanos wie ein Cap nach Süden vorspringt. Den Nachweis derselben verdanken wir dem k. k. Conservator Prof. Alf. Müllner (s. dessen Bericht in den Mitth. der k. k. Central-Commission für Kunst u. histor. Denkmale Bd. VI, N. F. S. XXI ff.); sie bekrönen nach der Beschreibung Müllner's einen Gebirgskamm, welcher von der Südbahnstation St. Peter ausgehend, die Flussthäler der Poik und der Rjeka sondert. „Der ganze Gebirgszug läuft von Norden nach Süden und zweigt oberhalb Dornegg vom grossen Gebirgsstocke des Schneeberges ab. Während dieser Höhenzug gegen Westen, also gegen das Rjekathal äusserst steil abfällt und mitunter unersteigliche Felswände darbietet, sind seine Abdachungen gegen das Poikthal sanfter und mehr oder weniger bewachsen. Nebstdem ist aber auch der Höhenunterschied der beiden Thäler ein bedeutender und dürfte bei 500 bis 600 Fuss betragen, so dass also das Poikthal als eine erhöhte Terrasse des Schneeberger Gebirgsstockes betrachtet werden kann, welche gegen das Rjekathal hin durch einen felsigen Wall abgeschlossen erscheint."

Es folgen auf einander in der Richtung von Nord nach Süd: 1. Das Gradišče bei St. Peter an der Südbahn, ein steiler Hügel, dessen Oberfläche mit gewaltigen Mauerwällen umfangen ist (Bruchstücke ungedrehter Thongefässe und eine römische Familienmünze); 2. der Wall auf St. Primus nächst dem vorigen Castell; 3. der Šiler-Tabor bei Zagurje, dreieckige Hügelfläche mit steilen Abhängen an zwei und einem Doppelwall an der dritten Seite (römische Münze und späteres Mauerwerk); 4. das Gradišče zwischen Zagurje und Grafenbrunn, ziemlich hoher Gipfel, westlich durch Abstürze, östlich durch einen Wall gesichert (prähistorische Thongefässfragmente, Mauerreste und eisernes Schleudergeschoss [?]); 5. das Gradišče von Grafenbrunn, wieder auf einer dreieckigen Hügelfläche, deren Nordseite durch steile Felswände gebildet ist, während die beiden anderen durch starke Mauerwälle geschützt sind; unter dem Ostabhang ent-

springen zahlreiche Quellen (Mauerreste, Thongefässbruchstücke, Augustusmünze, unfern mehrere 100 Tumuli in einem kleinen, mit Eichenwald bedeckten Thale); 6. das Gradišče na Obrobi bei Grafenbrunn, runder Hügel mit umwalltem Gipfel; 7. das Gradišče bei Beć (Watsch) nordöstlich von Grafenbrunn, unregelmässiges Fünfeck von Wällen auf sanft abgedachtem Hügel (die Castelle 4—7 liegen wie Bollwerke, 2 auf dem Bergkamm, 2 im Thale um Grafenbrunn, woraus vielleicht geschlossen werden darf, dass an letzterem Orte einst eine grössere offene Ansiedlung lag); 8. das Gradišče bei Zembije, Anhöhe mit Ueberresten eines trockenen Walles; 9. das Gradišče bei Dornegg, ausgedehnte Wallburg am Ostabhang eines Felsgipfels (Skeletfund mit Bronze- und Eisenbeigaben [Lanzenspitzen], 1885 neuerdings von C. Moser untersucht: ältere Bronzen, eiserne Lanzenspitzen, Hirschhornartefacte, Thongefässfragmente s. Ber. d. prähist. Commission der kais. Akad. der Wissensch. 1887, S. 25 f.); 10. das Castell von St. Achatius auf dem südlichsten, jäh abfallenden Gipfel der ganzen Bergkette, alter Mauerwall (prähistorische und römische Funde s. Moser l. c. S. 24 f.); 11. das Gradišče von Zemon („während die sämmtlichen, bisher geschilderten Gradiščes Bergcastelle waren und gewissermassen eine zusammenhängende Postenkette von St. Peter bis St. Achaz bildeten, finden wir südlich von Dornegg unmittelbar vom linken Rjeka-Ufer ein eilftes Gradišče beim Dorfe Unter-Zemon"), viereckiges Plateau durch Mauerwälle in drei Terrassen abgetheilt (über die zahlreichen, in späten römischen Gräbern von Unter-Zemon gemachten Funde s. Moser l. c. S. 26 ff.); von prähistorischen Objecten verdient ein eisernes Streitbeil, ibid. S. 29, Fig. 60, Erwähnung, dessen Klinge ebenso geformt ist, wie bei den Beilen von St. Michael, während die Bildung des Rückens erheblich von denselben abweicht. Diese Abweichung könnte, da sie ihre nächsten Analogieen in gewissen Formen ungarischer Bronzebeile findet, auf pannonischem Einflusse beruhen. Weiter südlich, schon im Tschitschenboden, liegt ein sicher der Hallstätter Epoche angehöriges Gradišče, von welchem Deschmann in diesen Mittheilungen, Bd. XIV, 1884, S. 53 f. berichtet.

Müllner findet mit Recht, dass bei der Bestimmung dieser merkwürdigen Castelle alle Vorsicht geboten ist, da sie noch nicht genügend untersucht seien. Seine Ansicht, dass sie schon vor der Römerherrschaft in diesem Gebiet als feste Plätze gedient haben und dann von den Römern als Zwingburgen gegen die Besiegten occupirt worden seien, wird indess zweifellos für die Mehrzahl derselben richtig sein. Dass sie theilweise bis in neuere Zeit jene Verwendung gefunden, für welche sie ursprünglich ausersehen und angelegt wurden, bezeugt Valvasor vom Šiler-Tabor („Ehre Krains" XI, S. 510, bei Müllner citirt S. XXI); bei Türkennoth wurden hier Alarmfeuer angezündet und Schüsse abgegeben, worauf die wehrhafte Bevölkerung gewisse Vertheidigungspunkte besetzte, Weiber und Kinder aber „in den grossen Schneebergischen Wald" entwichen; auch die Getreidekästen der umliegenden Dörfer befanden sich hier. Der Krainer Schneeberg ist längst mit aller Sicherheit für den mons Albius der alten Schriftsteller erkannt worden. Wir stünden also hier vor den Marken jenes binnenländischen Gebietes, welches unsere Schriftquellen deutlich genug von den näher am Meere gelegenen cisalpinen Wohnsitzen der Japuden absondern. Dies darf wohl nicht ausser Acht gelassen werden, wenn man den offenbaren Unterschied des japudischen Culturbesitzes im Osten und im Westen des von dieser Völkerschaft besiedelten Landstriches in's Auge fasst. Im Osten scheint derselbe, soweit die bisherigen, noch wenig oder gar nicht bearbeiteten Funde zeigen, im Ganzen alterthümlicher, theilweise vielleicht einem pannonischen, im Westen dagegen einem starken keltischen Einflusse unterworfen gewesen zu sein.

5. Schlussbemerkungen.

Die Betrachtung der ethnologischen Verhältnisse, wie sie zur Zeit unserer classischen Berichterstatter im unmittelbaren nordöstlichen Nachbarlande Italiens geherrscht haben, hat für die Bestimmung der namhaften Funde, welche jüngst in diesem Gebiete gemacht wurden — Sta. Lucia, Idria pri Bače, St. Michael Podsemel u. s. w. — naturgemäss nur beschränkten Werth. Denn die literarischen Nachrichten beziehen sich fast durchwegs auf Perioden, die viel später sind, als diejenigen, aus welchen unsere Grabfunde stammen. Namentlich die älteren, rein prähistorischen Stufen von Sta. Lucia und Pod Kazulem bei St. Michael liegen zeitlich zu fern, um aus der geschichtlichen Ueberlieferung des Zustandes, in welchem die Römer dieses Gebiet antrafen, noch Licht zu gewinnen. Dagegen deckt sich die jüngere Stufe (Za Polšno bei St. Michael, vielleicht auch Idria bei Bača) theilweise mit geschichtlicher Tradition und zeigt uns die nordöstlichen Nachbarn Italiens in der

Entwicklung zu jener Cultur, welche in den östlichen wie in den westlichen Alpenländern unmittelbar vor dem Beginne unserer Zeitrechnung geherrscht hat. Wenn aber der merkwürdige Fund von Idria nach Allem, was uns die Schriftquellen und die topographischen Umstände lehren, nahezu mit Sicherheit für die keltischen Karner, die weiter östlich, jenseits des Golfs von Fiume und des krainischen Schneeberges in jüngster Zeit entdeckten Grabfelder mit ebenso grosser Wahrscheinlichkeit für die illyrischen Japuden in Anspruch genommen werden dürfen, sind wir schliesslich doch im Zweifel, ob wir am Südostabhange des Okra für die Zeit, aus welcher die jüngeren Gräber von St. Michael stammen, eine keltische oder illyrische Bevölkerung anzunehmen haben. Eine sichere Entscheidung in diesem Punkte wäre auch nur dann unerlässlich, wenn es sich etwa darum handelte, die Identität unserer Wallburg von St. Michael mit der karnischen Ortschaft Okra oder mit einer Ansiedlung der illyrischen Subokriner nachzuweisen. Die prähistorische Forschung steht aber auf einem anderen Standpunkt. Ihre Ziele sind vorläufig allgemeinerer Art, wenngleich nicht ausgeschlossen bleibt, dass sie später auch solche Fragen lösen wird.

Indessen ist es vielleicht gestattet, nach dem Abschlusse so erfolgreicher Grabungen, zu welchen auch die Arbeiten an der Wallburg von St. Michael gehören, auf die vor drei Jahren — auf der Klagenfurter Versammlung unserer Gesellschaft — speciell mit Rücksicht auf die La Tène-Funde in den Ostalpen geäusserten Erwartungen und auf die bisherige Erfüllung derselben zurückzublicken. Wenn damals ausgesprochen wurde, dass das Fundmaterial bereits hinreiche, um in das Profil der prähistorischen Schichten der Ostalpen die La Tène-Periode definitiv als durchgehende Linie aufzunehmen [1]), so hat die Mehrung der Fundthatsachen dieser Aufstellung natürlich nicht direct widersprochen. Aber es scheint sich zu zeigen, dass die La Tène-Schichte, je weiter wir nach Osten vorschreiten, umsoweniger lückenlos und unvermischt über den älteren Elementen auftritt; dass die Hallstatt-Cultur, als eine vorkeltische und von Südosten her verbreitete Erscheinung, nur im Westen, in den alten Wohnsitzen der Kelten vor den geschichtlich bekannten Wanderungen derselben, völlig von der La Tène-Cultur abgelöst wurde, während im Osten, in den Wohnsitzen der Illyrier, die wir uns als Hauptträger der Hallstatt-Cultur in Mitteleuropa denken möchten, eine Vermischung und Verschmelzung eintrat, welcher wir unter Anderem auch das eigenartige Bild der jüngeren Nekropole von St. Michael verdanken. Die nächste, noch werthvollere Illustration zu diesem Verhältniss wird die bevorstehende Publication der Grabfunde von Idria bei Bača bringen.

Jene Keltenschwärme, welche vier Jahrhunderte vor dem Beginne der Römerherrschaft erobernd in Steiermark, Kärnten und Krain, in Friaul und im Küstenlande eindrangen, waren wohl militärisch stark genug, um diesen Gebieten fortan ihren Namen und ihr Gesetz zu geben — Formen, welche uns von den literarischen Quellen allein überliefert werden —; allein sie waren, wie uns die Ausgrabungen lehren, numerisch und culturell zu schwach, um innerhalb des gerade hier so hoch entwickelten archaischen Lebenskreises eine allgemeine Umwälzung hervorzurufen. Dies war erst den Römern vorbehalten. Darum mögen, wie man auch früher bei uns angenommen hat, immerhin einige der sogenannten „hallstättischen" Gräberfelder des ostalpinen Fundgebietes in eine Zeit hineinragen, die man sonst ausschliesslich der La Tène-Periode zuweist, und also zum Theile jünger sein, als man jetzt gewöhnlich meint.

Und das erscheint am Ende vollkommen naturgemäss und verständlich. Wir glauben zu sehen, wie hier schon in halbgeschichtlicher Zeit, theils unter der Wucht kriegerischer Ereignisse, theils unter dem sanften Druck friedlichen Verkehres ein vielgestaltiger Wandel sich vollzog und an verschiedenen Orten verschiedene Formen annahm, die in den Funderscheinungen der jüngst aufgeschlossenen Nekropolen im Küstenlande, Kärnten, Krain und Kroatien nirgends völlig gleich, aber überall höchst belehrend und zu weiterer Forschung anregend zu Tage treten.

[1]) Siehe den Vortrag des Secretärs J. Szombathy im XV. Bande dieser Mittheilungen [S. 103].

Der Sarpabali,

ein altindischer Schlangencult.

Von **Dr. Moriz Winternitz.**

(Schluss.*)

V.

Der Sarpabali am Tage der Śrâvaṇafeier.

Während die bisher genannten Opfer im häuslichen Feuer dargebracht wurden, verlässt man zum Sarpabali das Haus. Man geht gegen Osten oder Norden aus dem Hause und richtet draussen eine Opferstätte her, das heisst: man beschmiert irgend eine Stelle mit Kuhdünger und zieht darin Linien nach verschiedenen Weltgegenden. Auf die durch Kuhdünger geheiligten Stellen wird die Opfergabe hingestreut, nachdem man vorher Wasser ausgegossen. Diese Opfergabe — gewöhnlich in einem Löffel voll Gerstenmehl oder Grütze bestehend — heisst *Bali*, Streuopfer, im Gegensatz zum *Homa*, Brandopfer. Der *Homa* wird im Feuer geopfert, der *Bali* bloss auf den Boden hingeworfen [1]). *Sarpabali* bedeutet: *bali* für die *sarpa's*, Streuopfer für die Schlangen.

Mit einem Löffel voll Grütze, sagt *Âśvalâyana*, geht der Hausherr aus dem Hause hinaus, giesst an einer reinen — d. h. durch Kuhdünger geheiligten — Stelle Wasser aus und streut die Grütze hin mit den Worten:

Den göttlichen Schlangenschaaren Heil!

Hierauf betet er mit gefalteten Händen zu den Schlangen:

Den Schlangen, welche auf der Erde leben, welche in der Luft, welche am Himmel und welche in den Weltgegenden leben, denen habe ich diese Gabe dargebracht, denen weihe ich diese Gabe.

Dann wandelt er um das Streuopfer von links nach rechts herum, setzt sich westlich vom Feuer nieder und übergibt der Reihe nach alle seine Angehörigen, zuerst seine Söhne, sodann seine Töchter, endlich seine Frau dem Schlangenkönig, indem er bei jeder Person den Spruch sagt:

Du bist die Schlange, du bist der Oberherr der kriechenden Schlangen; durch Speise schützest du die Menschen, durch Kuchen die Schlangen, durch Opfer die Götter. Mögen mich, der ich bei dir bin, die Schlangen, welche bei dir sind, nicht verletzen. Fester! Den und den (hier nennt er den Namen der Person, welche er dem Schlangenkönig übergibt) übergebe ich dir.

Nachdem er so der Reihe nach alle seine Angehörigen dem Schlangenkönig übergeben hat, übergibt er ihm zuletzt sich selbst, indem er am Schlusse des Spruches sagt:

Fester! Mich übergebe ich dir.

Auch nach dem *Mânavagṛihya* findet eine ähnliche Uebergabe an die Schlangen in Verbindung mit dem Sarpabali statt. Nachdem der Hausherr die Schlangen der Weltgegenden mit dem schon erwähnten Gebete:

Die Gnädige bist du ja, die östliche Himmelsgegend u. s. w. [1])

verehrt hat, bringt er das Streuopfer für die Schlangen dar mit folgenden Sprüchen:

Die Schlange bist du, der Schlangen Oberherr, bei dir sind alle Schlangen. Eine Darbringung von Streuopfern finde statt für die Schlangen.

Verehrung sei u. s. w. [2])

Nicht anfeinden, nicht verletzen, nicht verletzen und nicht beissen [3]) sollen mich die Schlangen.

Gib uns, o Agni, nicht preis dem Uebel, dem gierigen Feinde, dem Unheil! Ueberliefre uns nicht, o Gewaltiger, dem

---

*) Den ersten Theil siehe Mittheil. der Anthrop. Gesellschaft in Wien. Bd. XVIII, p. 25 ff.

[1]) *Śâṅkhâyana* und *Gobhila* schreiben wohl vor, man solle draussen auch ein Feuer anlegen, resp. vom Hausfeuer etwas hinaustragen. Das hat aber bei jedem von beiden seinen besonderen Grund. *Śâṅkhâyana* lässt deshalb das Feuer draussen anlegen, weil bei ihm dem Streuopfer und der Schlangenverehrung noch ein Brandopfer vorausgeht. Bei *Gobhila* muss das Feuer deshalb hinausgetragen werden, weil bei ihm das Pfannkuchenopfer dem Streuopfer erst nachfolgt. Der Sarpabali selbst wird aber immer nur auf die Opferstätte hingestreut, nie im Feuer geopfert.

[1]) Siehe oben S. 48.

[2]) Damit sind wohl die drei Verse: Verehrung sei den Schlangen u. s. w. (s. oben S. 47 fg.) gemeint. Der Text ist hier übrigens verderbt.

[3]) Text verderbt.

zahnbegabten Beissenden, nicht dem Zahn, nicht dem verletzenden!

Die Schlange bist du, der Schlangen Oberherr bist du. Durch Speise schützest du die Menschen, durch Kuchen die Schlangen, durch Opfer die Götter. Mögen mich, der ich bei dir bin, die Schlangen, welche bei dir sind [1]), nicht anfeinden, nicht verletzen, nicht beissen.

Verehrung sei den Schlangen u. s. w. [2]).

Sodann übergibt er alle seine Angehörigen dem Schlangenkönig mit den Worten:

Fester! Den und den übergebe ich dir (wobei er immer den Namen desjenigen nennt, den er übergibt).

Der Hausherr übergibt sich und die Seinen also förmlich den Schlangen, das heisst: er macht sie zu seinen Schutzherren, zu seinen Schutzgeistern. Bemerkenswerth ist, dass der Schlangenkönig mit „Fester" (*dhruva*) angeredet wird. Wir haben oben gesehen, dass man dem Erdgenius opfert, welcher ebenso mit „Fester" (*dhruva*) angesprochen wird. Die Vermuthung liegt nahe genug, dass auch an jener Stelle unter dem Erdgenius eine Schlange zu denken sei.

Auch *Gobhila* erwähnt eine Ceremonie, die uns auf die Schlangen als Erdgeister hinweist.

Man gehe, sagt *Gobhila*, aus dem Hause hinaus, indem man vom Hausfeuer etwas wegnimmt und zur Opferstätte hinausträgt. Rings um dieses Feuer beschmiere man vier Stellen — nach den vier Weltgegenden — mit Kuhdünger. Dann giesst man auf die östliche Stelle Wasser aus, nimmt einen Löffel voll Grütze und wirft das Streuopfer hin mit den Worten:

Der du Schlangenkönig im Osten bist, dies ist dein Streuopfer.

Auf die hingestreute Gabe giesst er noch einmal Wasser. In gleicher Weise verfährt er auf der südlichen, westlichen und nördlichen Stelle, indem er den Spruch variirt:

Der du Schlangenkönig im Süden bist, dies ist dein Streuopfer.

Der du Schlangenkönig im Westen bist, dies ist dein Streuopfer.

Der du Schlangenkönig im Norden bist, dies ist dein Streuopfer.

Nachdem er so das Streuopfer beendigt und den Rest der Grütze in's Feuer geworfen hat, geht er in's Haus zurück, stellt sich westlich vom Hausfeuer hin, stemmt die Hände auf den Erdboden und spricht:

Verehrung sei der Erde!

Und wenn dann die ganze Śrâvaṇafeier beendet ist, legt man nördlich vom Feuer einen Darbha-Grasstamm sammt der Wurzel hin und murmelt zwei Verse, von denen der eine wieder an die Erde gerichtet ist. Er soll dabei, heisst es im *Khâdira-gṛihyasûtra* [1]), an die Schlangen denken, welche in dem Grasstamm sind.

Aber nicht nur mit Gaben und frommen Gebeten ehrt man die Schlangen, man wartet ihnen auch förmlich wie Gästen auf, indem man ihnen Wasser zum Baden, Salben, Kränze, Wohlgerüche u. dgl. darreicht. Dies schildert besonders ausführlich *Śâṅkhâyana*. Man streue, heisst es hier, frisches Kuśa-Gras auf, stelle darauf einen neuen Wasserkrug und spreche, während man Wasser in den Krug giesst:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich baden! Die himmlischen Schlangen mögen sich baden!

Hierauf nimmt er einen Kamm, bewegt ihn hin und her, indem er spricht:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich kämmen! Die himmlischen Schlangen mögen sich kämmen!

Dann giesst er kleine Portionen Schminke aus und sagt:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich schminken! Die himmlischen Schlangen mögen sich schminken!

Blumen bringt er dar mit den Worten:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich bekränzen! Die himmlischen Schlangen mögen sich bekränzen!

Nun nimmt er einen Strang Fäden und spricht, indem er denselben hinreicht:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich bekleiden! Die himmlischen Schlangen mögen sich bekleiden!

Sodann spritzt er mit einem Grashalm kleine Portionen Augensalbe aus und betet:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich die Augen salben! Die himmlischen Schlangen mögen sich die Augen salben!

Endlich bringt er noch einen Spiegel herbei, lässt sie hineinschauen [2]) und sagt:

Der Herr der himmlischen Schlangen möge sich beschauen! Die himmlischen Schlangen mögen sich beschauen!

Nun erst bringt er das Streuopfer dar, indem er spricht:

Herr der himmlischen Schlangen, dies ist dein Streuopfer. Himmlische Schlangen, dies ist euer Streuopfer.

Ganz in derselben Weise wie den himmlischen Schlangen wartet er nun auch den Schlangen der Luft, hierauf den Schlangen der Weltgegenden und zuletzt den irdischen Schlangen auf, wobei die Gebete entsprechend

[1]) Nach anderen Stellen ergänzt, der Text ist sehr zweifelhaft.

[2]) S. oben S. 47 fg.

[1]) III, 2, 7.

[2]) Im Text steht nur: „er lässt mit dem Spiegel schauen".

geändert werden. Er bringt also z. B. den irdischen Schlangen das Badewasser mit den Worten:

Der Herr der irdischen Schlangen möge sich baden! Die irdischen Schlangen mögen sich baden!

Und das Streuopfer mit den Worten:

Herr der irdischen Schlangen, dies ist dein Streuopfer. Irdische Schlangen, dies ist euer Streuopfer.

Nach *Pâraskara* wartet man nur den Schlangenkönigen, und zwar denen der irdischen Schlangen, der Schlangen der Luft und der himmlischen Schlangen auf. Zuerst giesst er Wasser auf die Erde und spricht:

Herr der dem Agni angehörigen gelblichen irdischen Schlangen, bade dich!

Dann bringt er einen Löffel voll Grütze als Streuopfer dar mit den Worten:

Herr der dem Agni angehörigen gelblichen irdischen Schlangen, dies ist dein Streuopfer.

Hierauf giesst er noch einmal Wasser aus, indem er spricht:

Herr der weissen dem Vâyu angehörigen Schlangen der Luft, bade dich!

Und das Streuopfer bringt er mit den Worten dar:

Herr der weissen dem Vâyu angehörigen Schlangen der Luft, dies ist dein Streuopfer.

Noch ein drittes Mal giesst er Wasser aus und sagt die Worte:

Herr der übermächtigen dem Sûrya angehörigen himmlischen Schlangen, bade dich!

Ebenso wirft er zum dritten Mal ein Streuopfer hin, indem er sagt:

Herr der übermächtigen dem Sûrya angehörigen himmlischen Schlangen, dies ist dein Streuopfer.

Nach der Darbringung des Streuopfers lässt er die Schlangen erst noch einmal baden, sodann reicht er ihnen Kämme mit den Worten:

Herr der dem Agni angehörigen u. s. w. — kämme dich!
Herr der weissen u. s. w. — kämme dich!
Herr der übermächtigen u. s. w. — kämme dich!

Auch Augensalbe, Schminke und Kränze reicht er dar mit denselben Spruchformeln, nur dass die Aufforderung am Schlusse derselben lautet: „salbe dir die Augen", „schminke dich", „bekränze dich". Nachdem er noch den Rest der Grütze auf dem Opferplatz hingestreut und Wasser darauf gegossen, spricht er das Gebet an die Schlangen:

Verehrung sei den Schlangen allen u. s. w. [1]).

Aehnlich schildert auch *Âpastamba* die Reihe der Ceremonien. Das Gerstenmehl, und was noch sonst für die Ceremonie erforderlich ist, mitnehmend, geht der Hausherr gegen Osten oder Norden aus dem Hause hinaus, macht eine Opferstätte zurecht und zeichnet je drei Linien gegen Osten und gegen Norden. Auf diese Linien giesst er zuerst Wasser aus, dann wirft er die Grütze hin mit den Worten:

Verehrung sei den Schlangen, die auf der Erde, die in den Lüften, die am Himmel und die in den Weltgegenden wohnen! Ihnen bringe ich dieses Streuopfer dar.

Hierauf wirft er noch zerstossene Körner und geröstete Körner hin, dann erst Schminke, Augensalbe und zwei Arten von Parfüm, *Sthagara* und *Uśîra* [1]). Das alles thut er schweigend, ohne dabei einen Spruch zu sagen. Dann folgt auch nach *Âpastamba* ein Gebet an die Schlangen, welches eine ähnliche Uebergabe an die Schlangenkönige enthält, wie wir sie oben bei *Âśvalâyana* gesehen haben. Die Verse sind zum Theil unklar:

O Takshaka, Viśâlas Sohn, Dhṛitarâshṭra Airâvata ist dein Leben; übergib uns, die wir bei dir sind, den Schlangen, die bei dir sind, und der Regenzeit.

O Dhṛitarâshṭra-Airâvata, Takshaka, Viśâlas Sohn ist dein Leben; übergib uns, die wir bei dir sind, den Schlangen, die bei dir sind, und der Regenzeit.

O Ahiṁsa, Atibala ist dein Leben; übergib uns, die wir bei dir sind, den Schlangen, die bei dir sind, und der Regenzeit.

O Atibala, Ahiṁsa ist dein Leben; übergib uns, die wir bei dir sind, den Schlangen, die bei dir sind, und der Regenzeit [2]).

Die Schlangen, die auf der Erde weilen, die lasse du [3]) von hier ein Morgen Landes weiter lagern!

Die Freundliche bist du ja, die östliche Himmelsgegend u. s. w. [4]).

Hiraṇyakeśin weicht nur wenig von *Âpastamba* ab. Mit einem Wasserkrug und einer Handvoll Darbha-Gras geht der Hausherr — das Gesicht nach Osten gewandt — hinaus, streut das Darbha-Gras gegen Osten auf und wirft auf dieses vier Streuopfer hin mit den vier Sprüchen:

Die da Schlangen der Erde sind, denen bringe ich dieses Streuopfer dar.

Die da Schlangen der Luft sind, denen bringe ich dieses Streuopfer dar.

---

[1]) Siehe oben S. 47 fg.

[1]) *Uśîra* ist die wohlriechende Wurzel von *Andropogon muricatus*.

[2]) Takshaka, Dhṛitarâshṭra-Airâvata (im Text als ein Wort: *Dhṛitarâshṭrairâvata* geschrieben), Ahiṁsa, Atibala sind Namen von Schlangenkönigen. Nach dem Commentar ist bei den Worten „ist dein Leben" an eine gegenseitige Uebergabe zu denken. Der Sinn ist also z. B. im letzten Spruch: Ahiṁsa hat sich dir übergeben, übergib uns den Schlangen (*scil.* zum Schutze). *Ahiṁsa* bedeutet „der Nichtverletzende" (wohl euphemistisch: „der nicht verletzen möge"). *Atibala* heisst „der Ueberausstarke".

[3]) Angesprochen ist der Schlangenkönig.

[4]) Siehe oben S. 48.

Die da Schlangen des Himmels sind, denen bringe ich dieses Streuopfer dar.

Die da Schlangen der Weltgegenden sind, denen bringe ich dieses Streuopfer dar.

Darauf wirft er Schminke und Augensalbe hin und betet zu den Schlangen:

Verehrung sei den Schlangen u. s. w.[1]).

Alle diese Ceremonien nun sollen mit grosser Feierlichkeit vollzogen werden. Schweigend soll Alles geschehen, kein profanes Wort darf gesprochen werden. Niemand darf zwischen das Streuopfer und den Hausherrn, der dasselbe darbringt, treten. *(Âśvalâyana.)* Warnend spricht der Opferer, indem er eine Fackel emporhält: „Tretet nicht dazwischen!“ *(Pâraskara.)* Man dachte sich offenbar die Schlangengottheiten anwesend und ihre Opfergabe entgegennehmend. Daher sollte sie kein Dazwischentretender stören.

Zum Schlusse findet noch eine Ceremonie statt, durch welche das Haus vor den Schlangen geschützt werden soll. *(Pâraskara. Âpastamba. Hiraṇyakeśin.)* Soweit man wünscht, dass die Schlangen nicht herankommen, geht man mit einem Krug dreimal um das ganze Haus herum, indem man ununterbrochen Wasser giesst. Dabei werden die bekannten Verse gesprochen:

Stoss hinweg, o Weisser, mit dem Fusse u. s. w.[2]).

Nach *Hiraṇyakeśin* ist dann noch das Gebet zu sagen:

Die gnädige bist du ja u. s. w.

Nach *Pâraskara* kehrt man schweigend, ohne sich umzusehen, in's Haus zurück. An der Thüre wäscht man sich die Hände mit dem Gebete:

O Wasser, ihr seid ja beglückend, so versetzt uns denn in Saft und Kraft, auf dass wir grosse Freude schauen!

Von dem, was euer segensreichster Saft ist, lasst, liebenden Müttern gleich, uns hier zu Theil werden!

Diesem euerem Hause nahen wir, das ihr erquickt; o Wasser, macht uns auch zeugungskräftig![3]).

Wie jede Feierlichkeit wird auch die Śrâvaṇafeier und der Sarpabali mit der Speisung einer Anzahl Brahmanen beschlossen.

VI.

Der tägliche Sarpabali.

Mit der Hauptfeier am Vollmondstage des Monats Śrâvaṇa ist der Sarpabali noch nicht abgeschlossen. Er findet seine Fortsetzung zunächst in einem täglich darzubringenden Streuopfer an die Schlangen. Man lässt entweder schon bei der Śrâvaṇafeier ein Quantum Opfermehl übrig und stellt es wohlverwahrt bei Seite. Oder man bereitet am Morgen nach der Śrâvaṇafeier Grütze, gibt sie in ein neues Gefäss und bewahrt sie auf. Davon wird nun allabendlich — nach *Âśvalâyana* Abends und Morgens — vom Śrâvaṇa- bis zum Mârgaśîrsha-Vollmond, also vier Monate hindurch, das Streuopfer an die Schlangen dargebracht.

Nach *Âśvalâyana* opfert man blos mit dem Spruche:

Den göttlichen Schlangenschaaren. Heil!

Nach *Gobhila* und *Pâraskara* soll man das Streuopfer während der vier Monate täglich vor dem gewöhnlichen Abend-Brandopfer darbringen, ohne dabei einen Spruch zu sagen.

Śâṅkhâyana, *Âpastamba* und das *Mânavagṛihya* lehren, man soll den Sarpabali vier Monate lang täglich ganz in derselben Weise darbringen, wie am Śrâvaṇafest. Nur kann man, meint *Âpastamba*, anstatt Grütze irgend eine beliebige Speise darbringen.

Nach *Hiraṇyakeśin* unterscheidet sich der tägliche Sarpabali von dem am Śrâvaṇafeste dadurch, dass das Opfer der Kiṁśuka-Blüthen und die Umsprengung des Hauses wegfällt.

VII.

Die Mârgaśîrsha-Feier. Das Herabsteigen von der erhöhten Lagerstätte.

Wir haben schon oben[1]) der Nachricht des Nearchus gedacht, dass die Inder aus Furcht vor den in die Häuser dringenden Schlangen ihre Lagerstätten erhöhen. Selbst den buddhistischen Mönchen war es gestattet, sich den Luxus erhöhter Betten zu gönnen. Als aber einmal das Volk, welches das Kloster besuchte, über das weltliche Treiben der Mönche, die auf hohen Betten schliefen, murrte, verbot Buddha diesen Luxus. Da geschah es nun, dass ein Mönch, der auf einer niedrigen Lagerstätte schlief, von einer Schlange gebissen wurde. Buddha, der davon hörte, gestattete von da an wieder die Betten durch Fussgestelle zu erhöhen[2]). Das Gṛihyasûtra des *Śâṅkhâyana* gibt nun eine besondere Vorschrift, dass man bei der Śrâvaṇafeier eine erhöhte Lagerstätte besteigen soll. Der

[1]) Oben S. 47 fg.

[2]) Oben S. 49 fg.

[3]) *Vâjasaneyi-Saṁhitâ* XI, 50—52.

[1]) S. 46.

[2]) *Cullavagga* VI, 2, 5. *Sacred Books of the East*, Vol. XX, pag. 166.

Hausherr besteigt mit den Seinen das hohe Lager, indem er den Vers sagt:

Den hohen Himmel und die Erde reich an Schutz,
Die Aditi, die herrlich leitet und beschirmt,
Das göttliche Schiff, das ohne Fehl ist, ohne Leck,
Mit schönen Rudern, woll'n besteigen wir zum Heil[1]).

Vier Monate hindurch soll man nicht auf dem Boden schlafen „aus Furcht vor den Schlangen", wie der Commentator des *Śâṅkhâyana* sagt; vom Śrâvaṇa- bis zum Mârgaśîrsha-Vollmond — also ebenso lange als der Sarpabali täglich dargebracht wird — schläft man auf erhöhter Lagerstätte.

Wenn nun endlich die Regenzeit und mit ihr die drohendste Schlangengefahr vorüber ist, athmet der Hausherr erleichtert auf. Der Winter naht. Nach Belieben kann er nun wieder auf der Streu oder auf dem Boden ruhen. Er braucht nicht mehr die nächtlichen Gäste zu fürchten. Auch die Opfer, die er vier Monate hindurch allabendlich den Schlangen in scheuer Ehrfurcht dargebracht, braucht er nicht mehr fortzusetzen. Am Vollmondstage des Monats Mârgaśîrsha (November-December) wird daher nicht nur der Beginn des Winters gefeiert, sondern es wird auch der Beschluss des Sarpabali und das Herabsteigen von der erhöhten Lagerstätte auf die Streu feierlich begangen.

An diesem Tage wird das ganze Haus restaurirt, die Wände werden angestrichen, ein neues Dach wird ausgebreitet und der Boden geebnet. *(Âśvalâyana.)* Räucherungen und Sühn-Ceremonien aller Art werden vorgenommen.

So heisst es bei *Śâṅkhâyana:* Man nehme eine Handvoll Blätter des Śamî-Baumes[2]), Madhûka-Blüten[3]), Schilfrohr, Apâmârga-Pflanzen[4]), Śirîsha-Blüten[5]), Feigen, Kuśa-Gras, Judendornfrüchte nebst einer Erdscholle aus einer Furche; lege dies alles in einen Wasserkrug, sage schnell einige Segenssprüche her und tauche dann diese Gegenstände wiederholt im Wasser unter, indem man den Hymnus an Agni betet, worin der strahlende Gott angerufen wird, alles Unheil hinwegzustrahlen[1]). Sodann „treibt er von den seinem Schutze Anbefohlenen nach rechts hin das Unheil hinweg".

In ähnlicher Weise lehrt auch *Gobhila*, man solle allerlei Pflanzen[2]) nehmen, Büschel daraus machen und um das ganze Haus von links nach rechts herumgehen, den Rauch des Opferfeuers verscheuchend. Dann stellt man auf einige grosse Steine ein Wasserbottich, indem man Gebete an den Sonnengott, an Indra und an Vâstoshpati, den „Wohnungsherrn", spricht. Hierauf schüttet man zwei Krüge voll Wasser in das Bottich, wobei man den Vers sagt:

Vereint gehen diese, jene bei einander,
Dasselbe Becken füllen an die Ströme;
Und ihn, den einen leuchtenden, umstanden
Die reinen Wasser, ihn, den Sohn der Wasser[3]).

Auch nach *Pâraskara* soll man nördlich vom Feuer ein Wasserbottich aufstellen und dazu einen Śamî-Zweig, eine Erdscholle aus einer Furche, sowie einen Stein hinlegen.

Nach diesen Sühn-Ceremonien geht nun der Hausherr an die Opfer, mit welchen der Sarpabali für dieses Jahr beschlossen wird. Diese Opfer stimmen im Wesentlichen mit denen bei der Śrâvaṇa-Feier überein. So wie dort, so wird auch hier ein Pfannkuchen geopfert mit dem Spruch:

Dem Soma Heil! Dem Mṛigaśiras Heil! Dem Mârgaśîrsha-Vollmond Heil! Dem Winter Heil![4]).

Nach dem *Mânavagṛihya* wird der Pfannkuchen mit den bekannten Versen:

Stoss hinweg, o Weisser u. s. w.[5])

dargebracht. Nach *Âśvalâyana* ist mit diesen Sprüchen eine Milchspeise zu opfern, nach *Pâraskara* zwei Schmalzspenden. Auch *Śâṅkhâyana* lehrt, man solle Schmalzopfer darbringen mit diesen Sprüchen, denen noch der folgende vorhergeht:

Sommer, Winter, wie auch Frühling, Herbst und Regenzeit seien uns zum Segen. Unter dem Schutze dieser hundert Herbste verleihenden Jahreszeiten, unter ihrem Schutze seien wir! Heil!

Dann betet er um einen guten Winter:

Ein guter Winter, ein guter Frühling, ein guter Sommer werde uns beschieden! Eine glückliche Regenzeit sei für uns die Regenzeit, die Herbste seien uns zum Heil!

Nach *Âśvalâyana* betet er nur:

Sei uns heilbringend und wohlgesinnt,

indem er dabei im Geiste denkt: „o Winter!"

---

[1]) *Rigveda* X, 63, 10. (Grassmann.) — Im *Mânavagṛihya* wird eine *Udrohaṇa* „Das Hinaufsteigen" genannte Ceremonie nach dem Pratyavarohaṇa im Anschlusse daran vorgeschrieben. Diese Ceremonie soll am Vollmondstage des Monats Caitra (März-April) stattfinden. Dabei bespricht der Hausherr die hohe Lagerstätte (*atitalpa*) mit dem Verse: Dieses Bett sei ein Mehrer der Schätze, es sei (?) ein Bett für alle Jahreszeiten; lang mögen wir mit allen unseren Mannen leben!

[2]) *Prosopis spicigera* oder *Mimosa Suma.*

[3]) *Bassia latifolia.*

[4]) *Achyranthes aspera.*

[5]) *Acacia Sirissa.*

[1]) *Rigveda* I, 97.

[2]) Darbha-Gräser, Śamî, Vîraṇâ *(Andropogon muricatus)* einen Judendornzweig mit Beeren, Apâmârga und Śirîsha.

[3]) *Rigveda* II, 35, 3.

[4]) Vgl. oben S. 49, Sp. 1.

[5]) Oben S. 49 fg.

Nach *Pâraskara* opfert man eine Reihe von Spenden mit den Sprüchen:

Die Nacht, welche die Menschen begrüssen wie eine nahende Kuh, welche des Jahres Gemahlin ist, sie sei uns glückbringend. Heil!

Die Nacht, welche das Abbild des Jahres ist, die verehren wir. Möge ich heldenkräftige Kinder erzeugen und langes Leben erreichen. Heil!

Dem Saṁvatsara, dem Parivatsara, dem Idâvatsara, dem Idvatsara, dem Vatsara [1]) bringt grosse Verehrung. Im Wohlwollen dieser verehrungswürdigen seien wir lange ungeschwächt, ungeschlagen. Heil!

Sommer, Winter und Frühling seien uns glückbringend, und die Regenzeit, gefahrlos sei für uns der Herbst. Mögen wir im Schutze dieser hundert Herbste verleihenden Jahreszeiten, in ihrer Sicherheit leben. Heil!

Nach *Hiraṇyakeśin* opfert man den Pfannkuchen mit den Sprüchen:

Der Iḍâ gehört was kriecht, was mit Schmalz versehen, Bewegliches und Unbewegliches; o Jâtavedas, geniesse diese Opferspeise. Das Vieh, das im Hause lebt, das vielgestaltige, diesen sieben sei Freude hier und Gedeihen. Heil!

Die Nacht, welche die Menschen begrüssen wie eine nahende Kuh, welche die Gattin des Jahres ist, sie sei uns glückbedeutend. Heil!

Zum Heil dem Vieh, dem Weib, zum Heil bei Nacht, zum Heil bei Nacht, zum Heil bei Tag. Sie, welche die Gattin des Jahres ist, sie sei uns glückbedeutend. Heil!

Die Vollmondsgenie, die füllend herankommt; welche abtheilt die verschiedenen Monate und Halbmonate, sie beschütze uns als volle. Heil!

Nun wird in ähnlicher Weise wie bei der Śrâvaṇa-Feier noch einmal das Streuopfer für die Schlangen dargebracht. Es werden dieselben Ceremonien wie am Vollmondstage des Monats Śrâvaṇa vollzogen, und zuletzt wird das Streuopfer den Schlangen mit den Worten hingeworfen:

Verehrung sei den Schlangen, die auf der Erde, die in den Lüften, die am Himmel und die in den Weltgegenden wohnen, ihnen habe ich dieses Streuopfer dargebracht [2]).

Zum Schlusse sagt er dann:

Beendet ist das Streuopfer.

Damit ist die tägliche Darbringung des Sarpabali feierlich abgeschlossen.

Erst nachdem alle diese Opferhandlungen vorüber sind, findet das sogenannte *Pratyavarohaṇa* „das Wiederherabsteigen", d. h. das feierliche Herabsteigen von der erhöhten Lagerstätte auf die Streu, statt. Nach den meisten Gṛihyasûtren wird das Wiederherabsteigen im Anschlusse an das Mârgaśîrsha-Fest an demselben Tage gefeiert. *Âpastamba* jedoch trennt die beiden Ceremonien. Er bespricht zuerst die Mârgaśîrsha-Feier, schiebt dann das Fest der Erstlinge (Âgrâyaṇa) ein, worauf erst das *Hemanta-Pratyavarohaṇa* „das winterliche Wiederherabsteigen" folgt, welches nach den Commentaren in derjenigen Nacht gefeiert werden soll, in welcher der Herbst endet und der Winter beginnt. Nach *Śâṅkhâyana* fällt das Wiederherabsteigen mit der Mârgaśîrsha-Feier zusammen, kann aber nach Belieben auch unter zwei anderen Constellationen (Rohiṇî oder Proshṭhapadâ) stattfinden. Gebadet, mit neuen Kleidern geschmückt, feiern sie das Wiederherabsteigen. Zuerst nimmt der Hausherr einen Palâśa-Zweig [1]) und fegt damit den Boden, indem er den Vers spricht:

Zum Heile sei uns Mitra, zum Heile Varuṇa, zum Heil uns Aryaman, zum Heil uns Indra und Bṛihaspati, zum Heil uns Vishṇu, der weitausschreitende [2]).

Dann besprengt er den Boden mit Wasser und spricht den Vers:

Aus dem Meere erhob sich die honigsüsse Welle, mit dem ersten Somabecher ward sie zu Nektar. Des Schmalzes Wesen, wie geheimnissvoll ist es! Die Zunge der Götter ist des Nektars Mittelpunkt [3]).

Zu dem Hausfeuer gewandt, betet er nach *Âśvalâyana:*

Sicherheit sei uns vor den Söhnen Prajâpatis [4]).

Nach *Pâraskara* blickt er das Feuer an, indem er leise betet:

Dieser Agni, der mächtigste, erhabenste, der tausend Schätze spendet, dieser schönkräftige stelle uns beide [5]) an den höchsten Platz.

Nun erst wird hinter dem Hausfeuer eine Streu aus frischem Stroh ausgebreitet, wohl auch eine Decke oder Teppiche darüber gelegt, worauf man sich niederlegt. Dabei wird oft der Vers gesprochen:

O Erde, sei uns freudenreich,
voll schöner Wohnung, dornenlos,
und reich an ausgedehntem Schutz [6]).

Der Hausherr steigt also mit der ganzen Familie von der erhöhten Lagerstätte auf die Streu herab; darauf setzen sie sich in nach dem Alter und Geschlecht bestimmter Reihenfolge auf die Streu hin. Dann legen sie sich alle zusammen nieder und stehen wieder zusammen auf. Dazwischen werden verschie-

[1]) Das sind die Namen der fünf Jahre, welche zusammen einen Cyclus des Yuga bilden.

[2]) Während er früher immer gesagt hat: Ihnen bringe ich dieses Streuopfer dar.

[1]) *Palâśa* = Butea frondosa.

[2]) *Ṛigveda* I, 90, 9.

[3]) *Ṛigveda* IV, 58, 1. Es ist nicht die Schuld des Uebersetzers, wenn der Vers keinen Sinn gibt.

[4]) Nämlich den Schlangen.

[5]) Die beiden Gatten.

[6]) *Ṛigveda* I, 22, 15. (Grassmann.)

dene Gebete gesprochen. Dies wird dreimal wiederholt [1]).

In Bezug auf die Sprüche und Gebete weichen die einzelnen Gṛihyasûtren von einander ab.

Nach *Pâraskara* steigen sie auf die Streu mit den Versen:

Das göttliche Schiff wollen wir besteigen, das mit schönen Rudern versehen, ohne Fehl, ohne Leck ist, zum Heil.

Das schöne Schiff wollen wir besteigen, das ohne Leck ist, ohne Fehl, das hundert Ruder hat, zum Heil.

Mitra und Varuṇa mögen unser Weideland mit Fett besprengen, mit Honig unsern Horizont die beiden einsichtsvollen.

Beim Wiederherabsteigen sagen sie:

Zu Leben, Ruhm, Ehre, Kraft, Speise, Kindersegen (steigen wir wieder herab).

Dann beten sie leise:

Ein guter Winter, ein guter Frühling, ein guter Sommer möge uns beschieden werden; heilbringend sei uns die Regenzeit, die Herbste seien uns heilbringend.

Nieder legen sie sich mit dem oben angeführten Vers:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

Und sie stehen auf mit dem Vers:

Auf mit Leben, mit glücklichem Leben! Auf mit Parjanyas Blick, mit der Erde sieben Reichen!

Nach *Gobhila* stemmt der Hausherr seine Hände auf die Opferstreu und betet:

In der Herrschaft fasse ich Stand, im Königreich.
Unter den Pferden fasse ich Stand, unter den Rindern.
Im Körper fasse ich Stand, in der Seele.
In den Lebensgeistern fasse ich Stand, im Gedeihen.
In Himmel und Erde fasse ich Stand, im Opfer [2]).

Dann wird die Streu ausgebreitet, alle setzen sich nieder, und der Hausherr stemmt die Hände auf die Streu und betet:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

Dann legen sie sich nieder. Beim Aufstehen sprechen sie Segenslieder, wie sie gerade jeder kennt. Zum Schlusse besprengen sie sich mit Wasser.

Nach *Âpastamba* steigen sie herab mit den Worten:

Der Winter wird von uns mit dem Wiederherabsteigen gefeiert.

[1]) Dreimal nach einander, oder wie *Hiraṇyakeśin* vorschreibt, dreimal im Laufe der Nacht.

[2]) *Vâjasaneyi-Saṁhitâ* XX, 10. Der Commentar erklärt: „In der Herrschaft fasse ich Stand, im Königreich", d h. „ich bemächtige mich der Herrschaft, ich bemächtige mich des Königreichs". „In den Pferden u. s. w.", d. h. „ich erlange Pferde und Kühe". „Im Körper, in den Lebensgeistern", d. h. „Gesundheit werde mir zu Theil". „In der Seele", d. h. „Sorglosigkeit". „In Himmel und Erde fasse ich Stand", d. h. „ich erlange Ruhm in den beiden Welten". „Im Opfer", d. h. „ich vollziehe Opfer".

Sie legen sich auf ihre rechten Seiten nieder mit den Sprüchen:

In der Herrschaft fasse ich Stand, in der Macht.
Unter den Pferden fasse ich Stand, unter den Rindern.
In der Nachkommenschaft fasse ich Stand, im Glück.

Hier ist Zufriedenheit, hier ist Entschlossenheit. Hier ist angenehmes Verweilen, ein lieblicher Aufenthaltsort ist hier.

Nachdem sie aufgestanden sind, berührt der Hausherr die Erde mit den Sprüchen:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

So fürwahr bewirkst du, o Erde, die Durchlöcherung der Wolken: indem du, o höhenreiche mächtige Erde, durch deine Macht die Götter fest machst [1]).

Nachdem das Opfer beschlossen ist, wäscht man sich nach *Hiraṇyakeśin* die Hände, berührt den Erdboden und setzt sich auf die Streu mit folgenden Sprüchen:

Unter den Pferden fasse ich Stand, unter den Kühen.
Im Körper fasse ich Stand, in der Seele.
In den Lebensgeistern fasse ich Stand, im Gedeihen.
In Himmel und Erde fasse ich Stand, im Opfer.

Die dreimal elf Götter, die dreiunddreissig, die mit schönen Gaben versehenen, deren Hauspriester Bṛihaspati ist, auf Gott Savitris Geheiss mögen die Götter durch die Götter mich beschützen.

Dann legen sie sich mit den Versen:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.
und: So fürwahr bewirkst du, o Erde, u. s. w.

auf die Streu nieder.

Mit demselben Verse wie bei *Pâraskara* erheben sie sich von der Streu. Nachdem sie aufgestanden sind, sprechen sie leise:

Aufgestanden sind wir, unsterblich sind wir geworden.

Nach dem *Mânavagṛihya* breitet man eine Streu aus, wirft in einen Wasserkessel einen Stein und Reis oder Gerste und sprengt rings herum um die Streu Wasser. Dann fegt man mit einem Śamî-Zweig, an welchem die Blätter daran sind, dreimal herum, wobei die Verse gesprochen werden:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

Nun erst heisst der Hausherr seine Angehörigen sich auf das nördliche Ende der Streu legen, und

[1]) Nach dem Commentar ist der Vers folgendermassen zu erklären: Mit Pflanzen und Thieren, welche die Erde hervorbringt, opfert man den Göttern; die durch solche Opfer befriedigten Götter durchlöchern die Wolken, um regnen zu lassen; auf diese Weise bewirkt die Erde die Durchlöcherung der Wolken. Die Erklärung stimmt nicht mit der Lesart von *Ṛigveda* V, 84, 1 *(bhûmim)*, sondern mit *Taittirîya Saṁhitâ* 2, 2, 12, 2 *(bhûmi.)*

zwar den ältesten zuerst und der Reihe nach die übrigen. Sie legen sich nieder mit den acht Versen:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

So fürwahr bewirkst du, o Erde, u. s. w.[1]).

Den hohen Himmel und die Erde, u. s. w.[2]).

Die Erde, die gute Mutter, der frommen Satzungen und des Rechtes Herrin, rufen wir um Schutz an, die mächtig herrschende, nimmer alternde, weit ausgedehnte, schön schirmende, unvergängliche, schön geleitende![3])

Verehrung sei den Schlangen u. s. w.[4]).

Besänftigen mögen sich die Schlangen, wohlgesinnt seien sie, die in der Luft und die am Himmel berühmt sind; auf diese Erde steigen wir wieder herab, die segensreiche, ewig junge; segensreich, besänftigt, mit glücklichem Winter gesegnet, mög' ich sie immer weiter und weiter eben machen.

Sodann erheben sie sich wieder von der Streu, und zwar der jüngste zuerst, mit dem folgenden Spruch:

Erhebt euch nun, des Lebens Odem kam uns,
es wich das Dunkel, und das Licht erscheinet,
Zum Gehen bahnte sich den Weg die Sonne,
Wir kamen dahin, wo man lange lebet[5]).

Nach *Âśvalâyana* setzen sie sich auf die Streu, indem sie beten:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

Dann legen sie sich nieder mit dem Haupt nach Osten und dem Gesicht nach Norden gewandt. Von dem Lager erheben sie sich mit dem Verse:

Von dort her mögen schützen uns
die Götter, von wo Vishṇu durch
der Erde sieben Stätten schritt[6]).

Nachdem sie aufgestanden sind, beten sie noch verschiedene Hymnen an die Sonne und die sogenannten Glückshymnen.

Nach *Śâṅkhâyana* wird auf den gefegten und mit Wasser besprengten Boden die Streu ausgebreitet, wobei wieder der Vers:

O Erde, sei uns freudenreich u. s. w.

gebetet wird. Dann legen sie sich nieder, und zwar auf ihre rechten Seiten mit den Worten:

In dem Brahman fasse ich Stand, in der Herrschaft;

auf die linken Seiten mit den Worten:

Unter den Pferden fasse ich Stand, unter den Kühen;

und wieder auf die rechten Seiten:

Unter dem Vieh fasse ich Stand, im Gedeihen;

und auf die linken Seiten mit den Worten:

Unter den Nachkommen fasse ich Stand, in der Nahrung.

Mit demselben Vers wie nach dem *Mânavagṛihya* erheben sie sich wieder von der Streu.

Nachdem in solcher Weise die Mârgaśîrsha-Feier und das Wiederherabsteigen beendet ist, können sie nun wieder nach Belieben schlafen auf der Streu oder auf erhöhter Lagerstätte. Die Gṛihyasûtren stimmen hier nicht ganz überein. Nach einigen soll man nach dieser Feier eine Zeit lang, so nach *Pâraskara* vier Monate lang, nur auf der Streu schlafen; nach anderen soll man nur diese Nacht jedenfalls auf der Streu liegen, späterhin kann man thun, was man will.

VIII.

Wir sehen also, dass die in den altindischen Ritualwerken vorgeschriebenen Feste und Opferhandlungen, wie sie eben geschildert worden sind, sich zunächst an den Wechsel der Jahreszeiten anschliessen. Am Śrâvaṇa-Feste wird der Beginn der Regenzeit, am Mârgaśîrsha-Fest der Winteranfang gefeiert. Mit beiden Festen ist aber ein Schlangencult auf's Innigste verknüpft. Werfen wir nun noch einen Blick auf den Schlangencult im modernen Indien, um zu sehen, wie sich derselbe zu dem altindischen Schlangencultе der Gṛihyasûtren verhält.

Sowohl Schlangenidole, als auch lebende Schlangen werden bis auf den heutigen Tag durch ganz Indien verehrt. Jedes indische Dorf hat seine Localgottheiten, unter denen immer ein Nâg, ein Schlangendämon, ist. Nicht leicht wagt es ein Inder eine Schlange zu tödten. Wenn es doch geschieht, so wird dem Schlangenleichnam eine Kupfermünze in den Rachen gesteckt, und derselbe verbrannt[1]). In Khas hatte einmal eine Frau eine Schlange erschlagen. Aus Furcht vor den Schlangenverehrern trug sie die halbtodte Schlange auf's Feld hinaus. Dort fanden die Leute das Thier in sterbendem Zustande und pflegten es sorgfältig, um es am Leben zu erhalten. Aber in zwei Tagen starb der Nâg. Da kamen andere Nâgas und steuerten Geld zusammen, um einen Altar zu bauen, der noch heute besteht[2]). Gerade so wie die meisten alten Völker Europas, glauben die Inder, dass jedes Haus eine Hausschlange — *Vâstu-Sarpa* — habe. Sie wird mit grosser Ehrfurcht betrachtet. Verlässt der Vâstu-Sarpa das Haus, so wird dies als unglückliches Vorzeichen angesehen, der Bestand des Hauses und der

---

[1]) Siehe oben.

[2]) Siehe oben.

[3]) *Maitrâyaṇeyî-Saṁhitâ* IV, 10, 1.

[4]) Siehe oben S. 47 fg.

[5]) *Ṛigveda* I, 113, 16. (Grassmann.)

[6]) *Ṛigveda* I, 22, 16 (Grassmann.)

[1]) Ch. Ed. Balfour bei James Fergusson, Tree and Serpent Worship. London 1868, pag. 235 sq.

[2]) *Indian Antiquary*, Vol. IV, p. 83 sq.

Familie, glaubt man, ist in Gefahr [1]). In dem ganzen District von Karnal im Punjab steht die Schlange hoch in Ehren. Die Seelen Verstorbener können Schlangen werden; dies wird den Angehörigen im Traume offenbart, damit sie einen Altar errichten. Wenn ein Mann eine Schlange sieht, so grüsst er sie ehrfurchtsvoll; wenn sie ihn beisst, so errichtet er selbst, wenn er am Leben bleibt, im andern Falle seine Hinterbliebenen einen Altar, um eine Wiederholung eines solchen Vorkommnisses zu verhüten. Alle Kasten verehren die Schlangen, und auch Brahmanen verschmähen es nicht, an ihren Altären gespeist zu werden, wenn sie auch die Opfergaben nicht annehmen; die nehmen die Yogins. Männer und Frauen verehren sie besonders bei Hochzeiten und Geburten. Man schreibt ihnen Heilkraft zu und grosse Gewalt über das Vieh. Man opfert ihnen speciell die Milch vom elften Tage nach dem Kalben, und macht ihnen auch sonst häufige Libationen von Milch. Ihr Cult ist eng verknüpft mit dem der Manen [2]). Bei Dachepalli ist ein Brunnen, welcher das beste Wasser enthält. Eines Tages entdeckte man, dass eine Cobra den Ort besuche. Sofort ward über dem Brunnen ein Tempel errichtet und der Brunnen gänzlich dem Schlangengotte abgetreten [3]). Bei dem Dorfe Dhemâ in Nord-Gujarât ist der berühmte Schlangentempel des *Dharnidhara* (d. h. „Erdhalter"). Aus allen Theilen Indiens wallfahrten Leute zu diesem Heiligthume, in welchem sich das wohlgetroffene Bild einer Cobra befindet [4]). In vielen Gegenden von Madras verehrt man noch die lebende Schlange. Mit Milch, Eiern und Schmalz füttert man sie. Besonders Frauen verrichten gerne ihre Andacht bei dem Schlangengotte, und sie betrachten es als günstiges Omen für die Nachkommenschaft, wenn sie der Schlange ansichtig werden. Rings um Bangalore finden sich Steinbilder mit Schlangen. Während des Gaurîfestes werden diese Steine von Frauen aller Hindu-Kasten und -Bekenntnisse verehrt. Man glaubt, dass die Schlange Fruchtbarkeit bewirke. „Wahrscheinlich so lange" — sagt Dr. Cornish in seinem ‚Report of the Census of the Madras Presidency 1871' — „als der Wunsch nach Nachkommenschaft ein Haupt-Charakteristikon des indischen Volkes ist, so lange wird die Verehrung von Schlangen oder Schlangensteinen ein Volkscult bleiben" [1]). Wer von einem Nâga träumt, hat reichen Kindersegen zu erwarten [2]). Unzweifelhaft ist es, dass der modern-indische Schlangencult mit dem Śiva- und Lingacult in Beziehung steht. An den von einer Schlange umwundenen Linga, der unzählige Male auf indischen Sculpturen erscheint, wurde schon erinnert. Besonders charakteristisch sind gewisse Bildwerke, auf welchen Linga, Yoni und Schlange erscheinen [3]). Welches immer der Zusammenhang zwischen Schlangen- und Lingacult sein mag, so vergesse man nicht, dass die Schlangen auch Heilgötter sind. Und nicht nur unfruchtbare Frauen wenden sich an die Schlangen. Auch bei Ohren- und Augenschmerzen, sowie bei gewissen Hautkrankheiten besuchen die Inder Ameisenhügel, die als die Wohnungen der Schlangen angesehen werden, und bringen ihnen Milch, Reis, Obst und dergl. Erwähnt sei hier auch, dass an manchen Orten von den Eltern das erste Haar des Kindes, welches abgeschoren wird, wenn es Zähne bekommen hat, den Schlangen geopfert wird [4]).

Ausser Brunnen und Teichen sind es besonders Ameisenhügel, welche man aufsucht, um die Schlangen zu verehren. Man glaubt, dass die Ameisenhügel voll von Schlangen sind [5]).

Während bei dem altindischen Bauopfer, wie es in den Gṛihyasûtren gelehrt wird [6]), die Schlangen

[1]) Pratâpachandra Ghosha im *Journal of the Asiatic Society of Bengal*. Vol. XXXIX. Calcutta 1870, pag. 206.

[2]) *Punjab Gazetter* of the Karnal District, 1883. pag. 102 seq. „Dead men also have a way of becoming snakes — a fact which is revealed in a dream, when a shrine must be built." — „They are certainly connected in the minds of the people with the *pitrs* or ancestors, though it is difficult to say exactly in what the connection lies. Wherever the worship of the *pitrs* is most prevalent, there the snakegods also are especially cultivated." Vergl. oben S. 31 u. 48, Anmerkung 2.

[3]) *Indian Antiquary*, Vol. I, p. 374.

[4]) *Ind. Antiq.*, Vol. IV, p. 197.

[1]) *Ind. Antiq.*, Vol. IV, 5 seq.

[2]) *Journal of the Asiatic Society of Bengal*, Vol. XXXIX. (Calcutta 1870), pag. 220.

[3]) Abbildungen, die hieher gehören, findet man im 48. Band des *Journal of the Asiatic Society of Bengal* (Calcutta 1879), Plates VI and VII. Vgl. ebendaselbst die Abhandlung von J. H. Rivett-Carnac, „The Snake Symbol in India, especially in connection with the worship of Śiva", pag. 17 seq. Leider sieht der Verfasser dieses Aufsatzes überall den Phallus, und Schlangencult ist ihm immer nur Lingacult. (!)

[4]) Fergusson a. a. O. pag. 236. *Indian Antiquary* V, 188.

[5]) *Journ. As. Soc. Beng.* XLVIII, pag. 26, 31. Die Kharriâs in Singbhûn benützen den Ameisenhügel als Altar. „The sacrifices are always made in front of an ant hill, which is used as an altar". Dalton, Ethnology of Bengal, pag. 159.

[6]) Vgl. „Einige Bemerkungen über das Bauopfer bei den Indern", Mittheilungen der Anthrop. Gesellschaft in Wien, Band XVII. 1887. Sitzungsberichte S. [37] fgg.

nicht besonders erwähnt werden [1]), wird in modernen Ritualwerken auch bei den Vorschriften über den Bau eines Hauses der Schlangen gedacht. So ruft man bei dieser Gelegenheit unter anderm die Nâgas mit den Worten an: „Om! O ihr Schlangen, ihr schnellen Renner, Schützer aller Thiere, tretet ein unter diesen Altar, und bleibt in diesem Hause, mir beständig langes Leben und Kraft bescheerend.“ Man opfert mit den Worten: „Om, den Agnis, den Schlangen und allen, die von ihnen abhängig sind, bringe ich diese reine und ausgezeichnete Speise dar.“ Das *Vâstu-Maṇḍala*, ein mystisches Viereck, mit dessen Beschreibung die Vorschriften über *Vâstu-yâga* oder Bauopfer beginnen, wird in 64 kleinere Vierecke abgetheilt. Bei diesen Vierecken werden nun 45 Nâgas oder Pitṛis angerufen. Auch die Einweihung eines Teiches ist mit einem *Vâstu-yâga* verbunden. Bei dieser Gelegenheit wird in die eben ausgegrabene Höhlung ein langer Pfahl gesenkt, welcher *Nâga-yashṭi* oder „Schlangenpfahl“ heisst. Im Verlauf der Ceremonie werden verschiedene Nâga's angerufen. In späterer Zeit bestand auch die Sitte, goldene Bilder von Schlangen, Fröschen und Schildkröten in einen frischgegrabenen Teich zu werfen. Der Nâga, welcher die Gottheit des Teiches werden soll, wird durch das Los bestimmt. Man schreibt die Namen von acht berühmten Nâgas auf Mangoblätter, wirft dieselben in einen Topf und lässt von einem Knaben ein Blatt herausziehen [2]).

Unter den Kunbi in der Nâgpûr-Provinz gibt es Leute, welche nicht nur Schlangen, sondern nichts anderes als Schlangen verehren. Unter den Gegenständen, welche man den Schlangen darbringt, werden genannt: Wasser, Wohlgerüche *(Gandh)*, Reis, Blumen, Blätter, Milch, ein Faden oder ein Stück Zeug, Kränze, Lichter, Süssigkeiten u. s. w. [3]).

Es gibt gewisse Tage, welche der Verehrung der Nâga's gewidmet sind, und besondere Feste, die ihnen zu Ehren gefeiert werden. Im Karnal-District ist es der Sonntag, der den Schlangen gewidmet ist, und am neunten Tage des Monats Bhâdon wird ihnen besondere Verehrung dargebracht [4]). In Ellore Fort wird im September ein Fest gefeiert an dem vierten Tage des achten Mond-Monats, *Nagula-Chaturdhi-Chaturdhi*. Eine Menge Volkes, hauptsächlich Frauen und Kinder, besuchen die Ameisenhügel und bringen Milch, Blumen und Früchte den Schlangen dar. Man sagt, dies sei der Tag, an welchem Vâsuki, Takshaka und die übrigen der tausend *nagula* geboren wurden [1]). In der Nähe von Delhi ist ein Hain und ein Teich, wo jährlich den Schlangen Ströme von Milch dargebracht werden. Das Fest heisst *Nâg-mela* [2]). Einige Stämme in Bengalen feiern ein Fest, *Moonsa Poojah* genannt, jährlich gegen Ende August. Schlangenfänger ziehen herum, welche Schlangen um Nacken und Körper gewunden haben. Der Anführer der Procession, von Männern auf den Schultern getragen oder auf einem Büffel reitend, hat gewöhnlich eine Riesenschlange über seinen Schultern hängen. Dabei wird Musik gespielt, gesungen und viel Branntwein getrunken und Süssigkeiten gegessen. Den Schlangenträgern werden Geschenke gemacht [3]).

Ganz besonders knüpft sich aber auch der moderne Schlangencult an die Regenzeit. Im Monat Śrâvaṇa findet das Fest statt, welches durch ganz Indien hindurch den Schlangen zu Ehren gefeiert wird, die Nâgapañcamî. Der fünfte Tag in der lichten Hälfte des Monats Śrâvaṇa, heisst es in einem modern-indischen Ritualwerke [4]), ist der Verehrung der Nâga's, der Schlangen, gewidmet. Dieser Tag heisst *Nâgapañcamî*. Wenn man an diesem Tage der Vorschrift entsprechend mit saurer Milch, mit jungem Gras, mit Wohlgerüchen und Blumen, sowie durch Speisung von Brahmanen die Schlangen verehrt, so ist man immerdar gefeit gegen Schlangengift.

Am neunten Tage des Monats Sravan [5]) — berichtet Ch. Ed. Balfour — in der Regenzeit findet das Fest Nâgapañcamî statt, an welchem die Hindus auf die Suche nach Schlangen ausgehen, wenn ihnen dieselben nicht schon früher durch Schlangenzauberer in's Haus gebracht worden sind. Man verehrt an diesem Tage die Schlangen und bringt ihnen Milch dar. Und fast in jedem Hause werden Schlangenbilder auf Papier gezeichnet, an die Wände geheftet und verehrt. Diejenigen, welche die Schlangen in

[1]) Gelegentlich wird wohl auch gesagt, man solle die Schlangen anrufen, a. a. O. S. [39].

[2]) Pratâpachandra Ghosha, The Vâstu Yâga and its bearings upon Tree and Serpent Worship in India. *Journal of the Asiatic Society of Bengal.* Vol. XXXIX, pag. 199 seqq. Siehe besonders pag. 209, 214, 216.

[3]) *Journ. As. Soc. Beng.* XLVIII, p. 24, 25.

[4]) *Punjab Gazetter* a. a. O.

[1]) *Indian Antiquary* V, 188.

[2]) *Indian Antiquary* I, 67.

[3]) Fergusson a. a. O. p. 237.

[4]) *Kamalâkaras Nirṇaysindhu*, Pariccheda II, Fol. 19 b.

[5]) = *Śrâvaṇa*.

ihrem Heim aufsuchen, stecken Pflöcke rings um die Höhle und schlingen weisse Wollfäden herum. Die Mahratta-Frauen ziehen in Schaaren zur Schlangenhütte und umkreisen dieselbe Arm in Arm fünfmal, indem sie Lieder singen und sich zu Boden werfen. Dann giessen sie Milch in die Höhle, winden Blumenkränze und streuen eine Mischung von Zucker und Mehl hin [1]).

An dem Nâgapañcamî-Fest — berichtet Meadows Taylor — welches am fünften Tage des Monats Bhadoon in der Regenzeit stattfindet, werden von den meisten niedrigeren Kasten des Volkes im Dekkan und in Shorapore Nâgs (Cobras) verehrt. Die Leute baden sich, bemalen ihre Stirnen mit rother Farbe und gehen schaarenweise zu Plätzen, wo Cobras leben. An solchen Orten findet man gewöhnlich heilige Steine, bei welchen Blumen, zerlassene Butter und dgl. dargebracht werden; die Steine werden roth und gelb angestrichen; man richtet Gebete an die Schutzgeister des Ortes und an die Schlangen. In kleinen irdenen Schalen bringt man den Schlangen Milch dar. Und es wird als ein glückliches Vorzeichen angesehen, wenn die Schlangen kommen und trinken. Erscheint die Schlange nicht gleich, so wartet der Verehrer eine Weile, geht heim und besucht am nächsten Morgen den Ort wieder, und wenn die Milch verschwunden ist, so ist die Ceremonie glücklich beendet; aber immerhin wäre es besser gewesen, die Schlange wäre gleich gekommen. Das Nâgapañcamî-Fest wird in gleicher Weise von Aboriginern wie von Brahmanen gefeiert. Familien und Freunde statten sich gegenseitig Besuche ab und beglückwünschen sich, Frauen und Kinder werden mit Geschenken, neuen Kleidern und Schmuckgegenständen bedacht, kurz, es ist ein froher und hoher Festtag [2]).

In der heiligen Stadt Benares ist ein Brunnen, *Nâg Kûân* „der Schlangenbrunnen“ genannt; in einer Nische der Wand auf einer der Stiegen ist eine Figur, drei Schlangen (oder eine dreiköpfige Schlange) vorstellend; unten ist ein Bild des Mahâdeva aus Stein gehauen und eine Schlange, die sich an ihm hinaufwindet. Alljährlich am 24. und 25. Tage des Monats Sáwan [3]) wird der Brunnen von ungeheueren Menschenmassen besucht, welche aus allen Theilen der Stadt herankommen, um dem Nâg Verehrung darzubringen. Die Frauen kommen am ersten, die Männer am zweiten Tage, und sie opfern sowohl dem Brunnen, wie dem Nâgéśwar, dem Schlangenkönig. Man verehrt den Nâga, um sich vor Schlangenbissen zu schützen. Auch Schlangenidole werden an diesem Tage gekauft und nach Hause getragen, um sie zu verehren [4]).

Eine andere heilige Stadt ist Allahabad. Dort ist ein alter Tempel, welcher nur der Verehrung der Schlange, des *Nâga Vasuki*, gewidmet ist. Das Bild des Nâga, eine im Zorn aufgerichtete Cobra, ist aus schwarzem Stein gehauen. Am Tage der *Nâgapañcamî* wird hier ein grosses Fest gefeiert. Zahlreiche Hindus aus Allahabad und Umgebung kommen an diesem Tage herbei, um das doppelte Verdienst, im Ganges zu baden und den Schlangengott zu verehren, sich nicht entgehen zu lassen. Und von den Tausenden frommer Hindus, welche alljährlich nach Allahabad pilgern, um in den heiligen Fluten des Ganges zu baden, versäumt Keiner, auch den Schlangentempel zu besuchen. Das Verdienst, in den Fluten des heiligen Stromes gebadet zu haben, wäre nicht vollständig, wenn man nicht auch dem König der Schlangen seine Verehrung darbrächte [5]).

In der Provinz Bihâr wird am fünften Tage der lichten Hälfte des Monats Sāon [6]) (Anfangs August) das Fest *Nâgapañcamî* gefeiert. An diesem Feste bezeichnen die Frauen ihre Häuser mit Linien von Kuhdünger und verehren *ses nâg* — die Weltschlange Śesha — mit Milch und geröstetem Korn. In Patna feiert man statt dieses Festes das *gobar pânce*, welches auf den fünften Tag der dunklen Hälfte desselben Monats (Ende Juli) fällt. In South Bhagalpur heisst dasselbe Fest *bchrâ pânce*. In Nord-Ost-Tirhut heisst die Nâga pañcamî auch *lâga pañcamî* [7]).

Auch in Nâgpûr ist die Nâgapañcamî ein grosser Festtag, an welchem Schlangenbilder aller Art verkauft und verschenkt werden [8]).

---

[1]) Bei Fergusson a. a. O. p. 236.

[2]) Bei Fergusson a. a O. p. 236 seq.

[3]) = *Śrâvaṇa.*

[1]) M. A. Sherring, The Sacred City of the Hindus. London 1868, p. 89. Vgl. p. 220: 'As snakes increase in this season, and as Nâg is regarded as the serpent god, the people worship him as a security against snake-bites. It is common to purchase idols representing this deity, and to carry them home for worship'.

[2]) *Indian Antiquary*, II, 124.

[3]) = *Śrâvaṇa.*

[4]) G. A. Grierson, Bihâr Peasant Life, Calcutta 1885, § 1445.

[5]) 'The 'Nâg panchami' or 5th day of the moon in Sawan is a great fête in the city of Nâgpûr and more than usual license is indulged in on that day. Rough pictures of snakes,

Eine merkwürdige Ceremonie, deren Benennung besonders an den Sarpabali erinnert, wird in den modernen Nachträgen zum Âśvalâyana Gṛihyasûtra [1]) unter dem Namen *Nâgabali*, Streuopfer für die Nâgas, vorgeschrieben. Wenn Jemand von einer Schlange verletzt worden ist, soll man den Nâgabali darbringen. Man mache sich aus Holz oder Thon eine fünfköpfige Schlange, und verehre, von der lichten Hälfte des Monats Bhâdrapada oder eines andern Monats angefangen ein Jahr lang allmonatlich einen Schlangengott mit Wohlgerüchen, Blumen, Weihrauch und Lichtern. Man verehrt jeden Monat einen der folgenden zwölf Schlangengötter: Ananta, Vâsuki, Śesha, Padma, Kambala, Karkoṭaka, Aśvatara, Dhṛitarâshṭra, Śaṅkhapâla, Kâlîya, Takshaka, Kapila. Diesen bringt man ein Streuopfer dar, in Milchreis, Schmelzbutter, Milch und Kuchen bestehend. Am nächsten Morgen — die Ceremonie geschieht in der Nacht, nachdem man vorher gefastet hat — speist man Brahmanen. Nach Verlauf des Jahres gibt man dem Brahmanen eine goldene Schlange und eine Kuh. Nach Belieben mag man noch andere Brahmanen beschenken und speisen und sie freundliche Worte zu den Schlangen sagen lassen.

Wenn wir nun einen vergleichenden Blick auf den altindischen und modern-indischen Schlangencult werfen, wenn wir namentlich Sarpabali und Nâgapañcamî vergleichen, so zeigt sich uns eine unverkennbare Uebereinstimmung in Bezug auf die Zeit und in Bezug auf die Art der Verehrung der Schlangen. In alter und neuer Zeit ist es, wie wir gesehen haben, die Regenzeit, in welcher die Schlangen ganz besonders verehrt werden. Und die Gegenstände, welche man ihnen als Opfer darbringt — Milch, Blumen, Wohlgerüche, Kleider, resp. Fäden u. s. w. — sind so ziemlich dieselben im alten Cult wie noch heutzutage. Aber ein Umstand kann uns nicht entgehen, in welchem der Schlangencult der Gṛihyasûtren von dem modernen abweicht. Während der Cult, wie er heute geübt wird, sich geradezu an Schlangenbilder, ja noch häufiger an die lebende Schlange wendet, wird in den Gṛihyasûtren die Erwähnung eines Schlangenbildes oder einer wirklichen Schlange in geradezu auffälliger Weise vermieden. Es heisst, man soll die Schlangen — ja nicht einmal das ist gesagt, sondern man soll sie — baden, salben, bekränzen, kämmen, mit Wohlgerüchen versehen, bekleiden, ihnen zu essen geben; aber nicht mit einem Worte wird gesagt, dass man eine Schlange im Bilde oder lebend herbeibringen soll, oder dass man an einen Ort gehen soll, wo Schlangen sind, etwa zu einem Ameisenhügel. Es heisst nur immer: man soll „hinaus“ gehen, um den Sarpabali darzubringen. Wenn es nicht der Name „Sarpabali“ und die Mantras, die Sprüche und Gebetformeln, ausser Zweifel stellten, wüssten wir kaum, dass der Cult den Schlangen gilt. Dies ist um so auffälliger, als die Erwähnung von Götterbildern in den alten vedischen Schriften zwar sehr selten, aber nicht geradezu unerhört ist. So wird im *Âpastamba-Gṛihyasûtra* [1]) unmittelbar nach dem Sarpabali der Îśânabali, das Streuopfer an Îśâna oder Śiva, gelehrt, und da heisst es: Man soll zwei Hütten errichten, und in die eine derselben den Gott Îśâna, in die andere die Mîḍhushî, d. i. die Gemahlin des Śiva, und in die Mitte zwischen beiden den Jayanta oder Skanda bringen lassen; dann bringe man ihnen Wasser, Reis u. s. w. dar [2]).

in all sorts of shapes and positions, are sold and distributed, something after the manner of Valentines'. *Journal of the Asiatic Soc. of Bengal*, Vol, XLVIII, pag. 26.

[1]) *Âśvalâyana-gṛihyapariśishṭa* III, 16. In der Calcuttaer Ausgabe des Âśvalâyana-Gṛihyasûtra (Bibliotheca Indica, 1869).

[1]) VII, 19, 13 ff.

[2]) Man könnte allerdings auch versuchen, *âvâhayati* „er lässt herbeiführen“ in dem Sinne zu fassen, wie es im Ṛigveda so oft vorkommt, „er lässt herbeirufen“, ohne dass dabei an Bilder zu denken ist. Dagegen spricht aber doch der Umstand, dass man Hütten für die beiden Gottheiten errichtet, und besonders dass es heisst: „in die Mitte den Jayanta“, was denn doch schwerlich heissen kann: „in die Mitte zwischen beiden lässt er den Jayanta rufen.“ Auch der Commentator, Haradatta, sagt ausdrücklich, dass er Bilder *(pratikṛiti)* der Gottheiten anfertigen solle. — Eine bestimmte Erwähnung von Götterbildern findet sich im *Adbhutabrâhmaṇa*, wo eine Busse vorgeschrieben ist für den Fall, „wenn Götterbilder lachen, weinen, singen, sich spalten, schwitzen, die Augen auf- und niederschlagen“. (S. Weber, Omina und Portenta, pag. 335 fg. Vgl. 368). — *Pâṇini* V, 3, 99, bezieht sich ohne Zweifel auf Götterbilder, indem er grosse Statuen unterscheidet, deren Anfertigung einen Lebensunterhalt bildet, und kleine Bilder, die in den Handel kommen. *Śiva* bezeichnet also nach Pâṇini eine Śivastatue, *śivaka* ein Śivabildchen. So wird die Stelle auch in der *Siddhântakaumudî* aufgefasst. Vgl. Boehtlingk in der *Zeitschrift der deutschen morgenl. Ges.* Bd. 39, p. 528 fgg. und Bd. 41, p. 175 fgg. Kielhorn in der *Wiener Zeitschrift für Kunde d Morgenl.* I. Nr. 1. Die Stelle im *Ṛigveda* IV, 24, 10: „Wer kauft diesen meinen Indra um zehn Kühe? Wenn er die Vṛitras erschlagen hat, dann geb er mir ihn wieder zurück“, ist zu dunkel, um die Frage — Bollensen hat dieselbe schon aufgeworfen — beantworten zu können, ob hier ein Götterbild gemeint sei. Vgl. Ludwig, Der Ṛigveda, Bd. V, p. 91. — Siehe auch über Götterbilder L. v. Schröder, Indiens Literatur und Cultur (Leipzig 1887), pag. 378 ff.

Immerhin muss zugestanden werden, dass in der Regel die Opfer, welche in den Gṛihyasûtren vorgeschrieben werden, an „unsichtbare“ Götter gerichtet sind. Andererseits erinnere ich daran, dass die Schlangen (*sarpa*) einmal bei Âśvalâyana in einer Weise erwähnt werden, wo kaum daran zu zweifeln ist, dass man an wirkliche Schlangen zu denken hat. Bei dem Rindsopfer an Rudra *(śûlagava)* wird gelehrt, was man mit den einzelnen Bestandtheilen des Opferthieres thun soll, und zuletzt heisst es:

Nördlich vom Feuer, auf Schichten von Darbha-Gras oder auf Ringen von Kuśa-Gras, soll er das Blut (des Opferthieres) ausgiessen mit dem Spruche: „Zischend, lärmend, suchend, erlangend [1]) — o Schlangen, nehmt das, was für euch hier ist.“ Dann wendet er sich nach Norden und weist es den Schlangen zu mit den Worten: „Zischend, lärmend, suchend, erlangend — o Schlangen, nehmt das, was für euch hier ist.“ Was da von Blut und vom Inhalt des Magens und der Gedärme herabfliesst, das nehmen die Schlangen [2]).

Auch im *Hiraṇyakeśi-Gṛihyasûtra* [3]) werden einmal die Schlangen in Verbindung mit Rudra erwähnt. Es wird da folgender Spruch gelehrt, den man an einem Orte, wo Schlangen hausen, sagen soll:

Verehrung sei dem Rudra, der unter den Schlangen sitzt, dessen Pfeil der Wind ist, Verehrung dem Rudra, der unter den Schlangen sitzt.

Der Vollständigkeit halber sei hier noch angeführt, dass die Schlangen in den Gṛihyasûtren noch erwähnt werden von *Śâṅkhâyana* neben einer grossen Anzahl von Gestirnen und deren Gottheiten, welchen geopfert wird [4]); ferner von *Śâṅkhâyana* und *Âśvalâyana* [5]) beim *devatarpaṇa*, „Götter-Sättigung“, wo in einer Reihe göttlicher Wesen auch die Schlangen — hier *nâga* genannt — aufgezählt werden.

Denjenigen — und das ist die Mehrzahl der Forscher — welche den Schlangencult als einen nicht-arischen Cult erklären wollen, wird es willkommen sein, dass in den Gṛihyasûtren nicht ausdrücklich Schlangen oder Schlangenidole erwähnt werden, obwohl ganz entschieden ein Schlangencult gelehrt wird. Man kann ja sagen: Der ganze Sarpabali ist ein den Brahmanen fremder Cult, der um nicht-arischen, aber eingewurzelten Volksgebräuchen gerecht zu werden, nur unwillig in die orthodoxen Ritualwerke aufgenommen worden ist. Ich bezweifle die Richtigkeit einer solchen Auffassung. Vor Allem ist es von Wichtigkeit, dass keines der uns bekannten Gṛihyasûtren den Sarpabali übergeht. Ferner ist in der Art und Weise, wie die Vorschriften für den Sarpabali gegeben werden, nicht das Geringste enthalten, welches darauf hindeuten würde, dass wir es hier mit einer späteren Einschiebung zu thun haben. Ja, gerade der Umstand, dass nicht ausdrücklich von Schlangen oder Schlangenbildern die Rede ist, stimmt vollkommen mit der Art und Weise überein, in welcher sonst derartige Ceremonien in den Gṛihyasûtren beschrieben werden.

Man hat mannigfache Gründe geltend gemacht, warum der Schlangencult nicht arisch, nicht brahmanisch, nicht ursprünglich sein soll. Fergusson, der Verfasser des grossen Werkes über Baum- und Schlangencult, ist es besonders, der in dem Schlangencult einen fremden, ausserindischen Einfluss sieht. Er behauptet kühn, dass der Schlangencult erst mit dem Buddhismus auftrete; er meint, man würde „natürlich vergebens“ in den Vedas oder in der älteren Sanskrit-Literatur nach irgend einer Spur von Schlangencult suchen. Es widerstrebte, meint er, ihren Gefühlen, sie verachteten so sehr die Aboriginer, dass sie sich nie so weit herabgelassen hätten, von ihren Culten Notiz zu nehmen [1]). Nun, dass es nicht gar so vergebens ist, in der älteren, und selbst in der vedischen Literatur, nach Spuren von Schlangencult zu suchen, glaube ich in diesen Blättern gezeigt zu haben. Nicht nur finden wir in den Gṛihyasûtren, in den orthodoxen Ritualwerken der Brahmanen, einen ausgewachsenen Schlangencult, sondern wir finden die deutlichsten Spuren von Schlangencult im Atharvaveda, im schwarzen und weissen Yajurveda, d. h. überall mit

---

[1]) Sonderbar ist, dass die Schlangen hier weiblich gedacht sind, — wenn man die Feminina Participia auf *sârpaḥ* beziehen darf.

[2]) Âśv. IV, 8, 27 fg. Nach Pâraskara III, 8, 11 fg., wird das Blut in Blättern auf Grasbüschel dem Rudra und seinen Schaaren als Bali dargebracht. Der Inhalt des Magens und der Gedärme wird, mit Blut bestrichen, in's Feuer geworfen oder in die Erde vergraben.

[3]) I, 5, 16, 10.

[4]) Śâṅkh. I, 26, 7. Oldenberg bezweifelt die Echtheit des ganzen Capitels.

[5]) Śâṅkh. IV, 9, 3. Âśv. III, 4, 1.

[1]) 'Assuming thies view of the matter to be correct, we shall of course look in vain, in the Vedas or any of the earlier writings in Sanskrit, for any trace of Serpent Worship. Not only was it repugnant to their own feelings, but they so utterly despised the Dasyus — or by whatever other name they chose to designate the aborigines — that they would not even condescend to notice their superstitions'. Fergusson a. a. O. pag. 58.

Ausnahme des Rigveda [1]). Und hat man denn wirklich ein Recht, dem Rigveda, wie es gewöhnlich geschieht, eine so ganz exceptionelle Stellung zuzuschreiben? Hat man ein Recht, Alles, was nicht im Rigveda steht, einfach als nicht-arisch zu bezeichnen? Sowie die Mythen uns überall erzählen von den Dämonen, den Unholden, welche erst von den Göttern besiegt werden mussten, so weist auch die Geschichte der Religionen darauf hin, dass man zuerst böse Geister, Dämonen, die man fürchtete, verehrte, ehe man dazu gelangte, an mehr freundliche Gottheiten Opfer und Gebete zu richten. Und ob nicht viele der Zauberformeln des Atharvaveda in ein viel graueres Alterthum hinaufreichen, als die Hymnen des Rigveda, ob die Sprüche des Atharvaveda nicht viel mehr dem eigentlichen Volke und die Lieder des Rigveda der Priesterkaste angehörten, das sind Fragen, die noch lange nicht entschieden sind und nicht entschieden werden können, bis uns der Commentar zu diesem Veda vorliegen wird, und bis es eine Atharvaveda-Forschung geben wird, wie es eine Rigveda-Forschung gibt. Die Thatsachen weisen jedenfalls darauf hin, dass der Schlangencult den arischen, brahmanischen Indern so eigen war, als irgend ein anderer Cult, z. B. der Manencult. Denn Thatsache ist es, dass wir den Schlangencult in alten, vedischen, brahmanischen Werken bezeugt finden. Thatsache ist es, dass wir den Schlangen als mythologischen Gestalten in der ganzen indischen Literatur begegnen. Es ist wahr, dass die früher angeführten Märchen des Pañcatantra, welche von Schlangen erzählen, nicht in allen Pañcatantra-Handschriften stehen. Ob aber damit ein nicht-indischer Ursprung dieser Märchen erwiesen ist, das ist denn doch noch zweifelhaft. Es könnte höchstens von dem einen Märchen, wo das Wort *dinâra* d. i. *denarius* vorkommt, als erwiesen betrachtet werden [2]). Es ist aber auch hier noch die Frage offen, ob es nicht noch eine ältere Fassung des Märchens gibt, wo der „Denar" nicht erwähnt wird. Die Geschichte der indischen Märchenliteratur, von Benfey so herrlich begonnen, harrt ja noch ihrer Fortsetzung, welche erst möglich sein wird, wenn die buddhistischen *Jâtakas* vollständig herausgegeben sein werden.

Walhouse [1]) meint, Schlangencult scheine kein arischer Cult zu sein; die Brahmanen, sagt er, welche ihn in Blüthe fanden, gestatteten ihn und nahmen ihn bis zu einem gewissen Grade, wenn auch ungern, auf. Beweise dafür seien die Thatsachen, dass Brahmanen den Anblick einer Schlange meiden, und eine Begegnung mit einer Schlange für ein böses Omen halten. Kein Brahmane fungirt als Priester bei einer Schlangen-Ceremonie. Und der Schlangencult ist am höchsten ausgebildet bei den Jainas in Südindien, den geschworenen Feinden der Brahmanen. Das sind jedenfalls stärkere Gründe, als Fergusson vorzubringen weiss. Aber zwingend sind sie keineswegs. Wir haben Zeugnisse genug, dass auch Brahmanen an diesem Culte theilnehmen. Einer der Berichterstatter Fergusson's selbst sagt, dass Brahmanen „nie oder selten" die Schlangenfeste versäumen [2]). Es ist schon oben erwähnt worden, dass im Punjab alle Kasten Schlangen verehren, dass auch Brahmanen es nicht verschmähen, an ihren Altären gespeist zu werden, dass in Bangalore alle Hindu-Kasten und -Bekenntnisse die Schlange verehren. Manche Brahmanen bewahren immer die Haut einer Cobra in einem ihrer heiligen Bücher [3]). Dass die Begegnung einer Schlange als böses Omen gilt, hat mit der Verehrung oder Nicht-Verehrung der Schlange nichts zu thun. Als böses Omen gilt alles, worüber man erschrickt; jede Begegnung, bei welcher uns eine „Gänsehaut" überläuft, ist ein böses Omen, wie wenn unversehens eine Frucht vom Baume fällt, wenn aus heiterem Himmel ein Wassertropfen fällt [4]), wenn ein Meteor erscheint, wenn man plötzlich einen Feuerschein sieht u. s. w. [5]). Wir finden auch sonst, dass die Schlange sowohl Glück als Unglück verkündet. Nach norwegischem Aberglauben z. B. bedeutet es Glück, wenn sich eine Schlange dem Hause nähert. Wenn man zum ersten Mal eine Schlange gesehen hat, darf man es nicht erzählen; denn sonst sieht man in diesem Jahr keine mehr. Kriecht aber eine Schlange

[1]) Aber schon in dem zum Rigveda gehörigen Śrauta-sûtra des Âśvalâyana (XII, 5, 1—5) wird unter dem Namen *sarpâṇâm ayanam* ein grosses, ein Jahr lang währendes Opfer an die Schlangen gelehrt, das diejenigen vollziehen sollen, die sich durch Gelehrsamkeit oder Reichthum besonders auszeichnen wollen.

[2]) S. Weber, Indische Studien III, 341 ff.

[1]) *Indian Antiquary* VII, 43.

[2]) 'Although Snake Worship ordinarily belongs professedly to the descendants of aboriginal tribes, yet Brahmins never or rarely pass them over...' Meadows Taylor bei Fergusson p. 237.

[3]) 'Some Brahmans always keep the skin of a Nâg in one of their sacred books', ebendas.

[4]) *Âpastambiya-Gṛihyasûtra* VIII, 23, 8.

[5]) Weber, Omina und Portenta, 402, 395.

über die Landstrasse, so kommt bald auf derselben eine Leiche; und ist die erste Schlange, die man im Frühjahr sieht, schwarz, so bedeutet es Unglück [1]). Das sind weder Zeugnisse für noch gegen Schlangencult.

Geradezu kindisch, wenngleich psychologisch leicht erklärlich, ist die Art und Weise, in welcher ein gelehrter Hindu, PRATÂPACHANDRA GHOSHA, den Schlangencult wegdeuten will. Wenn man beim *Vâstu-Yâga* auch die Nâgas verehrt, so sind nach ihm unter den Nâgas die Aboriginer zu verstehen, und das Opfer sei von den Ariern eingeführt worden, um die Aboriginer zu besänftigen. Trotz aller von ihm selbst angeführten Thatsachen behauptet er, dass Schlangencult im eigentlichen Sinne des Wortes nie in Indien vorgeherrscht habe, dass dieser Cult zum mindesten bei arischen Indern immer nur ein symbolischer war; man verehrte das Symbol der Ewigkeit, nicht das Reptil. Wenn Nâgas auf Sculpturen erscheinen, so seien das eben recht hübsche Ornamente. Wenn man ihnen an manchen Orten mit Ehrfurcht begegnet, ihnen Opfer darbringt, so seien das nur die Schlangen mit Menschengesichtern, d. i. die Aboriginer [2]).

Man könnte nun noch ein besonderes Gewicht auf die Schlangennamen legen, und sagen, die Nâga's sind göttliche Wesen, nicht die Sarpa's. Das thut auch GHOSHA [3]). Es ist nun allerdings richtig, dass die Bezeichnung *nâga* in den Epen und in den buddhistischen Schriften erst häufig wird, während in der älteren Literatur *sarpa* und in der ältesten Literatur *ahi* überwiegen. Aber man kann nicht beweisen, dass *nâga* in der älteren Literatur ganz fehlt. Und wenn die Etymologie von *nâga-snaca-snake* richtig ist, so wäre *nâga* nicht minder als *sarpa* und *ahi* indogermanischen Ursprungs [1]). Ich zweifle sehr, dass man aus den Worten irgend einen Schluss ziehen darf.

L. v. SCHROEDER in seinem neuen vortrefflichen Werke über Indien [2]) schliesst sich nur der allgemeinen Ansicht an, wenn er den Schlangencult den arischen Indern abspricht oder doch als von den Ureinwohnern herübergenommen erklärt. Neue Gründe weiss er nicht anzuführen.

Und wenn wir fragen, warum man sich so sehr bemüht, den Schlangencult den arischen Indern abzusprechen, so ist es doch nur dasselbe Motiv, das bei dem gelehrten Hindu, der seine Glaubensgenossen von dem Verdachte des Thiercultes reinigen will, wohl zu entschuldigen ist. Warum aber wir davor zurückschrecken sollen, den arischen Indern einen Cult zuzuschreiben, der sich auch bei so vielen anderen indogermanischen Völkern findet, kann ich nicht einsehen. Was der Griechen und Römer würdig war, was von Germanen und Slaven bezeugt ist, das sollte dem arischen Inder abstossend erschienen sein? Und wenn man nun gar den Schlangencult als aus der Fremde herübergenommen erklären will, wo will man den Beweis hernehmen? Bei einem Cult, der sich bei allen Völkern, wo wir nur hinblicken, findet, bei den Indianern in Amerika so gut wie bei den Negern in Afrika, bei den Völkern Ostasiens so gut wie im fernen Westen, im hohen Norden nicht minder als unter den Tropen — bei einem solchen Cult davon sprechen zu wollen, ein Volk habe ihn von dem andern herübergenommen, das heisst etwas behaupten, wovon man von vornherein weiss, dass es sich nie und nimmer beweisen lässt.

---

[1]) LIEBRECHT, Zur Volkskunde, pp. 326, 328, 332.

[2]) 'From what we have stated above, we are led to believe, that serpent-worship in the true sense of a creature worship, was never prevalent in India, though the Hindus entertain a kind of respect for the allegorical characters Ananta and Vâsuki. This worship may in the present day be seen practised under peculiar circumstances by several hill tribes, but it must be admitted that such a practice does not obtain among the Aryans. The serpent, as an emblem of eternity may be respected; but then it is the worship of Vishnu, the eternal creating principle, it is the emblem, the form, rather the curve of the serpent and not the reptile'. *Journal of the Asiatic Society of Bengal*, pp. 218, 212, 213, 219.

[3]) Ebend. p. 205.

[1]) Ueber die Benennung der Schlange bei den indogermanischen Völkern vgl. ADOLPHE PICTET, Les origines indo-européennes I. (Paris 1859) pag. 499 ff. Ueber *nâga* ebendas. pag. 502; A. WEBER in *Kuhn's Zeitschrift für vergl. Sprachf.* IX, 233 fg. JOHANNES SCHMIDT, Zur Geschichte des indogerman. Vocalismus II. (Weimar 1875) pag. 472.

[2]) Indiens Literatur und Cultur (Leipzig 1887), p. 377.

Beiträge zur Ethnographie von Nord-Luzon (Filipinen).

Von **Dr. Alexander Schadenberg.**

(Mit 3 Text-Illustrationen (Fig. 55—57) und einer Tafel (VIII) in Lichtdruck.

1. Die Quianganen.

Quianganen nennt man die Bewohner des Thales von Quiangan, welches als Hauptfluss der Ibulao durchströmt, der sich in den Magat, Nebenfluss des Rio grande de Cagayan, ergiesst. Das Quellgebiet des Ibulao liegt an der Südostseite der Cordillera des Polis, der zur Gran cordillera central gehört, und dessen Berge sich nach mehrmaligen Messungen meinerseits bis zu einer Höhe von 2200 Meter erheben.

Das Thal von Quiangan grenzt westlich an das Valle de Lahutan, nördlich an die Thäler von Asin und Sapao, östlich an Silipan und südlich schliesst es ab mit der Ebene des Rio Magat; es gehört politisch zu der Provinz Nueva Viscaya in Nord-Luzon.

Der beste Verbindungsweg von Westen ist über Bontoc. Man überschreitet die Cordillera des Polis, nimmt den Weg durch das Thal von Banaue und gelangt nach Passirung mehrerer kleinerer Höhenzüge, südliche Richtung verfolgend, nach dem Thale von Quiangan. Bald nach Ueberschreitung der Gran cordillera in dem Passpunkte Polis ändert sich der landschaftliche Charakter; Fichten treten vollkommen zurück und an ihre Stelle Urwald mit Riesen herrlichster Laubhölzer. Die Rancherien der Quianganen bilden inselartige Ansiedlungen, meist auf einem mit Wald bestandenen Hügel mitten in den bebauten Feldern gelegen; sie sind von weitem kenntlich durch wohlgepflegte Bonga- und Cocospalmen. In jeder Rancherie überragt weit sämmtliche andere Bäume der Anitobaum, unter dem die Eingeborenen ihren religiösen Functionen obliegen.

Die Quianganen gehören zu den vielen die Filipinen bewohnenden Malayenstämmen; speciell reihen sie sich eng an die Bontoc-Bewohner und Igorroten an. Ihre Sprache ist ein Gemisch von Gaddan und Igorrote. Sie leben in Monogamie und heiraten bald nach Eintritt der Pubertät. Der Jüngling bewirbt sich bei den Eltern um das Mädchen, gibt ein Fest und hat damit sämmtliche Bedingungen erfüllt. Bei Kinderlosigkeit kann die Ehe nach einem Jahre getrennt werden, was aber sehr selten vorkommen soll, da die Ehen durchschnittlich kinderreich sind. Beschneidung wird nicht geübt. Die Keuschheit der Mädchen wird bei weitem nicht so streng gehütet, wie bei den nördlichen und westlichen Nachbarstämmen. Die Quianganen sind kleiner und schwächlicher als dieselben; namentlich sieht man selten eine wohlgeformte Frauengestalt.

Die Männer schneiden das volle struppige Haar bis auf etwa Fingerlänge ab; vorne reicht es bis zu den Augenbrauen. Meist gehen sie baarhäuptig; nur selten sieht man eine Binde von Rinde oder Baumwollenstoff, die das Haar resp. den Kopf einhüllt.

Die Weiber tragen das Haar lang, gescheitelt und in zwei Strähnen um den Kopf gewickelt; Schnüre von Perlen, bunten Samen, Zähnen etc. verzieren es.

Ihre Kleidung stellen sie aus selbstgewebtem Baumwollenstoff her. Bei den Männern besteht dieselbe in einer schmalen, zwischen den Beinen durchgezogenen und um die Hüften geschlungenen Schambinde; bei den Weibern in einem Lendentuch, welches aber unter der Hüfte umgeschlungen wird und in Folge dessen sehr lose sitzt, so dass es sich beim schnellen Laufen öfters ganz loslöst oder aber von der Besitzerin freiwillig abgenommen wird.

Gegen Kälte tragen beide Geschlechter eine Decke. Jacken, welche man bisweilen sieht, werden mehr aus Luxus getragen.

Von Schmucksachen tragen die Weiber Ohrgehänge aus Metall, Muscheln oder Früchten, Haar- und Halsbänder; die Männer Ohrgehänge aus Metalldraht, nierenförmig gegossenen Metallstücken oder auch nur Holzpflöcke, weiters Halsbänder, Oberarmringe aus Schweinshauern und spiralförmig gedrehte Ringe aus dickem Messingdraht um Wade und Arm.

Ihre Waffen sind Lanze und Bolo; Bogen und Pfeile müssen es früher gewesen sein, da sie ihre Anitobilder damit ausrüsten (siehe Fig. 55). Zur Vertheidigung dient der Schild; derselbe ist sehr kunstlos und besteht nur in einem Stück Brett in Körperlänge und entsprechender Breite und ist in seiner Mitte mit einem hineingearbeiteten Griff versehen. Die Lanze ist lanzettlich, glatt oder mit oft unpaarigen Widerhaken versehen. Der Schaft ist von dem

festen und elastischen Holze der Caryota onusta. Das Bolo ist etwa einen halben Meter lang, wobei vier Fünftel auf die Klinge kommen, läuft in eine Spitze aus und hat gewöhnliche Messerform; der Griff ist aus geflochtenem Bejuco; die Scheide ist nur eine Halbscheide, ein oder zwei schmale Bügel aus Holz oder Bejuco geben dem eingesteckten Bolo Halt, dass es nicht hinausfällt. Die geschlossene Seite der Scheide wird gegen den Körper zu getragen.

Oefters sieht man an Stelle des gebräuchlichen Strickes, vermittelst dessen das Bolo um den Leib befestigt wird, eine Art Wehrgehänge. 20 bis 30 runde Scheiben aus Meermuscheln sind auf ein schmales Band aus Zeug aufgeheftet; diese Scheiben verjüngen sich nach unten zu. Es wird nach Art unserer Officiersschärpen getragen, nur mit dem Unterschiede, dass der übrigbleibende, frei hängende Theil nicht an die linke Seite, sondern vorne hin kommt. Diese Wehrgehänge haben einen ganz ungemein hohen Werth bei den Quianganen, da sie sämmtlich alte Erbstücke ihrer Vorfahren sind und jetzt nicht mehr angefertigt werden. Die Eisentheile von Lanze und Bolo werden nicht selbst hergestellt, sondern von den Bewohnern des Valle Sapao eingetauscht.

Die hauptsächlichsten Rancherien der Quianganen sind: Pitauan, Lagaüit, Ibulao, Ibáay, Quiangan, Ambabag, Pindungan, Magulan, Mampolla und Bakuauan.

Die Construction der Häuser ist ähnlich der ihrer Nachbarn auf der östlichen Seite der Gran Cordillera central. Das Haus ist viereckig und steht auf vier Pfählen, an denen sich walzenförmige Ansätze befinden, die das Hinaufklettern der Ratten verhindern. Die Thür ist klappenartig und hat an der oberen Hälfte ihrer Aussenseite zwei starke Bejucoöhsen, durch die ein an der Hausfront wagrecht befestigtes Seil läuft, vermittelst dessen die Thür hin- und hergeschoben werden kann. Wird dieselbe geschlossen, so wird sie vorerst in die Höhe gelupft und in eine im Balken des Hauses befindliche Nuth etwa zollweit eingesetzt, so dass ein Ausklappen der Thür verhindert wird; zum sicheren Verschluss dienen noch zwei quer angebrachte Holzriegel.

Die Häuser sind aus festem Laubholz construirt, mit Blättern der Nipapalme gedeckt; am Dachfirst wird ein Theil offen gelassen und mit einem etwas höheren, überstehenden kleinen Dach gedeckt, ähnlich wie unsere Ventilatoren auf Scheunen etc., die für Luftcirculation sorgen und doch keinen Regen einlassen. Das Hauptdach reicht an den vier Seiten weit über die Hausbasis hinaus und schützt so besser gegen Unwetter. Unter diesem überstehenden Theile des Daches hängen eine Menge amulettartige Gegenstände von ihren Anitofesten. Die Aussenwände des Hauses sind sehr hübsch mit Thierschädeln von Carabao (Büffel), Schwein, Hirsch, Hund und Affe geschmückt; in einigen Rancherien sieht man bisweilen zwischen den Hörnern der Büffelköpfe Menschenschädel stehen.

Das Innere der Häuser ist geräumig. An den Wänden hängen Körbchen, Kochgefässe, Waffen, Schilder, Kleiderstoffe, Webeapparate gleicher Construction, wie die Webeapparate der Tinguianen, und Tragranzen; letztere sind sehr nett, aus Bejuco geflochten und laufen an der Mündung in zwei schnabelförmige Enden aus. Sie werden auf dem Rücken getragen; ein Strick geht an der Basis durch zwei Oehsen und kreuzt durch Oehsen in den schnabelförmigen Enden, so dass diese beim Tragen durch die natürliche Schwere zusammenschliessen und so das Eintreten von Regen verhindern.

In einer Abtheilung unter dem Dache befinden sich Vorräthe von Reis, Camote etc. und Brennholz. In der Nähe des Einganges, seitwärts, ist der Kochherd, aus drei Steinen bestehend, die auf Aschenunterlage ruhen, um den Fussboden vor Anbrennen zu schützen; daneben der Wasservorrath in dicken Bambus- oder Thonkrügen, neben ihm Thonkrüge mit Basi (Wein). Den Aufgang in das Haus bildet eine kleine Leiter, die Nachts fortgenommen wird, ebenso wenn der Besitzer abwesend ist oder keine Besuche empfangen will. Nahe bei dem Hause befindet sich, von Steinen eingefasst, ganz wie bei unseren Bauern, die Düngergrube, deren werthvoller Inhalt für die Felder benützt wird.

Die gut canalisirten Reisfelder werden in Complexe eingezäunt, um Viehschaden zu verhindern. Passirt ein Communicationsweg durch dieselben, so befinden sich Thüren in dem Zaune; dieselben sind sehr sinnreich construirt, so dass sie sich nach dem Oeffnen von selbst wieder schliessen. Es wird dies durch zwei lange elastische Bambus bewirkt, ähnlicher Construction, wie bei unseren Steinsägen, bei denen auf einer Seite der Arbeiter die Säge dirigirt, während sie von der entgegengesetzten Seite durch die federnde Kraft eines Holzes oder Eisens wieder zurückgeschoben wird.

Die Quianganen leben von Feldbau; Jagd auf Wildschweine, Hirsche etc. kommt nicht in Betracht und ist mehr Sport. Sie cultiviren Reis, Mais, Camote (Convolvulus Batatus), Gaby (Caladium esculentum),

etwas Zuckerrohr und Tabak; ausserdem noch Cocos- und Bongapalmen nebst Piper Betel. Der Hauptvorrath der Ernte wird in separaten Häuschen, welche die gleiche Form der Wohnhäuser haben, aber kleiner sind, aufbewahrt.

Durch die vielen Quellen und gut angelegte Canalisation können im Jahre zwei Ernten erzielt werden. Die Felder werden mit ruderförmigen Stangen umgearbeitet, welche wie Grabscheite gehandhabt werden. Der Pflug ist unbekannt. Als Hausthiere sind zu nennen: Büffel, Schweine, Hunde, Hühner und auch Tauben; Pferde sind selten.

Die Nahrung besteht in Vegetabilien; Fleisch wird nur bei Festlichkeiten genossen. Da Tabak wenig angebaut wird, wird auch weniger geraucht als in Bontoc, Benguet, Lepanto und Abra, wo die Eingeborenen leidenschaftliche Raucher sind; an Stelle dessen wird mehr Buyo (Betel) gekaut und deshalb in allen Rancherien die überaus sorgfältige Pflege der Bongapalmen. Aus Reis oder auch aus Zuckerrohr stellen sie ein berauschendes Getränk, den Basi, dar.

Die Quianganen erscheinen weit reinlicher als die Bontocleute und die sogenannten Igorroten, was darin seine Erklärung findet, dass sie in einem weit milderen, günstigeren Klima und Terrain leben.

In allen Reiseberichten über Igorroten und deren Nachbarn wird über den grossen Mangel an Reinlichkeit derselben gesprochen; ich führe zur Vertheidigung der als Schmutzfinken Verdächtigten Folgendes an: Durch das ungleich rauhere und unwirthlichere Klima bedarf der Bontocbewohner resp. Igorrote in seiner Hütte Feuer, um sich zu erwärmen. Um wärmer zu wohnen, macht er die Hütte kleiner; als Eingang dient häufig nur ein viereckiges Loch zum Hineinkriechen. Das gesammte Innere beschlägt natürlich mit Russ (also einer desinficirenden Substanz), und Alles, mit dem man in Berührung kommt, wird schmutzig oder, besser gesagt, russig; ich habe oft genug in derartigen elenden Hütten geschlafen und kam des Morgens schmutziger, d. h. schwärzer heraus als meine Igorrotenbegleiter und musste in diesem Zustande noch weit marschiren, bis Gelegenheit zu einem Bade kam. Die Igorroten etc. nehmen jede Gelegenheit wahr, um sich zu baden und zu reinigen, und macht es einen höchst komischen Eindruck, wenn sie sich mit Steinen, die sie wie Seife handhaben, den Körper abschrubbern.

Die Religion der Quianganen ist etwa dieselbe, wie die ihrer Nachbarn. Sie haben ein höchstes unsichtbares Wesen, einen Gott, der Alles geschaffen hat; demselben widmen sie keinen Cultus. Sie meinen nämlich, dieses Wesen sei so unendlich mächtig, dass es vermessen sei, es durch irdische Dinge zu verehren. Sie haben den Anitocultus. Der Anito ist kein gemeinsamer; jeder der Ihrigen verwandelt sich nach seinem Tode in einen Anito, d. h. einen Halbgeist, der also noch theils menschliche Bedürfnisse hat, also z. B. gut essen und trinken will, und, wenn ihm dies nicht zu Theil wird, seiner Familie irgend welchen Schabernack spielt. Der ganze Cultus geht dahin, die Anitos durch Opfer bei guter Laune zu erhalten, um zufrieden leben zu können.

Fig. 55. Anitofigur der Quianganen.

Oefters findet man den Anito bildlich dargestellt, und zwar am Wege, in Waldlichtungen, bei den Reisfeldern etc. Die beiden von mir aufgenommenen Photographien, nach welchen die Abbildungen Fig. 55 und Fig. 56 ausgeführt sind, verdeutlichen genügend die beiden Anitos, die sie darstellen. Beide sind aus Stämmen von starken Baumfarren geschnitzt und etwa einen Meter hoch; die eine Figur (55) ist mit Bogen und vier Bambuspfeilen bewaffnet. Bei beiden sind Mund und Augen mit Steinen ausgelegt und der Rücken mit hohem Schilfgrase verziert. Auf die Köpfe und zu Füssen werden Opfergaben niedergelegt, Reis, Mais, Tabak, Betel etc.; eine Cocosschale dient zur Aufnahme von Basi (Wein). Ich wollte die beiden Figuren mitnehmen, musste es aber auf-

geben, da meine Träger aus Furcht Miene machten, mein Gepäck niederzulegen und auszureissen.

Bei Ereignissen von Wichtigkeit: Missernten, Angriffen durch feindliche Nachbarn, Epidemien (Blattern, Fieber, Brechdurchfall) versammelt sich die Rancherie unter dem Anitobaume, schlachtet Carabaos, Schweine, Hunde, Hühner und veranstaltet ein grosses Essen. An die Aeste des Baumes werden Blätter von Cocos und Bonga gehangen, welche mit Basi besprengt werden; ebenso werden in die Aeste des Baumes Cocosschalen mit Speise und Trank gesetzt. Dabei wird unter monotonen Gesängen ein mehrmaliger Rundgang um den Baum gehalten, worauf die in Aussicht genommenen Vorräthe von Speisen und Getränken

Fig. 56. Anitofigur der Quianganen.

schnell aufgezehrt werden; nach dem nimmt sich Jeder einige der an den Aesten aufgehangenen Palmenblätter mit und befestigt sie unter dem überstehenden Theile seines Daches. Findet die Festlichkeit wegen feindlicher Nachbarn statt, so wird je ein Stückchen dieser Blätter an Bolo und Lanze befestigt. Hat dieses Anitofest nicht den erwünschten Erfolg, so wird es nach sechs Tagen wiederholt, bis der Erfolg eintritt.

Ein höchst wunderlicher Brauch ist der folgende: Hat ein wohlhabender Quiangane den Wunsch, in die Aristokratie der Rancherie, aus der sich die Häuptlinge recrutiren, aufgenommen zu werden, so fordert er auf seine Kosten sämmtliche männlichen Individuen auf, mit ihm im Walde einen möglichst grossen Baum zu fällen; aus dem stärksten unteren Theile desselben wird eine Art Bank dargestellt, an deren beiden Enden zwei grosse Schweinsköpfe herausgearbeitet sind. Dieselbe hat die Form von Fig. 57 und ist bis fünf Meter lang, bei einem Meter Durchmesser. Da nur mit Bolo gearbeitet wird, dauert diese Arbeit mehrere Monate; der Auftraggeber muss während der ganzen Zeit die arbeitenden Genossen mit Essen und Trinken bewirthen. Ist die Bank fertig, so wird sie nach und nach in die Rancherie geschafft und unten am Hause des Bestellers aufgestellt; ist dies geschehen, so muss derselbe der gesammten Rancherie ein grosses Fest geben und ist damit in die Aristokratie — also nur Geldaristokratie — aufgenommen. Da dies natürlich das Bestreben Sämmtlicher ist, so wenden viele ihr gesammtes Hab und Gut daran, um sich in Besitz einer solchen Schweinebank zu setzen, und in Folge dessen habe ich in manchen Rancherien unter jedem Hause eine derartige Bank, unter manchen sogar zwei, gesehen. Ueberdies hat die Bank, je weiter sie hergeholt ist, einen um so höheren Werth. Der Besitzer ist verpflichtet, so viel Carabaos bei dem Feste zu schlachten, als die Bank Tage brauchte, bis zu seinem Hause zu gelangen.

Streitigkeiten werden durch die Aeltesten der Rancherien abgeurtheilt und geschlichtet. Krankheiten werden geheilt durch Auferlegen von Canjao (Festen) für den Anito. Die Todten werden in tiefe gerade Löcher, die man wagrecht in den Berg gräbt, der Länge nach geschoben; Waffen und Schmuck werden mitgegeben, ebenso eine Büchse mit Buyo (Betel), Tabak und Reis. Der Cadaver wird nicht wochenlang ausgestellt, wie das bei den Igorroten u. A. Mode ist; in der Regel wird er schon am dritten Tage beigesetzt. Das Loch wird dann mit Steinen zugesetzt, damit nicht Hunde oder Schweine den Leichnam ausscharren und verzehren; über die Steine wird Erdreich gethan, welches sich bald mit tropischer Vegetation bedeckt und so die Stelle, wo der Todte ruht, unkenntlich macht.

Zum Feuermachen dient Stahl, Stein und Zunder; in Ermanglung dessen wird durch zwei Bambushälften, die rechtwinklig gegen einander gerieben werden, nach der bekannten Manier der Negritos (von mir in der Berliner „Zeitschrift für Ethnologie“ 1880, S. 143, ausführlich beschrieben) Feuer gemacht.

Die Quianganen üben noch Kopfjagd, jedoch ist diese Sitte im Abnehmen begriffen. Gehen sie, um Revanche zu nehmen, Köpfe schneiden, so muss man das mehr als eine Vertheidigung ihrer paradiesisch schön gelegenen Rancherien ansehen, deren Frieden nur allzu oft noch von ihren Nachbarn, namentlich von den Silipanen, gestört wird.

2. Die Silipanen.

Die Silipanen bewohnen das nach Osten und Ostnordost gelegene Nachbarthal der Quianganen, über welche im Vorhergehenden berichtet ist. Die Nordspitze dieses Thales grenzt mit dem Berge Amuyao an Bontoc; im Osten hausen die Mayoyaos, welche ihrerseits die zur Provinz Isabela zählenden Gaddanen zu östlichen Nachbarn haben. Die südliche Grenze bildet der Fluss Magat, Nebenfluss des Rio grande de Cagayan.

Man sieht unter diesen noch von keiner Cultur beleckten Naturmenschen herrliche Gestalten; die Weiber fallen durch ihre guten Formen, vorzüglich den sehr gut ausgebildeten Busen, angenehm auf. Ihre Vorfahren sollen mit der ersten Malayen-Invasion nach den Filipinen gekommen sein.

Die Männer schneiden das Haar rund um den Kopf in Fingerlänge; über dem Ohr wird es die Schläfe entlang rasirt. Das Haar ist struppig und steht vom Kopfe ab. Die Weiber tragen es lang und in der Mitte gescheitelt, in zwei Strähnen um den Kopf gewickelt oder zu einem Knoten vereinigt, am Hinterkopfe festgesteckt. Scham- und Achselhaare werden nicht entfernt; der geringe Bartwuchs wird abrasirt. Sie üben keine Beschneidung.

Die Kleidung besteht bei den Männern in einer schmalen, zwischen den Beinen durchgezogenen Schambinde, bei den Weibern im Lendentuch. Beide Geschlechter benützen gegen Kälte eine Decke; Kopftuch sieht man selten. Die Zeuge werden von ihnen selbst aus Baumwolle gewebt.

Fig. 57. Bank der Adeligen bei den Quianganen.

Das Thal der Silipanen wird als Hauptfluss von dem Alimit durchströmt, es gehört politisch zu der Provinz Nueva Viscaya.

Die Rancherien sind klein — etwa hundert Köpfe durchschnittlich — aber zahlreich und liegen im Walde versteckt, wo es das Terrain irgendwie zulässt, auf kleinen Hügeln, die gut zur Vertheidigung geeignet sind. Es sind folgende: Duleian, Libung, Kaba, Luto, Pulan, Laksatan, Panique, Dantalan, Danggo, Buyabuyan, Ponsal, Telectec, Tubtubog, Tibjub, Sabangan, Budubud, Söebung, Dat-ljagan, Näutugod, Ambucag, Ayangan, Latipan, Dulligan, Aduyungan, Uga ugob, Anaba, Baugāan, Sumalopsop, Ammagaon, Otong, Libjong, Gulaan, Pitoc.

Die Silipanen sind kräftige stämmige Gestalten und stehen auffallend im Gegensatz zu ihren Nachbarn, den Quianganen. Namentlich die Männer unterscheiden sich von den „Igorroten“, Bontocleuten, und den soeben Genannten durch die sehr häufig auftretende Adlernase, die ihrem Gesicht ein intelligenteres Aussehen gibt, als ihre Nachbarn haben.

Die Waffen der Silipanen sind Lanze und Bolo; bisweilen sieht man Pfeile und Bogen und sehr lange Bolos, welche an die Campilanes der Moros von Jolo (Sulu-Inseln) erinnern. Die Schilde sind lang und schmal; sie entbehren wie die Waffen jeglicher Verzierung. Eine weit grössere Sorgfalt verwenden sie auf ihre Schmucksachen. Die Arme, bisweilen auch die Fussknöchel, schmücken sie mit spiralförmig gewundenen Ringen aus starkem Messingdraht, den Hals mit viereckig geschnittenen Stücken von Perlmutter, die vermittelst zweier Löcher auf ein Band befestigt sind. Die Weiber tragen ausserdem noch zahlreiche Schnüre von Perlen, Samen, Knöpfen etc. im Haar und um den Hals, an letzterem sowohl eng anliegend, als auch zwischen den Brüsten herabhängend. Als Ohrgehänge grosse Ringe aus Messingdraht, an denen grosse löffelartige Segmente von Nautilus hängen, welche so weit herabreichen,

dass sie die Schultern berühren; neben diesen noch schneckenförmig gewundene Ohrringe aus dünnerem Drahte; bisweilen sind an die Ohrmuscheln Perlen angenäht. Die Männer stecken sich grosse Bausche weisser Federn in das struppige Haar.

Die Hütten der Silipanen (siehe Tafel VIII, Fig. 1) stehen auf Pfählen, die nur sehr flach in die Erde eingelassen sind. Bei denselben fehlen die walzenförmigen Ansätze, die, wie früher erwähnt, ihre Nachbarn, die Quianganen, Sapaoleute etc. gegen die Ratten anbringen; auch ruht das Haus nicht, wie bei denselben, auf vier Pfählen, sondern auf sechs oder mehr. Diese Pfähle gehen hoch, bis unter das Dach; an ihnen werden aufeinandergefügte Bretter, welche die Wände bilden, befestigt. Die Thür ist aus Bambusgeflecht oder Holz; zur Communication dient eine Leiter, die je nach Bedürfniss, z. B. des Nachts, fortgenommen wird. Das Dach besteht aus einem Gerüst aus Bambus mit Schilfgras gedeckt und ist vorstehend.

Im Innern befindet sich der aus Steinen bestehende Kochherd. Die Wände sind mit Menschen- und Thierschädeln bedeckt; an der Decke hängen Waffen, Schilde, Teller, Kochgeschirre, Körbe, Kleidungsstücke, Webstühle und allerlei andere Utensilien, unter denen mir besonders Fächer auffielen. Dieselben entsprechen ganz der Form der in China gebräuchlichen: ein Handgriff aus Bejuco, an dem im Halbkreise Flügel- und Schwanzfedern von Adlern befestigt sind; gleichwie in China werden auch sie sowohl zum Anfachen des Feuers als auch zum Fächeln gegen Hitze benützt.

Als Schlafstätte sieht man häufig Büffel- und Hirschfelle. An der Aussenseite des Hauses in der Nähe des Einganges hängen unter dem überstehenden Theile des Daches Regenmäntel, Rückentaschen und Tragkörbe. Die Regenmäntel haben dreieckige Form und sind aus schuppenförmig geordneten Blättern von Schilf, die auf einem Netz von Strick befestigt sind, gefertigt. Die Rückentaschen sind von Bejucogeflecht und gegen Regen durch eine Ueberklappe von dachziegelartig übereinanderliegenden Fasern von Caryota onusta gedeckt. Die Tragkörbe werden benutzt, um vom Felde Camote, Gabi und andere Ernteerzeugnisse heimzubringen; sie sind gleichfalls aus Bejucogeflecht, haben an der Basis vier kurze Beine und etwa 60 Cm. im Quadrat, oben erweitern sie sich trichterförmig; vermittelst zweier Armschlingen aus Bananenblatt werden sie auf dem Rücken getragen. Unter dem Hause sind Hühnerkörbe aufgehangen; weiters befinden sich Sitze daselbst und aus Bejuco (Calamus Rotang) hergestellte Hängematten, in die sich die Weiber zum Stillen der Kinder niederlassen. Sodann Holzmörser zum Enthülsen von Reis und Steinen, vermittelst deren der Mais in Mehl verwandelt wird; ein flacher Stein dient dabei als Basis. Auf demselben wird ein länglicher convexer Stein wiegemesserartig hin und herbewegt und so der Mais gepulvert; bei dieser Operation, sowie bei dem Reis-Enthülsen werden Büffelfelle untergelegt, um das Danebenfallende leichter wieder aufraffen zu können. Ganz in der Nähe des Wohnhauses befindet sich von ähnlicher Construction ein Schuppen für die Erntevorräthe; derselbe ist kleiner und steht nur auf zwei Pfählen, an denen oben zwei etwa einen Meter im Durchmesser habende, runde Holzscheiben horizontal angebracht sind, um den Inhalt vor Ratten etc. zu schützen.

Die Ehen der Silipanen werden bald nach Eintritt der Pubertät durch gegenseitige Uebereinkunft geschlossen und durch einen Canjao (Fest), an dem die gesammte Rancherie Theil nimmt, gefeiert. Es herrscht strenge Monogamie; ist die Ehe nach sieben Reisernten noch kinderlos, so kann sie getrennt werden, und beiden Theilen steht es frei, sich anderweitig wieder zu verheiraten. Auf ertappten Ehebruch steht für beide Theile Todesstrafe.

Bei Todesfall wird der Cadaver zehn Tage lang auf ein stuhlartiges Gerüst unter den überstehenden Theil des Daches des Trauerhauses gesetzt, dabei werden grosse Feuer angezündet und von den Vorräthen des Todten der Leichenschmaus abgehalten, an dem gleichfalls die gesammte Rancherie theilnimmt. Während dieser zehn Tage wird keine Waffe angerührt, es sei denn, es gälte Vertheidigung. Nach Ablauf dieser Zeit wird der Todte mit seinen Lieblingssachen in ein etwa $1^1/_2$ Meter tiefes Grab, welches mit Steinen ausgelegt ist, in sitzender Stellung eingesenkt; Steine und Erde werden darauf gefüllt und das ganze mit einem Büffelfell überdeckt, auf welches man Cocosschalen stellt, die ab und zu mit Speise und Trank gefüllt werden. Ueber dem Grabe wird eine Hütte erbaut, etwa achtmal so gross als dasselbe (siehe Tafel VIII, Fig. 2). Stirbt ein anderer Familienangehöriger, so wird er neben dem bereits Bestatteten begraben, also eine Art Erbbegräbniss. Die Thür der Grabstätte ist stets geöffnet, um die Opferschalen nachfüllen zu können. Die Leidtragenden enthalten sich ein Jahr lang des Fleischgenusses und des

Weines; die Brüder des Verstorbenen dürfen sich ein Jahr lang das Haar nicht schneiden.

Die Silipanen üben Tätowirung, jedoch in geringem Masse. Bei den Männern sieht man nur an den Armen federförmige Muster, bei den Weibern auf Arm und Handrücken parallellaufende, sich rechtwinklig kreuzende Strichmuster. Das Tätowirungsinstrument ist das nämliche, welches die sämmtlichen Nachbarstämme gebrauchen: ein rechtwinklig gebogenes Stück Büffelhorn, in dessen kürzerem Schenkel 5—7 Drahtspitzen eingelassen sind. Die Spitzen werden auf die betreffende Hautstelle gesetzt und vermittelst eines Schlages auf den Winkel hineingetrieben. In der Form des gewünschten Musters werden etwa zwanzig Schläge geführt und dann die Wunden mit Russ eingerieben.

Die Silipanen treiben wenig Feldbau; sie bauen hauptsächlich Camote, welche gar keiner Pflege bedarf und vorzügliche Ernten liefert; ferner Gabi, Reis, Mais, Zuckerrohr, Tabak und cultiviren Cocos- und Bongapalmen.

Hausthiere sind Büffel, Schweine, Hunde, Hühner.

Sie beschränken sich mit dem Fleischessen nicht nur auf ihre Feste, wie ihre Nachbarn, sondern nehmen Fleischkost, so wie sich Gelegenheit dazu bietet. Weit und breit sind sie als Viehräuber gefürchtet; bis zu den Flüssen Magat und Cagayan unternehmen sie ihre Raubzüge und treiben zu Dutzenden das gestohlene Vieh nach ihren Rancherien. Sie rauchen Tabak und kauen Buyo (Betel); ihren Wein, den Basi, stellen sie aus Reis oder Zuckerrohr dar.

Die Religion ist die ihrer Nachbarn, der Anitocultus, auf den ich hier nicht näher eingehe, da ich bereits in der Berliner „Zeitschrift für Ethnologie“ darüber genügend Bericht erstattet habe.

Die Silipanen üben Blutrache; dieselbe erstreckt sich auch auf die Familienmitglieder. Sie sind leidenschaftliche Kopfjäger und übertreffen darin noch die Bontocleute. Christenköpfe haben für sie mehr Werth, als die ihrer heidnischen Stammescollegen; deshalb haben die einige Tagereisen entfernten christlichen Ansiedlungen viel von ihnen zu leiden, namentlich die der Ebene des Flusses Magat, durch welche der einzige östliche Verkehrsweg von Manila nach dem Norden geht. Ihretwegen sind an einzelnen Punkten Forts angelegt zum Uebernachten, z. B. auf dem Wege von Bagaba nach Diadi das Fort Pilar und weiter nach Norden die Forts Sn. Luis und Cordon. Sowie man auf diesen „öffentlichen“ Verkehrsweg — der, nebenbeigesetzt, nur ein schmaler Reitsteg ist und so schlecht, dass man mehr zu Fuss laufen als reiten kann, weshalb ich auch in Folge der kleinen Pferde und meiner Länge von sechs Fuss bei entsprechender Schwere von vornherein vorzog, zu Fuss zu gehen, und nur meinen Diener reiten liess — kommt, erhält jeder Reisende (selten genug sind dieselben) starke militärische Bedeckung; trotzdem attaquiren die Silipanen oft genug. Ich passirte nach meinem Aufenthalte bei ihnen einen Punkt bei einem Flussübergange kurz vor dem Fort Sn. Luis, wo sie zwei Tage vorher vier christlichen Indiern die Köpfe abgeschnitten hatten. In der Silipanen-Rancherie Tubtubog traf ich mit Ausnahme von drei durch noch sichtbare Wunden lahmen Männern nur Weiber und Kinder an. Auf mein Befragen, wo denn die anderen männlichen Individuen seien, wurde mir mit Lachen erwidert, sie seien Köpfe schneiden gegangen!

Werden Köpfe eingebracht, so wird ein fünftägiger Canjao (Fest) gefeiert. Die für das Fest in Aussicht genommenen Büffel, Rinder etc. werden an Bäumen festgebunden, und auf ein Zeichen stürzen sich sämmtliche männlichen Individuen der Rancherie mit ihren Bolos (Messern) auf die Thiere und zertheilen dieselben lebendig. Dass hierbei zahlreiche Verwundungen vorkommen, ist selbstredend; jedoch haben diese, auch wenn sie selbst den Tod zur Folge haben sollten, nichts mit der Blutrache zu thun. In der Mitte des Canjao-(Fest-)Platzes wird ein Tibor mit Basi — also ein Topf mit Wein — gestellt; bei mehreren Köpfen für jeden Kopf einer. Aus dem Kopfe wird das Gehirn herausgenommen, in den Basi hineingethan und gut durchgerührt, oder aber auch der Kopf wird intact auf die Oeffnung des Tibors gesetzt. In die Haare des Kopfes werden die herrlich rothen Blüthen der Gumamila (Hibiscus) gesteckt; die Augen lässt man geöffnet. Beim Füllen der Trinkgefässe (Cocosschalen oder Büffelhörner) wird der Kopf in die Höhe genommen und der Inhalt des Tibors zuvor zur gleichmässigen Vertheilung des hineingetropften Blutes, resp. hineingeschütteten Gehirns umgerührt und nach dem Füllen wieder daraufgesetzt. Die Männer kauern dabei auf der Erde und führen laute Unterhaltung; bisweilen werden Reden mit lebhaften Gesten gehalten. Die Weiber sind abseits mit dem Zubereiten des Essens beschäftigt und eilen nur ab und zu herbei, um einen Schluck Basi zu nehmen. Nach dem Canjao (Fest) wird der Kopf bei dem Hause des Erbeuters auf eine Stange gesteckt, und zwar in den Wind, damit sein Fäulnissgeruch nicht belästige. Ist er getrocknet, so wird er in dem Innern des Hauses aufgestellt.

Literaturberichte.

61.

Pitt Rivers, Lieutenant-General. Excavations in Cranborne Chase, near Rushmore, on the borders of Dorset and Wilts. Vol. I. Printed privately 1887. 4°.

Was dieser stattliche Band auf 74 Tafeln und 254 Textseiten bringt, darf auf ebenso dankbare Hinnahme rechnen, wie die Art, in der es geboten wird, aller Anerkennung würdig ist. Gründlicher und zugleich übersichtlicher können derartige Ausgrabungen nicht publicirt werden. Das Fundgebiet Cranborne Chase ist durch waidmännischen Conservatismus vor den umgestaltenden Einflüssen der Neuzeit bewahrt geblieben, und so feierte in diesem abgelegenen Landwinkel, der jetzt — Dank den patriotischen und opfervollen Bemühungen des Generals Pitt Rivers (vordem Colonels Lane Fox) — ein eigenes Museum und eine geradezu classische Vertretung in der archäologischen Literatur erhalten hat, ein gutes Stück römisch-britischer Cultur seine lichtvolle Auferstehung. Ich kann dieses Werk nicht besser charakterisiren, als wenn ich sage, dass uns hier ein Vorbild gegeben ist, wie wir ähnliche Anlagen, an welchen auch Oesterreich nicht arm ist, z. B. den bekannten Fundplatz auf der Gurina, bearbeiten und ediren sollten. Bei eben dieser Publication wird sich auch zeigen, wie reichliches Vergleichsmaterial das Werk von Pitt Rivers Jedem liefert, der sich mit provincial-römischen Studien befasst. An Plänen, Tabellen und anderen Aufnahmen, an Darstellungen jener kleinen oder gering geachteten Objecte, die den Einzelnen zumeist rathlos lassen, da sie nur durch mühsames Aufsuchen in den Museen studirt werden können, enthält das genannte Werk alles nur irgend Wünschenswerthe. Die Ausbeute der brunnenförmig angelegten Skeletgräber belehrt uns auch über den physischen Charakter der (kleinen und langköpfigen) Bevölkerung, die möglicherweise mit der Rasse der neolithischen long barrows (Langgräber) in Verwandtschaft steht.

Diese ganze Bereicherung unserer Kenntniss ist ein Verdienst Pitt River's, der mit echt edelmännischer Munificenz seine Mittel in den Dienst einer idealen Aufgabe gestellt hat und der den neuen Namen, unter welchem dieses Werk erschienen ist, mit demselben Glanze umgibt, wie er früher aus den trefflichen archäologischen Untersuchungen des Colonels Lane Fox auf den nunmehrigen Erben der Rivers estates gefallen ist. Die obgedachten Arbeiten des Generals nehmen unausgesetzt ihren Fortgang, und wir hoffen bald den zweiten Band der so erfolgreichen Ausgrabungen begrüssen zu können.

Hoernes.

62.

Deecke, Dr. Wilh. Die Falisker. Eine geschichtlich-sprachliche Untersuchung. Mit 1 Karte und 4 Tafeln. Strassburg, Karl J. Trübner, 1888.

Der Autor, bekannt durch seine Edition von K. O. Müller's „Etruskern" (1877), wie durch seine eigenen „Etruskischen Forschungen" (1875—1884) und einschlägige Publicationen, gibt hier das Resultat einer als Vorarbeit und Probe zu einem grösseren Werk über die Etrusker unternommenen Bearbeitung des gesammten, über den kleinen Stamm der Falisker vorliegenden Materials. Die Falisker, ein den Latinern, nicht, wie man irrig angenommen, den Hellenen oder Pelasgern zunächst verwandter Zweig des nordöstlichen Stammes der Italer, einst vielleicht im Velinusthal ansässig, besetzten die früher, wenigstens theilweise, von den Sabinern innegehabte Ebene zwischen Tiber und mons Ciminus nebst dem südöstlich anstossenden Gebiete des Soracte, wurden aber hier selbst von den Etruskern unterworfen, die jedoch, in geringer Zahl einwandernd, nur die herrschende Classe bildeten und bald die Sprache und den Cultus ihrer Unterthanen annahmen, wenn auch nicht ohne in beiden Gebieten bedeutsame Spuren ihrer eigenen Nationalität zu hinterlassen. Dafür gaben sie den Unterworfenen ihre Bewaffnung und andere Culturelemente, in denen sie ihnen überlegen waren. Eine solche Verschmelzung zeigt auch das Alphabet. Unter den Städten der Falisker ragt Cività Castellana (Falerii veteres) hervor, wo allerjüngst ein eigenthümlicher Tempel aufgefunden wurde, der ganz nach Rom geschafft und in einem Specialmuseum in den Diocletiansthermen aufgestellt werden soll. In der Nähe derselben liegt die merkwürdige Nekropole von Alt-Falerii, theils in den Tuffwänden der Stadtseite, theils an den gegenüberliegenden Schluchtwänden. Es sind zahllose Gräber von sehr mannigfacher Art. Diejenigen des gewöhnlichen Volkes bilden Reihen bald kegelförmiger Nischen oder Grotten, bald halbkreisförmiger oder segmentartiger Löcher, bald würfelförmiger oder theils liegend, theils stehend rechteckiger Aushöhlungen, neben- und übereinander, auch unregelmässig vertheilt, theils zum Hineinlegen der unversehrten Leichen, theils zum Hineinstellen von Aschenurnen oder -Krügen, so dass auch hier, wie bei den Römern und Etruskern, das Begraben und Verbrennen der Todten gleichzeitig in Gebrauch gewesen zu sein scheint. Viele der grösseren Grabnischen in den unteren Theilen der Thalwände haben schon im Mittelalter als Wohnungen gedient und werden noch jetzt als Hirtenobdach, Viehställe, Speicher aller Art benützt. Die Hypogäen der vornehmeren Familien tragen dagegen einen mehr oder weniger hausartigen Charakter: vor dem Bestattungsraume der Herrschaft liegen die Grabstätten der Dienerschaft, theils in die Erde gesenkte Vorgräber, theils ein offenes oder einst durch eine Steinplattenthür verschlossen gewesenes Vorgemach. Dasselbe trug die Leichen der Diener und Dienerinnen auf Felsbänken an den Wänden herum oder ihre Aschenbehältnisse in Reihen von Nischen; bisweilen ist auch ein Sarg aus dem lebendigen Felsen gehauen, meist rechts vom Eingang, jetzt als Lagerstatt oder Krippe dienend. Das Hauptgemach hinter dem nur 4—6 Quadratfuss haltenden Vorzimmer schwankt zwischen 12—20 Quadratfuss und hat in der Mitte regelmässig einen mächtigen, die Decke tragenden viereckigen Pfeiler, der sich auch wohl nach hinten in eine Scheidewand, Alles aus dem natürlichen Felsen herausgehauen, fortsetzt, so dass rückwärts 2 gleiche oder ähnliche Räume entstehen. An den Wänden

umher sind längliche Vertiefungen zur Aufnahme der Leichen oft in Reihen übereinander angebracht. Ebenso ist die Vorderseite des Pfeilers oder der Scheidewand behandelt. Andere Nischen, Löcher oder fensterartige Vertiefungen scheinen zur Aufstellung von Bildern oder Bildurnen, Weihgeschenken, Lampen u. dgl. gedient zu haben. In der Decke des Vorgemachs befindet sich in der Regel ein essenartiges Loch zum Abziehen des Opfer- oder Lampenrauchs und der schädlichen Dünste, wenn ein neues Begräbniss stattgefunden hatte. Aussen waren diese Essen mit grossen, behauenen Blöcken verschlossen. Deecke glaubt nicht, dass sie zu Trankopfern oder als Eingänge benützt worden seien. Reliefschmuck ist sehr selten, Gemälde fehlen; die spärlichen Inschriften waren zum Theil auf die Ziegel gemalt, welche die Todtennischen verschlossen. Alle bisher entdeckten Gräber sind früh und gründlich ausgeraubt worden und haben vielfache Zerstörungen erlitten. Dennoch erkennt man aus dem rohen und ärmlichen Gesammteindruck, dass der Culturzustand von Falerii bei seiner Verödung (nach 241 v. Chr.) ein bedeutend niedrigerer gewesen sein muss, als ihn die Nekropolen von Tarquinii (Corneto), Caere (Cervetri), Vulci, Volsinii (Orvieto) u. s. w. zeigen. Auch darin liegt nach Deecke ein Anzeichen, dass die Falisker keine echten Etrusker gewesen sind, sondern die etruskische Cultur nur theilweise und oberflächlich angenommen hatten.

Wir fügen noch hinzu, dass im jüngst ausgegebenen Juli-Hefte der „Notizie degli Scavi", das dem Autor nicht mehr vorlag (S. 414 ff.), eine genaue Beschreibung der Tempelreste von Lo Scasato bei Cività Castellana aus der Feder des Architekten Grafen A. Cozza enthalten ist. **Hoernes.**

63.

Thraemer, Eduard. Pergamos. Untersuchungen über die Frühgeschichte Kleinasiens und Griechenlands. Mit 1 Karte. Leipzig, B. G. Teubner. 1888. 8°.

Der Autor hat sich die Aufgabe gestellt, eine Lücke in der ältesten Geschichte Kleinasiens auszufüllen, indem er die vernachlässigten Ueberreste eines specifisch teuthrantischen Volksthums in der spärlichen Sagentradition verfolgt. Die verhältnissmässig junge Stadt Pergamos mit ihren erst kürzlich entschleierten grossartigen Kunstschätzen war der Lichtpunkt, hinter welchem alles Urzeitliche dieser Landschaft in tiefen Schatten zurücksank. Die Ausgrabungen des Deutschen Reiches haben gelehrt, dass Pergamos, wenn auch durch centrale Stellung und ungewöhnliche Festigkeit hervorragend, keine Spuren einer früheren Culturepoche bewahrt hat. Dennoch sucht E. Curtius hier die Anzeichen urzeitlicher Bewohnung des Landes, findet aber, dass die ältesten Ueberlieferungen über das Kaïkosthal hinweggehen und uns die dardanischen Könige Ilions als unmittelbare Nachbarn der Tantaliden am Sipylos darstellen. — Dem gegenüber sucht Thraemer die Sage von Teuthras und Telephos von dem späteren Landesmittelpunkte abzulösen und nachzuweisen, dass die Wurzeln aller teuthrantischen Ueberlieferung im unteren Kaïkosthale haften. „Und wenn es gelungen sein wird, den verschollenen Platz der alten Landeshauptstadt Teuthrania sicher festzustellen, so zweifle ich nicht, dass daselbst veranstaltete Ausgrabungen statt jenes von Curtius bezeichneten leeren Punktes zwischen Ilion und dem Sipylos die Stätte eines sehr alterthümlichen Gemeinwesens ergeben werden, dessen Erbschaft die Stadt Pergamos erst spät angetreten hat." Wenigstens die Prüfung der Sagentradition führt darauf, in Teuthrania eine der ältesten Siedelungen an der Westküste Kleinasiens zu erkennen. Denn in der Meerfahrt Auge's vom Peloponnes nach Teuthranien sieht der Autor ein Denkmal allerältester griechischer Wandersage, ein Zeugniss aus jenen dunklen Jahrhunderten, als das Meer in den Händen fremder Seevölker war und im Peloponnes eine griechische Bevölkerung lebte, die keine achäische war und vielleicht gerade damals von der achäischen Einwanderung bedrängt wurde.

Hoernes.

64.

Merkbuch, Alterthümer aufzugraben und aufzubewahren. Eine Anleitung für das Verfahren bei Aufgrabungen, sowie zum Conserviren vor- und frühgeschichtlicher Alterthümer. Herausgegeben auf Veranlassung des Herrn Ministers der geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten. Berlin 1888. E. S. Mittler & Sohn.

Man sieht es dem bescheidenen Büchlein nicht an, welche Fülle wissenswerther Dinge es für jeden Freund und Sammler prähistorischer Alterthümer enthält. Dasselbe hat den Director der prähistorischen Abtheilung am königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin, Dr. A. Voss, zum Verfasser. Dieser Name allein schon bürgt uns dafür, dass in dem Merkbuch nur Bestes geboten wird, denn kaum existirt heute ein zweiter Forscher in diesem Fache, der umfassendes Wissen mit einem eminenten, durch vieljährige Erfahrung geschulten Scharfblick in sich vereint, als der Autor unseres Schriftchens. Schon die Anordnung des ganzen Inhaltes zeigt uns den Meister; noch mehr aber der Inhalt der einzelnen Capitel, von denen die drei ersten wahre Cabinetsstücke klarer, conciser Darstellung sind. Die Ueberschriften dieser Capitel lauten:

I. Zweck und Bestimmung der Sammlungen vorgeschichtlicher Alterthümer.

II. Chronologischer Ueberblick über die vorgeschichtlichen Perioden.

III. Uebersicht über die hauptsächlichsten Arten der vorgeschichtlichen Alterthümer und Unterweisung in Betreff der wichtigsten, bei Auffindung und Beschreibung derselben zu berücksichtigenden Umstände.

Namentlich letzteres Capitel gibt dem Laien auf 12 Kleinoctavseiten einen trefflichen Ueberblick über die häufigsten Arten des Vorkommens von Alterthümern, so dass es darnach leicht möglich ist, eine allgemeine Diagnose der Fundverhältnisse zu geben. Zehn schematische Abbildungen erläutern die Erklärung. Dieses Capitel sollte jedem Schullehrer geläufig sein, um in vorkommenden Fällen nicht nur die Bevölkerung über die Bedeutung eines oft zufällig gemachten Fundes aufzuklären, sondern auch der Wissenschaft die oft so wichtigen Daten über die Fundverhältnisse zu liefern.

Das IV. Capitel: „Anweisung zur Untersuchung von Alterthümern" ist weniger darauf berechnet, den Laien zu solchen selbstständigen Untersuchungen, welche besser von fachkundiger Seite ausgeführt werden, anzuregen, als in solchen

häufig vorkommenden Fällen anzuleiten, wo bei zufälligen Funden nicht leicht die Anwesenheit eines Fachmannes möglich ist. Und gerade in solchen Fällen, wo es den von Ausgrabungslust erfüllten Laien belehrt, wie er die Arbeit zum Nutzen der Wissenschaft machen soll, ist dieses Capitel von besonderem Werthe, da Ersterer seine Sache auch ohne Anleitung und dann gewiss mangelhaft durchgeführt hätte. Die Furcht, dass durch das Büchlein manche Unberufene zum selbstständigen Ausgraben veranlasst würden, ist kaum gerechtfertigt. Dass dies nun in vorkommenden Fällen gut, d. h. wissenschaftlichen Anforderungen entsprechend geschieht, dafür sorgt eben das Merkbüchlein, dessen einer Hauptzweck dasselbe ist. In keinem Lande ist die Schatzgräberei (nach Alterthümern) so gross, als z. B. in Peru, ohne dass jemals dort ein ähnliches Büchlein erschienen wäre. Es hilft dagegen weder ein Gehenlassen noch weniger ein Eindämmen, sondern einzig allein Aufklären. Diese Tendenz des preussischen Unterrichtsministers, dessen Initiative das Büchlein seine Entstehung verdankt und das durch einen Preis (50 Pfennige) Jedermann zugänglich ist, ehrt zugleich das Volk, in dessen Sprache es geschrieben ist. Die beiden Schlusscapitel: „Anleitung zur Conservirung von Alterthümern“ und der Fragebogen tragen der praktischen Seite der behandelten Fragen Rechnung. Es wäre nur dringend zu wünschen, dass unsere Unterrichtsverwaltung sich bald in ähnlichem Sinne bethätigen möge. **Heger.**

65.

Gatschet, Albert S. A Migration Legend of the Creek Indians. Vol. II. St. Louis MO. 1888. 8°. 207 S.

Wir haben bei Gelegenheit der Besprechung des ersten Theiles dieses ausgezeichneten Werkes (in diesen Mittheilungen XVI, 53) bemerkt, dass zu unserem grössten Bedauern die beiden Karten, welche den ersten Theil begleiten sollten, nicht erschienen sind, und dass der zweite Theil voraussichtlich erst nach langer Zeit das Tageslicht erblicken dürfte. Wir können nun zur Freude aller Derjenigen, welche sich für die Ethnologie Amerikas interessiren, mittheilen, dass auch bereits diese beiden Desiderata erschienen sind und damit das schöne Werk complet vorliegt. Doch werden alle Besitzer des ersten Theiles direct an den Autor (Post Office Box 591, Washington. D. C.) sich wenden müssen, um in den Besitz der Karten und des zweiten Theiles zu gelangen, da die Karten als Beilagen zu der New-Yorker Revue, „Science“, Vol. IX, Nr. 221 (29. April 1887), erschienen sind und der zweite Theil in den Transactions of the Academy of St. Louis publicirt und für den Verfasser separat abgedruckt worden ist.

Dieser zweite Theil bringt den sorgfältig berichtigten Text der Rede Chekilli's, des Häuptlings der oberen und unteren Creek, welche von ihm 1737 in Savannah vor dem britischen Gouverneur James Oglethorpe in Gegenwart mehrerer Häuptlinge gehalten wurde. Diese Rede war ursprünglich auf Büffelhaut geschrieben und gelangte nebst einer englischen Uebersetzung nach England, wo sie im Georgia Office (Westminster in London) aufbewahrt wurde. Alle Versuche, das Original und die englische Uebersetzung zu finden, waren erfolglos. Glücklicherweise ist uns eine deutsche Uebersetzung dieses Schriftstückes aufbewahrt, welche von dem Commissär der nach Amerika ausgewanderten, aus ihrer Heimat vertriebenen Salzburger Protestanten, P. G. F. von Reck, herrührt und in dem bekannten Werke von Samuel Urlsperger: „Ausführliche Nachricht von den Saltzburgischen Emigranten, die sich in Amerika niedergelassen haben“, Halle 1735, Bd. I, S. 869—876, abgedruckt ist. Diese in dem Diarium von Reck enthaltene, die Volkslegende der Creek-Indianer umfassende Rede Chekilli's wurde von dem bekannten Amerikanisten Prof. D. Brinton aus dem Deutschen in's Englische übertragen, und auf Grund dieser englischen Uebersetzung suchte der Richter G. W. Stidham (in Eufaula, Indian Territory), ein geborener Hitschiti-Indianer, den Originaltext, und zwar im Creek- und Hitschiti-Dialekt wieder herzustellen.

Diese beiden, das Original vertretenden Uebersetzungen theilt Gatschet in dem vorliegenden zweiten Bande, und zwar sorgfältig corrigirt und accentuirt, mit. Auf einen kurzen Commentar zu dem Texte folgt ein ausführliches Wörterbuch der beiden Dialekte, welches im Vereine mit dem im ersten Theile bereits publicirten grammatischen Abrisse für den Sprachforscher einen wahren Schatz bildet. Für diesen sind auch die auf S. 68 ff. folgenden Bemerkungen von höchster Wichtigkeit, während der Ethnolog vorzüglich in dem Capitel „The track of the Kasi'hta Migration“ (S. 61 ff.) reichhaltige Belehrung finden wird.

Schliesslich theilen wir mit, dass Brinton's Library of Aboriginal American literature, in welcher der erste Theil des Gatschet'schen Werkes als Number IV erschienen ist, gegenwärtig bereits 7 Bände umfasst. **Friedrich Müller.**

66, 67.

Cecchi, Antonio. Fünf Jahre in Ostafrika. Reisen durch die südlichen Grenzländer Abessiniens von Zeila bis Kaffa. Nach dem italienischen Original in abgekürzter Fassung von M. Rumbauer. Mit über 100 Abbildungen und einer Karte. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. XI, 541 S.

Paulitschke, Philipp. Harar. Forschungsreisen nach den Somal- und Galla-Ländern Ostafrikas, ausgeführt von Dr. Kammel von Hardegger und Prof. Dr. Paulitschke. Nebst Beiträgen von Dr. Günther Ritter von Beck, L. Ganglbauer und Dr. Heinrich Wichmann. Mit 50 Abbildungen, 1 Tafel und 2 Karten. Leipzig. Brockhaus. 1888. 8°. VIII, 557 S.

Wir fassen die oben angeführten Werke hier zusammen, da sie sich gleichsam gegenseitig ergänzen, beide Expeditionen von demselben Punkte, nämlich Zeila, ausgingen und beide Publicationen zur Ethnologie zweier der wichtigsten Völker des hamitischen Stammes, und zwar der äthiopischen Abtheilung, nämlich der Galla und Somal, ansehnliche Beiträge bringen. — Da die Zeitdauer der beiden Expeditionen eine sehr verschiedene war (Cecchi's Reise füllte beinahe fünf Jahre aus, sie dauerte nämlich vom März 1877 bis zum Jänner 1882, während die Reise von Hardegger-Paulitschke blos etwas mehr als ein Vierteljahr dauerte, nämlich vom December 1884 bis April 1885), und auch die Mittel und Kosten der beiden Expeditionen von einander sich wesentlich unter-

scheiden (die Ausrüstung zu Cecchi's Expedition kostete allein 115.000 Frcs., während die Kosten der ganzen Expedition von Hardegger-Paulitschke auf nicht ganz 20.000 fl. ö. W. sich beliefen), so lässt sich im Vorhinein ein verschiedenes Resultat der beiden Expeditionen erwarten. — Wenn man jedoch die dem gelehrten Publicum vorliegenden Früchte der beiden Expeditionen näher betrachtet, so sieht man, dass die mit geringeren Mitteln ausgestattete und auf einen bedeutend kürzeren Zeitraum beschränkte Expedition der beiden österreichischen Reisenden beinahe ebensoviel geleistet hat, als die reich ausgestattete italienische Unternehmung, indem die sorgfältige wissenschaftliche Vorbereitung auf Seite der österreichischen Reisenden den Vorsprung an Geld und Zeit auf Seite der italienischen Expedition reichlich aufgewogen hat. Ja, wir stehen nicht an, was Genauigkeit und Zuverlässigkeit der Berichterstattung anbelangt, unserem Landsmanne Paulitschke vor seinem italienischen Collegen unbedingt einen bedeutenden Vorzug zu geben.

Das Reisewerk des Capitäns Cecchi erschien in drei Bänden auf Kosten der Geographischen Gesellschaft in Rom unter dem Titel: „Da Zeila alle frontiere del Caffa. Viaggi di Antonio Cecchi pubblicati a cura e spese della società geografica Italiana. Roma. Loescher. 1887." Davon umfassen die beiden ersten Bände den Bericht über die Reise, während der dritte Band die linguistischen Ergebnisse sammt den Notizen über Geologie, Astronomie und Meteorologie der bereisten Gegenden enthält. Der Uebersetzer des Werkes und Herausgeber der deutschen Ausgabe, M. Rumbauer in Berlin, hat den ersten Theil, welcher die Reise bis Schoa umfasst, da er Gegenden behandelt, welche aus anderen Werken schon hinlänglich bekannt sind, in ein einleitendes Capitel zusammengedrängt, dagegen den zweiten Band, da er einen Reisebericht über Gegenden bringt, welche bisher keines Europäers Fuss betreten hatte, unverkürzt übertragen. — Wir können dieses Verfahren nur billigen; ja, es wäre uns lieb gewesen, wenn der Uebersetzer an manchen Stellen dem redelustigen tapferen Capitän das Wort entzogen hätte.

Obgleich der Schwerpunkt des Reisewerkes Cecchi's in den geographischen Resultaten zu suchen ist, so hat der Reisende dennoch vor allem Anderen, wie sein dritter Band beweist, der Ethnologie der von ihm bereisten Gegenden sein Augenmerk zugewendet. — Und hierin müssen wir gleich im Vorhinein bemerken, dass Cecchi sammt seinen Mitarbeitern der Aufgabe, welcher er sich unterzogen hatte, nicht ganz gewachsen war. Ich will von den im dritten Bande mitgetheilten linguistischen Ergebnissen schweigen, welche, sofern sie neues Material bringen (so z. B. das Capitel über die Sprache von Kaffa), für den Sprachforscher beinahe ganz unbrauchbar sind; aber das, was der Reisende hier bietet, indem er z. B. S. 34 die Sprache der Galla mit jener der Somal und Amhara zusammenstellt, ist bei dem gegenwärtigen Stande der afrikanischen Linguistik nicht zu entschuldigen. Vollends unverständlich sind mir Sätze, wie jener auf S. 115. „Die Ausdrücke, die Art zu reden, die Flexion der Haupt- und Zeitwörter bewahren sich stets, wenn eine Sprache von Land zu Land geht; es verändert sich nur ein wenig die Wurzel" u. s. w.

Einen gewissen wissenschaftlichen Werth hat die Schilderung der Galla (S. 24—51), wenn man sie kritisch zu lesen versteht, und namentlich auf die Aussage, dass in den Galla weder Negerblut steckt, noch dass sie überhaupt zu den Negern gehören (S. 34), möchte ich einiges Gewicht legen. Dagegen ist des Reisenden Ansicht über den Ursprung der Galla vollkommen unrichtig. Die sogenannten Stammsagen der Galla können uns ebensowenig etwas helfen, als z. B. die Stammsagen der Afghanen uns geholfen haben. Das Ganze ist nichts Anderes als leeres Geschwätze. Cecchi leitet die Galla aus dem südöstlichen Arabien ab und nimmt einen innigen Zusammenhang der Galla mit den Arabern an. Seine Beweise für diese Theorie sind mitunter höchst sonderbar. So lassen sich die Sagen, welche er S. 30 anführt, auch bei den verschiedenen Turk-Stämmen nachweisen, ohne dass man etwa daraus auf einen ethnischen Zusammenhang der Araber und Türken schliessen könnte.

Die dem Werke beigegebenen Abbildungen haben einen verschiedenen Werth. So ist z. B. die Abbildung auf S. 12, und namentlich jene auf S. 25 als vorzüglich zu bezeichnen, dagegen sind wieder andere, wie z. B. jene auf S. 32 und 33, zu wenig charakteristisch.

Das Werk Dr. Paulitschke's ist, wie schon oben bemerkt worden, eine Frucht der in Gemeinschaft mit Herrn Dr. von Hardegger im Jahre 1885 unternommenen Harar-Expedition und bildet gleichsam den Reisebericht zu den von demselben Forscher bereits veröffentlichten ethnologischen Arbeiten über die Somal, Galla und Harar (vgl. das grosse bei Frohberg in Leipzig 1886 erschienene Werk). Dasselbe enthält nebst einer Beschreibung der mit grossen Gefahren verbundenen Reise eine Fülle statistischen Materials, welches der Verfasser aus durchaus zuverlässigen, theils officiellen, theils halb-officiellen Quellen geschöpft hat, und eine Reihe geradezu musterhafter ethnologischer Schilderungen und Beobachtungen. Auch bei Paulitschke kann man überall lesen, dass die Galla und Somal keine Neger sind, obwohl der Somal mit seiner schwarzen Hautfarbe dem oberflächlichen Beobachter es zu sein scheint. Interessant sind ethnologische Beobachtungen, wie die auf S. 112 und 310 niedergelegten über das Verhältniss der Somal und Galla zu den Spirituosen und das auf S. 314 erzählte Factum in Betreff der Behandlung des erschlagenen Feindes bei den Galla. Merkwürdig scheint uns die Mittheilung auf S. 358 in Betreff des Vorkommens von Zwergen unter dem körperlich so wohl entwickelten Somal-Volke. Dürfen wir etwa eine örtliche Vermischung mit der über das Innere Afrikas weit verbreiteten Zwergrasse annehmen?

Während Cecchi, wie wir gesehen haben, die Galla für einen alten Zweig der Araber ansieht, hält Paulitschke die Somal für einen Seitenzweig der Galla, indem er meint, das Somal-Volk könne höchstens 400—500 Jahre sein. — Wir können eine solche Ansicht nicht theilen, da neben der ganz verschiedenen Hautfarbe (der Galla ist rothbraun, der Somal dagegen tiefschwarz) schon die Zahlenausdrücke in beiden Sprachen (die Zahl 6 heisst im Somali leh, im Galla dža, tša; die Zahl 10 im Somali toban, im Galla kudan; die Zahl 100 im Somali boghol, im Galla dibba u. s. w.) dagegen sprechen. Schon diese beiden Punkte machen eine lange Trennung der beiden Stämme von einander wahrscheinlich. Ueberhaupt kann aus der historischen Bekanntschaft eines Volkes gar nichts in Betreff des Alters desselben erschlossen werden. — Ein grosses, nicht genug anzuerkennendes Verdienst Paulitschke's ist es, dass er mit den Sprachen der von ihm

behandelten Völker sich beschäftigt hat und in seinen Schilderungen überall die Originalbezeichnungen mittheilt. Damit leistet er auch für die Originalität seiner Forschungen die beste Gewähr.

Einen ganz besonderen Werth haben die Mittheilungen Paulitschke's über die Bevölkerung Harars, des Zieles der ganzen Expedition. Durch diese Mittheilungen wird die von mir lediglich aus der Analyse der Harar-Sprache aufgestellte Ansicht, dass die Sprache Harars zu den semitischen Sprachen Abessiniens, den sogenannten Geez-Sprachen gehört (Sitzungsb. der k. Ak. d. Wiss., phil.-hist. Cl. XLIV. S. 601 ff.), zur Gewissheit erhoben. — Damit haben wir einen sicheren Leitfaden gewonnen, um die ethnologische Stellung und den Ursprung der Bevölkerung dieser merkwürdigen Stadt genau zu bestimmen. Und wenn die Expedition unserer Landsleute nichts Anderes geleistet hätte, als eine historische Bestätigung dieses von der Linguistik aufgestellten ethnologischen Factums zu liefern, müssten wir sie schon deswegen unbedingt zu den bedeutungsvollsten Forschungsreisen der Neuzeit zählen.

Friedrich Müller.

68.

Ratzel, Dr. Friedrich. Völkerkunde. Drei Bände. Leipzig. Bibliographisches Institut, 1885—1888.

Das grosse Werk Friedrich Ratzel's, welches in dem kurzen Zeitraum von vier Jahren erschien, liegt in drei stattlichen Bänden von zusammen 2500 Seiten vor uns. Ich bin aufgefordert worden, dasselbe hier anzuzeigen und unterziehe mich gerne dieser Aufgabe, da es mich freuen sollte, wenn hierdurch das tüchtige Werk, welches unserer neuen ethnographischen Literatur zur Zierde gereicht, in immer weitere Kreise dringen würde. Als ein Seitenstück zu Brehm's Thierleben ist es theilweise schildernd gehalten und für einen grossen Leserkreis berechnet, der heute theils aus Neigung, theils veranlasst durch den Lauf der Ereignisse, die Colonialfragen und den Welthandel, sich mit fremden Völkern und Ländern zu beschäftigen hat. Aber auch der Fachmann, und sei er noch so sehr in den Stoff eingedrungen, wird darin eine Menge von neuen Anregungen und eine Fülle von Thatsachen finden, die nicht in trockener systematischer Aufzählung gegeben, sondern im Herder'schen Sinne philosophisch durchdrungen erscheinen. Sind die zahlreichen benützten Quellen auch nicht in ausgiebigen Citaten angeführt, was sich bei der ganzen Anlage des Werkes verbot, so ist doch meist kurz auf die Autoren verwiesen, denen Ratzel folgt; wir erkennen dabei nicht nur die Beherrschung des Stoffes, sondern auch die kritische Auswahl, so dass wir uns in der Führung des Verfassers sicher fühlen.

Vor Vielen, die sich mit Völkerkunde befassen, hat Ratzel Eines voraus: er ist nämlich nicht blos Ethnograph, sondern auch Geograph; er betrachtet daher seine Aufgabe unter dem Gesichtspunkte des Anthropogeographen, ein Ausdruck, den er in die Wissenschaft einführte. Dazu gesellt sich bei ihm, der weite Reisen unternommen hat, die lebendige Anschauung. Dass eine jahrelange Stoffsammlung, ein kritisches Sichten der riesig angeschwollenen Literatur vorausgehen musste, ehe dieses umfangreiche Werk entstehen konnte, ist selbstverständlich. Dem Verfasser kam hierbei eines zugute. Wie Oscar Peschel es einst hervorhob, dass die Redaction des „Ausland", die ihn zwang, sich mit den verschiedensten, auf die Ethnographie bezüglichen Fragen zu beschäftigen, ihn erst dazu befähigte, seine „Völkerkunde" zu schreiben, so ist dieses auch bei seinem Nachfolger in jener Redaction und auf dem Leipziger Lehrstuhle der Fall gewesen. Peschel schrieb ein nicht sehr umfangreiches systematisches Handbuch, Ratzel hat sich freier bewegt und kein strenges System seinem grossen Buche zugrunde gelegt. Wir sind ja in Bezug auf das System in der Völkerkunde noch in einem fortwährenden Tasten und Suchen begriffen, nehmen bald geographische, bald linguistische, bald anthropologische Grundlagen, um aber schnell zu erkennen, dass sie alle, einzeln genommen, mit Rücksicht auf die Eintheilung des Menschengeschlechtes ungenügend sind. Ratzel verfährt frei und behandelt im ersten und zweiten Bande die Naturvölker (Afrikaner, Australier und Ozeanier, Malayen, Naturvölker Amerikas und Hyperboreer), im dritten die Culturvölker der alten und neuen Welt. Ueberall geht als einheitlicher Faden der Nachweis vom Zusammenhange der Menschheit als eines grossen Ganzen hindurch, und ebenso wird die Abhängigkeit der Cultur von den natürlichen Bedingungen in den Vordergrund gestellt. Aus solchen Gesichtspunkten heraus hat Ratzel auch seinem Werke eine Anzahl anschaulicher Karten beigegeben, welche eine beredte und eindringliche Sprache reden und oft mehr als viele Seiten sagen.

Das Werk ist ein illustrirtes. Auch diese Seite desselben steht auf derselben Höhe wie der Text. Es handelt sich dabei nicht um solche Abbildungen, die aus anderen Werken zusammengetragen sind, wenn auch diese nicht ganz zu entbehren waren, sondern um eine vorwiegend originale, in der Auswahl sehr geschickte Illustrirung. Nicht weniger als 1120 Abbildungen bringt die Völkerkunde und dazu 30 farbige Tafeln. Entweder dienten Rassenphotographien oder die ethnographischen Museen Europas zu Vorlagen, wo ein Meister im Holzzeichnen, G. Mützel, die meisten Aufnahmen besorgte. Dazu gesellen sich Originalaufnahmen von Reisenden, unter denen wir Richard Buchta's centralafrikanische Völkertypen als die Perlen des Werkes bezeichnen.

Wollte ich Ratzel's „Völkerkunde" hier eingehend besprechen, so dass ich ihr nach allen Seiten gerecht würde, so müsste daraus ein bogenlanger Essai entstehen, der doch nur eine schwache Wiederspiegelung des Ganzen gäbe. Ich will auch offen gestehen, dass ich nicht die Zeit gefunden habe, die dritthalbtausend Seiten ganz durchzulesen, und so begnüge ich mich mit dieser Anzeige, zugleich auf eine Kritik der Einzelheiten verzichtend. Die geringen Ausstellungen, die zu machen sind, thun ohnehin dem Werthe des Ganzen keinen Eintrag. Nur darum konnte es sich für mich hier handeln, einen kurzen Ueberblick über dieses inhaltreiche, anregende und tüchtige Werk zu geben, das im vollen Masse seine Aufgabe erfüllt, in allgemein fasslicher Sprache, auf gediegener wissenschaftlicher Grundlage die Völkerkunde den heutigen Kenntnissen gemäss weiten Kreisen zur Anschauung zu bringen.

Richard Andree.

69.

Brinton, D. G. On the alleged Mongolian affinities of the American Race. In der Zeitschrift „Science", New-York, 14. September 1888.

Die Frage nach der Abstammung der Urbevölkerung Amerikas ist noch immer eine offene, wiewohl bereits in Lehr-

büchern die Zusammengehörigkeit derselben mit den Mongolen als eine Thatsache aufgeführt wird. Auch der siebente internationale Amerikanisten-Congress zu Berlin hat sich mit derselben beschäftigt, ist aber zu einem ablehnenden Ergebnisse gelangt, indem weder Virchow auf Grund seiner Schädelsammlung, noch Gustav Fritsch auf Grund der Haaruntersuchungen den Zusammenhang der Amerikaner und Mongolen nachzuweisen vermochten. In der oben angeführten Abhandlung kommt nun der verdiente amerikanische Linguist und Ethnologe, Professor Brinton zu dem gleichen Resultate, und da seine Darstellung an zusammenfassender Uebersicht und Klarheit Nichts zu wünschen übrig lässt, so wollen wir mit dem hauptsächlichen Inhalt die Leser hierdurch bekannt machen.

Gegenüber der eminently scientific Eintheilung des Menschengeschlechts durch Blumenbach stellt Cuvier die Dreitheilung in weisse, schwarze und gelbe Rasse auf, in deren letztere er Malayen und Amerikaner neben den Mongolen einordnete. Er war also der Erste, der die Amerikaner zu den Mongolen stellte, was aber, wie Brinton ausführt, weder vom linguistischen, noch vom ethnologischen, noch vom anthropologischen Standpunkte aus zulässig.

Zunächst vom Standpunkte der Sprachforschung. Die grosse mongolische Rasse zerfällt in den südlichen, monosyllabische Sprachen redenden Ast, und den nördlichen mit polysyllabischen Sprachen (Turanier, Uralaltaier). Was die letzteren, den Amerikanern geographisch am nächsten stehenden Sprachen angeht, so äussert sich eine der ersten Autoritäten auf ihrem Gebiete, Dr. Heinrich Winkler (Uralaltaische Völker und Sprachen, S. 167), dass absolut keinerlei Zusammenhang derselben mit den amerikanischen Sprachen vorhanden sei. Was die monosyllabischen Sprachen betrifft, so hat man deren Verwandtschaft mit dem Otomi behauptet, welches isolirt unter den Sprachen Mexikos dasteht. Aber auch dieses ist unrichtig, wie die bezüglichen Arbeiten Brinton's und des Grafen de Charencey nachweisen. Auch sonst finden sich keinerlei Beziehungen.

Was die Cultur Amerikas zur Zeit der Entdeckung betrifft, so hat sich doch seit wir dieselbe näher studiren, immer mehr die Anschauung Bahn gebrochen, dass dieselbe durchaus heimisch, auf eigenem Boden erwachsen ist, ohne von Asien oder Europa geborgt zu haben. Sie ist durchaus verschieden von der Cultur, welche die Mongolen geschaffen haben, verschieden ist das Gebiet der Theologie, verschieden die Regierungsweise, verschieden die Architektur, die Stellung des Weibes, die Kriegskunst. Dem gegenüber fallen Aehnlichkeiten und Uebereinstimmungen (wie der Kalender u. s. w.) nicht in's Gewicht. The doctrine of the parallelism of human development explains far more satisfactorily all these coincidences. A. v. Humboldt, der andere Ansichten vertrat, hatte nicht das reiche archäologische Material zur Verfügung, über das wir jetzt verfügen. Die Cultur entwickelte sich, unabhängig von einander, auf beiden Erdhälften.

Die Körperbeschaffenheit ist gleichfalls herangezogen worden, um die Abstammung der Amerikaner von den Mongolen zu behaupten. „Ihr mögt die Farbe der Amerikaner röthlich, kupferfarbig, zimmetfarbig oder sonst nennen, aber nicht gelb.“ Gelbe Amerikaner, wie die Chinesen, gibt es nicht. Auch die Uebereinstimmung der Haare zwischen Mongolen und Amerikanern existire nicht, weder nach dem Querschnitte, noch nach der Farbe. Schwarz ist die letztere bei beiden, allein diejenige der Mongolen zeige einen bläulichen, die der Amerikaner einen röthlichen Grundton. Dann zeigt Brinton den Unterschied zwischen den amerikanischen und mongolischen Schädeln, gibt aber zu, dass die Mongolenfalte (Epicanthus) des Auges bei manchen amerikanischen Stämmen vorkomme, bei der Mehrheit aber nicht, so dass sie nicht als Rassenmerkmal dienen könne. **Richard Andree.**

70.

Caland, Dr. W. Ueber Todtenverehrung bei einigen der indogermanischen Völker. Veröffentlicht durch die königl. Akademie der Wissenschaften in Amsterdam. Joh. Müller, Amsterdam, 1888, 88 pp. 4°.

Es ist wesentlich eine Materialsammlung aus den Schriften der Inder (Sûtra-Periode), Eranier (die Fravashis des Avesta) und, mit theilweiser Wiederholung von bereits Bekanntem, der Griechen und Römer, zur Frage der Todtenverehrung oder sagen wir lieber, mit einem allgemeineren, in der Ethnographie giltigen Terminus, des Seelencultes dieser Völker. In dieser Richtung ist die Arbeit, besonders in den indischen und eranischen Abschnitten, eine äusserst fleissige und dankenswerthe zu nennen. Allgemeinere Ergebnisse fördert sie freilich nicht zu Tage; die Schlussbemerkung des Verfassers, das Resultat der Untersuchung sei in mancher Hinsicht vielmehr ein negatives als ein positives — ist in dieser Beziehung wenigstens ein ehrliches Eingeständniss. Zu bedauern ist, dass solche Arbeiten nicht auf ethnologischer Grundlage unternommen werden; da würden dem rein philologisch verfahrenden Verfasser bei seiner Quellenkenntniss unzweifelhaft ganz andere Erkenntnisse und Gesichtspunkte aufgegangen sein, als er sie in der unsachlichen Isolirung der indogermanischen Forschung finden konnte. Zum Glück sprechen die indischen und eranischen Quellen vielfach noch so deutlich und rein, dass man ihre Aussagen überhaupt gar nicht missverstehen kann. **Haberlandt.**

71.

Minnigerode, von. Ueber chinesisches Theater. Oldenburg und Leipzig. Schulze'sche Hofbuchhandlung, 1888, 47 pp., kl. 8°.

Eine nicht uninteressante Skizze, in welcher der Verfasser meist aus eigener Anschauung das chinesische Theater von S. Francisco schildert, mit eingestreuten Bemerkungen über das chinesische Drama und seine Technik überhaupt. Nach den letzthin erschienenen Werken R. Gottschall's und des vielberufenen Marquis Tscheng-ki-tong ist Minnigerode's Büchlein allerdings etwas sehr fragmentarisch gerathen, doch sind die mitgetheilten Analysen einiger von ihm mitangesehenen Stücke und die lebhafte Schilderung des Treibens und äusseren Herganges bei chinesischen Schauspielaufführungen immerhin die leichthin fliessende Lectüre des Büchelchens werth. Unrichtig ist die historische Eingangsbemerkung, nach welcher das chinesische Theater durch den Kaiser Ming Wang (14. Jahrh.) begründet, also erst etwas über fünfhundert Jahre alt sein soll. Vielmehr ist der Kaiser Hiuentsong von der T'ang-Dynastie der Begründer des chinesischen Dramas, und zwar wurde der „Birnengarten“, d. i. der dramatische Unterricht, um das Jahr 720 n. Chr. Geburt gestiftet. **Haberlandt.**

72.

Hopf, Dr. Ludwig. Thierorakel und Orakelthiere in alter und neuer Zeit. Eine ethnologisch-zoologische Studie. Stuttgart, W. Kohlhammer. 1888, XI, 270 pp.

Die Arbeit gibt nach Voranstellung einer gedrängten Geschichte der Thierorakel, wobei freilich die sogenannten culturlosen Völker eine höchst dürftige Besprechung finden, ein systematisches Verzeichniss der Orakelthiere, in welchem unter Angabe der Quellen ihre Beziehungen zu bestimmten Vorhersagungen besprochen werden. Den Schluss bildet der Versuch einer psychologischen Erklärung der Thierorakel und eine Hervorhebung der verschiedenen Gesichtspunkte, von denen aus sich diese Erscheinung im Culturleben der Menschheit betrachten lässt.

Man ist bei der Durchsicht des Haupttheils des systematischen Verzeichnisses der Orakelthiere in der That erstaunt über die ungeheure Häufigkeit des Thierorakels. Besonders dankenswerth ist gegenüber früheren Versuchen dieser Art die ausführliche Berücksichtigung auch der niederen Thierwelt. Wir wollen zur Illustrirung der Reichhaltigkeit des Buches in dieser Hinsicht eine kurze Liste der von Hopf unter diesem Titel aufgeführten Orakelthiere geben: I. Gliederthiere; 1. Käfer, als: Holzbohrer, Schwarzkäfer, Blattkäfer, Marienkäfer, Weichkäfer; 2. Schmetterlinge: Tagfalter und Dämmerungsfalter; 3. Hautfliegler: Bienen, Wespen, Ameisen; 4. Zweiflügler: Mücken, Fliegen, Hüpfer; 5. Halbflügler: Zirpen, Läuse; 6. Geradflügler: Grillen, Heuschrecken, Fangheuschrecken. II. Spinnenthiere. III. Krebse u. s. w. Gewiss wird Manches, ja Vieles noch in Hopf's Liste einzutragen sein, aber es ist ein brauchbares Fundament gelegt, „welches nur vervollständigt und ergänzt zu werden braucht". In den psychologischen Erörterungen des Schlusses steckt mancher gute und feine Gedanke, und insbesondere ist es sehr zu rühmen, dass der Verfasser nicht versucht, die so mannigfaltigen Erscheinungen des Thierauguriums unter einen Hut zu bringen, sondern für die verschiedenen Züge nach verschiedenen entsprechenden Erklärungen sucht. Auch die Bemerkungen über die antike Auguralwissenschaft sind sehr lesenswerth. So ist denn der Eindruck des Buches, das nicht am Sitze der Gelehrsamkeit und vor den Bücherschätzen der grossen Bibliotheken, sondern in ländlicher Abgeschiedenheit und in den Mussestunden eines Landarztes entstanden ist, in seiner anspruchslosen Reichhaltigkeit ein durchaus günstiger und der Dank der Wissenschaft an den Verfasser ein wohlverdienter.

Haberlandt.

73.

Dumoutier G. Le Grand Bouddha de Hanoi. Étude Historique, Archéologique et Épigraphique sur la pagode de Tran-vu. Hanoi. F. H. Schneider. 1888.

Die fälschlich als „Grosser Buddha von Hanoi" bekannte Bronzestatue stellt eigentlich den Geist Huyen-Vu vor, der in der chinesischen Mythologie als der Wächter der nördlichen Himmelsgegend erscheint. Seine Symbole, wie sie auf der ihm geweihten Fahne — alle die vier chinesischen Himmelswächter haben ihre Fahne — sich finden, sind Schlange und Schildkröte, Embleme, die mit manchem andern Cultstück und mythologischen Vorstellungen der Chinesen sich in Annam eingebürgert haben.

Der Cult Huyen-Vu's scheint seit alter Zeit in Tonkin fortwährend in Ehren gestanden zu sein, bis Ly-thanh-tong (1054—1072) ihm die grosse berühmte Pagode zu Hanoi errichtete und damit die Stadt unter seinen ganz besonderen Schutz stellte. Die ursprüngliche, vollständig in chinesischer Art dargestellte Holzstatue wurde 1680 von Vinh-tri durch ein Bronzebild ersetzt. Inzwischen war, den veränderten Zeitverhältnissen entsprechend, da Annam innerlich wie äusserlich sich vom chinesischen Einfluss mehr und mehr emancipirt hatte, die ursprüngliche Bedeutung und Bestimmung der Pagode mehr und mehr aus dem Bewusstsein des Volkes entschwunden, und so konnte statt der alten Schutzgottheit Huyen-Vu allmälig eine andere, in der Volksanschauung mächtig gewordene mythische Persönlichkeit unter dem Namen Huyen-thien oder Tranvu als die Gottheit der berühmten alten Pagode auftreten. Es ist dies die Nationalgottheit der Annamiten, die in mehreren Incarnationen Annam von der chinesischen Macht befreite, auf welche alle grossen Thaten ihrer Nationalhelden zurückgeführt werden, die alle Uebel und Krankheiten vom Reiche wendet, die Weisen und Dichter begeistert u. s. w. Unter den vielen Bildsäulen, welche dieser Nationalgottheit in Tonkin errichtet sind, ist das von Tranvu zu Hanoi durch kolossale Grösse, Ausstattung und Geschichte das merkwürdigste Monument. In vorliegendem Buche sind nun die epigraphischen, geschichtlichen und archäologischen Nachrichten, welche sich in ganz Tonkin in Bezug auf dies berühmte Denkmal auffinden liessen, zusammengestellt. Die Uebersetzung aller Quellen ist von einer Erklärung in Anmerkungen begleitet, die dem europäischen Leser die besten Dienste thut. Als Anhang findet sich zur Controle der chinesische Text der Quellen beigegeben. Durchwegs von annamitischer Künstlerhand herrührende Zeichnungen und Ansichten einzelner Figuren der Pagode zieren und erläutern den Text in angenehmster Weise. Das Buch darf als eine mustergiltige Publication von bedeutendem Werth für die Archäologie Hinterindiens, die ja auch so viel des ethnologischen Stoffes in sich schliesst, bezeichnet werden.

Haberlandt.

74.

Dumoutier G. Légendes historiques de l'Annam et du Tonkin, traduites du Chinois et accompagnées de notes et de commentaires. Hanoi 1887. 98 pp. gr. 8°.

Der um die Archäologie der chinesischen Hälfte Hinterindiens durch mehrere Schriften verdiente Verfasser gibt uns in dieser Schrift eine Anzahl (27) theils bisher noch nicht veröffentlichter, theils in neuen Varianten zu Tage gekommener Legenden aus annamitischen und tonkinesischen Quellen in französischer Uebersetzung. Dieselben sind, abgesehen von ihrem literarischen Interesse, das sie als Producte eines vielfach von der chinesischen abhängigen, noch wenig bekannten Literatur besitzen, für den Geschichtsforscher und Archäologen aus dem Grunde noch von besonderem Werth, weil sich auf den Denkmälern des Landes zahlreiche Beziehungen auf die Thatsachen der mitgetheilten Legenden

finden, die vom Verfasser gewissenhaft in den Fussnoten zu seinen Uebersetzungen angemerkt worden sind. Die einzelnen Erzählungen erinnern in der Composition sowohl wie im Vortrage ganz an die chinesischen Conceptionen dieser Art und mögen immerhin bei genauerem Studium derselben sowohl einzelne Züge als ganze Stoffe sich als Entlehnungen aus dem Chinesischen erweisen. Eine andere Frage, die sich daran knüpfen liesse, wäre, ob sich nicht auch buddhistische Elemente in diesen Geschichten finden liessen, wie z. B. die Anspielung an das Fasten in der Erzählung: das Wunderkind Dongthien-vuong, ein solches buddhistisches Element zu sein scheint. Um einen Begriff von der Mannigfaltigkeit der in Dumoutier's Schrift wiedergegebenen Legenden-Stoffe zu geben, seien sie nur kategorienweise angeführt. Da finden wir zunächst sechs Sagen, die an besondere Localitäten Annams und Tonkins, Berge, Seen und Städte u. s w. geknüpft sind; wir finden ferner mythologische Erzählungen, wie die vom Riesen Lyong-than, von der goldenen Schildkröte, vom Fisch Tinh, von den Flussgeistern Long-N'han und Nhu-nguyet, ethnologisch interessante, wie z. B. die Legende vom Betel und der Arecanuss (8), vom Brote Chung und dem Brote Grãy (15), von der Wassermelone (16), vom menschenfressenden Dämon (23) (mythische Erinnerungen an Menschenopfer) u. s. w. Alle aber sind für die Anschauungen und die Lebensweise und Sitten Annams und Tonkins ungemein belehrend, so dass Dumoutier's Schrift als ein recht werthvoller Beitrag zu der durch französische Bemühungen überhaupt jetzt erfreulich anwachsenden ethnologischen Literatur über Hinterindien bezeichnet werden kann. **Haberlandt.**

75.

Gabelentz, Georg v. d. Confucius und seine Lehre. Mit Titelbild. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1888. 52 pp. 8°.

In dieser kleinen Schrift sucht der berühmte Sinolog die ganz einzige Stellung, welche Confucius oder Confutze als Lehrer seines Volkes in der chinesischen Culturwelt einnimmt, nach ihren verschiedenen Seiten hin für den Europäer darzustellen, welcher gewöhnlich geneigt ist, Confucius mit den grossen Religionsstiftern anderer Völker auf eine Linie zu stellen, wenn auch keineswegs im gleichen idealen Range. So wie Gabelentz ihn zeichnet, ist er Staatsmann, Philosoph, Historiker und Moralprediger in einer Person, der sowohl die praktische wie die moralische Veranlagung des Chinesen in seiner Geistesrichtung mit besonderer Einfalt und Schärfe zum Ausdruck gebracht hat. Indem nun Gabelentz um den grossen Mann gleichsam herumgeht, um alle seine Seiten gehörig aufzufassen, werden wir zugleich im grossen Ueberblick in der chinesischen Culturwelt, dessen geistiger Mittelpunkt Confutze ist, herumgeführt — in einer Art, wie sie den Meister des Stoffs sowohl als der Form verräth. Allerdings ist es dem Leser an vielen Punkten nicht möglich, den Dingen dieselbe Betrachtung abzugewinnen, wie der in's Chinesenthum gedanklich völlig eingelebte Verfasser, und seine Darstellung ist nicht von starker Idealisirung freizusprechen, wenn es auch eine erklärliche Regung jedes Forschers ist, für den von ihm studirten Gegenstand eine gewisse Parteinahme zu zeigen — immerhin wird aber der unerfahrene Leser aus der kleinen Schrift einen vorzüglichen Einblick in die grossen Hauptzüge der chinesischen Cultur erhalten, der schon über chinesische Verhältnisse Belehrte ein geistvolles Resumé über China unter dem Lichte des Confucianismus darin finden, das auch dort, wo es zum Widerspruch reizt, anregt und bildet. **Haberlandt.**

76.

Grill, Dr. J. Hundert Lieder des Atharva-veda, übersetzt und mit textkritischen und sachlichen Erläuterungen versehen. Zweite, völlig neu bearbeitete Auflage. Stuttgart. W. Kohlhammer 1888.

Alle Ethnologen, welche der Zusammenhang ihrer Studien über folkloristische Gegenstände auch nach dem alten Indien bringt, machen wir auf die eben erschienene, dem heutigen Stande der Wissenschaft angepasste 2. Auflage des Grill'schen Werkchens über den Atharva-veda aufmerksam. Der Atharva-veda ist doch bekanntlich diejenige Sammlung alterthümlicher indischer Lieder und Sprüche, welche unter allen Saṃhitá's aus der vedischen Zeit das grösste Interesse für den Ethnologen besitzt. Denn es ist der Veda des gemeinen Volkes, wie man sagen kann, im Gegensatz zu dem Rigveda, dem Veda der adeligen Geschlechter, und dem Sâmaveda, dem Veda der Priester. Er gibt den Aberglauben des altindischen Volkes im weitesten Sinne des Wortes im Gegensatz zum mythischen Glauben des Rigveda. Die von Grill ausgewählten Stücke sind sämmtlich für den Ethnologen von Interesse. Da finden sich Gebete und Zaubersprüche gegen: Dämonen, Schlangen und anderes Ungeziefer, Krankheiten, Feinde, Processgegner, Verfluchung, Zauberei, Vergiftung, Eifersucht, Unredlichkeit, Unglückszeichen, Opferversehen u. s. w., ferner positive Zauberformeln zur Erlangung irgend eines Gutes, wie: langes Leben, Haarwuchs; Zahnsegen, Liebeszauber, Hochzeitssegen, Stallsegen, Wettersegen u. s. w., endlich auch Stücke, welche in betrachtender Form sich äussern und dabei gewisse Volksanschauungen treu widerspiegeln.

So lange keine vollständige Uebersetzung des Atharvaveda vorliegt, muss sich der sprachunkundige Forscher eben an einzelne Proben halten; eine sehr ausgiebige und inhaltreiche ist das Grill'sche Werkchen und auch dem ethnologischen Publicum sehr zu empfehlen. **Haberlandt.**

77.

Bentley, Rev. W. Holman. Dictionary and grammar of the Kongo language, as spoken at San Salvador, the Ancient Capital of the Old Kongo Empire, West-Africa. Published by the Baptist Missionary Society. London, Trübner & Co., 1887.

Das Kongovolk, dessen Sprache und Wortschatz in diesem Werke eine fast erschöpfende Darstellung erfährt, führt den einheimischen Namen Mwischi-Kongo (pl. Eschi-Kongo), seine Sprache heisst Kischi-Kongo; die Bezeichnung Fioti, die man hie und da antrifft, beruht auf einem Missverständnisse, da dieses Wort, aus mfioti „schwarz" verdorben, einfach „die Sprache der Schwarzen" bedeuten will. Am reinsten und schönsten wird sie zu San Salvador gesprochen; sie ist so frei von Unregelmässigkeiten und fremden Einflüssen, dass sie darin ein für europäische Sprachen unerreichbares Ideal

ist. Ihre Ausdrucksweise ist so bestimmt und klar, dass doppeldeutige Auffassungen eines Wortes, wie sie in Europa gang und gäbe sind, in Kongo-Beweisführungen unmöglich erscheinen; unmöglich könnten auch religiöse Kämpfe und Spaltungen entstehen, wie sie in der christlichen Kirche so häufig durch die unbestimmte Fassung eines Glaubenssatzes verursacht wurden. Oft genügen zwei Wörter zu einer Redensart, wie wenn man etwa „saure Trauben" sagen würde, um die bekannte Fabel vom Fuchse auszudrücken. Doch kennzeichnet dieser Kreis von Ideen und Formen nicht allein die Kongosprache, er ist in grösserem oder geringerem Masse Gemeingut der gesammten Bantufamilie und wird bei Völkern angetroffen, welche in gänzlicher Abgeschlossenheit von einander bestehen; man findet die gleiche Gedanken- und Formenwelt im Kamerungebiete, wie im Zululande. Diese grosse Verbreitung gemeinsamer Eigenthümlichkeiten deutet auf eine Muttersprache, die auf einer bedeutenden Höhe gestanden sein musste. Je mehr man sich mit den Sprachformen beschäftigt, welche unter den barbarischen oder, wie man zu sagen pflegt, „wilden" Völkern angewendet werden, umsomehr fühlt man, dass sie eine grosse Vergangenheit hinter sich haben. Wir finden in der Bantufamilie Völker, deren Sprache höher steht, als sie selbst, Völker ohne Schriftthum und doch mit einem ausgebildeten und regelrechten grammatischen Systeme von solcher Feinheit und Genauigkeit des Gedankenausdruckes, dass der tägliche Gebrauch dieser Sprache allein schon von bildendem Einflusse ist.

Diese Ausführungen der Vorrede finden ihre vollste Bestätigung in dem mit jahrelangem Fleisse zusammengestellten English-Kongo und Kongo-English Dictionary, wie auch in der sorgfältig ausgearbeiteten Grammatik. Eine bedeutende Hilfe wurde dem Verfasser durch Nlemvo, einen Kongo-Knaben, zu Theil, der in der Umgebung San Salvadors aufgewachsen war und sich die Individualität seines Dialektes zu wahren gewusst hatte. Einen ganz besonderen Werth verlieh Bentley seinem Buche durch die übersichtliche Zusammenstellung der Krankheiten, Medicinen, Tänze und Schwüre, die einer ziemlich eingehenden Würdigung unterzogen werden (pg. 501—503). Der Ethnograph findet ferner sehr dankenswerthe Mittheilungen über die Geisterwelt und das damit verbundene Zauberwesen, eine eingehende Besprechung der Fetische und Gottesurtheile und eine anschauliche Darstellung der geheimen Verbrüderungen Ndembo und Nkimba (pg. 503—507).

Den Werth und die Gediegenheit des Gebotenen bezeugt vor Allem die Einleitung aus der Feder des anerkannten Sprachforschers Robert Cust. **Hein.**

78.

Kolbe, Rev. F. W. A language-study based on Bantu or an inquiry into the laws of root-formation, the original plural, the sexual dual, and the principles of word-comparison; with tables illustrating the primitive pronominal system restored in the African Bantu family of speech. London, Trübner & Co., 1888.

Seit dem Jahre 1848 wirkt der Verfasser als Missionär unter den Bantustämmen und fand die günstigste Gelegenheit zu ausgedehnten Sprachstudien. Mit einer Begeisterung, die wohl selten auf linguistischem Gebiete sich in ähnlicher Weise Bahn bricht, mit einem Schwunge und einer Lebhaftigkeit des Stiles, welcher der gewohnten bedächtigen Gelehrtenweisheit fremd ist, versucht Kolbe aus den Bantusprachen, vornehmlich aus dem Herero, welches er das Sanskrit des Bantu nennt, die Gesetze für die Wurzelbildung, den Plural und Dual einer Ursprache abzuleiten, welche selbst für arische und semitische Völker massgebend sein sollen. Schon vorher gab Cust in den „Languages of Africa" einem ähnlichen Gedanken Ausdruck; im vorliegenden Werke findet er seine Verwirklichung — nun muss jeder vergleichende Sprachforscher sein Hauptaugenmerk auf die schönen und reinen Formen der Bantufamilie richten, mindestens wird ihm die Kenntniss der von Kolbe entwickelten Gesetze, deren Richtigkeit zu prüfen hier nicht der Ort ist, von Vortheil sein. Manche der aufgestellten Regeln erscheinen gewagt und überraschend, allein eine genügende Anzahl von Beispielen gibt ihnen einen Halt. Wenn es auch eine ausgemachte Thatsache ist, dass das Bantu in seinen vielfachen Abarten eine staunenswerthe Reinheit und Ursprünglichkeit der Formen bewahrt hat, so wäre doch vor Allem eine äusserst vorsichtige Behandlung vonnöthen. **Hein.**

79.

Snouck Hurgronje, Dr. C. Mekka. I. Die Stadt und ihre Herren. Mit Bilder-Atlas. Haag. Martinus Nijhoff. 1888.

Der Verfasser weilte ein Jahr (1884/85) in Dschidda und Mekka und kennt daher die mekkanischen Verhältnisse wie wohl kein zweiter Europäer. Als erstes Ergebniss seines Aufenthaltes in der heiligen Stadt erschienen 1886 die „mekkanischen Sprichwörter", die einen kleinen, aber sehr interessanten Theil des geistigen Lebens im Centrum des Islâm aufhellen. Mit dem vorliegenden Werke geht der Autor an seine Hauptaufgabe, Mekka, den Vereinigungspunkt der verschiedensten Volkstypen, in seiner Eigenart zu schildern. Besonders aber diese Stadt, die aus allen Ländern des Islâm Vertreter an sich zog, in der im Laufe der Jahrhunderte die mannigfaltigsten Elemente zusammenflossen und eine neue Art der Bethätigung im gegenseitigen Einwirken annahmen, lässt eine ethnographische Behandlung unverständlich erscheinen, wenn ihr nicht in grossen Zügen eine historische Darstellung vorangeht. Letztere, vornehmlich auf drei sehr belangreiche einheimische Quellen gegründet, ist im vorliegenden Bande, dem „die Skizzen aus dem heutigen Leben der Mekkaner" folgen werden, mit vielem Geschicke gegeben. Der Verfasser hat den Stoff vollständig in seiner Gewalt und führt mit sicherer Hand lebensvoll die Gestalten vergangener Zeiten auf die Bühne; nur die Citate in den Anmerkungen lassen den Leser ahnen, welchem Aufwande von mühevoller Arbeit er die angenehme Lectüre dankt. Man kann mit Recht sagen, der Autor hat nicht allein als Gelehrter, sondern zugleich als Schriftsteller, der gelesen und auch verstanden sein will, sein Werk in dankenswerther Weise durchgeführt.

Der Hervorhebung von Einzelheiten bedarf es an diesem Platze nicht; nur über die 17 beigegebenen Bilder, welche zum Theil Ansichten aus Mekka, zum Theil Aufnahmen

hervorragender Persönlichkeiten oder charakteristischer Typen darstellen, möge die Frage aufgeworfen werden, ob nicht eine vollständig getreue Wiedergabe der Photographien, auch wenn sie etwas undeutlich sein mögen, für ein wissenschaftliches Werk vortheilhafter wäre, als eine ziemlich stark nachgebesserte Reproduction, die aus künstlerischen Rücksichten erfolgt und nur dem Schönheitssinne Rechnung trägt?

Hein.

80.

Snouck Hurgronje, Dr. C. Een Mekkaansch gezantschap naar Atjeh in 1683. [Bijdragen tot de taal-land-en volkenkunde van Nederlandsch-Indië. Deel XXXVII, pag. 545—554. 1888.]

Zwei mekkanische Chroniken, welche der Verfasser in der heiligen Stadt erwarb, geben einen kurzen, aber zum Verständnisse der Wechselbeziehungen zwischen Arabien und dem Lande der Dschâwa (Ostindien) wichtigen Bericht über eine Gesandtschaft des Scherîfen Barakât an den Grossmogul Aurangzêb, die jedoch vier Jahre lang vergeblich um Audienz bei diesem Fürsten ansuchte und schliesslich an den Hof der Fürstin Inâjat Schâh nach Atjeh reiste, welche, darüber hoch erfreut, die Araber reich beschenkte. Die Thatsache, dass eine Frau die Regierung führte, wurde von den Mekkanern zwar als Merkwürdigkeit, aber ohne Aergerniss empfunden, zumal der Empfang ein überaus herzlicher und goldgiebiger war. Uebrigens ist die Möglichkeit, dass eine Frau die Regierung übernehmen könne, im moslimischen Gesetze vorgesehen. — Heute nehmen die Dschâwa (Malayen), nach dem vor einigen Jahren erschienenen arabischen Buche (Bûlâk 1303 H.) eines egyptischen Beamten, fast den ersten Platz in der Bevölkerung Mekkas ein.

Hein.

81.

Hugo Kleist, Dr., und Albert Freiherr von Schrenck von Notzing. Tunis und seine Umgebung. Ethnographische Skizzen. Leipzig. Wilhelm Friedrich, 1888.

Ein anspruchslos auftretendes Buch, und doch eine Fülle von reizend geschilderten Beobachtungen bietend, die man vergebens in wissenschaftlichen Werken suchen würde. Das bunte Leben der Stadt mit den vielfachen Volkstypen, das ernste Treiben der Beduinen in der Wüste sind mit gleichem Antheile, mit gleicher Farbenfrische behandelt. Vor Allem muss bemerkt werden, dass die sämmtlichen Bilder, welche so anmuthig und in scherzendem Plaudertone entrollt werden, das Gepräge einer tiefen Beobachtung tragen. Selbst der Orientalist, der zumeist das Land seines Studiums nur aus todten Büchern kennt, wird mit Freude den Verfassern folgen, auch hie und da sogar etwas Neues lernen. Dankenswerth ist die Darstellung der religiösen Ceremonien der Araber, die durchwegs richtig gehalten ist, nur bisweilen die Unkenntniss der Sprache verräth (pag. 121—127); allerdings stammen diese Erläuterungen von dem türkischen Officier Mehmed Schükri Aja Bakan. Soweit es irgend anging, wussten die Autoren in die Verhältnisse der Bevölkerung einzudringen, scheuten auch niemals irgend welche Mühen; sogar ein Todtenfest der Neger (pag. 99—104) machten sie in all seinen Einzelheiten mit. Das vorletzte Capitel führt den Leser nach Carthago, wo er die noch nicht zerstörten Monumente ruhmreicher Vergangenheit mit historischem Blicke prüft. Befriedigt und erhoben schliesst man das Buch — es ist, als hätte man mit eigenen Augen „die reizende Braut des Occidents" geschaut.

Hein.

82.

Wahl, Maurice. L'Algérie. Deuxième édition, revue et augmentée. Paris, Félix Alcan, 1889.

Wer sich rasch und sicher über Algerien orientiren will, kann sich vertrauensvoll der Führung dieses Buches überlassen; es bietet, auf allen einschlägigen Quellen fussend, ein genügendes und übersichtlich zusammengestelltes Materiale zu eingehender Forschung in jeder Richtung. Nach der geographischen Schilderung des Landes wird in grossen Zügen seine historische Entwicklung gegeben. Der ethnographische Theil, welcher den Inhalt des vierten Buches ausmacht (pag. 181—244), befasst sich nach einer statistischen Einleitung, die auf die Erhebungen der Volkszählung vom Jahre 1886 gegründet ist, zunächst mit den Arabern, als dem am meisten charakteristischen und einflussreichen Elemente. Eine genaue Schätzung ist wohl kaum möglich, da zwei Drittel der Eingebornen sich der Sprache des Propheten bedienen; wie der Verfasser meint, dürften sie kaum ein Drittel der muslimischen Bevölkerung bilden; ihr Uebergewicht liegt aber darin, dass die autochthonen Berbern Sprache, Religion, Einrichtungen und Sitten von ihnen angenommen haben. Araber sowohl als die assimilirten Berbern sind vorwiegend Nomaden. Interessant ist, dass in Algerien, wie auch in anderen Ländern des Islâm die Polygamie durchaus nicht allgemein ist: unter den mehr als drei Millionen starken, französische Oberhoheit anerkennenden Muslim wurden 1881 blos 43.000 polygamische Ehen gezählt. Die Berbern, welchen der Verfasser zwei Capitel widmet, erhalten im Vergleiche zu den Arabern eine ungleich günstigere Beurtheilung. Den Mauren oder Hadars, den Eingebornen, welche die Städte bewohnen, stellt der Autor wegen ihrer fast apathischen Beharrlichkeit in den hergebrachten Gewohnheiten ein sicheres Ende in Aussicht. Die Coulourlis dagegen, welche aus den Ehen zwischen Türken und Frauen des Landes stammen, bilden einen energischen Menschenschlag, der in sich die ganze Tapferkeit des Türken vereinigt und schon mehr als einmal in der Geschichte eine bedeutende Rolle spielte. Juden und Franzosen vervollständigen das ethnographische Bild.

Hohen wissenschaftlichen Werth bieten die beiden letzten Bücher über die politischen und industriellen Verhältnisse, welche durchaus nach genauen Daten dargestellt werden und namentlich dem Statistiker ein reiches Feld zu fruchtbaren Studien gewähren.

Hein.

83.

H. M. The Shâh of Persia. On the New Lake between Ḳom and Ṭeherân. (From the Ṭeherân gazette „Irân", Nos 655 and 656, 10th and 19th May 1888: translated and annotated by General A. Houtoum-Schindler.) Proceedings of the R. G. S. October 1888. pag. 624—632.

An dem Tage, als Muhammed geboren wurde, entschwand der See von Sârah, so erzählt eine wohlverbürgte Tradition.

Wiewohl es schwierig sein dürfte, für diese Legende den Wahrheitsbeweis zu führen, so würde doch die Thatsache ihres Bestehens allein auf den Bestand eines Wasserbeckens hinweisen, welches sich noch vor dem Auftreten des Islâm im Südwesten Ṭeheráns, von dem Sârah 75 englische Meilen entfernt liegt, ausdehnte. Allein auch die Volkssage hat sich dieses Gegenstandes bemächtigt und belebte den grossen See mit Schiffen, versah ihn mit Inseln und Buchten, und stellte selbst Leuchtthürme an den Hafenplätzen auf. Heute noch, wie Houtoum-Schindler versichert, heisst im Volksmunde der alte Thurm bei Kazwîn der Leuchtthurm, und das Dörfchen Bârchîn nennt man einen Seehafen und Zollplatz. Vor sechs Jahren begann sich an derselben Stelle wieder ein See zu bilden, dessen Ursprung der Schâh von Persien Gewässern zuschreibt, die plötzlich gleich Springbrunnen aus der Salzwüste emporquollen; gegründet ist diese Vermuthung nur auf die Aussage eines Kameeltreibers, der den besprochenen Vorgang mit eigenen Augen gesehen haben will. Andere erklären sein Entstehen durch einen Dammbruch am Ḳara Tschâï-Flusse. Wie dem auch sei, die alte Volkssage findet ihre ungeahnte Bestätigung und es zeugt vom Verständnisse des Schâhs, dass er zuerst die Aufmerksamkeit auf diesen Gegenstand lenkte. **Hein.**

84.

Goldzieher, Ignaz. Muhammedanische Studien. Halle a. S. Max Niemeyer, 1889.

Auf Grundlage einer ausgebreiteten und tiefgehenden Kenntniss der muslimischen Literatur entrollt der Verfasser ein Bild von grossem culturhistorischen Werthe. Das Auftreten Muhammeds, die Verbreitung seiner neuen Lehre, welche dem alten Araberthume ein ungewohntes und verändertes Gepräge verleihen sollte, rief einen starken Widerstand der Anhänger ererbter Sitten hervor, der nothwendig die bestehenden Gegensätze in's helle Licht treten und sich scharf abheben liess. Darum lieferten die ersten Zeiten des Islâm eine reiche Quelle literarischer Producte, in welchen sich ziemlich deutlich die Verhältnisse des vormuhammedanischen oder dschâhilitischen Zeitalters wiederspiegeln. Bislang war man gewohnt, die „Dschâhilijja" als „die Zeit der Unwissenheit" aufzufassen; doch der Verfasser bemerkt treffend, dass der Gegensatz zu Islâm „Gottergebenheit" nicht durch „Unwissenheit", sondern durch „Barberei" gekennzeichnet wird. „Wenn die Verkünder des Islâm sagen, dass dieser den Sitten und Gewohnheiten der Dschâhilijja ein Ende gemacht, so haben sie jene barbarischen Gebräuche, jene wilde Gemüthsart im Ange, durch welche sich das arabische Heidenthum von dem Islâm unterscheidet, und durch deren Abschaffung Muhammed der Reformator der Sitten seines Volkes werden wollte; den Hochmuth der Dschâhilijja, den Stammesstolz und die endlosen Stammesfehden, den Cultus des Rachegefühls, die Verwerfung der Versöhnlichkeit und alle anderen Eigenthümlichkeiten des arabischen Heidenthums, welche der Islâm überwinden sollte." (p. 225.) Die Freiheiten des geschlechtlichen Verkehres und den Genuss des Weines, der in der altarabischen Poesie eine hervorragende Rolle spielt, konnten und wollten die Söhne der Wüste nicht lassen: sie beide schienen ihnen unzertrennlich von ihrer Muruwwa (wörtlich und etymologisch mit Virtus gleichzusetzen), unter welcher sie „alle jene in den Traditionen begründeten Tugenden, welche den Ruhm jedes einzelnen Individuums und des Stammes, dem es angehört, bilden; die Einhaltung aller jener Pflichten, die mit dem Familienbande, dem Verhältnisse des Schutzes und der Gastfreundschaft zusammenhängen, die Erfüllung des grossen Gesetzes der Blutrache" verstanden (p. 13). Auch die Beschränkungen durch das Gebet liefen dem altarabischen Geiste zuwider, und bezeichnend ist es, dass Muhammed für dasselbe ein neues Wort einführen musste. In den grössten Widerspruch setzte sich jedoch der Prophet durch die Verkündigung, dass alle Menschen gleich wären, und dadurch dem arabischen Stammesbewusstsein allen Halt zu rauben begann. Alle Stämme beseelte ein massloser Wettstreit um grösserer Vorzüge willen, der in charakteristischen Schmäh- und Ruhmesgedichten zum Ausdrucke kam und der altarabischen Poesie eine specifische Richtung gab. Es ist dies eine Erscheinung, welche auch bei Naturvölkern vorkommt, indem vor Ausbruch eines Kampfes wechselseitige Schmähreden geführt werden. So lange die omajjadische Dynastie die Chalifenwürde besass, wurde dem echt arabischen Geiste noch Rechnung getragen; unter den Abbâsiden wurden jedoch vornehme persische Familien an den Hof gezogen und Muhammeds Erklärung der vollständigen Gleichwerthigkeit aller Menschen in der That befolgt. Der Particularismus fällt, grosse kosmopolitische Ziele treten an dessen Stelle — Kunst und Wissenschaft beginnen ihre herrlichsten Blüthen zu treiben. **Hein.**

85.

Hettner, Dr. A. Reisen in den columbianischen Anden. Leipzig, Duncker & Humblot. 1888.

Das Buch Hettner's enthält viele werthvolle und wichtige Daten über die einheimische Bevölkerung der bereisten Strecken; es ist nur zu bedauern, dass die Angaben des Autors vielfach an den verschiedenen Stellen verstreut sind, welcher Umstand die Benützung desselben sehr erschwert, obzwar durch einen sorgfältigen Index dieser Schwierigkeit einigermassen gesteuert ist. Von den Bogotánischen Chibcha gibt der Autor nachstehende Beschreibung: „Die Gestalt ist meist klein und schwächlich, die Stirn niedrig, die Backenknochen treten stark hervor, die Nase ist breit und stumpf, der Nasensattel erhebt sich nur wenig über die Augen, die Augen selbst sind klein und schmal, die Hautfarbe ein leichtes Gelbbraun, der Bartwuchs sehr spärlich, kurz das ganze Gesicht erinnert an den bekannten mongolischen Typus. Die straffen und meist sehr dichten schwarzen Haare werden mit Vorliebe in die Stirne hineingekämmt und nahe über den Augenbrauen abgeschnitten." Uebrigens haben diese Indianer ihre Sprache und ihre Sitten längst vergessen. Die Gastfreundschaft der Indianer wird sehr gerühmt. Der Charakter des columbianischen Indianers ist schwatzhaftig und zutraulich, gefällig und höflich. Sehr interessant sind die Ausführungen des Autors über die indianischen Gräber (guacas), deren Aufsuchen und Ausnehmen einen Nebenzweig des Goldbergbaues gebildet hat, durch welchen Umstand der Wissenschaft unendlicher Schaden zugefügt worden ist, da die gefundenen Objecte bis in dieses Jahrhundert hinein nur nach ihrem Metallwerthe gewürdigt wurden. Für das Vorhandensein der Guacas an irgend einem Orte hat man in dem misch-

weisen Vorkommen hell- und dunkelgefärbter Lehmschichten ein Zeichen, doch kann dies auch nur auf die sogenannten Amagos hinweisen, welche Hettner für Arbeitsplätze oder auch Wohnstätten der alten Indianer hält. In Betreff des gegen Uribe-Angel Gesagten geben wir Hettner vollkommen Recht. Die Oeffnung der Guacas ist viereckig oder rund oder auch dreieckig, ja selbst halbmondförmig, die Wände sind meist glatt und nahezu senkrecht, zeigen mitunter aber auch Treppenstufen und statt der Erdwände finden sich manchmal Steinplatten. Die von Hettner bei Quinchia geöffnete Guaca hat viereckige Oeffnung und drei Seitenräume gehabt. Der Boden lag über 2 Meter unter der Oberfläche. Das Ganze zeigte nur Erdarbeit. Es fanden sich drei Leichname, fünf zugespitzte Deckel aus Gold und Töpfe mit Torchales. Die Leichname waren ganz verwittert. Die an dieser Stelle gegen die Spanier wegen Ausbeutung erhobenen Anklagen stehen in dem Buche nicht vereinzelt da. Es wird noch an anderen Stellen dieser wunde Punkt der amerikanischen Geschichte berührt, und, wie überall, so auch von Hettner die geistige und moralische Verkommenheit der Indianer dem weissen Elemente zur Verantwortung gegeben. **Plischke.**

86.

Sievers, W. Venezuela. Hamburg, L. Friederichsen & Co. 1888.

Das Buch soll in verständlicher Form einen allgemeinen Ueberblick über Land und Volk in Venezuela geben und bildet somit eine mehr für das grosse Publicum berechnete Ergänzung der streng wissenschaftlichen Resultate, die Sievers an verschiedenen Orten veröffentlicht hat. Wie es aber bei einem wissenschaftlich so hochstehenden Autor selbstverständlich ist, bietet dieses Buch auch dem strengen Fachmanne vielfache und dankbare Belehrung. Die Bevölkerung Venezuelas ist ausserordentlich gemischt. Die beiden eingewanderten Elemente, das weisse und das der Neger, haben sich derartig mit dem indianischen vermischt, dass das unvermischte weisse kaum 1% betragen dürfte. In der Cordillere aber finden sich reine Indianer. Bei den Mischungen ist es interessant zu wissen, dass sie am geringsten zwischen den Indianern und Negern stattfanden. Sehr interessant sind die Ausführungen des Autors über die Vertheilung der Bevölkerung nach klimatischen Verhältnissen. Ebenso die Ansicht Sievers', dass die eigenthümliche Ruhe und Schweigsamkeit der gesammten Cordillere-Bewohner dem Einflusse der hier zahlreichen Indianer zuzuschreiben ist. Die Indianer der Cordillere scheinen ganz anderen Stammes gewesen zu sein, als die des übrigen Venezuela. Im Osten jedenfalls Karibenstämme. Bei Vergleichung der Ortsnamen wird gefunden, dass in der Cordillere vorzugsweise Namen verwandt mit dem Chibcha, Tunja und den heutigen Obercolombia Dialekten vorkommen, während im Osten Venezuelas die Namen durch das häufige Vorkommen der Silbe gua, welche im Westen fast vollständig fehlt, ausgezeichnet sind. Es scheint demnach, wie der Verfasser sich äussert, dass die karibische Einwanderung an den Páramos der Cordillere zurückgestaut worden ist. Eine ebensolche Grenze bildet der Maracaibo-See. Die Timotes-Indianer werden für den Hauptstamm in der Cordillere gehalten. Zur Aufzählung der übrigen Stämme der Cordillere fehlt es mir an Raum. Die Cultur dieser Stämme war niedrig und weist in Vielem nach Westen. In den Höhlen der Cordillere finden sich noch heute Geräthe, Schmuck- und Cultusgegenstände. Diese letzten hält Sievers, obzwar mit Bedingung, für Amulette, da sie durchbohrt und auf diese Weise wahrscheinlich zum Tragen eingerichtet sind. Sehr interessant sind weiter die hier erwähnten langen, schmalen Platten aus Schiefern, Gneiss, Muscheln, Knochen und Nephrit, welch letzterer aber nach Sievers bisher in Venezuela nicht gefunden worden ist, und somit höchstwahrscheinlich importirt wurde. Recht erfreulich ist die Ansicht Sievers', dass der indianische Typus im ganzen Lande mehr und mehr überhand nimmt, was nur zur segensreichen Belebung des venezolanischen Menschenelementes führen kann. **Plischke.**

87.

Brinton, D. G. The ancient Nahuatl Poetry. Philadelphia, 1887.

Der siebente Band der werthvollen Brinton's library of aboriginal american literature bringt den Text und die Uebersetzung von 27 altmexikanischen Gedichten aus der Feder des um die amerikanistischen Studien so hochverdienten Herausgebers. In der Einleitung hat es Brinton verstanden, eine überaus werthvolle Uebersicht alles dessen, was an die Poesie der Nahuatl-Völker Bezug hat, zu geben. Er schildert hier die Musikliebe der Nahuatlaken und den dadurch bedingten Reichthum an Gesängen. Aus seinen Ausführungen über die Eintheilung der Gesänge nach der Materie gewinnen wir ein sehr sympathisches Gemälde von den dichterischen Anlagen des altamerikanischen Volksthums. Auch die Art der Production ist interessant und lehrreich. Ebenso interessant ist die Reproduction, an welcher sowohl Künstler vom Fach, als auch, wenn es sich um besonders populäre Gesänge gehandelt hat, das ganze Publicum betheiligt war. Was die Instrumentirung anbelangt, so ist dieselbe einer bei den Naturvölkern geläufigen Art. Die Beschreibung der verschiedenen nahuatlakischen Instrumente ist sehr interessant, doch kann der Referent nicht näher auf diese Materie eingehen. Ueberaus wichtig sind die Ausführungen Brinton's über den poetischen Dialekt, nach welchem derselbe einen gewissen alterthümlichen Zug aufzuweisen hat. Ebenso wichtig ist der geschichtliche Excurs Brinton's über die altmexikanische Poesie, wobei der Autor alle wichtigen Daten der poetischen Schaffung der Altmexikaner berührt und sich besonders über den mexikanischen Classiker Nezahualcoyottl des Näheren ausbreitet und neue Uebersetzungen seiner Dichtungen liefert. Nach dieser Einleitung folgt das eigentlich Neue dieser Schrift, die 27 Gedichte im Urtext und in englischer Uebersetzung. Dieselben stammen aus einer Sammlung, die sich in der Bibliothek in Mexiko vorfand und deren einzelne Gesänge augenscheinlich aus verschiedenen Epochen datiren. Das Manuscript wird dem Archäologen Don José Ramirez, welcher Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts lebte, zugeschrieben, und führt den Titel „Cantares de los Mexicanos y otros opusculos". Die den Gedichten von Brinton beigegebenen Anmerkungen bezeugen wieder die Virtuosität des Verfassers in Behandlung der culturhistorischen Elemente Altamerikas. Zu Ende ist noch ein kurzes, specielles Wörterbuch beigefügt. Das Ganze ist wieder eine wichtige Bereicherung der amerikanistischen Literatur. **Plischke.**

88.

Von den Steinen, Dr. C. Ueber seine zweite Schingú-Expedition. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin. Bd. XV. Nr. 8.

In der Sitzung der Berliner Gesellschaft für Erdkunde vom 6. October d. J. hielt der bekannte Forscher einen Vortrag über seine zweite Reise in Brasilien, welcher eine Anzahl in ethnographischer Beziehung sehr bemerkenswerther Daten enthält. Der Hauptzweck dieser Reise war die Erforschung der Indianerstämme im Quellgebiete des Schingú, welche heute noch im Stadium der Steinzeit leben. Bei den Bakaïri wurde ein längerer Aufenthalt genommen und dieser noch in voller Ursprünglichkeit dahinlebende kleine Indianerstamm eingehend studirt. Die Bemerkungen Von den Steinen's über den Grad der geistigen Entwicklung dieses Naturvölkchens, dem jede Abstraction fremd ist, sind für jeden Ethnologen, der sich mit dem Studium der sogenannten Naturvölker abgibt, höchst beherzigenswerth. Später wurde noch eine Reihe anderer wilder Indianerstämme besucht und überall vollständige ethnographische Sammlungen angelegt, welche eine Hauptzierde des neuen Museums für Völkerkunde in Berlin bilden werden. Das Hauptresultat dieser Reise ist der interessante Nachweis, dass die Hauptbevölkerung des oberen Schingú karibisch ist; hier haben wir nach Von den Steinen das Stammland der in der Geschichte des nördlichen Südamerika und der westindischen Inseln so wichtigen Karibenvolkes zu suchen. Eine Verwandtschaft dieser Schingú-Kariben mit den benachbarten Tupi-Stämmen ist nicht nachweisbar. Ein zweites interessantes Resultat dieser Expedition ist der Nachweis, dass die Parecí am Tapajoz, ein Aruak-Stamm, seinen Ursprung im Norden zu suchen hat, also mit den bekannten Arowakken Guayanas zusammenhängt. Beides deutet auf grosse Völkerverschiebungen hin, welche ehemals in diesen Theilen Südamerikas stattgefunden haben, von denen uns die Geschichte nur einige Andeutungen (Eroberung Westindiens durch die Kariben etc.) erhalten hat. Von besonderem Interesse sind Von den Steinen's Bemerkungen über den Ursprung des geometrischen Ornamentes bei den wilden Indianern. Mit grosser Erwartung sehen wir der Publication des verdienten Forschers über seine zweite Schingú-Reise entgegen. **Heger.**

89.

Finsch, Dr. Otto. Samoafahrten. Reisen in Kaiser Wilhelms-Land und Englisch-Neu-Guinea in den Jahren 1884 und 1885 an Bord des deutschen Dampfers „Samoa". Mit 85 Abbildungen nach Originalskizzen von Dr. Finsch und 6 Kartenskizzen. Hiezu ein „Ethnologischer Atlas, Typen aus der Steinzeit Neu-Guineas", 24 lithogr. Tafeln nach Originalen gezeichnet, mit Text. Leipzig, Ferdinand Hirt und Sohn, 1888.

In schlichtem, von goldenem Humor durchwebten Erzählerton schildert uns der Verfasser seine denkwürdigen Entdeckungsfahrten. Hinter diesem scheinbar so einfachen Gewande steckt jedoch unendlich viel mehr als in Hunderten selbst anspruchsvoller geschriebenen Reiseschilderungen; überall guckt das scharf beobachtende, auf mancher Weltreise geschulte Auge des Naturforschers hervor. Da gibt es keine gelehrten Klügeleien, die schon von vorneherein das Auge des Reisenden bei seiner Beobachtung trüben, und denselben zu Deutungen veranlassen, wo es Nichts zu deuten gibt. Dieser, durch keine vorgefassten Meinungen beeinflusste Blick zeichnet Finsch vor gar so manchen anderen Reisenden aus. Und gerade auf diesen Fahrten war es unendlich wichtig, die gesehenen Bilder in solcher Ungetrübtheit fixirt zu sehen; denn an vielen Punkten, welche spätere Forscher nach ihm besuchen werden, wird die gute alte Zeit schon vorbei sein, und ist dies zum Theil heute schon, nach nur wenigen Jahren.

Der Verlauf dieser Fahrten von Milne Bai im äussersten Osten längs der Nordküste bis Humboldt-Bai gehört der Geschichte der Entdeckungsreisen an. Wir wollen hier nur von den Eingeborenen sprechen, jenen so oft construirten, beschriebenen und doch fast ebenso oft falsch aufgefassten Steinzeitmenschen. Nicht mit den Waffen in der Hand, wie dies die meisten Reisenden thun, ist Finsch denselben entgegengetreten; durch die schlichtesten Mittel suchte er ihr Zutrauen zu gewinnen, was ihm auch meist in überraschender Weise gelang. Die Art und Weise, wie er diese Naturkinder behandelte, verräth den feinen Psychologen, wie den echten Menschenfreund. Letzterer tritt uns besonders da in vollem Lichte entgegen, wo der Reisende die zahllosen Miss- und Uebergriffe des Weissen zur Sprache bringt.

Das Buch steckt voll von für den Ethnologen interessanten Beobachtungen. Wie Perlen an einer Schnur, so reihen sich die wie reizende Stillleben anmuthenden Schilderungen des Zusammentreffens mit den Eingeborenen aneinander und geben uns in ihrer Gesammtheit ein Bild des Papua, wie wir bis heute noch kein ähnliches besitzen. Weit entfernt von der Auffassung Rousseau's, aber ebenso abweisend das so häufig geschilderte zweite Extrem, zeigt uns Finsch den dunklen Bewohner Neu-Guineas, wie er wirklich ist, mit seinen guten Seiten wie mit seinen Fehlern.

Wir müssen es uns hier versagen, tiefer in den reichen Inhalt des Werkes einzugehen, weil wir sonst ganze Seiten desselben citiren müssten. Aber vor dem ethnologischen Atlas müssen wir noch eine Weile halten, denn er enthält die eigentliche wissenschaftliche Auslese der doch für ganz andere Zwecke unternommenen Fahrten der Samoa. Das in diesem Atlas niedergelegte Material hat den Werth eines solchen aus erster Hand; es sind lauter Typen im Sinne des Naturforschers, welche uns in demselben entgegentreten. Auf sie wird jeder Ethnologe und Culturgeschichtsforscher immer wieder zurückgreifen müssen. Wenn wir dieses Werk mit der Arbeit zusammenfassen, welche Finsch in den Annalen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums in Wien [1]) erscheinen lässt, so wüssten wir kein zweites ähnlichen Charakters, welches alle Seiten des Culturlebens eines Naturvolkes so erschöpfend zur Darstellung bringt. Der Verfasser hat damit allen Reisenden den Weg gewiesen, wie solche Arbeiten gemacht werden müssen. **Heger.**

[1]) Ethnologische Erfahrungen und Belegstücke aus der Südsee. Beschreibender Katalog einer Sammlung im k. k. naturhistorischen Hofmuseum in Wien. I. Bismarck-Archipel. II. Neu-Guinea. III. West-Oceanien (Mikronesien).

90.

Schroeder, Dr. L. v. Die Hochzeitsbräuche der Esten und einiger anderer finnisch-ugrischer Völkerschaften in Vergleichung mit denen der indogermanischen Völker. Ein Beitrag zur Kenntniss der ältesten Beziehungen der finnisch-ugrischen und der indogermanischen Völkerfamilie. Berlin. A. Ascher & Co. 1888.

Ausgehend von einer Vergleichung der Hochzeitsgebräuche sucht der Verfasser in diesem Werke den Nachweis zu liefern, „dass zwischen den finnisch-ugrischen Völkern, insbesondere den Esten, einerseits und den Indogermanen andrerseits ein näherer Zusammenhang besteht". Zu diesem Zwecke hat der Verfasser nicht nur ein reiches und schätzenswerthes Material über finnisch-ugrische Hochzeitsgebräuche zusammengetragen, sondern auch eine vollständige und systematische Uebersicht über die indogermanischen Hochzeitsgebräuche gegeben und sich nicht damit begnügt, einzelne Bräuche zu vergleichen, sondern den Nachweis versucht, und zwar mit erstaunlich glücklichem Erfolg, dass fast die ganze Reihe der indogermanischen Hochzeitsgebräuche sich bei den finnisch-ugrischen Völkern wiederfindet, dass namentlich in der estnischen Hochzeit alle wesentlichen Momente der indogermanischen Hochzeit wiederkehren. Der Verfasser vermeidet es aber vorsichtig, auf eine Urverwandtschaft zwischen Finnen und Indogermanen zu schliessen, sondern er folgert nur, dass diese beiden Völkergruppen schon in ältester Zeit in naher oder nächster Berührung lebten, dass schon in prähistorischer Zeit ähnliche Beziehungen zwischen ihnen bestanden, wie sie in historischen Zeiten bis auf den heutigen Tag immerwährend bestanden haben.

Die Zusammenstellung der indogermanischen Hochzeitsgebräuche hat vor Gubernatis' Storia comparata degli usi nuziali den Vorzug einer strengeren Wissenschaftlichkeit, obwohl es vielleicht doch von Nutzen gewesen wäre, das Werk von Gubernatis zu vergleichen. Mehr zu beklagen ist es, dass dem Verfasser das gerade in Bezug auf Hochzeitsgebräuche so reichhaltige Buch von Krauss „Sitte und Brauch der Südslaven" entgangen ist. Unter allen indogermanischen Völkern sind es vielleicht gerade die Slaven, welche den grössten Einfluss auf die Esten genommen haben. Ich erlaube mir nur auf einige Punkte hinzuweisen. Die verblümte Werbung bei den Esten (Schroeder, p. 36 ff.) finden wir genau so in Croatien, Istrien und Bosnien (Krauss, pp. 357, 367). Wie es bei den Esten einen kleinen und grossen Werbungstag gibt (Schr., 44 fg.), so auch bei den Bulgaren (Kr. 377). Bei den Esten sind Dienstag und Donnerstag besonders günstig für Werbung und Hochzeit (Schr. 51), bei den Südslaven für das Beilager (Kr. 456). Die Functionäre bei der Hochzeit sind bewaffnet bei den Esten (Schr. 53, 56 fg.), wie auch bei den Südslaven (Kr. 416, 417). Das enge Zusammenrücken des Brautpaares (Schr. 81) gilt auch in Slavonien für günstig (Kr. 396). Wie die estnische Braut Geld in's Feuer wirft (Schr. 130 fg.), so wirft auch die Südslavin einen Kreuzer in die Glut (Kr. 399 fg.). Es ist dies einer der wenigen Ueberreste des Feueropfers, welches bei der altindischen Hochzeit eine so grosse Rolle spielt. Die indische Sitte, der Braut einen Knaben in den Schoss zu setzen, findet sich in ausgedehntem Masse nur noch bei slavischen Völkern; und man kann kaum zweifeln, dass die Esten (Schr. 123 ff.) diese Sitte von den Slaven überkommen haben. Die Uebereinstimmung zwischen dem estnischen „Schossknaben" und dem südslavischen nakoljenče (Kr. 386, 399 etc.) geht so weit, dass gleich der estnischen Braut (Schr. 220) auch die Südslavin den Knaben mit einem Paar Strümpfe beschenkt (Kr. 428).

Wenn man auch dem Verfasser kaum das Recht einräumen kann, mit dieser Arbeit den Anfang zu einer vergleichenden Sittenkunde gemacht zu haben — man denke nur an Namen, wie: Grimm, Tylor, Liebrecht u. A. —, so wird man ihm doch mit Freuden den Vorzug zugestehen, dass er wie kein Anderer von dem Vorwurf des blinden Vergleichens freigeblieben ist, dass er von einer sicheren Grundlage ausgehend und mit einem bestimmten Ziele vor Augen verglichen hat. **Winternitz.**

91.

Bolton Henry Carrington. The Counting-out Rhymes of Children. Their Antiquity, Origin, and Wide Distribution. A. Study in Folk-Lore. London (Elliot Stock) 1888.

Mit Berufung auf die von E. B. Tylor gelegentlich ausgeführte Theorie, dass wir in den Spielen der Kinder Ueberlebsel alter Sitten finden, sucht der Verfasser die „Auszählreime" der Kinder als Ueberlebsel alter Zauberformeln zu erklären, wie sie Zauberer bei Ordalien, Wahrsagungen u. dgl. gebrauchten. Nicht weniger als 877 solcher Kinderreime hat der Verfasser aus allen Welttheilen gesammelt. Wenngleich englische und deutsche Kinder die grösste Anzahl dieser Reime geliefert haben, so finden wir doch auch neben Auszählreimen in den meisten andern europäischen Sprachen eine grosse Anzahl aus Amerika und einige wenige aus Asien und Afrika. Alle diese Reime und Knittelverse haben unbestreitbar einen gemeinsamen Charakter und werden von den Kindern aller Länder in gleicher Weise gebraucht, um denjenigen herauszufinden, der die unangenehme Rolle beim Spiele, z. B. beim Versteckenspielen, übernehmen soll, und der von den japanesischen Kindern „Oni" oder „böser Geist", von den deutschen „der Wolf", von den französischen „le loup" und von den englischen einfach „it" genannt wird. Ist die Sammlung dieser Auszählreime eine Arbeit grossen Fleisses, so ist der Versuch einer Erklärung auf jeden Fall ein geistvoller zu nennen, obwohl der Verfasser vielleicht manchmal etwas zu weit geht. Ohne die Berechtigung der ethnologischen Erklärung der Kinderspiele und Reime bestreiten zu wollen, halte ich doch dafür, dass manches sich einfacher psychologisch erklärt. Und das Wortverdrehen und sinnlose Zusammenstellen von Worten, welches für die Auszählreime so charakteristisch ist, ist gewiss auch zum grossen Theile dem Humorbedürfniss der Kinder zuzuschreiben. **Winternitz.**

92.

Pametnici iz Bulgarsko. Od bratia Škorpilovi. Dil. I., čast I., Trakia. S jedna tablica, 10 figury a jedna kartička v tekst. Sofia 1888. **Denkmäler Bulgariens.** Von den Gebrüdern Škorpil. Erster Band; erster Theil, Thracien. Mit einer Tafel, 10 Figuren und einer Karte im Text. Sofia 1888.

Mit grösstem Interesse begrüssen wir die vorstehende, in bulgarischer Sprache und Schrift verfasste Publication aus einer

in prähistorischer Beziehung so wichtigen und noch so wenig bekannten Gegend. Wie der Titel des vorliegenden Heftes besagt, beabsichtigen die, in neuerer Zeit in der bulgarischen

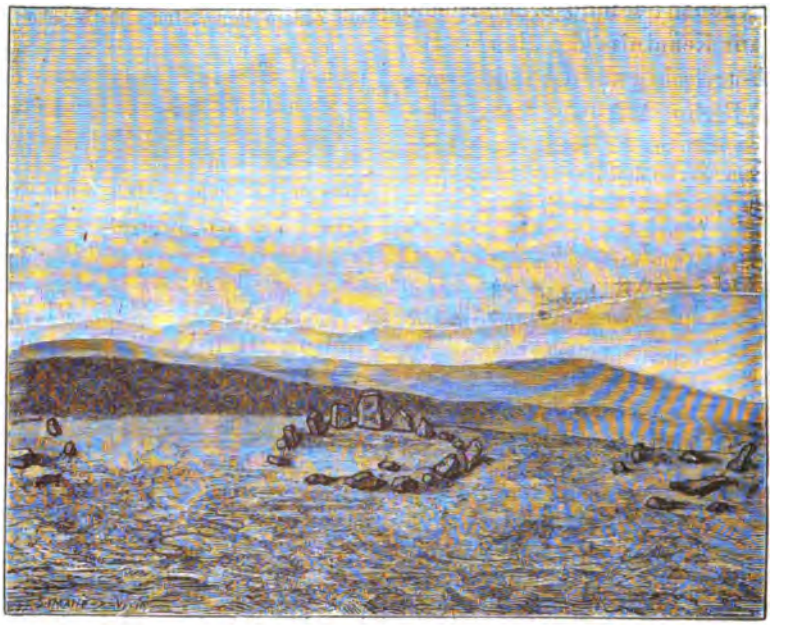


Fig. 58. Kromlech na Karadžov bei Gerdeme.

Literatur vortheilhaft bekannten Gebrüder, Professor H. Škorpil in Sofia und Professor K. Škorpil in Varna die prähistorischen und historischen Denkmäler Bulgariens in der

Fig. 59. Dolmen do „sĕrlivata voda“ bei Gerdeme.

vorliegenden periodischen Schrift, wie es scheint nach dem Vorbilde der „Památky archeologické“ in Prag, zu besprechen. Der vorliegende erste Theil des ersten Bandes behandelt die wichtige „Sakar Planina“ und ihre Umgebung, zwischen der Marica und der Tundža, nördlich von Adrianopel, an der türkisch-bulgarischen Grenze und mitten im alten Thrakien gelegen. Zunächst wird ein geographischer Ueberblick der Gegend mit dem Ausblick auf dem Balkan gegeben und auf die wichtige geographische Lage dieser Planina in der Mitte Thrakiens hingewiesen. Hierauf werden die Denkmäler, von den ältesten Zeiten angefangen, besprochen und mit den megalithischen Bauten begonnen, worunter sich Dolmen, Kromlechs, Menhirs und Opfersteine befinden. Es werden an sechzig Dolmenreste, an zwölf Kromlechreste und Opfer-

steine ausführlich beschrieben, von denen sich die meisten bei Gerdeme befinden; von den wichtigsten fügen wir hier die Abbildungen bei. (Fig. 58—64.)[1])

Von römischen Wegen wird zunächst eingehend die Heerstrasse (Via militaris) von Constantinopel nach Belgrad, und zwar die Strecke derselben von Adrianopel bis Plovdivo besprochen

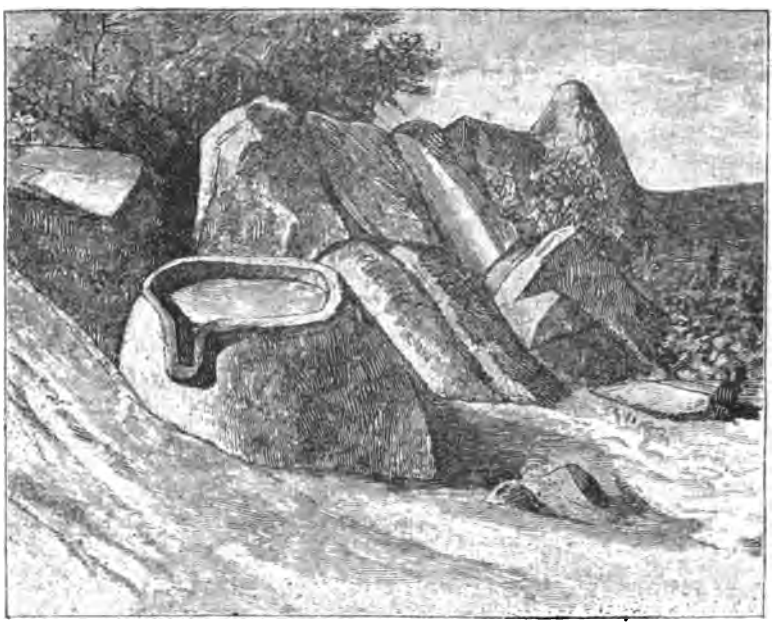


Fig. 60. Opferstein (ponička) bei Gerdeme.

Um die Wichtigkeit der Lage von Sakar nachzuweisen, werden nun die übrigen Denkmäler dieser Gegend von der Zeit des alten Thrakiens bis zur türkischen Zeit beschrieben. Eine

mit Bezeichnung und mit den Namen der Stationen; hiebei werden die vorgefundenen Aufschriften und ihre Bedeutung hervorgehoben. Eine Uebersichtstabelle dieser Stationen befindet sich

Fig. 61. Zerfallener Dolmen bei Gerdeme.

besondere Wichtigkeit besitzen die thrakischen Ansiedlungen, die römischen Wege und die mittelalterlichen „Gradište".

[1]) Herr Professor Hermenegild Škorpil war so freundlich, uns die betreffenden Clichés für den vorliegenden Zweck zu überlassen.

auf S. 46 u. 47. Diese Heerstrasse führte am linken Ufer der Marica (Hebros) und nicht am rechten, wie Herm. Jireček annahm, am südlichen Abhange der Sakar planina. Weiter werden die römischen und die mittelalterlichen, von

Adrianopel über die Sakar planina zu den Balkanpässen führenden Wege beschrieben, welche die Richtung der hauptsächlichsten Verkehrswege auch in vorrömischer Zeit andeuten; ferner die thrakischen Ansiedlungen, die mittelalterlichen Gradište und der alte Bergbau auf Kupfer und Eisen bei Turfalÿ. Hierauf folgt die Besprechung der strategischen Linien, durch welche Constantinopel vor den Einfällen der nördlichen Feinde geschützt war; von diesen ist die nördlichste die Donaulinie, hierauf folgt die Balkanlinie, dann die Sakar-Strandžaer Linie, und die letzte Linie bei Constantinopel. Hiedurch wird auf die strategische Wichtigkeit von Sakar sammt Umgebung für Constantinopel und überhaupt für ganz Thrakien hingewiesen.

Schliesslich wird die Frage erörtert, welchem Volke die megalithischen Denkmäler der Sakar planina, die einzigen ihrer Art in ganz Bulgarien, angehören und als Resultate dieser eingehenden Untersuchungen aufgestellt:

1. Die Megalithe gehören den Galatern (Kelten) an. Die Galater waren ein Kriegervolk, welches durch 66 Jahre über die Volksstämme Thrakiens herrschte, in den Kromlech seine Könige wählte, in den Dolmen die Todten begrub und in den Opfersteinen Menschen opferte.

2. Der Hauptsitz der Galater war Tylis, welches nicht, der bisherigen Ansicht zufolge, an der Donau, sondern auf dem nördlichen Abhange der Sakar planina in der Nähe von Gerdeme gelegen war, worauf die Menge der hier vorhandenen Megalithe und die Nähe der „Via militaris“ schliessen lassen. Wegen der Wichtigkeit dieser Gegend betreffs der Balkanpässe dürfte dieselbe wohl auch den Galatern für ihren Hauptsitz am geeignetsten erschienen sein.

Indem wir den Gebrüdern Škorpil zu ihrem Unternehmen Glück wünschen, freuen wir uns auf die Resultate ihrer weiteren Studien.

Woldřich.

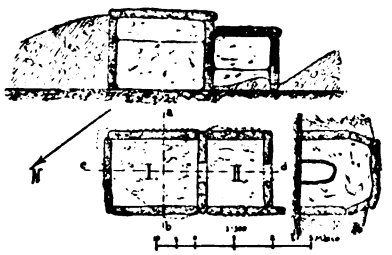


Fig. 62. Seitenansicht und Grundriss zu Fig. 59.

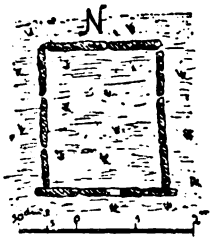


Fig. 63. Grundriss eines Dolmen zwischen Kruševo und Gerdeme.

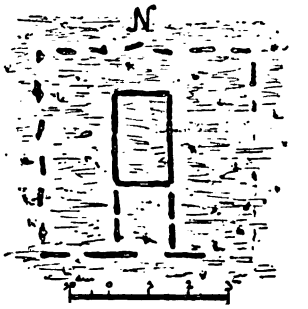


Fig. 64. Grundriss eines umzäunten Dolmen aus der Umgebung von Kruševo.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 1. **Sitzungsberichte.** **Januar 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 10. Januar 1888.** 1. Neue unterstützende Mitglieder; S. [1]. — 2. Neue wirkliche Mitglieder; S. [1]. — 3. Verstorbene Mitglieder; S. [1]. — 4. Ernennung eines correspondirenden Mitgliedes; S. [1]. — 5. Ernennung eines Correspondenten; S. [1]. — 6. Untersuchung der Ueberreste Beethoven's und Schubert's; S. [1].

Monatsversammlung am 10. Januar 1888. 1. Prof. Karl J. Maška, Ein drittes Jadeitbeil in Mähren; S. [1]. — 2. Dr. J. E. Polak, Die Metalle nach persischen Quellen; S. [6]. — 3. Dr. Wilhelm Tomaschek, Die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien; S. [5]. — 4. J. Szombathy, Drei Jadeitbeilchen und ein Serpentinhammer von Zala Apáthi (Ungarn); S. [11]. — 5. J. Szombathy, Fundstücke aus Gräbern bei Klein-Hadersdorf nächst Poisdorf in Niederösterreich; S. [14]. — 6. J. Szombathy, Drei eigenthümliche Bronzeschwerter; S. [16]. — 7. J. Szombathy, Moderne Fibeln aus dem Gebiete der Südost-Alpen; S. [17]. — 8. J. Richter, Ausgrabungen in Schwaben; S. [17]. — 9. Geschenke für die Bibliothek; S. [20].

Ausschuss-Sitzung am 10. Januar 1888.

Vorsitzender: Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Nachfolgend verzeichnete wirkliche Mitglieder der Gesellschaft haben sich bereit erklärt, derselben von nun an als unterstützende Mitglieder angehören zu wollen:

Se. Excellenz Freiherr von Scudier in Wien.
Se. Durchlaucht Adolph Josef Fürst Schwarzenberg.
Se. Excellenz Geheimrath C. Czörnig.
Stephan Delhaes in Wien.
Se. Excellenz Max Freiherr Daublebsky - Sterneck, k. k. Vice-Admiral.
Richard Freiherr Daublebsky-Sterneck, k. k. Legations-Secretär.
Hofrath Dr. F. von Hauer.
Dr. Rudolf Gussenbauer, Professor in Prag.

2. Als wirkliche Mitglieder wurden aufgenommen:

Museum für Völkerkunde in Leipzig.
Ferdinand Weiss, Disponent in Wien.
Dr. K. Katholický, Primararzt der Kranken-Anstalt in Brünn.
Dr. K. Kozić, Advocaturs-Candidat in Wien.
E. Frischauf in Wien.
Dr. Wilhelm Hein in Wien.
Dr. Karl Plischke in Wien.

3. Seit der letzten Ausschusssitzung am 13. December 1887 ist verstorben das wirkliche Mitglied:
Carl Fidler, Sectionschef a. D. in Wien.

4. Der Ausschuss beschloss auf Vorschlag des Herrn Secretärs Heger den Director des Nationalmuseums in Caracas (Venezuela), Herrn **Dr. A. Ernst,** wegen seiner Verdienste um die Erforschung der Alterthümer sowie der ethnographischen Verhältnisse Venezuelas der Jahresversammlung zum correspondirenden Mitgliede vorzuschlagen.

5. Der Ausschuss beschloss ferner Herrn Lieutenant Schlapal in Mostar anlässlich seiner regen Theilnahme an den Körpermessungen Hauptmann Himmel's in der Hercegovina zum Correspondenten der Gesellschaft zu ernennen.

6. Secretär Heger theilte ferner dem Ausschusse die Entscheidung der k. k. Bezirkshauptmannschaft Hernals über das Gesuch der Gesellschaft bezüglich der wissenschaftlichen Untersuchung der Ueberreste Beethoven's und Schubert's anlässlich deren Exhumirung und Uebertragung nach dem Centralfriedhofe mit. Diese Entscheidung ist eine zustimmende und wird von Seite des zu dieser Untersuchung eingesetzten Comités den an dieselbe von der k. k. Bezirkshauptmannschaft geknüpften Bedingungen nach allen Richtungen entsprochen werden.

Monatsversammlung am 10. Januar 1888.

Vorsitzender: Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach.

1. Herr Professor **Karl J. Maška** in Neutitschein übersendet einen Bericht über

Ein drittes Jadeitbeil in Mähren.

Heute bin ich abermals in der Lage, über den Fund eines neuen Nephritoid-Werkzeuges aus Mähren zu berichten. Dasselbe ist ein grösseres, sehr schön erhaltenes Jadeitbeil und stammt aus Tvarožná Lhota, einem Dorfe bei Strážnic im südöstlichen Mähren, wo es vor Kurzem auf einem Felde des Riedes „Na růsovčí", das sich im Westen des Dorfes unmittelbar an die Gärten anschliesst, vom Eigenthümer Georg Vacúlka beim Ackern gefunden wurde. Der Finder nahm es wegen der ungewöhnlich schönen Farbe, nicht minder auch wegen der sonderbaren Form mit nach Hause, wo er in dem Fundstücke ein Exemplar des ihm wohlbekannten „hromový kamének" (Donnersteinchen) erkannte und mir es auch unter diesem Namen übergab.

Es sei schon hier erwähnt, dass dieses Dorf Tvarožná Lhota (ehemals soll es „Dvůrožná Lhota" geheissen haben), aus welchem bisher kein

vorgeschichtlicher Fund verzeichnet war, am Fusse des von einer prähistorischen Wallburg gekrönten, sagenhaften Berges Šumárník gelegen ist, und dass um das ganze Dorf herum auf den Feldern zahlreiche Spuren vorgeschichtlicher Ansiedelungen sich befinden, die sich in ununterbrochener Kette bis nach Strážnic und weiter noch längs der March hinziehen. Gefässscherben und Knochen, wiederholt auf diesen Feldern ausgeackert, blieben unbeachtet; nur die geschliffenen Steinwerkzeuge wurden aufgehoben, da die Bevölkerung, natürlich ohne ihre wahre Bedeutung zu kennen, denselben eine besonders heilsame Wirkung bei verschiedenen Krankheiten des Menschen und der Hausthiere zuschreibt und deshalb solche ängstlich aufbewahrt. Freilich gilt diese Bemerkung hauptsächlich von den älteren Personen, während die jüngere, aufgeklärte Generation nicht selten diesem allgemein verbreiteten Aberglauben, noch mehr aber dem angeblich überirdischen Ursprunge der Steine mit Spott begegnet, bei Gelegenheit aber dennoch solche Donnersteine noch heutzutage aufhebt.

Ich hatte in den verflossenen Ferien anlässlich einer archäologischen Excursion auf den genannten Šumárník Gelegenheit, mich von der ungewöhnlich grossen Verbreitung der Kenntniss der Donnersteine in diesem Dorfe, ebenso wie in den benachbarten Orten Radějov und Kněždub zu überzeugen; in den meisten Familien wurde ein »hromový kamének" oder auch mehrere Exemplare ehemals als werthvolles Erbstück aufbewahrt, doch geriethen viele im Verlaufe der Zeit in Verstoss oder Vergessenheit, die Tradition erhielt sich aber überall. Thatsächlich gelang es mir in Tvarožná Lhota allein, bei einem zweimaligen nur flüchtigen Besuche 16 vollkommen erhaltene Steinwerkzeuge, darunter auch das vorliegende prächtige Jadeitbeil, zu erwerben.

Es scheint aber, dass ausser diesem Jadeitbeile noch ein zweites Beil aus derselben Substanz in Tvarožná Lhota sich vorfand. Als ich nämlich das vorliegende Beil dem dortigen Oberlehrer, Herrn Vinc. Vašíček, vorzeigte, und das Vorkommen von Steinwerkzeugen im Dorfe besprach, sagte er gleich, es sei noch ein anderes, ähnliches Beil im Dorfe vorhanden; er habe es vor einigen Jahren näher besichtigt und wisse sich genau auf dessen Form und Farbe zu erinnern. Es sei etwas kleiner als das vorgezeigte gewesen, jedoch ebenso schön grün und glänzend, an den Rändern durchscheinend und rückwärts zugespitzt.

Frohen Muthes gingen wir nun zu dem Eigenthümer desselben, dem Grundbesitzer Stephan Bačík, und dieser bestätigte vollinhaltlich die Aussage des Oberlehrers. Das Beil wurde im Jahre 1881 von der Haustochter Anna auf einem Felde „Mezi růsovčí" (in unmittelbarer Nachbarschaft des oben genannten Riedes „Na růsovčí") gefunden, doch habe es die zweite Tochter Agnes, eine Lehrerin, welche später in das Kloster der Barmherzigen Schwestern in Napajedl eingetreten war, mitgenommen; dieselbe sei aber im Kloster unterdessen gestorben. So gross meine Freude ursprünglich über die Auffindung eines zweiten Nephritoid-, wahrscheinlich Jadeitbeiles war, so gross war die Enttäuschung in Folge dieser Nachricht. Ich gab jedoch die Hoffnung nicht vollständig auf, dass es vielleicht dennoch gelingen werde, die Spur des bewussten Beiles zu verfolgen und dieses selbst zu ermitteln. Ich zog deshalb nähere Erkundigungen sowohl in Napajedl als auch im Mutterkloster in Chorýn bei Wall.-Meseritsch ein, doch erfolglos. Niemand wusste sich mehr auf das Steinchen zu erinnern, und so bleibt es wahrscheinlich für immer verschollen, wenn nicht ein glücklicher Zufall es wieder an's Tageslicht bringt.

Ich füge noch bei, dass dieses Beil nach der Erzählung der Gewährsmänner circa 50 mm lang und dunkelgrün in's Bläuliche übergehend gefärbt gewesen sein soll.

Das vorhandene Exemplar ist ein nach rückwärts verlaufendes Flachbeil mit zwei convex polirten Breitseiten und ebensolchen, jedoch besonders zugeschliffenen Schmalseiten, so dass beiderseits je zwei deutlich ausgeprägte, keineswegs aber scharfe Kanten vorkommen.

Fig. 1 $^2/_3$ nat Gr.

An den Seitenrändern der Breitseiten sieht man, dass dieselben nachträglich noch gegen die Schmalseiten zugeschliffen wurden, welcher Nachschliff mitunter eine Unregelmässigkeit in der Biegung der Seitenkanten hervorrief. Auch gegen das schmale Rückende erscheinen die Breitseiten besonders zugeschliffen, hingegen geht die Krümmung derselben allmälig, fast mit mathematischer Genauigkeit gleichmässig in die elliptisch geformte, ein wenig schiefe Schneide über, welche zweifellos ehemals scharfe Ecken mit den Schmalseiten bildete. Die Schärfe der Schneide und ihrer Ecken ging jedoch verloren, dieselben sind gegenwärtig, und namentlich gilt dies von den Ecken, ziemlich stumpf. Die rückwärtige schmale Endfläche ist nicht polirt, sondern weist kleine Unebenheiten auf. An drei Stellen zeigt die Oberfläche des Beiles feine Absplitterungsrisse, welche von der ursprünglichen Oberfläche des Rohstückes vor dem Schleifen stammen; der Schliff reichte nicht so tief, um diese Risse zu entfernen.

Die Länge des Beiles beträgt 85, die Breite an der Schneide 50, jene am rückwärtigen Ende 7, die Dicke

18 mm. Die besonders ausgebildeten Schmalseiten sind 74 mm lang und im Maximum 9 mm breit. Das absolute Gewicht ist 126·027 gr, das specifische Gewicht bestimmte ich in Gemeinschaft mit meinem Collegen, Prof. Pulitzer in Neutitschein, zu 3·343.

Die Substanz des Beiles ist wegen der bedeutenden Dicke nur an der Schneide schwach durchscheinend und wird noch vom Quarze geritzt, so dass also ihre Härte zwischen dem 6. und 7. Härtegrade liegt.

Die sehr sorgfältig polirte Oberfläche besitzt mässigen Fettglanz und ein gestreift fleckiges Aussehen; die untereinander parallelen, zu den Seitenkanten schief geneigten Streifen sind besonders gut auf den Schmalseiten ausgeprägt. Ihre Farbe variirt bei der Grundmasse an verschiedenen Stellen zwischen lichtgraugrün bis dunkelgrün. Ausserdem sind schon oberflächlich zahlreiche bräunlichgelbe Einschlüsse von unregelmässiger rundlicher oder länglicher Abgrenzung deutlich sichtbar, der Durchmesser dieser Körner erreicht mitunter die Länge von 2 mm; selten kommen schwarze Erzeinschlüsse vor, welche dem Titaneisen oder Magnetit zuzuschreiben sind.

Ferner ist die Oberfläche stellenweise, namentlich am rückwärtigen Ende, mit einem schwachen, rostbraunen Ueberzug von geringer Ausdehnung versehen, welcher durch intensivere Oxydation der betreffenden Partien der Oberfläche hervorgerufen wurde; in Folge des Verwitterungsprocesses tritt auch der Farbenunterschied der oberflächlichen Streifen und Fleckchen deutlicher hervor.

Eine Vergleichung dieses neuen Jadeitbeiles mit den beiden andern mährischen Beilen aus derselben Gesteinsart, nämlich jenen von Freiberg und Křipic, worüber ich in diesen Mittheilungen gleichfalls berichtet habe [1]), ergab vor Allem, dass es die beiden früher aufgefundenen an Grösse bedeutend überragt, indem sein Volumen bei weitem grösser ist als das der beiden anderen Beile zusammengenommen. In ihrem Aeusseren stimmen die drei mährischen Jadeitbeile nur theilweise überein, mehr noch in der Farbe und Structur als in der Form. Alle drei verjüngen sich stark nach rückwärts, am meisten das Freiberger Exemplar, bei welchem die Schmalseiten nahezu in einer Kante sich rückwärts begegnen, am wenigsten das Beil von Křipic; das Freiberger Beil erscheint in seinen Breitflächen planconvex, das Křipicer ungleich biconvex, das Lhoter gleichmässig biconvex geformt. Ein weiterer Unterschied besteht in der Form und Ausdehnung der Schmalflächen: beim Křipicer Beile sind dieselben vollständig abgerundet, so dass eigentlich sämmtliche Breit- und Schmalseiten von einer einzigen gekrümmten Fläche begrenzt sind, das Beil also ausser der Schneide keine andern Kanten aufweist; beim Freiberger Beile kommen nur schwach ausgeprägte Schmalflächen (20 mm lang) am rückwärtigen Ende vor, beim Lhoter Exemplar sind sie hingegen in der ganzen Länge des Beiles bis zur Schneide in einer Länge von 74 mm deutlich ausgeprägt.

Die Farbe ist bei allen drei Beilen nahezu dieselbe, nur erscheinen die beiden kleineren Beile gleichmässiger und lichter gefärbt, bei dem neuen Exemplar tritt das Lichtgrau auf grünem Untergrunde am grellsten hervor, weshalb die Oberfläche desselben ein stärker geflecktes Aussehen besitzt. Die Oxydation der Oberfläche ist am stärksten beim Křipicer, am schwächsten, fast gar nicht bemerkbar, beim Freiberger Beile.

Die charakteristisch geschichtete Lagerung der in verschiedenen Abstufungen grün gefärbten Streifen der Substanz ist allen drei Beilen gemeinschaftlich. —

Diese theilweise Uebereinstimmung des neuen Beiles mit den beiden anderen mährischen sicher bestimmten Jadeitbeilen, sowie das specifische Gewicht liessen mich keinen Augenblick zweifeln, dass thatsächlich ein dritter mährischer Fund von prähistorischen Artefacten aus Jadeit vorliegt. Es war mir deshalb daran gelegen, meinem Berichte hierüber auch einen mikroskopischen Befund der Substanz beischliessen zu können. Ich sandte das Beil zu diesem Behufe wieder an Professor Arzruni in Aachen, der schon die beiden ersten mährischen Jadeite untersucht hatte, erhielt aber von ihm nach einiger Zeit die Nachricht, dass er in Folge andauernder Krankheit leider nicht in der Lage sei, die Untersuchung gleich vorzunehmen. Da jedoch Prof. Arzruni das Exemplar seiner Kostbarkeit halber jemand Anderem zur Herstellung eines Dünnschliffes nicht anvertrauen wollte, so stellte er mir dasselbe unversehrt, und ohne es untersucht zu haben, zurück mit dem freundlichen Anerbieten, nach seiner Rückkehr aus Italien die Untersuchung gern vornehmen zu wollen.

Um jedoch einer solchen Verzögerung in der Berichterstattung vorzubeugen, wandte ich mich an Herrn Dr. Friedrich Berwerth, Custos-Adjunct der mineralogisch-petrographischen Abtheilung am k. k. Naturhistorischen Hofmuseum in Wien, und derselbe erklärte sich in zuvorkommendster Weise bereit, das Beil mikroskopisch untersuchen zu wollen. Er übergab das Beil einem Edelsteinschneider in Wien, welcher vom Rande einer Breitfläche ein Plättchen von 52 mm Länge und 13 mm Breite abschnitt, wodurch das Beil einen Gewichtsverlust von 2·276 g erlitten hat. Das abgetrennte Plättchen benützte Dr. Berwerth zur Verfertigung eines Dünnschliffes, welchen er einer sehr eingehenden mikroskopischen Untersuchung unterzog. Seine Diagnose lautet:

„Das mir gütigst eingesendete Beil in Begleitung des darüber abverlangten mikroskopischen Gutachtens zurückstellend, kann ich Ihre Ansicht, dass in diesem schönen Beile von Tvarožná Lhota ein drittes Jadeit-Object aus Mähren vorliege, bestätigen. Der neue Fund ist in mehrfacher Hinsicht geeignet, unsere Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen, denn neben dem mikroskopischen Befund, welcher mit mehreren Beobachtungen an europäischen Jadeitbeilen Uebereinstimmung zeigt, bin ich geneigt, der structurellen Eigenthümlichkeit des vorliegenden Beiles, die sich recht deutlich an der Oberfläche zu erkennen gibt, eine besondere Beachtung zu schenken und die Auf-

[1]) Maška, Ein Jadeitbeil in Mähren. Diese Mitth. Bd. XV, Sitzungsber. pag. [113] und Maška, Ein zweites Jadeitbeil in Mähren. Diese Mitth. Bd. XVI, Sitzungsber. pag. [29].

merksamkeit nachdrücklich auf deren Auftreten hinzulenken. Selbst einem minder geübten Auge wird es nämlich ohne Schwierigkeit gelingen, an diesem Beile eine durch die ganze Masse desselben greifende Schichtung zu erkennen. Dieselbe äussert sich in abwechselnd heller und dunkler grünen Lagen, ähnlich ineinanderfliessenden verwachsenen Streifen, die in ungestörter paralleler Lagerung sich befinden. Deren Schieferungsebene ist in einem Winkel von ungefähr 40° auf die Längsaxe des Beiles gestellt und verflacht sich nach den beiden Breitseiten des Beiles, so dass die zwei Schmalseiten desselben über Hirn geschnitten erscheinen.

„Auf den Schmalseiten lassen sich ferner recht deutlich in die Masse einsetzende parallele, kurz verlaufende Sprünge erkennen, die ebenfalls auf einen blättrigen Zustand hinweisen. Das schiefrige Gefüge des Beiles ist auf den beiden Flachseiten durch ein schuppenähnliches Aussehen gekennzeichnet, das auf den mugeligen Flächen durch den schief zur Schichtung gehenden Schnitt bedingt wird, in dessen Gefolge eben durch viele kurze orientirte, an der Oberfläche verlaufende Sprünge eine Aufblätterung entsteht und der Oberfläche das grau geschuppte Aussehen gibt, wie es in dieser Weise nur an einer geschieferten Masse aufzutreten pflegt.

Der Grundton der Farbe an der glatten Oberfläche ist grün. Die vorherrschende grüne Farbe wird nur durch die oberflächliche Aufblätterung mit einem grauen Farbenton untermengt. Bei näherer Betrachtung lassen sich graulichgrüne und dunkelgrüne Theile unterscheiden, welche der Oberfläche ein fleckiges Aussehen verleihen. Die dunkelgrünen Flecken lassen sich am nächsten mit der Reihe Grasgrün, zweiter Uebergang nach Blaugrün 15 *o* der RADDE'schen Farbenscala vergleichen, während die lichteren gleichmässig grünen mit RADDE 15 *f* sich annähernd decken. Auf der erzeugten glatten Schnittfläche nähert sich die Farbe 15 *e*, wobei aber in allen Fällen das Grün durch etwas Grau abgestumpft ist.

An der Oberfläche sind einige durch partielle Verwitterung hervorgerufene Rostflecken sichtbar.

Von Bergkrystall wird die Oberfläche schwach geritzt.

Vor dem Löthrohre ist ein dünner Splitter unter andauernder Gelbfärbung der Flamme ziemlich leicht schmelzbar. An den Rändern durchscheinend. Oberflächlich ist die krystallinisch-körnige Zusammensetzung nur wenig erkennbar, etwas deutlicher tritt dieselbe auf der glatten Schnittfläche hervor.

Bei der mikroskopischen Betrachtung eines Dünnschliffes ergibt sich eine ausgesprochene Körnerstructur. Ihrem Umfange nach sind die Körner von verschiedener Grösse. Denselben ist eine sehr unregelmässige Umrandung eigenthümlich, und besonders die grösseren Körner zeigen tiefe Einbuchtungen, welche sich oft bis zur Erzeugung eines lappenähnlichen Zustandes steigern. Vollkommene Leistenform findet sich nicht, und wo der Ansatz dazu vorhanden ist, wird dieselbe immer durch krumme Flächen abgerundet.

Als eine weitere Eigenthümlichkeit der Jadeitkörner ist der grosse Mangel der nach der prismatischen Spaltbarkeit verlaufenden Spaltrisse und damit im Zusammenhang das Fehlen von Spaltrissen auf dem Querschnitte, wodurch eine Messung des Spaltwinkels fast unmöglich wird. Ich konnte einen solchen Winkel nur einmal zu 86° messen. Die Längsrisse erscheinen dort, wo sie auftreten, meist nur in geringer Zahl. Als Maximum der Auslöschungsschiefe wurden 40° gefunden. Undulose Auslöschung ist in den meisten Körnern vorhanden.

Als Einschlüsse in den Körnern sind in vielen Fällen die im Kerne der Körner vorhandenen Anhäufungen von Epidotkörnchen hervorzuheben. Die Epidotansiedelung ist parallel der Hauptaxe angeordnet. In solchen Fällen ist der Rand der Körner einschlussfrei und bildet dann einen geschlossenen unveränderten Ring um den getrübten, an Epidot reichen Kern. Ausserhalb der Ansiedelungen im Centrum der Körner erscheint der Epidot allenthalben in Körnerform im Gemenge. Die Körnchen lieben es, sich schnurartig aneinander zu reihen oder sich in Gruppen zusammenzuscharen. Die Körner sind meist gerundet, doch lassen sich mitunter einige der Formen erkennen, wie sie v. FOULLON aus epidotreichen Gneisen des Arlberges beschrieben hat.

Sichere Anhaltspunkte für die Anwesenheit von Zirkonkörnern, wie eine solche ARZRUNI in vielen Jadeiten erwähnt, konnte ich nicht gewinnen. Dagegen findet sich ganz untergeordnet Rutil in wenigen freiliegenden Säulchen vor. Einige kleine krystallinische Häufchen, oft in gestreckten, fetzenartigen Partien, deren Körner gelblichgrünes Licht durchlassen, glaube ich als Titanit ansprechen zu dürfen. Der ganze Habitus des Dünnschliffes verräth körnig-schiefrigen Gesteinscharakter.

Mit dem Jadeitbeil von Freiberg [1]) in Mähren wird das vorliegende Beil nicht direct zu vergleichen sein. In seinem äusseren Habitus zeigt dasselbe einige Abänderungen, obwohl auch an dem Freiberger Beile eine versteckte Schichtung der Substanz unverkennbar auftritt. Die mikroskopische Beschaffenheit des vorliegenden Beiles stimmt im Allgemeinen mit der von ARZRUNI gegebenen Beschreibung des Freiberger Beiles überein, doch unterscheiden sich die Angaben darin, dass im Freiberger Beile die Anwesenheit von Zirkonkörnern, dagegen nichts von einem Auftreten des Epidot, Rutil und Titanit erwähnt wird.

Dem Beile von Křipic [2]), welches ich aus eigenem Augenschein nicht kenne, scheint das hier besprochene Beil auch äusserlich ähnlicher zu sehen, da ARZRUNI an demselben Farbenübergänge und manchmal fleckiges Aussehen erwähnt. In ihrem mikroskopischen Habitus stimmen nach der Beschreibung ARZRUNI's die Jadeitkörner beider Beile überein. Ein wesentlicher Unterschied ergibt sich auch hier nur darin, dass in der Substanz des Beiles von Tvarožná Lhota Epidot, Titanit und Rutil nachgewiesen wurden, und die Anwesenheit des Zirkons, welchen ARZRUNI im Křipicer Beile ebenfalls vorfand, zweifelhaft gelassen werden musste.

[1]) S. a. a. O.
[2]) S. a. a. O.

Grosse Uebereinstimmung zeigt das vorliegende Beil mit drei Beilen von Zala-Apáthi in Ungarn, worüber nächstens Herr Szombathy in der Anthropologischen Gesellschaft in Wien ebenfalls Bericht erstatten wird.

Wollte man in der Anwesenheit von Zirkonkörnern im Jadeit einen wichtigen Unterscheidungsgrund finden, so müsste dieses Beil von fast allen anderen europäischen Beilen abgetrennt und als ein besonderer Typus aufgefasst werden. Da jedoch im Wesentlichen alle Eigenschaften der Jadeitkörner viele Uebereinstimmung mit den übrigen von Arzruni angestellten Beobachtungen an Jadeitkörnern europäischer Beile zeigen, so ist das Beil von Tvarožná Lhota ebenfalls in Typus I Arzruni's einzureihen, unter welchem die Beile der Schweiz, Deutschlands und zum Theile Frankreichs zusammengefasst sind."

Die vorstehende Diagnose, für deren unverzügliche Ausarbeitung ich Herrn Dr. Berwerth verbindlichsten Dank sage, verleiht dem neuen Fundstücke erhöhtes Interesse, indem hier im Gegensatze zu den beiden andern mährischen Jadeitbeilen das Fehlen von Zirkon festgestellt wurde. Indessen ist diese Eigenthümlichkeit, für die ostasiatischen Vorkommnisse des Jadeits geradezu charakteristisch, auch schon bei westasiatischen und europäischen vorgeschichtlichen Objecten beobachtet worden und steht nicht so ganz vereinzelt da. Ich weise auf drei Jadeitbeile von Sardes und Hissarlik hin, von denen Arzruni gleichfalls ausdrücklich hervorhebt [1]), dass in denselben Zirkonkörner, die bisher in fast allen europäischen Jadeitobjecten gefunden wurden, gänzlich fehlen. Demselben Autor zufolge [2]) enthält ein Jadeitbeilchen aus Mittelitalien längliche Körner mit longitudinaler Auslöschung und ausgesprochenem Pleochroismus, welche Körner er als Epidot ansieht. Zirkonkörner werden dabei nicht genannt.

Angesichts der hervorgehobenen Uebereinstimmung der Substanz des Beiles aus Tvarožná Lhota mit jener der 3 ungarischen und der 3 kleinasiatischen Jadeitbeile liegt die Versuchung nahe, an einen östlichen Ursprung dieses mährischen Fundstückes zu denken; ich halte die Angelegenheit noch nicht für spruchreif, bemerke aber, dass thatsächlich der Fundort in der Nähe zweier uralter Handelsstrassen aus Ungarn nach Mähren gelegen ist, welche durch eine ganze Reihe wichtiger prähistorischer Funde gekennzeichnet sind. Die eine zweigt aus dem Waagthale über Mijava, Velká, Ung.-Ostra nach Ung.-Hradisch in's Marchthal ab, während die andere und wichtigere von der Donau (Carnuntum) längs der March über Holics, Skalic, Strážnic gleichfalls nach Ung.-Ostra und Ung.-Hradisch führt.

[1]) Zeitschrift für Ethnologie, 18. Bd., 1886. Verhandlungen S. 135.

[2]) Zeitschrift für Ethnologie, 16. Bd., 1884. Verhandlungen S. 385.

Wenn auch dieser neue Fund keineswegs geeignet ist, zur Bekräftigung meiner in den beiden ersten Berichten über mährische Jadeit-Vorkommnisse ausgesprochenen Vermuthung, dass der Jadeit oder Nephrit sich in Mähren anstehend vorfinden dürfte, beizutragen, so wurde andererseits die Möglichkeit dieser Annahme bisher durch keinen Umstand widerlegt oder nur abgeschwächt. Allerdings liegen auch keine neuen Daten vor. Meine persönlichen Bemühungen während der letzten Ferien, im Gebiete der krystallinischen Schiefer an der Iglava, Oslava und Rokytna natürlichen Nephrit oder Jadeit aufzufinden, blieben vorläufig erfolglos, aber was vermag die Kraft eines Einzelnen, der überdies nur über wenige Tage zur Untersuchung eines so ausgedehnten Gebietes verfügt! Hier kann nur die Mitwirkung Vieler zum erspriesslichen Ziele führen. Ich hatte abermals Gelegenheit zu sehen, wie wenig noch die ganze an mineralogischen und archäologischen Schätzen so reiche Gegend bisher erforscht und bekannt ist. Auf diesen Gebieten eröffnet sich ein weites Arbeitsfeld für die locale Forschung, und deshalb vermag ich bereits als einen Erfolg den Umstand zu verzeichnen, dass, während früher so ziemlich Niemand der Nephritfrage bei uns nur einige Aufmerksamkeit geschenkt hatte, gegenwärtig eine beträchtliche Zahl von Localforschern und Sammlern die Sache mit Interesse verfolgen.

Auch im verflossenen Jahre war ich in der Lage, mehrere Privatsammlungen von geschliffenen Steinwerkzeugen in Mähren speciell mit Rücksicht auf etwaige Nephritoide zu untersuchen; ein wirklicher Nephrit oder Jadeit kam nicht vor. Ich kann diesmal nur die allgemein gehaltenen Bemerkungen über nephritoidverdächtige Steinwerkzeuge aus dem südlichen Theile des Landes, welche Bemerkungen ich im ersten Berichte aus dem Gedächtniss niederschrieb, durch Belege bekräftigen. Ich bekam mehrere einheimische Beile zu Gesichte, welche durchscheinende Einsprengungen von grünlicher Farbe enthielten; diese erwiesen sich aber alle als Quarz. Ein prachtvoll modellirter Hammer von schöner, dunkelgrüner Farbe, kantendurchscheinend, welcher sich in der Sammlung des Herrn Palliardi in Znaim befindet und dessen elegante Form mit gewissen seltenen nordischen Hämmern übereinstimmt, besteht aus edlem Serpentin von der Härte 3.

Bevor ich schliesse, will ich noch einer Episode Erwähnung thun, welche, wenn sie auch ihrem Inhalte nach nicht direct mit der Frage über die Herkunft der mährischen Jadeitbeile zusammenhängt, dennoch von wissenschaftlichem Interesse ist, indem dieselbe nicht nur einen schönen Beleg von der Erhaltung culturhistorischer Ueberlieferungen abgibt, sondern auch ethnologische Beziehungen in weit entlegenen Zeiten beleuchtet.

Bei meinen archäologischen Streifungen in Mähren, welche ich alljährlich während der Ferienzeit vorzunehmen pflege, habe ich die Gewohnheit, in jedem Orte zuerst nach „Donnersteinen" zu fragen, und wenn einer zu Stande gebracht wird, gleich nach dessen näherer Herkunft mich zu erkundigen. Die gewöhnliche Antwort

lautet, das Exemplar sei seit soundsovielen Geschlechtern in der Familie gewesen, oder es sei gelegentlich nach einem Gewitter auf den Feldern gefunden worden.

Einmal aber antwortete mir ein 87 Jahre altes Mütterchen in der Altstadt Strážnic, den Donnerstein habe ihre Urgrossmutter von einer Wallfahrt, sie wisse sich nicht mehr genau zu erinnern, entweder aus Nikolsburg oder aus Mariazell mitgebracht. Auf meine weiteren Fragen versicherte es mich, dass anlässlich der Wallfahrten in den beiden genannten Orten solche geschliffene Beile und Hämmer unter dem Namen „hromové kameny“ (Donnersteine) öffentlich verkauft worden wären.

Diese Erzählung machte mich zwar stutzig, aber ich betrachtete dieselbe als fromme Begeisterung des greisen Mütterchens für seinen ihm lieb gewordenen Donnerstein, von dem es sich nur schwer zu trennen vermochte, bis mir ein zweiter ähnlicher Fall die Ueberzeugung aufzwang, dass ich es hier mit dem Reste einer uralten Tradition zu thun habe. Einige Wochen später kam ich nämlich in Rešic, einem Dorfe unweit von Kromau im westlichen Theile des Landes, zu einer gleichfalls alten Bäuerin, welche mir als Eigenthümerin eines Donnersteines bezeichnet wurde. Dieselbe bejahte meine diesbezügliche Anfrage und brachte nach einer Weile aus ihrer Truhe mehrere sorgfältig verwahrte Splitter von Kalkstein, welche sie eigenhändig als wunderwirkende Donnersteine in Mariazell abgeschlagen hatte.

Wir sehen also hier, dass, obzwar mitunter das eigentliche Object dem Volksaberglauben abhanden gekommen war, die Tradition an dessen ehemalige Bezugsquelle im Volke lebendig blieb. Wir sind vollkommen befugt, den Ursprung mancher noch jetzt bestehenden Volksgebräuche bis in vorgeschichtliche Zeiten zurück zu verlegen, und dahin gehört zweifelsohne die Sitte eines massenhaften, periodischen Besuches in gewisser Richtung hervorragender Oertlichkeiten zu bestimmten Zeiten, abgesehen davon, dass es schon in vorgeschichtlichen Zeiten Handelsplätze in unserem Sinne gegeben hatte, wo Einheimische und Fremde, Erzeuger und Händler auch sonst nach Bedarf sich einzufinden pflegten. Ob nun Nikolsburg und Mariazell zu solchen hervorragenden vorgeschichtlichen Cult- oder Handelsstätten zu rechnen seien, ob also die Tradition auch in Hinsicht der Oertlichkeit auf reeller Grundlage beruhe, vermag ich heute nicht zu entscheiden, auch nicht, wie weit die jetzt üblichen Wallfahrten nach den genannten Orten zeitlich zurückreichen. Wohl aber kann ich behaupten, dass Nikolsburg in Verbindung mit den benachbarten Polauer Bergen und der Wallburg „Burgstadtl“ bei Muschau zu den wichtigsten und reichsten prähistorischen Fundstätten in Mähren gehört. In dieses Gebiet fällt aller Wahrscheinlichkeit nach die bereits im ersten Jahrhunderte nach Chr. bekannte Stadt Felicia, deren Lage Ptolomäus mit 39° Länge und 48° 30′ nördlicher Breite feststellt.

2. Herr **Dr. J. E. Polak** hält einen Vortrag

Die Metalle nach persischen Quellen [1]).

Ich fühle mich bemüssigt eine einleitende Bemerkung vorauszuschicken: In einem früheren Vortrag habe ich ausgesprochen, dass der Schlüssel für die Kenntniss der Metalle in der Vorzeit nur dann zu finden sein wird, wenn die asiatischen prähistorischen Funde gegeben, verglichen und analysirt sein werden. Dazu bieten sich leicht und von selbst die zahlreichen Tumuli (Tappeh, Kurgān) vom Suliman-Gebirge durch Afghanestan, Persien und Syrien einerseits, anderseits jene nördlich bis Sibirien. Es ist auffallend, dass während die europäischen Tumuli früher kaum die Aufmerksamkeit eines Forschers auf sich gezogen, selbe schon in Syrien von Volnay erwähnt und beschrieben wurden. Der Grund ist einleuchtend; denn während die europäischen kleine Erdanhäufungen bilden, die zuletzt dem Zufall zugeschrieben werden, sind die asiatischen kunstgerechte Hügel in Form einer abgestumpften Pyramide oder eines stylrunden Cylinders in Höhe von 20 bis 30 Meter, im Umfange von 20—25 Minuten Weges. Später wurden Verschanzungen, Ansiedlungen und Kirchhöfe darauf angelegt. Manchmal findet man einzelne Tumuli abgegraben, theils zum Zweck der Salpeterbereitung, theils der Düngung. Bei der Abgrabung bemerkt man parallele Schichten von Erde und Knochenasche, am Grunde oder anderer Stelle eine Kiste mit Bronzen und Schlacken.

Ueber ihr Alter geschieht in Schriften keine Erwähnung; nur soviel steht fest, dass ihr Bau in die vorzoroastrinische Periode — also ad minimum 2500 Jahre — fällt, weil seit jener Zeit eine Leichenverbrennung nach Gesetz nicht statthaft war.

Trotz Mangel der Nachrichten ergibt sich doch, dass bereits zur Zeit ihres Baues eine dichte Population und eine Art Staatswesen, d. h. Unterordnung unter einem Befehlshaber existirt haben müssen. Darauf weisen hin: 1. Verlangen solche mächtige schichtenweise Erdanhäufungen ein Zusammenwirken von grossen Kräften unter Leitung eines Chefs. 2. Finden sich die Tumuli häufig in unfruchtbaren wasserlosen Steppen. Dies setzt voraus, dass entweder die noch musterhaften heutigen Leitungen schon damals bestanden haben, oder dass Wasser und Nahrung von der Ferne gebracht wurden. 3. Findet man fast nie die Stelle, wo die Erde ausgehoben wurde, sie wurde von der Ferne geholt mit grossem Aufwand von Kraft.

Demnach wäre es Aufgabe eines jeden Asiareisenden, die Tumuli genau aufzuzeichnen, um mit einem Worte eine Tumulus-Karte zu erhalten. — Zur Kenntniss der Metalle, ihrer Gewinnung und Verbreitung durch Migration der verschiedenen Völker füge ich noch bei die Aufmerksamkeit, welche Reisende auf alte Schachten, Stollen, Schlacken und Schutthalde verwenden und Einzeichnungen machen sollen. Sind einmal diese und jene in

[1]) Belege aus griechischen und römischen Quellen sind zumeist aus dem vorzüglichen Werk „Technologie und Terminologie der Gewerbe der Griechen und Römer“ von Dr. Hugo Blümel entnommen.

Karten verzeichnet, so wird Vieles für unsere Disciplin gewonnen sein.

Gehen wir nun zu unserem Thema über. Der Begriff „Metall" (felez) ist bei den Griechen und Römern, also auch bei den Orientalen viel später entstanden, nachdem schon bereits viele in Anwendung waren. Dass die Alchymie und die Vorstellung der Transmutation der Metalle viel beigetragen haben, ist ersichtlich. Als der Begriff fertig war, suchte man die Definition. Diese lautet: Metall ist ein mineralischer (maaden) Körper mit bestimmten, ihm allein zukommenden Eigenschaften, mit besonderer Schwere, Schmelzbarkeit, Dehnbarkeit und Hämmerbarkeit. Hieraus ergab sich, dass Quecksilber, das Hauptagens der Alchymisten, nicht unter die Metalle aufgenommen werden konnte.

Von Metallen werden aufgezählt: Gold, Silber, Zinn, Blei, Eisen und Kupfer. Das Kupfer habe zwei Modificationen: *a)* das eigentliche Kupfer und *b)* das Gelbkupfer, entsprechend dem Oreichalkos der Griechen, nämlich Messing oder Prägmetall. Hiezu tritt noch das eigenthümliche Bewandtniss ein, dass während die alten Völker genau Gold, Silber und Eisen kannten, tritt schon bei Kupfer eine Verwirrung mit Messing ein, ebenso werden Zinn und Blei nicht genau unterschieden, sondern nur als Weiss- und Schwarzerz (risas el abied, resas al asved) bezeichnet. Das Merkwürdige dabei ist, dass keine dieser Nationen das Zink als Metall erkannte und doch dessen Legirungen erzeugte. Sie brauchten nämlich statt des Zinks dessen Oxyd (tutia), welches auch im ganzen Mittelalter in der Medicin eine grosse Rolle spielte. Ein Analogon dazu ist auch folgendes: Seit uralter Zeit verwendeten die Perser zu ihren schönen Glasuren das Kobalt, ja sie exportirten viel davon nach China, ohne das Metall zu kennen. Sie bildeten aus der geschlemmten Gangart Pyramiden für den Brauch der Töpfer und Porzellanarbeiter. (Eine solche Pyramide habe ich der geologischen Reichsanstalt in Wien überreicht.)

Wenn wir nun speciell die einzelnen Metalle behandeln, so bietet uns die Nomenclatur in den verschiedenen Sprachen, die Fundorte mancher Metalle und die Namen der Völker, welche sie vorzugsweise bearbeiteten oder ihre Verbreitung durch Handel besorgten, mehrfache Anhaltspunkte.

Vorweg ist zu bemerken, dass in Bezug auf Benennung die indogermanischen mit den semitischen Sprachen viele gleiche Worte aufweisen, während die uroaltaischen Idiome meist abseits stehen.

Gold, hebräisch und arabisch dahab, persisch zær (gelb), altassyrisch hurasu (daher das griechische Chrisos), armenisch voski, Sanscrit Suvarna.

Persien scheint seit jeher goldarm gewesen zu sein, dahin deutet die minimale Ausbeute in jetziger Zeit, ausserdem die geringe Anzahl der Gold- gegenüber den Silbermünzen; ja es gab Dynastien, z. B. die der glorreichen Parther, welche nie eine Goldmünze geprägt haben. Wenn es jedoch historisch festgestellt ist, dass Alexander magnus bei Plünderung von Susa und Ekbatana kolossale Goldschätze erbeutete, so fragt es sich, auf welchem Wege das Gold dahin kam? Die Annahme Herodot's, dass das Gold von Indien dahin gelangte, ist aus vielen Gründen nicht stichhältig.

Bekanntlich wird in dem von Elwend bei Hamadan (Ekbatana) aufgeschwemmten Sand viel Gold gewaschen. Als ich im Jahre 1882 dort verweilte, drängte sich mir die Frage auf, ob dieses bearbeitetes Werk- oder natives Gold sei? Letzteres schien um so wahrscheinlicher, als in den dortigen zwischen Granit befindlichen Quarzbänken hie und da eine Goldspur gefunden wird. Ich kaufte daher reines geschwemmtes Gold, einiges halbgeschwemmt mit verschiedenen Mineraltheilen gemengt, endlich brachte ich auch einige Kilo Erde mit. Herr Prof. Schrauf liess gütigst im Laboratorium die Untersuchung anstellen und gelangte zum Resultat: 1. Dass alle Goldtheilchen die Kennzeichen der Bearbeitung an sich tragen. 2. Dass die Beimengung des nur im Ural vorkommenden Demantoids, ferner die chemische Analyse auf Feingehalt darauf hinweisen, dass das Gold vom Ural dahin gelangte (vide Annalen des k. k. Hofmuseums, B. I, pag. 233).

2. Silber, hebräisch kesef, altass. Kaspi, arab. fada und nuqreh. Sanscrit arjuna, armen. arzad, lat. argentum, griech. argyros, pers. sīm.

Das Silbervorkommen ist in Persien ziemlich häufig, es ist meist im Bleierz. Bekannt und in alter Zeit ausgebeutet sind die Bergwerke bei Rhages nahe Teheran. Ich brachte im Jahre 1882 einige Stücke Erz nebst Gangart mit. Herr Dr. Rodler liess Einiges an der technischen Hochschule analysiren; es fand sich silberreich. Die Analyse wird bald in den Schriften der k. k. Reichsanstalt veröffentlicht werden. Interessant ist es, dass in den Hamadaner Funden wohl viele Silbermünzen, doch keine Silbertheilchen gefunden werden. Dieses entspricht auch der Thatsache, dass z. B. in Hamadan ziemlich viele Figürchen und Schmucksachen aus Bronze und Gold, fast keine jedoch aus Silber gefunden werden.

3. Kupfer, arab. und hebr. næhas, altassyrisch kipur, armenisch birinz (übertragen vom persischen birindsch Bronze), persisch mis.

Kupfer ist eines der häufigsten Metalle in Persien, besonders berühmt sind die Bergwerke in Chorassan und im Karadagh nördlich von Tabris. Ob der Name Cuprum von Cypern herzuleiten sei, oder im Gegentheil ob der Name der Insel wegen ihres Kupferreichthums zugetheilt wurde, ist nicht entschieden.

Hier ist der Ort, dass wir von der Kupferlegirung, nämlich von Messing, altdeutsch auch Mossing, sprechen. Dieses wurde früher sowohl von den Griechen (unter dem Namen Oreichalkos) als von den Römern, Arabern (unter dem Namen asfer, Gelbmetall) und Persern als natives Metall und Modification des Kupfers gehalten. Bei den Persern hiess es ru (von rusten wachsen [1]) i. e. natives Kupfer. Nach griechischen Autoren wurde das Volk der Mossynoiken am Pontus mit der Gewinnung und Bearbeitung des Messings in Verbindung gebracht. Uebereinstimmender Weise erwähnt auch die Bibel (Genesis X. 2) als Kinder Japet's — also Arier

[1]) Synonym mit dem slavischen rodit und roda.

angrenzend an die Junonen die Mesek's und Tubals. Noch heutigen Tages heisst Kupferhammerschlag arabisch tubal, persisch tufal. Ausserdem erwähnt die Bibel den Tubal-kain (Vulkan) als ersten Meister der Kupferschmiederei.

Es scheint mir daher ausser Zweifel, dass die persische Benennung mis, Messing oder Mossing, die Metalllegirung misy der Griechen, missios des Plinins, die Mossynoiken und die Mesek's zu einander Beziehung haben. Ich gehe noch weiter, die Massageten, von denen Herodot erzählt, dass sie wohl viel Kupfer, aber kein Eisen hatten, als Kupfer-Geten zu bezeichnen. Russische Reisende, in deren Forschungssphäre dies Gebiet liegt, dürften durch Funde uns darüber bald Aufklärung geben.

Ob das Messing als solches in der Natur vorkommt (welches unsere Mineralogen in Abrede stellen); wie es die Griechen annahmen, oder bei zufällig zusammenlagernden Kupfer- und Zinkerzen durch Schmelzung entstand, ist zu entscheiden. Als Curiosum will ich erwähnen, dass in allerneuester Zeit in den Abflüssen des Kilimandjaro native Messingkörner gefunden sein sollen.

4. Es wurde früher erwähnt, dass Zink als Metall ungekannt, als Oxyd unter dem Namen Tutia verwendet war, Eigentlich, wird berichtet, hiess es dūdiā (von dūd Rauch oder Sublimat), es ist hiermit mit Zinkwolle identisch. Das nun in neuestsr Zeit aus Europa eingeführte Zink wird fälschlich mit rū bezeichnet, welches früher Messing bedeutete.

5. Blei und Zinn. Beim Mangel an Chemie konnten die Alten diese Metalle nicht genau unterscheiden; so nannte man auch das Zinn plumbum album, ebenso wie die Araber und die Perser beide mit ræsas ærziz p. bezeichneten, mit Zusatz von abied weiss für Zinn und asvad schwarz für Blei. Später werden Blei pers. surb, arabisch ābār und Zinn qal' nach dem Exporthafen in Hinterindien benannt.

Die Synonyme in andern Sprachen sind hebräisch ôfer, altassyrisch abar (dem Arabischen entsprechend) armenisch arčič (vom pers. arziz), sansc. sisa. — Für Zinn hebräisch bedīl, sansc. kastira, armen. Klajek.

Die Vorkommnisse von Blei sind sehr zahlreich in Persien, selbst in der Nähe der Hauptstadt sind zwei bedeutende Fundorte. Das Vorkommen von Zinnminen in Persien war bis auf neueste Zeit in Europa nur geahnt, zumal das meiste von Indien dahin gelangte. Und doch weisen die vielen Bronze-Utensilien und auch ein Bronzekuchen, den ich mit Schlacken am Schmelzort von einem Tumulus bei Chanābād erlangte, auf den ausgedehnten Gebrauch von Zinn in alter Zeit hin. Erst in den letzten Jahren stiess ein russischer Forscher auf Zinngeräthe in Meschhed, welche aus einheimischem Metall aus dem nahen Gebirge von Buschnurd gefertigt auf den Markt gebracht wurden. Ebenso zeigte mir der Geologe Czarnotta im J. 1852 einen Zinnstein, ganz dem böhmischen ähnlich, den er im Karadagh gefunden haben will. Uebrigens machte schon Robertson darauf aufmerksam (s. Cop. Rich. Wilbraham, Travels in Transcaucasian provinces. Lond. 1839, pag. 75).

Die Lösung der Frage, ob Antimon in Persien vorkomme, war um so wichtiger, als im Kaukasus prähistorische Gegenstände von diesem Metall gefunden werden. Im J. 1885 wurden mir von Schiraz einige Metallstreifen zur Prüfung eingeschickt. Herr Dr. Plohn hatte sie im Laboratorium des Herrn Prof. Ludwig untersucht und sie als reines Antimon erklärt. Zu erwähnen wäre noch, dass das sogenannte Ithmid zur Augenschminke verwendet, gewöhnlich für Schwefelantimon gehalten wird, während es nur schuppiger Eisenglanz ist; berühmt ist jenes von Kupa westlich von Isfahan.

Wenn wir nun das Eisen übergehen, über welches mir unbedeutende Daten zur Verfügung stehen, bleibt noch die wichtige Legirung, die Bronze übrig. Das Wort stammt von dem persischen Birindz. Im Sanscrit heisst sie Ajas, armänisch eruiz, altassyrisch êrê, Worte die mit æs æris, Erz, zusammenhängen. Die jetzigen Perser sind noch Meister der Bronze, sowohl in Farbe wie besonders im Klang. Ueber den Vorgang der jetzigen Mischung und Schmelzung konnte ich in Isfahan bei den wenigen Meistern, die ein Geheimniss daraus machen, wenig erfahren. Meine Tumulus-Gegenstände sind leider noch nicht chemisch geprüft. Das älteste Recept für Bronzebereitung findet sich im Buche Hesekiel XX. 20. „Wie man Silber, Kupfer, Blei und Zinn zusammenthut im Ofen (kūr Schmelzofen heisst noch heutigen Tages kuré), dass man Feuer darunter anblase“..... Dass Silber als Bestandtheil angeführt wird, ist ein überall verbreitetes Vorurtheil. Eisen findet sich wohl in allen antiken Bronzen, doch nur in kleinem Percentsatz von kaum 0·75 : 100 und scheint eine zufällige Beimengung.

3. Herr Univ.-Professor **Dr. Wilhelm Tomaschek** hält einen Vortrag über

Die Zinngewinnung und Bronzebereitung in Asien.

Anknüpfend an die Darlegungen des geehrten Vorredners, berühre ich zuerst kurz die Fundorte des Zinns auf iranischem Boden.

Nach einem Autor der Alexanderzüge berichtet Strabo XV., pag. 724: „Die Drangen haben nur wenig Weinbau; aber Zinn findet sich bei ihnen.“ Die Drangen oder Zarangen (Zaraṅka) bewohnten nicht blos die Uferstriche des Zarre-Sees, in welchen der Hilmend einmündet, sondern auch Theile der Bergregion Sarhadd, die sich durch mineralische Reichthümer auszeichnet; hier nennt bereits einer der ältesten arabischen Geographen, Ibn-khordâdbeh, einen Minenort Maȧden. Da die Gegend noch nicht erforscht ist, sind positive Nachrichten über Zinngewinnung daselbst erst von der Zukunft zu erwarten. — Ergiebige Zinngruben und eine beträchtliche Zinnindustrie sind dagegen durch den Russen Ogorodnikow für das Territorium von Mešhed und Kučan im nördlichen Khorasan nachgewiesen (v. Baer, Archiv f. Anthropologie, Bd. IX, 1876, S. 265); reiche Lager von Zinn, Kupfer und anderen Erzen finden sich bei Miyânâbâd im Canton Isferâïn

und bei Bâm im Canton Maȧden; Geräthe aller Art aus dem Zinn dieser Bergwerke werden in Mešhed verkauft. Auch sind in neuerer Zeit Zinngruben im westlichen Hindukusch, im Territorium von Bâmiyân, entdeckt worden. Vielleicht darf mit dieser Thatsache eine Nachricht in Zusammenhang gebracht werden, die sich in den sinischen Annalen der Dynastien Han und Suï vorfindet; es heisst da in der Schilderung des Reiches Ki-pin (= Κωφηνή, Kâbul): „Ki-pin hat Gold, Silber, Kupfer und Zinn; die Handwerker sind vortrefflich bewandert in der Fabrikation von Geräthen und Vasen aus diesen Metallen; sie verfertigen Ketten, die sie für (indisches) Steinsalz eintauschen". — Ob die Gebirge Farghânas südlich vom Jaxartes ausser Eisen, Kupfer und Blei auch Zinn liefern, wie man aus einer Andeutung arabischer Geographen schliessen könnte, bleibt unsicher. Dagegen dürfen wir zweifellos Zinnausbeute für die Gebiete am Südfuss des Thianschan in Anspruch nehmen; vornehmlich in dem Reiche Kučé blühte seit Alters die Metallurgie. Der sinische Pilger Huan-Thsang (a. 630 n. Chr.) berichtet hierüber: „In den Gebirgen von Kučé gibt es Gruben auf Gold, Eisen, Blei, Kupfer und Zinn." Die Annalen der Suï-Dynastie rühmen die Geschicklichkeit der Einwohner von Kučé im Schmelzen und Giessen der Erze; noch jetzt werden dort Metallgeräthe aller Art, Vasen und Metallspiegel erzeugt. Auch die Bewohner von Kao-čhang (jetzt Turfan) verarbeiteten edle und unedle Metalle zu zierlichen Gefässen. Die Reiche am Südfuss des Thian-khan standen in vorchristlicher Zeit unter dem iranischen Cultureinflusse; für Ku-čé ist als ältester Name Ἰσσηδὼν Σκυθική überliefert. Auch die Entwicklung der Metallurgie geht hier wohl auf den iranischen Einfluss zurück. Gegenwärtig sind die Bronzen von Yarqand geschätzt.

Die arischen Bewohner des iranischen Hochlandes, welche die Bronzebereitung dem asiatischen Norden übermittelten, sind aber nicht die Entdecker derselben. Die ältesten Bronzefunde gehören dem Boden Mesopotamiens an; die Sumero-Akkadier, Assyrier und Cheṭa waren die ersten Lehrmeister der Bronzemischung. Wir kennen die sumerisch-babylonischen Ausdrücke für „Kupfer" (urudu), „Zinn" (anaku, kazduru) und für „Bronze" (zabar). Das Kupfer scheinen diese Culturvölker theils aus den Gebirgen der kaukasischen und kuschitischen Aboriginer, theils aus Mâkan in Arabien, das Zinn jedoch aus dem Lande Midian bezogen zu haben; die Zinngruben Georgiens waren damals noch nicht eröffnet. Auch das Zinn aus dem europäischen Westlande Taršiš trat aus dem bisherigen Dunkel erst hervor, als die Phöniker ihre Fahrten bis dahin ausdehnten; es geschah dies erst seit 1100 vor Christus. Wir müssten denn annehmen, dass die Turiša der ägyptischen Denkmäler wirklich die Etrusker sind, welche ihr Zinn durch den ligurischen Tauschhandel aus Iberien und Britannien bezogen und auf ihren kriegerischen Wanderungen dieses seltene Metall dem Orient zuführen mochten. So viel ist jedoch sicher, dass die Kunde der Bronzebereitung eine uralte Heimstätte auf dem Boden Mesopotamiens besass und von da auf die rossezüchtenden Arier überging, welche von Norden her in's iranische Hochland eingedrungen waren und sich (seit 800 v. Chr.) bis zur mesopotamischen Ebene ausgebreitet hatten. Vorher hatten diese Arier nur Waffen und Geräthe aus reinem Kupfer gehabt. Im Awesta finden wir bereits Spuren der vorderasiatischen Bronzebereitung; es kennt, wenn die Darlegungen W. Geiger's (Ostiranische Cultur, S. 147 fg., 388 fg.) richtig sind, zwei Arten von Zinn, aonya takhairya und aonya parô-bereğya; der Lautcomplex bereğya scheint von gleicher Wurzel (bharğ „leuchten, glühen") gebildet zu sein, wie das neupers. Wort für „Bronze" biriñ. Aus Bronze wurden Helme und Panzer, Schwertklingen und Dolche, Keulenbeschläge und Pfeilspitzen verfertigt.

Zu den iranischen Nomadenstämmen des Nordens gehören ausser den pontischen Skythen und Sarmaten auch die Massageten, welche ein weites Gebiet nördlich vom Jaxartes inne hatten. Herodot zufolge (I, 215) besassen die Massageten weder Eisen noch Silber, wohl aber Gold und Kupfer in Menge. Ihre Pfeile, Spiesse, Streitäxte und Brustharnische waren aus Kupfer bereitet; ihr Kopf- und Gürtelschmuck, sowie der Schmuck ihrer Pferde bestanden aus Gold. Diese Metalle stammten offenbar aus der altaischen Bergregion. Allbekannt sind die uralten Denkmäler des Bergbaues im westlichen Altai und auf dessen Nordseite. Bisher waren die Archäologen geneigt, diese prähistorischen Ueberreste den Finnen und Ugriern beizumessen; Radlow möchte sie gar dem Jägervolke der Jeniseïer zuschreiben. Aber die armseligen Jeniseïer haben es zwar zu einer Art primitiver Eisenschmelze gebracht (G. F. Müller, Sammlung russischer Geschichte VIII, S. 188), wahrscheinlich unter türkischem Einfluss; Kupfer zu giessen oder gar Bronze zu erzeugen, waren sie aber gewiss nicht im Stande. Die Finnen und Ugrier, welche uns Herodot gleichfalls als Jägervölker schildert, kannten zwar das Kupfer (finn. waski, ostjak. woχ), aber Zinn und Bronze waren ihnen ursprünglich unbekannt; und für Gold verwenden Permier und Ugrier, bezeichnend genug, den iranischen Namen (perm. zarny, wogul. sarnya, magy. arany, d. i. zend. zaranya). Die Skythen dagegen besassen Pfeilspitzen aus Kupfer oder Bronze (Herodot IV, 81) und überdies Goldschmuck in Fülle. Wir dürfen unbedenklich die Vermuthung aufstellen, dass ein Theil der Skythen, gewöhnlich Massageten genannt, zwischen ugrischen und hochasiatischen Stämmen sich angesiedelt habe (vgl. Herodot IV, 22 am Schluss) und vielleicht selbst bis zum mittleren Jeniseï vorgedrungen sei; diesen Skythen dürfen jene prähistorischen Denkmäler, welche in den Schachten und Kurganen vom Jeniseï bis zum Tobol und südwärts bis zum Čuï aufgedeckt worden sind, angehören; es bestehen diese ältesten Reste der nordischen Metallurgie aus Gold, Kupfer und Bronze; eiserne Geräthe fehlen fast gänzlich. Die Darstellung eines Bogenschützen aus einem Kurgan von Barnaul (Aspelin Nr. 327) entspricht ganz dem skythischen Typus; der Bogen hat die sigmaförmige Gestalt, wie sie bei den pontischen Skythen üblich war; die Art des Bogenspannens ist gleichfalls die skythische; die spitzzulaufende Mütze ist ebenfalls

skythisch; ebenso der lange, mit Blattgold besetzte Waffenrock. Auch sei bemerkt, dass die Gesichtszüge der ältesten Menschenfiguren aus den Kurganen von Minusinsk (Aspelin Nr. 299, 300) nicht türkisch oder mongolisch sind. — Die Kunde der Bronzebereitung, die wir hier nördlich und westlich vom Altai vorfinden, erfloss demnach aus iranischer Quelle; sie geht, wie die iranische überhaupt, in letzter Reihe auf die Industrie Mesopotamiens zurück. Chinesische Einflüsse auf die nordische Metallurgie sind für die älteste Zeit, welche bis zu unserer Aera herabreicht, nicht nachweisbar. Die Türken sind aus ihren südlicheren Sitzen in's Jeniseï-Gebiet erst später vorgedrungen; es war das Volk der Kie-ko (Kirgisen), das hier die Periode der Eisengewinnung einleitete, nachdem es die letzten skythischen Ueberreste entweder vertrieben oder in sich aufgenommen hatte. Einen solchen Rest erblicken wir in dem streitbaren Volke Po-mà („Besitzer gesprenkelter Rosse"), das den Annalen der Thang zufolge westlich von den Kie-ko, also am oberen Ob und Irtysch, hauste und fast gar kein Eisen besass; „ihre Gefässe", heisst es, „waren theils aus Thon, theils aus Kupfer". — Es erhebt sich aber die wichtige Frage: woher kam das Zinn für die sogenannten „čudischen" Bronzegeräthe, die wir den Massageten zuschreiben? Bezogen es die Metallurgen aus dem iranischen Hochlande und aus Kučé, oder erhielten sie es auf dem Wege des Tausches aus Tibet und Čina, oder gewannen sie es im eigenen Lande? In letzterer Hinsicht wäre folgende Notiz aus der Zeit der Thang (7. u. 8. Jh. n. Chr.) belangvoll: „Bei den Kie-ko (= Kirgyd, Kirgisen am Jeniseï) gibt es Gold, Eisen und Zinn." Gegenwärtig ist im asiatischen Norden kein anderer Fundort für Zinn bekannt, als im Bezirke Nerčinsk, an den linken Zuflüssen des Onon, wo die Choring-Burjäten seit Alters Gold, Silber, Blei und Zinn ausgebeutet und auch die Russen auf diese Metalle aufmerksam gemacht haben. Im Verzinnen von Geräthen sind noch jetzt die Burjäten und Dauren geschickt; sie haben für „Zinn" folgende Ausdrücke: toχolon (vgl. čuwasch. tuχlán), tarčan, tudja oder tudža.

Sind unsere Darlegungen richtig, so bildet ganz Vorderasien sammt Westsibirien die eine grosse und uralte Bronzeprovinz. Ein zweites, völlig abgesondertes und ebenso uraltes Bronzegebiet wird durch Hinterasien repräsentirt und Vorderindien nimmt zwischen beiden Gebieten, historisch wie geographisch, eine Mittelstellung ein.

Vorderindien war im Zinnbezug ursprünglich abhängig vom Abendland (vgl. R. Andree: „Die Metalle bei den Naturvölkern" 1884, S. 58 fg., 61 fg.); aber das hinterindische Zinn muss doch schon in den ersten Jahrhunderten unserer Aera bekannt geworden sein. Brahmanische Stämme hatten sich an verschiedenen Punkten des Hinterlandes angesiedelt und es entwickelte sich ein lebhafter Handelsverkehr in der Richtung nach Osten bis Yâva und zu den Gestaden Mahâčînas. Es trat das heutige Siam mit seinen metallischen Schätzen in den Vordergrund der Kenntniss; Ptolemaeus (150 n. Chr.) nennt dieses Land Χαλκῖτις χώρα, ἐν ᾗ πλεῖστα μέταλλα χαλκοῦ, und die Halbinsel Mâlaka Χρυσῆ χερσόνησος, was indischem Suvarṇa-dvîpa entspricht; dort, wo er den Fluss Χρυσοάνας verzeichnet, befinden sich die reichen Zinnminen von Pérak. Die griechischen Handelsleute, welche einst das semitisch-sumerische Wort κασσίτερος den Indiern zugebracht hatten (skr. kastîra „Zinn"), mögen jetzt mit diesem Zinn bekannt geworden sein; führt doch dieses Metall auch die indischen Namen yavana-priya, „von den Griechen geliebt", yavanéšṭa „bei den Griechen geschätzt". Ueber die dortige Zinngewinnung erhalten wir freilich erst durch persisch-arabische Seefahrer des 8. und 9. Jahrhunderts n. Chr. Kunde. Die centrale Station des langen, von ʿOmân, Basrah und Ṣirâf bis Čan-fû in Čina sich hinziehenden Schiffsweges war der Hafenplatz Kalah, der nahe dem Aequator gegenüber Sumâtra im malayischen Sunde Šalâhaṭ an der Küste Kalah-bâr (j. Pérak) gelegen war. Die Einwohner ringsum waren Halbwilde, welche das Fleisch ihrer erschlagenen Feinde verzehrten, also die Vorfahren der heutigen Samang und Sakaï. In Kalah selbst waren Indier und Gebern und Mohammedaner angesiedelt; der Herrscher gehorchte dem Mahârâǧa von Yâva. Die Schiffer fanden hier ausgezeichnetes Brunnenwasser; es gab hier Bambu-Plantagen und Kampherbäume; aber vor Allem berühmt waren die Zinngruben der Umgebung — das Metall wurde von hier weit und breit ausgeführt. In Kalah concentrirte sich überhaupt, etwa wie im heutigen Singapur, der ganze ostasiatische Handel; dort war das Entrepot für Zinn, Aloë, Kampher, Farbhölzer und Aromate; selbst schneidige Klingen sollen hier erzeugt worden sein. Vielleicht stammt von diesem Kalah nicht blos der malayische Name für „Zinn" kalang, kulang (neben dem allgemeiner verbreiteten Namen timah), sondern auch die arabische Bezeichnung qala'i. Ueber die gegenwärtige Zinnausbeute Mâlakas vgl. E. Reyer, Zinn, 1881, S. 157 fg. Die Zinngruben Siams befinden sich östlich vom Mä-nām, im Berggebiete von Korat, nebst reichen Kupfer- und Eisenminen; von hier stammt auch das Material zu den alten Bronzen der Khmer in Kamboǧa (Andree, S. 98). Auch das freie Territorium I-bang im Laogebiet an der Grenze von Tong-kin liefert Zinn; „tönendes Zinn" (sin. hiang-sï), von härterer Eigenschaft als das gewöhnliche, findet sich im Territorium Mu-pang. Die hinterindischen Namen des Zinns ðiek, siek, sîk sind mit dem sin. sï (Canton-dial. sîk) identisch. Nach Orazio della Penna soll auch Tibet Zinn (tik. zà) liefern; für Nepal dagegen ist nur ein staunenswerther Reichthum an Kupfer bezeugt: alle Geräthe, auch die Münzen, sind hier aus Rothkupfer (sin. teu-ši) verfertigt, und der Mongole nennt einen „Erzgiesser" überhaupt balbo, nach dem tib. Namen für Nepal Bal . bo.

Das Volk der Mitte selbst bezog, als es noch den gelben Lössboden des Ho bewohnte, Zinn und Zink aus den Bergregionen südlich vom Kiang, aus der Provinz Kiang-nan. Die Mischungsverhältnisse der sin. Bronze und des Glockenmetalls weichen durchaus ab von der vorderasiatischen, persischen und altaischen Bronze; in der Ornamentik treten menschliche und thierische Nachbildungen und Motive überaus selten zu Tage, ganz im

Gegensatze zu den Bronzen Mesopotamiens und des Altai, woselbst Thierbilder (z. B. Steinböcke oder argali, Elenthiere, Löwen etc.) typisch auftreten. Kurz, Čina mit Hinterindien und Japan bilden eine eigene Bronzeprovinz.

Es war meine Absicht, auf die bisher wenig beachteten Fundstätten des Zinns im östlichen Persien, in Kučé und am Onon aufmerksam zu machen und zugleich das Alter der Zinngewinnung auf Málaka höher hinauf zu rücken. Kundigeren Fachgenossen bleibe es überlassen, meine Ansicht über die Provenienz der altaischen Bronzen schärfer zu prüfen oder auch zu widerlegen.

4. Herr Custos **J. Szombathy** zeigt

Drei Jadeitbeilchen und einen Serpentinhammer von Zala Apáthi (Ungarn).

Im Jahre 1876 erhielt die prähistorische Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums von dem um die Urgeschichtsforschung in Oesterreich hochverdienten Herrn Dr. Adalbert Dungel, dem nunmehrigen Prälaten des Stiftes Göttweig, eine bedeutende Sammlung von prähistorischen Funden zum Geschenke, welche dieser verdienstvolle Forscher theils selbst gesammelt, theils von verlässlichen Freunden erworben hatte. Bei der jetzt im Gange befindlichen Ordnung und Neukatalogisirung der Sammlung fielen mir die hier vorliegenden Stücke besonders auf. Es sind drei Meissel und ein halber Steinhammer. Das letztere Stück ist der 6·3 cm lange Rest eines an seiner Bahn stark abgenützten Steinhammers, welcher endlich beim Stielloche entzweigebrochen ist. Es besteht aus lichtgrünem, an der Oberfläche sehr weichem Serpentin. Die anderen drei Stücke gehören zum Typus der flachen Feinbeile mit verschmälertem Ende und sind so wie die charakteristischen Stücke aus Nord- und Mitteldeutschland westlich der Elbe über die ganze Oberfläche sorgfältig polirt. Ihre Masse und ihr Gewicht vor dem Abschneiden der für die mikroskopische Untersuchung erforderlichen Stücke sind folgende.

	Länge	Breite	Dicke	Gewicht	Dichte
Nr. I	10·9 cm	5·3 cm	1·7 cm	163·0 gm	3·32
» II	6·8 „	4·1 „	1·1 „	49·8 „	3·36
„ III	6·3 „	4·0 „	1·2 „	47·0 „	3·36

Nummer I und II sind in Figur 2 u. 3 in $^2/_3$ nat. Gr. abgebildet. Nr. III ist bezüglich des äusseren Umrisses mit Nr. II nahezu gleich, nur am rückwärtigen Ende etwas dicker. Diese zwei kleineren Stücke haben also in ihrer äusseren Form grosse Aehnlichkeit mit denjenigen aus Mähren, über welche uns Herr Prof. Maška (Neutitschein) in diesen Sitzungsberichten (December 1885, p. [113], März 1886, p. [29] und Jänner 1888, in der vorliegenden Nummer) Mittheilung gemacht hat, nur dass sie im Verhältnisse ein wenig breiter sind. Die Masse der drei mährischen Stücke sind:

	Länge	Breite
a) Mit unbestimmtem Fundorte	5·6 cm	2·8 cm
b) Křipic	7·1 „	3·8 „
c) Tvarožná Lhota	8·5 „	5·0 „

Unser grösseres Stück, Nr. I, übertrifft diese mährischen an Grösse und reiht sich in dieser Beziehung, sowie auch durch seine etwas schlankere Form den typischen Jadeitflachbeilen Deutschlands an.

Die Dichte bestimmte ich an den ganzen Stücken mit Hilfe einer feinen Krämerwage. Sie, ferner die zwischen 6 und 7 zu beziffernde Härte und die dem freien Auge erkennbaren optischen Eigenschaften, welche weiter unten genauer beschrieben sind und über welche ich mich daher hier nicht weiter zu verbreiten brauche, charakterisiren die vorliegenden Stücke als Jadeit und veranlassten mich, sie unserem Fachmanne auf dem Gebiete der nephritähnlichen Mineralien, Herrn Dr. Fritz Berwerth, vorzulegen. Die wichtigen Resultate seiner eingehenden Untersuchung theile ich weiter unten mit.

Es ist in hohem Masse beachtenswerth, dass die Substanz unserer Beile nach Berwerth auch in ihrer

Fig. 2.

$^2/_3$ nat. Gr. Fig. 3.

mikroskopischen Zusammensetzung mit der der deutschen Jadeitflachbeile eine grosse Verwandtschaft zeigt und mit dem Beilchen von Křipic in Mähren wahrscheinlich, mit jenem von Tvarožna Lhota jedoch ganz sicher übereinstimmt.

Mir erübrigt nur noch ein Wort über den Fundort. Zala Apáthi liegt an der Westseite des Plattensees, in der Nähe des durch seine grossartige Nekropole aus der Völkerwanderungszeit in unseren Kreisen berühmten Keszthely. Herr Ortvay [1]) führt in seiner jüngst publicirten eingehenden Arbeit über die ungarischen Steinwerkzeuge keine Feinbeile an. Es scheint mir daher, dass wir in den vorliegenden Stücken den ersten derartigen Fund in Ungarn zu begrüssen haben. Dieser Umstand verleiht unseren Beilen eine grosse Bedeutung, denn durch sie wird das Verbreitungsgebiet der mitteleuropäischen Jadeitflachtheile, als dessen Ostgrenze im Jahre 1881 nach Virchow's grundlegender

[1]) Dr. Theodor Ortvay. Vergleichende Untersuchungen über den Ursprung der ungarländischen und nordeuropäischen prähistorischen Steinwerkzeuge. Mittheil. d. A. G. Bd. XVII, p. 29.

Arbeit [1]) noch die Elbe bezeichnet werden musste, neuerlich um ein ansehnliches Stück gegen SO. hin ausgedehnt.

Ich habe mich aus diesem Grunde bemüht, durch die freundliche Vermittelung des Herrn Prälaten Dr. Dungel nähere Daten über den Fund und die Fundumstände zu erforschen, aber leider habe ich bis jetzt in dieser Richtung nichts zu Stande bringen können. Ich behalte mir vor, etwa noch später einlangende Nachrichten hierüber seinerzeit mitzutheilen.

Herr **Dr. Fritz Berwerth** theilt über diese Beile Folgendes mit:

„Nach vorgenommener Betrachtung der drei Beile von Zala-Apáthi kann ich die Jadeit-Natur derselben vollkommen bestätigen und auf Grund des äussern und mikroskopischen Befundes bemerken, dass sämmtliche drei Beile sehr wahrscheinlich zusammen aus einem und demselben uns bisher unbekannten Fundgebiete herstammen. Dieselben scheinen einen bestimmten Jadeit-Typus zu vertreten, der sich von den bekannten und vielverbreiteten asiatischen Vorkommen unterscheidet.

In ihrer oberflächlichen Erscheinung bieten die drei Beile einige Verschiedenheiten, die aber unwesentlich sind und nur auf einer verschiedentlichen Farbenzeichnung beruhen, entstehend aus einer ungleichen Vertheilung der Gemengtheile und Veränderung an der Oberfläche. Das grösste unter den drei Beilen (Nr. I) zeigt an der Oberfläche eine ziemlich gleichmässige lichte schmutzig grünlichgraue Färbung, die aber nicht der frischen Substanz entspricht, sondern wie sich auf einer geglätteten Schnittfläche deutlich ersehen lässt, einer von Aussen bis auf 1 mm tief eindringenden, stark gebleichten, im Beginne der Umwandlung stehenden Oberflächenschichte angehört. Die Farbe dieser gebleichten Oberfläche könnte man mit 37 (Grüngrau) und dem Farbenton *q* der Radde'schen Farbenscala gleichstellen, während die Farbe der unveränderten innern Theile auf einer glatten Schnittfläche einem dunklern Tone derselben Reihe angehört und mit *m* zu bezeichnen wäre. Auf einer erzeugten Bruchfläche, welche durch aufgelockerte Theilchen weiss gefleckt erscheint, tritt ein deutlich blauer Farbenton hinzu und lässt sich mit 38 (Blaugrüngrau) *n* Radde vergleichen. Die Oberflächenfarbe des nächstgrösseren Beiles (Nr. II) ist im Allgemeinen annähernd gleichmässig matt graulichgrün. Bei genauerer Besichtigung lassen sich deutlich graue und grüne Gemengtheile erkennen, wobei das Grau in Grün fast ganz untergeht. Jedoch sind, je nachdem die grauen Gemengtheile etwas mehr oder weniger Oberhand gewinnen, hellere graugrüne und dunklere grüne Flecken zu unterscheiden, die allmälig in einander verlaufen. Die annähernd gleichförmig grünen Oberflächentheile stehen am nächsten 38 *k* Radde. Auf der geglätteten Schnittfläche kommt die Farbe am nächsten 38 *i* Radde und auf der graulichweiss gesprenkelten Bruchfläche ebenfalls Radde 38 mit dem Farbenton *k*. Das dritte, nach seinem Umfange kleinste Beil (Nr. III) zeigt an seiner Oberfläche eine von den beiden andern Beilen abweichende Farbenzeichnung. Die grauen und grünen Theile treten mehr auseinander und halten sich annähernd im Gleichmasse. Die grünen Bestandtheile erscheinen fladerartig in grau und erinnert diese Oberflächenzeichnung lebhaft an ähnliche bei schieferartigen Gesteinen häufig zu beobachtende Zeichnungen. Von Fladerung ist nur die Spitze des Beiles frei, welche fast gänzlich nur aus grauen Gemengtheilen besteht. Die Farbe auf der glatten Schnittfläche ist ähnlich Radde 38 *h i*, nur mit einem tiefern grünen Farbenton. Auf dem Bruche ist die Farbe am nächsten Radde 38 *k*. In Folge der dünnen, flockenartigen Vertheilung des grünen Gemengtheiles gut kantendurchscheinend.

Sämmtliche Beile verrathen schon an ihrer Oberfläche eine feinkrystallinische Zusammensetzung. Am deutlichsten tritt dieselbe am Beile I hervor und ist am wenigsten am Beile III erkenntlich. Leistenähnliche kurze Säulchen lassen sich ganz wenige auf der glatten Ober- und Bruchfläche unterscheiden und deutet der ganze Habitus auch äusserlich auf eine vorwiegend körnige Zusammensetzung. Die Härte ist allen drei Beilen gleich und ritzt Quarz auf der glatten Oberfläche. Kleine Splitter V. d. L. unter starker Gelbfärbung der Flamme leicht zu einer glasigen Perle schmelzbar. Als besondere oberflächliche Merkmale, die mit der Substanz der Beile zusammenhängen, sind am Beile III ein grobes Jadeitkorn und ein brauner Flecken, welcher einer örtlichen Substanzveränderung entspricht, anzuführen.

Die mikroskopische Untersuchung ergibt in Uebereinstimmung mit den äussern Kennzeichen im Wesentlichen für die drei Beile eine gleichartige Zusammensetzung. Als Hauptmerkmal muss die ausgezeichnet körnige Structur der Substanz hervorgehoben werden. Ein Unterschied zwischen den einzelnen Beilen besteht hierin nur in der verschiedenen Grösse des Kornes. Im Beile I und II sind die Körner ziemlich gleich in ihrem Umfange und haben durchschnittlich einen Durchmesser von mehreren Zehntel-Millimetern, während die Körner im Beile III fast in ihrer Gesammtheit zur mikroskopischen Kleinheit herabsinken. Die Begrenzung der Körner ist eine vollständig unregelmässige, und dadurch, dass in jenen Fällen, wo der Ansatz zur Leistenbildung deutlich vorhanden ist, die Leiste fast durchwegs in gerundeten Linien abschliesst, so kann man den Unterschied zwischen mehr rundlichen und etwas gestreckten Körnern machen. Annähernd vollkommene Leistchen lassen sich nur äusserst wenige im Gemenge beobachten. Als besondere Eigenthümlichkeit der Krystallkörner muss das allgemein geringe Auftreten der der Hauptaxe parallelen Spaltrisse hervorgehoben werden. In jenen Körnern, wo die Spaltrisse auftreten, konnte aber regelmässig eine starke Auslöschung beobachtet werden, deren Maximum mit 42° gefunden wurde. Mit dem spärlichen Auftreten longitudinaler Spaltrisse geht ein fast gänzlicher Mangel von Spaltrissen auf dem Querschnitt Hand in Hand.

[1]) Rudolf Virchow. Das Vorkommen der flachen Jadeitbeile, namentlich in Deutschland. Verhandl. d. Berliner Ges. f. Anthrop. Juli 1881, p. (283).

Hieraus ergibt sich überaus selten die Gelegenheit, den Spaltwinkel des Pyroxen zu bestimmen. Neben mehreren um 87° herum schwankenden Werthen, konnte ich jedoch dreimal den Spaltwinkel gleich 87° messen. An einem kleinen Korn im Präparate aus dem Beile II wurde ein Schnitt senkrecht zur *a* Axe beobachtet, welcher demnach parallel dem einzigen vorhandenen Spaltrisse gerade Auslöschung und senkrecht darauf stark blaue Polarisationsfarbe zeigte. Im convergenten Lichte sah man eine Axe austreten, wobei eine schwache Neigung des Schnittes nach *c* bemerkt wurde. Dispersion schwach. $\rho < v$. Doppelbrechung positiv. Da auch die lebhaften Polarisationsfarben, welche in blauen, rothen und grünen Tönen erscheinen, nicht fehlen, so stimmen alle Eigenschaften mit den dem Jadeit zukommenden Eigenthümlichkeiten zusammen. Als bemerkenswerth ist noch anzuführen, dass in den Jadeitkörnern undulöse Auslöschung auftritt.

Als eine ganz besondere Erscheinung ist eine an vielen Jadeitkörnern parallel den Längskanten auftretende Faserung, von der meist nur der Kern des Kornes ergriffen ist, zu nennen. Am häufigsten und weitesten vorgeschritten ist diese Auffaserung an den Körnern im Präparate des Beiles I.

Dieses Fasersystem ist in der Mehrzahl der Fälle äusserst zart, und wo sich die Fäserchen dicht aneinander drängen, erscheint in dem Korn des Jadeit ein trüber, wischartiger Flecken.

Dass wir es hier mit dem Beginne einer substanziellen Umwandlung zu thun haben, sieht man an einigen Beispielen, wo sich die Faserung etwas mehr auflöst und entlang derselben kleine Körnchen von Epidot sich einstellen. Mit der Vermehrung der Epidotkörner tritt die Faserung immer mehr zurück und es erscheinen Anhäufungen kleiner und grösserer Epidotkörner, in deren Anordnung eine parallele Lagerung unverkennbar ist, in den centralen Theilen der Jadeitkörner. Ausser diesen centralen Epidot-Anhäufungen findet sich Epidot auch sonst in sehr bemerkenswerther Weise in Körnerform im Gemenge vertheilt und gibt somit diesem Jadeit-Vorkommen das Hauptgepräge. Im Dünnschliffe vom Beile I erscheinen die manchmal fast farblosen Epidotkörner am häufigsten und besitzen oft scharfkantige Formen ähnlich den von v. Foullon aus epidotreichen Gneissen des Arlbergtunnels beschriebenen Epidotkryställchen. (Baron v. Foullon, Gesteine u. Minerale des Arlberg-Tunnels. Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1885, Bd. XXXV, p. 85.) Sehr oft ist eine Zusammenschaarung der Epidotkörner zu bemerken. Sonst findet sich der Epidot noch in unregelmässigen und fetzigen Lappen. Für die Annahme, dass in manchen kleinen Körnchen Zirkon zu vermuthen wäre, liegen ausser einer starken Doppelbrechung keine sicheren Anhaltspunkte vor, was ich hier umsomehr hervorheben muss, da Arzruni das Auftreten von Zirkon in vielen Jadeit-Vorkommen erwähnt.

Als ein dritter Bestandtheil erscheint Rutil im Gemenge. Während derselbe in dem aus dem Beile I gefertigten Präparate sich in grösserer Menge findet, fehlt er in den aus den beiden andern Beilen hergestellten Dünnschliffen fast gänzlich. Die Kryställchen treten meist zu grösseren Krystallcomplexen zusammen, in denen die Krystalle oft so dicht aneinandergerückt sind, dass daraus nur die Krystallspitzen herausragen. Einzelne freie Kryställchen finden sich fast nur in der Nähe solcher Zusammenschaarungen, unter denen sich sehr häufig die kniefömigen Zwillinge einstellen. Im Zusammenhange hiermit erscheinen ähnliche krystallinische Häufchen, wie im Beile von Tvarožná Lhota, die ebenfalls dem Titanit angehören dürften.

Als ein gänzlich untergeordneter Bestandtheil erscheinen vereinzelt kleine Talkschuppen im Gemenge. Im Dünnschliffe vom Beile II konnte ich mit ziemlicher Sicherheit einen blättrigen Gemengtheil als Talk bestimmen. Derselbe stellt sich in langgestreckter Form mit Einbuchtungen dar und lässt deutlich ein kleinblättriges Gefüge erkennen. Zwischen den Nicols wurde er bei 90° Stellung dunkel und roth- bis gelblichgrün. Im convergenten Lichte sah man ein etwas schief austretendes Axenbild mit kleinem Winkel. In diesem wohl bestimmt dem Talke angehörigen Gemengtheil erscheinen kleine Jadeitpartien, einzelne Epidotkörnchen und ein Jadeitkorn mit schiefem Querschnitte, welches sich in Umwandlung zu Epidot befindet.

Mit den vorliegenden Beilen ist am nächsten ein Beil von Tvarožná Lhota in Mähren verwandt, welches ich durch die Güte des Herrn Prof. Maška in Neutitschein in Augenschein nehmen konnte und worüber derselbe nächstens in den Mittheilungen der Wiener Anthropologischen Gesellschaft berichten wird. Besonders das Beil Nr. III zeigt auch äusserlich viel Uebereinstimmung mit diesem mährischen Beile und bemerkenswerth ist die ausgezeichnete Durchscheinenheit beider Beile in dünnen Rändern, wobei dieselbe in beiden Fällen durch die gleichartigen grünen Flocken getrübt erscheint. Eine Schieferstructur ähnlich dem Beile von Tvarožná Lhota zeigt keines dieser drei Beile, doch sind in den Beilen II und III versteckte Andeutungen für eine geschichtete Lagerung der Masse unverkennbar vorhanden. Wenn also zwischen zwei ungarischen Beilen, wobei das dritte Beil wegen der angewitterten Oberfläche nicht in Betracht gezogen werden kann, auch äusserlich einige Verwandtschaft mit dem mährischen Beile besteht, so muss die Uebereinstimmung in der mikroskopischen Zusammensetzung der beiden von verschiedenen Fundorten stammenden Beilmassen überraschend wirken. In beiden Fällen verleiht der Epidot als Kerneinschluss und in Körnern dem Gemenge das Gepräge, und ebenso fand sich beiderseits Rutil und Titanit vor, während ich Talk im Präparate des Beiles von Tvarožná nicht beobachtete, welcher jedoch bei der geringen Vertheilung in der Masse auch bei seiner Anwesenheit sich leicht der Beobachtung entziehen kann. Bei dieser wesentlichen Uebereinstimmung der Substanzen, wobei die körnigschieferige Structur des mährischen Beiles allerdings in den ungarischen Beilen nicht hervortritt, liegt nun die Vermuthung sehr nahe, dass uns hier Fundstücke vorliegen, deren Abkunft in einem gleichartigen Vorkommen dieser Jadeitmassen zu suchen ist, so dass auch bei einer örtlichen

Verschiedenheit beider Vorkommnisse doch die genetischen Beziehungen und Lagerungsverhältnisse sich gleich sind. Das Beil von Freiberg in Mähren scheint selbst bei seiner im Allgemeinen mikroskopisch übereinstimmenden Structur anderer Provenienz zu sein als die Substanz der erwähnten Beile, während nach der Beschreibung von Arzruni das Beil von Křipic in Mähren, welches ich nicht in Augenschein genommen habe, mit dem Beile von Tvarožná Lhota und den Beilen von Ungarn auch äusserlich viel Aehnlichkeit zu besitzen scheint.

Nach ihrem allgemeinen äusseren und mikroskopischen Habitus gehören nun die drei Beile zu dem von Arzruni aufgestellten europäischen Jadeittypus I, worunter Jadeite der Schweiz, Deutschlands und zum Theil Frankreichs zusammengefasst sind. Da besonders die Eigenthümlichkeiten der Jadeitkörner, ihre Form, Ausbildung und Einschlüsse, in diesen Beilen mit der Beschreibung Arzruni's und seinen Beobachtungen an vielen europäischen Jadeitobjecten übereinstimmen, so sehe ich von der Aufstellung eines neuen Jadeittypus, der sich auf die Anwesenheit von Epidot und Rutil gründen würde, vollkommen ab und vereinige dieselben mit dem Typus I der zirkonführenden Jadeite Arzruni's. Es mögen jedenfalls weitere Untersuchungen darthun, ob nicht auch in andern Jadeiten Epidot enthalten ist, welchen Arzruni seinerzeit ebenfalls in verschiedenen Jadeiten beobachtete. Bei der Vornahme mikroskopischer Beobachtungen ist es jedenfalls selbst bei der Kostbarkeit des Materials dringend zu empfehlen, wenn nur möglich Dünnschliffplättchen von mindestens 1 □cm grosser Fläche oder mehrere Dünnschliffe der Jadeitmasse zu beobachten, um die richtige Zusammensetzung derselben zu erfahren, denn bei der Beobachtung kleiner Splitterchen und vielleicht nicht einmal erbsengrosser Präparate ist in vielen Fällen der Entgang mancher Bestandtheile sehr wahrscheinlich und daher eine weitgehende mikroskopische Classificirung leicht Irrthümern ausgesetzt. Diese Vorsicht ist desto eher anzuwenden, als es keinem Zweifel mehr unterliegt, dass wir es in der Substanz vieler europäischer Jadeitbeile mit einem „Mineral-Gemenge" oder „Gestein" zu thun haben.

5. Herr Custos **Szombathy** legt einige

Fundstücke aus Gräbern bei Klein-Hadersdorf nächst Poisdorf in Niederösterreich

vor.

Die authentische Nachricht über diesen Fund ist in einem Berichte des Herrn Bezirksarztes Dr. Josef Muhr an den Herrn Bezirkshauptmann Ernst Oser in Mistelbach ddo. 6. November 1887 niedergelegt. Der wesentliche Inhalt dieses Berichtes ist folgender:

„Am 3. November hat mir der Herr Oberlehrer Sebastian Schimpf in Klein-Hadersdorf mitgetheilt, dass bei dem soeben im Bau befindlichen Eisenbahnflügel Frättingsdorf-Poisdorf im grossen Einschnitte zu Klein-Hadersdorf, östlich von der Strasse nach Mistelbach Gräber eröffnet und in denselben verschiedene Gegenstände gefunden, jedoch von den italienischen Arbeitern nicht weiter beachtet wurden, dass er jedoch einige Bruchstücke des Fundes gerettet habe und bei sich aufbewahre.

„Ich begab mich daher am 3. November nach Klein-Hadersdorf und fand Folgendes vor:

1. Bei Herrn Oberlehrer: Bruchstücke einer Beinplatte und einen Bronzering;

2. an der Fundstelle, zerstreut im aufgeworfenen Erdreiche des Eisenbahneinschnittes: einige Topfscherben ohne Identitätsanhalt, ob dieselben auch wirklich aus der geöffneten Grabstelle stammen, Stücke der Beinplatte, endlich 2 Zähne und eine Rippe eines jugendlichen menschlichen Skelettes.

„Der Herr Oberlehrer, welcher sich schon öfters durch Sammlung fossiler Reste aus dem Belvedere-Schotter der dortigen Gegend bewährt hat, sowie die herbeigerufenen italienischen Arbeiter geben an:

„Circa 1 m unter der Grasnarbe stiess man beim Graben auf Knochen und sollen ungefähr 3 Skelette gefunden worden sein, wovon die Röhrenknochen gesammelt und am Friedhofe in Klein-Hadersdorf beigesetzt wurden. Ein Schädel lag einige Tage frei herum, es will jedoch Niemand wissen, wohin er gekommen ist. Meine Bemühungen, desselben habhaft zu werden, blieben erfolglos.

„Die Skelette sollen anscheinend in hockender Stellung beigesetzt gewesen sein und fand sich hiebei ausser den Bruchstücken der Beinplatte der beigeschlossene Ring und ein niedriges Thongefäss, angeblich ähnlich einer antiken Oellampe, welches ebenfalls zerschlagen wurde."

Herr Bezirkshauptmann Oser übersendete diesen Bericht sammt den Funden an das k. k. Münz- und Antiken-Cabinet, dessen Director, Herr Dr. Friedrich Kenner, uns dieselben freundlichst abtrat.

Die Beinstücke erwiesen sich als Fragmente einer grossen zugearbeiteten und gravirten Geweihschaufel, das Bronzestück als ein gegossener Ring von 4·5 cm Durchmesser und rhombischem Querschnitt, wie sie unter unseren Funden aus der Hallstatt-Periode häufig sind, die wenigen Gefässscherben jedoch waren recent.

Am 14. November vorigen Jahres begab ich mich nach Mistelbach und unter der freundlichen Führung der beiden Herren Oser und Dr. Muhr nach Klein-Hadersdorf, um den Funden weiter nachzugehen. Leider fanden wir den Eisenbahneinschnitt, in welchem die Funde gelegen waren, soeben zur Uebergabe fertig gestellt, so dass eine grössere Nachgrabung nicht möglich war. Nur an der südlichen Böschung des Einschnittes war noch das Profil eines mit Humus gefüllten, 1·2 m tiefen und circa 0·6 m breiten Grabes in dem hellen Sande zu erkennen. Bei der vorgenommenen kleinen Versuchsgrabung, an welcher auch Herr Schimpf theilnahm, erkannten wir aber, dass wir es nur mit dem Ende eines Grabes zu thun hatten, welches wahrscheinlich von NW. gegen SO. gerichtet gewesen war. In der entleerten Erde fand sich nur ein kleiner Scherben eines aus freier Hand geformten Gefässes.

Die neuerliche Befragung der betheiligt gewesenen Arbeiter und des Partieführers Herrn Finko ergab noch folgende Momente:

Bezüglich der Anzahl der Gräber gehen die Angaben so weit auseinander, dass einige Arbeiter 3, andere 4 Gräber beobachteten. Uebereinstimmend geben die Leute an, dass die Längsaxe der Gräber von NW. gegen SO. gerichtet war und dass die Länge derselben etwa 1·2 bis 1·4 m betrug. Dies bestätigt die Angabe des Herrn Schimpf über die hockende Lage der Skelette. Der neben der Trace liegen gebliebene und später in Verlust gerathene Schädel war nicht ganz, sondern bestand nur aus dem Stirn- und Gesichtstheile. Der Hinterhauptstheil fehlte daran.

Hierauf liessen wir diejenigen Knochen ausgraben, welche auf dem bei der Kirche gelegenen, alten, seit 7 Jahren nicht mehr benützten Friedhofe beigesetzt worden waren. Unter denselben fanden sich zunächst mehrere grössere und kleinere Bruchstücke der verzierten Geweihschaufel. Von den arg zerkleinerten Skelettresten nahm ich nur die sorgfältig zusammengelesenen Schädelreste sowie die Bruchstücke zu zwei Oberschenkelknochen mit.

Aus den Geweihresten ergab sich bei der Restaurirung das in Fig. 4 in $^1/_4$ nat. Gr. abgebildete Stück von 45 cm Länge und 13—18 cm Breite. Die in der Zeichnung weiss gelassenen Stellen fehlen noch am Originale. Nach der in der zoologischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums unter der sehr dankenswerthen freundlichen Hilfe der Herren Custos von Pelzeln und Dr. v. Lorenz-Liburnau vorgenommenen Vergleichung ist es die distale Hälfte der linken Geweihschaufel eines mässig alten Elenns, ähnlich denjenigen Exemplaren, welche Brandt in seinen Beiträgen zur Naturgeschichte des Elenns [1]) in Taf. 1, Fig. 2 und 15, sowie Taf. II, Fig. 3 und 12 abbildet und in der Grösse und Entwicklung gerade in der Mitte zwischen diesen 4 Stücken stehend. Die Endsprossen sind von der sonst unbearbeiteten concaven Seite her schief abgeschnitten. Die convexe Seite ist geglättet, an den Rändern mit Einschluss der zwei erhaltenen Sprossen zugeschnitten und auf ihrer ganzen erhaltenen Fläche mit einer aus eingeschnittenen Linien gebildeten Zeichnung bedeckt, welche einen aus drei breiten Bändern geflochtenen Zopf darstellt. Die proximale Hälfte des Geweihes ist abgebrochen.

Das Vorkommen eines Elennrestes in einem prähistorischen Grabe ist an und für sich nicht verwunderlich, da ja das frühere Vorkommen dieses jetzt so seltenen Wildes in Mitteleuropa von der neolithischen Periode an bis in's Mittelalter durch eine Reihe von Funden und durch geschichtliche Quellen verbürgt ist.

[1]) Mém. Acad. de St. Petersbourg 1870.

Für die weitere Explication dieses seltsamen Zierstückes habe ich keine näherliegenden Behelfe. Der Vergleich mit verschiedenen als Schmuck oder als Abzeichen der Würde auf der Brust getragenen Platten hat keine genügende Basis, da wir an dem Stücke selbst nichts finden, was uns über die Art, wie es befestigt oder getragen wurde, belehren könnte.

Für die Altersbestimmung haben wir nur wenig Anhaltspunkte. Der kleine Bronzering, welcher mitgefunden wurde, sagt für sich allein nicht genug. Auch wenn wir die durch keine Details, sondern nur durch die aus der Erinnerung der Leute beschriebene geringe Länge der Gräber unterstützte Angabe über die Lage der Skelette gelten lassen, kommen wir nicht weit genug. Es ist wohl nicht mehr zweifelhaft, dass die Mehrzahl der in Böhmen und Mähren gefundenen „Hockergräber" der Hallstatt-Periode zuzutheilen ist. Aber bei der geringen Zahl, in welcher sie bisher bei uns aufgefunden wurden und bei der geringen Menge der vorgefundenen Beigaben reichen unsere Kenntnisse nicht aus, um die Skelettlage allein, so charakteristisch sie ist, zur Grundlage einer Datirung zu machen.

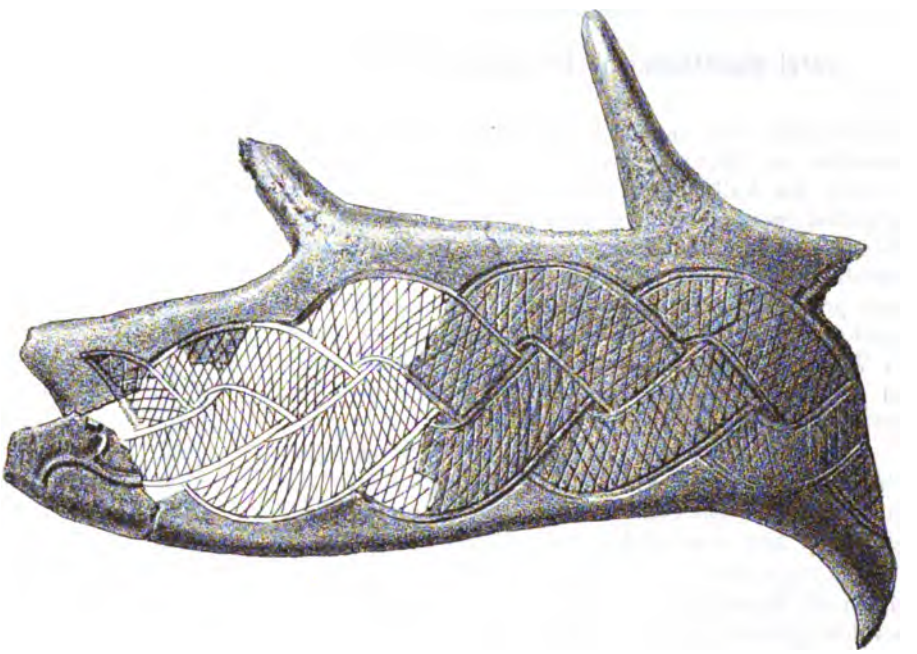


Fig. 4. $^1/_4$ nat. Gr.

Die menschlichen Knochen dieses Fundes, welche ich sehen konnte, weisen auf zwei in jüngeren Jahren gestandene Erwachsene und zwei Kinder hin. Aus den Schädelknochen liess sich nur der Hintertheil eines Schädeldaches (Parietalia, Temporalia und Occipital ohne Basis) restauriren. Ich vermuthe, dass dies der zu dem verlorenen Gesichtstheile gehörige Hinterkopf ist. Auch die beiden Oberschenkel dürften ihrem Erhaltungszustande nach zu demselben Skelette gehört haben

Das Schädeldach ist klein und dünnwandig, mit kleinem Processus mastoideus und geringen Muskelleisten, also wahrscheinlich weiblich. Seine „Breite" beträgt 135, seine „Länge" vom Bregma an ca. 100 mm. Der Schädel dürfte also meso- oder subdolichocephal

gewesen sein. Die Oberschenkel sind ebenfalls sehr zart gebaut und von fem. Form, 453 mm lang, also von einem Weibe mittlerer Grösse.

Die Herren Bezirkshauptmann Oser und Dr. Muhr beschäftigen sich seit Jahren mit prähistorischen Funden und haben besonders den Tumulis und den Wallbauten des Bezirkes Mistelbach ihre Aufmerksamkeit zugewendet. Diese Arbeiten versprechen unsere Kenntniss in mancher Richtung zu erweitern. Ich habe beiden Herren den verbindlichsten Dank für die mir von ihrer Seite zu Theil gewordene freundliche Unterstützung auszusprechen. Besondere Anerkennung verdient Herr Oberlehrer Schimpf, dessen Aufmerksamkeit und Verständniss wir die ersten Nachrichten über diesen Fund und dessen Bemühungen wir eine nennenswerthe Nachlese an Bruchstücken etc. verdanken.

6. Herr Custos **J. Szombathy** legt

drei eigenthümliche Bronzeschwerter

vor.

Dieselben sind angeblich in einem Tumulus in der Gemeinde St. Michael, Bezirk Bleiberg in Kärnten, anlässlich der Kalkschottergewinnung für den Bahnbau gefunden worden. Durch Herrn Florian Ehleitner, ehemaligem Bürgermeister von Prävali, gelangte eines derselben (nebst sehr defecten Resten eines unzweifelhaft prähistorischen Bronzekessels) an das Kärntner Landesmuseum in Klagenfurt, ein zweites an Herrn F. Weiss in Wien, ein drittes (am 18. Jänner 1884) an das k. k. naturhistorische Hofmuseum, alle drei geschenkweise.

Herr Carl Baron Hauser, Custos des Klagenfurter Museums und Herr F. Weiss hatten die Güte, mir ihre Exemplare zur Untersuchung anzuvertrauen, wofür ich ihnen hier den verbindlichsten Dank ausspreche.

Die Schwerter sind aus röthlicher Bronze. Sie besitzen die Eigenthümlichkeit, dass bei ihnen nicht wie bei den typischen Bronzeschwertern die Klinge für sich angefertigt und in den Griff eingefügt, sondern mit dem Griffe in einem Stücke gegossen wurde. In Bezug auf ihre Details stimmen sie so sehr mit einander überein, dass man annehmen muss, sie seien nach ein und demselben Modell erzeugt worden. Doch sind die Güsse verschieden gross gerathen. Das Klagenfurter Schwert (1) hat eine Länge von . . . . 62·4 cm, dasjenige des Herrn Weiss (2) eine Länge von 63·8 „ das des Hofmuseums (3) eine Länge von . 64·6 „ Von dieser Gesammtlänge nimmt der Griff 11·2 bis 11·3 cm ein, der Rest entfällt auf die Klinge. (Siehe Fig. 5.)

Der Griffkörper ist cylindrisch, von flach elliptischem Querschnitt (3 cm breit, 1·3 cm dick) und trägt 16 beiläufig 0·5 cm breite Reifchen, welche an manchen Stellen Spuren einer Kerbung erkennen lassen und von welchen die zwei unteren sich in der Richtung der Breite des Schwertes ausdehnen, um sich an die kleine Parierstange, welche 6·5 cm lang ist, anzuschliessen. Der dachig gewölbte Schwertknauf ist 5·3 cm lang und 2·8 cm breit und hat auf seinen oberen Flächen in jedem Quadranten 6 mehr oder weniger deutlich ausgearbeitete parallele Furchen, welche eine rhombenförmige Mitte umgeben. Die Klinge ahmt die Schilfblattform der typischen Bronzeschwerter einigermassen nach, doch verringert sich die in der Längenmitte liegende grösste Breite von 3 cm im oberen Viertel nur um 0·3 cm. Gegen die Spitze verjüngt sich die Klinge ganz allmälig.

Fig. 5.

Allen drei Schwertern ist der sehr bemerkenswerthe Fehler gemeinsam, dass die Axe des Griffes nicht mit jener der Klinge zusammenfällt, sondern von ihr um einen Winkel von etwas mehr als 3° abweicht, was offenbar auf eine Ungenauigkeit bei der Zusammensetzung des gemeinsamen Modells zurückzuführen ist.

Die weitere Bearbeitung des Gusses ist mangelhaft und mit ziemlich groben Feilen gemacht. An dem Schwerte Nr. 2 ist nicht einmal die die Schneide unganz machende Gussspur weggearbeitet.

Die Patinirung ist bei jedem Stücke anders. Nr. 1 hat einen gelbgrünen, mit unregelmässigen Rinnen durchsetzten Ueberzug und zeigt am Griffe ausserdem noch Reste einer fast schwarzen lackähnlichen Schichte; Nr. 2 hat eine lichte, bläulichgrüne Patina, welche Theile der Gusshaut oder der blank gefeilten Flächen der Klinge frei lässt und an den letzteren Stellen nur in den feinen Einschnitten der Feilstriche sitzt, während sie in den breiteren Furchen zwischen den Rippen des Griffes in Form von schaumigen, lockeren Partien angesammelt ist; Nr. 3 ist ziemlich gleichmässig mit einer dunkelgrünen Schichte überzogen, welche an mehreren Stellen das Ansehen einer dick aufgetragenen, hinübergeronnenen Farbe zeigt. Alle diese Ueberzüge sind in kalter Salzsäure partiell, aber ohne Aufschäumen löslich und ich halte sie daher für Farbanstriche, welche keine Kupfer-Carbonate enthalten.

Nach alledem bin ich nicht geneigt, diese drei Schwerter für echt und alt zu betrachten.

7. Herr Custos J. **Szombathy** zeigt

Moderne Fibeln aus dem Gebiete der Südost-Alpen.

Ich möchte mir heute noch erlauben, Sie mit einem neuen Typus von Fibeln bekannt zu machen. Das erste Exemplar derselben, welches ich kennen lernte, erhielt das Klagenfurter Museum vom Lorenzenberge nächst Micheldorf bei Friesach in Kärnten. Der hochverdiente Custos dieses Museums, Herr Baron Hauser, hatte die Güte, mir eine sehr genaue Zeichnung derselben zu übersenden, nach welcher die Fig. 6 angefertigt wurde. Ein zweites Stück erhielt das Hofmuseum im Herbste 1886 durch Herrn Professor Moser (Triest) von St. Katharina bei Jelšane in Istrien (Fig. 7) und ein drittes ganz ähnliches Stück brachte man mir im vorigen Frühjahre während meiner Ausgrabungen in Sta. Lucia (Görz) als einen von einem benachbarten Ackerfelde herrührenden Fund.

Diese Fibeln sind aus einem Stücke gelben, jetzt mit einer dünnen Patinaschichte überzogenen Drahtes so gemacht, dass derselbe, vom oberen Ende der Nadel an, einen aus 3—6 Schlingen bestehenden Kranz bildet, wieder zur Nadel zurückkehrt, diese umwindet und dann den von 2 oder 4 Schlingen unterbrochenen Bügel bildet, dessen unteres Ende sich durch einfache Umbiegung zum Nadelhalter gestaltet. Der Bügel ist durch aufgefädelte Glasperlen und Stücke einer feinen Drahtspirale verziert. Bei dem Stücke vom Lorenzenberge ist neben dem mit einem feinen Spiraldraht umwickelten Bügel ein zweiter dünnerer Draht eingehängt, welcher die Glasperlen trägt.

Es ist nicht zu leugnen, dass die Form etwas Prähistorisches an sich hat und einerseits an gewisse, aber viel grössere ungarische Bronzedrahtfibeln, andererseits an italienische Formen, welche Montelius [1]) zum Theil als Vorläufer der Schlangenfibel in Anspruch nimmt, erinnert, aber die Aehnlichkeit ist eine sehr weit entfernte. Ich möchte diese Form nicht für prähistorisch halten.

Gegen ein hohes Alter sprechen verschiedene Umstände: die sehr flüchtige Mache, die nebensächliche Behandlung des Fussstückes, die gute Erhaltung der feinen Drahtspiralen u. a. Der Draht, aus welchem die Fibeln gemacht sind, zeigt endlich Merkmale, welche ich nur an gezogenem Draht kenne.

Ich war daher sehr erfreut, als ich im verflossenen Herbste während meiner Ausgrabungen in Unterkrain solche Fibeln bei den Slovenen und Kroaten an der mittleren Kulpa im Gebrauche fand. Die althergebrachte Werktagstracht der dortigen Bauern besteht in der wärmeren Jahreszeit ausser dem Hute und der wechselnden Fussbekleidung nur aus einer weiten Leinenhose ohne Taschen und einem über dieselbe herabreichenden Leinenhemde (daher der Name „Weisskrainer"). Der Halskragen dieses Hemdes ist jetzt meist so wie bei unseren Hemden zuzuknöpfen, manchmal aber, besonders bei älteren Leuten hat er kein Knopfloch, sondern wird durch eine den oberwähnten Funden ähnliche Fibel zusammengehalten. Die Figuren 8 und 9 zeigen die gebräuchlichsten Formen derselben, welche man auf den Märkten für 1—2 Kreuzer per Stück verkauft.

Fig. 6.

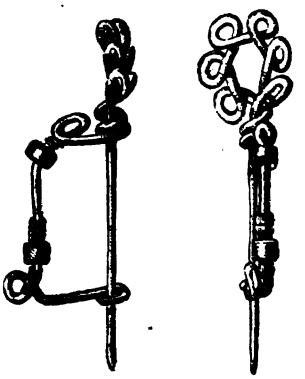


Fig. 7.

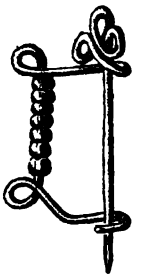


Fig. 8.

Fig. 9.

4/5 nat. Gr.

Es ist bekannt, dass diese charakteristische Tracht unter den Südslaven früher weiter verbreitet war als heutzutage, und dass sie immer mehr und mehr vor der aus dem Westen und Norden hereindringenden sogenannten „deutschen", in Krain auch „krainerischen" Tracht, welche sich dunkler Baumwoll- und Schafwollstoffe bedient, zurückweicht und ihr wahrscheinlich bald unterliegen wird. Vielleicht hängt der hier vorgelegte Fibeltypus mit jener alten Tracht enger zusammen. Dann könnten diese Funde auch Anhaltspunkte für deren ehemalige Verbreitung abgeben.

8. Herr **Johannes Richter** in Augsburg übersendet einen kurzen Bericht über

Ausgrabungen und Funde aus vorgeschichtlicher Zeit in Schwaben.

Die Ausgrabungen wurden auf Kosten des historischen Vereins für Schwaben und Neuburg unternommen, und zwar von Herrn Director Flacho, der

[1]) Oscar Montelius. Spännen från bronsåldern. Antiquarisk tidskrift för Sverige, Del. 6, Nr. 3, Fig. 22, 23, 24, 34, u. a.

diese Arbeit leitete, sowie von Dr. von Rad und von mir. Die erste Arbeit bestand in der Abtragung zweier Grabhügel bei Pforzen. (Ueber eine frühere Grabung in dieser Gruppe berichten die Mittheilungen des Museums-Vereines für vorgeschichtliche Alterthümer Baierns in Nr. 8 vom September 1886, und sind die betreffenden Funde im Privatbesitz des Apothekers Leichtle in Kempten.) Die Situation ist folgende: Wenn man von der Station Pforzen (zwischen Buchloe und Kaufbeuren) nach dem Orte Pforzen in das $^1/_2$—$^3/_4$ Stunden breite, jetzt stark versumpfte Thal der Wertach hinabschreitet, so finden sich rechts vom Wege auf feuchtem Grunde etwa 75 Grabhügel von 1—2 m Höhe. Einer derselben ist sogar 2·60 m hoch und 120 Schritte im Umfang und trägt auf seinem Rücken einen kleinen Fichtenbestand. Da er aber in zwei Grundbesitze hineinreicht, von welchen ein Eigenthümer sich der Oeffnung widersetzt, konnte an die Abgrabung nicht geschritten werden. Es wurde ein unbewachsener Nachbarhügel gewählt, welcher 1·40 m hoch und 60 Schritte im Umfang war und über die Mitte 14 m mass.

Das Material war lehmiger Sand. Es muss hiebei erwähnt werden, dass die Bodenfeuchtigkeit auch den ganzen Hügel durchzog und es unmöglich machte, die eingelegten Urnen zu heben. Die Ausgrabung geschah nach Naue'scher Methode im Cylinderstich.

Bei 40 cm Aushub kamen auf einer starken Kohlenschicht 2 schön patinirte Bronzearmringe, fein geperlt, mit kräftig gegliederten, petschaftartigen Schlussknöpfen zum Vorschein. Die Ringe entsprechen genau dem bei Lindenschmit, Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit I, Heft IX, Taf. I, Fig. 9 abgebildeten, dem Römerkessel bei Landsberg entstammendem Ringe, nur tragen die Schlussstücke kleine eingravirte Kreise. Auch das eine Endstück eines bedeutend kleineren Armringes wurde gehoben, ohne dass die Fortsetzung gefunden werden konnte. An Thonscherben fanden sich eine grosse Menge ganz kleiner, völlig unzusammensetzbarer, meist unverzierter oder nur mit wenig Parallelstreifen am Halse versehener Urnen. Obwohl bis zum gewachsenen Boden gegraben wurde, kam ausser zerstreuten Urnenresten nichts weiteres in unsere Hände. Die Bestattung (Leichenbrand mit winzigen Knochensplittern und zerstreuter Knochenasche) scheint aller Wahrscheinlichkeit nach der La Tène-Periode anzugehören.

Während des Nachmittags wurde ein kleiner Hügel einer zweiten Gruppe, im gleichen Thale, $^1/_2$ Stunde nördlich von den Pforzener Hügeln, bei dem Dorfe Rieden, gänzlich abgehoben. Es fanden sich hier keine Metallbeigaben, sondern nur die Scherben zweier ornamentirter Urnen, welche zum Theil mit kleinen vertieften Dreiecken verziert waren. Dieselben sind tief eingegraben, haben jedoch trotz sorgfältiger Reinigung keine Kreideausfüllung ergeben. Die Aneinanderreihung der kleinen Dreiecke in den Bändern ist genau dieselbe wie bei Lindenschmit I, XII, 3, Fig. 4. — Es scheint somit der Hügel in der älteren Hallstatt-Periode errichtet worden zu sein; viel Kohle zeigte sich längs des ganzen Hügelbodens. Eine Zeichnung der Lage dieser beiden Hügelgruppen und Verzeichniss der ersten Funde gibt Raiser in seinen Denkwürdigkeiten des Ober-Donaukreises 1830, S. 66 u. f.

Am 12. Juni v. J. grub mein Freund Flacho bei Strassberg (Station Bobingen zwischen Augsburg und Buchloe). Dort befinden sich am Waldesrand der über die Wertachebene aufsteigenden alten Uferhöhe 18 Grabhügel; aus zweien derselben hat Raiser schon einige Eisenfunde in's hiesige Museum geschafft.

Raiser schreibt darüber in seinen Beiträgen für Kunst und Alterthum im Ober-Donaukreis 1831, Seite 26: „Der von uns geöffnete Grabhügel bestand oben aus Sand, in der Mitte aus Lehm und unten zeigte sich hellgrauer Letten, der das Arbeiten sehr erschwerte. Es fanden sich kleine Scherben unverzierter, grobthoniger Urnen, dagegen weder Kohlenspuren noch Knochenreste. Am gewachsenen Boden lag aber eine schöne, geschweifte Eisenlanzenspitze (an der Grabperipherie), in 3 Theile zerfallen, welche sich jedoch zusammensetzen liessen. Die Lanzenspitze ist $24^1/_2$ cm lang, wovon $5^1/_2$ cm auf die unverzierte Tülle treffen, an der breitesten Stelle misst die Spitze $4^1/_2$ cm."

Am 31. Juli wurde ein Hügel bei Leipheim (nahe Günzburg a. d. Donau) in Angriff genommen. Dort befinden sich im Bubesheimer Gemeindeholz, Abtheilung „Holzegart", mehrere Grabhügel. Durch Fuchsbauten sind sie leider nicht ungestört geblieben. Die Höhe des abgegrabenen Hügels, dessen dem Strassberger Hügel entsprechende Bodenbeschaffenheit $1^1/_2$ Tage Arbeitens bis zur gänzlichen Abtragung erforderte, betrug 1·55 m, Umfang 76 Schritte, Durchmesser 16 m. — Bei 30 cm Aushub kamen Scherben verschiedener Urnen zum Vorschein, zuerst in südlicher Richtung, dann ein ganzes Nest Scherben in nordwestlicher Richtung. Eines der Gefässe konnte zu zwei Drittheilen zusammengesetzt werden und ergab einen Flachteller mit sehr breitem Rande, verziert mit seicht eingegrabenen Dreiecken in verschiedener Schraffirung; der schmale Boden mit concentrischen Kreisen ausgefüllt, die Farbe ist dunkelgrau. Auch Scherben schön gewölbter, dünner, glänzend graphitirter Schüsseln, sowie eine fast ganz reconstruirte Schüssel mit ungewölbten, schiefen Wänden kamen vor, deren Feinheit besonders auffallend ist. Eine Urne, welche ebenfalls nur in Bruchstücken zum Vorschein kam, aber leider nicht restaurirt werden konnte, zeigt das einfache Kreisornament am rothen (vielleicht gefärbten) Thon. Nahe dem gewachsenen Boden fand sich in nördlicher Richtung ein Bronzestück, welches dem Bogen einer Sichel ähnelt, und dabei eine schöne, bronzene Lanzenspitze in 2 Theilen (ohne Mittelstück), wovon der untere Theil mit der Tülle 9 cm, die Spitze mit starker Mittelrippe 5 cm misst, so dass die ganze Spitze circa 16 cm gross gewesen sein dürfte. Offenbar hat sie sich im seinerzeitigen Brande gebogen und umschliesst auch heute noch einen Theil des angelegenen Knochens nebst einem Kohlenstückchen. Die Tülle ist mit feingezogenen Parallellinien verziert. Am gewachsenen Boden zeigten sich ebenfalls eine grosse Masse Thonscherben und auch ein ganz erhaltener Topf aus Thon mit halbmondförmigen Eindrücken am schwach einbiegenden

Halse. Aeussere Höhe 13, innere Höhe 12 cm, am breitesten Theil des Bauches 11½, über dem Hals quer gemessen 9¾ cm breit. Auch ein in 60 cm Aushubhöhe gelegener, aus 5 Theilen zusammensetzbarer, gut ½ cm starker Wehrring aus Bronze, 15—16 cm innerer Weite, mit kleinem, plattgeschlagenem, durchlochtem Anhängestück und ein ungegliedertes Stück Eisen kamen heraus. Herr Dr. Naue verlegt diesen Fund in die ältere Bronzezeit. Vergl. Raiser 1831, a. a. O. Seite 17.

Am 4. September öffneten wir einen der fünf seitab der Strasse von Göggingen nach Wellenburg; nahe bei Radegundis gelegenen Hügel. Dieselben sind auf einer Wiese schwach aufsteigend und jedenfalls nur als Reste einer grösseren, dem Ackerbau zum Opfer gefallenen Gruppe anzusehen, die Raiser 1832 a. a. O. S. 41 beschreibt. Höhe des Hügels 1·15 m, Durchmesser 23·5 m, Umfang 88 Schritte. Oben zeigten sich vertheilt drei kleine, nicht zusammengehörige Scherben. Wir gruben wieder einen mittleren Schacht und trieben nur, um wegen eines nicht entdeckten Steinrings sicher zu sein, einen Stollen von der Seite zur Mitte durch. Der Hügel bestand oben aus Humuserde, dann aber aus feuchtem, glänzendschwarzem Letten. Bei 60 cm zeigte sich ein kleiner eiserner Kelt, der in der Form mit dem von Scheidemandel, Parsberg Tafel I, 6, abgebildeten übereinstimmt und daneben drei winzige Bruchstücke von einem bronzenen Armringe oder dergleichen. Unweit davon, etwas tiefer lag und mit dem Boden nach oben schiefgestellt, eine Vase von 12 cm Höhe, ungemein zierlich, von rothem Thon, dünnwandig. Der breite, nur sehr wenig ausweichende Hals hatte durch rings umlaufende Furchen ein wulstartiges Ornament erhalten, während der stark gewölbte Bauchtheil an der obern Hälfte schräggezogene Wulstlinien aufweist; den oberen Theil des Halses verband ein Henkel, dessen beide Ansätze noch sichtbar sind, mit dem Bauche. Eine andere, etwa 57 cm hohe Urne, unverziert, lag noch zur ganzen Hälfte erhalten im nassen Hügel, war aber so sehr durchweicht und geborsten, dass sie leider nicht gehoben werden konnte. Nahe dem gewachsenen Boden kamen vereinzelt kleine Scherbchen eines hellrothen Gefässes, völlig unbestimmbarer Form und Grösse, mit einem aus Zickzackstreifen- und Bandverzierungen gebildeten hübschen Ornamente vor, die nur mit grosser Sorgfalt gehoben werden konnten, an der Luft aber rasch fast jede Spur ihrer Zierde verschwinden liessen. Zwei kleinere Eisentheile fanden sich auch noch vor. Der Fund dürfte wahrscheinlich in die älteste La Tène-Periode zu setzen sein. Der benachbarte, 8 Tage später ausgegrabene Hügel schien ungestört und ergab bei 40 cm Aushub eine starke Kohlenschichte mit kleinen Eisenresten und vielen unzusammenhängenden Scherben ohne Ornament, jedoch nicht die geringsten erhaltenen Beigaben.

Wir haben durch diese Arbeiten zunächst einen Ueberblick über die, unserer künftigen mehr localisirten Thätigkeit vorbehaltenen Aufgaben gewinnen können. Wir finden, dass der Lech eine dauernde Scheide zwischen den vindelicischen Stämmen an seinen Ufern bildete, denn während Dr. Naue allenthalben auf Steinsetzung und Skelettbegräbnisse stiess, fand sich bei uns nie Steinkranz oder Steinwölbung und nie eine unverbrannte Spur von Knochenresten.

Die äussere Form (mehr oder weniger genau rund) unterscheidet diese Hügelgräber nicht. Die Fundgegenstände kamen sämmtlich nach thunlichst guter Restauration in das hiesige Maximilians-Museum.

Ausserdem wurden uns aus der Klein-Ofnet-Höhle bei Nördlingen von befreundeter Seite ca. 200 Zähne von Hyäne, Pferd, Fuchs etc. übersandt, welche Funde der leider durch seine Ernennung zum Medicinalrath für Bayreuth inzwischen abgegangene Paläontologe Dr. Roger untersuchte und bezeichnete und mit O. Fraas' Ergebnissen der Gross-Ofnet genau übereinstimmend fand.

Ebenso wurden mir dieser Tage aus einer Höhle bei Gingen a. d. Brenz das Vordertheil des rechtsseitigen Unterkiefers eines Höhlenbären mit dem unversehrten Vorderzahn und sonstige Wirbel- etc. Knochen überbracht, welche ich dem Museum zum Eigenthume übergab.

Beim Fällen einer alten Eiche zu Kirchseeon am Chiemsee kamen 12 sogenannte Kalenderringe, die in's Holz eingewachsen waren, aus dem Baumstrunk. Einer davon wurde dem Museum zum Geschenk übermacht. Es ist ein etwa über 1 cm starker Ring aus Bronze von 13 cm äusserem Umfange und hat an der Aussenseite 52 starke Bronzerippen. Herr Franz Weber bezeichnet ihn als Schwurring.

Vom Eisenbahnbau bei Sonthofen im Allgäu wurden uns aus Hügelgräbern bei Altstätten, leider ohne nähere Angaben, zwei Spatha und ein einscheidiges, breitrückiges Schwert, sowie Bruchstücke einer Bronzegürtelschliesse und zweier silbernen Ringe übersandt. Das einschneidige Schwert gleicht dem in Lindenschmit, Merovinger I. Seite 214 abgebildeten Scramasax. Es misst 56 cm, wovon 39 auf das vom Griff schräg zum Rücken aufbiegende Messer entfallen; der Rücken misst fast 1 cm Breite. Die eine Spatha hat eine Länge von 73 cm, wovon 8½ auf den Grifftheil bis zum Querstück entfallen; an der stärksten Breite misst die Klinge 5 cm, die Spitze fehlt. Die andere Spatha ist durchweg 5 cm breit, am Ende der Klinge abgebrochen, hat jetzt noch 60 cm Länge, wovon 8 cm auf den Grifftheil bis zur sehr defecten Querstange treffen. Die drei Waffen sind von Eisen, in einem Stück mit dem Grifftheil. Am Grifftheil, wie auch an der Klinge lassen sich deutlich Spuren der alten Holzüberkleidung (Griff und Scheide) entdecken und an einer Stelle könnte vielleicht ein ganz kleiner Rest des Stoffüberzugs constatirt werden. — Die bronzene Gürtelschliesse gleicht der bei Lindenschmit, Merovinger II, Tafel V, Figur 347 abgebildeten, doch fehlt der unserigen leider der Dorn. Reste des Ledergürtels sind an den Nägeln erhalten geblieben. Die Ringe, von denen einer noch ganz ist, der andere nur zu ½ gefunden wurde, sind rund und glatt. Im inneren Durchmesser hält der ganze Ring 3½ cm. Ein Theil des Ringes ist auf dem äusseren Rücken mit einem scharf geprägten, hervorragenden

Grat und beiderseitigen hervorragenden Wellenlinien mit in der nach innen offenen Wellenseite eingefügten Zierstiftchen ornamentirt. Das Ganze ist von bewundernswerther Präcision. Neben diesem Ornamente schliessen sich abgebrochene Silberdrähte an. Vielleicht haben beide Ringe einst zusammengehört und waren durch die Silberdrähte verbunden. Sie würden auf diese Weise eine interessante Abart der spiralförmigen Mantelschliessen bilden.

Von einem zufälligen Grabhügelfunde bei Nattenhausen, nahe Krumbach, Station Dinkelscherben der Bahnlinie Augsburg-Ulm, erwarben wir eine Schüssel von rother Farbe mit graphitirtem Rande und graphitüberstrichenem Vierstrich-Ornamente am Bauche; vier kleine Goldspiralen mit 3, 3, 7, 8 Windungen mit kreisförmiger Weite im Umfang eines Markstückes bis zu einem 50-Pfennigstück; zwei Thonscherben mit rohgezogenen, vertieften Strichen in regelmässiger Entfernung, zwei stark patinirte Nägel von 2 und 4 cm Länge mit flachen, grossen Köpfen; ein stark patinirtes, feines Messer von 11 cm Länge mit breitem Uebergang zum fehlenden Griffttheil; drei Theile eines kleinen gedrückt-ovalen Bronzeringes und das Kopfstück einer Gewandnadel mit im Kreise umlaufenden Linien verziert, der Kopf flach abschliessend.

Das war unsere sehr geringe, vorjährige Thätigkeit, die im kommenden Sommer mit mehr Erfahrung fortgesetzt werden soll. Heuer hoffen wir auch eine der vielen Trichtergruben anzupacken, die eine besondere Eigenthümlichkeit unserer nächsten Umgegend sind. Bei Westheim sind auf zwei Stunden Fusswanderung in drei Abtheilungen gut 2000 solche Gruben zu sehen. Bei Aichach hat ein grösserer Wald danach seinen Namen „Grubet" erhalten. Ich hoffe eine besonders tiefe (40') Grube anpacken zu können.

9. Als Geschenke für die Bibliothek sind eingelangt:

Chalatjiantz Grigor: Tszagir haj azga grutjan jen azgajin in awabanakan soworatjumnjeri (Programm zum Aufsammeln von ethnographischem Material und von Volksgebräuchen. In armenischer Sprache. 127 p. 8°. (ded. Aut.)

Wang N.: Die Ergebnisse der Urgeschichtsforschung in Oesterreich-Ungarn. Sep.-Abdr. aus der „Oesterr.-ungar. Revue" 1887. 43 p. 8°. (ded. Aut.)

Montelius, Dr. Oscar: Ueber die Einwanderung unserer Vorfahren in den Norden. Sep.-Abdr. aus Nordens Tidskrift 1884. Uebersetzt von J. Mestorf. 152—160 p. 8°. (ded. Aut.)

Mestorf J.: Antiquarische Miscellen. 8. Zur Geschichte der Besiedelung des rechten Elbeufers. Sep.-Abdr. aus der Zeitschrift für Schleswigholst.-Lauenburgische Geschichte XVII. 203—220 p. 8°. (ded. Aut.)

Brinton Daniel G.: On the so called Alagüilac Language of Guatemala. Read before the American Philosophical Society. Nov. 4ⁿ, 1887. 365—377 p. 8°. (ded. Aut.)

Brinton Daniel G.: On an ancient human footprint from Nicaragua. Read before the American Philosoph. Society. Nov. 18th. 1887, 436—444 p. 8°. (ded. Aut.)

Mac Coy Frederick: Prodromus of the Zoology of Victoria or figures and descriptions of the living species of all classes of the Victorian indigenous animals. Decade XV. Natural history of Victoria Melbourne. 157—193 p. 8°. (ded. Museum and national Gallery of Victoria.)

Ernst A.: Die ethnographische Stellung der Guajiro-Indianer. Aus den Verhandl. der Berliner anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 16. Juli 1887. (425)—(444) p. 8°. (ded. Aut.)

Riedel, Dr. J. G. F.: Die Landschaft Dawan oder West-Timor. Vortrag gehalten in der 60. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Wiesbaden. Sep.-Abdr. a. d. Deutschen geogr. Blättern, Heft 4, Bd. X. 278—288 p. u. 1 Karte (ded. Aut.)

Hoernes, Dr. Moriz: Dinarische Wanderungen. Culturund Landschaftsbilder aus Bosnien und der Herzegovina. Mit 50 zum Theil nach Skizzen des Verfassers angefertigten Abbildungen und einer Karte. Wien 1888. 364 p. 1 Karte 8°. (ded. Aut.)

Pitt Rivers: Excavations in Cranborne Chase near Rushmore, on the Borders of Dorset and Wilts. Vol. I. 1887, 254 p. 74 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Lissauer, Dr. A.: Die prähistorischen Denkmäler der Provinz Westpreussen und die angrenzenden Gebiete, mit 5 Taf. und der prähistorischen Karte der Provinz Westpreussen. 5 Taf. 4°. (ded. Naturforsch. Gesellsch. in Danzig.)

Kopernicki, Dr. J.: Czaszki przedmieszczan krakowskich z XVII i XVIII wieku. Kraków 1887. [25] 8°. (ded. Aut.)

Topinard P.: Présentation de quatre Boshimans vivants. Ext. des Bulletins de la Société d'Anthropologie. Séance du 7 Octobre 1886. Paris 1887. 40 p. 8°. (ded. Aut.)

Topinard P.: Crane trépané sur le vivant et après la mort. Ext. des Bulletins de la Société d'Anthropologie. Séance du 21 juillet 1887. Paris 1887. 24 p. 8°. (ded. Aut.)

Topinard P.: Mensuration des cranes de la caverne de Beaumes Chaudes, Époque néolithique d'après les registres de Broca. Ext. Revue d'Anthropologie 15me A. 3me Série. Tome I. 1886. 2. Fas. Paris 1886. 193—208 p. 8°. (ded. Aut.)

Topinard P.: L'anthropologie criminelle. Ext.: Revue d'Anthropologie 16me A. 3me Série. Tome II. 6. Fas. Paris 1887, 658—691 p. 8. (ded. Aut.)

Heriz Enrique: Ratones y Orugas origin y extincion de las especies. Barcelona 1887. 16 p. gr. 8.

Photographische Abbildungen einer Collection von Zeichnungen, die Berg- und Hütten-Director Grossr in Neuhütten von Funden aus der Hradiste bei Stradonitz anfertigen liess. 44 Stück. (ded. Commerzialrath Isidor Weinberger.)

The Canadian Record of Science including the Proceedings of the Natural history Society of Montreal, and replacing the Canadian Naturalist. Volume III. number 1. (ded. Redaction.)

Cels Alph.: Essai d'une classification des instruments quaternaires en silex et considérations préliminaires sur l'existence de l'homme a l'époque tertiaire dans les environs de Spiennes. Extrait du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome VI. 1887—1888. (ded. Aut)

K. F. Holle: Schets-Taalkaart van Sumatra. Schaal 1 : 2000000. Batavia 1887. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft für die Geschenke ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Mach, F. Müller, S. Wahrmann und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 2. **Sitzungsberichte.** **Februar 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 14. Februar 1888.** 1. Neue unterstützende Mitglieder; S. [21]. — 2. Aufnahme wirklicher Mitglieder; S. [21]. — 3. Verstorbenes Mitglied; S. [21]. — 4. Geschenk des Herrn Weinberger; S. [21].
Jahres-Versammlung am 14. Februar 1888. 1. Eröffnung; S. [21]. — 2. Jahresbericht; S. [21]. — 3. Rechnungsabschlüsse; S. [28]. — 4. Neuwahlen in die Vereinsleitung und den Ausschuss; S. [29]. — 5. Neues correspondirendes Mitglied; S. [29]. — 6. Neues Mitglied des Redactions-Comités; S. [29]. — 7. Wahl eines Ehrenmitgliedes; S. [29]. — 8. Dank an die Gönner der Gesellschaft; S. [29]. — 9. Uebergabe des Vorsitzes; S. [29]. — 10. Haberlandt, Die Cultur der Eingeborenen der Malediven; S. [29]. — 11. Spöttl, Niederösterreichische Tumuli; S. [37]. — 12. F. Leger, Depotfund bei Kron-Koritschen; S. [37]. — 13. Trapp, Erdställe in Mähren; S. [38]. — 14. Kaltenegger, Entgegnung auf Dr. Wilckens Kritik; S. [40]. — Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft; S. [43].

Ausschuss-Sitzung am 14. Februar 1888.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Franz Ritter von Hauer.

1. Nachfolgend verzeichnete wirkliche Mitglieder haben erklärt, der Gesellschaft von nun an als unterstützende Mitglieder angehören zu wollen:

Wilhelm Osborne, Gutsbesitzer in Dresden,
Felix von Zwicklitz in Wien,
Se. Excellenz Hans Graf Wilczek in Wien,
Se. Excellenz Edmund Graf Zichy in Wien,
Dr. Dominik Kammel Edler von Hardegger in Stronsdorf, Niederösterreich.

2. Als wirkliche Mitglieder wurden aufgenommen:

Carl Bauda, Ingenieur in Ragusa,
Albert Speyer, Grosshändler in Wien,
Franz Leger, Zuckerfabriksbeamter in Lužau, Böhmen,
August Schnapper, Privatier in Wien,
Hans Koblitz Ritter von Willmburg in Wien,
Dr. Johann Gschirhakl, k. k. Regimentsarzt in Wien,
Dr. Ferdinand Fischer, k. k. Regimentsarzt in Wien.

3. Verstorben ist Herr Johann Gigl, Inspector der Südbahn i. P. in Wien.

4. Herr Secretär Heger legte dem Ausschusse 44 Blätter photographischer Abbildungen vor, welche die wichtigsten Objecte der seinerzeit vom Berg- und Hüttendirector Grosse in Neuhütten (Böhmen) zusammengebrachten vor- und frühgeschichtlichen Sammlung von Hradište bei Stradonic darstellen. Die Sammlung befindet sich jetzt im Besitze des k. k. naturhistorischen Hofmuseums. Die Photographien sind ein Geschenk des Herrn Commerzialrathes Isidor Weinberger, für welches der Ausschuss dem Spender zum wärmsten Danke verbunden ist.

Jahresversammlung am 14. Februar 1888.

Vorsitzender: Herr Hofrath Dr. Franz Ritter von Hauer.

Schriftführer: Herr Secretär Franz Heger.

1. Der Vorsitzende eröffnet die Jahres-Versammlung und constatirt die Beschlussfähigkeit derselben.

2. Der Vorsitzende ersucht Herrn Secretär Heger, in Abwesenheit des Präsidenten den von Letzterem verfassten

Jahresbericht

über die Thätigkeit der Gesellschaft im abgelaufenen Vereinsjahre zu verlesen. Derselbe lautet:

Geehrte Versammlung!

Das abgelaufene Jahr darf als ein für die Entwicklung unserer Gesellschaft höchst fruchtbares bezeichnet werden. In dem Jahresberichte für 1886 konnte ich Ihnen bereits mittheilen, dass Ihr um das Gedeihen der Gesellschaft stets eifrigst bemühter Ausschuss geeignete Massregeln zur Hebung unseres Mitgliederstandes in ernste Erwägung ziehe. Diese Berathungen haben zu einer durch die Energie unseres ersten Secretärs gelungenen Action geführt. Wir verzeichnen als unmittelbare Folge eines an die Freunde der Anthropologie versendeten Aufrufes einen Zuwachs von 96 Mitgliedern, worunter sich 12 unterstützende Mitglieder befinden. Diese letztere, ganz besonders dankenswerthe Kategorie hat sich in den letzten Monaten auf 29 erhöht. Dieser erfreuliche Zuwachs um nahezu ein Drittel der bisherigen Zahl gestattet uns, die Publicationen der Gesellschaft auf der bisherigen Höhe zu erhalten und überhaupt mit etwas grösserer Zuversicht in die Zukunft zu blicken. Sie werden daher gewiss mit mir in dem Ausdrucke wärmsten Dankes Herrn Heger gegenüber einstimmen, welcher seine Uebernahme unserer Geschäfte in wahrhaft schöpferischer Weise inaugurirt und den thatsächlichen Beweis geliefert hat, dass die Besserung der unsere Thätigkeit etwas beengenden Verhältnisse nur durch unverdrossene Verfolgung unserer Aufgaben und

durch möglichst regen Contact mit den tiefer denkenden Elementen unserer Bevölkerung angebahnt werden kann.

Lassen Sie mich zugleich der hochherzigen Unterstützung mit tiefgefühltestem Danke gedenken, welche uns im verflossenen wie in den früheren Jahren von Seite Sr. Majestät des Kaisers in reichstem Masse zu Theil wurde. Auch das hohe Unterrichts-Ministerium hat uns im verflossenen Jahre eine erhöhte Subvention von vierhundert Gulden zugewendet. Dazu treten aber noch andere an Localvereine und einzelne Forscher für prähistorische Studien verliehene Subventionen Seiner Majestät des Kaisers und der kaiserlichen Regierung, deren grossmüthiger Gewährung thatsächlich ein grosser Theil der ausgeführten praktischen Arbeiten zu verdanken ist.

Ausser diesen uns so werthvollen Beweisen von Huld und Theilnahme grosser Kreise an unsern Bestrebungen hat uns jedoch das Jahr 1887 schwere Verluste an bewährten Freunden und hervorragenden Vertretern unserer Disciplinen gebracht. Wir haben durch den Tod verloren an ordentlichen Mitgliedern Herrn Hofrath Carl von Langer, Herrn geheimen Kammerrath H. Grotrian, den Freiherrn Werner von Riese-Stallburg, Herrn Universitäts-Professor Dr. F. Schott, Herrn Sectionschef Carl Fidler, Herrn Hofrath und Universitäts-Professor Dr. Carl R. v. Schroff, Herrn Oberstabsarzt Dr. Joh. Tomowitz, unseren langjährigen Revisor. Diese Liste von schwerwiegenden Namen ist durch die correspondirenden Mitglieder zu ergänzen: Alexander Ecker (Freiburg), Graf Gozzadini (Bologna), Charles Rau (Washington).

Zu dem beredten Nachrufe, welchen Herr Hofrath Dr. Meynert dem Andenken und der wissenschaftlichen Bedeutung unseres verewigten Vice-Präsidenten in der Sitzung vom 13. December 1887 gewidmet hat, will ich nur Weniges hinzufügen. Langer zählte zu den ältesten und verständnissvollsten Theilnehmern unserer Bestrebungen, waltete stets mit grösster Gewissenhaftigkeit seines Amtes und stand uns bei allen Gelegenheiten mit Rath und That treu zur Seite. Wir müssen diese selbstlose Opferwilligkeit eines mit Berufsgeschäften überhäuften Gelehrten um so höher anschlagen, als sein persönlicher Standpunkt über die Zweckmässigkeit des häufig zur Ermittelung der physischen Eigenthümlichkeiten der Menschengruppen eingeschlagenen Weges von vorneherein ein etwas skeptischer war. Er verkannte durchaus nicht die Berechtigung einer exacten Anthropologie, konnte jedoch dem der Statistik entnommenen Verfahren zur Bestimmung der Formen keinen Geschmack abgewinnen. Im Gegensatz zu jener Anschauung, welche in den grossen Zahlenreihen eine heilkräftige Paralysirung der verwirrenden individuellen Schwankungen erblickt, hielt Langer nur gewisse durch unmittelbare und eindringliche Anschauung hauptsächlich zu gewinnende »Typen« für beachtenswerth und verwarf die durch Mittelzahlen gewonnenen Werthe. Wir sind nicht berechtigt, diese Ansicht zu kritisiren, constatiren jedoch, dass Langer sich nicht den positiven Resultaten der bisher ausgeführten Arbeiten verschloss. Dies beweist seine Arbeit »Die physische Beschaffenheit der Bevölkerung Niederösterreichs« in dem Werke »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild«. Die Fruchtbarkeit und Tiefe seiner auf vollster Beherrschung der Morphologie und scharfer Beobachtungsgabe beruhenden wissenschaftlichen Auffassung beweist auch dessen »Wachsthum des menschlichen Skeletts mit Bezug auf den Riesen« (Denkschr. mathemat. Cl. d. Wien. Akad. XXXI). Aus seiner unmittelbaren Leitung und unter dessen geistigem Einflusse sind zahlreiche jüngere Kräfte hervorgegangen, welche thatkräftig die Förderung der physischen Anthropologie betreiben. Wir werden Langer's Andenken für alle Zeiten dankbarst zu bewahren haben.

Dr. Charles Rau war Curator der archäologischen Abtheilung des Nationalmuseums in Washington, deren allgemein gerühmte zweckmässige Anordnung ihm zu verdanken ist. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit dem Studium der primitiven Industrien, wozu die Verhältnisse in Amerika ihm besonders werthvolles Material boten. Ausser in den Berichten der »Smithsonian Institution« wurden dessen Arbeiten vielfach in dem »Archiv für Anthropologie« niedergelegt, dessen treuer Mitarbeiter seit dem Beginn dieses Organs Charles Rau war. Sein letztes Werk war »Die prähistorische Fischerei in Europa und Nordamerika«, dessen Bedeutung für unsere Studien auch in unsern Mittheilungen gebührend hervorgehoben wurde.

Professor A. Ecker war einer der hervorragendsten Vertreter der Anthropologie in Deutschland. Seine bahnbrechende Schrift »Crania Germaniae meridionalis occidentalis« erschien ziemlich gleichzeitig wie die »Crania Helvetica« von His und Rütimeyer. Die von Ecker in Anwendung gebrachte Methode der Untersuchungen wie der Schlussfolgerungen ist trotz mancher seitdem erzielten Fortschritte als mustergiltig zu betrachten. Eines der glücklichsten Resultate dieser Arbeit ist die Aufstellung des »Reihengräberschädels«, dessen Bedeutung für die Beurtheilung des germanischen Typus allerdings erst durch Virchow in richtigeres Licht gerückt wurde. Ecker gehört zu den Gründern des bereits von Baer 1861 angeregten, jedoch erst zu Frankfurt a/M. am 7. Juni 1865 zu Stande gekommenen »Archivs für Anthropologie«. Er wurde im Vereine mit Lindenschmit mit der Redaction desselben betraut. Ein Ueberblick über die daselbst niedergelegten Arbeiten Ecker's beweist, dass ausser seinem eigentlichen Fache auch die Prähistorik sein Interesse besass. Wir heben aus denselben hervor: »Ueber eine charakteristische Eigenthümlichkeit in der Form des weiblichen Schädels« (I); »Zur Entwicklungsgeschichte der Furchen und Windungen auf den Grosshirnhemisphären im Fötus des Menschen« (III); »Skelettreste aus dem Gräberfeld am Hinkelstein unweit Mondheim (III); »Die Höhlenbewohner der Rennthierzeit von Les Eyzies« (Höhle von Cro-Magnon) (IV); »Ueber menschliche Niederlassungen aus der Rennthierzeit im Löss bei Munzingen« (VIII); »Zur Kenntniss der Wirkung der Skoliopädie des Schädels auf Volumen, Gestalt und Lage des Grosshirns und seiner einzelnen Theile« (IX); »Zur urgeschichtlichen und culturgeschichtlichen Terminologie« (IX); »Zur Kenntniss der quaternären Fauna

des Donauthales« (IX, X); »Ueber prähistorische Kunst« (XI); »Der Steisshaarwirbel« (XII). Ausserdem sei noch erwähnt: »Die Hirnwindungen des Menschen« 1869, und »Ueber abnorme Behaarung des Menschen«. Alle diese Arbeiten sind von dem Geiste strengster und umfassendster Beobachtung durchtränkt. Der hie und da auftauchenden Neigung, aus einzelnen Thatsachen Schlussfolgerungen weittragendster Art zu ziehen, trat er stets entschieden entgegen. Nicht minder verwahrte sich Ecker aber auch gegen die Verächter der Craniologie, welche anfänglich diese Disciplin als einen Registraturkasten angesehen hatten, in welchem sie die Völker nach ihrer Schädelform einreihen konnten, und nun, da sich die Probleme als viel complicirter herausstellten, deren Berechtigung in Zweifel zogen. Diese Anschauung des hochverdienten Forschers kann auch heute noch Jenen entgegengehalten werden, welche von angeblich wissenschaftlichem Standpunkte aus über die Craniologie den Stab zu brechen geneigt sind.

Schon in dem Werke über die Schädel von Südwestdeutschland hatte Ecker darauf hingewiesen, dass die Schädelform allein zur ethnologischen Charakteristik nicht ausreiche, zu deren Vollendung statistische Aufnahmen der Körpergrösse, der Farben der Augen und Haare nöthig seien. In der zweiten Sitzung des Congresses deutscher Anthropologen zu Stuttgart am 9. August 1872 stellte er den Antrag, dass die zur Erhebung der Schädelstatistik bestellte Commission auch Erhebungen über die Farbe der Augen und Haare anstellen solle. Dieser Antrag wurde im nächsten Jahre zu Wiesbaden durch Virchow erneuert und führte erst durch des Letzteren energisches Eingreifen zur Abfassung eines Gesuches an sämmtliche deutsche Regierungen um Durchführung jener Erhebungen. Wir verdanken diese schönen Resultate dieser nicht ganz leichten Unternehmung, wie den raschen Fortschritt der deutschen Anthropologie überhaupt, dem einträchtigen und selbstlosen Zusammenwirken der Fachmänner aller deutschen Länder, deren Impuls die Regierungen mit dankenswerther Bereitwilligkeit gefolgt sind.

Graf Gozzadini gehörte einem in Norditalien besonders zahlreichen Kreise von durch Geburt und Lebensstellung begünstigten hochgebildeten Männern an, deren fördernder Einfluss auf die geistige und politische Entwicklung Italiens von der objectiven Geschichtsschreibung stets dankbar gewürdigt werden wird. Regt schon die ganze geistige Atmosphäre Italiens zu archäologischen und kunsthistorischen Studien an, so gilt dies ganz besonders von Bologna, in dessen unmittelbaren Umgebungen Gozzadini's Besitzungen liegen. Er war einer der Ersten, welcher eine systematische Erforschung der in seiner Heimat befindlichen reichen Schätze, mit den Hilfsmitteln moderner Wissenschaft ausgerüstet, vornahm; er blieb dieser Aufgabe sein ganzes Leben hindurch treu. Seine ersten Arbeiten beziehen sich auf etruskische Gräber. Vor Allem machte er sich verdient durch gewissenhafte und umsichtige Leitung der Ausgrabungen der Localität von Marzabotto, in welcher Gozzadini eine grosse Nekropole im Gegensatze zu den meisten anderen Archäologen erblickte, welche dieselbe als eine städtische Niederlassung deuten, deren Gräber ausserhalb der Thore lagen. Neue Funde im Jahre 1883 bestimmten Gozzadini, diese Meinung aufzugeben. Ein für die Archäologie günstiges Schicksal ist es, dass der Garten von Gozzadini's Villa die berühmte Nekropole von Villanova enthält, welche von dem Besitzer bereits 1844 aufgedeckt, dessen volle Aufmerksamkeit auf die älteren Epochen lenkte. Gozzadini wies später denselben Typus in Gräbern der Stadt Bologna nach. An der Hand seiner glücklichen Funde, sowie jener von Zannoni u. A. ergab sich das relative Altersverhältniss der drei classischen Localitäten Villanova, Marzabotto, Certosa, dessen Bestimmung von grösster Tragweite für die prähistorische Chronologie ist. Trug somit die rastlose Thätigkeit Gozzadini's, von welcher das im Bollettino di Paletnologia Italiana Ser. II, P. III, Nr. 7 und 8 enthaltene Verzeichniss seiner Publicationen Zeugniss gibt, wie nicht minder die strenge Gewissenhaftigkeit seiner Arbeiten wesentlich zur Ausbildung der prähistorischen Wissenschaft in Italien bei, so hat anderseits Gozzadini's Initiative mächtig auf die Popularisirung dieser Studien in seinem Vaterlande hingewirkt. Der internationale Congress von Bologna im Jahre 1871 hat der Bedeutung Gozzadini's durch dessen Wahl zum Präsidenten Rechnung getragen. Wir schliessen uns den Kundgebungen von Trauer, welche der Verlust dieses durch seltene Eigenschaften des Charakters, wie des Geistes ausgezeichneten Mannes in- und ausserhalb Italiens hervorgerufen hat, aus vollstem Herzen an.

Sie ersehen aus unseren Mittheilungen, dass der Kreis unserer Mitarbeiter im verflossenen Jahre bedeutend erweitert wurde. Der Band XVII enthält wichtiges ethnographisches Material aus der Feder unserer correspondirenden Mitglieder Dr. Andree, Dr. Finsch, Dr. Ratzel und des Herrn Dr. Uhle. Ich brauche wohl kaum zu bemerken, dass wir auf diese Verbindung mit unseren deutschen Fachgenossen grossen Werth legen. Ersetzt sie uns doch bis zu einem gewissen Grade die mächtigen Anregungen, welche der deutschen Wissenschaft durch die commercielle und coloniale Thätigkeit des deutschen Reiches in jüngster Zeit erwachsen sind! Wir werden daher auch in Zukunft bestrebt sein, diese Verbindung aufrecht zu erhalten, soweit es unsere bescheidenen Mittel gestatten.

Wir dürfen mit Befriedigung constatiren, dass die von unserer Gesellschaft ausgegangenen Anläufe allmälig zu einer mehr systematischen Erforschung der prähistorischen Verhältnisse Oesterreichs hinüberführen. Die Landesmuseen zu Graz, Klagenfurt, Laibach verfolgen, wie Ihnen bekannt, unausgesetzt ihre Untersuchungen mit unbestreitbarem Erfolge. Ein neues Centrum ist ausser dem durch Dr. Wankel gegründeten Olmützer Vereine durch die verdienstvollen Bemühungen des Herrn Prof. Makowsky in Brünn geschaffen worden.

Auch die k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale, welche in dem über ganz Oesterreich planvoll ausgesponnenen Netz ihrer Conservatoren und Correspondenten über einen sicher wirkenden Organismus verfügt, zieht die prähistorischen Denkmäler immer

mehr in den Kreis ihrer Bestrebungen, wovon die im jüngsten Bande ihrer Mittheilungen erschienenen mannigfachen Beiträge zur österreichischen Urgeschichtsforschung rühmliches Zeugniss ablegen.

Besondere Fortschritte hat namentlich Niederösterreich durch das Zusammenwirken zahlreicher Freunde der Prähistorik aufzuweisen. Wir fühlen uns verpflichtet, ganz besonders des fruchtbaren Interesses zu gedenken, welches der Clerus von Niederösterreich an unseren Studien nimmt. Ich hatte Gelegenheit, dasselbe zu erproben, als es sich darum handelte, in kurzer Zeit das Material für Dr. Weissenhofer's Darstellung der Volkspsychologie Niederösterreichs in dem Werke: die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild zu gewinnen. Hier müssen wir für die thatkräftige und mit zum Theil grossen Opfern verbundene Initiative bei den prähistorischen Forschungen unseren Dank aussprechen, welche die hochwürdigen Herren Dr. Adalbert Dungel und Herr Pfarrer Lambert Karner durchgeführt haben. Der Erstere hatte früher in erfolgreichster Weise Gräber bei Göttweig, Gemeinlebarn, Oberbergern, Kilb und Mank aufgeschlossen. Im verflossenen Jahre eröffnete er Gräber am Fusse des Göttweiger Berges aus dem III. und IV. Jahrhundert nach Chr., in welchen Bronzen, sehr gut erhaltene Schädel und Münzen gefunden wurden. P. Lambert Karner hat die »künstlichen Höhlen« zum Gegenstand ausdauerndster und höchst beschwerlicher Studien gemacht. Die Wichtigkeit derselben wird allerdings erst dann in ihr wahres Licht treten, wenn es, worauf wir zuversichtlich hoffen, gelingen wird, diese vorläufig noch geheimnissvollen Bauten auf bestimmte historische (oder prähistorische) Epochen zurückzuführen. Ueberaus werthvoll erscheinen uns auch P. Karner's Ermittelungen über die Verbreitung der »Erdställe«, welche, wie es scheint, ein geschlossenes Gebiet einnehmen und keine Vertretung in Mittel- und Norddeutschland finden. P. Karner hat auch im verflossenen Jahre theils allein, theils im Vereine mit Herrn Spöttl eine Reihe neuer oder wenig bekannter Fundstätten in Untersuchung gezogen.

Unsere mittelst der von Seiner Majestät uns gewährten Subvention zur Ausführung gelangten Arbeiten auf der Gurina wurden im verflossenen Jahre von Dr. Moriz Hoernes geleitet.

Das Gebiet, auf welchem systematische Ausgrabungen mit Aussicht auf Erfolg anzustellen waren, erwies sich während der letzten sechswöchentlichen Campagne enger begrenzt, als es bisher den Anschein hatte. Die Arbeit wurde zunächst da, wo sie 1886 abgebrochen worden, auf Ober-Gurina, wieder aufgenommen und lieferte hier, südlich von den im obigen Jahre durchgegrabenen, von Gebäuderesten durchzogenen Aeckern zahlreiche Einzelfunde und Mauerreste verschiedener, doch in ihren Grundrissen nicht mehr deutlich erkennbarer Baulichkeiten. Auf der östlich gelegenen Parcelle 658 wurde entlang der südlichen Mauern einer oder mehrerer Häuser eine Zeile von ca. 20 römischen Brandgräbern aus dem Ende des III. und Anfange des IV. Jahrhunderts n. Chr. aufgedeckt. Die Untersuchung der tiefer gelegenen Acker- und Wiesenflächen der Unter-Gurina (»Schmeisse«), an deren steil zur Ober-Gurina aufsteigenden nördlichen Rändern 1884 und 1885 nicht unerhebliche Funde gemacht worden waren, zeigte sehr bald die Aussichtslosigkeit planmässiger Nachforschung auf diesem ausgedehnten und stark coupirten Terrain, wo immerhin noch vereinzelte zerstreute Ueberreste liegen mögen, aber auch des Zufalls harren müssen, der sie, wie früher ab und zu geschah, auch später an's Licht bringen wird. Ebenso verhält es sich mit der »Dullen« am Fuss des sachteren östlichen Abhanges der Gurina, wo schon die enorme Tiefe des durch Anschwemmung in späterer Zeit gebildeten Geröllbodens jede nicht mit der Wünschelruthe eingeleitete Nachforschung ausschliesst.

Dagegen war es uns sehr willkommen, dass der Besitzer der westlich von Ober-Gurina gelegenen Parcelle 660, einer kleinen, abschüssigen Wiese, welche in den mit den Eigenthümern von Ober- und Unter-Gurina abgeschlossenen Grabungsvertrag nicht einbezogen war, sich nunmehr herbeiliess, die Fortsetzung der von Dr. A. B. Meyer 1884 versuchsweise begonnenen Grabungen zu gestatten. Damit konnte endlich die Forderung, welche Meyer (»Gurina« S. 9 a) als erste für die weitere Localforschung aufgestellt hatte, erfüllt werden; doch blieb dieses Grundstück, ohne uns geradezu eine Enttäuschung zu bereiten, hinter den gehegten Erwartungen einigermassen zurück. Die Hauptaufgabe bestand hier in der Blosslegung einer auf polygoner, gemauerter Terrasse liegenden Ruine mit kleinen, quadratischen Innenräumen. Im Uebrigen erwies sich der Untergrund felsig, schwach mit Erde bedeckt und spärlich mit Fundstücken bestreut, die auch hier wie auf ganz Ober-Gurina vorwiegend der römischen Epoche angehören.

Wenn somit vor Allem die Befriedigung ausgesprochen werden darf, dass dieser Fundplatz nunmehr wie wenige andere von gleicher Ausdehnung nach Thunlichkeit vollständig erforscht unserer Betrachtung vorliegt, können wir uns andererseits nicht verhehlen, dass die fortgesetzten Arbeiten ein wesentlich anderes Bild ergeben haben, als man sich nach den ersten Grabungen in Meyer's Edition derselben mit vorschauendem Blick construiren mochte. Die in Vorbereitung begriffene Publication des Gesammtresultates der Untersuchungen von 1885—1887 wird dieses aus prähistorischen und rein historischen Zügen mosaikartig zusammengesetzte Bild in allen Einzelheiten eingehend ausführen und mit dem vielfachen Zusammenhang und den bedeutsamen Beziehungen, welche dieses Local mit anderen Quellen unserer Denkmälerkenntniss verknüpfen, den hohen Werth darlegen, welcher diesen Arbeiten für die Urgeschichte Kärntens und der Ostalpen überhaupt beizumessen ist.

Ganz besonders günstig sind die Resultate der vom k. k. naturhistorischen Hofmuseum im verflossenen Sommer ausgeführten Unternehmungen, deren Oberleitung Herrn Custos Szombathy zufiel. Die im Jahre 1886 begonnenen Grabungen bei Sta. Lucia wurden durch Herrn Szombathy fortgesetzt. Es wurden 650 Gräber

geöffnet, so dass die Summe der vom Hofmuseum allein geöffneten Gräber 1816 beträgt. Dazu treten aber noch, wie Ihnen bekannt, 1100 von Dr. Pizzaro und Dr. Marchesetti untersuchte Gräber. Diese überaus reichhaltige Localität bildet nach Szombathy ein Zwischenglied zwischen der oberitalischen Cultur von Este und den der Hallstätter Periode angehörigen Localitäten von Watsch, Margarethen u. s. w. Ausserdem wurden Reste einer prähistorischen Ansiedlung bei dem neuen Schulhause in Sta. Lucia aufgedeckt und in Idria bei Bača weitere 23 der La Tène-Periode angehörige Gräber ausgegraben. In Niederösterreich führte Herr Szombathy im Vereine mit den Herren Spöttl und Karner Aufsammlungen durch an den prähistorischen Begräbnissstätten und Wohnplätzen bei Gross-Weikersdorf, Hippersdorf, Stockstall, Kirchberg und Wagram. Herr K. Moser in Triest beutete für das Hofmuseum eine Höhle bei Präwald aus, welche einige paläolithische Fundstücke ergab. Herr Richard Kulka untersuchte prähistorische Ansiedlungen bei Jägerndorf und Troppau. Herr Oberlehrer Franz Peruzzi in Watsch besorgte Ausgrabungen in einem Tumulus in der Nähe von Mariathal (Krain); er untersuchte ferner einige Gräber in Watsch, in welchen ein Bronze-Helm, eine Bronze-Urne, verschiedene Waffen und Schmuckgegenstände gefunden wurden. Noch bleiben zu erwähnen die Grabungen des Grafen Khuen-Belasi auf seinen Gütern bei Grussbach, deren interessante Ergebnisse dem Hofmuseum gewidmet wurden.

Die prähistorische Commission der mathematisch-naturwissenschaftlichen Classe der k. Akademie der Wissenschaften wurde dadurch, dass die philosophisch-historische Classe den Beschluss fasste, sich in vollkommen paritätischer Weise an den Arbeiten der Commission zu betheiligen, zu einer Commission der Gesammtakademie erweitert. Ueber die Resultate der Arbeiten soll fortan in einer besonderen Publication, deren erstes Heft sich im Druck befindet, berichtet werden. Die im Laufe des verflossenen Sommers vorgenommenen Arbeiten sind folgende:

1. Versuche zur Auffindung einer prähistorischen Wohnstätte auf den höhern Theilen des Hallstätter Salzberges, zu welchen nach einer von Hofrath von Hauer und Custos Szombathy vorgenommenen Recognoscirung die »Dammeiche« gewählt wurde. Die von Herrn Oberbergverwalter Hutter geleiteten Grabungen führten zur Aufdeckung alter Holzbauten, Topfscherben und eines Goldblättchens.

2. Die Fortsetzung der auf Kosten des regierenden Fürsten von Liechtenstein schon seit einer Reihe von Jahren betriebenen Untersuchungen der Vypustek-Höhle, welche wiederum ein reiches Material an Diluvialknochen und einzelne prähistorische Objecte ergaben.

3. Ausgrabungen von sechs Grabhügeln bei Podsemel in Unterkrain, welche Herr Szombathy nach einer Recognoscirungstour in den Umgegenden von Gurkfeld und Rudolphswerth durchführte. Diese Tumuli gehören im Allgemeinen der Hallstatt-Periode, zum Theil der vorgeschrittensten Phase derselben, welche in der Certosa di Bologna so typisch vertreten ist, an.

Bei der Fülle des in jedem Jahre zu Tage geförderten Beobachtungsmaterials sind wohl die Vorbedingungen zu einem weitern Schritte in der Entwicklung unserer Wissenschaft geschaffen. Es wird sich nicht verkennen lassen, dass das Bedürfniss nach einer kartographischen Uebersicht über das bereits Gewonnene ein unabweisbares ist, und dass die Erfüllung desselben wesentlich dazu beitragen wird, die vielseitigen Bestrebungen auf dem Felde der Prähistorik einheitlicher zu gestalten. Welche wesentlichen Vortheile dadurch auch für eine Verarbeitung des gewonnenen Materials erzielt werden, bedarf wohl keiner weitern Erörterung. Ihr Ausschuss wird daher vollste Veranlassung finden, die Lösung dieser dringenden Aufgabe im Laufe dieses Jahres ernstlich in's Auge zu fassen. Einstweilen kann bereits ein dankenswerther Anfang zu einer derartigen Unternehmung in der von Dr. Fritz Pichler 1887 herausgegebenen »Grabstättenkarte von Steiermark« verzeichnet werden. Die verdienten Leiter der Landesmuseen in Klagenfurt und Laibach werden hoffentlich bald diesem Beispiel nachfolgen, Gewährt uns Pichler's Zusammenstellung einen guten Ueberblick über die bisher erforschten Localitäten, so weist sie anderseits auf die noch bestehenden Lücken im nördlichen und nordwestlichen Theile Steiermarks hin. Unsere Gesellschaft wird hoffentlich im Stande sein, den Anregungen des geehrten Verfassers zur Erforschung der nordwestlichen Steiermark schon in diesem Jahre zu entsprechen.

Es war uns leider im verflossenen Jahre nicht vergönnt, unsere anthropologischen Aufnahmen fortzusetzen, und die Hindernisse hinwegzuräumen, welche dermalen selbstständigen Untersuchungen in Bosnien sowie einer Verarbeitung des von Dr. Rabl gesammelten Materials aus dem Kronlande Salzburg entgegenstehen. Wir werden jedoch in unseren Bemühungen nicht erlahmen. Für die Erforschung der bosnischen Bevölkerung können wir vorläufig nur auf ein Eingreifen der Herren Militärärzte hoffen. Herr Hauptmann Himmel hat, unterstützt von Herrn Lieutenant Schlapal, ein gewiss höchst dankenswerthes Beispiel darin gegeben. Er beabsichtigt dem Vernehmen nach seine Erhebungen auf die Bukowina auszudehnen. Es ist wohl mit Sicherheit zu erwarten, dass dessen schöne Bestrebungen von Seite Sr. k. Hoheit des Herzogs von Württemberg, des Landescommandirenden von Ostgalizien und der Bukowina, dessen tiefes Interesse für Naturwissenschaften ich in reichlichstem Masse zu erproben Gelegenheit hatte, alle Unterstützung finden werden. Uns erwächst hieraus die Verpflichtung, diese für uns so wichtige Initiative mit allen Kräften zu unterstützen und durch geeignete, unter Beiziehung von gewiegten Fachmännern entworfene Instructionen die wissenschaftlichen Postulate für solche Erhebungen festzustellen. Ausser auf die für diesen Zweck entworfenen Tabellen von Virchow und Ranke kann ich hiebei auf die überaus erspriessliche Thätigkeit einer 1885 von dem anthropologischen Vereine in Karlsruhe eingesetzten Commission hinweisen, welche die anthropologische Untersuchung der Stellungspflichtigen bei den jährlichen Musterungen in die Hand genommen hat.

Die k. k. Bezirkshauptmannschaft Hernals hat unserem Ansuchen um Erlaubniss zur Vornahme wissenschaftlicher Untersuchungen gelegentlich der Exhumirung der Reste von Beethoven und Schubert in zuvorkommenster Weise willfahrt. Wir erhoffen eine gleichgünstige Erledigung unseres bezüglich der Reste Mozart's (falls dieselben auffindbar wären) und Gluck's gestellten Ansuchens von der um Förderung wissenschaftlicher Zwecke stets bemühten Gemeindeverwaltung Wiens. Ihr Ausschuss hat zur Lösung dieser Aufgabe ein Comité ernannt, welches aus den Herren Prof. Dr. TOLDT (Obmann), Prof. Dr. KUNDRAT, Hofrath Dr. MEYNERT und Oberstabsarzt Dr. WEISBACH besteht. Es ist somit die vollste Gewähr für eine allseitige und gründliche Durchführung der Untersuchungen gegeben — einer Aufgabe, deren Lösung uns speciell obliegt und auch von uns allgemein erwartet wird.

Unsere Gesellschaft war aus den Ihnen sattsam bekannten Gründen nicht in der Lage, den öfters an sie herangetretenen Ansuchen um Unterstützung ethnographischer Forschungen Folge zu leisten. Dies ist um so lebhafter zu beklagen, als auch bekanntlich die anderweitigen Quellen für Unterstützungen junger Ethnographen für grössere Reisen sehr spärlich fliessen. Desto dankbarer gedenken wir der ethnographischen Leistungen, welche sich an die Expeditionen unserer Geographischen Gesellschaft und des Herrn v. HARDEGGER knüpfen. Wie das orientalische Museum die langsam wachsende Neigung unserer Handelswelt zur Mitbewerbung im Weltverkehr sichtlich gekräftigt hat, darf auch von der Eröffnung der ethnographischen Sammlungen des Hofmuseums eine wesentliche Zunahme des allgemeinen Interesses an der Ethnographie und als Folge dessen ein reicherer Zufluss von Mitteln für ethnographische Studien erwartet werden.

In Bezug auf vaterländische Ethnologie kann dagegen ein bemerkenswerther Aufschwung constatirt werden, zu welchem wohl in erster Linie das unter der Aegyde S. k. und k. Hoheit des Kronprinzen erscheinende Werk »Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild«, dann vielleicht auch unsere eigenen Anregungen beigetragen haben. So hat die Matica hrvatska, anschliessend an Dr. F. S. KRAUSS durchgeführte Erhebungen über die Volksliteratur und die Volkspsychologie der Südslaven, den GUSLAR MEHMED KOLAKOVIC aus Bosnien nach Agram berufen, um Aufzeichnungen seiner Gesänge vorzunehmen. Sie hat auch sonst eine energische Action zur Aufsammlung südslavischen Materials eingeleitet, welche hoffentlich zum gewünschten Ziele führen wird. Unsere Gesellschaft hat allen Grund, diese Bestrebungen aus kroatischen Kreisen als einen schönen Erfolg unserer Thätigkeit auf das Freudigste zu begrüssen. Wir knüpfen daran den Wunsch, dass mit der Veröffentlichung und Verarbeitung des bereits gewonnenen Materials bald begonnen werden möge. Dabei wird sich wohl das Bedürfniss, dieses Material durch Uebersetzung auch den weiteren Kreisen europäischer Forscher zugänglich zu machen, sehr bald herausstellen. Die reichen Schätze, welche die in ihrer Art vielleicht in Europa einzig dastehende Volksliteratur der Südslaven birgt, können nur durch die vereinte Anstrengung der europäischen Folkloristen gebührend verwerthet werden, wenn auch der Löwenantheil daran immerhin den Meistern der südslavischen Sprachen zufallen mag. Derartige Unternehmungen werden stets auf den grössten Dank seitens der nichtslavischen Fachgenossen zu rechnen haben. Denn sie werden uns die Seele eines Volksstammes aufschliessen, welcher durch eigenthümliche Umstände zum grossen Theile viel länger als irgend ein europäisches Volk unberührt von Reflexion und in stetem Contact mit dem Orient die primären Formen von Volksliteratur und socialer Gliederung sich erhalten hat.

Hier muss auch eines andern Unternehmens gedacht werden, welches in der Hauptstadt Ungarns entsprungen, unsere wärmsten Sympathien verdient. Im vorigen Jahre wurde durch Prof. Dr. HERRMANN das erste folkloristische Organ Oesterreich-Ungarns gegründet unter dem Titel »Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn«. Längst mussten wir neidlos die Thatsache anerkennen, dass die Pflege der vaterländischen Ethnographie unter der Führung des berühmten Forschers PAUL HUNFALVY in Ungarn tiefere Wurzeln geschlagen hat, als in unserem engeren Vaterlande. Der musterhaften Ethnographie Ungarns von P. HUNFALVY steht die neue ethnographische, vom statistischen Bureau herausgegebene Karte, welche die Besucher der Landes-Ausstellung zu Budapest im Jahre 1885 bewundern konnten, ebenbürtig zur Seite. Die von der k. ungarischen Akademie herausgegebene Revue hat diesen Dingen stets wohlwollende Aufmerksamkeit geschenkt. Es darf somit das Hervortreten dieser Zeitschrift, durch welche wir uns in gewisser Richtung überflügelt fühlen müssen, durchaus nicht als ein gewissermassen dem Zufalle zuzuschreibendes Ereigniss angesehen werden. Bietet nun Dr. HERRMANN's Unternehmung dem Folkloristen die schöne Aussicht auf ein neues und werthvolles Material über sämmtliche in Ungarn wohnenden Volksstämme und Volkssplitter, so ist auch anderseits der Geist, welcher das Ganze durchweht, ein durchaus objectiver und wissenschaftlicher. Dazu sind in der ungarischen KISFALUDY-Gesellschaft die Mittel zur Unterstützung ethnologischer Forschungsreisen in Ungarn, wie es scheint, vorhanden, so dass wohl alle Vorbedingungen gegeben sind, um in verhältnissmässig kurzer Zeit Bedeutendes zu leisten. Diese Zeitschrift wird aber auch berufen sein, die Kenntniss des von Serbien und Rumänien zu Tage geförderten Materials uns zu vermitteln, so dass ein in jeder Richtung für die Förderung der Ethnologie höchst wichtiges Organ ungarischer Initiative sein Entstehen verdankt.

Von den cisleithanischen Ländern ist für einheimische Ethnologie in Galizien durch Unterstützung der Akademie in Krakau am meisten geleistet worden. Auch bei der im vorigen Jahre abgehaltenen Landes-Ausstellung in Krakau war unsere Wissenschaft in befriedigender Weise berücksichtigt. Wir verdanken hierüber Herrn HEGER einen ausführlichen Bericht, auf den hiemit verwiesen sei[1]). Dankbar müssen wir anerkennen, dass

[1]) Wird in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen erscheinen.

auch unsere südslavischen Erhebungen bei den polnischen Ethnographen freundliche Anerkennung und wissenschaftliche Verwerthung gefunden haben.

Gegenüber diesen unleugbaren Beweisen von Interesse für Ethnologie von Seite der verschiedenen nationalen Gruppen unseres Vaterlandes müssen wir, meiner Meinung nach, verdoppelte Anstrengungen machen, um diese günstige Stimmung auszunützen zur Fortbildung unserer Wissenschaft. Die aus unserer Mitte gewählte Commission für vaterländische Ethnologie hat ihre Thätigkeit durch die Aufstellung des Krauss'schen Fragebogens auf das Glücklichste begonnen, dessen Brauchbarkeit durch Uebersetzungen in so viele Sprachen documentirt ist. Wir dürfen getrost auf diesem Wege fortschreiten und werden damit sicherlich die Elemente aus den übrigen Kronländern um uns sammeln, welche ein warmes Herz den folkloristischen Studien entgegenbringen. Dass zahlreiche derartige Elemente vorhanden sind, kann ich angesichts der bei der Organisation des Werkes »Die österreichisch-ungarische Monarchie« gemachten Erfahrungen auf das bestimmteste behaupten. Es wird sich nun darum handeln, die Thätigkeit dieser Elemente durch Fragebogen in bestimmte Bahnen zu lenken und ihnen die Möglichkeit zur Veröffentlichung des gesammelten Materials zu bieten. Diese Aufgaben fallen naturgemäss Ihrer ethnographischen Commission zu, deren hochverdienter Vorsitzender seine organisatorische Begabung schon in so vielen Fällen bewährt hat. Wir haben jedoch nicht allein Material zu sammeln. Aus dem geistigen Brennpunkte unserer Monarchie, welcher über alle Hilfsmittel verfügt, muss auch die besonnene und kritische Verarbeitung des bereits Gesammelten hervorgehen. Durch Zusammenfassung des über die deutschen Kronländer vorliegenden Stoffes müssen sich die leitenden Maximen für fernere Sammlungen ergeben. Ein wenn auch flüchtiger Ueberblick über die einschlägige Literatur erweckt den Eindruck, als ob kritisch-vergleichende Arbeiten sehr zeitgemäss und fördernd wären. Derartige zusammenfassende Arbeiten entstehen jedoch erfahrungsgemäss erst dann, wenn das Material übersichtlicher und dadurch der Beurtheilung der verwandten, jedoch vorgeschrittenen Disciplinen zugänglicher geworden ist. Wie wir eine wachsende Aufmerksamkeit der Archäologen auf unsere anfänglich etwas barbarischen prähistorischen Studien constatiren, so wird nach Lichtung des ethnologischen Urwaldes die Theilnahme der aus der Philologie herausgebildeten Disciplinen auch bei uns nicht ausbleiben. Wir dürfen ja nicht übersehen, wie auch in jenen Disciplinen das Bedürfniss nach psychologischer Auffassung lebhaft gefühlt wird, und wie namentlich die von den Philologen anfänglich mit grossem Missbehagen aufgenommene Völkerpsychologie unter der Führung der Herren Dr. Lazarus und Steinthal immer mehr sich unserem naturwissenschaftlichen Standpunkte nähert. Ich darf und will hier nicht in Details eingehen, kann es jedoch nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, wie sogar in dem Kreise der Mythologen eine Tendenz, an das ethnologische und anthropologische Material anzuknüpfen, in erfreulicher Weise hervortritt. In diesen durch das Bewusstsein der Unzulänglichkeit der bisherigen Methoden genährten, allerdings noch vereinzelten Bestrebungen liegen die Keime zur künftigen Entfaltung einer wissenschaftlichen, auf Erfahrung und gesunder Kritik gleichmässig aufgebauten Ethnologie, welche jedoch bei der Unermesslichkeit des Stoffes noch weit mehr Mitarbeiter bedarf, als ihr gegenwärtig zu Theil werden.

Getreu unserm obersten Principe, für die Herbeischaffung von Material einzutreten, muss ich hier noch den Wunsch aussprechen, dass die Landesmuseen ihr Augenmerk in grösserem Maasse als bisher auf die Aufsammlung ethnographischer Gegenstände richten mögen. Nur ein systematisches Eingreifen der Landesmuseen kann noch einen Theil des rasch verschwindenden Materiales retten.

Werfen wir noch einen Blick auf die inneren Verhältnisse unserer Gesellschaft, so muss ich sogleich des uns überaus schmerzlichen Verlustes gedenken, welchen die Gesellschaft durch den Rücktritt unseres hochverehrten langjährigen Vice-Präsidenten Herrn Prof. Dr. Friedrich Müller erleidet. Sein körperlicher Zustand hat ihn schon seit einer Reihe von Jahren verhindert, an unseren Sitzungen theilzunehmen. Doch hat uns sein wohlwollender und verständnissvoller Rath bei keiner unserer Unternehmungen je gefehlt. Wir geben uns der sicheren Hoffnung hin, dass derselbe uns auch in der Zukunft erhalten bleiben, und dass Herr Prof. Müller, einer der thatkräftigsten Gründer der Gesellschaft, sein Kind nicht im Stiche lassen wird. Wissen wir uns doch mit ihm durch die Gleichheit unserer Anschauungen auf das innigste vereint.

Durch die Bemühungen unseres jetzigen Secretärs Herrn Heger, sowie durch die freundliche Unterstützung des Herrn Custos Szombathy sind nun unsere Publicationen auf dem Laufenden. Mit Sitzungsbericht Nr. 8 ist der Band XVII (1887) unserer Mittheilungen abgeschlossen. Getreu unserem früher ausgesprochenen Programm haben wir uns bemüht, ausser den grösseren Arbeiten unseren Lesern eine fortlaufende Uebersicht über die wichtigeren Publicationen zu geben. Dies soll auch künftig innerhalb des Rahmens von 8 Druckbogen fortgesetzt werden. Ausser der Literatur der Nachbarstaaten sollen darin besonders slavische, im Allgemeinen schwer zugängliche Publicationen berücksichtigt werden. Auch die gesonderte Herausgabe der Sitzungsberichte hat sich bewährt und wird daher fortgesetzt werden, obgleich dadurch, wie durch die Vermehrung der Mitglieder, die Agenden des Secretariats wie der Redaction sich nahezu verdoppeln. Wir legen grosses Gewicht darauf, dass im Bande XVIII die Publication der Resultate unserer Ausgrabungen, besonders jene von Gurina und St. Michael erfolgen könne. Wenn auch durch die im Zuge befindliche Aufstellung der Sammlungen des k. k. naturhistorischen Hofmuseums die Kräfte unserer Herren Mitarbeiter dermalen stark in Anspruch genommen werden, glauben wir bei dem Ihnen Allen bekannten in höchstem Grade dankenswerthen Entgegenkommen der Herren Abtheilungsvorstände, vor Allem des Herrn Intendanten, wenigstens auf eine theilweise Realisirung

dieses allseitig als dringend anerkannten Bedürfnisses zählen zu können. Die Herren Dr. Hoernes und Dr. Haberlandt haben sich durch ihre thätige Mithilfe in literarischer Hinsicht den Anspruch auf den vollen Dank der Gesellschaft erworben.

Die Prüfung des Rechnungsabschlusses dürfte Ihnen beweisen, dass unsere Bemühungen, die Redactionsangelegenheiten und dadurch auch die finanzielle Situation der Gesellschaft vollständig zu klären, keine vergeblichen waren. Wir haben mit unseren aus den Publicationen herstammenden Rückständen vollständig tabula rasa gemacht, und gehen bei dem jetzigen Mitgliederstande unter der Voraussetzung der Fortdauer der uns bisher gewährten Subventionen einer ruhigen Entwicklung entgegen. Unser Cassier, Herr Spöttl, versieht nicht blos seine Agenden mit grosser Aufopferung, sondern bringt auch für wissenschaftliche Zwecke namhafte Opfer. Die Gesellschaft kann sich zur Acquisition dieses in selbstloser Thätigkeit um ihre Interessen stets besorgten Mannes nur in hohem Grade gratuliren und schuldet ihm lebhaften Dank.

Lassen Sie mich, hochgeehrte Herren, ehe ich schliesse, noch eines für unsere Zwecke hocherfreulichen Ereignisses gedenken. Ihr Ausschuss hatte schon seit längerer Zeit den Wunsch gehegt, die deutsche anthropologische Gesellschaft in Wien begrüssen zu dürfen. Auch hatte ich Gelegenheit, mich der eventuellen Zustimmung der hohen Regierung zu einem Congresse in Wien zu versichern. Ich benützte somit meine Anwesenheit bei der Versammlung der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Nürnberg im August v. J., um dieser Idee näher zu treten. Da für das Jahr 1888 Bonn als Versammlungsort gewählt worden war, erlaubte ich mir, in der Schlusssitzung den Antrag zu stellen, dass für das Jahr 1889 Wien in Aussicht genommen werden möge. Obgleich ein bestimmter Beschluss nur für das nächstfolgende Jahr statutenmässig gefasst werden kann, begegnete dieser mein Antrag einer so überaus freundlichen Aufnahme von Seite der nord- und süddeutschen Fachgenossen, dass ich an der Wahl von Wien als Versammlungsort für 1889 nicht zweifeln kann. Die in Nürnberg anwesenden Mitglieder unserer Gesellschaft, F. Kanitz, Dr. Benedict und Dr. Much jun., werden es Ihnen bestätigen, dass die bei dieser Gelegenheit spontan hervorgetretene Sympathie für unser Wien einen überaus erhebenden Eindruck machte. Ich glaube mich daher Ihrer Zustimmung sicher, indem ich mich bemühe, diese Angelegenheit einer endgiltigen günstigen Lösung zuzuführen, welche noch von der Erledigung einiger in der Organisation der deutschen anthropologischen Gesellschaft begründeten formalen Fragen abhängig ist. Wir werden jedenfalls alle unsere Kräfte aufbieten, um das so sichtlich uns entgegengebrachte Wohlwollen der deutschen Fachgenossen zu rechtfertigen, deren Anwesenheit einen mächtigen Impuls auf die Entwicklung der österreichischen Anthropologie ausüben wird.

3. Der Vorsitzende ertheilt dem Cassier, Herrn Ignaz Spöttl, das Wort zur Vorlage der Rechnungsabschlüsse.

Rechnungsabschluss

der Cassagebahrung der Anthropologischen Gesellschaft im Jahre 1887.

Einnahmen:

Cassarest vom Jahre 1886	fl.	487.—
Jahresbeiträge von 16 unterstützenden Mitgliedern à 10 fl.	„	160.—
Jahresbeiträge von 304 wirklichen Mitgliedern à 5 fl.	„	1520.—
Nachzahlung eines wirklichen Mitgliedes für 1885 und 1886	„	10.—
Subvention Sr. Majestät des Kaisers pro 1886	„	200.—
„ „ „ „ „ 1887	„	200.—
„ des hohen k. k. Unterrichts-Ministeriums	„	400.—
Druckkostenbeitrag aus dem Fonde für praktische Arbeiten	„	540.38
Ersatz des Hofmuseums für Druckschriften 1885—1887	„	931.02
Verrechnung der Buchhandlung A. Hölder	„	176.87
Verkauf von Druckschriften an Mitglieder	„	44.60
Für zwei Diplome	„	6.—
Zinsen der Staatspapiere	„	16.80
Beiträge des Präsidenten Freiherrn v. Andrian:		
a) Für Gesellschaftszwecke	„	457.61½
b) Zuschuss für Herrn Wang für Kanzleiarbeiten	„	100.—
c) Beitrag zur Reise des ersten Secretärs nach Krakau	„	80.—
Beiträge des Herrn Spöttl (in mehreren Posten)	„	147.36
Summe der Einnahmen	fl.	5477.64½

Ausgaben:

An die Buchdruckerei W. Köhler für 7 Hefte (IV, 1885, III—IV, 1886 und I—IV, 1887)	„	3075.75
An die photographische Kunstanstalt Angerer & Göschl (ebenfalls für 7 Hefte)	„	656.47
„ Gustav Freitag, Karte für Bd. XVI (1886)	„	56.—
„ Löwy, Lichtdrucktafeln für Bd. XVI	„	176.—
„ Jütte, Druck von 3 Tafeln für Bd. XVII (1887)	„	34.98
Zeichnungen (für 7 Hefte)	„	113.05
Honorar für Literaturbeprechungen (Nr. III bis IV, 1886 und Bd. 1887)	„	193.50
Kosten des Aufrufes	„	301.80
Steuer	„	3.93½
An Herrn N. Wang für Versendungen und Kanzleiarbeiten	„	250.—
An Diener Mikulovsky	„	72.—
Auslagen des Secretärs	„	418.54
„ „ Cassiers	„	45.62
Reise des ersten Secretärs nach Krakau	„	80.—
Summe der Ausgaben	fl.	5477.64½
Verglichen mit den Einnahmen per		5477.64½

Ergibt sich kein Cassarest.

Ignaz Spöttl, d. Z. Cassier.

Das Cassabuch sammt Rechnungsbeilagen correlationirt und richtig befunden:

Wien, 12. Februar 1888. Dr. J. E. Polak, d. Z. Rechnungsführer.
Wien, 12. Februar 1888. Dr. Alois Morawitz, d. Z. Revisor.
Wien, 12. Februar 1888. Edmund Schmidel, d. Z. Revisor.

Fond für praktische Arbeiten 1887.

Einnahmen:

Uebertrag vom Vorjahre	fl.	130.73
Subvention Seiner Majestät	„	1000.—
Herr Salo Cohn	„	25.—
Zinsen	„	3.31
Summe	fl.	1159.04

Ausgaben:

Ankauf von Grassamen für die Besitzer der Grundstücke auf der Gurina	fl.	25.84
Dr. Hoernes' Ausgrabungen auf der Gurina	„	592.82
Druckkostenbeitrag für die Publication der aus diesem Fonde veranlassten Arbeiten .	„	540.38
Summe	fl.	1159.04

Wien, 12. Februar 1888.

Ignaz Spöttl, d. Z. Cassier.

Dieser Ausweis wurde den Beilagen vollkommen entsprechend befunden:

Wien, 12. Februar 1888. Dr. J. E. Polak, d. Z. Rechnungsführer.
Wien, 12. Februar 1888. Dr. Alois Morawitz, d. Z. Revisor.
Wien, 12. Februar 1888. Edmund Schmidel, d. Z. Revisor.

Das Vermögen der Gesellschaft, aus den Beiträgen der lebenslänglichen Mitglieder hervorgegangen, besteht in vier Stück 5%igen Staatsschuldverschreibungen vom Jahre 1868 im Nominalwerthe von je 100 fl. ö. W.

Dasselbe wurde von dem obbezeichneten Rechnungsführer und den beiden Revisoren als vollkommen intact befunden.

Ignaz Spöttl, d. Z. Cassier.

Dem Rechnungsleger wird einstimmig das Absolutorium ertheilt.

4. Der Vorsitzende legt Vorschläge für die Neuwahlen in die Vereinsleitung und den Ausschuss vor.

Nach § 19 der Statuten erlischt heuer das Mandat des Herrn Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg als Präsident.

Der Ausschuss empfiehlt die neuerliche Wiederwahl dieses um die Gesellschaft so hochverdienten Mannes.

Durch den Tod des einen der bisherigen beiden Vice-Präsidenten, des Herrn Hofrathes Dr. C. Langer v. Edenberg, sowie durch die Resignation des anderen Vice-Präsidenten Professor Dr. Friedrich Müller sind die beiden Vice-Präsidenten-Stellen erledigt. Der Ausschuss empfiehlt die Wahl der Herren

Dr. Carl Brunner von Wattenwyl, k. k. Hofrath i. P., und

Dr. Augustin Weisbach, k. k. Oberstabsarzt.

Nach dem statutenmässigen Turnus treten aus dem Ausschusse aus die Herren:

Regierungsrath Dr. Carl Aberle,

Hofrath Dr. Carl Theodor v. Inama-Sternegg,

Professor Dr. Martin Wilckens und

Rechnungsführer Dr. J. E. Polak.

Der Ausschuss empfiehlt die Wiederwahl der genannten Herren.

Alle diese Anträge werden von der Versammlung auf Antrag des Herrn Felix Karrer mit Acclamation einstimmig angenommen.

5. Der Ausschuss beantragt die Wahl des Herrn: Dr. A. Ernst, Director des Nationalmuseums in Caracas, Venezuela, zum correspondirenden Mitgliede. Dieser Antrag wird ebenfalls einstimmig angenommen.

6. Der Ausschuss schlägt vor, an Stelle des durch den Tod ausgeschiedenen Mitgliedes des Redactions-Comités, Hofrath Dr. v. Langer zur Ergänzung desselben zu wählen Herrn Oberstabsarzt Dr. A. Weisbach. Dieser Antrag wird einstimmig angenommen.

7. Endlich macht der Ausschuss den Vorschlag, dem abgetretenen langjährigen Vice-Präsidenten der Gesellschaft, Professor Dr. Friedrich Müller, durch Ernennung zum Ehrenmitgliede der Gesellschaft den Ausdruck seiner hohen Verehrung darzubringen. Dieser Antrag wird unter lebhaftem Beifall einstimmig angenommen.

8. Der Vorsitzende gedenkt zum Schlusse der vielseitigen Unterstützung, welche der Gesellschaft im Vorjahre zu Theil wurde, obenan von Sr. Majestät unserem allergnädigsten Kaiser, vom hohen k. k. Unterrichtsministerium, vom Präsidenten der Gesellschaft, Freiherrn v. Andrian-Werburg, von Herrn Ignaz Spöttl und von Herrn Salo Cohn. Die Versammlung votirt unter lebhaftem Beifall ihren wärmsten Dank unserem hochverdienten Herrn Präsidenten, ferner dem in seinem Eifer um die Interessen der Gesellschaft unübertrefflichen Cassier und endlich Herrn Cohn für seinen Beitrag zu dem Fond für praktische Arbeiten.

9. Herr Hofrath v. Hauer übergibt sodann den Vorsitz dem neugewählten Vice-Präsidenten, Herrn Hofrath Dr. Carl Brunner v. Wattenwyl, welcher in einer kurzen Ansprache für die auf ihn gefallene Wahl dankt und seine vollen Kräfte für die Interessen der Gesellschaft einzusetzen verspricht.

10. Hierauf hält Herr **Dr. Michael Haberlandt** einen Vortrag:

Die Cultur der Eingebornen der Maledíven.

Benützte Literatur: *a)* Originalia:

Ibn Babuta, der arabische Geograph, der c. 1340 sich auf der Inselgruppe aufhielt. (Paris, ed. 1858, vol. IV.) — F. Pyrard de Laval, Voyage. Paris 1697, p. 71—225 (weilte als Schiffbrüchiger 5 Jahre auf den Inseln; sein Bericht ist eine sehr seltene Hauptquelle.) — Prinsep J., Journ. of the Asiatic Society, Vol. 5 (1836), p. 784—794. — Horsburgh J. und Cap. Owen, Journ. R. Geogr. Society of London Vol. II 1832, V. und VI. — Lieut. T. Powell, Descpription of Heavandoo pholo, the Northern Atoll of the Maldive Islands. Journ. of the Asiat. Soc. IV, p. 319 ff. — Lieut. W. Christopher, Vocab. of the Maldivian Language, R. A. S. Journ. VI, p. 42 ff. — A. Gray, the Maldive Islands, eine sehr fleissige und brauchbare Arbeit, ibd. Vol. 10, p. 173 ff. — C. W. Rosset, On the Maldive Islands, Journ. of the Anthrop. Institute, Nov. 1886. — C. W. Rosset, The Maldive Island, The Graphic Oct. 16, 1886. — Official Handbook and Catalogue of the Ceylon Court of the Col. and Indian Exhibition, London 1886 p. 125 ff.

b) Encyklopädien:

M. Bruzen la Martinière, Geogr. Lex. französ. Ausg. 1735. — Vivien de St. Martin, N. D. III, p. 585 f. — Yule Col. H. Encycl. britannica XV, 9. ed. 1883.

Nicht zu benützen in der Lage war ich: W. Hamilton, Descript. of Hindust. II, p. 299 f. Christopher Lieut. W. Transactions of the Bombay Geogr. Soc. I, und leider auch Bell H. C., dessen Handbuch über die Malediven nach Rossет unsere bisherige Kenntniss von den Inseln sowohl nach der historischen wie wirthschaftlichen Seite hin erschöpft.

Der Westküste des indischen Continents und seiner Fortsetzung Ceylons, vorgelagert erstrecken sich in langer Reihe zwei Inselgruppen, die, wie geographisch, so auch ethnologisch als die erste Ankündigung des grossen indischen Festlandes aufgefasst werden dürfen. Es sind dies die Inselgruppen des Lakkediven und Malediven. Von diesen beanspruchen die letzteren ihrer höheren Cultur halber entschieden unser lebhafteres Interesse, und es wird daher auch im Folgenden allein von ihnen und zwar nur in ethnographischer Hinsicht gehandelt werden.

Die Malediven [1]) erstrecken sich südlich von den Lakkediven vom 7.° n. Br. an als eine Kette kleiner Inseln südwärts über den Aequator hinaus bis zum 2.° s. Br. und liegen alle auf den Gipfeln einer vom Meere bedeckten südlichen Fortsetzung der Ghatkette, welche die Grundlage des Korallenbaues bildet, durch welche diese Inseln höchst wahrscheinlich wie so viele in der Südsee entstanden sind. [2])

Die Anzahl der Inseln ist eine sehr grosse, wenn sich auch die verschiedenen Angaben darüber in der Literatur widersprechen (sie schwanken zwischen circa 2000 und 12.000); die Reihe dieser unendlichen Inselchen, die von sehr verschiedener Grösse und manchentheils nichts als öde Korallenriffe oder Sandbänke sind, bilden 17 Gruppen oder Atolle (Atollons) [3]) welche politisch zu 13 zusammengezogen werden, über deren Namen und schwankende Zusammensetzung man die interessanten Zusammenstellungen bei Gray l. c. p. 106, Anm. 1 vergleiche. Selbstverständlich sind durchaus nicht alle von den Inselchen bewohnt, doch besitzen wir darüber nur höchst lückenhafte Informationen, woher auch die ungemein vagen Angaben über die Gesammtbevölkerung rühren, die zwischen 20.000 und 200.000 schwanken! Indessen scheint uns die niedrigere Ziffer der Wirklichkeit bedeutend näher zu kommen, als die hochgegriffene (bei Charton, Vol. IV. p. 255, siehe auch Petermann's Mittheilungen, Behm-Wagner, Bevölkerung der Erde, VII, p. 38), und zwar aus folgenden Gründen: Rossет gibt nach Autopsie in Uebereinstimmung mit früheren Autoren [1]) die Bevölkerungszahl von Malé-Atoll, der Sultanat-Gruppe, mit ca. 3000 an, wovon 2000 im Dienst und Lohn resp. Kost des Sultans stehend. Wenn man bedenkt, dass unter Molé-Atoll geographisch eigentlich 3 Atolls begriffen sind, dass unstreitbar und naturgemäss diese Gruppe als Residenz des Sultans für die meistbevölkerte genommen werden muss, und dass diese Gruppe ihre 3000 Bewohner jedenfalls nur aus dem Productions-Ueberschuss der übrigen Atolls zu erhalten vermag (2000 (!) Köpfe davon werden hier ja aus Reichsmitteln erhalten), so ergibt sich, die übrigen 14 Atolls selbst von gleicher Bevölkerungsdichtigkeit wie die drei Residenzatolle genommen (was jedenfalls die äusserste zulässige Höhe bedeutet), eine ungefähre Ziffer von rund 20.000 Köpfen als Bevölkerungszahl — eine Ziffer, die, es sei noch einmal daran erinnert, die obere Grenze vorstellt, hinter welcher die wirkliche Zahl leicht zurückbleiben kann.

Die ansässige Bevölkerung sämmtlicher Inseln der Maledivengruppe ist singhalesischen Ursprungs. Darüber ist z. B. der letzte Autor Rossет noch im Unklaren, indem er p. 171 seiner erstcitirten Abhandlung sagt: „It is difficult to determine with any precision to which race the Maldivians belong; history merely tells us that the islands were colonised by a people of Aryan race und language, and no old manuscripts are in existence on the islands, which makes it impossible to do more than guess. It is generally believed that the islands were colonised at about the same time as Ceylon.“ Was für Quellen Rossет hier unter dem Ausdruck „history“ im Sinne hat, ist mir unklar, da ich die jedenfalls am besten begründete Annahme, dass die Maledivenbevölkerung durch Colonisation von Ceylon her entstanden sei, in der Literatur am öftesten und fast ganz allgemein vertreten sehe. Schon die einheimische Tradition, wie sie namentlich von Pyrard an zwei Stellen seines Werkes [2]) mitgetheilt wird, berichtet, dass die Inseln zuerst c. 1200 A. D. von singh. Colonisten bevölkert wurden, welche Heiden, d. i. Nicht-Mohammedaner waren. Das von Pyrard gegebene Datum der Colonisation muss aber um mehrere Jahrhunderte zurückgeschoben werden. Dies folgt aus den Berichten mehrerer occidentalischer, wie orientalischer Autoren über unsere Inselgruppe, des Pappus von Alexandrien (4. Jahrh.), Ptolemaios und Cosmas (6. Jahrh.) einerseits und des Chinesen Fahian (5. Jahrh.) und des persischen Reisenden Suleiman (9. Jahrh.) u. A. m. andererseits, indem sie alle die Inseln als bewohnt und als Dependencien des „grossen Eilands“, d. i. Ceylon's angeben. Es ist dabei freilich die Frage, ob die einwandernden singhalesischen Colonisten den Inseln wirklich die erste Bevölkerung gaben, oder ob sie nicht daselbst auf eine Urbevölkerung stiessen (wie ihrerseits die einwandernden Arier in Ceylon eine solche verdrängten), von der dann jene

[1]) Nach Lassen, Indische Alterthumskunde I, p. 205 von Malaja=Malabar und dîba=dvîpa, Insel, d h. Inseln von Malabar, die Malediven schreiben gegenwärtig: „mahaldîb“, womit die Benennung, welche Ibn Batuta den Inseln gewöhnlich gibt, nämlich „dhîbat al mahal“ sehr genau übereinstimmt. Derselbe nennt auch das Atoll malé „mahal“. Der Name Malé wird nun merkwürdigerweise von Lassen als „Malai“ durch „Fels“ erklärt — wie mir scheint, richtig, aber im Widerspruch mit Lassen's eigener Erklärung des Namens der Gruppe überhaupt (s. o). Ich mache auf das häufige Vorkommen dieses Elementes „Mal“ — in einheimischen Benennungen verschiedener Atolle aufmerksam, so in „Mildumadu“, „Malosmadu“, „Moluk.“

[2]) Lassen Ind. Alterthumskunde, I, p. 205.

[3]) Maldiv. bei Christ. atolu.

[1]) Gray l. c. p. 197, Anm.

[2]) p. 78 f. und p. 185.

oben genannten Geographen geredet hätten. Indessen weiss auch schon der älteste, Pappus von Alexandrien, von einer Abhängigkeit der Inseln von Ceylon, was eine erfolgte Besetzung und Colonisation seitens der Singhalesen voraussetzt. Auch fällt die Blüthezeit der ceylonesischen Monarchie, in welcher der jugendliche Buddhismus die Bevölkerung zu allen grösseren Unternehmungen, namentlich civilisatorischer Art, ermunterte, an den Anfang unserer Aera — alles Momente, die für ein sehr frühes Datum der Colonisation, also ungefähr im ersten Jahrhundert unserer Aera sprechen.

Abgesehen von diesen historischen Nachrichten, auch abgesehen von den übereinstimmenden körperlichen Merkmalen, der Hautfarbe und der Haarbeschaffenheit [1]), wird der singhalesische Ursprung der Malediven bevölkerung durch ihre Sprache erwiesen. Dieselbe stammt nämlich, wie man bei Durchsicht ihres Wortschatzes [2]) bald bemerkt, von der singhalesischen ab oder repräsentirt vielmehr, genauer gesprochen, eine alte Sprachstufe des Singhalesischen, die noch vor der verwirrenden und vielfach umgestaltenden Einwirkung der Literatur- und Kunstsprache auf Ceylon, des sog. Elu oder Helu, d. i. ungefähr Hochsinghalesisch, liegt und auf Ceylon selbst nur mehr in der Sprache der wilden Wäddâ anzutreffen ist [3]). Auch dieser Umstand weist auf eine sehr frühzeitige Abzweigung der maledivischen Colonisten vom singhalesischen Bevölkerungsstamm hin, denn die Entwicklung des Elu, welches die volksthümlichen Elemente im Singhalesischen so sehr verwischte, beginnt schon in den ersten Jahrhunderten unserer Aera. Die Reinheit, in welcher sich im Maledivischen das alte Singhalesisch erhalten hat, macht demnach diesen Dialekt für den Erforscher des Singhalesischen und seiner complicirten Verhältnisse äuserst wichtig und wird sein genaueres Studium erst eine erschöpfende wissenschaftliche Erkenntniss der singhalesischen Sprache ermöglichen [4]).

Es ist bemerkenswerth, dass nach mehreren Berichten, Pyrard's und Christopher's, also der am besten mit den linguistischen Verhältnissen der Insel vertrauten Gewährsmänner, auf den verschiedenen Inselgruppen verschiedene Dialekte geherrscht haben und noch herrschen. Pyrard sagt darüber: „Auf dem Atoll Suadu und weiterhin im Süden herrscht eine schwerverständliche, rauhe und barbarische Sprache, die aber doch noch die gemeine (Malediven-) Sprache ist“ [5]), während Christopher an einem mir leider nicht nicht zugänglichen Orte [6]) dem südlichen Dialekte eine nähere Verwandtschaft mit der Sprache der ersten Colonisten wegen der längeren Fortdauer des alten Alphabetes daselbst und der stärkeren Verunreinigung des nördlichen Dialekts durch Bengali- nnd überhaupt Fremdwörter zuspricht. Ich möchte hier auch die Vermuthung aussprechen, dass diese dialektischen Unterschiede sich vielleicht auch auf eine verschiedenzeitige Colonisation als ihren Grund zurückführen lassen, also nicht blos in der inneren Geschichte der Gruppe begründet sind. Dies wird sich aber erst mit einiger Sicherheit ausmachen lassen, wenn nähere Angaben über diesen südlichen Dialekt vorliegen werden. Bisher fehlen solche leider noch gänzlich.

Die Analyse des Wortschatzes der Malediver [1]) hat ergeben, dass sich ihre Sprache aus ca. 60% singhalesischer, 10·6% persischer und arabischer und 24·3% unbestimmbarer Wörter zusammensetze. Den Rest bilden Lehnwörter aus andern indischen Sprachen und aus dem Malayischen. Dieser Sachverhalt findet seine natürliche Erklärung in den äusseren Verhältnissen und Geschicken des Landes. Durch den Einfluss der Araber, welche als Kaufleute über den ganzen Continent und die Inseln Indiens kamen, ist nämlich schon sehr frühzeitig, wahrscheinlich zugleich und im Zusammenhang mit der Lockerung ihrer Zugehörigkeit zu dem buddhistischen Ceylon, eine Ueberführung der Bevölkerung zum Islam eingetreten. Der schon genannte arabische Geograph heiratete während seines Aufenthalts daselbst, ca. 1340, die Tochter eines Veziers, dessen Urgrossvater, Chenurâzah, angeblich der erste Bekenner des Islam auf den Inseln war. [2]) Wir würden damit mit dem Datum der Conversion an den Anfang des 13. Jahrhunderts geführt, was mit der Zeit des Vordringens des Islams nach Osten, überhaupt auf dem Festlande Indiens, in einem guten Verhältnisse stehen würde. Dieser Mohammedanisirung der Bevölkerung seit ca. 600 Jahren zufolge zeigt natürlich das Vulgär-Maledivische, besonders auf den mit der Religion und abstracten Dingen zusammenhängenden Gebieten, zahlreiche arabisch-persische Lehnwörter, welche jedenfalls mehr als ein Zehntel des gesammten Wortschatzes ausmachen, da von den 24% unbestimmbarer Wörter (bei Yule) mindestens noch 6—8% dazugeschlagen werden müssen. [3])

Neben der allgemein üblichen Volkssprache, die ihrer Hauptmasse nach, wie erwähnt, singhalesischen Ursprungs ist, wird auch das Arabische als feinere Verkehrssprache und insbesondere als Handelsidiom, sowie selbstverständlich auch als Sprache des Cultus gepflegt. Man macht sich vielleicht die beste Vorstellung von der Stellung des Arabischen neben der Volkssprache, wenn man mit Pyrard an das Lateinische neben den nationalen Sprachen des Mittelalters erinnert.

Wie die Verhältnisse bei der Sprache der Malediven liegen, ganz genau so auch bei der auf ihnen

[1]) Pyrard, welcher der einheimischen Tradition (s. o.) widerspricht, hat aber, wie dies von A. Gray l. c. durch viele Momente erwiesen ist, nur die Tamilbevölkerung Ceylons kennen gelernt. Siehe das einzelne bei Gray p. 178, p. 182 f.

[2]) Vocabular bei Christopher l. c. p. 46—72 (gegen 1200 Wörter) und Pyrard's Voc. bei Gray, gegen 400 Voc.

[3]) Kuhn E., Herkunft und Sprache der Bewohner Ceylons. Correspondenzbl. d. d. G. f. A. E. u. U. XVI, p. 43 (1885.)

[4]) Kuhn l. c. p. 44.

[5]) An einer anderen Stelle bemerkt er, dass die „beste“ Sprache in den nördlichen Gruppen unmittelbar unter dem König gesprochen werde.

[6]) Bombay Geogr. Soc. Vol. I, p. 54 f.

[1]) Bei Yule, l. c.

[2]) Ibn Bat. Vol. IV, p. 154.

[3]) Vergl. die lehrreiche Wörterzusammenstellung aus Pyrard bei A. Gray l. c. 196—207.

üblichen und den Inseln eigenthümlichen Schrift. [1]) Dieselbe ist nämlich ebenfalls singhalesischen Ursprungs [2]), hat aber wie die Sprache immer mehr und mehr arabische Einflüsse, d. h. Einflüsse seitens der arabischen Schreibweise und der arabischen Buchstabenzeichen erfahren. Der Sachverhalt ist folgender: Auf antiken Grabsteinen der Inseln wird ein Alphabet beobachtet, das mit dem ältern singhalesischen Alphabet, wie es auf Inschriften, z. B. einer Inschrift des Nissanka Malla (1191 n. Chr.) vorkommt, auf's deutlichste übereinstimmt. Die Kenntniss dieses Alphabetes ist unter der gegenwärtigen Bevölkerung fast ganz erloschen und nur mehr wenigen Individuen eigen. Am längsten scheint die Kenntniss hievon sich in den südlichen Atolls erhalten zu haben. Das Alphabet führt den Namen: Dewehi Hakura, was fast an den Namen des Sanskritalphabetes: dewanagarî erinnern möchte. [3]) In dieser Schrift wurde, wie im Indischen und Singhalesischen von der Linken zur Rechten geschrieben. Es besteht aus 18 Consonantenzeichen; die Vocale werden durch diakritische Zeichen ober- und unterhalb des Consonanten ausgedrückt, und zwar sind diese diakritischen Zeichen theils indischen, theils arabischen Ursprungs; indischen, insofern die Länge nach indischer Methode durch Verdopplung des betreffenden Kurzvocalzeichens ausgedrückt wird, und arabischen in formeller Hinsicht. [4])

Es ist nun interessant zu bemerken, wie im modern Maldivischen anstatt der neun Consonantenzeichen singh. Ursprungs h—w neue Buchstabenformen, welche den neun arabischen Ziffernzeichen auf's deutlichste entsprechen, getreten sind. Ich gebe im Folgenden nach A. Gray eine kleine tabellarische Uebersicht des alten und modern Maldivischen Alphabets mit dem Altsinghalesischen.

Buchstabe	Modern M.	Alt. M.	Altsingh. [1])
m			
f			
d			
t			
l			
g			
ṇ			
s			
h			
rh			
n			
r			
b			
ḷ			
k			
a			
w			
ḍ			

Diese moderne solchermassen veränderte Schrift heisst gabali tana, wird conform dem Arabischen von der Rechten zur Linken geschrieben und ist auf der

[1]) Das vorhandene Material: Prinsep l. c. Christopher, Journal of the R. A. S. VI. p. 44 f., A. Gray l. c. p. 182 f. — The Journal of Ind. Arch. N. S. II. p. 458.

[2]) Lassen hält l. c. p. 206, Anm. für eine Ableitung der Schrift aus einem dekkanischen Alphabet, was nur indirect, nämlich durch den Umweg des Singhalesischen richtig ist.

[3]) Nach Christopher R. B. S. VI, p. 45 heisst es auch evéla, was möglicherweise mit s. Helu (s. o.) zusammenhängt.

[4]) Eine Eigenthümlichkeit dieser Schrift ist auch, dass einige Consonantenzeichen ihre Form je nach dem inhärirenden Vocal ändern, was auf eine ältere, der jüngeren Methode mittelst diakritischer Zeichen vorangehende Stufe der Vocalbezeichnung, welche nach indischer Art das Consonantenzeichen afficirte, schliessen lässt. — Ich schliesse hier einen kleinen Excurs über die Vocalbezeichnung an, die besondere Aufmerksamkeit verdient, da sie massgebend für die Aussprache der Wörter ist und Einblick in gewisse Sprachgesetze und -Veränderungen gewährt.

Die Vocalzeichen führen den besondern Namen fili, der jedem von ihnen nachgesetzt wird, also a: aba fili, e: ebe fili etc. Ein schliessender Consonant mit vorausgehendem langem Vocal wird kaum hörbar, sondern verändert nur je nach seiner Natur die Aussprache des vorausgehenden Vocals. Ueberhaupt können nur 6 Consonanten das Schlusszeichen „Sokun“ (o conf. ind. virâma) erhalten, d. h. im Auslaut der Malediven-Wörter sind nur Vocale und die sechs folgenden Consonantenzeichen möglich: a, n, ṇ, rh, s, t, welche lautlich für g (a), Nasal ṁ (für n und ṇ), ɣ (t) und ḥ (rh = ind. Visarga:) stehen. Mithin gewinnen wir das Auslautsgesetz: Im Maledivischen herrscht vorzüglich vocalischer Auslaut, von Consonanten schliessen g und s, halbconsonantischer Natur sind der nasalirte und aspirirte Auslaut; letzterer ist nach Angabe Christopher's ebenfalls schon im Schwinden und kann nur mehr im Wortinnern als Silbenschluss vorkommen, während er am Wortende bereits zu einen stummen Laut herabgesunken ist.

[1]) Inschrift des Nissanka Malla (1191 n. Chr.).

ganzen Gruppe als die officielle Schrift verbreitet. Auch von dieser Schrift gibt es wieder mehrere Abarten (nach Rossет 3: akuru-tana, narha-tana, defo-tana) und es scheint, dass sie erst in unserem Jahrhundert sich zu allgemeiner Verwendung durchgesetzt hat, wie dies aus den verschiedenartigen Inschriften auf Grabsteinen mit ziemlicher Deutlichkeit hervorgeht. Wie die von Prinsep gegebenen Schriftproben beweisen, muss eine Abart, die jedenfalls zugleich eine Zwischenstufe war, auch darin bestanden haben, dass diese moderne, sonst linksläufige Schrift in den südlichen Atolls auch rechtsläufig wie das alte Alpabet verwendet wurde.

Endlich ist, ähnlich wie bei den sprachlichen Verhältnissen, auch die arabische Schrift als dritte auf den Inseln bekannt und in Verwendung, wozu sich die Eingeborenen zum Ausdruck einiger ihnen eigenthümlichen Laute einige Zeichen und Punkte hinzuerfunden haben; ja diese arabische Schrift drängt sich in einzelnen Sentenzen und Anrufungen ganz gewöhnlich sogar in den Maldivischen Schriftzug ein, indem solche zwischen die einzelnen Wörter desselben eingestreut zu werden pflegen. Sie wird bei Erlernung des Korans oder wenigstens einiger Partien desselben, was als religiöse Observanz gilt, unter Anleitung der Priester erlernt, die auch die Lehrer der eingeborenen Kinder im Lesen und Schreiben der einheimischen Schrift sind.

Dies die allgemeinen Culturgrundlagen und Bildungselemente der Malediven bewohner, auf denen sich keine ganz unbedeutende, aus einer Mischung von indischen und mohammedanischen Elementen hervorgegangene Cultur aufbaut. Was nun zunächst die materielle Seite derselben anlangt, so sind die Verhältnisse auf sämmtlichen Inseln zwar einfach genug, aber doch keineswegs so karg und ärmlich, als gewöhnlich angenommen wird. Wie auf den Lakkediven bildet der Kokusbaum (Mald. rul, rû, vgl. singh. ruka, Baum) und die Fischerei die Hauptquelle des Unterhalts der Bewohner, jedoch sind diese Inseln etwas reicher an anderen Vegetabilien als die Lakkediven.

So erwähnt Pyrard neben einer so wichtigen Baumgattung wie der Brodfruchtbaum, einer Hirseart: „ura", sowie des hirseähnlichen sogenannten Bimbikorns, das wie schwarzer Rübsamen aussehen soll. Beide werden zweimal im Jahre gesäet und geerntet und ihr Mehl wird mit Milch oder Cocosmilch zu einem Brei oder Kuchen u. s. w. verarbeitet.

Sodann erwähnt Pyrard auch einer sehr dicken und fleischigen essbaren Wurzel, Namens „itelpul" (cf. singh. puhul, Kürbiss), ferner einer andern, namens alas (singh. ala), die nach Pyrard's Beschreibung für Yams genommen werden muss und nach ihm frisch zubereitet oder in Cocosmilch oder -Zucker eingemacht, einen wichtigen Bestandtheil der einheimischen Nahrung ausmacht. Den Reis (mald. andu, hadu) freilich müssen auch sie vom Festlande holen und erkaufen diesen vorzüglich mit den kleinen Cauri-Muscheln (mald. bolli, Chr. boli, conf. singh. bellā), welche in Bengalen als kleine Scheidemünze dienen und in ungeheuren Quantitäten in Cocosblatt sackweise verpackt, für den Export (der hauptsächlichste der Gruppe) gewonnen werden, der hauptsächlich nach Afrika geht. Einen zweiten den Inseln eigenthümlichen Ausfuhrartikel bildet das Schildpatt (mald. cambe, singh. kesanbâwa), das in möglichst grossen Platten hauptsächlich nach Cambay ging und wovon ein gôt (1/4 Pfd.) einen Larin [1]) galt; sodann die Producte aus dem einheimischen Fischreichthum (mās Fisch = singh. mas), namentlich präparirter und eingesalzener Fische, sowie Fischöl, das in starken Thongefässen nach Indien gebracht wird, wofür meist direct wieder Gebrauchsgegenstände eingetauscht werden. Aus den Fasern der Cocosnuss werden starke Taue für Schiffe verfertigt (coir), die im ganzen Archipel und an den indischen Küsten geschätzt sind.

Alle diese Productionen sind in den Händen der untersten Schicht der Bevölkerung, welche ca. 60% derselben ausmacht.

Neben diesen Rohproducenten und den die Erzeugnisse derselben vertreibenden Händlern befasst sich ein kleinerer Theil der Bevölkerung mit verschiedenen gewerblichen Thätigkeiten. So vor Allem mit der Mattenflechterei (mald. tudu-kuna), welche auf den Malediven zu einer besonders ausgebildeten Technik gediehen ist und in verschiedenen bestimmt abgestuften Graden von Schönheit und Feinheit ihre Erzeugnisse liefert [2]). Eine zweite bis nach dem indischen Festland hin berühmte Industrie der Eingeborenen ist die Weberei und Stickerei, welche mit den von Indien und Ceylon eingeführten Baumwolle-, Seide- und Gold- wie Silberfäden arbeiten. Was für Ansprüchen die mit Hilfe einheimischer Webstühle, Spinnräder und Klöppeln arbeitende Industrie zu genügen hat, wird am besten der interessante Bericht Pyrard's über die Kleidung der Eingeborenen, den ich hier auszugsweise mittheile, geben. Er sagt p. 121 ff.: „Premierement les hommes attachent autour de leurs parties honteuses une grande bande de toile qui joint tout au tour, de peur qu'allans et venans, ou en faisant quelque ouvrage, on ne pût les appercevoir découvertes. Apres ils mettent une petite toile de cotton teinte en bleu ou en rouge, ou autre couleur, qui ne leur va que jusques au genoüil. Dessus ils mettent une grande piece de toile de cotton ou de soye, s'ils sont tant soit peu riches et accommodez, ce qui descend jusques à la cheuille des pieds, et ceignent cela d'un beau mouchoir quarré brodé d'or et de soye, qu'ils plient en trois pointes, et l'estendans sur les reins le joignent par devant: Puis pour grand ornement, ils adioustent une petite piece de soye de diverses couleurs, claire comme un crespe ou gase, qui est courte, et ne leur va que jusques au milieu des cuisses: et apres tout cela, ils se ceignent d'une grande ceinture de soye, qui est semblable à leur turban, où il y a de belles franges, laissans pendre les bouts sur le devant. Dans cette ceinture, qui leur sert de bource, ils mettent leur argent et leur bettel du costé gauche, et sur le costé

[1]) Pyrard l. c. p. 88: „On a quatre cens Cocos pour un larin." Vergleiche auch Rossет, Colon. and Ind. exhib. p. 132. Art. 356.

[2]) Die besten kommen von Gaddu-Islands, die ordinäre Sorte von Havara-Tinadu und die kleinen von Gemana-furhi.

droit ils passent leur cousteau, ce qu'ils estiment fort honorable, et il n'y a personne qui n'en porte, voir le Roy mesme. Ce sont des cousteaux fort bien faits, tous d'acier excellent, car ils n'ont pas l'invention de mester le fer avec l'acier . . . ." — „Toutefois les jours de feste ils se couvrent de juppes et de casaques de cotton ou de soye, qui s'attachent avec des boutons de cuivre doré. . . . Ces juppes sont de toutes sortes de couleurs, mais les extremitez sont bordées de blanc et de bleu . . . ." — „Ils portent tous sur la teste des turbans rouges, ou bigarez de diverses couleurs; la pluspart les ont de soye, les autres qui n'ont pas le moyen, les ont de cotton fort fin." — „Quant aux femmes, elles ont premierement une grande toile de cotton ou de soye de couleur qui les environne depuis la ceinture iusques à la cheuille des pieds, ce qui leur sert comme de cotte. Pardessus elles mettent une robbe de taffetas ou de cotton fort legere, mais fort longue, qui leur descend iusques aux pieds. Les bords en sont bleux et blancs. Je ne puis mieux cõparer cette robe pour en faire entendre la figure, qu'aux chemises que les femmes portent de deçà . . ."

An dritter Stelle nennen wir die Schreinerarbeit, zu welcher die Bevölkerung, wie die Singhalesen und Inder überhaupt, eine ganz besondere Geschicklichkeit zeigt.

Selbst der in diesen Dingen so wortkarge Pyrard, der mit 4 Zeilen die „métiers" abthut, kann nicht umhin, ihrer ausdrücklich zu gedenken. Sowohl in Styl wie Farbe, d. i. der bunten Lackirung, zeigt sich übrigens dabei eine eclatante Abhängigkeit von der indischen und namentlich der ceylonesischen Holzschnitzerei, wie dies die zahlreichen und in allen Grössen hergestellten Holzdosen, Büchsen, Schachteln, Instrumentstiele und grösseren Geräthe, wie Spinnräder, Stickmörser, Stühle, Bettstellen u. s. w. zeigen.

Auch die Goldschmiedekunst steht auf den Malediven in Blüthe und deckt fast ganz allein den grossen Bedarf der gesammten Bevölkerung, besonders aber der höheren Kasten an Schmucksachen, mit welchen sich Männer und Frauen — wie wir schon aus Pyrard's Beschreibung gesehen — nach indischer und singhalesischer Art zu behängen pflegen.

Das Material dazu an Gold (rhan, singh. ran), Silber (rihi, singh. ridi), Zinn (udu timara, malay. timah), Bronze (loë, cf. ind. löha), Kupfer (ramvanlöi, d. i. die goldgleiche Bronze, so wird auch das Messing genannt) kommt vom indischen Continent und aus Ceylon. Die Erzeugnisse dieser Kunst bestehen in goldenen, silbernen Messingringen, Brochen, Ohrgehängen (mudi, singh. mudu, Ring), Halsketten (guilli), Armreifen (ula, singh. walalla), deren Ausführung mit der Kaste derjenigen, welche sie tragen sollen, in einem gewissen, fest bestimmten und zu respectirenden Zusammenhange steht.

Endlich dürfen wir in diesem Zusammenhang auch der maritimen Tüchtigkeit und Fertigkeiten der Eingeborenen gedenken. In ihren kleinen flachen Booten (donni oder dõni, eigentlich „Vogel" und wohl dasselbe Wort wie das tamulische thoni, Skr. droṇa) segeln die Malediver von Atoll zu Atoll und gehen als thätige Handelsleute sogar nach den Mündungen des Ganges und Atschin auf Sumatra.

Es ist daher ganz glaublich, wenn Pyrard berichtet, dass er bei den Eingeboren Seekarten mit genauer Angabe der gefährlichen Riffe gesehen habe (mald. muraban, muraba). Anderen Gewährsmännern zufolge sind solche sogar in den Bibliotheken des Ceylon Gouvernement und der R. As. Soc. vorhanden [1]), und es ist deshalb auch die Notiz interessant, dass Sir A. Johnstohn, Oberrichter auf Ceylon, zwei solcher Karten der Asiatischen Gesellschaft überlassen habe, „als ein astrologisches Maldivenbuch, nach welchem die Schifffahrer den Tag ihrer Abreise, ihrer Ankunft an den verschiedenen Punkten und den wahrscheinlichen Erfolg ihrer Fahrt bestimmten." [2])

Andererseits sind wir durch Prinsep auf einige interessante nautische Instrumente, deren sich die Malediver auf ihren Fahrten nach Calcutta, Atjeh u. s. w. bedienten und zum Theil wohl noch bedienen, aufmerksam gemacht worden. Dieselben sind arabischen Ursprungs, wie auch die Ausdrücke der Schiffersprache zum grösseren Theile auf arabische Bezeichnungen zurückgehen. In erster Linie erwähne ich hier eines Quadranten (mald. pilagaha, singh. [?] pila, gaha), der zur Aufnahme der Sonnenhöhe oder bei Nacht der Polarsternhöhe dient, und sowohl in seiner einfachen

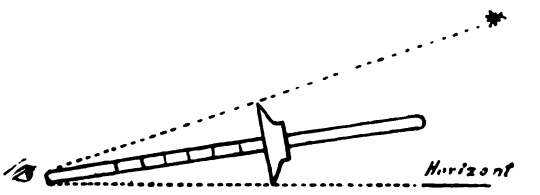


Fig. 11.

Form (Fig. 11) unter dem Namen bilisty zur Bestimmung der Sternhöhe, als in Verbindung mit einem Querholze nach einer etwas verschiedenen Methode (mit Benützung des Sonnenschattens) bei der Bestimmung der Sonnenhöhe angewendet wird, um das directe Schauen in die Sonne zu vermeiden. (Fig. 12.)

Diese beiden Instrumente sind eigentlich nur eine vervollkommnete Form des sogenannten Kamāl, eines Instrumentes, das aus einem viereckigen Stück Horn besteht, durch dessen Mitte ein in gewissen Abständen geknoteter Faden läuft, und mit den Zähnen festgehalten wird. Die Anwendung zeigt Fig. 13. Je nach der Anzahl der Knoten, die vor dem Horn sich befinden, bestimmt sich leicht die Sternhöhe (nach empirischen Feststellungen).

Sodann ist auch des Gebrauchs des Compasses bei den maledivischen Seeleuten zu erwähnen, den sie samaqā benennen, ein Ausdruck, der offenbar von dem malabarischen Worte samukkā stammt, das seinerseits

[1]) Auch im neuen Museum von Colombo sollen interessante Exemplare existiren.

[2]) Bei A. Gray l. c. p. 184. Diese Exemplare sollen leider in der Bibliothek der R. A. S. verschollen sein. Gibt Niemand von dieser Stelle darüber Auskunft, wohin sie gerathen?

wieder auf den Skr.-Terminus cumbaka, Leitstein, zurückgeht. In der Compasseintheilung dagegen folgt man mit ziemlicher Genauigkeit den Arabern (siehe Abildung und nähere Angaben bei Prinsep l. c. 784 ff).

Was nun die politischen und socialen Verhältnisse auf der Inselgruppe betrifft, so werden dieselben heutzutage wie auch früher wohl als Dependencien der ceylonesischen Regierung gerechnet, jedoch beschränkt sich dies Abhängigkeitsverhältniss auf die Absendung einer alljährlichen feierlichen Gesandtschaft, die mit

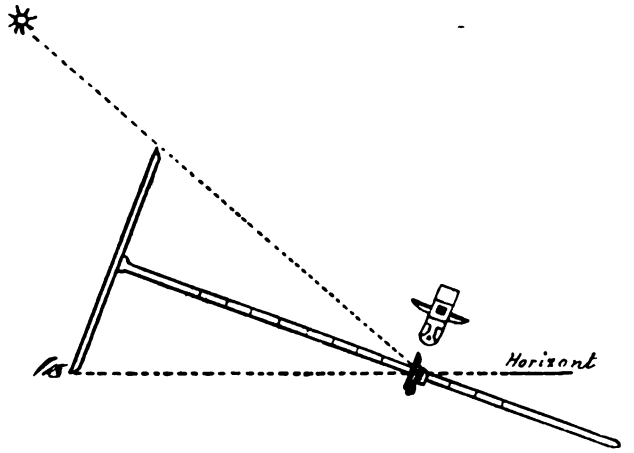


Fig. 12.

Geschenken für den ceylonesischen Gouverneur nach der „grossen Insel" geht. In Wirklichkeit ist die Inselgruppe völlig sich selbst überlassen und unabhängig, wie auch in der Vergangenheit die Versuche vom Festlande aus, namentlich seitens der Portugiesen und Bengalens, die Inseln zu unterwerfen, nur bald vorübergehende Episoden in der Geschichte der Malediven waren. Die Inseln stehen unter der unbeschränkten Gewalt eines radsan oder maha-rādung, was wohl dem indischen Rājan und Mahārājah entspricht, der es aber vorzieht, sich mit dem mohamedanischen Würdenamen

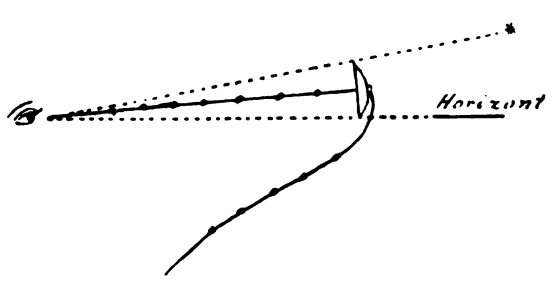


Fig. 13.

Sultan zu schmücken. Auf jedem der 13 (polit.) Atolle residirt anstatt des Herrschers ein Statthalter, Nayb (arabisch naib „Lieutenant"), der auch die Justizgewalt ausübt und viermal im Jahre auf den Inseln seines Atolls Gericht abhält. Es sind nach Pyrard meist Priester und Gelehrte, welchen auch die Oberaufsicht über die religiösen Angelegenheiten ihres Amtsbereichs zufällt. Ausserdem hat jede einzelne Insel einen besonderen Beamten, Namens Katib (arabisch Katib „Schreiber"), welchem die specielle Aufsicht über die religiösen Obliegenheiten der Bevölkerung obliegt, unter welchem die einzelnen Priester der Moscheen stehen, der auch die Unterrichts-Agenden versieht u. s. w. Was die Justizgewalt der obenerwähnten Nayb's betrifft, so wird sie in ihren Händen vielfach zu einem Mittel der Ausbeutung der Bevölkerung, da sie gewöhnlich keine Controle zu befürchten haben und die Civilangelegenheiten wie die criminellen Fälle gleichmässig unter ihrer Entscheidung stehen. Allerdings gibt es von ihren Aussprüchen eine Berufung an die höchste Instanz, den Pandiar [1]), den Oberpriester, der zugleich der höchste Richter ist; in allen an ihn gelangenden Fällen verstärkt er sein gewöhnliches Collegium von Nayb's durch eine Anzahl Mucuris („Doctor" = arabisch mukarri, Lehrer), mindestens vier oder fünf. Die Stellung derselben entspricht ungefähr der der türkischen Mollah's. Sie werden zu allen Festen, Reden und Ceremonien eingeladen und stehen bei der Bevölkerung in grossem Ansehen. Ihre Anzahl ist eine geringe, es gibt deren ungefähr 50 auf sämmtlichen Inseln. Zu den Gerichtspersonen gehört auch der Devanit (singh. dewiya, Skr. devânîta [?]), der Gerichtsbote und -Vollstrecker. Ich muss es mir hier versagen, des Näheren auf das Gerichtswesen, insbesondere den Strafcodex der Malediven, einzugehen, doch überzeugt man sich aus Pyrard's Angaben, l. c. p. 147—150, bald, dass auf diesem Gebiet eine entschiedene Abhängigkeit vom indischen Gerichtswesen besteht, sowohl nach der Seite des Verfahrens, als nach der Art der Strafen.

Derselbe indische Einfluss zeigt sich ganz unverkennbar und in die Augen springend auf socialem Gebiete in der strengen Kastengliederung der Bevölkerung, die natürlich den ganz anderartigen Verhältnissen entsprechend auch anderen Eintheilungsgründen folgt, als auf dem indischen Festlande. Es ist hier die Kastenordnung, ähnlich wie auf den malayischen Inseln, eher eine Berufsrangordnung zu nennen, wie ein kurzer Ueberblick über dieselbe zeigen mag. Die höchste Kaste bildet der Sultan mit seinen Verwandten, Prinzen etc. [2]). Die nächstfolgende wird von dem Amtsadel, welcher die einflussreichsten Stellen und Würden im Staate einnimmt, also neben den priesterlichen Verwaltungs- und Gerichtsstellungen die Hofdienste, die verschiedenen Schatzämter, Ministerposten, Admiralitätsdienste etc. etc. [3]) gebildet, die dritte von einer Art Geburtsadel, die vierte, in mehreren Unterabstufungen, vom gemeinen Volke. Jede Kaste hat ihre bestimmten Abzeichen, welche unter allen Umständen streng eingehalten werden müssen. Das Kastenceremoniell ist ähnlich dem in Indien und wo überhaupt die Kasteneinrichtung besteht, so dass es überflüssig ist,

[1]) Arabisch heisst er auch Kadi.

[2]) Königin (renequilag, cf. râjñî oder manä, cf. sing menika), Prinzen (Kalan); für die obersten Chargen dient das angehängte Beiwort (ta kuru cf. ind. guru, Lehrer, Meister) als Ehrentitel.

[3]) Vergleiche die lange Liste von Aemtern und Würden bei Gray l. c. p. 198 ff.

Einzelnes daraus hervorzuheben [1]); ganz wie in Indien auch die Consequenzen bezüglich des Connubiums, des erblichen Berufs, der verschiedenen Rechtsbehandlung u. s. w. Hierin prägt sich trotz vielfachen mohammedanischen Formen im Staatswesen doch am deutlichsten der indische Ursprung und die geistige Abhängigkeit dieser Cultur von Indien aus.

Was die Religion betrifft, so wissen wir schon, dass die Malediver seit ca. 600 Jahren dem Islam angehören, was selbstverständlich seine bedeutsamen Consequenzen für die ganze Cultur gehabt haben muss. Welcher Religion die Eingebornen vor ihrer Mohammedanisirung angehört haben, lässt sich mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit vermuthen, nämlich der buddhistischen, welche die einwandernden Colonisten wohl gleich von Anfang an aus Ceylon mitgebracht haben. Wir finden nach einer so langen Periode des Untergangs des Buddhismus auf den Inseln doch noch immerhin ganz bemerkenswerthe Spuren seiner ehemaligen Existenz daselbst. L. Cristopher bemerkt schon in den 30er Jahren, er habe bei seinem Aufenthalte auf den Inseln gehört, dass zwei buddhistische Tempel auf zweien der Inseln zurückgeblieben seien. Der Name einer derselben ist veharmanharfooree, d. i. offenbar Skr. vihâramanoharapurî, „die schöne Stadt der Klöster". Auch Rosset hat ähnliche Erkundigungen eingezogen; auf der Insel Fua Mulaku soll in einem Dschungel ein Dagob vorhanden sein und auf Hatadù im Addù-Atoll Ruinen eines Tempels. Es wurde Rosset gesagt, dass auch noch auf anderen Inseln, die er nicht besuchen konnte, ähnliche Bauwerke vorhanden seien, ja, der Oberpriester von Malé-Atoll versicherte sogar im Besitze alter Manuscripte aus diesen Bauwerken zu sein, und dass dort manche noch zu finden seien. Herr Rosset beabsichtigt seinen Besuch auf den Malediven zu wiederholen, und hoffen wir, dass er dabei Gelegenheit finden werde, diese angeblichen Denkmäler zu besichtigen; es würden, wenn die Nachrichten darüber sich bestätigten, gewiss wichtige chronologisch-historische Aufschlüsse über die Colonisation der Insel sich finden lassen. Da aber bislang noch niemand Berufener diese Bauten als buddhistische erkannt hat, so müssen wir uns schon noch nach anderen Zeugnissen für die ehemalige Anwesenheit des Buddhismus auf den Inseln umsehen. Ein solches ist nun z. B. in einem Feste der Bevölkerung gegeben. Das hauptsächlichste Fest poycaca Vollmond = indisch pûrṇaçaçânka, Vollmond des April oder Mai, erinnert in Name und Datum deutlich an das depoya, Vollmondfest des Wesak, Mai, das in Ceylon zur Erinnerung an das Nirwâna des Buddha gefeiert wird.

Das Wort für „Bild" ist sodann maled. buḍu, d. i. Buddha.

Ibn Batuta erwähnt das Wort budkhânah in der Bedeutung „Götzentempel"; es ist ohne Zweifel ein Buddhatempel damit gemeint. — Die Todten auf den Inseln werden genau in der Haltung des in's Nirwâna eingegangenen Buddha bestattet u. s. w.

Doch damit genug. Jedenfalls ist die äussere Bekehrung der Bevölkerung zum Islam eine sehr vollständige gewesen. Die Cultusformen des Islam, Waschungen, Koranrecitation, Beschneidung (sönnat = sunnah, arabisch: Observanz) u. s. w. sind auch bei der Malediven-Bevölkerung allgemein bindende, ja man befolgt sie in den höheren Kasten mit Uebertreibung; so gehen die höheren Kasten fast täglich 3- oder 4mal zum Gebet in die Moschee. Das hindert aber nicht, dass ihr Geist, insbesonders in den unteren Schichten derselben, voll von abergläubischen Vorstellungen ist, die auch in einer Unmenge abergläubischer Bräuche und Handlungen ihren Ausdruck finden. Jedes unglückliche Ereigniss, insbesondere jede Krankheit wird einem bösen Geiste oder Teufel zugeschrieben. Abends im Dunkeln vermeidet man es aus Furcht vor ihm auszugehen. In dieser Hinsicht berühren sie sich wiederum auffallend mit den buddhistischen Singhalesen, die trotz ihrer reinen Religionslehre doch dem gleichen Teufelsglauben huldigen und höchst seltsame Abwehrmittel gegen die bösen Geister besitzen. In dieser Hinsicht nenne ich ein charakteristisches maledivisches Mittel: es ist das Windfähnchen, das vor den Kranken geschwungen wird und auf welchem eine Beschwörungsformel aufgeschrieben steht [1]), was sich merkwürdigerweise mit nordbuddhistischen (çivaitischen [?]) Vorkehrungen des Tantraglaubens, den mit Gebeten beschriebenen Windfähnchen und flatternden Zeugfetzen (in Tibet) berührt. Ferner sei auf den merkwürdigen, siar genannten, tabuirten Opferplatz, der dem König der Winde in einem abgeschlossenen Winkel jeder Insel geweiht ist, aufmerksam gemacht, wohin die, welche irgend einer Gefahr entronnen sind, zu gehen pflegen, um ein mit Gummi, Blumen und angezündeten Räucherwerk gefülltes kleines Boot als ein Opfer in's Meer hinaus zu treiben. Wenn es verbrennt, sagt man, der Gott oder König der Winde nehme das Opfer an. Hierin liegt abermals ein Ueberbleibsel aus dem vorbuddhistischen Naturdienste der Einwohner, der demnach wohl dualistischer Art war, gute und böse Dämonen unterschied. (Vergl. Christopher, nach Gray l. c. 202 in den Transactions der Bombay Geogr.-Soc. I, p. 302.) Eine dritte abergläubische Ceremonie, cavery genannt (Skr. Kawi, Anrufung), welche zur Besänftigung und Versöhnung des Krankheitsteufels angewendet wird, gehört ebenfalls in diese Reihe. Vergl. die Anmerkung 2 auf pag. 202 bei A. Gray l. c., wo auf malayische Analogien aufmerksam gemacht ist. Auch die Existenz von Amuletten „tauīdu" (arabisch ta'wiz), welche allgemein unter der Kleidung getragen werden, wird durch Pyrard, p. 200, festgestellt. Endlich verweise ich hier nur auf die interessanten, aber auch für eine auszugs-

[1]) Eine Eigenthümlichkeit sei indessen doch hervorgehoben. Als Hoheitsabzeichen gilt insbesondere der Sonnenschirm, den neben dem Sultan nur die höchsten Würdenträger im Staate in ganz bestimmten Farben tragen dürfen, was an die ganz analogen Verhältnisse in Java und überhaupt an das Hofceremoniell im indischen Archipel erinnert.

[1]) Dasselbe ist im Besitz der ethnographischen Sammlungen des k. k. Hofmuseums (von Rosset erworben) und zeigt merkwürdigerweise die alten Malediviencharaktere, die man auf Male-Atoll nicht mehr in lebendiger Kenntniss dachte.

weise Wiedergabe zu ausführlichen Berichte PYRARD's über Feste und Festceremonien der Eingebornen, pag. 98—112.

Das Privatleben der Malediver ist bei ROSSET [1]), der es ja aus eigener Anschauung kennen lernte, so ausführlich behandelt, dass ich es hier bei einigen allgemeinen Bemerkungen bewenden lassen kann. Zunächst, was ihre häuslichen, ihre Familienverhältnisse anlangt, ergibt sich die Bemerkung, dass der mohammedanische Einfluss auf diesem Gebiete hier obgesiegt hat, wie fast überall bezüglich dieser Verhältnisse, wohin er mit seiner unheilvollen Auffassung des Geschlechts- und in Folge dessen des Familienlebens eindringt. Die Ehe ist eine rein civile, aber auch zugleich sehr lockere Institution, die durch die Leichtigkeit der Scheidungen keinerlei sittliche Bedeutung für das Leben der Eingebornen gewinnen konnte. Hier also ist das mohammedanische Colorit im Culturbild der Malediven ein sehr stark ausgeprägtes.

Anders dagegen in dem zweiten Hauptereigniss des Privatlebens, dem Todesfall mit seinen äusserlichen Erscheinungen, namentlich der Bestattung. Was hierüber bekannt geworden ist, zeigt alles indischen Ursprung an und weist fast gar nichts von den Bräuchen mohammedanischer Länder in diesem bedeutsamen Punkte auf.

So wechseln in dieser Mischcultur indische und mohammedanische Elemente in bedeutsamer und nicht zufälliger Weise fortwährend miteinander ab und ist daher dieselbe als eine durchaus hybride zu bezeichnen. Es ist hier auf den Malediven in der Abgeschiedenheit des Meeres thatsächlich und im kleinen Massstabe entstanden, was auf dem grossen indischen Festlande trotz der mohammedanischen Ueberflutung nicht gelingen konnte — ein kleines arabisirtes Indien. [2])

11. Herr I. SPÖTTL legt eine Anzahl von ihm angefertigter Skizzen vor, welche namentlich niederösterreichische Tumuli darstellen und erklärt dieselben. Er regt zugleich den Gedanken an, im Sommer eine Excursion zum Besuche einiger derselben zu veranstalten. Seine Ausführungen werden von den Anwesenden mit lebhaftem Beifall aufgenommen.

12. Herr Dr. ALOIS HOUŠKA in Pilsen übersendet folgenden Bericht des Herrn **Franz Leger** in Lužau bei Křestic

Ueber einen Depotfund von Bronzecelten bei Kron-Koritschen.

Auf einer der kaiserlichen Privat-Domäne Kron-Koritschen (an der Bahnlinie Pilsen-Klattau-Eisenstein) gehörigen Feldparcelle wurden im letzten Spätsommer anlässlich der Tiefackerung durch Feldarbeiter mehrere durch ihre Form auffällige Metallgegenstände aufgefunden, und haben die Finder in dem Wahne, dass das schwere Metall Silber oder gar Gold enthalte, die Artefacte unter sich vertheilt, so dass der ganze Fund verloren gegangen wäre, wenn ich nicht durch Zufall ein schönes Exemplar eines wohlerhaltenen, bronzenen, mit schöner Patina bedeckten Lappenceltes erlangt hätte

In Verfolg dessen angestellte Nachforschungen bestätigten meine Vermuthung, dass wir es hier mit einem allem Anscheine nach nur zum Theile entdeckten Massenfunde von Celten zu thun haben, und es gelang mir, weitere 4 bronzene Lappencelte einer und derselben typischen Form, jedoch verschiedener Grösse zu erwerben. Zwei derselben verdanke ich der opferwilligen Zuvorkommenheit des Herrn k. k. Oberverwalters A. TREDL und ein schönes Exemplar dem Herrn k. k. Hofbesorger W. BIBER; ferner habe ich in Erfahrung gebracht, dass ein Stück durch den Finder in den Fluss geworfen und zwei andere beim Dorfschmiede in Kron-Koritschen im Wahne, dass man es mit Edelmetall zu thun habe, geschmolzen wurden.

Von den 5 geretteten Celten ist Nr. 1 ein wohlerhaltener Lappencelt, 16·9 cm lang, 0·5 Kg. schwer, mit grossen nahe am Bahnende stehenden stark gebogenen Lappen. Die wenig über 4 cm breite Schneide ist schwach convex und an der einen 5 cm breiten, wenig abgerundeten Schmalseite befindet sich das für alle fünf Fundobjecte charakteristische Oehr zum Durchziehen von Riemen oder Schnüren.

Nr. 2. Dieselbe typische Form, 14 cm lang, 0·32 Kg. schwer, mit theilweise abgebrochenem Oehr;

Nr. 3. 13 cm lang, 0·3 Kg. schwer;

Nr. 4. 15·5 cm lang, 0·4 Kg. schwer, schön erhalten.

Alle diese 4 Stück sind sozusagen nach Einem Muster modellirt, jedoch nicht — wie schon aus den differirenden Dimensionen ersichtlich — in Einer Form gegossen.

Etwas abweichend vom obigen Typus ist das letzte Stück Nr. 5. Es ist ebenfalls ein Lappencelt, nur 12·5 cm lang, 0·37 Kg. schwer, die Schmalseite 3·5 cm breit, so dass dieser Celt, von oben gesehen, wie ein lancettförmiges Blatt aussieht. Das Bahnende ist theilweise abgebrochen; auch hier fehlt das charakteristische Oehr nicht. Abweichend ist hier die Form dadurch, dass die Schneide bedeutend mehr convex und durch Dängeln aus ihrer ursprünglichen Form in die Breite getrieben ist, so dass beide vorspringende Schneidenden über den aus der Gussform herausgekommenen Kern des Celtes gedrängt sind, wodurch längs der Schmalseite kleine, bei der Endspitze der Schneide zusammenlaufende Leisten entstanden.

Bei genauerer Betrachtung dieses Celtes kann man ganz gut beobachten, auf welche Art und Weise die breite Schneide aus der ursprünglichen Form herausgehämmert worden ist und man kann förmlich die Stelle des letzten Hammerschlages bezeichnen. Es ist nach den noch sichtbaren Eindrücken der Schläge leicht zu errathen, dass dieses Beil, wie es aus der Gussform

[1]) Maldive Islands, The Graphic und in dem Anthrop. Institute Journal l. c.

[2]) Zum Schlusse noch die Bemerkung, dass ich es mir vorbehalte, da die voranstehenden Mittheilungen vielfach noch den Charakter des Fragmentarischen an sich tragen, auf diesen interessanten und im Ganzen noch so wenig studirten Gegenstand bei nächster Gelegenheit zurückzukommen.

kam, auf einem Ambos oder überhaupt einer harten, glatten Unterlage zuerst auf der einen Seite mit dem Hammer so lange bearbeitet wurde, bis die Schneide die erwünschte, stark convexe und breite Form erhalten hat, hierauf wurde dasselbe Verfahren auf der andern Seite des umgedrehten Beiles fortgesetzt, wodurch die zuerst bearbeitete, jetzt am Ambos aufruhende Seite wieder geglättet wurde, so dass die Spuren des Dängelns an beiden Schneidenden, jedoch nur immer auf einer Seite bemerkbar sind.

Von allen fünf Celten können wir mit Bestimmtheit behaupten, dass dieselben nie im Gebrauch waren; an einzelnen (wie bei Nr. 1 u. 2) findet man kleine Gussfehler (bis erbsengrosse im Hohlraume der Lappen angeschweifte Bronzekörner), die jedenfalls, weil der Befestigung des Schaftes hinderlich, vor dem Gebrauche des Geräthes beseitigt werden mussten, oder doch wenigstens durch den Gebrauch der Beile selbst verschwunden wären. Die Beschädigungen sind offenbar neuern Datums.

Nicht minder interessant als die Fundobjecte ist die Fundstätte selbst. Es ist dies eine kleine, durch den Eisenbahndamm vom Gros abgetrennte Parcelle des Feldcomplexes „pod Tamachovem“ (zur Domäne Kron-Koritschen gehörig). Auf den ersten Blick überzeugt man sich, dass der Fund nicht ein Gräberfund ist. Auf dem ganzen Complexe, sowie auf der gegen den Angelfluss im Westen sanft abfallenden Feldparcelle ist von Heidengräbern, die sonst hier in der Umgebung massenhaft vorzufinden sind, nicht die geringste Spur. Im Gegentheile kommt man bei näherer Besichtigung und Würdigung der Fundstätte zu der Ueberzeugung, dass die Annahme einer Gräberstätte an dieser Stelle geradezu ausgeschlossen erscheint; wohl aber drängt sich dem Beobachter eine andere Ansicht auf, nämlich, dass die Stelle im grauen Alterthume ein behufs Orientirung gut gekennzeichnetes Versteck für diese als Handelsartikel weit verbreiteten Artefacte bieten dürfte.

Die Fundstätte unserer Celte bildet einen durch den Lauf des Angelflusses (westlich) und des hier in die Angel einmündenden, jetzt unbedeutenden, früher aber, untrüglichen Anzeichen gemäss, wasserreichen Baches Střebejčinský potok (im Norden) gut markirten Winkel und ist nur wenige Meter hoch über dem erstgenannten Flusse erhoben. Schon dieser Umstand ist der Orientirung recht günstig. Ueberdies erhebt sich im Süden der hier in das Angelthal auffallend genug vorspringende Granithügel „Tomachov“ (441 m).

Versetzen wir uns nun in die Lage der grauen Vorzeit und lassen wir das jetzt anmuthige und cultivirte Angelthal um Schwihau herum in Gedanken wieder das werden, was es zweifelsohne noch vor einem Jahrtausende gewesen ist — ein morastiges, theilweise mit Wassertümpeln, mit wildem Gestrüpp und dichtem Walde bedecktes, durch den weiter unten (bei Borov) gestauten Angelfluss nur ungenügend entwässertes Terrain, dessen westliche und östliche, hügelige Plateaux und Kuppen bildenden Höhenzüge schon damals, nach den massenhaft vorkommenden Tumuli eines Typus zu urtheilen, stark bevölkert waren. Der wandernde „Pedlar“ der Bronzezeit konnte sich für die Reservevorräthe seines ambulanten Lagers kaum ein besseres Versteck wünschen, wie dieses in der Wildniss gelegene, für ihn jedoch leicht zu orientirende Plätzchen am Rande eines Sumpfes. Der Angelfluss auf der einen, der Střebejčinabach auf der andern, und der weithin sichtbare Kegel des Tamachov auf der dritten Seite bildeten verlässliche, unveränderliche Orientirungsbasen für den Eigenthümer des geheimen Lagers.

Die bis jetzt aufgefundenen Celte kamen durch eine im vergangenen Spätsommer etwas tiefer ausgeführte Ackerung an's Licht, lagen somit nahe an der Oberfläche. Die ursprüngliche Lagerung mag gewiss eine viel tiefere gewesen sein, doch die hier deutlich fortschreitende Denudation musste die Artefacte schliesslich doch zu Tage fördern. Auf diesem Umstande beruht auch meine hoffentlich richtige Voraussetzung, dass durch die bisher gemachten Funde, die doch auf eine Masseneinlagerung ähnlicher oder auch anderer Artefacte hinweisen, nur die oberste Schichte des Lagers aufgedeckt wurde, und es mag einer spätern, hoffentlich schon im nächsten Frühjahre vorzunehmenden Nachforschung wohl gelingen, weitere Objecte an's Licht zu bringen.

13. Herr Custos **Moriz Trapp** in Brünn übersendet:

Weitere Berichte über Erdställe in Mähren.

Durch die jetzt allenthalben mehr bekannt gewordene Suche nach unterirdischen Gängen „Lochy“, wie sie in Mähren heissen, taucht hie und da in den Ortschaften eine längst vergessen gewesene Erinnerung aus Grossvaters Zeiten bei der gegenwärtigen Generation wieder auf, und so dürfte sich mit der vielartigen Auffindung dieser Erdställe doch auch eine zufällige mit darin befindlichen wichtigen Objecten ergeben, die endlich das Räthsel lösen wird, wozu eigentlich diese unterirdischen Höhlen dienten.

Ich erlaube mir daher einige neuere Beiträge zur geneigten Kenntniss zu bringen, wie sie mir zugekommen sind.

1. Die Erdlöcher von Syrovín bei Bisenz.

Ueber die Erdlöcher von Syrovín bei Bisenz berichtet mir der sehr eifrige Forscher Herr Myklík, Lehrer in Bisenz, Nachstehendes:

„Ich habe Ihnen versprochen, die Erdlöcher von Syrovín zu besuchen, doch erst im October 1887 wurde es mir möglich, dahin zu gehen. Die Löcher haben wirklich in diesem Orte existirt, sind aber heute alle fast vollständig eingestürzt und verschüttet.

Ich besuchte zwei derselben. Das erste Loch ist unter dem Bauerngrund eines gewissen Fiala und besteht aus zwei Theilen, wovon der erste vordere 5 m lang und 10 bis 12 dm hoch und 8—9 dm breit, sich in eine kleine Oeffnung verengt, so dass dadurch nur eine schlanke Person zu dem zweiten, 19 dm tiefer liegenden Theil durchschlüpfen kann. Dieser zweite Theil

ist auch beim sechsten Meter eingestürzt, so dass an ein weiteres Vordringen nicht zu denken war. Dieses Loch geht nicht in gerader, sondern in einer Zickzacklinie in der Richtung von Süden nach Norden, ist spitzbogenförmig gegraben und hat auf jeder Seite kleine Nischen, je 2 m von einander entfernt, deren Seitenwände verrusst sind und man an ihnen die Spuren von Lichtflammen deutlich erkennt. Diese Nischen sind nur 2 dm breit, 1·5 dm hoch und 1 dm tief. Entdeckt wurden alle diese Löcher durch Zufall, indem entweder eine Mauer, ein Baum, ein Rind oder ein Wagen in eine plötzlich entstandene Senkung fiel. Vom Ursprung dieser Gänge, worin man nur auf allen Vieren oder höchstens kauernd, zuweilen aber auch nur am Bauche liegend, sich fortbewegen kann, weiss das Volk nichts. Einige erzählen, dass es Verstecke aus der Zeit der Tartaren oder Schweden seien, Andere wieder, die es von den Urgrossvätern gehört haben sollen, dass sich in diesen Löchern die Mährischen Brüder, die im nahen Žeravic ihren Mittelpunkt hatten, verborgen hielten.

Für einen Aufenthalt scheinen diese Gänge doch nicht gegraben worden zu sein, denn sie sind zu schmal und zu niedrig. Da aber die Leute sagen, dass sie sich weiter erbreitern und zu geräumigen Gängen würden, die alle in einer Richtung gingen, als ob sie zu einem gemeinschaftlichen Mittelpunkt zielen, so dürfte man annehmen, dass dies Zugänge zu einem grösseren unterirdischen Verstecke waren.

Dieses erste Loch ist unter den Stallungen des Fiala und der Zugang mit Holz und Erde verstopft.

Ein zweites, aber gänzlich verschüttetes Loch ist im Keller eines gewissen Sluka, und ein drittes ist mit Reisig und Spreu verschüttet bei der Scheuer eines trunkseligen Bauern.

Vielleicht gibt es noch mehrere solcher Löcher in Syrovín, aber die Leute sind unglaublich misstrauisch.

Das Dorf Syrovín, ehemals Surowin, gehörte seit ältesten Zeiten (13. Jhrdt.) zum Burgbanne von Bisenz. Die Gegend hat in der Ebene vorherrschend Sandboden, die Anhöhen aber zum Theil reichen Lehmboden. Der Grossgrundbesitz ist gegenwärtig im Eigenthume der Gräfin von Reichenbach-Lessenitz als Herrin des Allodes Bisenz.

2. Stříbrnic unweit Buchlau.

In diesem Dorfe sollen sich auch unterirdische Erdställe vorfinden, welche bisher noch nicht durchforscht wurden.

3. Rožna nächst Pernstein.

Der Ort Rožna, bekannt durch den schönen Lepidolith, welcher auf dem Berge Hradisko vorkommt, an dessen Fusse im Thale das Dorf sich ausbreitet, gehörte im 14. Jhrdt. zur Burg Zuberstein und mit ihr den Pernsteinen. Jetzt ist der Grossgrund ein Besitz des gräflichen Hauses Mittrowský, zur Herrschaft Pernstein einverleibt.

Gelegentlich einer im Jahre 1883 vorgenommenen Grabung eines Brunnens beim Haus Nr. 18 stiessen die Arbeiter in einer Tiefe von 8 m auf einen unterirdischen Gang, an dessen Ende sich ein aus Lehm ausgehöhltes Gemach mit Sitzen für 8 Personen befindet. Dieses Gemach hat eine Höhe (bis zur Wölbung) von 1·9 m, ist 2·3 m lang und 1·4 m breit. Vom Brunnen ziehen sich an 3 m lange Durchgänge. Solcher Gänge sind in der Gemeinde mehrere, die aber bereits verschüttet sind, daher sich Niemand hineinwagt, auch beim Untersuchen das Licht nicht brennen will. Die Leute glauben, dass diese im Lehmboden ausgeschaufelten „Lochy“ in Verbindung mit dem Berge stehen, auf dem sich ehemals eine Burg (?) befand. (Aus einer Mittheilung des dortigen Gemeindevorstehers.)

4. Wrahowitz bei Prossnitz.

In dem überackerten Feldgarten des Landwirthes J. Kouřil zu Wrahowitz bei Prossnitz in Mähren, zeigte sich im Monate Juli 1887 nach einem grossen Gewitter mit Wolkenbruch auf einer Ackerfurche eine circa 20 cm im Durchmesser habende Oeffnung, welche unter der Humusschichte mit einem flachen Steine bedeckt war. Bei näherer Besichtigung dieser Oeffnung ward man gewahr, dass selbe circa 6 m tief und in der Höhe von fast 2 m vom Boden (im Durchmesser), noch grösser sein möge.

Einige wissbegierige Ortsinsassen, namentlich aber den Besitzer Kouřil und seinen Nachbar, den Wirth C. Nedělnik interessirte dies so sehr, dass sie einen Eingang von der Seite aus in die unterirdische Höhlung ausgruben. Durch diesen neuen Eingang gelangten sie nun in einen viereckigen Raum, welcher circa 2·50 m lang, 2 m breit, 2 m hoch und oben abgerundet ist. Unten (im Raume), u. zw. in der rechten Wandseite, befindet sich eine 1·50 m lange, 60 cm breite und 70 cm hohe, oval ausgehöhlte Erweiterung, die zu einem ähnlichen Raume (Gemache) führt, aus dem linker Hand wieder ein circa 65 cm breiter und ca. 1·50 m hoher Gang sich zieht.

In einer Entfernung von 3 m theilt sich derselbe in zwei neuerliche Gänge. Der linke ist 7 m lang und führt zu einem wie oben beschriebenen Raum, währenddem der rechte, beiläufig in 10 m Entfernung, sich ebenfalls in zwei Gangtheile, den früheren gleichartige, theilt.

Der rechtsseitige Gang, 2 m in der Länge, führt in eine wie vorn bezeichnete Räumlichkeit, dagegen der linksseitige Gang in einer Weite von circa 4 m Zugänglichkeit, u. zw. in gerader Richtung zum ursprünglich ersten Raume einmündet, ist aber in einer Entfernung von circa 9 m durch das Eindringen des Regenwassers, welches sich vom obern Gangloche hierher jahrelang ergoss, gänzlich verschlemmt, ja selbst in den verschiedenen Gängen und Räumen liegt der Schlamm an 30 bis 60 cm auf.

Die Gänge und Räume sind sämmtlich im gelben Lehm ausgehöhlt und vollkommen erhalten, so dass man noch die Schaufelzüge oder Striche der ursprünglichen Arbeit daran genau ersieht. In jedem Raume (Gemach), dessen Wände sich oben abrunden, also die Decke bilden, befindet sich in der Mitte ein 16 cm im Durchmesser habendes Luftloch, das zur Oberfläche der

Humusschichte führt resp. ausmündet und je mit einem platten Stein bedeckt ist. Jedes Gemach hat ferner noch an einer Wandseite aus Lehm geschaufelte Sitzplätze, die ersehen lassen, dass sie ziemlich benützt wurden; sonst sind die Räume aber leer.

Die Tradition, welche bis zu 150 Jahren reicht, besagt nur, es sei in dieser Ansiedlung einst ein zum Hausgebrauch aus gelbem Lehm ausgehöhlter grosser Keller gewesen, der aber seit vielen Jahren verschüttet ist und in dem sich eine kleine geheime Oeffnung befinde, von der man meinte, sie führe zu einigen unterirdischen Gängen, in welche aber Niemand einzudringen wagte.

Die Tradition besagt weiter, dass auf dieser Stelle ehemals der Hof des Edelmannes Trpensky stand, von dem bis heutigen Tages noch der untere Theil des Dorfes Wrahowitz den Namen „Trpinky“ führt (vide auch „Moravské Noviny“ Nr. 9 vom 12. Febr. 1888).

5. Die unterirdischen Gänge zu Stangendorf bei Zwittau.

Ueber dieselben berichtet Herr J. Maier an die hist.-stat. Section in Brünn im Notizenblatt 1887 unter dem Titel: „Die Zwirgelhöhlen“ wie folgt:

Im Süden der Reichsstrasse, welche von der mähr. Stadt Zwittau nach Politschka in Böhmen führt, erstreckt sich in westöstlicher Richtung die Gemeinde Stangendorf. Ihre Längenausdehnung ist wie die aller Dörfer des Schönhängstler Ansiedlungsgebietes eine sehr bedeutende. Die Hofstätten der Bauern liegen in ziemlicher Entfernung von einander auf den Anhöhen, welche den Lauf des Dorfbaches begleiten. Nur der östliche Theil, die „niederste Herd“, liegt in der Ebene, der westliche, die „oberste Herd“, bildet eine Schlucht, die zwischen beiden liegende „mittelste Herd“ zeigt eine allmälige Bodenanschwellung. Oefter hörte ich sagen, dort seien die Zwirgelhöhlen. Ich erkundigte mich nach der Bedeutung dieses räthselhaften Ausdruckes und erfuhr nun durch wiederholte Nachfrage Folgendes:

An der Stelle, wo im Mittelort die Bodenanschwellungen beginnen, gibt es wohl auf der Nord- wie der Südseite des Dorfes unterirdische Gänge, welche in runde, völlig geschlossene Gewölbe auslaufen. Die Gänge sind niedrig, aber oft von bedeutender Länge, die Gewölbe hingegen so hoch, dass ein Mensch darin aufrecht stehen kann. Die Gänge sollen sorgfältig in Sandstein ausgehauen sein; ein Mehreres wussten meine Gewährsmänner nicht anzugeben. Auf meine Frage, ob man gar nichts darin vorgefunden, erwiederte man mir, sie seien leer gewesen, nur ein altes Männlein wollte „Schirmer“, d. i. Scherben gesehen haben.

Mit voller Bestimmtheit wusste man mir nur die Stellen von vier solchen Höhlungen anzugeben. Die eine befand sich auf einem Bauernhofe der Südseite des Dorfes und war zugänglich durch den Keller, bei einem Umbau des Hauses musste sie jedoch entfernt werden. Gegen Sonnenaufgang stösst an diesen Hof der sogenannte „Baiergarten“, jetzt ein freies Feld, einst stand dort das Erbgericht. Es geht die Rede, dass diese Oertlichkeit von solchen Gängen ganz untergraben ist, doch keiner der Befragten konnte mir genaue Angaben machen. Im Allgemeinen entnahm ich jedoch aus ihren Aeusserungen, dass diese Gänge von einem aus dem Dorfe führenden Hohlwege, der jedoch nicht mehr befahren wird, gegen Westen hin ausliefen. Oestlich davon, unmittelbar neben der Einsenkung, bezeichnete man mir wieder eine Stelle, wo der Eingang zu einer solchen Höhle eine Zeit lang offen gestanden sein soll. Jetzt geht der Pflug darüber hin. Der Besitzer eines angrenzenden Gartens weiss in diesem gleichfalls noch den Platz anzugeben, wo ein unterirdischer Gang läuft; ein Apfelbaum breitet seine Aeste darüber aus. Auf der Winterseite des Dorfes, etwas westlicher als der zuerst erwähnte nun verschwundene Gang, wird, so viel ich weiss, nur von einem Gange erzählt, welcher in einem Stall den Anfang nimmt. Der Ausgang ist jetzt vermauert.

Das ist das Wenige, was ich von älteren Leuten über die „Zwirgelhöhlen“ erfahren konnte; dem jüngeren Geschlechte scheint sogar dieser Name zu entschwinden. Ueber den Ursprung und Zweck dieser geheimnissvollen unterirdischen Localitäten konnte mir Niemand Aufschluss geben. Die gewöhnliche Antwort lautete: „Da haben die Zwerge (schönhängstlerisch Zwirgel, mhd. getwerge) gewohnt“.

14. Zur Kritik des Herrn Prof. Dr. Martin Wilckens über die Abhandlung:

„Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen“ [1]).

Herr Prof. Dr. Martin Wilckens hat in der Monatsversammlung vom 10. Februar 1885 „kritische Bemerkungen“ über meine im XIV. Bande der „Mittheilungen“ der Anthropologischen Gesellschaft aufgenommene Abhandlung: „Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen“ eingebracht, von welchen ich durch deren Verlautbarung in dem ersten Hefte des XV. Bandes dieser „Mittheilungen“ Kenntniss erhielt. Obwohl Herr Dr. Wilckens gleich am Beginne seiner Erörterung erklärt, dass sich seine Kritik „weniger auf Thatsachen, als viel mehr auf die Art meiner Beweisführung und auf meine Forschungsmethode“ bezieht, so bestehen seine „Bemerkungen“ dennoch zum grössten Theile in unrichtigen Behauptungen und falschen Auslegungen, welche einer thatsächlichen Berichtigung bedürftig sind.

1. Es ist unrichtig, dass sich meine obige Abhandlung auf meine (ältere) Arbeit „Ueber die geschichtliche Entwicklung der Rinderrassen in den österreichischen Alpenländern“ stützt. Wohl war ich in derselben

[1]) Die Drucklegung dieser Entgegnung, welche zur Aufnahme in den Decembersitzungsbericht des Bandes XV (1885) bestimmt war, hat sich durch eigenthümliche Umstände, namentlich durch das um zwei Jahre verspätete Erscheinen des betreffenden Berichtes verzögert. Das Redactions-Comité beauftragte den Redacteur, die Drucklegung der Entgegnung in dem vorliegenden Sitzungsbericht zu veranlassen. Es sei ausdrücklich bemerkt, dass sich die Redaction grundsätzlich jeder Bemerkung über den Inhalt dieser Entgegnung enthalten hat. Die Redaction.

zu dem Schlusse gekommen, dass die Race von Hèrens im Canton Wallis noch in der vorgeschichtlichen Zeit durch iberisches Vieh begründet worden sei. Ebenda sprach ich auch die Vermuthung aus, dass die Urheimat dieser iberischen Race in Afrika zu suchen sein dürfte. Gleich im Eingange der Abhandlung über das iberische Vieh jedoch habe ich ausgesprochen, dass „Zweifel und Bedenken über die Richtigkeit dieser meiner früheren Schlüsse und Aussprüche" in Bezug auf die Ableitung des Eringerschlages im Wallis von iberischem Vieh, welche mir RÜTIMEYER im Jänner 1881 brieflich äusserte, mich veranlasst haben, der Sachlage an Ort und Stelle nachzuforschen.

2. Es ist unrichtig, dass ich im „Montavonervieh", worunter die Gesammtheit der dieser Rasse angehörenden Rinder zu verstehen ist, die „Grundgestalt (ihrer) wallserischen Ahnen erkannt" haben will, sondern ich habe dieses ausdrücklich nur hinsichtlich „der Formen zahlreicher Individuen innerhalb des Variationskreises dieses Rindertypus" bemerkt und halte diesen Ausspruch aufrecht, auch wenn ihn Herr Dr. WILCKENS seinerseits „bestreitet".

3. Es ist unrichtig, dass ich zu dem Schlusse gekommen bin: „Die Bewohner und das Rindvieh des Duxerthales in Tirol sind die Nachkommen der Bewohner und des Rindviehes im ägyptischen Sudan", weil ich lediglich nachzuweisen versuchte, dass „die Duxer (d. h. das Rindvieh gleichen Namens) aus dem Wallis abstammen und sohin nicht wie die Walliser Race selbst ein seit den urältesten Zeiten eingeborener, sondern ein erst in historischer Periode eingewanderter Hornviehtypus sind". Und wenn ich auch im Wallis einen „negerähnlichen Bevölkerungsantheil« wahrgenommen und diesen mit Iberern und Sudanern im Quellbereiche des Nil in genetische Beziehung zu bringen die „Kühnheit" hatte, so habe ich doch sowohl bei den Menschen, als beim lieben Hornvieh versorglich auch auf diejenigen (Volks- und Rinder-) Typen gebührend aufmerksam gemacht, „welche für das Wallis sonst noch in Frage kommen, als da sind: Ligurer, Rhäto-Etrusker, Kelten, alemannische und burgundische Germanen, endlich Slaven". Darnach wäre der richtige Schluss aus meinen Untersuchungen der: Die Walliser Bewohner und ebenso auch die Walliser Rinderrasse sind Mischlinge aus mehrerlei Stammrassen und ich nehme blos in Anspruch, auf einen bisher für diese Localität noch nicht in's Auge gefassten „iberischen Gemengtheil« aufmerksam gemacht und diesen als den „begründenden" oder, was dasselbe ist, als den ersten oder urältesten, d. h. gleichsam als den „Wildstamm" dargestellt zu haben, auf welchen die edleren (Völker- und Rinder-) Reiser im Zeitenverlaufe aufgepfropft worden sind.

4. Es ist unrichtig, dass ich „festgestellt" habe, „die Walliser seien — Iberer und die Iberer — Sudaner"; denn ich habe nur erklärt, „im Visp-, Einfisch- und Eringerthale, sowie in Siders und Sitten vereinzelt und familienweise Menschen gesehen zu haben, welche in hohem Grade an den Typus von Sudan-Negern erinnern, dagegen weit mehr anderen Leuten begegnet zu sein, welche nur einige charakteristische Merkmale nigritischer Urahnenschaft erkennen lassen".

5. Es ist unrichtig, dass ich „die gegenwärtigen Bewohner des ägyptischen Sudan für (Vollblut-) Neger halte, ferner sie von den Nyam-Nyam abstammen lasse und dabei den ägyptischen mit dem centralafrikanischen Sudan verwechsle".

Was ich in meiner Abhandlung von den „Nyam-Nyam" erwähne, besagt nur, dass wir auch in den ägyptisch-sudanischen Landstrichen am weissen Nil einen dem genannten Volksstamme näher stehenden Bevölkerungstypus annehmen dürfen, welchen ich an einer anderen Stelle (S. 137) ausdrücklich einen „ägyptisch-äthiopischen" nenne. Wenn trotzdem der von Herrn Dr. WILCKENS diesbezüglich meiner Darstellung gegebene Anschein derselben anhaften sollte, so muss ich hiefür den Censurstift der verehrlichen Redaction [1]) der „Mittheilungen" als denjenigen Kobold verantwortlich machen, der mir diesen „Streich" gespielt. In meinem Manuscripte war nämlich, wie ich die verehrliche Redaction zu bestätigen ersuche, unmittelbar vor der von Herrn Dr. WILCKENS incriminirten Stelle Folgendes eingefügt: „„Wenn ich dieses (dass ich im Wallis Menschen gesehen, welche in hohem Grade an den Typus von Negern erinnern) sage, so darf man selbstverständlich nicht an jene gleichsam übertriebenen und carrikirten Negergestalten denken, welche gewöhnlich in unserer Vorstellung leben, nämlich an „„kleine, schwarze, langarmige, spindelbeinige Figuren mit dickem kugelförmigen, von krausem Wollhaar bedeckten Kopf, dessen aufgequollene Lippen und breitgequetschte Nase im Vereine mit unter buschigen Brauen hervorglotzenden Augen und weit abstehenden Ohren ein Urbild von Hässlichkeit und Wildheit repräsentiren"", sondern man hat sich physische und physiognomische Charaktere zu vergegenwärtigen, welche zahlreichen afrikanischen Negerstämmen in Wirklichkeit zukommen und die bei aller leichten Erkennbarkeit und Besonderheit nichts weniger als einen „„Ausbund von Wildheit, Hässlichkeit und Schwärze"" umfassen. Das Hautcolorit der Neger durchläuft bekanntermassen alle Stufen von Ebenholzschwärze bis zur hellen Mulattenfarbe und die mit hamitischen und semitischen Elementen (d. i. mit Aegyptern, Berbern, Aethiopiern und Arabern) stark vermischten Stämme, wie sie in Nubien, Ober-Aegypten, Lybien und Aethiopien, überhaupt in Nord- und Ostafrika zahlreich vorkommen, schliessen sich in Hautfarbe, Gestalt und Physiognomie ziemlich weitgehend dem Grundtypus der mittelländischen Menschenrasse, zumal desjenigen Theiles derselben an, welcher das gegenüberliegende europäische Festland, insbesondere aber Spanien und Portugal bevölkert. Am Schädel verschwinden ferner selbst bei vielen unvermischten Negerstämmen die niedrige flache Stirne, die vorstehenden Kinnbacken sammt den wulstigen Lippen und auch die Nase zeigt häufig ganz wohlproportionirte Umrisse."

In gleicher Weise ist beim Abdrucke meines Manuscriptes eine andere, meine Anschauungen über den

[1]) i. e. der Redaction vom Jahre 1885.

negerähnlichen Bevölkerungsantheil in den Walliser Hochalpen noch näher erläuternde Bemerkung dem Redactionsstifte zum Opfer gefallen. Dieselbe lautet: „Wir haben denn auch bereits vorhin angemerkt, dass wahrscheinlich schon die iberischen Ureinwohner vor Jahrtausenden von ihrer obernilischen Heimat schwerlich als kohlrabenschwarze Neger, sondern als mehr oder weniger fahlfarbige, mit abyssinisch-äthiopischem, resp. semitisch-hamitischem Geblüte versetzte Mischlinge nach Europa und bis in die Pyrenäen und Alpen gekommen sein dürften. Später, und zwar zum Theile auch noch in vorgeschichtlicher Zeit, gesellten sich daselbst die stärker bleichenden Elemente der Ligurer, Rhäto-Etrusker und Kelten und in historischen Tagen Germanen und Slaven in allerdings sehr wechselnden Quantitätsverhältnissen hinzu. Gegenwärtig sind die Bewohner der betreffenden Gegenden ihrer physischen Nationalität nach daher ein sehr complexes Mischproduct, innerhalb dessen lediglich nach dem Gesetze zeitweiliger Rückschläge auf die vom Urbeginn an mitbetheiligt gewesenen Ahnenformen noch immer einzelne Individuen oder Familien auftreten, welche den Typus des einen oder anderen Rasse-Stammes mit möglichster Treue wiederspiegeln."

Wenn nach diesen, übrigens auch aus dem zum Abdrucke gelangten Theile meiner Auseinandersetzungen über den fraglichen Gegenstand hervorgehenden Eindrücken Herr Dr. Wilckens blos auf den „Atavismus" Rücksicht nehmen möchte, so würde er es vielleicht trotz seiner Citate aus „Müller's Allgemeiner Ethnographie" begreiflich finden, dass meine „Anstrengung der Entdeckung eines negerähnlichen Bevölkerungsantheiles" nicht ganz „vergeblich" gewesen sein dürfte. Es brauchen dann ferner auch die „Nyam-Nyam" keine Rindviehzüchter zu sein, was ich auch nirgends behauptet habe, und wir können getrost die Zucht der Apis-Rasse den Nubiern und Kordofanern, sowie den „Aelplern an den Nilquellen" anheim stellen, weil es Thatsache ist, dass das so ausgezeichnet typirte und von jeder anderen Hornvieh-Rasse auf den ersten Blick leicht und sicher zu unterscheidende alte, echte Walliser und Duxer Vieh den plastischen und planen Nachbildungen der altägyptischen heiligen Stiere, wie sie uns in den dortigen Königsgräbern in voller Naturtreue überliefert worden sind, in ausserordentlich hohem Grade ähnlich ist und weil Rinderschläge derselben eigenthümlichen Formbeschaffenheit in Nubien und Kordofan annoch existiren. Wenn ich den ersteren Sachverhalt, wie gar nicht anders möglich, blos aus vergleichenden Studien in archäologischen Museen geschöpft und den letzteren aus den Mittheilungen eines in den fraglichen Gebieten vielgereisten Freundes [1]) entnommen habe, so glaube ich deshalb nicht eine „wissenschaftliche Uebertretung" verbrochen zu haben, welche von der Kritik verurtheilt werden muss, auch wenn dieselbe nicht in der Lage ist, zu beweisen, dass sich der Fall anders verhält.

6. Es ist unrichtig, aus dem Umstande, dass die „gegenwärtigen Basken nicht die Züchter der spanischen Kampfstier-Rasse sind", erweisen zu wollen, die Walliser- und Duxer-Rasse des Rindes sei nicht auf einen iberischen Ursprung zurückzuführen, weil es noch gar nicht feststeht, dass die dermalige baskisch sprechende Bevölkerung im nordwestlichen Spanien und im südlichen Frankreich wirklich auch als die Nachkommen der alten Iberer zu betrachten sind, respective, weil es nicht angeht, die heutigen Basken mit den alten Iberern zu identificiren. Ich kenne das baskische Hornvieh aus eigener Anschauung. Dasselbe gehört zur kurzhornigen (Brachyceros-) Race, d. i. zu jener Hauptrace des zahmen Rindes, die ich nach meiner Methode der historischen Entwicklung mit dem Volke der alten Ligurer in Wechselbeziehung gebracht habe. Auf Grund dieser Kenntniss theile ich hinsichtlich der Abkunft der spanischen und französischen Basken die Ansicht jener Forscher, welche denselben ligurische oder, noch allgemeiner gesprochen, kelto-ligurische Ahnen zuschreiben.

7. Es ist unrichtig, dass wir den Schädeluntersuchungen von Rütimeyer und His, wie sie in dem Werke „Crania helvetica" enthalten sind, „positive Beweise für die Nationalität der (Ur-) Bevölkerung des mittleren Rhonethales im Wallis verdanken, welche unzweifelhaft gegen die Abstammung von den alten Iberern sprechen." Die von Rütimeyer und His in Betreff der „althelvetischen" Ableitung des von mir herangezogenen Syon-Schädeltypus erfolgte „Deutung" fusst auf dem von den schweizerischen „Antiquaren" in diesem Sinne abgegebenen Parere, welche eben „jene Gräber, in denen Rütimeyer und His wohlcharakterisirte Syon-Schädel getroffen, den vorrömischen Helvetiern zugeschrieben" hatten. Indem sich sohin die schweizerischen Craniologen einfach der Meinung der „Antiquare" anschlossen, übersahen sie dabei nur, dass es überhaupt „weder der Sache, noch dem Namen nach jemals ein römisches Helvetien" und daher noch weniger „vorrömische Helvetier" gegeben hat, wie bei dem gewiss recht competenten „Antiquar" Th. Mommsen (die Schweiz in Römerzeit S. 4) nachgelesen werden kann.

Aber auch in naturwissenschaftlicher Hinsicht wurde das Irrthümliche dieser Meinung aufgedeckt, indem der württembergische Ober-Medicinalrath Herm. Hölder im „Archiv f. Anthropol.", II. Bd., Braunschweig 1867, S. 58 von den Alt-Helvetiern, respective von den Syon-Schädeln behauptet, dass sie aus ligurischen und germanischen Stämmen zusammengesetzt gewesen seien. Befindet sich zwar auch diese Aeusserung nicht im Einklange mit meiner „iberischen Deutung" des Syon-Typus, so entkräftet sie doch die apodiktische Aufstellung des Herrn Dr. Wilckens, dass die alten Bewohner des mittleren Rhonethales „unzweifelhaft keltische Helvetier und nicht Iberer" waren.

8. Es ist unrichtig, dass die von mir angeführten wallisischen Ortsnamen mit dem Namen der keltischen „Volcae" zusammenhängen, sowohl deshalb, weil

[1]) Nebenbei bemerkt eine Persönlichkeit, die in Aegypten ausgedehnte Latifundien besitzt, die dortigen Viehzuchtsverhältnisse gründlich kennt und mit mir in unseren Alpen manche Studienwanderung gemacht hat, also ein zuverlässiges Urtheil besitzt.

das von mir nachgewiesene Vorkommen des wallisischen Namens als Ortsbezeichnung in Verbindung mit der ebenfalls von mir constatirten Verehrung des St. Jodok oder Theodul in zweien solchen „Wallser-Colonien“ im Hinblick auf den, für analoge Bewandtnisse in anderen Gegenden Tirols, dann in Vorarlberg und der östlichen Schweiz urkundlich erhärteten Sachverhalt nicht im mindesten zweifelhaft sein kann, als auch darum, weil die fraglichen Localitäten mit einer einzigen Ausnahme erst in mittelalterlichen Zeiten dauernd besiedelt worden sind.

9. Es ist unrichtig, aus dem jüngst durch Herrn Professor Dr. M. Holl für Lanersbach im Duxthale constatirten Vorkommen mesocephaler Schädelformen, „welche im Syon-Typus Vertreter finden“, auf „Spuren keltischer Bevölkerung im Duxthale“ zu schliessen, weil Herr Prof. Dr. Holl in dem fraglichen mesocephalen Typus, „ganz entschieden den germanischen Typus erkennt“, welcher sohin doch nicht zugleich „unzweifelhaft“ einem keltischen Volksstamme angehören kann, wie Herr Dr. Wilckens folgert.

Ohne mich übrigens hier mit der „Unzweifelhaftigkeit“ der nationalen Ein- und Zutheilung des Syon-Typus nochmalen zu befassen, will ich schliesslich nur bemerken, dass die im Lanersbacher Beinhause von Herrn Prof. Dr. Holl untersuchten Schädel nach dessen ausdrücklicher Versicherung „theilweise grosse Aehnlichkeit mit dem Syon-Typus haben“, ein Ausspruch, welcher gewiss von jedem Unbefangenen als ein beachtenswerthes Zeugniss für die Wahrscheinlichkeit der von mir behaupteten genetischen Verwandtschaft der Bewohner und des Rindviehes des tirolischen Duxerthales mit den Bewohnern und dem Rindvieh im schweizerischen Wallis ausgelegt werden wird, sicherlich aber für Niemanden als Herrn Dr. Wilckens ein Gegenbeweismittel bildet. Sapienti sat!

Brixen, am 1. December 1885.

Prof. **Fd. Kaltenegger,** kaiserl. Rath.

Vorstand und Mitglieder der Anthropologischen Gesellschaft in Wien

nach dem Stande der Jahresversammlung am 14. Februar 1888.

A. Ausschuss.

Präsident:

Ferdinand Freiherr von **Andrian-Werburg.**

Vice-Präsidenten:

Dr. Carl **Brunner** Ritter von **Wattenwyl.**
Dr. Augustin **Weisbach.**

Secretäre:

Franz Heger.
Dr. **Moriz Hoernes.**

Cassier:

Ignaz **Spöttl.**

Rechnungsführer:

Dr. J. E. **Polak.**

Ausschussräthe:

Dr. Carl **Aberle.**
Dr. J. Hektor Ritter von **Arneth.**
Dr. Franz Ritter von **Hauer.**
Dr. Carl Theodor von **Inama-Sternegg.**
Felix **Kanitz.**
Felix **Karrer.**
Dr. Josef **Karabaček.**
Dr. Theodor **Meynert.**
Dr. Matthäus **Much.**
Dr. D. H. **Müller.**
Josef **Szombathy.**
Dr. Carl **Toldt.**
Dr. Sigmund **Wahrmann.**
Dr. Martin **Wilckens.**
Se. Excellenz Graf Hans **Wilczek.**
Dr. Joh. Nep. **Woldřich.**
Se. Excellenz Gundaker Graf **Wurmbrand.**

Rechnungs-Revisoren:

Edmund **Schmidel.**
Dr. Alois **Morawitz.**

B. Mitglieder.

I. Ehrenmitglieder.

Adolf **Bastian** in Berlin.
Anatol **Bogdanow** in Moskau.
Ernst **Haeckel** in Jena.
Friedrich **Müller** in Wien.
J. W. **Powell** in Washington.
A. de **Quatrefages** in Paris.
H. **Schaaffhausen** in Bonn.
J. J. S. **Steenstrup** in Kopenhagen.
Rudolf **Virchow** in Berlin.

II. Correspondirende Mitglieder.

Richard **Andree** in Leipzig.
Daniel **Brinton** in Philadelphia.
Emil **Cartailhac** in Toulouse.
Ernest **Chantre** in Lyon.
Ernst **Eitel** in Hongkong.
A. **Ernst** in Caracas.
Otto **Finsch** in Bremen.
Oscar **Fraas** in Stuttgart.
Alb. S. **Gatschet** in Washington.
J. **Girard de Rialle** in Paris.
Victor **Gross** in Neuveville.
Wilhelm **Gurlitt** in Graz.
Theophil **Hahn** in Stellenbosch.
Horatio **Hale** in Clinton, Canada.
Ernest **Hamy** in Paris.

Wolfgang **Helbig** in Rom.
Theodor von **Heldreich** in Athen.
C. **Herbst** in Kopenhagen.
Hans **Hildebrand** in Stockholm.
W. J. **Hoffman** in Washington.
Abel **Hovelacque** in Paris.
Paul **Hunfalvy** in Budapest.
Urban **Jarnik** in Prag.
Julius **Kollmann** in Basel.
Isidor **Kopernicki** in Krakau.
J. G. W. **Leitner** in Lahore.
Ludwig **Lindenschmit** in Mainz.
Paolo **Mantegazza** in Florenz.
Carl **Mehlis** in Dürkheim a. d. H.
J. **Mestorf** in Kiel.
A. B. **Meyer** in Dresden.
Oscar **Montelius** in Stockholm.
Gabriel de **Mortillet** in St. Germain a. L.
Julius **Naue** in München.
Heinrich **Obst** in Leipzig.
Paul **Orsi** in Florenz.
Antonio **Pascoli** in Mexico.
Luigi **Pigorini** in Rom.
Gustav **Radde** in Tiflis.
Johannes **Ranke** in München.
Friedrich **Ratzel** in Leipzig.
Gustav **Retzius** in Stockholm.
J. G. F. **Riedel** in Utrecht.
L. **Rütimeyer** in Basel.
J. D. E. **Schmeltz** in Leiden.
Willibald von **Schulenburg** in Charlottenburg.
W. **Schwartz** in Berlin.
Georg **Schweinfurt** in Kairo.
C. **Schwicker** in Budapest.
A. **Steinhauer** in Kopenhagen.
L. **Stieda** in Königsberg.
P. **Strobel** in Parma.
Otto **Tischler** in Königsberg.
Paul **Topinard** in Paris.
E. **Trumpp** in München.
E. **Ujfalvy de Mezö-Kövesd** in Paris.
Ingvald **Undset** in Christiana.
Theodor Stefanović **Vilovski** in Belgrad.
Julien **Vinson** in Paris.
Albert **Voss** in Berlin.

III. Correspondenten.

J. **Krahuletz** in Eggenburg.
Emil **Schlapal** in Mostar.

IV. Unterstützende Mitglieder.

1. **Abensberg-Traun,** Hugo Graf, Sr. Majestät Oberst-Jägermeister. Wien, I. Wallfischgasse 13.
2. **Clary und Aldringen,** Edmund Fürst, k. k. wirkl. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Herreng. 9.
3. **Czoernig,** Carl Freiherr von, k. k. wirkl. Geh. Rath, Sectionschef i. P. Görz.
4. **Daublebsky von Sterneck zu Ehrenstein,** Maximilian Freiherr von, k. k. Vice-Admiral, Marine-Commandant und Chef der Marine-Section etc. Wien, I. Doblhoffg. 7.
5. **Daublebsky von Sterneck,** Richard Freiherr von, k. k. Legations-Secretär. Wien, IV. Wienstrasse 21.
6. **Delhaes,** Stefan, Historienmaler. Wien, VIII. Schlösselg. 2.
7. **Dumba,** Nikolaus, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Parkring 4.
8. **Erwein,** Dr. Josef, Landeshauptmann von Kärnten in Klagenfurt.
9. **Gussenbauer,** Dr. Carl, k. k. Professor. Prag, Wenzelspl. 58.
10. **Harrach zu Rohrau, Prugg und Tannhausen,** Johann Franz Graf, Erlaucht, Major a. D., Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Freiung 3.
11. **Hauer,** Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath, Intendant des k. k. naturhistor. Hofmuseums. Wien, I. Burgring.
12. **Herz,** Julius, Ingenieur, Wien, I. Stadiongasse 4.
13. **Kammel Edler von Hardegger,** Dr. Dominik, Gutsbesitzer in Stronsdorf, Niederösterreich.
14. **Kinsky,** Ferdinand Fürst, k. k. Geh. Rath, Mitglied des Herrenhauses etc. etc. Wien, I. Freiung 4.
15. **Lobmeyr,** Ludwig, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Weihburggasse 2.
16. **Miller von und zu Aichholz,** Dr. Victor. Wien, III. Am Heumarkt 13.
17. **Osborne,** Wilhelm, Rittergutsbesitzer. Dresden, Eliasstr. 8.
18. **Ožegovic,** Metell Baron von. Hietzing, Neue Gasse 18.
19. **Schnabl,** Leopold, Consul der Argentin. Republik. Wien, I. Rathhausstrasse 20.
20. **Schoeller,** Philipp Ritter von, Grosshändler etc. Wien, I. Bauernmarkt 13.
21. **Schönwald,** Josef Ritter von, k. k. Sectionschef a. D., Wien, I. Plankengasse 6.
22. **Schwarzenberg,** Adolf Josef Fürst zu, k. k. Geheimer Rath etc. etc. Wien, III. Rennweg 3.
23. **Scudier,** Anton Freiherr von, k. k. Feldzeugmeister a. D., k. k. Geheim. Rath etc. etc. Wien, I. Friedrichstrasse 2.
24. **Spöttl,** Ignaz, Historienmaler. Wien, VII. Westbahnstr. 6.
25. **Touristen-Club,** Oesterreichischer. Wien, I. Herreng. 23.
26. **Wilczek,** Hans Graf, k. k. Geheim. Rath etc. etc. Wien, I. Herrengasse 5.
27. **Windischgrätz,** Ernst Fürst zu, Reichsraths-Abgeordneter, Gutsbesitzer etc. etc. Wien, III. Strohgasse 11 a.
28. **Zichy** von Vasonykeö, Edmund Graf, k. k. Geheimer Rath etc. etc. Wien, I. Weihburggasse 32.
29. **Zwicklitz,** Felix von, Wien, I. Lothringerstrasse 1.

V. Wirkliche Mitglieder.[1])

1. **Aberle,** Dr. Carl, k. k. Regierungsrath und emer. Professor. Wien, I. Salzgries 25.
2. **Akademischer Verein** der Mediciner in Innsbruck.
3. **Albert,** Dr. Eduard, Universitäts-Professor. Wien, IX. Maximilianplatz 7.
4. **Alterthumsverein** in Worms.

[1]) Die P. T. Mitglieder werden dringend ersucht, vorkommende Adressenveränderungen sofort dem Secretariate der Anthropologischen Gesellschaft, Wien, I. Burgring, k. k. naturhistorisches Hofmuseum anzeigen zu wollen, da nur für diesen Fall die regelmässige Zusendung der Gesellschaftsschriften, Einladungen etc. garantirt werden kann. Mitgliederbeiträge wolle man an den Cassier der Gesellschaft, Herrn Ignaz Spöttl, Wien, VII. Westbahnstrasse 6, einsenden.

5. **Andrian-Werburg,** Ferdinand Freiherr von. (Lebenslängliches Mitglied.)
6. **Anjel,** Dr. Carl. Zuckmantel, Oesterr.-Schlesien.
7. **Anthropologische Section** der Gesellschaft für Physiokratie in Böhmen zu Prag.
8. **Arneth,** Dr. Alfred Ritter von, k. k. wirkl. Geheim. Rath, Director des geh. Haus-, Hof- und Staats-Archives. Wien, I. Giselastrasse 7.
9. **Arneth,** Dr. Hektor Ritter von. Wien, I. Kolowratring 14.
10. **Auchenthaler,** Dr. Franz, k. k. Leibarzt. Wien, I. Habsburgergasse 9.
11. **Bachofen von Echt,** Adolf, Bürgermeister von Nussdorf. Färbergasse 18. (Lebenslängliches Mitglied.)
12. **Baecher,** Adolf, Beamter. Wien, VI. Schmalzhofgasse 26.
13. **Bartsch,** Franz, k. k. Finanzrath. Wien, Salmgasse 14.
14. **Bauda,** Carl, Ingenieur in Ragusa.
15. **Baumann,** Oscar, Dr. Wien, I. Elisabethstrasse 9.
16. **Beer,** Dr. Adolf, k. k. Hofrath, Professor an der technischen Hochschule. Wien, III. Lagergasse 1.
17. **Bellak,** Isidor, Antiquar. Wien, IX. Berggasse 4.
18. **Benndorf,** Dr. Otto, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 18.
19. **Berchthold,** Sigmund Graf, Gutsbesitzer. Wien, I. Kärntnerring 10.
20. **Bielka von Karltreu,** Dr. August Ritter von, k. k. Leibarzt. Wien, I. Hofburg.
21. **Biesiadecki,** Dr. Alfred, k. k. Landes-Sanitätsreferent in Lemberg.
22. **Böhmerle,** Carl, Adjunct der k. k. forstlichen Versuchsleitung in Mariabrunn.
23. **Bogišić,** Dr. Valtazar, Staatsrath, Professor der Rechte an der Universität in Odessa. (Lebenslängliches Mitglied.)
24. **Brandstetter,** Leopold. Wien, VII. Hofstallstrasse 5.
25. **Braun,** Ritter von Fernwald, Dr. Carl, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, VIII. Laudongasse 12.
26. **Brücke,** Dr. Ernst, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor, Mitglied des Herrenhauses etc. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 7.
27. **Brun,** Ferdinand, leitender Ingenieur der Gewerkschaft Rudolfsthal. Kottes, Niederösterreich.
28. **Brunner von Wattenwyl,** Dr. Carl, k. k. Hofrath i. P. Wien, VIII. Trautsohngasse 6.
29. **Bühler,** Dr. Georg, k. k. Universitäts-Professor. Ober-Döbling, Hermannsgasse 14.
30. **Byland-Rheidt,** Arthur Graf, k. k. Bezirkshauptmann in Gaya, Mähren.
31. **Campi,** Louis Edler von. Cles, Tirol.
32. **Chroback,** Dr. Rudolf, Privat-Docent an der Universität in Wien, I. Bräunerstrasse 9.
33. **Czerny,** Alois, Bürgerschullehrer in Mährisch-Trübau.
34. **Czoernig,** Carl Freiherr von, Finanz-Director in Klagenfurt.
35. **Dachler,** Anton, Ingenieur. Wien, II. Halmgasse 1.
36. **Dalla Rosa,** Dr. Alois, Prosector und Privat-Docent für Anatomie an der k. k. Universität. Wien, IX. Währingerstrasse 11.
37. **David,** Alois, fürstlich von Metternich'scher Hofrath und Güter-Central-Director. Wien, III. Rennweg 25.
38. **Demuth,** Theodor, Buchhändler. Wien, I. Stefansplatz 8.
39. **Deschmann,** Carl, Custos am Landesmuseum in Laibach.
40. **Deutsch,** J., kais. Rath, Director des israel. Taubstummen-Institutes. Wien, III. Rudolfgasse 22.
41. **Dillinger,** Andreas, Disponent. Wien, V. Wehrgasse 6.
42. **Dittel,** Dr. Leopold, k. k. Univers.-Professor, Primararzt im allgem. Krankenhause. Wien, IX. Alserstrasse 4.
43. **Dlauhy,** Dr. Johann, k. k. Univ.-Prof. Wien, IX. Spitalg. 5.
44. **Döll,** Eduard, Oberrealschul-Director. Wien, I. Ballg. 8.
45. **Dungel,** Dr. Adalbert, Prälat des Stiftes Göttweig, Niederösterreich.
46. **Duška,** Josef. Josefstadt, Böhmen.
47. **Dworschak,** Dr. Johann, Advocat in Deutsch-Landsberg, Steiermark.
48. **Dzieduszycki,** Adalbert Graf, Reichsraths-Abgeordneter und Gutsbesitzer. Jezupol, Galizien.
49. **Dzieduszycki,** Thaddäus Graf, Gutsbesitzer. Niesluchow, Post Milatyn, Galizien.
50. **Eder,** Dr. Franz Albert, Eminenz, Fürsterzbischof von Salzburg.
51. **Egger,** Ritter von Möllwald, Dr. Alois, Director des Theresianischen Gymnasiums. Wien, IV. Favoritenstrasse 15.
52. **Egger,** Arnim. Wien, VI. Getreidemarkt 17.
53. **Ehrenfeld,** Dr. Adolf. Wien, I. Schellinggasse 7.
54. **Erzbischöfliches Knabenseminar** und Ober-Gymnasium in Trawnik.
55. **Faber,** Dr. Carl. Wien, I. Bauernmarkt 3.
56. **Familien-Fideicommiss-Bibliothek,** k. k. Wien, Hofburg.
57. **Fellner,** Dr. Leopold, Badearzt in Franzensbad. (Wien, I. Grünangergasse 2.)
58. **Figdor,** Gustav. Wien, II. Kaiser Josefstrasse 38.
59. **Fischer,** Dr. Ferdinand, k. k. Regimentsarst in Wien, VIII. Alserstrasse 7.
60. **Fischer,** Ludwig Hans, akad. Maler. Wien, VII. Breiteg. 8.
61. **Fischnaler,** Conrad, Lehrer am k. k. Pädagogium in Innsbruck.
62. **Fizia,** Dr. B., k. k. Sanitätsrath und Bezirksarzt in Teschen.
63. **Frischauf,** E. Wien, IV. Neumanngasse 5.
64. **Frueth,** Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Oberstabsarzt i. P. VII. Mariahilferstrasse 114.
65. **Gauster,** Dr. Moriz, Director der Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
66. **Geringer von Oedenberg,** Carl Freiherr von, k. k. Geh. Rath. Wien, I. Börsegasse 12.
67. **Gesellschaft für Landeskunde** in Salzburg.
68. **Geyer,** Dr. Rudolf, Amanuensis der k. k. Hofbibliothek. Wien, I. Franz Josefs-Quai 39.
69. **Globočnik,** Anton, k. k. Regierungsrath in Laibach.
70. **Gomperz,** Dr. Theodor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Reisnerstrasse 9 a.
71. **Gröber,** Carl, k. k. Hauptmann im Reichskriegsministerium. Wien, IV. Starhemberggasse 5.
72. **Grohmann,** Anna Frl., Präsidentin d. Damen-Comités der I. Prager Volksküche etc., Hausbesitzerin. Prag, Graben.
73. **Gruber,** Dr. Josef, k. k. Univ.-Professor. Wien, I. Freiung 7.
74. **Gschirhakl,** Dr. Johann, k. k. Regimentsarzt in Wien. IX. Garnisonsgasse 8.
75. **Haberlandt,** Dr. Michael, Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien.
76. **Hackenberg,** Dr. Ferdinand, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, IV. Margarethenstrasse 7.

77. **Hacker,** P. Leopold, Professor in Göttweig, Niederösterr.
78. **Hajek,** Dr. Salomon. Wien, II. Comödiengasse 3.
79. **Halla,** Max Josef, Kaufmann in Triest.
80. **Hartungen,** Dr. Christoph von. Wien, I. Seilerstätte 2.
81. **Hartwich,** Alexander, Kaufmann. Wien, I. Schillerplatz 3.
82. **Hauser,** Carl Freiherr von, k. k. Conservator, Secretär des Kärntner Geschichtsvereins in Klagenfurt, Rudolfinum.
83. **Hebra,** Dr. Hans Ritter von, Docent an der k. k. Universität. Wien, IX. Mariannengasse 10.
84. **Heger,** Franz, Custos und Leiter des anthropol.-ethnographischen Abtheilung am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, III. Rasumoffskygasse 1.
85. **Hein,** Dr. Wilhelm, Volontär am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VI. Dürergasse 22.
86. **Heintz,** Gustav Adolf, fürstl. Liechtenstein'scher Oberförster in Babitz bei Adamsthal, Mähren.
87. **Herrnfeld,** Heinrich, Redacteur der „Wiener Allg. Zeitg.". Wien, II. Obere Donaustrasse 45.
88. **Herzog,** Jakob, Schriftsteller. Wien, I. Lothringerstr. 15.
89. **Himmel,** Heinrich, k. k. Hauptmann im 41. Infanterie-Regimente in Czernowitz.
90. **Hinterstoisser,** Dr. Josef, k. k. Landesgerichtsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse 18.
91. **Hochstetter,** Dr. Arthur Ritter v. Ober-Döbling, Hauptstrasse 60.
92. **Hoelder,** Dr. H. von, k. württ. Ober-Medicinalrath. Stuttgart, Marienstrasse 31.
93. **Hölzel,** Hugo. Wien, IV. Louisengasse 5.
94. **Hoernes,** Dr. Moriz, Amanuensis am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, II. Aloisgasse 3.
95. **Hoernes,** Dr. Rudolf, k. k. Universitäts-Professor. Graz.
96. **Hoffmann,** Dr. Josef, k. k. Ober - Sanitätsrath. Wien, III. Ungargasse 45.
97. **Holl,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Innsbruck.
98. **Holler,** Dr. Anton, Primararzt der niederösterr. Landes-Irrenanstalt. Wien, IX. Lazarethgasse 14.
99. **Hoor,** Dr. Wenzel, k. k. General-Stabsarzt. Wien, IX. Währingerstrasse, Josephinum.
100. **Houdek,** Victor, k. k. Bezirks-Commissär. Wien, VII. Siebensterngasse 46.
101. **Houška,** Dr. Alois, städt. Polizei-Commissär in Pilsen.
102. **Hueber,** Dr. Richard, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, I. Schottenbastei 12.
103. **Inama-Sternegg,** Dr. Carl Theodor von, k. k. Hofrath. Wien, I. Freiung 6.
104. **Jelinek,** Břetislav, Custos des städt. Museums in Prag, Smichow, Hieronymusgasse 13.
105. **Jelinek,** Josef G., Baumeister in Brünn, Basteigasse 7.
106. **Jireček,** Dr. Hermenegild Ritter v. Samokov, k. k. Ministerialrath im Ministerium für Cultus und Unterricht. Wien, IV. Schlüsselgasse 2.
107. **Jurié,** Dr. Gustav Ritter von, Privat-Docent an der Universität in Wien. I. Tuchlauben 8.
108. **Kaiser,** Franz, k. k. Directions-Adjunct im Finanzministerium. Wien, IV. Favoritenstrasse 17.
109. **Kaltenegger,** Dr. Ferdinand, kais. Rath. Brixen, Südtirol.
110. **Kanitz,** Felix, Wien, I. Eschenbachgasse 9.
111. **Kaposi,** Dr. Moriz, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Alserstrasse 28.
112. **Karabaček,** Dr. Josef, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Seidelgasse 17.
113. **Karner,** P. Lambert, Pfarrer in Gösing (Post Fels am Wagram), Niederösterreich.
114. **Karrer,** Felix, Secretär des Wissenschaftlichen Club etc. Wien, Döblinger Hauptstrasse 80.
115. **Katholicky,** Dr. Carl, k. k. Sanitätsrath. Brünn.
116. **Klotz,** Dr. Hermann. Innsbruck.
117. **Koblitz,** Hans, Ritter von Willmburg. Wien, III. Marokkanergasse 3.
118. **Königswarter,** Moriz Freiherr von, Mitglied des Herrenhauses. Wien, I. Kärntnerring 4.
119. **Komers,** August, k. k. Professor in Znaim, Mähren.
120. **Kosanović,** Sava, Erzbischof von Sarajevo, Metropolit von Dabro in Bosnien und Exarch von Dalmatien. Wien, I. Laurenzberg 5. (Lebenslängliches Mitglied.)
121. **Kosčal,** Fr., Director des Ober-Gymnasiums zu Vinkovce. Slavonien.
122. **Kosmač,** Johann, Bergverwalter in Berszaska bei Bazias, Banat.
123. **Kostersitz,** Ubald, inf. Probst des Stiftes Klosterneuburg.
124. **Koudelka,** Florian, Lehrer an der landwirthschaftlichen Schule und städtischer Thierarzt. Eibenschitz, Mähren.
125. **Kozić,** K. Dr., Advocaturs-Candidat. Wien.
126. **Kratochvil,** Emil, Hüttenverwalter in Königshof bei Beraun, Böhmen.
127. **Kraus,** Franz, Wien, IX. Kolingasse 5.
128. **Krauss,** Dr. Friedrich. Wien, VII. Neustiftgasse 12.
129. **Krayatsch,** Dr. Josef, Leiter der niederösterr. Irrenanstalts-Filiale in Kierling-Gugging, Niederösterreich.
130. **Kříž,** Dr. Martin, k. k. Notar in Steinitz, Mähren.
131. **Kubenik,** Dr. Carl. Wien, IX. Währingerstrasse 16.
132. **Kübeck,** Max Freiherr von, k. k. Legationsrath a. D. Wien, IV. Wienstrasse 27.
133. **Kubinyi,** Nicolaus von, Oberfiscal der Herrschaft Arva, Arva Váralya, Ungarn.
134. **Kundrat,** Dr. H., k. k. Univ.-Prof. Wien, I. Maximilianpl. 10.
135. **Kutschera,** Hugo Freiherr von, Administrativ-Director der bosnischen Landesregierung in Sarajevo.
136. **Lanckoroński,** Carl Graf, k. k. Kämmerer, Grossgrundbesitzer etc. Wien, IX. Wasagasse 6.
137. **Leger,** F., Zuckerfabriks-Beamter in Lužau, Böhmen.
138. **Lehrerinnen-Bildungsanstalt,** k. k. deutsche, in Brünn.
139. **Leidesdorf,** Dr. Max, k. k. Universitäts-Professor. Wien, Ober-Döbling, Hirschengasse 71.
140. **Lepkowsky,** Dr. J., k. k. Universitäts-Professor in Krakau.
141. **Lieder-D'Ellevaux,** Otto von, Hof- und Ministerial-Official im k. u. k. Ministerium des Aeussern. Wien, I. Canovagasse 5.
142. **Lorinser,** Dr. Friedrich Wilh., k. k. Sanitätsrath, Director des Wiedener Krankenhauses. Wien, IV. Favoritenstr. 30.
143. **Ludwigstorff,** Anton Freiherr von. Deutsch-Altenburg a. d. Donau, Niederösterreich.
144. **Lukas,** Dr. Fr., Professor am k. k. Gymnasium in Krumau, Böhmen.
145. **Luschan,** Dr. Felix Ritter von, Directorial-Assistent am Museum für Völkerkunde in Berlin, W., Maassenstr. 25.
146. **Luschka,** Ludwig, Kaufmann. Wien, VIII. Auerspergstrasse 17.

147. **Makanec,** Dr. Julius, k. k. Kreisarzt, Redacteur der „Bosnischen Post“ in Sarajevo.
148. **Margulies,** Dr. Joachim. Wien, I. Schottenring 24.
149. **Maška,** Carl, Oberrealschul-Professor in Neutitschein, Mähren.
150. **Mattoni,** Heinrich, kais. Rath. Wien, I. Tuchlauben 14.
151. **Mauthner,** Dr. Ludwig, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Lugeck 3.
152. **Meyer,** Dr. A. B., k. Hofrath, Director des k. zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums in Dresden.
153. **Meyer,** Dr. Gustav, k. k. Professor an der Universität in Graz.
154. **Meynert,** Dr. Theodor, k. k. Hofrath, Universitäts-Professor. Wien, IX. Pelikangasse 12.
155. **Miklosich,** Dr. Franz Ritter von, k. k. Hofrath, Mitglied des Herrenhauses. Wien, VIII. Josefstädterstr. 11.
156. **Miličević,** Dr. Franjo, in Mostar.
157. **Millič evics,** Dr. Michael. Wien, I. Schottenring 2.
158. **Mittler,** Dr. Paul. Wien, I. Elisabethstrasse 16.
159. **Montecuccoli,** Rudolf Graf, k. k. Corvetten-Capitän in Pola.
160. **Morawitz,** Dr. Alois, Hof- und Gerichts-Advocat. Wien, V. Franzensgasse 18.
161. **Moser,** Dr. L. Carl, k. k. Gymnasial-Professor. Triest, Via Lavatojo 1.
162. **Mottka,** Rudolf, jun., Kaufmann. Triest, Via Caserma 10.
163. **Much,** Dr. Ferdinand, k. k. Hoftheaterarzt. Wien, IV. Favoritenstrasse 11.
164. **Much,** Dr. Matthäus. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
165. **Much,** Dr. Rudolf. Wien, VIII. Josefsgasse 6.
166. **Müller,** Dr. Friedrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, III. Marxergasse 24 a.
167. **Müller,** Dr. David Heinrich, k. k. Universitäts-Professor. Wien, Ober-Döbling, Annagasse 11.
168. **Müller,** Hugo, Privatier. Wien, I. Grünangergasse 1.
169. **Museum für Völkerkunde** in Leipzig.
170. **Nadenius,** Dr. Joh. Jacob, kais. Rath. Wien, I. Ballpl. 2.
171. **Neumann,** Dr. Isidor, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Rothenthurmstrasse 29.
172. **Niederleithinger,** Dr. Ad., prakt. Arzt zu Poisdorf, Niederösterreich.
173. **Niederösterreichische Landes-Oberrealschule** und Fachschule für Maschinenwesen in Wiener-Neustadt.
174. **Niedzwiedzki,** Julian, Professor an der technischen Hochschule in Lemberg.
175. **Obersteiner,** Dr. Heinrich jun., k. k. Univers.-Professor, Director der Privat-Irrenanstalt in Döbling, Hirscheng. 71.
176. **Oser,** Dr. Leopold, k. k. Sanitätsrath, Leiter des Rothschild-Spitales. Wien, I. Neuthorgasse 20.
177. **Ossowski,** Gottfried. Krakau, Sławkowska 16.
178. **Pauli,** Hugo, Buchhändler, Wien, I. Stepfansplatz 8.
179. **Paulitschke,** Dr. Filipp, Universitäts-Docent und Gymnasial-Professor in Wien. Ottakring, Hauptstrasse 17.
180. **Peez,** Dr. Alexander, Reichsraths-Abgeordneter. Wien, I. Opernring 5.
181. **Penka,** Carl, Gymnasial-Professor. Wien, Währing, Gürtelstrasse 103.
182. **Perl von Hildrichsberg,** Ferdinand Ritter von. Wien, IX. Maximilianplatz 10.
183. **Pfeiffer,** Rudolf, k. k. Bergrath in Brünn.
184. **Pfungen,** Dr. R. Freiherr von. Wien, I. Melzerhof 3.
185. **Pichler,** Dr. Friedrich, Univ.-Professor. Graz, Joaneum.
186. **Pièrer,** Dr. F. S. J., Schiffsarzt des österr.-ungar. Lloyd. Triest, Pozzo del mare 1.
187. **Pissling,** Dr. Wilhelm Ritter von, k. k. Statthaltereirath und Professor in Prag.
188. **Plischke,** Dr. Carl, Volontär am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VIII. Langegasse 32.
189. **Plohn,** Dr. S., Wien, IX. Maximilianplatz 4.
190. **Pogatschnigg,** Dr. Valentin, k. k. Gewerbe-Inspector in Graz.
191. **Polak,** Dr. J. E., em. k. pers. Leibarzt. Wien, I. Bibergasse 1.
192. **Politzer,** Dr. Adam, k. k. Universitäts-Professor. Wien, I. Gonzagagasse 19.
193. **Pošepný,** Franz, k. k. Professor an der Bergakademie in Přibram.
194. **Preen,** Hugo von, Akademischer Maler und Gutsbesitzer in Osternberg bei Braunau am Inn, Oberösterreich.
195. **Prochaska,** Carl, k. k. Hof- und Verlags-Buchhändler in Teschen, Oesterr. Schlesien.
196. **Pudil,** Jan, fürstl. Lobkowitzischer Baudirector in Bilin, Böhmen.
197. **Püchler,** Wenzel, k. k. Bergrath in St. Pölten.
198. **Rabl,** Dr., Universitäts-Professor in Prag.
199. **Radić,** Fran, in Korčula, Dalmatien.
200. **Radimsky,** Wenzel, k. k. Berghauptmann in Sarajevo.
201. **Ransonnet,** Eugen Freiherr von, k. k. Legations-Secretär. a. D. Wien, III. Ungargasse 12.
202. **Reinisch,** Dr. Leo, k. k. Universitäts-Professor. Wien, VIII. Josefstädterstrasse 30.
203. **Richlý,** Heinr., in Neuhaus, Böhmen.
204. **Richter,** Johannes. Augsburg, D. 158.
205. **Riedel,** Josef, Ingenieur. Wien, IV. Mostgasse 7.
206. **Rigler,** Dr. Fr. Edler von, Hof- und Gerichtsadvocat. Wien, III. Seidelgasse 22.
207. **Ringer,** Eduard, Kaufmann. Wien, III. Hauptstrasse 3.
208. **Rohde,** Theodor. Leipnik, Mähren.
209. **Rohrmann** in Bludowitz, Oesterr.-Schlesien.
210. **Rokitansky,** Dr. Hans Freiherr v. Wien, IV. Hauptstr. 51.
211. **Rollet,** Dr. Emil, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Giselastrasse 2.
212. **Romer,** Dr. Florian Fr., Domherr in Grosswardein.
213. **Rosenberg,** Leopold. Wien, I. Kärntnerring 12.
214. **Rücker,** Anton, Centraldirector der Kohlen-Industrie-Gesellschaft. Wien, I. Canovagasse 7.
215. **Sakelarides,** Dr. Demetrius. Wien, I. Kolowratring 3.
216. **Salzer,** Josef, Fabriksbesitzer. Wien, III. Marxergasse 4.
217. **Sarg,** Carl, kais. Rath, Fabriksbesitzer. Braunschweig, Helmstedterstrasse 77.
218. **Schadenberg,** Dr. A., in Vigan, Philippinen.
219. **Schaffer,** Dr. Ludwig, k. k. Regimentsarzt. Wien, III. Rennweg 17.
220. **Schiff,** Dr. Julius, Privatdocent an der Universität. Wien, I. Hoher Markt 4.
221. **Schiffmann,** Ludwig, Generalconsul für Peru, Hamburg.
222. **Schmarda,** Dr. Ludwig, k. k. Hofrath und Universitäts-Professor. Wien, II. Grosse Pfarrgasse 25.

223. **Schmidel,** Edmund, Staatsanwalt-Substitut. Wien, VIII. Laudongasse 16.
224. **Schmidl,** K. Hietzing, Alleegasse 25.
225. **Schmidt,** Dr. Josef, in Znaim.
226. **Schnapper,** August, Privatier. Wien, I. Getreidemarkt 17.
227. **Schneider,** Dr. Robert, Custos bei der I. Gruppe der Kunstsammlungen des Allerh. Kaiserhauses. Wien. IX. Berggasse 10.
228. **Schott,** Eugen, Cassier der österr.-ungar. Bank. Wien, VII. Burggasse 22.
229. **Schram,** k. k. Rittmeister und Conservator d. k. k. Central-Comm. f. Erhaltung d. Kunst- u. histor. Denkmale. Pola.
230. **Schrötter,** Leopold, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Mariannengasse 3.
231. **Schuchardt,** Dr. Hugo, Professor an der Universität Graz. Elisabethstrasse 6.
232. **Schulhof,** Sigmund. Wien, IX. Garnisonsspital 1.
233. **Schwab,** Dr. Erasmus, Director des Mariahilfer Gymnasiums, Bezirks-Schulrath. Wien, VI. Mariahilferstr. 73.
234. **Schwarz-Norberg,** Frau Eleonore von, Schriftstellerin. Wien, IX. Porzellangasse 41.
235. **Schwegel,** Josef Freiherr von, k. k. wirkl. Geheim. Rath etc. etc. Wien, IX. Thurmgasse 3.
236. **Sederl,** J. Wien, III. Reisnerstrasse 51.
237. **Semper,** Dr. St. in Wilten bei Innsbruck, Hauptstr. 59.
238. **Sokolowsky,** Marian, Professor in Krakau, Pijurska 6.
239. **Specht,** Jos. Ant., Kaufmann. Wien, I. Franz Josefs-Quai 37.
240. **Speyer,** Albert, Grosshändler in Wien, I. Neuthorg. 15.
241. **Spitzer,** Gustav, k. k. Hoflieferant für Modewaaren, Wien, I. Kärntnerring 12.
242. **Srbska-Zora,** Akademischer Studenten-Verein. Wien, IX. Alserstrasse 7.
243. **Staatsrealschule,** k. k. in Jägerndorf, Oesterr.-Schlesien.
244. **Stache,** Dr. Guido, k. k. Oberbergrath, Chef-Geologe der geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Strohgasse 21.
245. **Stricker,** Dr. Salomon, k. k. Universitäts-Professor. Wien, IX. Hebragasse 5.
246. **Strobel,** Dr. Pelegrino, Professor in Parma.
247. **Strobl,** Friedrich. Wien, VII. Sigmundsgasse 13.
248. **Strohmayer,** Dr. August. Wien, I. Fleischmarkt 2.
249. **Suchomel,** Dr. Theodor, Landesadvocat in Matzen.
250. **Supljina,** Matthäus, Pfarrer in Vermo, Post Pisino, Istrien.
251. **Svetlin,** Dr. Wilhelm, Director der Irren-Heilanstalt, Wien, III. Leonhardtgasse 3.
252. **Szczepanowski,** Stanislaus Prus, Reichsraths-Abgeordneter. Shořova, Galizien.
253. **Széchenyi,** Graf Béla, Herrschaftsbesitzer in Zinkendorf.
254. **Szombathy,** Josef, Custos am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, VII. Sigmundsgasse 8.
255. **Tagleicht,** Carl, k. k. Hofschlosser. Wien, VII. Czerning. 6.
256. **Tandler,** Ritter von Tanningen, k. k. Ministerialrath i. P. Wien, III. Ungargasse 27.
257. **Tappeiner,** Dr. med. Meran, Tirol.
258. **Theer,** Peter von, k. k. Generalmajor, Haus-Commandant S. M. Arcieren-Leibgarde. Wien, III. Rennweg 6.
259. **Tietze,** Dr. Emil, Chef-Geologe der k. k. geologischen Reichsanstalt. Wien, III. Ungargasse 27.
260. **Toldt,** Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Ferstelg. 6.
261. **Tomaschek,** Dr. Wilhelm, k. k. Professor an der Universität in Wien. IX. Nussdorferstrasse 18.
262. **Tordinac,** Nikola. Djakovo (Diakovar).
263. **Toula,** Dr. Franz, o. ö. Professor an der k. k. technischen Hochschule. Wien, VII. Kirchengasse 19.
264. **Trapp,** Moriz, Custos des Franzens-Museums in Brünn.
265. **Treulich,** Dr. Jacob, Oberstabsarzt. Wien, IX. Schwarzspanierstrasse 5.
266. **Universitäts-Bibliothek,** königl. in Göttingen.
267. **Valjavec,** Matija, Professor, Mitglied der südslavischen Akademie in Agram.
268. **Vaux,** Carl Baron de, k. k. Oberst im Geniestabe. Wien, III. Lagergasse 6.
269. **Vukasović,** Vid Vuletić, Professor in Curzola, Dalmatien.
270. **Wahrmann,** Dr. Sigm., prakt. Arzt. Wien, I. Wollzeile 29.
271. **Wahrmund,** Dr. Adolf, Privat-Docent an der Universität und Oriental. Akademie in Wien. IV. Schmöllerlgasse 5.
272. **Wang,** Nikolaus, Assistent am k. k. naturhistorischen Hofmuseum. Wien, I. Krugerstrasse 17.
273. **Wankel,** Dr. Heinrich, praktischer Arzt in Olmütz.
274. **Wedl,** Dr. Carl, k. k. Univ.-Professor. Wien, IX. Koling. 20.
275. **Weinberger,** Isidor, k. k. Commercialrath. Wien, IV. Schwindgasse 9.
276. **Weisbach,** Dr. Augustin, k. k. Oberstabsarzt. Wien, VIII. Piaristengasse 26.
277. **Weiss,** Dr. Adolf Ritter von Tessbach. Wien, I. Nibelungengasse 1.
278. **Weiss,** Ferdinand, Disponent. Wien.
279. **Weiss,** Dr. J. B., k. k. Univ.-Professor. Graz, Stiegeng. 9.
280. **Wenusch,** Friedr. Ritter von, stud. med. Wien, VIII. Škodagasse 9.
281. **Wenusch,** Josef Ritter von, Ober-Ingenieur i. P. Wien, VIII. Škodagasse 9.
282. **Weyr,** Rudolf, Professor an der technischen Hochschule, Bildhauer. Wien, III. Kegelgasse 26.
283. **Wieser,** Dr. Franz, k. k. Professor. Innsbruck, Sillgasse 19.
284. **Wilckens,** Dr. Martin, k. k. Professor an der Hochschule für Bodencultur. Wien, Währing, Sternwartestrasse 48.
285. **Winternitz,** Dr. Moriz. Wien, III. Hetzgasse 20.
286. **Winternitz,** Dr. Wilhelm, Privat-Docent an der Universität. Wien, I. Helferstorferstrasse 9.
287. **Witlačil,** Dr. Andreas, k. k. Bezirksarzt, Landes-Sanitätsrath. Wien, VIII. Piaristengasse 17.
288. **Wittmann,** Dr. Emil Hugo, Schriftsteller, Redacteur der N. F. Presse. Wien, I. Weihburggasse 32.
289. **Witzany,** Dr. A., Districtsarzt in Eisgrub, Mähren.
290. **Woldřich,** Dr. Joh. Nep., k. k. Gymnasial-Professor. Wien, III. Barichgasse 32.
291. **Wurmbrand,** Gundaker, Graf, k. k. Geheim. Rath, Landeshauptmann für Steiermark. Graz, Elisabethstrasse 36.
292. **Wurmbrand,** Hugo Graf, k. k. Oberst in Theresienstadt, Böhmen.
293. **Zeyer,** Johann, Architekt in Prag. Theatergasse 1032-I.
294. **Žitný,** Anton, fürstl. Liechtenstein'scher Forstmeister in Adamsthal, Mähren.
295. **Zuckerkandl,** Dr. Emil, k. k. Univers.-Professor in Graz.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 3. **Sitzungsberichte.** **März 1888.**

INHALT: Ausschuss-Sitzung am 13. März 1888. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [49]. — 2. Commission für Körpermessungen; S. [49]. Monats-Versammlung am 13. März 1888. 1. Vorlage von Einläufen; S. [49]. — 2. Koudelka, Alterthümer bei Eibenschitz; S. [49]. — 3. Weisbach, Schädel von Hallstatt; S. [51]. — 4. Woldřich, Beziehungen der diluvialen, europäisch-nordasiatischen Säugethierfauna zum Menschen; S. [52]. — 5. Hoernes, Generalbericht über die Ausgrabungen auf der Gurina; S. [53]. — 6. Wilckens, Erwiderung; S. [55].

Ausschuss-Sitzung am 13. März 1888.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. Carl Brunner von Wattenwyl.

1. Veränderungen im Stande der Mitglieder.

Nachstehend verzeichnete wirkliche Mitglieder haben sich bereit erklärt, der Gesellschaft von nun an als unterstützende Mitglieder angehören zu wollen:

Carl Graf Lanckoroński in Wien.
Se. Excellenz Gundaker Graf Wurmbrand in Graz.
Josef Salzer in Wien.

Als wirkliche Mitglieder wurden aufgenommen:
Dr. Johann Kirste, Privatdocent an der Universität in Wien.
Dr. Anton von Fillenbaum, k. k. Stabsarzt in Wien.
Dr. Carl Veszely, k. k. Regimentsarzt in Wien.
Dr. Arthur Tschudi, k. k. Regimentsarzt in Wien.
Josef Rixi, Baumeister in Prag.
Ferdinand Sonnleithner, Obergerichtsrath in Sarajevo.

Verstorben ist das wirkliche Mitglied Nikola Tordinac in Djakovar.

2. Auf Anregung des Präsidenten der Gesellschaft wurde vom Ausschusse die Wahl einer Commission, welche sich die Vornahme von Körpermessungen an dem Mannschaftsstande unserer Armee zur Aufgabe stellt, vorgenommen. Die Wahl fiel auf folgende Mitglieder der Gesellschaft: Generalstabsarzt Dr. Wenzel Hoor, als Obmann; Oberstabsarzt Dr. Augustin Weisbach, Universitäts-Professor Dr. Carl Toldt und Professor Dr. J. N. Woldřich als Mitglieder derselben. Der Commission wurde es freigestellt, sich durch Heranziehung anderer Fachmänner aus dem Kreise der Gesellschaftsmitglieder zu verstärken. Die Aufgabe dieser Commission besteht darin, im Anschlusse an die in anderen europäischen Staaten, namentlich in Deutschland schon vorgenommenen und noch im Gange befindlichen Körpermessungen der Armeeangehörigen eine systematische, alle Völker der österreichisch-ungarischen Monarchie umfassende Untersuchung der anthropologischen und somatischen Verhältnisse vorzunehmen und zwar vorerst an den Mannschaften des k. k. Heeres. Die wissenschaftlichen Resultate dieser Untersuchung sind zur Publication in den Mittheilungen in Aussicht genommen.

Monats-Versammlung am 13. März 1888.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. Carl Brunner von Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende legt der Versammlung folgende Einläufe vor:

Eine Einladung zum internationalen Anthropologen-Congress, welcher unter den Auspicien der New York Academy of Anthropology vom 4. bis 7. Juni 1888 in New-York abgehalten wird.

Anmeldungen zur Theilnahme an diesem Congress oder Einsendungen von Vorträgen, welche von einer englischen Uebersetzung begleitet sein müssen, sind an das Secretariat der anthropologischen Gesellschaft, eventuell auch an Herrn Dr. M. Much (Wien, VIII. Josefsgasse 6) oder direct an den Präsidenten der New York Academy of Anthropologie, Med. Dr. Eduard C. Mann (Brooklyn, N. Y. 128, Park Palace) zu richten.

Eine Einladung zum vierten internationalen Geologen-Congress, welcher vom 17.—22. September d. J. in London abgehalten wird.

Eine Einladung der British Association for the Advencement of Science, die vom 5. bis 12. September d. J. in Bath tagen wird.

Eine Einladung zu dem internationalen Amerikanisten-Congress, welcher seine siebente Session in den ersten Tagen des October d. J. in Berlin abhalten wird.

Ueber die näheren Details dieser Congresse gibt das Secretariat der Anthropologischen Gesellschaft, Burgring, k. k. naturhistorisches Hofmuseum, bereitwilligst Auskünfte.

Zum Schlusse theilt der Vorsitzende mit, dass die Organisations-Commission und das Ausstellungs-Comité des VI. internationalen Congresses für Hygiene und Demographie zu Wien 1887 der Anthropologischen Gesellschaft für die werkthätige und erfolgreiche Theilnahme derselben an der Ausstellung dieses Congresses den Dank in Form eines Diplomes ausgesprochen hat.

2. Herr **Florian Koudelka** in Eibenschitz übersendet eine Notiz über

Vorgeschichtliche Alterthümer am Rheinberge bei Eibenschitz in Mähren.

Südöstlich von Eibenschitz erhebt sich bis zur Seehöhe von 310 m die theilweise bewaldete, theils

mit Aeckern bedeckte Syenitkuppe „Réna“ oder Rheinberg. Am Südabhange trennt ein schattiges Thal, in welchem der Strang der Staatseisenbahnstrecke Brünn-Wien verläuft, den Rheinberg von dem mehr oder weniger zusammenhängenden, einerseits gegen Mährisch-Kromau, andererseits gegen Kanitz sich fortsetzenden Syenitzuge. Nach den drei anderen Seiten fällt der Rheinberg in ziemlich steilen, grösstentheils bewaldeten Hängen, theils zur Iglava (im Norden und Osten), theils zur Rokytna (im Westen) ab, welche letztere an der Nordwestseite des Berges in die Iglava mündet. Von der Kuppe aus senkt sich der Rheinberg und bildet in nordwestlicher Richtung, gegen die Vereinigungsstelle der Rokytna mit der Iglava einen schmalen, oben flachen, gegen drei Seiten jedoch steil abfallenden Ausläufer.

Schon seit Jahren werden an sämmtlichen Stellen des Rheinberges (Réna), theils gelegentlich der Ausrodung der Wälder, theils bei der Feldbereitung Alterthümer verschiedener Art zu Tage gefördert. Dieselben gaben auch zu mannigfaltigen Sagen Veranlassung, wie sie für ähnliche Fundorte Mährens fast überall bestehen. Grösstentheils werden sämmtliche Funde in die hussitischen und theilweise auch in die schwedischen Zeiten verlegt und eine grosse Stütze für diese Behauptungen gewähren mehrere Erdwälle, welche sich auf der Réna vorfinden.

Die am Rheinberge befindlichen Erdwälle sind jetzt grösstentheils zerstört; dennoch lassen sich deutliche Spuren derselben an manchen Orten nachweisen. So zieht sich am Südabhange, unweit der Eisenbahnbrücke über die Iglava ein querer, stellenweise über 3 Meter im Durchmesser fassender, mit Rasen und Gestrüppe bedeckter Erdwall, an dessem Aussenrande unleugbare Spuren eines Grabens sichtbar sind. Auf der entgegengesetzten Seite der Kuppe, am nordwestlichen Ausläufer des Rheinberges, lassen sich genau drei querverlaufende Wälle mit Gräben nachweisen.

Da speciell dieser Theil des Rheinberges in prähistorischer Beziehung von Wichtigkeit ist, so mögen im Nachfolgenden einige Details angeführt sein. In Form eines mächtigen Hornes wendet sich der erwähnte Ausläufer vorerst gegen Westen, verschmälert sich und nimmt allmälig eine nördliche Richtung an. Der Südwestabhang fällt steil zur Rokytna ab und ist mit jungem Eichenholz bedeckt. Der Nordwestabhang ist ebenso steil und theils felsig, theils mit Akazien bewachsen. Im Nordosten fällt ein ebenfalls steiler Abhang, der jedoch beackert wird, in eine mit Obstbäumen bepflanzte und aus fruchtbaren Feldern bestehende kleine Mulde. Demnach erhebt sich der flache Rücken des genannten Ausläufers ziemlich isolirt, mit Ausnahme der Südostseite, wo er mit der Kuppe des Rheinberges in Verbindung steht. Am Fusse des Ausläufers erfolgt die Vereinigung der Rokytna mit der Iglava. Von seinem Rücken aus überblickt man nicht nur den breiten Thalkessel, in welchem Eibenschitz liegt, sondern auch ein weites Stück des auf allen Seiten ausgebreiteten Hügellandes. Der flache Rücken des Ausläufers wird jetzt beackert. Von der Kuppe des Rheinberges wird er durch drei mehr oder weniger deutlich bemerkbare Erdwälle getrennt. Der beackerte Boden ist stellenweise sehr steinig, an manchen Stellen bedeckt jedoch den Syenit eine ziemlich dicke, dunkelgefärbte, mit Asche und Kohle durchsetzte, fruchtbare Erde. Grabungsversuche an mehreren Stellen ergaben unter der 1—1½ Decimeter mächtigen Ackerkrume zusammenhängende Feuerplätze, welche Scherben von Thongeschirren, Asche, Holzkohle und thierische Knochen, meist von Rind und Schwein herrührend, enthielten.

Die Alterthümer, welche am Rheinberge und speciell auf dem angeführten Ausläufer zu Tage gefördert wurden und noch immer gefunden werden, sind doppelter Art, u. zw. fallen sie theils in die historische Periode, wie z. B. Eisenschwerter, Riesensporen, Hufeisen etc., theils sind es prähistorische Artefacte. Zu den letzteren gehören zahlreiche Scherben von Thongefässen und andere keramische Erzeugnisse, ferner behauene, geschliffene und polirte Steinwerkzeuge und Bronzesachen.

Die keramischen Producte nehmen in Bezug auf Häufigkeit den ersten Platz ein. Ueberall werden Scherben von Thongefässen in der umgeworfenen Erde aufgefunden; ganze Gefässe sollen wohl früher häufig ausgegraben worden sein; ich fand bis jetzt noch keines. Nach den Scherben zu urtheilen, waren es mehr oder weniger bombenförmige Gefässe, zumeist an der Scheibe gedreht, die wenigsten aus freier Hand geformt. Das Material besteht theils aus einem groben, mit Sandkörnern durchmischten Thon, theils ist der letztere gut durchknetet und mit feinen Glimmerblättchen durchmischt, welche an der Oberfläche der geglätteten Gefässe sichtbar werden [1]). Die meisten Gefässe sind dunkel bis roth gebrannt. Bezüglich der Form der Gefässe gibt uns eine gut erhaltene Urne, welche nebst einigen gleichgeformten vor einigen Jahren in Eibenschitz selbst, unmittelbar unterhalb des Rheinberges ausgegraben und mir übergeben wurde, genügenden Aufschluss. Bei der Anlegung eines Brunnens beim Gastwirthe M. Prukl, unweit des linken Ufers der Iglava, grub man nämlich in der Tiefe von mehreren Metern einige mit Schüsselchen bedeckte, verschieden grosse Thongefässe aus, welche der Aussage nach mit Asche gefüllt waren und von denen leider nur die abgebildete Urne erhalten blieb. Es ist eine aus mährischen Fundstätten bekannte Urnenform ohne Henkel von 155 mm Höhe, deren Durchmesser an der Mündung 135 mm, an der grössten Wölbung 140 mm und am Boden 70 mm beträgt und die auf der Drehscheibe gearbeitet ist. Von dem eingeschnürten Halse verlaufen zur grössten Wölbung hin parallel um das Gefäss herum einige seichte Furchen. Das glimmerreiche Material stimmt vollkommen mit den Scherben vom Rheinberge überein.

Ein ganz ähnliches Gefäss sowohl in Bezug auf Form und Material als auch Ornamentik besitze ich von Lipůvka [2]).

[1]) In Eibenschitz besteht noch jetzt eine reiche Thongeschirrproduction und wird dem Thon Glimmer zugesetzt. Derselbe stammt aus der circa eine halbe Stunde entfernten Ortschaft Oslavan, wo er im Glimmerschieferfelsen als „hrnčířský kámen“ (Töpferstein) gebrochen wird.

[2]) Fl. Koudelka: Předhistorické nálezy z Lipůvky. Časopis vlast. muz. spolku olomouckého. 1886. čís. II.

Gefässe mit Henkeln waren auf dem Rheinberge etwas seltener, obzwar ich auch einige mit Henkeln versehene Scherben vorfand. Einige Gefässe waren unterhalb des ausgestülpten Randes durchbohrt.

Eine grosse Mannigfaltigkeit und gefällige Formen weist die Ornamentik der vorgefundenen Scherben auf. Die häufigsten Ornamente, welche mittelst einer 3- bis 7zinkigen Gabel eingedrückt wurden, sind folgende:

1. Die Wellenlinie, in mehrfachen Parallelen um das Gefäss herumlaufend (Burgwalltypus).

2. Das Tannenzweig-Ornament, welches aus, unter einem Winkel von 70—120° zu einander geneigten, punktirten Linien besteht, die mehr oder weniger aneinander gereiht, um das Gefäss herumlaufen. Hierdurch gewinnt das Ornament den Anblick eines um das Gefäss herumgelegten Tannenzweiges. Die Nadelblätter bestehen zumeist aus 5—7 seichten Grübchen

3. Wagrechte parallele Furchen, einfach, gepaart oder mit den beiden vorhergenannten Ornamenten abwechselnd.

4. Seltener sind viereckige oder runde, auch mit Fingerspitzen eingedrückte Vertiefungen in einem hervorragenden, um das Gefäss herumlaufenden Wulst.

Die Dicke der gröberen Gefässe vom Rheinberge betrug über 1 cm (ein Bogenfragment misst 30 mm Dicke), die der feineren 6—8 mm. In Bezug auf Material, Form, Ornamentik etc. stimmen die Thonscherben des Rheinberges von Eibenschitz vollkommen überein mit jenen, welche auf der „Alikletna" bei Lösch nächst Brünn gefunden werden. Dieselbe Form und Ornamentik besitzen ferner Gefässe von der Anhöhe „na Klimentě" bei Lipůvka und aus der „Potěhova zmola" von Řeznovic in Mähren, nur waltet an beiden letzteren Fundorten ein graphitreiches Material vor.

Von weiteren keramischen Erzeugnissen am Rheinberge sind die Spinnwirtel zu erwähnen. Dieselben haben einen Durchmesser von 26—46 mm und besitzen theils eine niedere Kegelform, theils sind sie linsenförmig (niedere Doppelkegel von 46 mm Durchmesser und 24 mm Höhe). Nicht selten sind auch kreisrund zugeschliffene Scherbenstücke vom Durchmesser der Spinnwirtel, welche in der Mitte theils angebohrt, theils vollständig durchbohrt sind. (Virchow's Scherbengeld.)

Von Steinartefacten erwähne ich zahlreiche Feuerstein- und Hornsteinsplitter, Nuclei und Feuersteinspäne (Messer). Erwähnenswerth ist eine Pfeilspitze ohne Schaftzunge aus Feuerstein mit abgebrochener Spitze, 35 mm lang, an der Basis 20 mm breit, mit herzförmigem Ausschnitt. Auf der einen Seite ist sie flach, auf der anderen besitzt sie einen scharfen Rücken. Die Form gleicht der bei Nilsson pl. V., Fig. 96, abgebildeten [1]).

Zahlreich sind geschliffene Steinwerkzeuge. Vor Allem mögen Stückchen eines weichen, grünlichgrauen Schiefers, mit mehreren, meist hohlen Schlifflächen angeführt sein, welche jedenfalls als Schleifsteine verwendet wurden. Von den eigentlichen Artefacten findet man der Zahl nach am häufigsten die sogenannten Steinäxte. Ich besitze vier ganze und eine halbe Axt, von denen die grösste 90 mm lang und an der abgerundeten Schneide 56 mm breit, die kleinste blos 47 mm lang und 24 mm breit ist. Sie bestehen theils aus Serpentin, theils aus feinkörnigem Syenit. Bei dreien ist die Schneide noch scharf, bei einer durch Gebrauch abgestumpft. Ferner fand ich einen durchbohrten, in der Bohrung zerbrochenen Steinkeil, dessen Bohrloch 22 resp. 23 mm Durchmesser besitzt. Interessant ist ein durchbohrtes Steinwerkzeug (sogenannter Steinhammer), welches ich in Eibenschitz mit der Provenienz vom Rheinberge erworben habe. Dasselbe ist aus schwarzem Kieselschiefer, sehr schön zugeschliffen und glänzend polirt. Es hat eine Länge von 193 mm, eine Breite von 28 mm und die grösste Höhe von 50 mm; es ist am breiten Ende quer durchbohrt. Das Bohrloch hat einen Durchmesser von 23 resp. 26 mm.

Nicht selten sind ferner am Rheinberge verschieden grosse Mahlsteine, mit etwas concaver Reibefläche.

Von Bronzegegenständen wurden zumal in früheren Zeiten beträchtliche Mengen am Rheinberge gefunden und haufenweise unter altem Metall verkauft; nur Einiges befindet sich davon im Brünner Franzensmuseum aufbewahrt. Charakteristisch sind Bronzeäxte und Bronzesicheln. Ich besitze blos eine Pfeilspitze von Bronze, welche ich am Rheinberge vorfand. Dieselbe erinnert an die oben beschriebene Feuersteinspitze, ist 40 mm lang, die grösste Breite beträgt 13 mm. Die Spitze ist abgebrochen, an der Basis ist ein halbkreisförmiger Ausschnitt. Sie besteht nunmehr fast vollständig aus einer grünen Patina. Ausserdem fand ich noch die Schneide eines kleinen Bronzemeissels.

Zuletzt möge noch erwähnt werden, dass man am Rheinberge auch historische Alterthümer vorfindet. So besitze ich zwei Eisenschwerter, welche der Form nach aus dem XVII. Jahrhundert stammen und möglicherweise den Schwedenzeiten angehören.

3. Herr Oberstabsarzt **Dr. A. Weisbach** übersendet

Bemerkungen zu einem vollständigen Schädel vom Gräberfelde am Salzberge bei Hallstatt. [1])

Der Schädel ist der eines Mannes im beiläufigen Alter von 50 Jahren, wie sich aus der Abschleifung der Zähne und aus dem theilweisen Verschwinden der Nähte beurtheilen lässt.

Er ist ein niedriger (Höhe 136 mm, Höhenindex 701), ausgesprochener Dolichocephalus (Länge 194 mm, Breite 139 mm, Breitenindex 716) von mässig starkem Knochenbaue und bedeutender Grösse (Umfang 528 mm); wegen Mangels einzelner Theile der Schädelbasis lässt sich leider der Rauminhalt desselben nicht bestimmen.

[1]) Sv. Nilsson, Das Steinalter des skandinavischen Nordens. Hamburg 1868.

[1]) Derselbe stammt aus dem Grabe Nr. 1017, welches im Jahre 1878 vom k. k. naturhistorischen Hofmuseum geöffnet wurde und das in den Mittheilungen der prähistorischen Commission der kais. Akademie der Wissenschaften (Nr. 1 — 1887, p. 37) beschrieben ist.

Seine obere Ansicht bildet ein langes, schmales Eirund mit breiter Stirne, wenig gewölbten Schläfen und vortretendem, asymmetrischem Hinterhaupte, dessen linker Theil mehr als der rechte gewölbt ist; — die Hinterhauptsansicht ein deutliches, oben und unten gleichbreites Fünfeck; die stark gewölbte Hinterhauptsschuppe (in sagittaler Richtung 1·210, in horizontaler 1·324) hat eine fünfeckige Gestalt mit ziemlich langem Interparietaltheile (62 mm).

In der Basilaransicht erscheint das Receptaculum cerebelli kurz (46 mm), flach, breitbogig; das Foramen occip. magnum klein, rhombisch (38 mm lang und 31 mm breit); die Gelenkshöcker sind ebenfalls klein und niedrig, der harte Gaumen klein, kurz und breit (43 mm lang, 37 mm breit, Index 860), brachystaphil; alle Zähne an den Kronen abgeschliffen.

Auch die Seitenansicht gibt ein langes Oval mit hoher, etwas geneigter, in sagittaler Richtung stark gewölbter Stirn (1·207), sichtlich vortretendem Arcus supraciliares, allmälig nach hinten abfallendem, also flach gewölbtem Scheitel (1·125) und weit vorgebauchtem Hinterhaupte, dessen Wölbung in sagittaler Richtung (1·210) wohl sehr beträchtlich, in horizontaler (1·324) jedoch noch viel stärker ist. Die Zitzenfortsätze sind kurz, im Ganzen klein, gleichwie auch die Tuberositas occ. ext. nur sehr schwach angedeutet ist.

Das Gesicht ist lang und schmal (nach seinem Index von 875 freilich chamaeprosop), hat viereckige, mesoconche Augenhöhlen (Index 820), eine an der Wurzel eingedrückte, schmale, scharfrückige Nase mit langer, schmaler Apertura pyriformis (Index 448, leptorrhin).

Der niedrige Unterkiefer besitzt ein gerundetes Kinn und niedrige, stark geneigte Aeste mit sehr flachem Ausschnitte zwischen dem Kronen- und Gelenksfortsatze.

Ein anderer, ebenfalls männlicher Schädel des gleichen Alters von derselben Fundstätte, der sich im hiesigen anatomischen Universitätsmuseum befindet und dessen Maasse in der Tabelle vergleichsweise beigefügt sind, ist in allen Hauptrichtungen wohl kleiner und relativ etwas breiter (Index 747, die Länge von der Glabella aus gemessen), jedoch im Allgemeinen von der gleichen dolichocephalen Gestalt.

Bemerkenswerther Weise ähneln auch die von mir beschriebenen Schädel aus alten Grabstätten im nördlichen Böhmen (je 1 von Steinwasser bei Brüx mit Index von 746, und von Saaz mit Index von 714 und 2 von Kojetitz bei Melnik mit Indices von 748 und 680, bei allen die Länge von der Glabella aus gemessen), — in ihrer dolichocephalen Form den beiden Hallstättern und mit diesen dem von Ecker aufgestellten Reihengräbertypus (Länge 191 mm, Breite 136 mm, Umfang 521 mm und Index 713).

Unter der heutigen Bevölkerung des Salzkammergutes überwiegt die Brachycephalie, ebenso wie in der angrenzenden Steiermark und im Salzburgischen derart, dass ähnliche Dolichocephali, wie die alten Hallstätter, zu den grössten Seltenheiten gehören.

Schädel von Hallstatt	Hofmuseum	Universität
Umfang	528	514
Länge	194	182
Breite	139	136
Höhe	136	—
Längenbreiten-Index	716	747
Längenhöhen-Index	701	—
Auricularbreite	119	120
Verticaler Querumfang	314	292
Sagittalumfang	384	—
Vorderhauptslänge	111	104
Sagittaler Stirnbogen	134	114
Kleinste Stirnbreite	98	—
Mittelhauptslänge	120	114
Sagittaler Scheitelbogen	135	131
Hinterhauptslänge	95	—
Sagittaler Hinterhauptsbogen	115	—
Länge des Interparietaltheiles	62	58
Länge des Receptaculum	46	—
Hinterhauptsbreite	108	109
Bogen dazu	143	140
Breite der Schädelbasis *a*	101	96
Schädelbasislänge	105	—
For. occip. Länge	38	—
For. occip. Breite	31	—
Gesichtshöhe	112	—
Obergesichtshöhe	66	71
Jochbreite	128	128
Profillänge	93	—
Orbita Grösste Breite	39	37
Orbita „ Höhe	32	32
Interorbitalbreite	23	—
Nasenhöhe	49	—
Grösste Breite der Nasenöffnung	22	—
Gaumen Länge	43	40
Gaumen Endbreite	37	—

4. Vortrag des Herrn **Prof. Dr. J. N. Woldřich**

Ueber die Beziehungen der diluvialen europäisch-nordasiatischen Säugethierfauna zum Menschen.

Einleitend bemerkte derselbe, dass er vor drei Jahren aufgefordert wurde, die hinterlassenen Manuscripte des russischen Akademikers, Geheimrathes J. F. Brandt zu bearbeiten und herauszugeben. Die reichen Erfahrungen Brandt's mit seinen eigenen Studien verbindend, gab er eine grössere Arbeit heraus, welche soeben unter dem Titel: „Diluviale europäisch-nordasiatische Säugethierfauna und ihre Beziehungen zum Menschen. Mit Benützung hinterlassener Schriften des Akademikers, Geheimrathes Dr. J. F. Brandt, bearbeitet und mit Zusätzen versehen vom Vortragenden. Mém. d. l'Acad. d. scien. d. St. Petersbourg. T. XXXV. 1887", erschienen ist. Die in Europa und Nordasien gemachten Erfahrungen bestätigen die Hinfälligkeit und die Unzuträglichkeit der früheren Bezeichnungen einer sogenannten Mammuthzeit, Renthierzeit u. s. w., welche nicht mehr besagen als „diluviale Zeit". Es hat sich gezeigt, dass man zur Zeit des Diluviums Europas vier Faunen unterscheiden müsse, die Glacial-, die Steppen-, die Weide- oder die Waldfauna, deren Beziehungen zu einander und zum Menschen der Vortragende besprach. Bezüglich der Details verwies er auf das bezeichnete Werk, das er schliesslich vorlegte.

5. Herr. **Dr. Moriz Hoernes** erstattet einen

Generalbericht über die Ausgrabungen auf der Gurina.

Schon im Jahresberichte der letzten Versammlung wurde Ihnen mitgetheilt, dass die Grabungen auf der Gurina nunmehr ihren Abschluss erreicht haben. Diese Thatsache ist an sich erfreulich; denn die Gurina drohte bereits zu einer Seeschlange zu werden, welche alljährlich in diesen Mittheilungen auftauchte, um alsbald wieder zu verschwinden. Nun hoffen wir, die merkwürdige Erscheinung dieses Fundplatzes in Bälde ausführlich darzustellen und im Bilderbuche unserer urgeschichtlichen Memorabilien dauernd festzuhalten. Heute gestatten Sie mir nur noch einen kurzen Bericht über die Ausgrabungen des abgelaufenen Jahres, sowie einen raschen Ueberblick der Gesammtergebnisse, die wir zu verzeichnen haben.

Von den Gebäuderesten abgesehen, die auf jeder angegrabenen Fläche auch diesmal wieder zu Tage getreten sind und welche nicht nur von steingebauten Häusern, sondern theilweise auch von hölzernen Hütten mit Lehmwänden herrühren, bestand die Ausbeute des letzten Jahres in folgenden Funden.

A. Metallobjecte.

Münzen, kleine keltische: 5; andere vorrömische: 2; römische: 38; davon lagen 18 zerstreut, 20 als Oboli in einer gleichen Zahl von Brandgräbern.

Fibeln und Bruchstücke solcher: 30; davon 7 aus den vorerwähnten Gräbern. Obwohl die mitgefundenen Münzen mit Sicherheit auf eine späte Periode hinweisen, sind unter den 7 Fibeln doch sehr alte Typen vertreten. Zwei derselben, welche ineinander gehakt und durch den Brand unlösbar verbunden waren, sind zweigliedrige Thierfibeln, an deren Fussende ein kleines Schälchen wie eine Futterschwinge für das den Bügel bildende pferdähnliche Thier angebracht ist. Auf dem Rücken und auf dem Scheitel des letzteren sind 3 kleine Stückchen Blei querüber eingesetzt. Aus den Watscher Ausgrabungen vom Jahre 1883 kenne ich ein Paar kleiner Bronzefibeln, deren Bügel zwar nicht thierförmig gestaltet ist, aber drei parallele quere Einkerbungen (zur Einlage einer andern Masse) besitzt und an deren gerade emporstehendem Fuss ebenfalls wie an unserem Paare ein kleines Schälchen angebracht ist. An der Nadel einer anderen, in dieser Gräberzeile gefundenen Fibel hing eine bronzene Pincette.

Nähnadeln aus Bronze und Eisen: in grösserer Zahl, sowohl fertige als unfertige. Die letzteren (aus Bronze) besitzen am Ende eine kolbig-längliche Verdickung, welche durch Hämmern und Durchschlagen erst zum Oehr ausgestaltet werden sollte. Ferner fanden sich wie im vorigen Jahre wieder Proben von eigenthümlich zugerichtetem Bronzedraht, welcher wie eine Perlenschnur abwechselnd fadendünn ausgeschlagen oder kantig und dick belassen wurde und wahrscheinlich zu kurzen Nägeln mit breiten Köpfen verarbeitet werden sollte.

Häkelnadeln aus Bronze mit Düllen für hölzerne oder beinerne Stäbe: 2 Stück.

Ringe und Anhängsel, sowie diverse Zier- und Beschlagstücke: in ziemlicher Anzahl, darunter Fragmente bronzener Gefässe. Einige Beschlagbleche mit Ledernieten und getriebenem Punktornament fanden sich auch in den obgedachten römischen Gräbern, ein weiteres Anzeichen, nach welchem vermuthet werden darf, dass sich Reste der Hallstatt-Cultur wenigstens an diesem Orte bis zum Ende des 3. nachchristl. Jahrhunderts im Gebrauch erhalten haben.

Erwähnung verdienen ferner: ein Stück vergoldeter Bronze von einem gegossenen Object, vielleicht von einer kleinen Statue, und ein Bronzekettchen von sehr zierlicher Flechtarbeit. Gleiche Kettchen sind mir (aus Silber) von dem römischen Friedhof in Unter-Semon bei Illyrisch-Feistritz in Krain und (aus Bronze) von der ebenfalls römischen Nekropole zu Salurn in Tirol, ausgegraben 1886, bekannt. Es waren Halskettchen, welche in Schlussstücke mit Ring und Häkchen endigten und in der Mitte ein halbmond- oder kreuzförmiges Anhängsel trugen. Bei dem Exemplare von Unter-Semon hingen 3 solche Kettchen an einem Schlussstücke zusammen.

Von einer schönen Bronzestatuette (einer etwa 12 cm hohen weiblichen Mantelfigur) fand sich nur ein separat gearbeitetes Stück der linken Körperhälfte von der Schulter abwärts bis zum Mantelzipfel und bis zur erhobenen Hand, welche ein Attribut hielt.

Aus den zahlreich vorgefundenen Eisenobjecten hebe ich, weil Waffen auf der Gurina zu den grössten Seltenheiten gehören, die Fragmente einer Lanzenspitze besonders hervor. An Werkzeugen lieferte die jüngste Ausgrabung: 1 grosse schwere Axt von sehr entwickelter, unseren modernen Holzhauerbeilen nicht mehr so unähnlicher Form; 1 Feldharke, 2 Stemmeisen, 1 Meissel mit Schaftdorn, 1 halbmondförmiges Schneidmesser mit radialem Schaftdorn, 6 Messer, davon 3 nach abwärts, eines nach aufwärts gekrümmt, 1 grosser Löffelbohrer; 5 Griffel oder Ciselirwerkzeuge mit 1 spitzem und 1 breitem Ende; 1 Ambos zu feiner Metallarbeit; 1 Schlüssel mit bronzener Handhabe; 1 Kette und 1 wahrscheinlich zugehöriges langes Schlussglied mit 2 Ringen und 1 Mauerzapfen; ferner: eiserne Platten, Klammern, Haken, Stäbe, Ringnägel u. dgl. in ziemlicher Anzahl und von verschiedenen Formen.

Aus Blei fanden sich mehrere zerronnene Klumpen und ein gegossener Stab, aus Silber ein roh gegossener Ring.

B. Stein, Glas, Bein, Thon.

Aus Stein: 1 auf beiden Seiten als Gussform für verschiedene kleine Bronze-Zierraten (Ringelchen oder Nietköpfe) hergerichtete Thonschieferplatte, sowie zahlreiche Wetzsteine, darunter solche mit tiefen und breiten Schleifrinnen.

Aus Glas: viele Gefässfragmente, zum Theil sehr schön gefärbt, dunkelblau, grün, violett, gelb oder in mehreren Farben; besondere Erwähnung verdient ein Stück Ueberfangglas (verre doublé) von einem innen milchweissen, aussen violetten Gefäss, ferner Fragmente

von Armringen, sowie von sehr feinen, stabrunden und emaillirten oder profilirten Fingerringen, Ringpasten, sphärisch oder facettirt, Perlen u. dgl.

Aus Bein fand sich ein Stäbchen mit eingeritzter, aber leider sehr abgeriebener Inschrift; der lesbare Rest ist kurz und lautet, wenn ich recht lese „Jahori", mit dem aus drei verticalen Strichen bestehenden *h*. Sprachlich und epigraphisch schliesst sich dieses Fragment (wie die 1886 gefundenen Kratzinschriften auf Thongefässen) den von Pauli als venetisch charakterisirten älteren Inschriftfunden von der Gurina an. Ferner ein Löffelchen mit kreisrunder, leicht concaver Platte.

Von Thonsachen nenne ich zunächst eine Unzahl Gefässfragmente aus allen Stadien der antiken Keramik, die wir hier erwarten dürfen. Daraus sind hervorzuheben: mehrere Bruchstücke gedrehter Töpfe und Schalen mit spärlichen Resten vorrömischer (nach Pauli venetischer) Kratzinschriften. Unter den so bezeichneten Gefässen befinden sich auch solche, die ganz im Stile der römischen Töpferei geformt, gefärbt und ornamentirt sind. Fragmente einiger Lampen, darunter eines mit der Reliefdarstellung eines erotischen Symplegma. In den obgedachten römischen Gräbern fanden sich vorwiegend flache fusslose Schalen mit ungemein dünnen Wandungen aus grauem oder röthlichem Thon, zum Theil mit Reliefbordüren geschmückt, aber auch Scherben mittelfeiner Terra-sigillata-Gefässe, die sich überhaupt wieder in grösster Zahl und mit den verschiedensten Ornamenten, zum Theil auch mit Kratzbuchstaben, vorgefunden haben.

Mit Uebergehung zahlreicher Einzelformen erwähne ich noch 3 Fragmente kleiner konischer Gussschalen, scheibenförmige Deckel mit Mittelknopf und Reliefbuchstaben, Webergewichte, Spinnwirtel, undurchbohrte und durchbohrte Thonscheibchen, eine thönerne Spule. Aber auch zu der reichen Ornamentik der barbarischen, vor- und spätrömischen Gurina-Gefässfunde liefert das diesjährige Material wieder einen stattlichen Beitrag. Der abschliessenden Publication muss es vorbehalten bleiben, diese zum Theil sehr eigenthümlichen und seltenen Proben alpiner Keramik durch passend gewählte Beispiele zu veranschaulichen. Allein schon jetzt darf ausgesprochen werden, dass dieselben nach verschiedenen Seiten hin ähnlichen, bisher ungenügend erklärten Vorkommnissen Anlehnung und bessere Deutung gewähren. Endlich darf ich nicht unerwähnt lassen, dass das derzeit noch grösstentheils verpackte und ungereinigte Material keinen vollkommenen Ueberblick zulässt.

Die abschliessenden Arbeiten wurden innerhalb 6 Wochen (Mitte August bis Ende September 1887) durchgeführt und bewegten sich auf dem ganzen Terrain, welches in den früheren Jahren Funde geliefert. Ich wäre in Verlegenheit, genau zu sagen, wie viele Stellen angegraben wurden; es waren ihrer sehr viele, darunter wenig ergiebige. Es darf jetzt ausgesprochen werden, dass der erste Forscher, welchen unsere Gesellschaft mit Untersuchungen auf der Gurina betraute, A. B. Meyer, mit grossem, seither nie wieder erreichtem Glück gearbeitet hat. Doch erklärt sich dies zum Theile dadurch, dass ihn die sehr zuverlässigen und werthvollen Angaben der Grundbesitzer leiteten, welche die verschiedenen Chancen der Terrainabschnitte genau kannten und ihm die besten Fingerzeige gaben. Ohne systematische Bemühung, die hier auch gar nicht geboten war, wurden somit im ersten Anlauf die besten Früchte gewonnen, und wenn sich die „weitere Localforschung", zu welcher Meyer's Arbeit dringend einlud, nicht als eine blosse umfangreiche Nachlese herausgestellt hat, dankt sie dies lediglich dem Umstande, dass hier doch noch andere Ziele zu erreichen waren, als der Gewinn einer Anzahl bunt durcheinandergewürfelter Fundgegenstände. Wie wenig Klarheit die letzteren an sich gewähren, dürfte aus Meyer's Buch, das ja zum sehr grossen Theile auch der Publication älterer Gurina-Erwerbungen des Klagenfurter Museums gewidmet ist, sattsam hervorgehen. Auch die letzteren Mittheilungen gestatten noch einen reichlichen Nachtrag, und Alles in Allem wird sich zeigen, dass wir nur den Schwerpunkt unserer Erwartungen etwas zu verschieben brauchen, um uns von den Gurina-Grabungen der späteren Jahre vollauf befriedigt zu finden.

Auch die abschliessenden Arbeiten der letzten Campagne ergaben keine Wiederholung der gegossenen Bronze- oder Zinnfiguren (mit Ausnahme des oben erwähnten schönen Bruchstückes), keine getriebenen Bleche mit Figuren oder Inschriften, keine grössere Zahl von sicheren und charakteristischen Fundstücken aus der La-Tène-Periode, keine Gräber mit wohlerhaltenen und werthvollen Beigaben. So ist denn Vieles von dem, was man nach den ersten Versuchen erwarten durfte, nicht in Erfüllung gegangen. Wird nun gefragt, was denn so schätzbaren Dingen Gleichwerthiges zu Tage gefördert wurde, so kann eine genügende Antwort hierauf nur durch die eingehende Bearbeitung oder wenigstens durch eine vollständige Vorlage der Fundoriginalien gegeben werden. Heute ist weder das Eine noch das Andere möglich, das Zweite schon darum nicht, weil die Hauptmasse der Funde aus den Jahren 1886 und 1887 noch gar nicht gesichtet werden konnte. Wenn ich dennoch versuche, zur Charakteristik des Gesammtmaterials einen Ueberblick der Funde zu geben, so sind die angeführten Zahlen nur als annähernd zu betrachten und die Liste der vorhandenen Objecte mit dem nachstehenden Verzeichniss noch lange nicht erschöpft. Wir besitzen demnach von der Gurina ungefähr

27 keltische Silbermünzen; 114 römische Kaisermünzen, Kupfer und Silber; 165 Fibeln und Fibelfragmente, Bronze, Eisen, Silber; 150 Nadeln und Nadelfragmente, Bronze, Eisen; 3 Bronzefiguren und Fragmente solcher; 3 Zinnfiguren[1]); 3 Bronzeglocken; 3 Bronzelöffelchen; 10 Ketten, Bronze, Eisen; 70 Ringe und Ringelchen, Bronze, Eisen, Glas; 10 Thonringe (Untersätze); 1 Schwert, Eisen, ebenso: 1 Palstab;

[1]) Hier darf vielleicht erwähnt werden, dass Blümner im jüngst erschienenen IV. Bande seiner sonst gediegenen Terminologie und Technologie der Künste und Gewerbe bei Griechen und Römern die Existenz antiker Zinnfiguren in Abrede stellt, obwohl er im Uebrigen die „prähistorischen" Vorkommnisse wohl beachtet und auch literarische Zeugnisse für eine freilich sehr geringe Zinnplastik des Alterthums anführt.

31 Messer und Dolche; 10 Speer- und Pfeilspitzen; 4 Schlüssel; 3 Pflugscharen; 3 Sensenklingen; 3 Schafscheeren; 4 Sichelmesser; 15 Griffel oder Ciselirinstrumente; 100 andere Werkzeuge und Geräthschaften; 10 Beinschnitzereien; 13 Spinnwirtel; 10 Thongefässbruchstücke mit vorrömischen Kratzinschriften.

Ausserdem zahlreiche Thon- und Glasgefässfragmente, Schleifsteine, Thierknochen und kleine Objecte aller Art, deren Aufzählung zu weit führen würde.

Darunter befinden sich kurze Serien von Grabbeigaben aus der Hallstätter Periode (Tumuli) und aus der römischen Kaiserzeit (Flachgräber); der Rest sind zerstreute Funde. Wir besitzen die Aufnahmen von 8—10 neugefundenen Gebäuderuinen, Terrassen und freistehenden Mauerzügen. Wir haben unter dem Boden der ersteren die Brandplätze (Herdgruben) der vorrömischen Anwohner, den Lehmbewurf ihrer Hütten und die verkohlten Balken der letzteren aufgefunden. Viele Artefacte in den Vorstadien der Bearbeitung, Abschnitzel und Wegwurf, rohes Arbeitsmaterial, Producte und Zwischenproducte des Bergbaus und der Verhüttung geben uns Aufschluss über die industrielle und gewerbliche Basis des relativen Wohlstandes, der in vor- und frühgeschichtlicher Zeit hier geherrscht hat.

Die Gurina ist ein alter, lange Zeit hindurch bewohnter Ansiedlungsplatz und unterscheidet sich dadurch auf's Schärfste von den Gräberdepôts, mit welchen wir es in den Alpenländern gewöhnlich zu thun haben. Fasst man ihr Bild aber schärfer in's Auge, so ergibt sich zur Vergleichung kein zweiter ebenbürtiger, ja in vieler Hinsicht überraschend ähnlicherer Fundplatz, als der bekannte Hradischt bei Stradonic in Böhmen. Das Ensemble des letzteren ist zwar durch weit verbreitete und nicht immer ganz ungeschickte Fälschungen alterirt und liegt auch noch nicht in sachkundiger Behandlung vor; soweit ich es aber kenne und zu beurtheilen vermag, ist es ein höchst lehrreiches Seitenstück zur Gurina. Den Bergbau müssen wir uns freilich wegdenken. Hier wie dort haben wir einen ausgedehnten alten Wohnplatz auf einem steilumböschten Berge unweit eines Flusses, ohne Spur von Wällen und Gräben, doch mit Mauerruinen. Beide Ansiedlungen erreichten eine sehr anständige Lebensdauer, die sich bis in die Völkerwanderungszeit hinein fortspann und sonach Altes und Junges in ungetrennter Fundschichte auf uns kommen liess. Wir finden also keltische neben römischen Münzen, ungedrehte neben gedrehten Thongefässen, archaische Zierformen neben Arbeiten, die sich an späte Entwicklungsstufen der reinclassischen Kunst anlehnen. Und was die Hauptsache ist: an beiden Orten wurde, wenn auch nicht alle Metallwaare, aber doch nachweislich viel der vorgefundenen edleren Erzeugnisse von ansässigen Leuten selbst hergestellt, hergestellt gewiss nicht nur für den Verbrauch am Fabriksorte, sondern für den Vertrieb in die nähere und fernere Umgebung desselben.

Die Lebensdauer der beiden Ansiedlungen fällt im Ganzen zusammen. Damit stimmt es, dass an dem böhmischen Fundorte die La-Tène-Formen überwiegen, die auf der Gurina nur spärlich auftreten und eigentlich durch die zahlreich vorkommenden Typen der römischen Provinzial-Cultur ersetzt sind, sowie ja auch das Geld auf dem Hradischt einen alterthümlicheren Charakter behält und die wenigen römischen Münzen noch aus der Zeit der Republik herstammen.

Das Reich der Sueben oder Marcomannen gehörte im 1. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zur Machtsphäre Roms, das vielfach in die inneren Verhältnisse desselben eingriff und dessen neue Fürsten belehnte, sowie den vertriebenen ein Asyl gewährte. In dieser Epoche stand das heutige Böhmen und Mähren dem römischen Einflusse fast ebenso offen, wie die Alpenthäler Noricums, und nur die grössere Entfernung vom Reichsmittelpunkt bedingte eine Verschiedenheit in der Stärke desselben. Aber auch in Noricum hat nicht gewaltsame Einführung, sondern friedliche Aufnahme seitens der heimischen Elemente die höhere Cultur langsam und schrittweise zur Herrschaft gebracht, wie denn selbst die grösseren geschichtlich bekannten Ortschaften dieser Provinz: Virunum, Celeia, Teurnia, Aguontum, Juvavum, rein aus bürgerlichen Elementen hervorgegangen sind.

Die Vergleichung der Gurina-Funde mit jenen vom Hradischt ergibt eine Anzahl merkwürdiger Parallelen: nackte männliche Figürchen aus Bronze, Thierfigürchen, und zwar dasselbe Thier: der Eber mit hohem Borstenkamm auf dem Rücken, eine Menge kleiner bronzener Zierstücke von zum Theil unsicherer Bestimmung, Kettchen, Ringe, Nähnadeln aus Bronze, Schlüssel, Griffel, kleine Sporen aus Eisen, emaillirte und im Relief ornamentirte gläserne Handgelenk- und Fingerringe, dicke, enge Glasringe (wulstförmige Perlen) u. s. w. Alles von der denkbar grössten Aehnlichkeit an dem einen wie an dem andern Fundort. Ich betone diese Analogie trotz vieler Abweichungen im Charakter der Gesammterscheinung, weil sie die einzige mir bekannte ist, welche der Gurina als vollkommen ebenbürtig zur Seite gestellt werden kann, während sich bei den Begräbnissplätzen, die unsere ostalpine Fundchronik verzeichnet, eher ein embarras de richesse einstellt, wenn es sich um Material zur Vergleichung handelt.

6. Herr Professor Dr. **Martin Wilckens** übersendet eine Erwiderung auf die „thatsächliche Berichtigung" des k. Rathes Prof. Ferd. Kaltenegger über

Iberisches Hornvieh in den Tiroler und Schweizer Alpen.

(Siehe Sitzungsbericht Nr. 2, p. [40].) [1])

Zur Berichtigung Nr. 1 bemerke ich, dass ich gar nicht behauptet habe, dass Herr Kaltenegger seinen Aufsatz im XIV. Bande dieser Mittheilungen auf eine ältere Arbeit „stützt", sondern ich habe behauptet, dass er sich in der jüngeren auf die ältere Arbeit „be-

[1]) Geleitet von dem Grundsatze, dass das Organ einer Gesellschaft keine einseitige Richtung verfolgen darf, vielmehr den innerhalb ihres Arbeitsgebietes auftauchenden Fragen — soweit es die Verhältnisse gestatten — Raum zur Erörterung von den gegentheiligen Standpunkten gestatten muss, hat das Redactions-Comité den Redacteur beauftragt, die Druck-

ruft", oder mit anderen Worten, dass er aus der letzteren den wesentlichen Inhalt citirt. Das ist Thatsache. Also ist die erste Berichtigung gegenstandslos.

Zur Berichtigung Nr. 2 bemerke ich, dass ich auch das nicht behauptet habe, was Herr K. mir unterstellt, vielmehr habe ich in meiner Kritik im XV. Bande, S. [25], wörtlich citirt: „Herr K. kennt das Eringervieh, nach den Formen zahlreicher Individuen, welche im Variationskreise des Montavonertypus die Grundgestalt ihrer walserischen Ahnen in nachgerade unveränderter Originalität zur Schau tragen." In einem späteren Satze habe ich gesagt: „Selbst gesehen hatte Herr K. damals nur das Montavonervieh, in welchem er „die Grundgestalt ihrer walserischen Ahnen" erkennt, ohne diese selbst gesehen zu haben." Aus diesem Satze ist gewiss nicht herauszulesen, dass ich hier die Gesammtheit der jener Rasse angehörenden Rinder meine, da ich ja früher den KALTENEGGER'schen Satz „nach den Formen zahlreicher Individuen" wörtlich angeführt habe; es handelt sich im vorstehend angeführten Satze vielmehr meinerseits nur um den Nachweis, dass Herr K. zwei Dinge mit einander verglichen hat, von denen er (damals) nur eines kannte. Also auch die zweite Berichtigung ist gegenstandslos.

Die dritte Berichtigung bestätigt einfach die von mir behauptete Thatsache, dass Herr K. das Duxervieh aus dem Wallis abstammen lässt, das Walliservieh aus Iberien und das iberische aus dem ägyptischen Sudan. In seiner „Berichtigung" erklärt Herr K., dass die Menschen und Rinder in Wallis einen „iberischen Gemengtheil" besitzen, den als den „begründenden" oder gleichsam als den „Wildstamm" dargestellt zu haben Herr K. als besonderes Verdienst für sich in Anspruch nimmt. Da Herr K. die Iberer aber aus dem ägyptischen Sudan stammen lässt, so behauptet er selbst in seiner „Berichtigung" dasselbe, was ich in meiner Kritik als seine Ansicht dargestellt habe. Also auch die dritte Berichtigung ist gegenstandslos.

Die vierte Berichtigung behauptet, dass er nicht „festgestellt" habe, die Walliser seien — Iberer und die Iberer — Sudaner. Herr K. hat auf Seite 134 seiner Abhandlung wörtlich Folgendes geschrieben: „Ich glaube dem sofort anfügen zu sollen, dass uns im Namen der wallisischen „Viberi" oder „Juberi" (Herr K. hat eben vorher nachgewiesen, dass die Viberer im mittleren Wallis sesshaft gewesen seien) so klar und deutlich wie nirgends in Europa, der Stammname der „Iberer" überliefert worden ist, denn nach beiden Schreibweisen darf man nur v für u, das u aber mit dem fast allenhalben in der Zone der westromanischen Sprachen geltenden Umlaut (also als getrübtes i oder ü lesen, um die alten Iberer auch dem „Buchstabenklang" nach unzweifelhaft vor sich zu haben. Ob es hiernach allzusehr gewagt wäre, aus den römischen „Sedunern" (afrikanische) „Sudaner" zu machen, überlasse ich der Sprachgelehrsamkeit, aber es dünkt mir immerhin als ein sehr beachtenswerthes und mehr als zufälliges Zusammentreffen, dass sich das frühere und jetzige Stammbereich des von mir schon vor mehreren Jahren, ohne Kenntniss der nun hier in's Feld geführten althistorischen Localdaten, mit Iberern und dem ägyptischen Sudan in Verbindung gebrachten Rindertypus in der Wirklichkeit mit dem geschichtlich beglaubigten viberisch-sedunischen Bezirke des pöninischen Thales vollständig deckt." — Die vierte Berichtigung widerspricht also nur den früheren, von Herrn K. selbst aufgestellten Thatsachen.

Die fünfte Berichtigung betrifft im Wesentlichen die Redaction dieser „Mittheilungen". Mich betrifft nur eine Vermuthung des Herrn K., ich würde — mit Rücksichtnahme auf den Atavismus — es begreiflich finden, dass seine „Anstrengung der Entdeckung eines negerähnlichen Bevölkerungsantheiles (in Wallis) nicht ganz vergeblich gewesen sein dürfte". Ich finde dies jedoch nicht begreiflich. Thatsächlich berichtigend stellt Herr K. ferner in Abrede, dass er nirgends behauptet habe, die „Nyam-Nyam" seien Rindviehzüchter. In dieser Form habe ich die Behauptung des Herrn K. auch nicht angeführt. Dagegen hat Herr K. auf Seite 132 seiner Abhandlung wörtlich Folgendes behauptet: „In unserem Falle ist zu beachten, dass gerade jene fernen Landstriche am weissen Nil, wohin ich auf Grund der Identität des dort in grossen Massen gezogenen Rindviehes mit der alten Walliserrasse auch die Urheimat der in die europäischen Alpen gedrungenen Iberer verlege, unmittelbar vor jener ausgedehnten ägyptischen Aequatorial-Provinz sich hinziehen, welche von den im Gebiete des Kir und Bahr-el-Ghazal wohnenden „Niam-Niam" bevölkert ist. — Also auch die fünfte Berichtigung ist — soweit sie meine Kritik betrifft — gegenstandslos.

Die sechste Berichtigung berichtigt nicht eine von mir aufgestellte Thatsache, sondern sie stellt die neue Behauptung auf, dass das baskische Hornvieh liguriischer Abstammung sei.

Die siebente Berichtigung betrifft die Schädeluntersuchungen von RÜTIMEYER und HIS, die meines Wissens durch Untersuchungen des Herrn K. bisher noch nicht widerlegt worden sind.

Die achte Berichtigung betrifft lediglich eine von der meinigen abweichende Meinung des Herrn K., die durch gar nichts begründet ist.

Die neunte Berichtigung endlich betrifft die Schädeluntersuchungen des Herrn Prof. Dr. M. HOLL in Innsbruck. Die daraus von diesem Forscher selbst gezogenen Schlüsse sind meines Wissens durch ähnliche Untersuchungen des Herrn K. nicht widerlegt worden. Thatsächliches hat Herr K. — wie in allen übrigen Fällen — auch hier nicht berichtigt.

---

legung der Entgegnung Professor KALTENEGGER's, welche in Nr. 2 der Sitzungsberichte erschienen ist, sowie die vorstehende Erwiderung des Herrn Prof. WILCKENS zu veranlassen. Indem die Redaction dieser Weisung nachkommt, fügt sie bei, dass dem ausgesprochenen Grundsatze zufolge die Verfasser auch die alleinige Verantwortung für ihre Aufsätze zu tragen haben, dass sie sich demnach jeder eigenen Bemerkung, so gross die Versuchung hiezu ist, enthält und damit diese Erörterung für abgeschlossen erklärt. Die Redaction.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 4—6. **Sitzungsberichte.** **April, Mai u. Juni 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 10. April 1888.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder: S. [57]. — 2. Exhumirungs-Angelegenheit; S. [57]. — 3. Schriftentauschangelegenheit; S. [57]. — 4. Commission für österreichische Ethnographie; S. [57].

Monats-Versammlung am 10. April 1888. 1. Einladung zur 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte zu Köln; S. [57]. — 2. Hoernes, Zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittel- und Süd-Europa; S. [57]. — 3. Trapp, Erdställe; S. [61]. — 4. Jelinek, Urgeschichtliches aus dem Památky; S. [62]. — 5. Tomaschek, Die Culturzustände der Jenisejer; S. [63]. — 6. Krauss, Südslavische Todtengebräuche; S. [65].

Ausschuss-Sitzung am 8. Mai 1888. 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder; S. [66]. — 2. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft; S. [66]. — 3. Reactivirung des Comités für österreichische Ethnographie; S. [66]. — 4. Körpermessungen an österreichischen Völkern; S [66].

Monats-Versammlung am 8. Mai 1888. 1. Vorlesungen über Urgeschichte an der Universität Graz; S. [67]. — 2. Woldřich, Urgeschichtliche Forschungen in Böhmen; S. [67]. — 3. Meynert, Die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel am Lebenden; S. [67]. — 4. Kulka, Vorgeschichtliche Fundplätze in Oesterreichisch-Schlesien; S. [68]. — 5. Geschenke für die Bibliothek; S. [69]. — Schriftentauschverzeichniss; S. [70].

Bericht über die Excursion am 17. Juni 1888; S. [71].

Bericht über die Untersuchung der Ueberreste Beethovens; S. [73].

Ausschuss-Sitzung am 10. April 1888.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. Augustin Weisbach.

1. Als neue wirkliche Mitglieder wurden aufgenommen:

Dr. Franz von Haberler, Assistent am anatomischen Institut der Universität in Innsbruck.

Historisches Museum der Stadt Pilsen.

Franz X. Grössl, Präparator am k. k. naturhistorischen Hofmuseum, Wien.

Dr. Dominik Linardić, Regimentsarzt beim 11. Husaren-Regimente, Wien.

2. Der erste Secretär theilt mit, dass, nachdem in der Exhumirungs-Angelegenheit alle einleitenden Schritte gemacht wurden, nur noch die Entscheidung des Magistrates der Stadt Wien aussteht, und spricht die Hoffnung aus, dass derselbe die wissenschaftliche Untersuchung der Reste der grossen Tonheroen, welcher alle Fachkreise mit der grössten Spannung entgegensehen, in der thatkräftigsten Weise fördern wird.

3. Die erfolgte Einleitung des Schriftentausches mit der Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen, der Redaction der Zeitschrift „Globus", sowie der Anthropological Society of Bombay wird zur Kenntniss des Ausschusses gebracht.

4. Der erste Secretär macht die Mittheilung, dass die seinerzeit vom Ausschusse eingesetzte Commission für österreichische Ethnographie, die ihre Thätigkeit so verheissungsvoll mit der Herausgabe der Krauss'schen Fragebögen begonnen hat, auf Wunsch des Präsidenten der Gesellschaft reactivirt werden soll, um ihre seit längerer Zeit sistirten Berathungen und Arbeiten wieder aufzunehmen. Die Ergänzung der Commission, sowie die Vorlage eines Programms für die zunächst in Angriff zu nehmenden Arbeiten soll in der nächsten Ausschusssitzung erfolgen.

Monats-Versammlung am 10. April 1888.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. Augustin Weisbach.

1. Der Vorsitzende theilt mit, dass die 61. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte vom 18.—23. September dieses Jahres in Köln tagen wird, und legt eine Einladung zur Theilnahme an den Berathungen der Section für Ethnologie und Anthropologie vor. Anmeldungen von Vorträgen nimmt der Einführende dieser Section, Herr Dr. W. Joest, Köln, Blaubach 4, entgegen.

2. Herr Dr. **Moriz Hoernes** übermittelt einen Aufsatz:

Zur Frage der ältesten Beziehungen zwischen Mittel- und Süd-Europa.

Eine der merkwürdigsten Thatsachen in der Geschichte unseres Continents ist die überraschende Aehnlichkeit, welche zwei so getrennte Gebiete desselben wie Hellas-Italien einerseits und der Festlandkörper des Welttheiles andererseits in den Formen jener archaischen Culturstufe an den Tag legen, welche in Mitteleuropa mit dem Namen der Hallstätter Epoche bezeichnet wird. Die Thatsache selbst steht fest, ob man auch im Süden die Bezeichnung nach jenem mitteleuropäischen Fundorte verwirft, und ob auch über die Art des Zusammenhanges, der hier obwaltet, die tiefen Schleier der Prähistorie gebreitet sind. Man hat dieselben an verschiedenen Ecken und Enden zu lüften gesucht; F. v. Hochstetter in Wien, E. Chantre in Lyon, R. v. Virchow in Berlin haben ihre eigenen, untereinander verschiedentlich abweichenden Formeln zur Lösung dieses Problems aufgestellt; eine sehr namhafte Summe geistiger Arbeit ist damit von den genannten Forschern an eine Aufgabe gesetzt worden, welche wohl als eine der wichtigsten der gesammten Urgeschichte bezeichnet werden darf. In der letzten nachdrücklichen Formulirung seiner Ansicht, welche

Herr v. VIRCHOW gegeben, erweist er auch mir die Ehre, sich polemisch mit meiner unmassgeblichen Auffassung jener Sachlage zu beschäftigen. Dies veranlasst mich, meinen Standpunkt noch einmal zu prüfen und, da ich denselben noch kaum hinlänglich dargelegt zu haben glaube, nachfolgend in Kürze zu entwickeln. Doch wollen wir zuvor die Anschauung des hochverehrten Altmeisters der deutschen Urgeschichtsforschung näher in's Auge fassen. Sie findet sich neuerdings dargelegt in einem „Archäologische Erinnerungen an eine Reise nach Süd-Oesterreich" betitelten Vortrage (in d. Verhandl. d. Berl. Anthrop. Gesellsch., Sitzg. vom 15. October 1887). Herr v. VIRCHOW reiste, erfüllt von dem lebhaftesten Interesse für die neuen urgeschichtlichen Entdeckungen auf diesem Gebiete über Wien, Graz, Klagenfurt und Laibach nach Triest. Umgekehrt gelangt man auf diesem Wege von Oberitalien „gleichsam an der Hand der archäologischen Hinweise", wie Herr v. VIRCHOW bemerkt, „gen Norden in die Thäler von Krain, an die Ufer der Sau und Drau, von welchen östlich die Wege nach Pannonien, westlich und nordwestlich nach Tirol, Kärnten und Salzburg" (Salzkammergut) „führten. Dies ist das Gebiet, welches durch die Gräberfunde von Hallstatt und neuerlich durch die von Watsch und St. Margarethen weltberühmt geworden ist." — Da die ganze Hallstatt-Cultur, wie jetzt nicht mehr zweifelhaft sein kann, aus südlichen Impulsen hervorgegangen ist, erscheint somit Italien abermals als Ausgangsgebiet und Mutterland derselben. Die grosse Bedeutung dieser These für die Urgeschichte Gesammteuropas braucht nicht betont zu werden. Mit Recht sagt VIRCHOW: „Die Hauptfrage bleibt immer die, woher die Cultur gekommen ist", und seine Antwort lautet: „sie ist nicht in Mitteleuropa entstanden, sie ist auch nicht auf der Donaustrasse von Osten her eingeführt worden; sie ist ebensowenig aus den Alpenländern nach Italien gebracht, sondern sie stammt aus Italien und weiterhin aus Griechenland und noch weiterhin aus dem Orient."

Es ist nun ein kleines Amendement zu dieser im Grossen und Ganzen gewiss richtigen Aufstellung, wenn wir, für unser ostalpines Fundgebiet, das wir nun schon seit Jahren mit grossem äusseren Erfolge durchforschen, den Zusatz einflechten, dass uns in gewissen charakteristischen Eigenthümlichkeiten dieser Fundgruppe die Wahrscheinlichkeit eines directen Einflusses der Balkanhalbinsel auf Mitteleuropa gegeben erscheint. Wir befinden uns hier in Uebereinstimmung mit einem so ausgezeichneten Kenner prähistorischer Typen und Provinzen wie UNDSET, der in seinem jüngst erschienenen Aufsatze „zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden" (Westdeutsche Zeitschrift für Geschichte und Kunst VI, S. 114) ganz decidirt Folgendes ausspricht: „Die in den letzten Jahren in Kärnten und Krain gemachten, ähnlichen grossen Funde stehen zum Theil mit der euganeischen Gruppe im Zusammenhange, so dass sie mit dieser als eine grosse illyrische Gruppe bezeichnet werden können. In diesen Funden der österreichischen Alpenländer kommen indess bedeutende Abweichungen von den norditalienischen Fundgruppen vor, welche nicht blos auf localen Entwicklungen und Eigenthümlichkeiten, sondern mit auf Einflüssen aus der griechischen Halbinsel beruhen. Die grosse Rolle, die hier die halbkreisförmigen Fibeln bis auf ziemlich späte Zeiten spielen, erklärt sich nur aus diesem Gesichtspunkte."

Mannigfache Ursachen sind es, welche die Voraussetzung von dem italischen Ursprung der ältesten Eisencultur in Mitteleuropa wesentlich stützen. Erstlich der Mangel jeder schriftlichen Ueberlieferung. Dann der gegenwärtige Stand unserer Kenntniss über die Urzeit der beiden classischen Halbinseln, welcher so ungleich ist, dass wir aus Italien eine Fülle von Thatsachen kennen, während wir über die Balkanländer fast gar nichts wissen. Endlich die Vorstellung von dem geschichtlich bezeugten Wege der späteren, durch die Römer verbreiteten, antiken Cultur, welche hier bewusst oder unbewusst hereinspielt. Zunächst muss uns der Mangel der schriftlichen Ueberlieferung Misstrauen einflössen gegen den Schein, welchen die Fundthatsachen gewähren. Was wüssten wir denn über den Weg, den die classisch-antike Kunst und Cultur genommen, wenn uns die schriftlichen Zeugnisse hierüber fehlten? Wir hätten eine Renaissance gehabt; der Ausgangspunkt derselben wäre Italien gewesen. Dort wären unter dem Einfluss eines fast ununterbrochenen, regen geschichtlichen Lebens die Denkmäler des Alterthums in fast gleicher Fülle, wie es wirklich geschah, aus dem Boden erstanden, und wer weiss, wie lange Zeit Italien für das wahre Mutterland der echten und reinen Antike gegolten hätte? Es ist unmöglich, diese widersinnige Vorstellung in's Detail auszuspinnen; genug: die literarischen Zeugnisse belehrten uns (und das Jahrhundert WINCKELMANN's liess sich belehren), wo wir die Wurzel und die Blüthe der wahren Kunstgrösse zu suchen hätten, und der Erfolg war ein ungeahnter, neuer Aufschwung der classischen Archäologie.

Dazu kommt unsere völlige Unschuld gegenüber dem weitaus grössten Theile der Balkanhalbinsel, welcher für den Archäologen noch ein rein jungfräuliches Gebiet darstellt. Was ich darüber in meinem Aufsatz über die gerippten Cisten (s. diese Mitth. Bd. XVI, 1886, S. 47 ff. d. Sitzungsb.) sagte, war — ich gestehe es — theilweise in agitatorischer Absicht geäussert. Ich ergriff damals den Cistenfund von Kurd, um bei diesem Anlasse zu betonen, welche besondere Aufgabe unserer Wissenschaft, speciell ihrer Vertretung in Oesterreich-Ungarn, noch im südöstlichen Einflussbereiche der Monarchie gestellt ist. An dem engen Zusammenhange der alpinen und oberitalischen Cultur wird Niemand zweifeln; aber wie und auf welchem Wege Oberitalien und die Alpenländer mit der ältesten orientalisirenden Kunstweise vertraut wurden, darüber möchten wir doch noch andere Zeugnisse hören, als die man uns aus Italien darbringt. Ein an sich dunkler Punkt wird dadurch nicht heller, dass man sich nach einer Seite hin völlig abschliesst, von welcher Licht auf denselben fallen könnte. VIRCHOW selbst weist in

dem citirten Reiseberichte darauf hin, wie sehr sich die Fundorte in der Nähe derjenigen Städte häufen, wo die Archäologen ihre Sitze haben. Was hier von dem provisorischen Werthe blosser Fundkarten gesagt wird, gilt in gleichem Grade von allen summarischen Aufstellungen, die auf das gegenwärtige Fundmaterial gegründet sind: sie bewegen sich mit Nothwendigkeit in dem Kreise, welcher archäologisch am besten erforscht ist, und verhalten sich ablehnend gegen Vermuthungen, die nach einer anderen Richtung hinweisen. Da ist endlich der Rückschluss aus späteren geschichtlichen Vorgängen, die unter völlig geänderten Verhältnissen eine von Italien ausgehende Cultur in Mitteleuropa zur Herrschaft gebracht haben. Eine gewisse Berechtigung dazu gewähren ja immer die geographischen Verhältnisse, und auf beschränktem Gebiete mag sich Aehnliches zu sehr verschiedenen Zeiten abgespielt haben; doch darf auch der Wechsel der ethnographischen Verhältnisse und ihr Einfluss nicht unberücksichtigt bleiben. Zur Zeit, in welcher das jüngst so berühmt gewordene prähistorische Fundgebiet zum erstenmale in die Geschichte eintritt, finden wir einen langwierigen Process schon sehr weit entwickelt. Es ist dies das Zurückdrängen des illyrischen Elements, welches ehedem in compacter Masse von seinen Hauptsitzen im Nordwesten der Balkanhalbinsel um den Nordrand der Adria herum bis tief an der Ostküste Italiens hinab wohnte und auch im östlichen Alpengebiet nachweislich ziemlich weit nach Norden hinauf sesshaft war. Dieser Zusammenhang, auf dem eine uralte binnenländische Verbindung zwischen den beiden späterhin classischen Halbinseln beruht haben muss, wird in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends vor Christo überall durchbrochen und gelöst. Damit fallen die östlichen Illyrier der Verwilderung anheim, während die westlichen sich einen relativ hohen Culturgrad bewahren. Das illyrische Element als Träger der Hallstatt-Cultur im östlichen Alpengebiet hat sich so widerstandskräftig erwiesen, dass von einer völligen Ueberschichtung der letzteren durch die gallische La-Tène-Cultur, wie man vorübergehend geglaubt hat, trotz namhafter einzelner Funde nicht die Rede sein kann. Im Gailthal war noch zu einer Zeit, wo man typische La-Tène-Gefässe auf der Drehscheibe fertigte, illyrische Schrift und Sprache herrschend; ja in Gräbern aus dem Ende des dritten nachchristlichen Jahrhunderts findet man noch echte Hallstätter oder Watscher Formen. Ich beziehe mich auf Documente, die ich selbst in den Jahren 1886 und 1887 auf der Gurina erhoben habe. In St. Michael treten Hallstatt- und La-Tène-Formen vollkommen gemischt in denselben Gräbern auf, und in Prozor bei Otočac in Kroatien scheinen sich Spiral-Brillenfibeln und andere archaische Formen mit charakteristischen La-Tène-Fibeln zu verschwistern.

So weist Vieles darauf hin, dass, je weiter wir nach Südosten vordringen, wir uns einem der Hauptherde, einem sehr alten und einflussreichen Sitze der Hallstatt-Cultur nähern. Von den bosnisch-herzegowinischen Funden und der Fülle sicherer, noch unerschlossener Fundstätten habe ich an verschiedenen Stellen gesprochen (zuletzt in meinem Buche „Dinarische Wanderungen", S. 120). Im Jahre 1880, unmittelbar nach der Occupation eines Theiles des alten Rascien, kam ich nach Plevlje und öffnete bei Radosavac einen der auch dort überaus zahleichen Tumuli; er enthielt mehrere Skelette, Bronzeringe und eine bronzene Bogenfibel mit eigenthümlich geformtem, an griechische Inselfunde erinnerndem Schlussstück. Seither ist zur archäologischen Erforschung dieses uralten Durchzugslandes im Südosten von Bosnien soviel wie nichts geschehen. Von den „gerippten Cisten" sei nur beiläufig erwähnt, dass sie sich noch heute unter dem Hausrathe der Škipetaren befinden. Ebenfalls nur nebenher mache ich aufmerksam, dass wenigstens die Nordalbanesen bis vor relativ kurzer Zeit einen Schmuckapparat besessen haben, welcher lebhaft an die Putzsucht und Eigenart der Hallstätter Menschen erinnert. „Halsbänder und Armbänder aus Schnüren von Korallen und Glasperlen, Fransen mit Meermuscheln besetzt, Ketten von Silber- und Goldmünzen, die Nahten der Schultern und Ellbogen mit Schellen besetzt, so dass ihr Gang läutend wie der von Schlittenpferden .... zwei Gürtel: ein breiter von rothem Tuch, dem ein schmaler lederner aufgenäht ist, mit vielen eisernen Knöpfen und herabhängender eiserner Kette .. u. s. w." (Windisch, Ungar. Magazin II, 78.) Die Klementi, welche Dudsche-Pascha von Bosnien 1638 bezwang, pflegten ihr Haar in vier Zöpfe und, mit silbernen Ketten durchflochten, um Ohren und Hals zu schlingen. Ihr Fürst zieht auf einem silberbeschlagenen Wagen in den Kampf wie der homerische Rhesos und lässt vor der Schlacht den Becher kreisen wie ein alter Thraker oder Illyrier. Die abgeschnittenen Köpfe sandte Dudsche so wie sie waren mit den silbernen Ketten und Ohrringen an die Pforte. Sultan Murad verweilte an ihrem Anblick und sagte zu den Umstehenden, unter denen sich mehrere Grosse, Albanesen von Geburt, befanden: „Seht, wie Dudsche diese Kettenköpfe aufgeputzt und weggeputzt hat!" (Hammer, Gesch. d. Osm. R. III, S. 197.)

Doch dies sind nebensächliche Details [1]); wir haben vielmehr in's Auge zu fassen, was einer ernsten Erwägung würdig erscheint. Virchow sagte in seiner Eröffnungsrede zur deutschen Anthropologen-Versammlung in Trier (Corr.-Blatt, Jahrg. XIV, S. 82), es sei ihm unverständlich, wie man sich einen directen Import aus Griechenland vorstellen soll. Heute glaube ich den Standpunkt vertreten zu können, dass es sich um einen Import aus Griechenland gar nicht handelt, wenn man

[1]) Es liesse sich deren noch eine Menge anführen. So die Verwendung von Reihen oder auf einander stehenden Vogelgestalten (Hallstatt, Glasinac) in der Textilindustrie der Südslaven, die der Doppelspirale (einmal auch mit Vogelfiguren, s. diese Mitth., Bd. XIII, 1883, S. 173, Fig. 44, 45) auf bosnischen Grabsteinen des Mittelalters u. dgl. m. Ja, im dinarischen Berglande ragen ornamentale Ausläufer der „Hallstatt-Cultur" noch in die Decorationsweise des primitiven, modernen Gewerbebetriebes herein. Das sind lauter Dinge, die man noch über der Erde sehen kann und die darum Beachtung finden. Um das, was unter der Erde etwa noch erhalten sein möchte, hat man sich bisher wenig bekümmert.

von einem directen Einfluss der Balkanländer auf Mitteleuropa spricht. Das eigentliche Griechenland war in der vorclassischen Zeit nichts als der südlichste, allerdings von einem besonders aufgeweckten Volk bewohnte und am günstigsten gelegene Theil eines Gebietes, welches im Ganzen die gleichen Culturzustände aufzuweisen hatte. Die ethnologische Differenz, welche später bei steigender Entwicklung der Hellenen im Süden und bei dem Zurückbleiben der Thraker und Illyrier im Norden so stark hervortritt, spielt in der älteren Zeit, von der uns die homerischen Gesänge ein treues Bild bewahrt haben, noch keine Rolle. Man braucht sich daher nicht vorzustellen, dass es Griechen waren, die über den Balkan und die Donau hinaus Handelsverkehr getrieben haben. Aber sowie die Griechen ihrer Weltlage und maritimen Stellung entsprechend frühzeitig den nahen Westen aufsuchten, so stand den nördlichen Balkanvölkern das Hinterland bis zum Ister und darüber hinaus, sowie der Landweg nach Nordwesten für Handel und Wandel offen. Es fragt sich nur, wieweit dieser Einfluss reicht, und ob wir annehmen dürfen, dass er einerseits bis Oberitalien hinüber und andererseits bis in das Alpengebiet hinauf gegriffen hat.

Wolfgang Helbig hat in seinem Buche „Das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert“ diese Frage mehrfach berührt. Er gelangt zu dem Schlusse, dass das Stadium, welches die Nekropolen von Villanova, Benacci und verwandte Fundstellen repräsentiren, durch Einflüsse einer in alter Zeit auf der Balkanhalbinsel herrschenden Cultur bedingt sei. Diese Beziehungen zwischen der südöstlichen und der Apenninhalbinsel denkt er sich weder auf dem Wege des Seehandels vor Beginn der griechischen Colonisation des Westens noch durch die Einflüsse der ältesten, in Grossgriechenland gegründeten Hellenenstädte vermittelt. Es erscheint sonach wahrscheinlich, dass sie auf dem Landwege, um die Nordküste des adriatischen Meeres herum, hergestellt und erhalten wurden, wofür sich aus der Literatur mehrfache Anhaltspunkte ergeben (Helbig, l. c. S. 62 ff.). Durch den Einfall der illyrischen Veneter und der Etrusker in Italien soll dieser Zusammenhang gelöst worden sein. Es folgt dann nach Helbig, der hier wieder den Annahmen nordischer Paläoethnologen folgt (S. 33), eine Periode, während deren das mittlere Europa mancherlei Cultureinflüsse aus der Apenninhalbinsel erfuhr und ein Verkehr mit dem Norden eröffnet wurde, in welchen später auch die Griechenstädte an der sicilischen und campanischen Küste hineingezogen wurden. Aus dieser doch nur beschränkten Betheiligung erklären sich die bekannten griechischen Fundstücke in der Schweiz und Deutschland, denen nun auch die Kylix von Sta. Lucia (im Stil der mykenischen Keramik, s. diese Mitth. XVII, 1887, S. 28 d. Sitzb.) und eine jüngst gefundene Amphora („Pelike“) von Hallstatt beizuzählen ist. Andererseits bewirkte die Entwicklung der griechischen Colonisation einen gewissen Rückschritt in der Cultur Mitteleuropas. Durch das Auftreten der ackerbautreibenden, hochcivilisirten Hellenen an den Nordküsten der mittelländischen Gewässer bildete sich jener scharfe und feindselige Gegensatz zwischen erobernden Fremden und zurückgedrängten Eingeborenen heraus, der eine Abschliessung der letzteren und eine Störung alter Verbindungen mit sich brachte. Die alte Gleichheit erscheint aufgehoben; die Einen eilen dem Gipfel antiker Grösse zu, die Anderen werden arme und verachtete „Barbaren“. Ihr Bernstein wird nicht mehr geschätzt. Ihre Metalltechnik ist noch immer eine vorzügliche; aber sie verfallen, selbst wo sie sich zu bildlichen Darstellungen aufschwingen, einer unsäglichen Dürftigkeit der Motive, die auf einige uralte Vorbilder zurückgehen. Sehen wir uns nach Analogien für diese Arbeiten um, so finden wir sie allerdings zunächst in Etrurien. Aber hat deshalb Etrurien die Vorbilder geliefert? Es ist dies, wenigstens theilweise, sehr wohl möglich; aber ehe man diese Frage bestimmt bejaht, müsste doch das Problem, welches die etruskische Kunst und Cultur selbst darbietet, endgiltig gelöst sein, wovon wir heute noch ziemlich weit entfernt sind. Es müsste sichergestellt sein, dass die Etrusker nicht etwa sehr bedeutende Anfänge ihrer vorgriechischen Kunstübung schon bei ihrer Einwanderung, die doch wahrscheinlich auf dem Landwege erfolgt ist, mitgebracht und in ihren späteren Wohnsitzen nur weiter entwickelt haben. Bis dahin dürfte es sich trotz aller Analogien, für welche sich auch andere Erklärungen finden lassen, nicht empfehlen, die mitteleuropäische Metallcultur ausschliesslich von Italien herzuleiten.

Virchow meint, der Weg von Italien über Krain nach Ungarn war sicherlich ein viel mehr betretener und zugleich ein viel näherer als der von Hellas über den Balkan. „War einmal hellenische Waare zur See bis zur Pomündung gekommen, so liess sie sich zweifellos leichter und schneller über die julischen Alpen in die nordischen Länder bringen.“ Dagegen ist mit Nissen (Ital. Landesk. I, S. 492) zu erinnern, dass der Umfang des griechischen Verkehrs an der Adria nicht überschätzt werden darf. Die Schwierigkeit der Fahrt auf der von Stürmen und Piraten heimgesuchten See hat den Verkehr ungemein behindert, und bei den Schriftstellern des 5. Jahrhunderts verschwimmt das Bernsteinland in derselben duftigen Ferne, wie das Silberland Tartessos. „Wenn die hellenische Colonisation in der Periode ihrer nationalen Kraft sich auf Venetien geworfen, so hätte sie wohl Fuss fassen und der Geschichte Europas eine andere Wendung geben mögen“ (Nissen). Allein der Welthandel folgte der grossen Achse des Mittelmeeres und konnte nur in schwachen Nebenarmen nordwärts abzweigen. Die Colonie Hatria begegnet uns nicht vor der zweiten Hälfte des 5. Jahrhunderts [1]).

[1]) Es soll allerdings nach dem Periplus des Pseudo-Skylax eine πόλις Ἑλληνίς an der Adria im Tuskerlande gelegen haben; aber wie schnell die Griechen bei der Hand waren, ein bedeutendes fremdes Gemeinwesen als hellenische Gründung zu bezeichnen, sehen wir daraus, dass Heraklides Pontikus (bei Plutarch, Camill. 22) auch Rom eine hellenische Stadt, dort irgendwo am grossen Meere gelegen, nennt. Noch Eratosthenes kennt die Alpen nicht, obwohl sie der Schiffer am Nordrand der Adria stets vor Augen hat, und wiederholt die alte Fabel, dass ein Arm der Donau sich in die Adria ergiesse. Von den Venetern wussten darum auch die attischen Tragiker in ihren häufigen Erwähnungen dieses Volkes viel Wunderbares zu melden (Polyb. II, 17).

Unter diesen Umständen erscheinen der Glanz und der Wohlstand der Veneter, wie fabelhaft entstellt auch die Ueberlieferung aussieht, in eigenem, von der ältesten Geschichte Italiens mit seinen phönikischen und griechischen Beziehungen ziemlich unabhängigem Lichte, wie wir überhaupt auf die Sonderstellung, welche das Poland von der Urzeit an einnimmt, hinweisen müssen. Die Veneter werden wir, entgegen den sorglosen Anknüpfungen an entfernte östliche und westliche Namensvettern, die man im Alterthum liebte, als Einwanderer von der Balkanhalbinsel, wo nach Appian (Mithrid. 55) ebenfalls Eneter als nördliche Nachbarn der Makedonier wohnten, auffassen dürfen. Die Spaten der Ausgräber haben hinlänglich vorgesorgt, dass wir um Illustrationen für das hohe Alter und den Reichthum der Cultur dieses Volksstammes nicht verlegen zu sein brauchen. Dürfen wir auch die Sage nicht ausnützen, welche die Einwanderung der Veneter mit Völkerbewegungen in Kleinasien, d. h. mit dem trojanischen Krieg, in Verbindung setzt, so sehe ich doch nicht ein, warum wir andere Nachrichten, wie die von Strabo über die frühzeitige, später erloschene Ausbildung der Pferdezucht und die Sitte der Pferdeopfer bei den Venetern, nicht unbedenklich für eine alte Zeit sollten gelten lassen. Ich bin sogar geneigt, den merkwürdigen Fund eines mit vollem, reichem Geschirr bestatteten Pferdes in Sta. Lucia, welchen Herr Szombathy in diesen Mittheilungen XVII, 1887, S. 29 d. Sitzber. beschrieb, auf jene „diomedeïschen" Pferdeopfer oder wenigstens auf den Ruhm der Rossezucht bei den Venetern zu beziehen [1]). Pauli hat nachgewiesen, dass die Veneter nicht einmal ihr Alphabet von den Etruskern entlehnten, sondern sich eigener Schriftzeichen bedienten, welche in den nördlichen Wohnsitzen jenes Volkes alterthümlichere Formen zeigen. Besitzen wir aus den venetischen Culturstätten im Polande eine reichere Hinterlassenschaft als aus den Thälern des Isonzo und der Gail, so ist dies leicht zu erklären; und erscheint Sta. Lucia als ein Auszug von Este, St. Michael als ein solcher von St. Lucia, so braucht man daraus wenigstens nicht mit Nothwendigkeit zu folgern, dass die Hallstatt-Cultur diesen Weg nach Nordosten eingeschlagen. Wäre dies aber auch der Fall, so kann das eine Erscheinung von beschränkter localer Tragweite sein und braucht nicht generalisirt zu werden. Ueberhaupt ist der Schein, den selbst reichliche Fundthatsachen gewähren, so vieldeutig, das Gebiet der einfachsten Schlussfolgerungen in der Paläoethnologie so eingeengt, dass man genöthigt ist, sich in Gemeinplätzen zu bewegen, sowie man von der (freilich bequemen) Richtschnur zusammenhangloser Fundnachrichten abweicht. Soll man darum an dieser Richtschnur ängstlich festhalten? Gewiss nicht! Die Hauptfragen bedürfen einer immer wiederkehrenden ungezwungenen Erörterung; denn nur positive Meinungen und die von ihnen wachgerufene Skepsis bewirken, dass die Untersuchung allmälig jenen Umfang annimmt, der ihr allein einen befriedigenden Abschluss sichert.

Wir resumiren also: Wenn die Hallstatt-Cultur in ihrer letzten Quelle auf orientalische, d. h. vorderasiatische Einflüsse zurückgeht, woran kein Kundiger zweifelt, — wenn die dem vorderasiatischen Orient räumlich so naheliegende Balkanhalbinsel, namentlich grosse nördliche Gebiete derselben, in der homerischen Epoche, welche die Herrschaft dieser Cultur im Süden Europas vertritt, einen hohen, in der griechischen Epik bezeugten Culturgrad besass und mannigfache Spuren dafür sprechen, dass diese Cultur ziemlich weit nach Nordwesten hinauf verbreitet war, — wenn dieses Gebiet aber trotzdem archäologisch noch so gut wie unerforscht ist, und wenn schliesslich in Mitteleuropa eine räthselhaft hochentwickelte, archaische Metallcultur gleichen Gepräges auftritt, welche mit Sicherheit nach dem Südosten als der Richtung ihrer Herkunft hinweist, — dann sind wir wohl kaum berechtigt, diese Erscheinung so ausschliesslich an Italien zu knüpfen, wie dies früher allgemein geschah und jetzt wieder von Virchow nachdrücklich empfohlen wird.

Fragen wir zum Schlusse noch einmal: woher stammt die Hallstatt-Cultur in Mitteleuropa? so müssen wir sagen: Wir erwarten die endgiltige Antwort hierauf von einer nahen Zukunft, in der es uns vergönnt sein wird, die Lücke auszufüllen, welche die Unkenntniss der archäologischen Verhältnisse der Balkanhalbinsel derzeit in unserem Wissen bildet. Denn es steht zu erwarten, dass sich das Bild, welches die Fundthatsachen jetzt gewähren, dann nicht unerheblich verändern wird. Das Schicksal der Welt ist auch dasjenige der Wissenschaft. Deutschland und Italien, die beiden Schoosskinder des neunzehnten Jahrhunderts, sind nicht nur so glücklich, den Gang ihrer nationalen Entwicklung bis zu gewissen grossen Ruhepunkten zu übersehen, sie sind auch in der Lage, tiefe Blicke in die Vorstadien ihrer literarisch bezeugten Geschichte zu werfen. Die Balkanhalbinsel, dieses Schmerzenskind unseres Jahrhunderts, bildet dazu in doppelter Hinsicht einen Gegensatz. Allein die Zeit kann nicht mehr fern sein, wo man sie weder in der einen, noch in der anderen Beziehung so vollkommen bei Seite liegen lässt wie jetzt.

[1]) Ein Pferdeskelet fand sich auch unter den Brandgräbern von Este; von den häufigen Pferdedarstellungen der Beigaben dieser Gräber zu geschweigen. Wenn aber im letzteren Falle einmal statt des Reiters ein Vogel auf dem Pferde sitzt, so ist das eine Hieroglyphe, wie die Bildung mischleibiger Gestalten aus Pferd- und Vogelkörper in der pelasgischen (Inselsteine) und griechischen Kunst (Pegasus u. dgl.).

3. Herr Custos **Moriz Trapp** in Brünn übersendet im Anschlusse an seine letzte Mittheilung über Erdställe in Mähren (siehe Sitzungsbericht Nr. 2. p. [38]) ein:

Verzeichniss der bisher bekannten Erdställe (Lochy) in Mähren.

1. Erdberg bei Joslowitz.
2. Gurein bei Brünn.
3. Habrowan bei Brünn.
4. Joslowitz bei Znaim.
5. Klobauk bei Auspitz.
6. Kobyli bei Auspitz.
7. Königsfeld bei Brünn.
8. Lhanitz bei Mohelno.
9. Lechwitz bei Znaim.
10. Loschitz bei Müglitz.
11. Misslitz bei Kromau.
12. Nakl bei Littau.

13. Nalautschan bei Namiest.
14. Nenkowitz bei Steinitz.
15. Possitz bei Grussbach.
16. Rositschka bei Kunstadt.
17. Rožna bei Pernstein.
18. Schlappanitz bei Brünn.
19. Schöllschitz bei Brünn.
20. Stangendorf bei Zwittau.
21. Steinitz bei Butschowitz.
22. Střibrnic bei Buchlau.
23. Syrovín bei Bisenz.
24. Tajax-Gross bei Joslowitz.
25. Teinitz-Gross bei Olmütz.
26. Urhau-Klein bei Brünn.
27. Wrahowitz bei Prossnitz.
28. Wrbitz bei Auspitz.

Erwähnt sind dieselben und beschrieben in:

Mitth. der Anthrop. Ges. in Wien, Bd. XVI, 1886 und XVIII, 1888.
Berichte und Mitth. des Wr. Alterth.-Vereines, 1887.
„Brünner Zeitung" 1858, Nr. 119, 180; 1883, Nr. 127.
„Brünner Wochenblatt" 1827, S. 54.
„Redlicher Verkündiger", Brünn 1814, II., S. 6.
„Olmützer slav. Museum-Vereinszeitschrift" 1884 und 1885.
„Notizenblatt", Brünn 1865, Nr. 5, 6; 1887, Nr. 7.
„Moravské Noviny", Brünn 1888, Nr. 9.
„Wolný's Mähren", III. 356.

4. Herr **Břetislav Jelinek** in Prag übersendet einige Auszüge urgeschichtlichen Inhaltes aus den

Památky Archaeologické a Místopisné. Bd. XIV. Prag 1887.

Heft 1.

Grabhügel „na Husině (bei Klattau) mit Taf. I von Dr. Karl Hostaš.

In dem Walde „na Husině" wurden bisher 27 Grabhügel constatirt, deren Höhe von 0·5—3 m variirt. Dieselben enthalten ausser wenigen erhaltenen Thongefässen (darunter Näpfe und Schüsseln) meist Scherben, Dolchklingen, Palstäbe, Celte, Nadeln, Ringe und Bruchstücke von Bronze, worunter auch Fibeln, Drahtgewinde und Blechplatten zu verzeichnen sind, sowie auch Bruchstücke von Eisengeräth. — Aus der Beschreibung erhellt, dass diese Grabhügel den in Westböhmen oft vorkommenden angehören und die Fundobjecte in die Hallstätter Periode fallen.

Die Burgstätte von Pračov (im Chrudimer Kreise) mit einem Situationsplan von Vácsl. Diviš-Čistecký. — Es ist dies ein durch einen Steinwall befestigter Bergauslauf, in welchem sich nunmehr das Dorf Pračov ausbreitet und eine daselbst befindliche kleine, ebenfalls mit einem alten Steinwall umzogene burgähnliche Befestigung umschliesst. Funde von hier weisen bronzene Spiralen, Palstäbe, Celte, Sicheln, Armringe, Pfeilspitzen u. dgl. Objecte auf.

Berichte. Bei Trnova (nächst Pardubitz) wurden Urnengräber mit Bruchstücken von Bronze entdeckt. — In Mlčechvost wurde ein irdener Topf mit Bernsteinkorallen ausgegraben. In derselben Gemeinde wurden auch in einer gewölbartigen Grube unter Schotter Scherben von Gefässen und etwas tiefer unter denselben ein spitziges Beinwerkzeug gefunden. — In Libiš stiess man auf zwei Reihen von Skeletgräbern. Die Skelette erscheinen in Holzsärgen beigesetzt und mit bronzenen S-Ringen versehen.

Heft 2.

Kouzla a čáry starých Čechův (Zauber und Hexerei bei den alten Böhmen) von Čeněk Zibrt. — Eine Abhandlung über den Gebrauch der Amulete, geschöpft aus älteren und neueren Nachrichten.

Berichte. Eine Fundstätte „Na Bachově" bei Zvoleňoves. Daselbst wurde eine steinumlegte, 1½ m im Durchmesser haltende Grube geöffnet, in welcher Scherben, Knochen und ein Stift von Bein nebst Schlacken gefunden wurde. — Zwei kleine Burgstätten (Hrádky) mit doppelten Erdwällen werden constatirt, und zwar die eine bei Bilý Podol (bei Elbe Tenic), die andere bei Třebonín (bei Čáslau).

Heft 3.

Ueber einen Massenfund von Bronzeartefacten, welche im Walde „na Stráži" bei Radětic (Bez. Přibram) gemacht wurde, wird berichtet, dass derselbe über 6 Kg betragen haben mochte und zumeist aus Bruchstücken von Sicheln, Ringen, Palstäben, Spiralen, Blechplatten u. dgl. (von welchen einige auf der Taf. II zur Abbildung gelangen), nebst rohen Kupfer- und Bleiklumpen bestand. — Alles dies war blos in der Erde gelegen.

Bei Čáslau wurden diverse vorgeschichtliche Objecte aufgefunden.

In Deutsch-Brod stiess man auf fünf sogenannte „Brunnengräber", von welchen vier viereckig und 3·5 m tief, das fünfte aber oval und 5 m tief war. Deren Inhalt weist ausser Asche, Holzkohle, Scherben und Bruchstücken von Eisen Gefässe aus, deren Böden mit verschiedenen Zeichen verziert erscheinen; dieselben waren schichtenweise übereinander gelagert. — Die Bedeutung dieser Grubenanlagen, welche auch in Chrudim und Königgrätz entdeckt wurden, ist bis jetzt nicht aufgeklärt.

Eine Burgstätte mit einem nur auf der inneren Seite verschlackten Wall wird bei Hradec (nächst Münchengrätz) angeführt. — Eine Grabstätte mit Brandgräbern wurde bei Sovenic entdeckt. In jedem Grabe befinden sich mehrere Urnen (2 bis 17) mit Menschenknochen, hie und da kommt auch Feuerstein, ferner Nadeln, Pfeilspitzen und verschiedene Bruchstücke von Bronze zum Vorschein.

Heft 4.

Berichte. Bei Libušín (nächst Smečno) wurden Reihengräber entdeckt. Die Skelette sind mit bronzenen und mit Silber plattirten S-Ohrringen versehen. — In Lužan wurde ein Fund von Palstäben gemacht. — Bei Osvračín, bei Luženic und im Walde Škaniv (in der Umgegend von Domažlic) wurden Grabhügel mit Urnen entdeckt. Schliesslich folgt eine Abbildung eines Grabhügels von Milačeves im Durchschnitte. (Siehe unsere Mittheil. B. XIV. Literaturb. 21, p. 153 u. 44, p. 225—226.)

5. Herr Universitäts-Professor Dr. **Wilhelm Tomaschek** hält einen Vortrag über

Die Culturzustände der Jenisejer.

Es ist sicherlich eine denkwürdige Thatsache, dass wir die Culturzustände von Völkerstämmen, welche von den Stätten der weltgeschichtlichen Ereignisse und der alten Culturen so weit entlegen sind wie die Stämme der Jenisejer, in eine relativ sehr alte Vergangenheit zurück zu verfolgen im Stande sind; es ist uns dies auf Grund von archäologischen Funden sowohl wie auf Grund alter historischer Nachrichten möglich.

Der Jenisej-Strom entspringt am Südabhang des Sojonischen Gebirges unter dem Namen kem (vergl. permisch kam „Strom", „kama", finn. kemi, kymi, samoj. ky „Fluss", žapan. kawa). Nach Aufnahme eines kleinen Zuflusses Kemčik aus Südwesten tritt er durch eine enge Schlucht Kem-Kemčik-bôm auf sibirischen Boden, wobei er seinen Lauf fortan gegen Norden streckt. Von jener Schlucht bis Krasnojarsk herab erhält er links den Abakan, rechts kleinere Bäche, die Tuba, die Mana, den Kan; auf dieser ganzen Strecke befinden sich an seinen Ufern und am zahlreichsten im Thale des Abakan Grabstätten und Steindenkmäler aus sehr alter, vorgeschichtlicher Zeit. Diese denkmälerreiche Region setzt sich westwärts über das Stromgebiet des Ob weiter fort: es finden sich ähnliche Grabstätten am schwarzen und weissen Ijus (den Quellbächen des Čulym), am Tom, an den Zwillingsströmen Bija und Katuna, welche den Ob bilden, und den Ob abwärts bis Kolywan, und von den Quellen des Irtyš an bis zum Kulundasee in der Baraba einerund bis zum Činggis-tau im Süden andererseits. Diese ganze Altaj-Region ist überdies reich an metallurgischen Stätten, an alten Schachten und Pingen, mit merkwürdigen Reliquien des einstigen Grubenbetriebes. Die äussere Beschaffenheit sowie den Inhalt der Grabstätten, welche schon seit zwei Jahrhunderten die Aufmerksamkeit der Forscher erregt hatten, hat Radloff in seinem vortrefflichen Werke „Aus Sibirien" (2. Bd.) übersichtlich beschrieben; die Schätze der Eremitage und der Museen von Minussinsk und Tomsk sind leider noch nicht in würdiger Weise publicirt. Indem wir im Einzelnen auf Radloff verweisen, bemerken wir nur, dass in den Gräbern der ältesten Zeit ausschliesslich Gegenstände aus Gold, Kupfer und Bronze gefunden wurden, und dass die jüngeren Denkmäler, welche den Uebergang zur reinen Eisenzeit darstellen, sich vorzugsweise um das Irtyš-Thal concentriren. Es fehlt nicht der kupferne Hohlcelt, welcher für Mitteleuropa so charakteristisch ist; Spiralornamentik tritt seltener auf, Fibeln fehlten gänzlich und werden naturgemäss durch Plättchen und Knöpfe ersetzt, welche mit Gold überzogen sind. Die Irtyš-Region weist überwiegend Schmucksachen und Geräthe auf, welche einem rossezüchtenden Nomadenvolke angehören.

Die Frage, welchen Völkern diese Denkmäler zugeschrieben werden dürfen, hat schon viele Forscher beschäftigt. Am häufigsten werden dieselben den aus dem Altaj stammenden Čudi, d. h. den Finnen und Ugriern, zugeschrieben. In neuester Zeit hat diese Ansicht ihren Hauptvertreter in dem kundigen Archäologen Aspélin gefunden, welcher sie der finnisch-ugrischen Urzeit (2000 v. Chr.) zuweist und annimmt, dass auch die Schriftzeichen, welche hie und da am Jenisei auf Steinen vorkommen, ugrisch-finnische Schriftzeichen sind; Spaskij hatte diese Schriftzeichen für türkische Eigenthumszeichen (türk. tamgha) gehalten. Da die ugrisch-finnischen Stämme bei ihrem Eintritt in die Geschichte überall als Jägerstämme erscheinen, welche höherer Culturmittel entrathen, da diese überdies für „Gold" nur entlehnte Ausdrücke verwenden, so darf jene Meinung nicht ohneweiters für sicher gelten. — Radloff hat eine andere These aufgestellt; ihm zufolge gehören die ältesten Denkmäler dem sogenannten Volke der Jenisejer an. Auch dieses Volk war vorzugsweise ein Jägervolk; aber vielleicht hat es einst eine höhere Culturstufe angenommen, wie es auch über viel weitere Räume verbreitet war, als gewöhnlich angenommen wird; in seiner völlig isolirten, höchst eigenthümlichen Sprache hat es manche Spuren entwickelter Culturbegriffe bewahrt. Die späteren Denkmäler, welche den Uebergang zur Eisenzeit darstellen, weist Radloff entschieden den Kirgisen zu; eine Ansicht, welche wohl wenig Gegner finden wird. — Der Unterzeichnete hat wiederholt auf eine dritte Möglichkeit hingewiesen. Da Herodot von dem alten Volke der Massageten (550 bis 450 v. Chr.) erzählt, dass es Schmucksachen von Gold und Kupfer in reichster Fülle besass, aber kein Eisen; da er überdies von östlichen Skythen spricht, deren Sitze nachweisbar der Irtyš-Region zufallen, während seine Argippäer die ostwärts sich anschliessenden altajischen Türken bezeichnen: so wäre es nicht unstatthaft, jene ganze, in archäologischer Hinsicht so denkwürdige Region mit den iranischen Nomadenstämmen in Verbindung zu bringen, zumal da die Kurgane der pontischen Skythen Gegenstände enthalten, welche mit den sibirischen Funden in wichtigen Merkmalen übereinstimmen. — Es wäre noch eine vierte Aufstellung denkbar. Mit Rücksicht darauf, dass die Burjäten, Dauren und Jakuten in der Metallurgie Erfahrungen besitzen und beispielsweise geübt sind, metallische Geräthe mit Goldblech oder mit Zierrathen aus Zinn auszuschmücken (Zinn findet sich ja an den Zuflüssen des Onon im Kreise Nerčinsk), könnte man die Jenisej-Denkmäler auch diesen Mongoloïden zuschreiben. Die steinernen Figuren, welche auf den Gräbern stehen, entsprechen einer innerasiatischen Sitte und sind gewiss jüngeren Ursprungs: Willelmus de Rubruk fand solche Figuren z. B. bei den Komanen (p. 237 a. 1253): „Vidimus tumbas magnosque tumulos sepulcrales Cumanorum; erigunt in tumulo super defunctum statuam, versa facie ad orientem, tenentem scyphum in manu sua ante umbilicum". Neueren Untersuchungen zufolge sollen jedoch die in den Kurganen von Minussinsk gefundenen Schädel nicht brachycephal, sondern meist dolichocephal sein, mit schmaler niedriger Stirne und ungewöhnlich stark ausgebildetem Hinterkopf — ein Typus, der zum gewöhnlichen mongolischen Typus nicht recht stimmen will.

Ueberlassen wir also diese Frage zukünftigen Forschungen. Hier wollen wir nur die Geschichte der Jenisej-Region weiter verfolgen. Etwa im dritten oder zweiten Jahrhundert v. Chr. drang ein uïghurisches d. h. türkisches Volk über die Bergkämme des Altaj und Tangnu in die Thäler des Irtyš, Ob und Jenisej ein und vermischte sich mit dem hier sesshaften Culturvolke, mag dieses welcher Abkunft immer gewesen sein. Es begann damit für diese Gegenden die Eisenzeit; in der Gewinnung und Bearbeitung des Eisens waren ja die Türken seit Alters Meister. Es können freilich auch die Jenisejer selbst zur Kenntniss des Eisens gekommen sein. Einige, ursprünglich jenisejische, Stämme am oberen Tom, besonders das Geschlecht Aba (pl. Abalar) beim Orte Aba-tura, dem heutigen Kuzneck, gewannen und verarbeiteten nicht nur Kupfer-, sondern auch Eisenerze und wurden darum „Schmiede-Tataren", Kuzneci, genannt (G. F. Müller, Sammlung russ. Gesch. 1761, VI, 540 zum Jahre 1607); sie fanden die Geschieberze in der Oberfläche der Berge oder die Sumpferze unter dem Rasen der Moräste, und schmolzen dieselben in Bodenöfen; sie schmiedeten auf Ambosen aus Stein mit eisernen Hämmern, Pfeile, Haken, Kessel und andere Geräthe (Georgi, Nationen des russ. R. 249). Die Häuptlinge Urnuk und Namak am oberen Ket erzählten damals den Kazaken Vieles von dem jenisejostjakischen Stamme des Fürsten Tumetka in der Kuzneckaja wolost (beim heutigen Jeniseisk; G. F. Müller, VIII, 98. 188), und der Akademiker, welcher hierüber Kunde gibt, fügt hinzu: „noch heutzutage (1740) gibt es zu Jeniseisk Dörfer, wo Eisen in Handöfen geschmolzen wird. Das Eisenerz ist von einer besonderen Art; es gleicht einer weissen Lette und zergeht im Wasser, seine Schwere allein lässt metallische Theile vermuthen. Was für ein Zufall kann aber den dummen Ostjaken den Gehalt angezeigt haben? Sie werden von der Lette haben Töpfe machen wollen, welche sie vielleicht ausserordentlich stark gebrannt haben, so dass die Eisentheile in Fluss gekommen sind."

Ueber die älteste Ausbreitung der Türken überhaupt finden wir in den Annalen der sinischen Dynastie Thang (618—907 n. Chr.) folgende Notiz: „I-či-ni-sse-tu, der jüngste von sechzehn Brüdern, hunnischen Hordenführern, geboren von einer Wölfin, begabt mit übernatürlichen Kräften und im Besitze des Steines, womit er Wind und Regen hervorrief (d. i. Nephrit), erzeugte mit den Töchtern des Sommer- und Wintergenius vier Söhne: der erstgeborene verwandelte sich in einen Schwan und flog an die Ufer des blauen Meeres (etwa der Ahnherr der Jakuten?); der zweite Sohn, Kie-ku (Stammvater der Kirgisen oder Qirghyz, Qirghyt, wo —t Pluralendung), stiftete das Reich zwischen den Strömen 'O-pu (Abu, Ob) und Kiën (Kèm, Jenisei); der dritte gründete sich eine Herrschaft am Flusse Čuye (Čûj, westlich von Isigh-ghol); und der vierte, Namens No-tu-lu-še (d. i. Ondurči „Ordner, Grademacher") nahm seinen Sitz nicht fern von der Heimat im „Goldgebirge" Kin-šan (Altaj) und zeugte zehn Söhne, deren jüngster, genannt 'O-sse-na (d. i. „Wolf", türk. čona, mong. činoa), das Wolfsgeschlecht weiter fortpflanzte, bis auf Tuman herab, welcher Stifter des grossen Türkenreiches wurde und nach Besiegung der Šošo (d. i. der Awaren in der Gobi und im Tarymbecken) den Titel Kho-han (türk. khâqân, mong. chaghan „Zerspalter" von chaghu „entzwei") annahm (546 n. Chr.)".

Ueber die Kie-ku am Jenisei soll um 50 v. Chr. der Hunnenfürst Čičik seine Herrschaft ausgedehnt haben. Vielleicht war Herche, die Gemalin des Hunnenfürsten Attila, eine Kirgisin. Als der griechische Gesandte Zemarchos 573 n. Chr. zum türkischen Khâqân Sildžibul in den Altaj gekommen war, gab ihm dieser zur Gastgenossin eine schöne Sklavin aus dem Volke Χερχίς (Menander p. 383).

Das Thang-šu bietet auch über die nordischen Kie-ku wichtige Nachrichten; sie sind zuerst von Deguignes und Visdelou übersetzt und neuerdings von W. Schott in einer Abhandlung der Berliner Akademie d. Wiss. (1864 „über die echten Kirgisen") mustergiltig erläutert worden. Wir können uns nicht versagen, wenigstens einige Sätze aus dem sinischen Berichte hier anzuführen. „Die Kie-ku sind ein Mischvolk. Sie sind grosse und starke Leute mit röthlichem Kopfhaar, weissem Gesicht und grünlichem Augenstern; schwarzes Haar ist bei ihnen selten und gilt für ein böses Omen. Ihre Seelenzahl beträgt einige Hunderttausende; die Weiber sind zahlreicher als die Männer; Streiter zählt man 80.000. Sie sind von stolzem Charakter (daher auch ihr Name! vgl. jakut. kiärgäi, mong. kergei „sich rühmen, stolz thun"). Tapfere Männer tätowiren sich als Merkmal der Auszeichnung die Arme, ihre Frauen Hals und Wangen. Ihre Sprache ist uïghurisch, ihre Monatsnamen gleichfalls. Sie bewohnen ein kaltes, schneereiches Land; sie jagen über die Schneeflächen und Halden pfeilschnell auf langen Schrittschuhen dahin und erlegen dabei das Wild. Sie bewohnen Filzzelte und mit Birkenrinde gedeckte Winterhütten. Von Mineralien gibt es Gold, Eisen und Zinn; das Eisen ist überaus hart und schneidig, es wird aus Morasterde gewonnen und zu vortrefflichen Waffen verarbeitet. Man baut Weizen, Hirse und Gerste, zermahlt die Getreidekörner mit Handmühlen und backt flache Brode. (Wir bemerken: jakut. mälii „zermalmen, mahlen", erinnert sehr an die indogerman. Wurzel mar, mel; näher liegen jedoch arin. balat, malat „Mehl", samoj. malieu, maruáma, mornam „ich zermalme", maljuk, morru „Bruchstück", magyar. mállik „es zerfällt, zerstäubt", morczol „zerbricht", estn. mälu „zermalmtes", muru „Brocken".) — Sie besitzen Pferde zu Tausenden, Rinder, Kameele und Schafe; sie nähren sich vom Fleisch und trinken Kumys, nur die Reichen auch von Brodfrüchten. Die Reichen kleiden sich in kostbare Pelze, die Armen in Schafpelze; die Weiber in feine Wollen- und Seidenzeuge, welche aus den südlichen Ländern zugeführt werden. Sie tragen Ohrringe, im Gürtel Messer- und Schleifsteine; im Kriege gebrauchen sie Bogen, Pfeile, Standarten; die Reiter überdies Schilde, Panzer und Beinschienen. Sie verehren die Geister der Erde, der Gewässer, der Gewächse u. s. w.; ihre Zauberpriester nennen sie kân

(türk. qam). Ihr Fürst umgibt sich mit Magnaten, welche in sechs Rangclassen getheilt sind, und unterhält einen reichen Staatsapparat" u. s. w. So war das Leben der Ur-Türken am Jenisej beschaffen — ein echt nordisches Gemälde!

Als die Russen ins Jenisejgebiet eindrangen (1600 fg.), fanden sie hier zahlreiche samojedische Jägerstämme vor, z. B. Matoren, Kamassen, Koibalen und Karagassen, sowie schwache Ueberreste der jenisei'schen Aboriginer. Aber am Ijus, Abakan und am Jenisej vom heutigen Krasnojarsk aufwärts bis zum Kem-Kemčikbôm waren die Kirgisen das herrschende Volk, welches von allen Jägerstämmen Tribut in Pelzwerk einhob; einige dieser Jägerstämme hatten bereits die kirgisische Sprache angenommen und die Turkisirung war im vollsten Gang. Die russischen Kazaken fingen nun selbst an die Herren zu spielen und den Tribut von den Jägerstämmen einzuheben. Die Kirgisen, welche ihre Obmacht geschmächt sahen, verliessen nach langen blutigen Kämpfen etwa um 1680 ihr lang innegehabtes Territorium und bezogen eine neue Heimat im Thiên-šan, im Tarymbecken auf der Pâmirschwelle, wo sie jetzt überall unter dem Namen Burut bekannt sind. Eine Abtheilung der Buruten sind gewiss auch die Malči (d. i. „Vieh- und Grundbesitzer"), welche Přewalskij auf seiner letzten tibetischen Expedition in den südöstlich von Khuttan gelegenen Bergstrichen traf und die sich durch lichten Typus (braune oder gelbliche Haare, lichtblaue, graue oder blaugrüne Augen) auszeichnen sollen. Die fälschlich so genannten Kirgisen der aralokaspischen Steppen dagegen nennen sich selbst Qazaq, d. i. „Freibeuter", und sind ein Gemisch der verschiedensten, aus Innerasien vorgedrungenen Türkenstämme, aber keine echten Kirgisen.

Es erübrigt noch auf die sogenannten „Jenisejer" einen Blick zu werfen. Dieses schon im vorigen und vorvorigen Jahrhundert auf schwache Reste herabgesunkene Volk, ist theils in älteren Zeiten der Turkisirung erlegen (so im Süden die Stämme der Arinen, Kotten, Assanen), theils ist es (und dies gilt für die Jenisej-Ostjaken im höheren Norden, von Jeniseisk bis Turuchansk hinauf) in den russischen Colonisten aufgegangen und jene Jägerfamilien, welche vom Strome abseits in den Wäldern herumschweiften, sind in den letzten Decennien dem Hungertyphus zum Opfer gefallen, so dass jetzt nicht einmal Reste derselben vorhanden sind. Zum Glück besitzen wir ältere Vocabularien der verschiedenen Dialekte, und Castrén, welcher noch zwei kottische Individuen getroffen hatte, welche ihre alte Sprache kannten, hat sogar eine Grammatik der beiden jenisejischen Hauptdialekte zusammenstellen können. Wie schon aus Fr. Müller's knappem Auszuge zu ersehen ist, der das Jenisejische zur Gruppe der Hyperboreer gestellt hat, bildet diese Sprache eine völlig isolirte, zum Kreise der monosyllabischen Sprachwelt hinneigende Classe. Die Flexion ist reine Mosaikarbeit; so viele Silben eine Wortform zählt, so lässt sich doch für jede Silbe die ihr zukommende eigene Bedeutung erschliessen; ja die Stämme selbst sind oft durch Agglutination (Zusammenfügung) einfacherer Elemente entstanden; z. B. tă-ti „schlagen", gă-ti „streichen, reiben", be-ti „machen", ta-ga „gehen", tha-ang „sehen"; und zwischen diese Bestandtheile werden Infixe eingefügt und voran und rückwärts Affixe angehängt. Aehnlich bei den Hauptwörtern, z. B. phu-p „Sohn", phu-n „Tochter"; Zusammensetzungen, wie sie in den monosyllabischen Sprachen Činas und Hinterindiens vorkommen. Lehnwörter aus dem Türkischen werden meist auf eine Silbe reducirt, z. B. wird aus türk. tämür „Eisen", arin. kott. thêb, thip. Eigenthümlich ist die Geschlechtsunterscheidung, indem für weibliche Wesen wie in den indogermanischen Sprachen der Charakter -ja, -ă, -a verwendet wird; z. B. uju „er", uja „sie", djal „Knabe", djalja „Mädchen", arin. khip „Bär", khibă „Bärin". An die europäischen Sprachen erinnert auch die Verwendung des Ablautes, z. B. phig „Beere der Traubenkirsche", phage „der Traubenkirschenstrauch selbst", oder alšíp „Hund", pl. alšáp. Von den ugrisch-finnischen Sprachen wird das Jenisejische schon durch den Lautcharakter gesondert; wir finden da z. B. Tenues aspiratae th, ph, kh (in alten Vocabularien auch Mediae aspiratae bh, gh). Zu Gunsten der Ansicht von einer ehemaligen Herrschaft skythischer Stämme am Rande des Altaj könnte man auf einige, vielleicht dem Arischen entlehnte Worte hinweisen, welche sich trotz der Flucht von zwei Jahrtausenden im Jenisei'schen erhalten haben: ej, ê „Metall" (zd. ajaŋh), keraj, heraj „Brod, Nahrung" (zd. qaretha, oset. choarä), karei, kott. hali „Krieg, Heer" (iran. kâra). Freilich können solche Anzeichen mitunter auch täuschen. Zahlreiche Wörter lassen sich mit sinischen Wörtern (Cantondialekt) vergleichen, z. B. jipi, eaf „Blatt", sin. jip, bag „Baumklotz", sin. muk, mug; bang, pang „Erde", sin. pang. Es würde uns nicht Wunder nehmen, wenn zu den bereits aufgestellten Thesen über die Herkunft des vorgeschichtlichen Culturvolkes, welches am Jenisei Bergbau trieb, auch noch die These hinzukäme, jenes Culturvolk sei mit dem Volke der Mitte verwandt gewesen. Fabeln doch die sinischen Annalen von einem nordischen Volke Ting-ling, über welches der sin. Feldherr Li-ling, welchen die Hunnen gefangen hatten, vom hunnischen Kaiser zum Lebenskönig war eingesetzt worden; und mit jenen Ting-ling hätten sich die Kie-ku gemischt.

Wie dem auch sei, so viel ist sicher: die Jenisei-Region besitzt ein hohes Interesse für Archäologen, Historiker, Sprachforscher und Anthropologen. Vielleicht wird es der Forschung recht bald gelingen, auch hier wichtige Resultate zu erreichen.

6. Herr **Dr. Friedrich S. Krauss** hält einen Vortrag über

„Südslavische Todtengebräuche".

Mit Hinweis auf die vorgerückte Abendstunde begnügt sich Herr Dr. Krauss mit dem Vortrag des einleitenden Theiles seiner ausgedehnten Arbeit. Er betont die Wichtigkeit der Todtengebräuche, weil wir bei ihnen nicht blos einen einfachen Animismus, sondern auch einen vielfach mit ihm verschlungenen Seelencult

und wirkliche Ueberreste bestimmter Cultformen einer Betrachtung unterziehen müssen. Die wesentlichsten Formen des Todtencultes führt Dr. KRAUSS aus, beruhen auf den allerursprünglichsten und einfachsten religiösen Vorstellungen. Die südslavischen Todtengebräuche weichen von den bezüglichen Gebräuchen des Christenthums in vielen Dingen ab. Der Vortragende begründet sonach seine bei dieser Arbeit befolgte Methode und den im Allgemeinen festzuhaltenden Standpunkt bei der Heranziehung der Quellennachrichten, die ihm grossentheils noch ungedruckt zur Verfügung stehen. Hierauf bespricht er die Vorstellung von der Todesfrau (Smrt), der Seele (duša) und die Anfänge der Todtenverehrung. Bog (Bhaga) sei der Aussender der Smrt. Aus der Volksüberlieferung lasse sich diese Gestalt nicht genug deutlich herausschälen. Der Tod als Knochengerippe mit Stundenglas und Hippe sei bei den Horvaten aus dem Westen importirt. Es folgt der Nachweis von Vorstellungen, die fälschlich von horvatischen Folkloristen dem Volke aufgemutzt werden. Das Leben der Seele nach dem Ableben des Menschen sei ein Abbild des wirklichen Daseins. Ruhelose Kinderseelen heisse man Movje. Vom Paradies (raj) und der Hölle (pakao), welche letztere nur auf mittelalterliche christliche Dogmen zurückgehe, hätten sich kaum Spuren vorchristlicher, echtslavischer Anschauungen erhalten. Die Auffassung von Sünde sei rein christlich-moralischer Art. Die Wanderungen durch die Unterwelt seien ein beliebtes Motiv südslavischer Volkssagen. Dr. KRAUSS bietet eine Uebersicht jener Vergehen und Verbrechen, die das Volk als Todessünden (smrtni grijesi) betrachtet. Zum Schluss der Einleitung theilt er mit zwei von ihm in Bosnien aufgezeichnete Sagen von Höllen- und Himmelfahrten lebender Menschen und gedenkt in Kürze der mahommedanischen Vorstellungen. — Die eigentliche Arbeit behandelt die letzten Stunden des Sterbenden, die Waschung, Aufbahrung, die Abschiednahme, die Unterschiede bei der Aufbahrung eines Mannes, einer Frau, eines Kindes, die mannigfachen Arten von Grabgeleitung, die Bestattung, das Grab, die Gedenkfeier (Todten- und Seelenmahle), die Seelenfeier, die Entsühnung (Reinigung), die Trauer und Trauerverstümmelung und die Rückkehr der Todten. Das Schlusswort fasst die Ergebnisse der Studie übersichtlich zusammen.

Ausschuss-Sitzung am 8. Mai 1888.

Vorsitzender: Vice-Präsident Dr. AUGUSTIN WEISBACH.

1. Als unterstützendes (bisher wirkliches) Mitglied erscheint angemeldet:

GRAF BÉLA SZÉCHÉNYI in Zinkendorf, Ungarn.

Als wirkliche Mitglieder werden aufgenommen:

ADOLF CHARVAT, Lehrer in Eibis, Mähren.
PETER KAER, Pfarrer in Žrnovnica bei Spalato, Dalmatien.

Gestorben ist das wirkliche Mitglied Dr. CARL ANJEL in Zuckmantel, Oesterr.-Schlesien.

2. Auf Veranlassung des Präsidenten der Gesellschaft wird ein engeres Comité gewählt, welches die Vorbereitungen für den Empfang der im nächsten Jahre in Aussicht genommenen Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Wien zu treffen hat. In dieses Comité, in welches der Präsident, die beiden Vice-Präsidenten und die beiden Secretäre als Functionäre gehören, wurden gewählt die Herren: Hofrath v. HAUER, F. KARRER, J. SZOMBATHY und Prof. WOLDŘICH.

3. Anschliessend an die Vorbesprechung in der letzten Ausschuss-Sitzung über die Neubelebung der vor Jahren eingesetzten Commission für österreichische Ethnographie wird, gestützt auf die gemachten Erfahrungen, vorläufig davon abgesehen, ein weitläufiges Programm aufzustellen und dessen Verwirklichung in Angriff zu nehmen, sondern die Durchführung specieller Fragen für bestimmte Gebiete in's Auge gefasst. Herr Hofrath v. INAMA, der Obmann dieser Commission, hat sich bereit erklärt, derselben auch ferner seine bewährte Kraft zur Verfügung zu stellen, und legt derselbe besonderen Werth auf die Inangriffnahme von Untersuchungen über die Ansiedlungsverhältnisse, Hausbau, Dorfanlage und Flureintheilung, welche successive in den einzelnen Kronländern durchgeführt werden sollen. In zweiter Linie ist auf die Zusammenstellung von Bibliographien der volksthümlichen Literatur, sowie auf die Ausarbeitung von Fragebögen, welche namentlich die Eruirung der verschiedenen Sitten und Gebräuche der Landbevölkerung zum Zwecke haben sollen, Rücksicht zu nehmen. Von den Kronländern wären vor Allem Niederösterreich, dann Tirol in Angriff zu nehmen. Es sollen zu diesem Behufe kleine Actions-Comités in's Leben gerufen werden, welche sich direct mit den in Betracht kommenden Fragen beschäftigen sollen. Wir hoffen, dass es auf diese Weise gelingen werde, praktische, für die Wissenschaft verwerthbare Resultate zu Tage zu fördern. Dazu bedarf es vor Allem der Heranziehung geeigneter Kräfte, welche sich für die zu erforschenden Fragen interessiren und welche auch gesonnen sind, mitzuarbeiten.

4. Herr Oberstabsarzt Dr. A. WEISBACH erstattet als Obmann des Comités zur Erforschung der physischen Verhältnisse der Völker unserer Monarchie Bericht über die stattgefundene Constituirung derselben. Die Körpermessungen werden vorläufig nur bei den dem Militärstande Angehörigen vorgenommen, und wird die Versendung geeigneter Mess-Schemas bereits vorbereitet. Durch die unermüdliche Thätigkeit des Herrn Hauptmannes HIMMEL wurden die Messungen an 500 Mann in der Bukowina (100 Juden, 200 Rumänen, 200 Ruthenen) bereits durchgeführt. An diese vollkommen vertrauenswürdigen Messungen sollen sich jene durch das obgenannte Comité zu veranlassenden weiteren Arbeiten anschliessen.

Monats-Versammlung am 8. Mai 1888.

Vorsitzender: Herr Oberstabsarzt Dr. Augustin Weisbach.

1. Vorlesungen über

Urgeschichte an der Universität Graz.

Das urgeschichtliche Fach war bisher an keiner österreichischen Universität vertreten. Nunmehr hat unser Mitglied Dr. Rudolf Hoernes, Professor der Geologie und Paläontologie in Graz, mit einem gutbesuchten Collegium über „Urgeschichte des Menschen" in dieser Richtung einen Anfang gemacht. Nach einer gefälligen Mittheilung des Genannten berücksichtigt derselbe insbesondere die älteren Epochen, weil er sich hinsichtlich derselben mehr competent weiss, als bezüglich der jüngeren Zeiträume, welche er dem Archäologen zur ausschlaggebenden Begutachtung überlassen will. Er beabsichtigt daher, sich über Hallstatt, La-Tène, Hissarlik etc. weniger umfänglich auszusprechen, als über die Funde in den Höhlen und im Löss, welche die Gleichzeitigkeit des Menschen mit den pleistocänen Thieren beweisen.

Prof. R. Hoernes theilt den Stoff in zwei Partien von ungleicher Länge, indem er zunächst die Realien ausführlicher bespricht und darauf einen kurzen geschichtlichen Ueberblick folgen lässt. Erörtert wurden bis jetzt (Anfang Juni): Stein, Steinwerkzeuge, Geräthe und Waffen aus Horn und Knochen, Thongeräthe, Metallerzeugnisse, Eisen, Bronze; es bleiben noch zu erledigen: Kleidung, Gewebe, Nahrungsmittel, Wohnstätten, Gräber und die Reste des Menschen selbst. Da bei dieser Vorführung der Realien fast alle wichtigeren Fundstellen besprochen werden können, darf die am Schlusse zu gebende, zusammenfassende Darstellung recht kurz sein, zumal die jüngeren Epochen, wie erwähnt, nicht eingehender behandelt werden. Prof. Hoernes erläutert seine Vorträge durch Demonstrationen, indem er Jedem seiner Hörer eine Anzahl auf sehr einfachem Wege hergestellter Blätter (Copien nach den wichtigsten Funden) in die Hand gibt, was den doppelten Vortheil hat, dass das umständliche Zeichnen an der Tafel entfällt und die Theilnehmer im Laufe des Semesters einen kleinen urgeschichtlichen Atlas zusammen bekommen.

2. Herr Professor Dr. J. N. Woldřich bespricht

Neue Funde aus Jinonic, Gross-Lipno und Ploscha in Böhmen.

Dieselben wurden an Se. Durchlaucht den Fürsten Adolph zu Schwarzenberg eingesendet. Das regste Interesse erweckt zunächst ein grosser Steinhammer von der Form der bekannten amerikanischen Steinbeile. Dieses schwere, seltene Exemplar wurde in einer neolithischen Ansiedlung bei Jinonic, Gerichtsbezirk Smichov, in Böhmen gefunden. Unterhalb seines Kopfes befindet sich eine tiefe eingeschliffene Einschnürung zur Befestigung der zweifelsohne gespaltenen Handhabe; die Schneide ist scharf zugeschliffen und breiter als der Kopf; die vordere Schmalseite ist convex, die hintere flach und eben zugeschliffen (sog. Halbbeil). Bemerkenswerth erscheint es, dass fast gleichzeitig von der kais. Gutsverwaltung in Prag ein nahezu gleiches, ebenso grosses Exemplar, das am Gute Kácov bei Tachlovic im Gerichtsbezirke Unhošt, also in derselben Gegend gefunden, an das Hofmuseum in Wien eingesendet wurde; die hintere Schmalseite desselben ist jedoch nicht so stark flach zugeschliffen; beide Exemplare dürften als Streitäxte anzusehen sein.

Weiters ist ein grosser Steinhammer bemerkenswerth, der in Gross-Lipno bei Laun mit mehreren anderen Steinartefacten gefunden wurde. Derselbe hat die Form eines Bügeleisens mit rundem Schaftloch und gleicht einem ebenso grossen, schweren Exemplare, das der Vortragende aus der neolithischen Ansiedlung Krp bei Řepin (Melnik) beschrieben (Beiträge zur Urgesch. Böhmens, III. Th., Mitth. der Anthrop. Ges. Wien 1886, Bd. XVI, Fig. 22). Diese Exemplare dürften ebenfalls als Streit- oder Richtäxte (böhmisch: mlat) angesehen werden.

Bei Ploscha, aus welcher Gegend der Vortragende schon vor 15 Jahren Bronzereste und andere Funde beschrieb, wurden neben anderen Bronzeobjecten 9 Metallspangen verschiedener Grösse, wie es scheint aus reinem Kupfer, gefunden. Dieselben sind theils elliptisch, theils kreisrund geformt, nach Art der bekannten Kesselspangen; die Enden sind flach zugeschlagen und S-förmig umgebogen. Nur die kreisförmigen Exemplare könnten Halsringe gewesen sein, wahrscheinlicher ist es aber, dass dieselben Bestandtheile eines Panzers oder ein Pferdegehänge repräsentiren. Zwei ganz gleiche Stücke erwarb der Vortragende vor mehreren Jahren aus derselben Gegend, aus welcher auch ein Halsring seiner Sammlung stammt, der jedoch verdickte Enden zeigt. Ausführlich wird der Vortragende diese und alle anderen dazugehörigen Funde im IV. Theile seiner „Beiträge etc." in unseren Mittheilungen demnächst beschreiben.

3. Herr Hofrath Professor Th. Meynert spricht

Ueber die Diagnose vorzeitig synostotischer Schädel am Lebenden.

Für ethnographische Schädelmessungen am Lebenden müssen krankhafte Schädelformen sorgfältig ausgeschieden werden. Ohnehin wurde der Denkfehler öfter begangen, pathologische Formen anthropologisch erklären zu wollen, wie Vogt es mit den Mikrocephalen versuchte, und neuestens Kupfer bei Beurtheilung des rhachytischen Schädels von Kant, welcher in Uebereinstimmung mit einer rhachytischen Wirbelsäule links asymmetrisch ausgebaucht war, wodurch sich für Kupfer das Rednertalent auszusprechen schien. Umgekehrt wurde unlängst von einem klinischen Arzte in Wien eine physiologische Brachycephalie bei einer Blinden pathologisch auf Fehlen der Hinterhauptlappen ausgelegt (!!), weil diese mit den Sehfunctionen zusammenhängen.

Das Hauptverdienst um die Kenntniss der pathologischen Schädelformen gebührt VIRCHOW, welcher diese Lehre begründet und in der Hauptsache zum Abschluss gebracht habe.

Indem das Flächenwachsthum der Schädelknochen nur an den Nahträndern stattfindet, und dabei die Durchmesser der Schädelknochen von den senkrecht auf sie verlaufenden Nähten aus zunehmen, bedingt die Synostose der queren Kronnaht *C* Verkürzung und Synostose der Längsnaht *S* Verschmälerung des Schädels. Weil aber alle Durchmesser krumme Linien sind, bedingt deren Verkürzung zugleich Abflachung der betreffenden Schädelgegend. Das Wachsthum des Gehirns dehnt dagegen die unverschlossenen Nähte aus, erzwingt längs derselben zur Compensation des Schädelraumes die Durchmesser verlängerndes und die Wölbung vermehrendes Wachsthum anderer Schädelknochen, der Pfeilnaht nach andern Richtungen hin, als den durch Synostose im Wachsthum gehemmten. Am meisten gibt aber der zur Geburtszeit noch häutige oberste Theil des Schädeldaches, die Stirnfontanelle *X*, behufs compensatorischer Auswölbung nach.

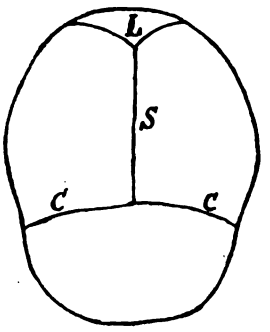


Fig. 14. Schädelwölbung eines Erwachsenen.

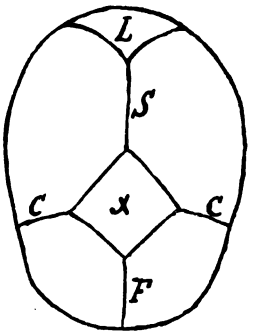


Fig. 15. Schädelwölbung eines Neugeborenen.

Bezüglich der Synostose der Kronnaht betont der Vortragende, dass die halbseitige Synostose der Kronnaht der Plagiocephalen dem Auge durch meist linksseitiges Zurückweichen der Stirne und Wölbung der entgegengesetzten Seite kenntlich, die mittlere Synostose der Kranznaht aber am ehesten durch Stirnflachheit und eine kugelförmige Wölbung des Hinterhauptes wahrscheinlich werde, jedoch von nicht synostotischen Stirnflachschädeln sich nicht unterscheiden lasse.

Eine Betrachtung und Messung von synostotischen Schädeln, die sich in Museen finden, ergebe, dass viele dieser Synostosen während des Lebens wohl nicht kenntlich gewesen sein konnten, da ja die Zeit des Eintrittes einer Synostosirung von bedeutendem Einflusse auf die Schädelgestaltung sein müsse. Andererseits sei aber auch abnorme Kürze und Länge des Schädels den ethnographischen Extremen gegenüber nur innerhalb gewisser Stammesgrenzen durch Messung erkennbar.

Der Vortragende erwähnt diesbezüglich den nicht synostotischen scaphocephalen Schädel der Neger, den brachycephalen Schädel der Südslaven, dessen Extreme der Oxycephalie sich nähern können. Auch bezüglich der Engländer und Skandinavier sei an eine hohe Dolichocephalie zu denken.

Von diesen ethnographischen Schädeln abgesehen, könne man aber durch gewisse Combinationen von Messresultaten bei groben Formveränderungen die folgenden abnormen Schädelformen als durch prämature Nahtsynostosen verursacht, diagnosticiren.

1. Die seitliche Kronnaht und hintere Pfeilnahtsynostose, Oxycephalie, Spitzkopf, Thurmkopf.

Dass diese Combination von Synostosen häufig ist, liegt nahe, weil frühzeitig wegen Bestehen der Stirnfontanelle noch gar kein mittlerer Theil der Kronnaht und kein vorderer Theil der Pfeilnaht besteht.

Die charakteristischen Merkmale für diese Form seien:

a) Den Nanocephalen entsprechender Horizontalumfang, meistens um die unbestimmte Grenze von 490 mm für Männer, 475 mm für Frauen schwankend.

b) Brachycephaler, orthocephaler oder dolichocephaler Breitenindex, derselbe müsse aber nothwendig vom Höhenindex übertroffen werden. Am Lebenden messe man die Höhe vom äusseren Gehörgang bis zur Scheitelhöhe.

c) Der Höhenindex entspreche seiner Zahl nach der einer Brachycephalie, da er der Ausdruck der absoluten Höhe des Schädels sei, also sei er wenig unter oder über 83.

d) Der Augapfel liegt nach ZUCKERKANDL ganz vorne in der Orbitalrandebene, wegen der vorderen Verkürzung des Schädels, Flachauge.

2. Die vollständige Pfeilnahtsynostose, pathologische Dolichocephalie, Scaphocephalie.

Die charakteristischen Merkmale für dieselbe seien:

a) Ein Horizontalumfang, der nicht unter dem Normalen stehe, auch kephalon sein könne.

b) Ein den Breitenindex an Grösse übertreffender Höhenindex.

c) Der Höhenindex entspreche seiner Zahl nach nie der einer Brachycephalie, da er nur relativer Ausdruck der dolichocephalen Schmalheit und nicht Resultat absoluter Höhe sei.

d) Der Bulbus liege abnorm tief, wegen der Compensation des Schädelraumes (incl. der Orbita) durch die Länge, Tiefauge.

3. Die hintere Pfeilnahtsynostose mit Höhencompensation in der Fontanellgegend der Keilkopf, die Sphenocephalie. Hier liegt durch Compensation der Schmalheit in die Länge und in der Fontanellgegend in die Höhe zugleich Dolichocephalie und Hypsicephalie vor, doch kann dies auch bei Oxycephalie vorkommen.

Der Unterschied von Oxycephalie liege im vorhandenen dolichocephalen Tiefauge, indess der Oxycephale flachäugig ist.

4. Herr **Richard Kulka** hält einen Vortrag:

Vorgeschichtliche Fundplätze in Oesterreichisch-Schlesien.

Derselbe wird in einem der nächsten Hefte der Mittheilungen zum Abdrucke kommen.

5. Geschenke für die Bibliothek:

Baumann, Dr. Oscar: Eine afrikanische Tropen-Insel. Fernando Pó und die Bube. Wien und Olmütz 1888. 150 p. 1 Karte. 8°. (Rec.-Exp.)

Cels Alph.: Essai d'une classification des instruments quaternaires en silex et considérations préliminaires sur l'existence de l'homme a l'époque tertiaire dans les environs de Spiennes. Extr. du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles Tome VI. 1887—1888. 8°. (ded. Aut.)

Brinton Daniel G.: On the Chane-Abal (Four Language) tribe and dialect of Chiapas. From the American Anthropologist for January, 1888. 77—96 p. 8°. (ded. Aut.)

Publicationen der Ethnologischen Mittheilungen aus Ungarn, redigirt und herausgegeben von Prof. Dr. A. Herrmann. III. Südslavisches, Sveta nedjelica von Dr. Fr. S. Krauss. Das Lied von Gusinje von Johann v. Asbóth, Beiträge zum Vampyr-Glauben der Serben von Ludwig v. Thallóczy. Budapest 1888 8°. (ded. Dr. Krauss.)

Tolmie W. Fraser und Dawson George M.: Comparative vocabularies of the Indian tribes of British Columbia with a map illustrating distribution. Geological and natural history Survey of Canada. Montreal 1884. 127 p. 8°. (ded. Aut.)

Schaaffhausen Hermann: Die Physiognomik. Separat-Abdruck a. d. „Archiv für Anthropologie" XVII. Bd. 4. Heft. 309—338 p. 4°. (ded. Aut.)

Holle K. F.: Schets-Taalkaart van Sumatra. Schaal 1 : 200.000. 1887. (ded. Aut.)

Weber Fr.: Die Besiedlung des Alpengebietes zwischen Inn und Lech und des Innthales in vorgeschichtlicher Zeit. Sep.-Abdr. aus den Beiträgen zur Anthropologie und Urgeschichte Bayerns. 15 p. und 1 Karte. (ded. Aut.)

Gatschet Alb. S.: Ethnologie notes. From the American Antiquarian, November 1887. 2 p. 8°. (ded. Aut.)

Prag: Geschäftsbericht, welcher in der General-Versammlung der Gesellschaft des Museums für das Königreich Böhmen am 22. Jänner 1888 vorgelegt wurde. Prag 1888. 45 p. 8°. (ded. Museum des Königreichs Böhmen.)

Hale Horatio: Race and language. Reprint from „the popular Science monthly". January 1888. 340—351 p. (ded. Aut.)

P. V. Dr.: Zur historischen Topographie des oberen Gailthales. Sep.-Abdr. aus der „Carinthia" Nr. 1 und 2, 1888. 7 p. (ded. Aut.)

Nehring: Ueber die Form der unteren Eckzähne bei den Wildschweinen, sowie über das sogenannte Torfschwein. Sitzungsbericht der Gesellschaft naturforsch. Freunde in Berlin. 21. Febr. 1888. Nr. 2, 1888. 9—16 p. (ded. Aut.)

Campi L.: Di alcune spade di Bronzo trovate nel Veneto, nel Trentino e nel Tirolo. Parma 1888. 21—35 p. und 1 Taf. (ded. Aut.)

Chantre Ernest: Recherches anthropologiques dans le Caucase. 5. Bde. Lyon und Paris 1885—87.

Lyon: Archives du Museum d'histoire naturelle de Lyon 1887. Tome 4me. (ded. Museum d'histoire nat.)

Schmeltz J. D. E.: III. Nachträge zu: J. D. E. Schmeltz und Dr. R. Krause: die ethnographisch-anthropologische Abtheilung des Museums Godeffroy. Sep.-Abdr. aus „Internationales Archiv für Ethnographie Bd. I. 1888. 8 p. 4°. (ded. Schmeltz.)

Coy Fr. Mc.: Prodromus of the Zoology of Victoria or figures and descriptions of the living species of all classes of the Victorian Indigenons animals. Natural history of Victoria. Melbourne. Decade I—XIV. 8°. (ded. Mc. Coy.)

Siret H. und V. Jacques.: Compte rendu de la Visite des Collections préhistoriques de M. M. H. et Siret. Ext. du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome VI. 1887—1888. 40 p. 8°. (ded. Aut.)

Jacques Dr. Victor: Sur la façon d'étudier une Série de Cranes d'après M. Topinard. Ext. du Bulletin de la Société d'Anthropologie de Bruxelles. Tome VI 1887. 1888. 12 p. 8°. (ded. Aut.)

Marchesetti Dr. Carlo: La Necropoli di S. Lucia presso Tolmino. Trieste 1886. 73 p. 10 Tafeln 8°. (ded. Aut.)

Undset Dr. Ingvald: Norske jordfundne oldsager i Nordiska Museet i Stockholm. Sep.-Abdr. aus Christiania Videnskabs Selskabs-Forhandlinger 1888. Nr. 2. 42 p. und 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Undset Dr. Ingvald: Zur Kenntniss der vorrömischen Metallzeit in den Rheinlanden. 114 p. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Fraipont Julien: Le Tibia dans la Race de Néanderthal. Étude comparative de l'incurvation de la tête du Tibia, dans ses rapports avec la station verticale chez l'homme et les anthropoïdes. Extr. de la Revue d'Anthropologie du mois de mars 1888. Paris 1888. 16 p. 8°. (ded. Aut.)

Hölder Dr. v.: Ueber die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Verbrecher. Vortrag, gehalten am 17. März 1888 in der Versammlung der anthropologischen Gesellschaft in Stuttgart. Sonderabdruck aus dem Staats-Anzeiger für Württemberg. 16 p. 8°. (ded. Aut.)

Penka K.: Ueber die Zeit des ersten Auftretens der Buche in Nordeuropa und die Frage nach der Heimat der Arier. Sep.-Abdr. aus „Globus" Bd. 53. Nr. 13. 6 p. 4°. (ded. Aut.)

Wollemann D.: Gliederung und Fauna der Diluvialablagerungen im Dorfe Thiede bei Braunschweig. Sep.-Abdr. aus den Sitzungsberichten der Niederrheinischen Gesellschaft in Bonn. Sitzung 14. November 1887. 260—268 p. (ded. Aut.)

Bock Carl: Reis in Oost- en Zuid-Borneo van Koetei naar Banjermassin ondernomen op last der Indische Regeering in 1879 en 1880. Uitgegeven door het Koninklijk Instituut voor de Taal- Land- en Volkenkunde van Nederlandsch Indië. 2. Gedeelte S'Gravenhage 1887. 65—129 p. + LXXI. (ded. Aut.)

Campi Luigi de: I Campi neri presso Cles nell' anaunia Memoria di Luigi de Campi. Rovereto 1888. 30 p. und 1 Tafel 8°. (ded. Aut.)

Dorpat: Die Feier des 50jährigen Bestehens der gelehrten Estnischen Gesellschaft bei der kaiserl. Universität zu Dorpat am 18. (30.) Januar 1888. Sonderabdruck aus den Sitzungsber. d. Gelehrten Estnischen Gesellschaft. Dorpat. 1888. 73 p. 8°. (ded. Estnische Gesellschaft.)

Makowsky Alex.: Der Löss von Brünn und seine Einschlüsse an diluvialen Thieren und Menschen. Mit 7 Tafeln. Sonderabdruck a. d. XXVI. Bd. der Verhandlung des naturforsch. Vereines in Brünn. 39 p. und VII Tafeln. (ded. Aut.)

Topinard P.: Les dernières étapes de la Généalogie de l'homme (Leçon du 21 mars 1881). Extr. de la Revue d'Anthropologie du mois de mai 1888. Paris 1888. 40 p. 8°. (ded. Aut.)

Pilling James Constantine: Bibliography of the Eskimo Language. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology Washington 1887. 116 p. 8°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Pilling James Constantine: Bibliography of the Siouan Languages. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology. Washington 1887. 87 p. 8°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Henshaw Henry W.: Perforated stones from Californian. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology. Washington 1887. 34 p. 8°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Holmes William H.: The use of gold and other metals among the ancient inhabitants of Chiriqui, Isthmus of Darien. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology. Washington 1887. 27 p. 8°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Cyrus Thomas: Work in mound exploration of the Bureau of Ethnology. Smithsonian Institution. Bureau of Ethnology. Washington 1887. 15 p. 8°. (ded. Bureau of Ethnology.)

Pichler Dr. Fr.: Grabstätten-Karte der Steiermark. 1887 bis 1888. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiermit der wärmste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Verzeichniss

der **Institute und Vereine**, mit welchen die Anthropologische Gesellschaft in **Schriftenaustausch** steht.

Agram: Südslavische Akademie der Wissenschaften.
— : Kroatische archäologische Gesellschaft.
Amsterdam: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Aardrijkskundig Genootschap.
Augsburg: Museumsverein für vorgeschichtliche Alterthümer.
Basel: Evangelische Missions-Gesellschaft.
Batavia: Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.
Berlin: Königl. Akademie der Wissenschaften.
— : Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte.
Bern: Naturforschende Gesellschaft.
— : Schweizerische Gesellschaft für die gesammte Naturkunde.
Bombay: Anthropological Society.
Bonn: Verein von Alterthumsfreunden der Rheinlande.
Boston: Journal of American Folk-lore.
Braunschweig: „Globus".
Bregenz: Vorarlberger Museumsverein.
Breslau: Schlesische Gesellschaft für vaterländische Cultur.
Brisbane: Royal Society of Queensland.
Brünn: Mährisch-schlesische Gesellschaft für Ackerbau, Natur- und Landeskunde.
— : Naturforschender Verein.
Brüssel: Académie Royale des Sciences.
— : Société d'Anthropologie.
Budapest: Ungarisches National-Museum.
— : Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn.
Bukarest: Revista pentru Istorie, Archeologie si Filologie.
Calcutta: Asiatic Society of Bengal.
Cambridge: Archaeological Institut of America.
Chicago: American Antiquarian and Oriental Journal.
Christiania: Archiv for Mathematik og Naturvidenskab.
— : Foreningen til Norske Fortidsmindes merkers Bevaring.
Danzig: Naturforschende Gesellschaft.
Davenport: Academy of natural sciences.
Demerara: Royal Agricultural and Commercial Society of British Guiana.
Dorpat: Gelehrte Esthnische Gesellschaft.
Dresden: Naturwissenschaftliche Gesellschaft „Isis".
Dublin: Royal Society.
Dürkheim a. H.: Naturwissenschaftlicher Verein „Pollichia".
Florenz: Società italiana di Antropologia etc.
Frankfurt a. d. O.: Societatum litterae.
Genf: Société de Géographie.
Graz: Naturwissenschaftlicher Verein für Steiermark.
Haag: Koninklijk Instituut vor de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië.
Halle a. d. S.: Kaiserl. Leopold. Carol. Akademie.
Helsingfors: Finska Videnskabs Societeten.
Innsbruck: „Ferdinandeum".
Kiel: Naturwissenschaftlicher Verein für Schleswig-Holstein.
Klagenfurt: Naturhistorisches Landesmuseum.
— : Geschichtsverein für Kärnten.
Königsberg: Alterthumsgesellschaft „Prussia".
— : Physikalisch-ökonomische Gesellschaft.
Kopenhagen: Kongel. Danske Videnskabernes Selskab.
— : Kongel. Nordiske Oldskrift Selskab.
Krakau: Akademie der Wissenschaften.
Linz: Museum Francisco-Carolinum.
London: Royal Society.
— : Anthropological Institute of Great-Britain and Ireland.
— : The Archaeological Review.
Lüttich: Institut archéologique Liègeois.
Lyon: Société d'Anthropologie.
— : Muséum d'histoire naturelle.
Mailand: Reale Istituto Lombardo di scienze e lettere.
— : Società italiana di scienze naturali.
Modena: Società dei Naturalisti.
Montreal: Geological and Natural history-Survey of Canada.
Moskau: Kaiserl. Gesellschaft der Naturforscher.
— : „ „ der Freunde der Naturwissenschaften, Anthropologie und Ethnographie.
— : Archäologische Gesellschaft.
München: Königl. Akademie der Wissenschaften.
New-York: Science.
Nizza: Société des lettres, sciences et arts des Alpes maritimes.
Nürnberg: Germanisches National-Museum.
Parenzo: Società istriana di Archeologia e storia patria.
Paris: Société d'Anthropologie.
— : Revue d'Anthropologie.
— : Revue d'Ethnographie.
— : Matériaux pour l'histoire primitive et naturelle de l'homme.
— : Société de Géographie.
— : Redaction der Mélusine.
Philadelphia: American philosophical Society.
— : Academy of natural sciences.
Posen: Historische Gesellschaft für die Provinz Posen.
— : Gesellschaft der Freunde der Wissenschaft in Posen.
Prag: Königl. böhmische Gesellschaft der Wissenschaften.
— : Naturwissenschaftlicher Verein „Lotos".
— : Památky archaeologické a mistopisné.
— : Verein für Geschichte der Deutschen in Böhmen.
— : Lese- und Redehalle der deutschen Studenten.
Rio de Janeiro: Archivos do Museu nacional.
Rom: R. Accademia dei Lincei.
— : Società geografica italiana.
— : Bulletino di Paletnologia italiana.
Salzburg: Gesellschaft für Landeskunde.
Sarajevo: Bosanska Vila.
Schanghai: North China branch of the Asiatic Society.
Schwerin: Verein für mecklenburgische Geschichte.
Singapore: Straits branch of the Royal Asiatic Society.
Sophia: Fürstlich bulgarische literarische Gesellschaft.
St. Louis: Academy of science.
Stockholm: Kon. Vitterhets Historie och Antiqvitets Akademia.
— : Svenska Sällskapet för Antropologi och Geografi.
St. Petersburg: Kaiserl. Akademie der Wissenschaften.
— : Kaiserl. Geographische Gesellschaft.
Strassburg: Redaction der Antigua.
Stuttgart: Württembergischer Alterthumsverein.
Sydney: Royal Society of New-South-Wales.
Tiflis: Kaukasische Abtheilung der kais. russischen geographischen Gesellschaft.

Tokyo: Anthropological Society.
— : Literature College Imp. University of Japan.
Toronto: Canadian Institute.
Trient: Biblioteca e Museo comunali di Trento.
Trier: Gesellschaft für nützliche Forschungen.
Tübingen: Der Naturforscher.
Turin: „Cosmos".
Washington: Smithsonian Institution.
— : United States Geological Survey.
— : Anthropological Society.
Wien: K. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale.
— : K. k. geographische Gesellschaft.
— : K. k. geologische Reichsanstalt.
— : Verein für Landeskunde von Niederösterreich.
— : Verein zur Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse.
— : Wissenschaftlicher Club.
Worms: Alterthumsverein.
Yokohama: Asitiac Society of Japan.
Zürich: Gesellschaft für vaterländische Alterthümer.

Excursion

der Anthropologischen Gesellschaft nach Hippersdorf und Gross-Weikersdorf

zum Besuche verschiedener urgeschichtlicher Fundplätze und Bauwerke, ausgeführt am 17. Juni 1888 unter der Führung des Herrn Ignaz Spöttl.

Bericht von **Dr. Moriz Hoernes.**

Schon während des vorjährigen Ausfluges der Anthropologischen Gesellschaft zu den „Erdställen" von Gösing und Hohenwart übten die „Hausberge" von Hippersdorf und Gross-Weikersdorf, welche den Theilnehmern von unserem kundigen Führer, Herrn Spöttl, unterwegs gezeigt wurden, ihre Anziehungskraft, der wir jedoch erst in diesem Jahre corporativ Folge leisten konnten. In der That bilden diese compacten, oberirdischen Bauwerke mit den sich anschliessenden Fundstellen einen vollkommenen Gegensatz zu den subterranen Lösslabyrinthen, mit welchem sie auf einem Gebiet, oft in der Entfernung von nur wenigen Schritten, vereinigt sind. Räthselhaft sind sie beide. Aber während die letzteren Anlagen den Besucher in den Schooss der Erdrinde hinabführen, leiten die anderen seinen Schritt empor zu freien aussichtsreichen Anhöhen. Jene sind in ihren Grundplänen complicirt; diese können dagegen gar nicht einfacher gedacht werden. Dafür sind jene hinwider äusserst fundarm und daher für unsere Betrachtung schlechthin zeitlos, diese dagegen durch zahlreiche, wenn auch meist nur unscheinbare Ueberreste als Denkmäler einer bestimmten und — soweit die erhaltenen Spuren leiten — schon ziemlich gut erforschten Epoche charakterisirt. Wenn sich daher die Theilnehmer an der vorjährigen Excursion als Förderer und Freunde der Anthropologie im weiteren Sinne betrachten mussten, welchen nihil humani alienum est, wenn es nur von einer bestimmten Eigenart des Menschen zeugt, so sind wir in diesem Jahre oder genauer gesprochen: an diesem Excursionstage speciell als Urgeschichtsforscher aufgetreten, wie dies innerhalb so enger Zeitgrenzen nur in der grössten Nähe unseres Wohnsitzes und unter der Führung eines so bewährten Kenners der bezüglichen Localitäten, wie Herrn Spöttl, möglich war.

Dürfen wir die beiden gegensätzlichen Erscheinnngen, von welchen wir eben sprachen, unter einem gemeinsamen anthropologischen Gesichtspunkt zusammenfassen, so ist es vielleicht der: dass die Anwendung gewisser architektonischer Elemente unter günstigen Terrainverhältnissen in der Menschennatur selbst begründet ist. Und ferner: dass diese Elemente einer primitiven Baukunst in der Nachahmung der Natur selbst wurzeln, welche unter noch günstigeren Terrainverhältnissen gewisse Vorbilder schafft und so den unsteten Urmenschen für seine Mission erzieht und vorbereitet. Solche Elemente sind: der Höhlenbau und der künstliche Erdaufwurf. Wir sprechen hier natürlich nicht von einer so weit vorgeschrittenen Erscheinung, wie sie die sog. „Erdställe" zeigen, sondern von dem, was ihrem Baue vorangegangen sein muss und a priori vorausgesetzt werden darf, von der Anlage schützender Unterkünfte. Die heutigen Erdställe sind zum Theile vielleicht nichts anderes, als Vorraths-, eventuell auch Zufluchtsräume, welche man im Hintergrunde oder in Verbindung mit grösseren offenen Wohnräumen, deren deckende Wölbung längst eingestürzt ist, angelegt hat. Diese letzteren aber stehen einer Bevölkerung wohl an, welche in anderen Wohnsitzen den Werth der natürlichen Höhle als Behausung kennen gelernt hat. Und ebenso dürfte es sich mit den sog. „Hausbergen" verhalten.

Auch hinter dieser Erscheinung nackter, symmetrischer, gleichmässig geböschter Hügel, welche von Menschenhänden aufgeschüttet oder wenigstens zugeschnitten wurden, vermuthen wir die Bildkraft der Natur als Lehrmeisterin. Es lässt sich ja wohl denken, dass die neolithische Bevölkerung der Gegenden, in welchen wir heute diese Erdbauten antreffen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Wohnart und ihre religiösen Anschauungen unter einem Himmelsstriche ausgebildet haben, wo solche Kuppen und Terrassen von Natur aus häufiger vorkamen, wo sie aus einem Inventarstück der nächsten Umgebung zu einem Bedürfniss der betreffenden Ansiedlung vorrückten. Wenn diese Ansiedler dann ein neues Gebiet bezogen, war es begreiflich, dass sie nach Punkten aussahen, die ihnen dieselben Bedingungen gewährten, wo sie in gewohnter Weise entweder den Göttern opfern oder nach den Feinden spähen konnten. Auf diese Weise wäre es erklärlich, dass sie den gewählten günstigen Punkten jene Form gaben, die ihnen aus der fernen Heimat her geläufig war, an die sie vielleicht mit ihren Vorstellungen und vermeintlichen Bedürfnissen gebunden waren. So kann man sich die

„Hausberge" und ihre auffallenden Bildungen entstanden denken, ohne eines bestimmten localen Grundes, der sich ja selten zwanglos ergibt, zu bedürfen.

Ich glaube, es ist im Sinne eines Berichtes wie der gegenwärtige, solchen Ideen, die an anderer Stelle wohl einer umfassenderen Darlegung bedürften, Raum zu geben. Denn hier ist es vielleicht gestattet, das Destillat abzuschöpfen, welches die Zuthat eigener Anschauung zu den emsigen Forschungen Anderer ergibt. Gemeinsame Excursionen werden ja unter Anderem auch zur ungezwungenen Erörterung solcher Fragen veranstaltet.

Der erste Punkt, dem wir von der Station Absdorf aus einen Besuch abstatteten, war das durch zwei stattliche Hausberge inmitten der Ortschaft und mehrere andere Fundstellen in der nächsten Umgebung ausgezeichnete Hippersdorf (Gerichtsbezirk Kirchberg am Wagram). Dieser Ort liegt an der Spitze der Gabelung der Kremser und der Hauptlinie der Franz Josefs-Bahn, in weiterem Kreise umgeben von den prähistorischen Fundorten Zaussenberg, Stockstall, Kirchberg, Thurnthal, Stetteldorf, Gaisruck u. s. w., und bildet mit diesen zusammen gleichsam das südliche Pivot einer sehr bedeutenden Fundlinie, welche sich vom Hochrande des Donaubettes über Gross-Weikersdorf, Röschitz, Roggendorf, Pulkau u. s. w. nach Norden zieht.

Der prähistorische Fundort Hippersdorf hat in der Literatur noch keine Beschreibung aufzuweisen; doch besitzt die Sammlung des k. k. Hofmuseums die Ausbeute einiger früherer Versuchsgrabungen Herrn Spöttl's. Dazu kam nun ausser dem Bilde, welches die Theilnehmer durch Autopsie gewannen, das Ergebniss einiger rasch improvisirter Grabversuche an den Abhängen der beiden Hausberge. An dem kleineren Hausberg war es eine inmitten der senkrechten, hellgelben Lösswand deutlich abgegrenzte, mit dunklerem Schutt gefüllte flaschenförmige Vertiefung, welche zu diesem Unternehmen reizte. Das Ausstechen derselben — eines alten Vorrathsraumes — ergab nebst zahlreichen Säugethierknochen und Gefässfragmenten den Fund eines ganzen 3 cm hohen, 7 cm breiten Thonschälchens. Aus einer Erdwelle (einem alten Schutthaufen?) neben dem grossen Hausberg kamen ebenfalls viele Thierreste und Thonscherben von grösserem, aussen absichtlich gerauchtem und kleinerem, feingeglättetem, schwarzem Geschirr zu Tage. Mitten unter dem zerschlagenen, ungedrehten Geschirr lagen aber auch Fragmente alter Drehscheibengefässe, die in der Ackerkrume überall neben jenem vorkommen und eine ziemlich ausgedehnte Ansiedlung in späterer (römischer oder kurznachrömischer) Zeit bezeugen. Von einem Theile der Gesellschaft wurde auch ein ganz in der Nähe liegender Erdstall mit allerdings sehr wenig einladendem Schlupfloche am steil abfallenden Rande eines Weinberges besucht.

In den ersten Nachmittagsstunden führte eine Anzahl bereitstehender Wagen die Theilnehmer im freundlichen Thale des Schmida-Baches nordwärts nach Gross-Weikersdorf, dem reicheren und bekannteren Fundorte, von welchem schon von einer Reihe von Jahren (1873 und 1875) die Grafen Gundaker und Heinrich Wurmband in diesen Mittheilungen Bericht erstatteten, und welcher schon zu werthvollen archäologischen und anthropologischen Untersuchungen (Woldřich u. A.) Material geliefert. Die prähistorische Sammlung des Hofmuseums besitzt von demselben nicht nur das, was ihr von älteren Funden mit dem Bestande der Collection der Anthropologischen Gesellschaft zugefallen, sondern auch die von Herrn Spöttl an den Punken *A* (Ziegelei beim Bahnhofe) und *C* (Hohlweg östlich vom Vamberge) jüngst gemachten Funde und nunmehr endlich dasjenige, was einige Herren am letzten Excursions-Sonntage aus einer ziemlich reichen Wohngrube, die man in Italien mit dem Namen fonds di capanna beehren würde, eigenhändig und eifervoll erbeuteten.

Eine an die Lösswand gelehnte Leiter vermittelte die Verbindung des Ausgräbers mit der gangbaren Erdoberfläche, und am Fusse derselben hatte sich der gastfreundliche Herr Bürgermeister von Gross-Weikersdorf mit einer höchst rühmlichen Auslese seines Kellers etablirt, um die unermüdlichen Wühler im Schutte der Vorzeit zu stärken und für den Verlust der Hautfragmente, welche sie sich an den ungewohnten Grabwerkzeugen abrieben, zu entschädigen.

Der Inhalt dieser Grube war aber der aufgewendeten Mühe werth. Vier ganze oder nur wenig defecte Thongefässe konnten aus demselben restaurirt werden; sie erwiesen sich als ganz specifische Typen der an diesem Orte üblichen, keineswegs einförmigen und zum Theil recht geschmackvollen Keramik. Ein besonders werthvolles Stück befand sich unter den zahlreichen Thongefässfragmenten; es gehörte zu einer 7 cm hohen, dickwandigen und grobgeformten gelblichen Schale, welche innen und aussen mit breiten rothen Farbstrichen, die aussen einen eigenthümlichen Zickzack-Mäander bilden, verziert war. Mit weisser und rother Farbe verziert gewesene Schalen kamen ausserdem in mehreren Bruchstücken vor. Die Aufzählung und genauere Beschreibung der übrigen Funde behalten wir einem späteren Berichte vor, da dieser interessanten Localität demnächst eine gründlichere Untersuchung zu Theil werden soll.

Während an diesem Punkte — einem Ziel, wie es für die Zwecke unserer Recognoscirung nicht günstiger gedacht werden konnte — die Stunden verrannen und Alles theils in emsiger Arbeit, theils in gespannter Erwartung um die von zwei Seiten zugleich fallende Erdbedeckung der gedachten Fundschichte versammelt war, wurde von einigen Herren der 10 Minuten weiter südlich dicht an der Strecke der Franz Josefs-Bahn gelegene imposante Tumulus besucht, der auf der Westseite mit einem tiefen Graben versehen ist. Leider musste wegen des plötzlich eingetretenen schlechten Wetters, sowie wegen der vorgerückten Stunde der projectirte Besuch des nördlich von Weikersdorf gelegenen Vamberges (Meisenberg), einer interessanten prähistorischen Fundstelle, unterbleiben. In bester Stimmung und hoch befriedigt von dem Gesehenen wurde dann die Rückfahrt nach Wien angetreten.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

BERICHT

über die

an den Gebeinen Ludwig van Beethoven's gelegentlich der Uebertragung derselben aus dem Währinger Orts-Friedhofe auf den Central-Friedhof der Stadt Wien am 21. Juni 1888 vorgenommene Untersuchung.

[Anhang zu den Sitzungsberichten der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Nr. 4—6, 1888.]

Es muss vorerst bemerkt werden, dass behufs dieser Untersuchung nur ein Zeitraum von etwa 20 Minuten zur Verfügung stand und überdies die äusseren Umstände derselben höchst ungünstig waren. Die Untersuchung musste sich daher auf die vorhandenen Theile des Kopfskeletes beschränken. Hinsichtlich der Skeletbestandtheile des Rumpfes und der Gliedmassen sei nur erwähnt, dass sie sich, wie es scheint, in derselben Zahl und Ordnung in dem Sarge vorfanden, in welcher sie bei der ersten Exhumirung im Jahre 1863 laut des damals aufgenommenen Protokolles hineingelegt worden waren, und dass sie dem Anscheine nach seit dieser Zeit keine erhebliche Veränderung erlitten haben.

Von dem Schädel haben wir die folgenden Theile vorgefunden und untersucht:

1. Das gut erhaltene Skelet des Obergesichtes sammt einem grossen Theile des Stirnbeines. Das letztere erscheint etwas oberhalb der Gegend der Stirnhöcker wagrecht abgesägt. Die beiden Oberkieferbeine sind vollkommen erhalten, von den Nasenbeinen sind die untersten Randtheile abgebröckelt. Die Wände beider Augenhöhlen sind bis auf kleine Lücken in den Papierplatten des Siebbeines, in den Thränenbeinen und an dem Dache der linken Augenhöhle vollkommen erhalten. Von den beiden Jochbeinen fehlen nur kleine Theile des Schläfefortsatzes, von dem harten Gaumen kleine Theile des hinteren Randes.

Ausserdem haften an diesem Schädelstücke der angebrochene Körper des Keilbeines, die kleinen Flügel desselben, Theile der grossen und absteigenden Flügel und endlich die vorderen Antheile der Schläfebeinschuppe. Von der letzteren ist insbesondere auf der linken Seite noch ein Theil des Kiefergelenkshöckers vorhanden.

Von Zähnen enthält der Oberkiefer rechts den Eckzahn und den zweiten Backenzahn, links den inneren Schneidezahn, den Eckzahn, beide Backenzähne und die zwei vorderen Mahlzähne. Die Fächer der fehlenden Schneidezähne sind wohlerhalten.

2. Den Unterkiefer in unversehrtem Zustande, mit den sämmtlichen Zähnen versehen, mit Ausnahme des rechten Weisheitszahnes und des linken zweiten Mahlzahnes.

3. Das Hinterhauptsbein mit beiderseits anhaftenden Resten des Warzentheiles des Schläfebeines und der Scheitelbeine. Es fehlt davon der Grundtheil und die Spitze der Schuppe.

4. Den vorderen Theil des Schädeldaches, bestehend aus dem oberen, abgesägten Theil der Stirnbeinschuppe und aus der vorderen Hälfte der beiden Scheitelbeine.

5. Zwei Stücke von dem hinteren Theil des Schädeldaches (d. i. der Scheitelbeine), von welchen das eine, etwas grössere, auch die Spitze der Hinterhauptsschuppe erkennen lässt.

Ob sich ausserdem noch einzelne, ganz kleine Bruchstücke des Schädels in dem Sarge befanden, konnte wegen der Kürze der uns zugemessenen Zeit nicht festgestellt werden.

Zu Messungen eigneten sich nur die unter 1. und 2. verzeichneten Theile des Gesichtsskeletes. Die Ergebnisse derselben sind in der nachstehenden Tabelle zusammengestellt und daneben vergleichsweise die entsprechenden, an einem im Jahre 1863 angefertigten, in dem anatomischen Museum befindlichen Gypsabgusse des Beethoven'schen Schädels abgenommenen Maasse hingesetzt.

Maasse in Millimetern.		am Knochen	am Gypsabguss
Kleinste Stirnbreite		107	109
Gesichtsbreite (zwischen den untersten Punkten der Sut. zyg. max.) [1]		109	105
Jochbreite [2]		129	137
Interorbitalbreite		28	28
Ganze Gesichtshöhe		110	114
Obergesichtshöhe		64	67
Nasenhöhe		49·2	47·5
Abstand des unteren Alveolarrandes von der Wurzel der Spina nasalis		14	15
Grösste Breite der Nasenöffnung		26·5	26·3
„ „ des Augenhöhleneinganges	rechts	43	44
„ Höhe „ „ „	rechts	36	36
„ Breite „ „ „	links	41	40
„ Höhe „ „ „	links	36	36
Aeussere Oberkieferbreite (an den zwei Backenzähnen)		58	59
Aeussere Unterkieferbreite (an d. Köpfchen)		121	121
„ „ (an d. Winkeln)		99	100

[1]) An dem Gypsabgusse lassen sich diese Punkte nur schätzungsweise ermitteln.

[2]) An dem Gypsabguss fällt die Jochbreite in das hintere Viertel des Jochbogens, welches offenbar zum Zwecke der Abformung künstlich, aber nicht ganz richtig ergänzt worden war. Nimmt man dieses Maass an dem Abguss dort, wo wir es an dem Knochen genommen haben, d. i. in der senkrechten Verlängerung des hinteren Randes des Stirnfortsatzes des Jochbeines, so stimmen beide gut überein.

Hinsichtlich der Formverhältnisse und der sonstigen Beschaffenheit des Gesichtsskeletes ist noch Folgendes hervorzuheben.

Oberhalb der tief eingesunkenen Nasenwurzel wölben sich die stark ausgebildeten, in der Mitte zusammenfliessenden Augenbrauenbogen derart vor, dass eine Glabella eigentlich nicht vorhanden ist. Ueber denselben erhebt sich die Stirnbeinschuppe, ohne Andeutung von Stirnhöckern, flach und auffallend nach hinten geneigt.

Die äussere compacte Tafel der Stirnbeinschuppe ist zwar stellenweise an der Oberfläche etwas abgeschilfert, aber allenthalben sicher nachweisbar. Die Diploë ist reichlich ausgebildet. Die Stirnbeinschuppe besitzt oberhalb der Gegend der Stirnhöcker die erhebliche Dicke von 7·5 mm auf der linken und von 7·0 mm auf der rechten Seite. Andeutungen einer Stirnnaht sind nicht vorhanden.

Die Augenhöhlen-Eingänge erheben sich hinsichtlich ihrer Ausmaasse etwas über die gewöhnliche Grösse und lassen eine höchst auffallende Assymmetrie ihrer Umrisse erkennen.

Der Eingang der linken Augenhöhle zeigt einen nahezu geradlinigen und wagrechten oberen Rand, der winklig in den lateralen und medialen Rand übergeht; ebenso erscheint eine ziemlich scharfe Abknickung zwischen dem lateralen und unteren Rande, während der mediale Rand schräg nach ab- und auswärts geneigt, ohne scharfe Grenze mit dem unteren Rand zusammenfliesst. Im Ganzen erscheint daher der linke Augenhöhleneingang eckig, sein grösster Höhendurchmesser liegt senkrecht, der grösste Breitendurchmesser wagrecht.

Der Eingang der rechten Augenhöhle ist in Folge grösserer Ausbauchung des Jochbeinrandes breiter, sein längster Durchmesser ist von aussen unten nach innen oben (gegen die Foveola trochlearis), der grösste Höhendurchmesser senkrecht zu dem ersteren gerichtet. Der untere Rand (sowie der ganze Boden der Augenhöhle) ist stark nach aussen und unten geneigt. Der Uebergang des lateralen in den oberen und unteren Rand erfolgt in flachem Bogen. Der rechte Augenhöhleneingang erscheint daher auffallend schief gestellt, sein Umriss länglich gerundet.

Höchst bemerkenswerth sind die Formverhältnisse des Alveolartheiles des Oberkiefers. Der Zwischenkieferantheil desselben ist in Folge des beträchtlichen Vortretens der Juga alveolaria der beiden Eckzähne in frontaler Richtung abgeflacht, ungewöhnlich kurz und sehr stark nach vorne geneigt. In demselben Maasse tritt der starke mittere Schneidezahn schief hervor. Der Grad der Neigung konnte am Knochen selbst nicht näher bestimmt werden. Der vordere untere Nasenstachel ist mächtig entwickelt. Fossae praenasales sind nicht vorhanden.

Im unmittelbaren Zusammenhang mit der Schiefstellung des vorderen Antheiles des Alveolarfortsatzes steht die völlige Abflachung des harten Gaumens in der sagittalen Richtung. Aber auch in der queren Richtung ercheint derselbe trotz der wohlerhaltenen Fächer für die Backen- und Mahlzähne nur wenig gewölbt.

Der Unterkiefer weist im Verhältniss zum Obergesicht kleine Dimensionen auf; sein Alveolartheil und entsprechend dem auch die Schneidezähne sind erheblich nach vorne geneigt. Der Kinntheil zeigt an dem unteren Rande eine leichte Einsenkung, der linke Kronenfortsatz eine kleine accessorische Spitze.

Im Uebrigen ist noch Folgendes zu bemerken.

Die Innenflächen der vorhandenen Bruchstücke der Schädelkapsel zeigen nur sehr mässig ausgebildete Juga cerebralia. Dies gilt insbesondere auch von dem Augenhöhlenfortsatze des Stirnbeines und von dem grossen Keilbeinflügel. Von dem letzteren haftet an dem unter 1 bezeichneten Schädelantheil so viel, dass auch die Beschaffenheit der mittleren Schädelgrube einigermassen beurtheilt werden kann.

Dieselbe erscheint keineswegs besonders tief, sondern vielmehr ganz auffallend seicht und flach.

Die Siebplatte des Siebbeines ist zwischen den Augenhöhlenfortsätzen des Stirnbeines tief eingesenkt, d. h. die Innenflächen der letzteren fallen gegen die Incisura ethmoidalis beiderseits steil ab.

Die Hinterhauptsschuppe ist in der queren Richtung kreisbogenförmig (nicht parabolisch) gekrümmt und lässt auf keine sehr erhebliche Ausladung des Hinterkopfes schliessen.

An dem unter 4 bezeichneten Theile des Schädeldaches tritt die Abflachung der Stirnbeinschuppe besonders auffallend hervor. Der Sägerand derselben fügt sich allenthalben gut an den entsprechenden des unteren Antheiles der Stirnbeinschuppe an.

An diesen und an den übrigen Bruchstücken sind die Nähte an der Aussenfläche allenthalben deutlich zu erkennen, wenngleich sie streckenweise durch senile Verschmelzung unterbrochen sind. An der Innenfläche der Schädelknochen fehlt hingegen jede Andeutung der Nähte. Dies konnte namentlich festgestellt werden hinsichtlich der Kranznaht, Pfeilnaht und Lambdanaht, der Warzennähte, der Sutura spheno-parietalis, sphenofrontalis und spheno-temporalis. Auch die Nahtverbindungen der Gesichtsknochen sind nur stellenweise verwischt, zum grösseren Theile wohl erhalten.

Aus den vorstehenden Befunden können die folgenden Schlussfolgerungen gezogen werden:

1. Der von dem Bildhauer Alois Wittmann im Jahre 1863 angefertigte Gypsabguss des Beethoven'schen Schädels ist hinsichtlich des Gesichtsantheiles vollkommen genau und kann als durchaus verlässliche Grundlage für weitere Untersuchungen des letzteren dienen. Dies ergibt sich aus der guten Uebereinstimmung aller wesentlichen Maasse (vgl. die obige Tabelle) und aller besonderen, durch unmittelbare Anschauung wahrnehmbaren Formeigenthümlichkeiten des Gesichtsschädels zwischen Original und Abguss. Der gute Erhaltungszustand und der unversehrte Zusammenhang aller Theile desselben machte eben eine gute Abformung leicht möglich.

Hingegen können bezüglich der Richtigkeit der Formverhältnisse an dem Hirnschädel, insbesondere was die Verhältnisse der Länge, Breite und Höhe desselben und die Gestaltung der Hinterhauptsgegend betrifft, gegründete Bedenken gegen den Gypsabguss erhoben werden. Der Zerfall der Hirnkapsel in mehrere, mit ihren Rändern nicht mehr zusammenpassende Bruchstücke und die vollständige Unterbrechung des Zusammenhanges in der Ohrgegend und an der Schädelbasis in Folge des Mangels grösserer Knochentheile lässt es geradezu als unmöglich erscheinen, dass die Gesammtform des Schädels zum Zwecke der Abformung mit einiger Verlässlichkeit wiederhergestellt werden konnte, wobei zu betonen ist, dass der Zustand der Schädelknochen laut der vorliegenden protokollarischen Aufzeichnungen im Jahre 1863 kein besserer gewesen ist wie gegenwärtig.

Was aber der Gypsabguss entschieden richtig wiedergibt, ist die hochgradige Abflachung der ganzen Stirngegend bis hinauf an den Scheitel, welche an den vorhandenen Schädelresten ganz untrüglich zu erkennen ist.

2. Gegen die Echtheit der in dem Sarge befindlichen Schädelbruchstücke können gegründete Einwendungen nicht vorgebracht werden. Sie tragen die unverkennbaren Spuren der laut Berichten von Zeitgenossen durch Prof. Wagner an der Leiche Beethoven's vorgenommenen Section und stimmen hinsichtlich ihres Erhaltungszustandes mit den übrigen vorhandenen Skelettheilen völlig überein.

3. Es ist eine unumstössliche Thatsache, dass der Schädel Beethoven's unseren Vorstellungen von Schönheit und Ebenmaass keineswegs entspricht. Die mitunter geradezu rührenden Versuche, daran zu mäkeln und zu deuteln, entbehren jeder thatsächlichen Grundlage.

Die hochgradige Schieflage der Stirne kann weder auf vorzeitige Nahtverschmelzungen, noch auch auf postmortale Veränderung der Knochenform zurückgeführt werden. Wie oben erwähnt, zeigen zwar alle Schädelnähte Spuren seniler Synostose, wie das dem vorgeschrittenen Alter des grossen Tonkünstlers entspricht; sie sind aber sämmtlich mit ihren grösseren Antheilen noch deutlich erkennbar. Die Merkmale, durch welche sich die senile von der vorzeitigen Nahtverschmelzung unterscheidet (vgl. Welcker, Untersuchungen über Wachsthum und Bau des menschlichen Schädels, 1862, S. 15), sind so gut, dass die Beurtheilung derselben als eine hinreichend sichere betrachtet werden darf.

Ebensowenig geht es an, die Flachheit der Stirne durch Verdrückung der Schädelknochen im Grabe oder durch Zerfall der oberflächlichen Schichten derselben in Folge der Fäulniss erklären zu wollen. Gegen das erstere spricht entschieden der Umstand, dass das abgesägte obere Stück der Stirnbeinschuppe der Form nach genau zu dem unteren, an dem Gesichtsskelet haftenden passt, was ganz unmöglich wäre, wenn die von einander gesondert im Sarge liegenden Stücke durch den Druck der Erde eine namhafte Formveränderung erlitten hätten. Die zweite Annahme ist durch den oben verzeichneten Befund an der Stirnbeinschuppe widerlegt, nach welchem nur eine ganz geringe oberflächliche Abschilferung der äusseren compacten Knochentafel stattgefunden hat und die Dicke der Stirnbeinschuppe an der Sägestelle die sehr erhebliche Ziffer von 7·5, beziehungsweise 7·0 mm aufweist.

Der Schädel Beethoven's fällt weiterhin durch seine hochgradige alveolare Prognathie auf. Da der Grad derselben nicht unmittelbar am Knochen bestimmt werden konnte, es aber doch wünschenswerth erschien, denselben näher bezeichnen zu können, so wurde nachträglich der Gypsabguss zu Hilfe genommen. An diesem beträgt der Winkel, den die Vorderfläche des Alveolarfortsatzes mit der deutschen Horizontalebene [1]) neben der Mittellinie bildet, annähernd 54°. Dadurch wird natürlich die Richtung der Profillinie sehr erheblich beeinflusst. Zur annähernden Bestimmung derselben wurde ebenfalls der Gypsabguss benützt. Die Richtigkeit der angenommenen deutschen Horizontalebene vorausgesetzt, zeigt dieser einen Profilwinkel von 78·5°.

Es ist klar, dass der letztere noch beträchtlich kleiner ausfallen müsste, wenn der Alveolarfortsatz die durchschnittliche Höhe besitzen würde. Die in Anbetracht der Erhaltung sämmtlicher Schneidezahnalveolen aussergewöhnliche Kürze desselben — inwieweit diese auf erfolgten Altersschwund zurückgeführt werden darf, möge dahingestellt bleiben — sowie das starke Vortreten des unteren Nasenstachels, beziehungsweise das damit verbundene Hervortreten der Wurzellinie der Oberlippe dürften hinreichen, um zu erklären, dass die hochgradige Prognathie im Leben nicht so auffallend zur Erscheinung gekommen ist. Der letztgenannte Umstand ist übrigens auch massgebend für die Gestalt des unteren Theiles der äusseren Nase, welcher an der Todtenmaske besonders platt erscheint.

4. Bezüglich des Innenraumes des Schädels und der Beschaffenheit der Innenflächen der Schädelknochen haben wir keinen belangreichen Befund zu verzeichnen. Allerdings konnten wir feststellen, dass die Juga cerebralia und die Impressiones digitatae nur sehr mässig ausgebildet waren. Dasselbe zeigt auch der Gypsabguss der linken Hälfte der vorderen Schädelgrube, welchen Prof. Romeo Seligmann bei Gelegenheit der ersten Exhumirung der sterblichen Reste Beethoven's im Jahre 1863 angefertigt hat und welchen er uns freundlichst zur Verfügung stellte. Dieser Thatsache wollen wir aber keinen besonderen Werth beimessen für den Fall, als man etwa aus derselben Rückschlüsse auf Zahl und Anordnung der Windungen oder wohl gar auf die Tiefe der Furchen der Grosshirn-Oberfläche zu ziehen gedächte. Wenn Prof. Joh. Wagner bei der Section der Leiche Beethoven's die Bemerkung gemacht hat,

[1]) Diese Ebene konnte allerdings nicht mit der erwünschten Genauigkeit erhoben werden, weil der äussere Gehörgang auf beiden Seiten fehlt. Doch lässt sich die Stelle, an welche der obere Rand desselben zu versetzen ist, mit Hilfe der Jochbeine immerhin annähernd bestimmen.

dass die Windungen des Gehirns noch einmal so tief und zahlreicher als gewöhnlich seien [1]), so würde dem nach unserer Ansicht der Befund an der Schädelinnenfläche gewiss nicht widersprechen. Allein bei aller Hochachtung vor dem verdienstvollen Anatomen müssen wir denn doch unsere Ueberzeugung dahin aussprechen, dass man vielfachen Erfahrungen zufolge derartigen Angaben nur ein sehr beschränktes Vertrauen entgegenbringen darf, wenn sie nicht durch directe Maass- und Zahlenangaben gestützt sind, und dass im Besonderen der Ausspruch über die Tiefe der Windungen jedenfalls ein übertriebener ist.

Einen Ausguss der Schädelhöhle anzufertigen oder irgendwelche Anhaltspunkte über die Capacität des Gehirnschädels zu gewinnen, ist bei dem Zustande der Schädelreste ganz unmöglich.

[1]) Vgl. Vortrag Schaaffhausen's in der 16. Versammlung der deutschen Anthropologischen Gesellschaft. Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte. October 1885, S. 147.

Dr. A. Weisbach. **Prof. Dr. C. Toldt.** **Prof. Dr. Th. Meynert.**

BERICHT

über die

an den Gebeinen Franz Schubert's gelegentlich der Uebertragung derselben von dem Währinger Ortsfriedhofe auf den Central-Friedhof der Stadt Wien am 22. September 1888 vorgenommene Untersuchung.

[Zweiter Anhang zu den Sitzungsberichten Nr. 4—6 der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, 1888.]

(Mit einer Tafel (VII) in Lichtdruck nach Photographien von Prof. Langl.)

Die dankbare Nachwelt, die sich an Schubert's unsterblichen Liedern erfreut, ehrte seine leiblichen Reste durch Beisetzung in einem von der Gemeinde Wien gewidmeten Ehrengrabe am Central-Friedhofe, wodurch der Anthropologischen Gesellschaft die erwünschte Gelegenheit geboten wurde, am Schädel umfassende Messungen von dem Unterzeichneten vornehmen zu lassen.

Es ist unsere angenehme Pflicht, für die bei allen Behörden und dabei betheiligten Corporationen gefundene Bereitwilligkeit hier unsern wärmsten Dank auszusprechen.

Obgleich Schubert's Gebeine, schon im Jahre 1863 exhumirt, in einem verlötheten Metallsarge ruhten, waren die Knochen doch bei der jetzigen Exhumirung am 22. September l. J. ganz morsch, meistens sehr zerfallen und zerstückelt und ausser dem in seinem Aeusseren ziemlich wohl erhaltenen Schädel nur die Oberarm-, Oberschenkel- und Schienbeine unversehrt.

Die Oberarmknochen sind auffällig klein, zart und dünn, die ossa femorum jedoch ziemlich stark, die tibiae ebenfalls dünn, sehr scharfkantig, an ihren Flächen ganz glatt; sie deuten alle auf eine nur geringe Körperlänge.

Am Schädel, dessen Basis äusserst mürbe, fehlen die linke Pyramide und der grösste Theil der Schläfenschuppe, das Dach der Augenhöhlen sammt den angrenzenden Theilen, sowie auch seitliche Partien des Receptaculum cerebelli; die Nasenbeine sind am unteren Ende abgebrochen; alles Uebrige ist wohl erhalten.

Der mässig grosse, sehr regelmässig gestaltete Schädel — Schubert erreichte bekanntlich das Alter von fast vollen 31 Jahren (geboren zu Wien, 31. Jänner 1797, gestorben 19. November 1828) — ist leicht, hat armzackige Nähte und ist die Pfeilnaht sammt den angrenzenden Theilen der Kranz- und Hinterhauptnaht undeutlich.

Obere Ansicht (Fig. 1): sehr regelmässig oval mit breiter Stirne, flachen Schläfen und flachem, breitem Hinterhaupte; die Scheitelbeinhöcker deutlicher als die Stirnhöcker.

Hinterhauptsansicht (Fig. 2): fünfeckig, gerundet, oben und unten fast gleich breit, Hinterhauptsschuppe niedrig, breit, dreieckig, flach, tuberositas ext. sehr deutlich; receptaculum kaum sichtbar.

Untere Ansicht: Receptaculum fast horizontal liegend, sehr breitbogig, flach; for. occip. klein, rundlich; Gaumen breit, kurz, stark vertieft; Zahnfächerfortsatz hoch; Zähne sehr gross, mit breiten, nicht abgeschliffenen Kronen, durchaus intact; es fehlt der rechte obere äussere und der linke innere untere Schneidezahn.

Seitenansicht (Fig. 3): lang, niedrig; Stirne senkrecht, stark gewölbt, glatt (ohne arcus supracil.); Scheitel gewölbt, rückwärts rasch abfallend; Hinterhaupt nicht vortretend, sein Interparietaltheil mit dem Receptaculum an der tuberos. ext. winkelig vereinigt; proc. mastoidei massiv, aber kurz; Gesicht orthognath (Profilwinkel 84°), Nasenbeine weit vortretend, Schneidezähne ganz senkrecht, trotzdem die Alveoli der oberen ein wenig schief gerichtet sind.

Vorderansicht (Fig. 4): Gesicht gross, breit, mit breiter, hoher, stark gewölbter Stirne; zwischen rechtem tub. frontale und der Kranznaht eine flachconvexe, elfenbeinartige, niedrige Exostose; Augenhöhlenöffnungen gross, fast quadratisch, Zahnbeine angedrückt; Nasenwurzel breit, Nasenbeine lang (am unteren Ende leider abgebrochen), schmal, einen scharfen Rücken bildend; apert. pyrif. sehr gross, breit, mit sehr scharfem unterem Rande, jedoch ohne spina nasalis.

Unterkiefer gross, stark, breit, mit breiteckigem Kinne, steil aufgerichteten breiten Aesten und sehr ausgeprägten, selbst zackenähnlichen Muskellinien an den Winkeln und Ansatzstellen des Kaumuskels.

Werfen wir einen Blick auf die beigeschlossene Maasstabelle, so sehen wir eine nahezu genaue Uebereinstimmung zwischen den Maassen des Schädels und jenen des im Wiener Universitätsmuseum befindlichen Gypsabgusses, welcher gelegentlich der ersten Exhumirung (1863) von Prof. Wittmann gemacht wurde. Blos die Basis desselben ist dem Originale gar nicht entsprechend; denn das for. occ. magnum, offenbar ganz willkürlich angebracht, liegt viel zu weit hinten, wodurch alle von ihm ausgehenden Maasse vom Originale ungemein verschieden ausfallen müssen, also unbrauchbar sind.

Die wenn auch geringen Abweichungen der grössten Länge und Breite des Gypsabgusses ergeben einen Breitenindex (796), welcher, geringer als der des Originales (808), an die oberste Grenze der Mesocephalie fällt. Sonst sind die Abweichungen vom Originale so gering, dass dieser Abguss als genaues Abbild von Schubert's Schädel — mit Ausnahme der Schädelbasis — gelten kann, dessen Original jetzt leider für immer der Wissenschaft verschlossen bleibt.

Nach unseren Messungen ist Schubert's Schädel mittelgross, brachy- (808) und orthocephal (715), wie-

wohl an der untersten Grenze beider Gruppen stehend, und an der Basis breit.

Sein Vorderhaupt ist niedrig, nur sehr wenig breiter als lang, die Stirne breit.

Das Mittelhaupt zeichnet sich durch sehr lange und breite, also im Ganzen grosse Scheitelbeine aus und überragt das Vorderhaupt bedeutend an Länge, wogegen die Ansatzfläche für den Schläfemuskel (Keilschläfenfläche) nur kurz ist.

Die Hinterhauptsschuppe wieder ist in allen Dimensionen klein, blos das Receptaculum lang und der Abstand der Spitzen der proc. mast. ein bedeutender; ebenso ist auch das for. occ. m. klein.

Bei geringer Höhe finden wir das Gesicht sowohl zwischen den Jochbrücken, als auch oben und ganz besonders zwischen den Unterkieferwinkeln breit, wie auch die Verhältnisse zwischen Jochbreite und Gesichtshöhe (880) einerseits, Jochbreite und Mittelgesichtshöhe (500) anderseits stets für Chamaeprosopie sprechen.

Nach Messung an der Photographie beträgt der Gesichtswinkel 84°, zeigt mithin eine wenn auch nicht hochgradig orthognathe Kieferstellung an.

Die Orbitae sind mesokonch (846), der Gaumen leptostaphylin (745), und merkwürdiger Weise die ansehnlich grosse Nasenöffnung ausgesprochen platyrrhin (560) bei beträchtlicher Breite der Nasenwurzel und sehr geräumigen, hohen Choanen (Index 935).

Der zwischen seinen Winkeln sehr weite Unterkiefer besitzt eine mässige Länge, jedoch grosse Aeste.

Wir wollen nun Schubert's Schädel mit den Ergebnissen unserer Messungen an 36 Schädeln von Deutschösterreichern vergleichen, von welchen die weitaus meisten aus Niederösterreich stammen (26 im Alter der 20er und je 5 in dem 30er und 40er Jahre, dritte Reihe in der Tabelle), an denen freilich die grösste Länge von der Mitte der Glabella ausgeht, also etwas kleiner sein muss, als die nach der Frankfurter Verständigung gemessene.

Schubert's Schädel übertrifft das Mittel des horizontalen Umfanges (519 mm) nicht unbedeutend und finden wir unter den 36 blos 9 mit einem grösseren, 2 mit einem nahezu gleichen, alle übrigen mit einem kleineren Umfange.

Seine Länge (183 mm) und Breite (148 mm) überschreiten ebenfalls die angegebenen Mittelzahlen (179 mm, 146 mm), wogegen seine Höhe (131 mm), wenn auch nur sehr wenig unter das Durchschnittsmaass (132 mm) herabsinkt, weshalb auch der Breiten- (808) und Höhenindex (715), ersterer freilich viel weniger als letzterer, dem allgemeinen Mittel (815 und 737) nachsteht, ohne jedoch in eine andere Kategorie als die der Durchschnittsschädel zu fallen.

Bei der bedeutenden Länge des sagitt. Bogens zwischen Nasenwurzel und tub. occ. ext. (322 mm Schubert, 311 mm Mittelschädel) muss die sagitt. Wölbung des Schädeldaches (1·850, aus dem Verhältnisse der Sehne zum Bogen berechnet), jene des Durchschnittsschädels (1·808) nicht unansehnlich übertreffen, während im Gegentheile bei der grösseren Breite der Schädelbasis (129 mm, Auricularbreite) und nahezu gleicher Länge des Querumfanges Schubert's Schädel in querer Richtung (2·403) flacher gewölbt ist, als der Durchschnittsschädel (2·488).

Schubert's Vorderhaupt ist bei gleicher Höhe und nur sehr wenig geringerer Länge schmäler und in sagittaler Richtung (1·127 Schubert, 1·135 Mittelschädel) flacher gewölbt, als jenes des Durchschnittsschädels, dagegen das Mittelhaupt bezüglich der Scheitelbeine viel länger und breiter, gleichwie auch in sagittaler (1·134 Schubert, 1·126 Mittelschädel) und querer Richtung (1·157 Schubert, 1·145 Mittel) stärker gewölbt; die Ohrbreite und Länge der Keilschläfenfläche ist jedoch bei beiden gleich gross.

Während am Durchschnittsschädel die Länge des Mittel- jener des Vorderhauptes gleicht, hat Schubert's Schädel ein viel längeres Mittel- als Vorderhaupt (Unterschied 16 mm); unter den 36 gemessenen deutschen Männerschädeln finden sich übrigens auch 20 mit einem ähnlichen Verhalten, freilich nur ein einziger, ein kleiner hoher Brachycephalus (Breitenindex 823, Höhenindex 811), an welchem dieser Unterschied zu Gunsten des Mittelhauptes gleichfalls 16 mm ausmacht, jedoch bedingt durch die unter das Mittel fallende Länge des Vorderhauptes (99 mm); sonst beträgt derselbe meistens 1 bis 6 mm.

Das Hinterhaupt verhält sich wieder dem vorigen ganz entgegengesetzt, indem seine Schuppe viel kürzer, schmäler und niedriger, im Ganzen also kleiner, in sagittaler (1·264 Schubert, 1·225 Mittel) und querer Richtung (1·345 Schubert, 1·243 Mittel) jedoch stärker gewölbt ist, als am Durchschnittsschädel; nur die Warzenfortsätze stehen bei Schubert weiter auseinander (112 mm gegen 104 mm). Schubert's Interparietaltheil (54 mm) und Receptaculum (52 mm) sind von fast gleicher Länge, am Mittelschädel aber das erstere (61 mm) bedeutend länger, als letzteres (48 mm).

Die Schädelbasis hat an beiden die gleiche Länge (98 mm); das viel kürzere for. occ. m. Schubert's scheint im Ganzen auch ansehnlich kleiner zu sein.

Das Gesichtsskelett Schubert's zeichnet sich vor jenem des Durchschnittsschädels durch grössere Breitenmaasse und geringere Höhe des Mittelgesichtes aus, besitzt niedrigere Augenhöhlen, die beim mittleren Schädel hypsikonch (868), einen etwas kürzeren Gaumen und viel grössere, höhere Choanen (Index 935 Schubert, 866 Mittel).

Sein zwischen den Winkeln sehr breiter Unterkiefer ist etwas kürzer, viel flacher gebogen (1·769 gegen 2·120) und hat grössere, etwas breitere Aeste (Index 627 gegen 620) als der Durchschnittsschädel.

Diesem entgegengehalten, finden wir demnach Schubert's Schädel grösser, wenn auch nicht in bedeutendem Grade, länger, breiter und etwas niedriger, an der Basis bedeutend breiter, in sagittaler Richtung stärker, in coronaler schwächer gewölbt; sein Vorderhaupt wenig kleiner, flacher, sein Mittelhaupt dagegen, was die ossa parietalia anbelangt, grösser und stärker gewölbt; das Hinterhaupt durchaus kleiner, ausgenommen das Receptaculum, bei stärkerer Wölbung; sein Gesicht im Ganzen breiter und niedriger. Bei Ober-

kiefern, deren Länge und Breite den Durchschnittsmaassen gleichen, sind seine Nasenwurzel und Augenhöhlen breiter, die Choanen geräumiger, der Gaumen länger.

Mit den wenigen von uns an Beethoven's Schädelresten genommenen Maassen verglichen, haben beide nach dem Verhältnisse zwischen Jochbreite und Gesichtshöhe (880 Schubert, 852 Beethoven), Jochbreite und Mittelgesichtshöhe (500 Schubert, 496 Beethoven), chamaeprosope Gesichter mit mesokonchen Augenhöhlen (846 Schubert, 837 Beethoven) und platyrrhiner Nasenöffnung (560 Schubert, 530 Beethoven).

Beethoven's Gesichtsskelett ist nach allen Richtungen kleiner, zwischen den Jochbeinen und ganz besonders zwischen den Unterkieferwinkeln viel schmäler, besitzt jedoch viel grössere Orbitae und eine ausgesprochene Prognathie (78°).

Maasstabelle	Schubert's Schädel	Schubert's Gypsabguss	Durchschnittsschädel (36 ♂)
Horizontalumfang (14) [1]	527	530	519
Grösste Länge (2)	183	184	179
Grösste Breite (4)	148	146	146
Höhe (6)	131	—	132
Gerade Länge (1)	184	184	—
Intertuberallänge (3)	183	184	—
Ohrhöhe (8)	112	115	—
Längenbreitenindex	808	796	815
Längenhöhenindex	715	—	737
Nasenwurzel bis tuber. occ. ext. Sehne	174	175	172
Nasenwurzel bis tuber. occ. ext. Bogen	322	323	311
Schädelbasisbreite (4a)	129	128	125
Querumfang (16)	310	309	311
Vorderhauptslänge	110	109	111
Sagittal. Stirnbogen	124	125	126
Vorderhauptsbreite	112	—	114
Kleinste Stirnbreite (5)	106	105	—
Vorderhauptshöhe (7)	129	—	129
Mittelhauptslänge	126	126	111
Sagittal. Scheitelbogen	143	145	125
Ohrbreite	135	134	135
Scheitelbeinbreite Sehne	108	107	103
Scheitelbeinbreite Bogen	125	127	118
Keilschläfenlänge	88	—	88
Hinterhauptslänge	87	—	93
Sagittal. Hinterhauptsbogen	110	—	114
Länge Interparietalbein	54	55	61
Länge Receptaculum	52	—	48
Hinterhauptsbreite	107	—	111

Maasstabelle	Schubert's Schädel	Schubert's Gypsabguss	Durchschnittsschädel (36 ♂)
Querer Hinterhauptsbogen	144	—	138
Hinterhauptshöhe	107	—	112
Warzenabstand (13a)	112	115?	104
Warzenabstand (13b)	129	130	—
Länge der Schädelbasis (10)	98	—	98
for. occ. m. Länge (12)	32	—	36
for. occ. m. Breite (13)	—	—	30
Gesichtshöhe (19)	118	119	—
Mittelgesichtshöhe (20)	67	67	70
Obere Gesichtsbreite	108	109	103
Jochbreite (18)	134	134	130
Oberkieferlänge (30)	93	—	93
Oberkieferbreite (17)	91	94?	91
Gaumen Länge (27)	51	53?	48
Gaumen Breite (29)	38	40?	38
Orbita Breite (23)	39	39	38
Orbita Höhe (25)	33	34	33
Nasenwurzelbreite (18a?)	24	24	21
Nasenhöhe (21)	50	51	—
Nasenbreite (22)	28	28	—
Choanenbreite	31	—	30
Choanenhöhe	29	—	26
Länge der pars basilaris (11)	25?	—	27
Gaumenbreite (29)	39	42	—
Untere Gesichtsbreite	113	113	100
Unterkieferlänge	200	199	212
Ast Höhe	51	51	50
Ast Breite	32	32	31

[1]) Die Messungen sind nach Weisbach's System, der Frankfurter Verständigung adaptirt, vorgenommen und bezeichnen die in Parenthesen beigesetzten Ziffern die Maasse der letzteren.

Professor Dr. C. Toldt. **Dr. A. Weisbach.**

MITTHEILUNGEN

der

Anthropologischen Gesellschaft in Wien.

(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 7. **Sitzungsberichte.** **November 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 13. November 1888.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder: S. [81]. — 2. Exhumirungs-Angelegenheit; S. [81]. — 3. Schriftentausch; S. [81]. — 4. Verschiedene Einläufe; S. [81].

Monats-Versammlung am 13. November 1888. 1. Gemeinsamer Congress mit der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft; S. [82]. — 2. Major Himmel's Körpermessungen in der Bukowina; S. [83]. — 3. Hagen, Beiträge zur somatischen Anthropologie der Malayenvölker; S. [84]. — 4. Boas, Das Fadenspiel; S. [85]. — 5. Moser, Grabfund bei Comen; S. [85]. — 6. Krahuletz, Urgeschichtliche Funde und Fundplätze in Niederösterreich; S. [85]. — 7. Hoernes, Notizen; S. [86]. — 8. Geschenke für die Bibliothek; S. [88].

Ausschuss-Sitzung am 13. November 1888.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

1. Nachfolgend verzeichnete wirkliche Mitglieder der Gesellschaft haben sich bereit erklärt, derselben von nun an als unterstützende Mitglieder angehören zu wollen:

Dr. Adalbert Dungel, Prälat des Stiftes Göttweig.
Dr. Franz Albert Eder, Fürsterzbischof von Salzburg.
Dr. Pellegrino Strobel, Professor in Parma.

Als neues unterstützendes Mitglied erscheint angemeldet:

Louis Sokoloski in London.

Als neue wirkliche Mitglieder erscheinen angemeldet:

Adolf Spitzer, Handelsschuldirector in Sarajevo.
Marie Gräfin Linden, Schloss Burgberg, Württemberg.

Dieselben werden einstimmig als unterstützende, resp. wirkliche Mitglieder der Gesellschaft aufgenommen.

2. Herr Seretär Heger berichtet über den Ausgang der Exhumirungs-Angelegenheit. Nachdem die anfänglichen Schwierigkeiten, welche noch zum Theile die genaue Untersuchung der Ueberreste Beethoven's beeinträchtigt haben, Dank der Unterstützung der massgebenden Behörde beseitigt wurden, konnte die Untersuchung der Reste Franz Schubert's mit der nöthigen Genauigkeit vorgenommen werden, und erscheint der diesbezügliche wissenschaftliche Bericht der Herren Dr. A. Weisbach und Dr. C. Toldt in den nächsten Tagen. Herr Professor Josef Langl hatte die Güte, 4 photographische Aufnahmen des Schädels Schubert's auszuführen, auf Grundlage deren die dem Berichte beigegebene, in Lichtdruck ausgeführte Tafel VII gemacht werden konnte. Der Ausschuss votirte den massgebenden Behörden, sowie den hiebei betheiligten Corporationen und Personen den Dank für deren Unterstützung und Entgegenkommen. Auch bei der Exhumirung des im Jahre 1870 verstorbenen Feldmarschalls Freiherrn von Hess konnten, Dank der Unterstützung eines hohen Reichs-Kriegsministeriums, Vertreter unserer Gesellschaft eine Untersuchung der Ueberreste des hervorragenden Feldherrn vornehmen. Die Resultate dieser Untersuchung werden in gleicher Weise wie die Berichte über die beiden Tonheroen im Anschlusse an die Sitzungsberichte der Gesellschaft publicirt werden.

3. Der erste Secretär macht die Mittheilung, dass die wissenschaftliche Wochenschrift: „Der Naturforscher", mit welcher die Gesellschaft seit mehreren Jahren in Schriftentausch stand, zu erscheinen aufgehört hat. Dagegen wurde der Schriftentausch mit dem Nassauischen Vereine für Geschichte und Alterthumskunde in Wiesbaden eingeleitet. Einer Einladung des deutschen wissenschaftlichen Vereines in Santiago (Chile) auf Schriftentausch wurde insoferne willfahrt, als demselben von nun an die Sitzungsberichte gegen die Verhandlungen des Vereines zugeschickt werden. Dagegen wurde die Einladung der Generaldirection für Statistik in Assomption (Paraguay) auf Einleitung des Schriftentausches abgelehnt, da die Publicationen derselben zum grössten Theile ausserhalb des Rahmens der von unserer Gesellschaft vertretenen Disciplinen liegen.

4. Der erste Secretär legt verschiedene Einläufe vor:

a) Am 28. Februar d. J. hat in St. Petersburg die Eröffnungssitzung der in Verbindung mit der kais. Universität stehenden Société Russe d'Anthropologie stattgefunden. Das Bureau derselben besteht aus dem Präsidenten Dr. A. Jnostrantzeff, Professor der Geologie an der Universität in St. Petersburg, dem Vice-Präsidenten Dr. A. J. Taranetzki, Professor der Anatomie an der kais. medicinischen Militär-Akademie und dem Generalsecretär Dr. S. N. Danillo, Docenten an derselben Akademie. Der Zweck dieser Gesellschaft ist die Pflege der Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte im Allgemeinen, sowie mit specieller Berücksichtigung Russlands, die Anlage von Sammlungen und die Verbindung mit den verwandten Gesellschaften. Der Sitz der Gesellschaft ist an der kaiserl. Universität in St. Petersburg.

b) Die geographische Gesellschaft in Paris lenkt durch ein Circulare die Aufmerksamkeit der Fachgenossen auf den im Jahre 1889 in Paris stattfindenden internationalen Geographen-Congress.

c) Die Royal Society of New South Wales macht bekannt, dass sie neuerdings für eine Reihe von Originalarbeiten Gesellschaftsmedaillen, sowie Preise ausgesetzt hat. Nr. 28 der VIII. Serie dieser Preise ist bestimmt für die beste Arbeit über die Eingeborenen von Australien. Derselbe besteht in der Gesellschaftsmedaille, sowie in £ 25.

d) Herr Professor H. Carrington Bolton in New-York ersucht in einer Zuschrift an die Gesellschaft, Fachgenossen einzuladen, ihm beim Sammeln von Ausdrücken, welche beim Sprechen zu Hausthieren gebraucht werden, behilflich zu sein, und specialisirt seine Wünsche in folgenden Punkten [1]):

(1) The terms used to start, hasten, haw, gee, back and stop horses, oxen, camels and other animals in harness.

(2) Terms used for calling in the field: cattle, horses, mules, asses, camels, sheep, goats, swine, poultry and other animals.

(3) Exclamations used in driving from the person, domestic animals.

(4) Any expressions and inarticulate sounds used in addressing domestic animals for any purpose whatever (dogs and cats).

(5) References to informations in works of travel and general literature will be very welcome.

Fachgenossen, welche über einen oder mehrere dieser Punkte Auskunft zu geben wissen, werden eingeladen, dieselben an die Adresse des Herrn Professors Bolton, University Club, New York City, U. S. A., einsenden zu wollen.

Monatsversammlung am 13. November 1888.

Vorsitzender: Ferdinand Freiherr von Andrian-Werburg.

Derselbe begrüsst die Versammlung anlässlich ihrer ersten Zusammenkunft nach der Sommerpause und übergibt das Wort

1. Herrn **Secretär Heger** zu einer geschäftlichen Mittheilung:

Schon vor mehreren Jahren ist der Gedanke angeregt worden, die Deutsche Anthropologische Gesellschaft, welche sich eines so grossen und wohlverdienten Ansehens erfreut, als unseren Gast in Wien empfangen zu können. Verschiedene triftige Gründe standen aber bisher der Ausführung dieses Planes entgegen, bis endlich der Zeitpunkt gekommen schien, an die Verwirklichung desselben zu denken. Schon auf der im Vorjahre stattgefundenen XVIII. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft in Nürnberg hat unser allverehrter Präsident, den wir heute nach längerer Pause wieder in unserer Mitte begrüssen können, sondirt, wie eine eventuelle Einladung nach Wien von unseren deutschen Collegen aufgenommen werden würde. Das überaus herzliche Entgegenkommen, welches er bei dieser Gelegenheit fand, veranlasste ihn, den günstigen Sachverhalt Ihrem Ausschusse mitzutheilen, welcher dem diesbezüglichen Projecte rückhaltlos zustimmte. So war Herr Baron Andrian, dem ich mich anzuschliessen die Ehre hatte, in der Lage, zur diesjährigen Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft nach Bonn zu ziehen, und dieselbe officiell einzuladen, im Vereine mit unserer Gesellschaft im nächsten Jahre einen gemeinsamen Congress in Wien abzuhalten. Der diesbezügliche Antrag wurde denn auch in der Schlusssitzung der Bonner Versammlung am 9. August d. J. mit lebhafter Acclamation angenommen und somit erscheint Wien zum Orte der XX. Versammlung der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft gewählt, welche dieses Mal den Titel führen wird: **Gemeinsamer Congress der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft.**

Die vom Präsidium der deutschen Gesellschaft im Einvernehmen mit den Vertretern unserer Gesellschaft getroffenen und in der erwähnten Sitzung angenommenen Vereinbarungen sind folgende:

Es wurde beschlossen, die Versammlung gemeinschaftlich, unter Wahrung der Selbstständigkeit beider Gesellschaften, abzuhalten. Der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft werden zur ausschliesslichen Behandlung ihrer statutarischen Angelegenheiten zwei Sitzungen vorbehalten und diese sollen die XX. Generalversammlung derselben vorstellen. Im Uebrigen wird die Leitung der Versammlung durch einen gemeinschaftlichen Vorstand besorgt, welcher einerseits aus dem Vorstande der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft und andererseits aus einer gleichen Anzahl von Vertretern der Wiener Anthropologischen Gesellschaft zusammengesetzt ist. Den Vorsitz in den gemeinschaftlichen Sitzungen führt abwechselnd einer der Vorsitzenden der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft. Das Localcomité der gemeinschaftlichen Versammlung fungirt gleichzeitig als Localcomité der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft für die XX. Versammlung derselben. Die Einladungen erfolgen durch beide Gesellschaften. Die Wahl des Zeitpunktes wurde dem allgemeinen Localcomité überlassen. Zum Localgeschäftsführer wurde Herr Secretär Heger gewählt.

Indem ich diese für unsere Bestrebungen höchst erfreuliche Thatsache zu Ihrer Kenntniss bringe, ist es für mich eine angenehme Pflicht, der äussert liebenswürdigen und zuvorkommenden Aufnahme zu gedenken, welche

[1]) Zur Vermeidung von Ungenauigkeiten bei der Uebersetzung werden diese Punkte in der Sprache des Circulares wiedergegeben.

die Anträge unseres Herrn Präsidenten im Schoosse der Schwestergesellschaft gefunden haben. Mögen die deutschen Collegen recht zahlreich bei uns erscheinen; unser Bestreben wird es sein, ihren Aufenthalt in Wien nicht nur zu einem lehrreichen, sondern auch zu einem angenehmen zu machen.

2. Herr Oberstabsarzt **Dr. A. Weisbach** legt die grosse Arbeit Major Himmel's über dessen

Körpermessungen in der Bukowina

vor und theilt die hauptsächlichsten Resultate dieser Untersuchungen mit.

Herr Major Himmel hat während seiner Eintheilung beim 41. Infanterie-Regimente in Czernowitz je 200 Rumänen und Ruthenen und 100 Juden gemessen, sämmtlich Soldaten des genannten Regimentes aus der Bukowina und im Alter von 20—24 Jahren.

Die Messungen wurden nach Weisbach's System vorgenommen (Körpermessungen, Berlin 1878), leider sind aber bei den Gliedmassen rücksichtlich der Ausgangspunkte einige Missverständnisse unterlaufen, weshalb deren Längen in den einzelnen Abtheilungen erst durch die von Himmel eingangs angegebenen Correcturen vergleichbar werden.

Rumänen (1673 mm und 66·6 Kg) und Ruthenen (1670 mm, 66·7 Kg) sind von fast gleicher Grösse und gleichem Körpergewichte, die Juden (1657 mm) kleiner und leichter (63·9 Kg); die Ruthenen haben den langsamsten Puls (68), Rumänen und Juden einen gleich schnellen (72).

Unter den Ruthenen finden sich die meisten Licht- (47·5%) und wenigsten Dunkelhaarigen (52·5%), unter den Juden die wenigsten Licht- (27%), aber die meisten Dunkelhaarigen (73%); die Rumänen (37·5% lichte, 62·5% dunkle) stehen zwischen beiden; alle drei Völker haben also das Gemeinsame, dass die Mehrzahl ihrer Männer dunkle Haare besitzen.

Mit der Farbe der Augen verhält es sich etwas anders, da nur bei den Rumänen die dunklen, bei den Ruthenen und Juden aber die lichten Farben überwiegen, und zwar weisen die Juden die meisten Individuen mit lichten (58%), die wenigsten mit dunklen (42%), die Ruthenen etwas weniger mit lichten (56%) und mehr mit dunklen (44%), endlich die Rumänen die wenigsten lichten (47·5%), aber die meisten dunklen Augen (52·5%) auf.

Bei allen drei Völkern trifft man lichte Augen viel häufiger, als lichte Haare.

Obgleich alle drei stets viel mehr Individuen mit weisser Haut, als mit dunkler (gelblich bis bräunlich) aufweisen, ist es doch auffallend, dass unter den Juden die wenigsten Männer (15%), mehr unter den Ruthenen (37%), die meisten (43%) mit dunkler Haut aber bei den Rumänen vorkommen.

Der absolute Umfang des Kopfes ist bei allen dreien fast gleich (557 mm Ruthenen, Rumänen, 558 mm Juden), wird aber relativ zur Körperlänge bei den Juden (337) etwas grösser, als bei den anderen (333).

Wenn auch die Länge (Rumänen, Ruthenen 182 mm, Juden 185 mm) nur sehr wenig, die Breite des Kopfes (Ruthenen 153 mm, Juden 156 mm, Rumänen 157 mm) etwas mehr differirt, reiht der Längenbreitenindex (841 Ruthenen, 843 Juden, 863 Rumänen) doch alle drei Völker zu den Brachycephalen ein, blos mit dem Unterschiede, dass die Rumänen mehr brachycephal als die einander hierin gleichen Juden und Ruthenen sind.

Die Gesichtshöhe ist bei Allen fast gleich (179 bis 181 mm), trotzdem aber die Stirne (65 mm) und das Obergesicht (119 mm) bei den Juden höher, das Untergesicht (67 mm) niedriger als bei den Uebrigen.

An Jochbreite übertreffen Ruthenen und Rumänen (139 mm) die Juden (136 mm), an oberer (96 mm) und unterer Gesichtsbreite (109 mm) die Ruthenen die beiden andern; nach dem Index (Gesichtshöhe: Jochbreite) haben die Rumänen (776) und Ruthenen (775) breitere Gesichter als die Juden (755), bei welch Letzteren dasselbe auch zwischen den Unterkieferwinkeln das schmälste ist.

Die Juden zeichnen sich unter diesen drei Völkern durch in allen Dimensionen grössere Nasen aus; Ruthenen und Rumänen gleichen hierin einander vollkommen.

Mit Rücksicht auf die Körperlänge und Jochbreite haben die Juden den grössten, die Rumänen den kleinsten Mund, die Juden längere Ohren als die beiden andern.

Die Juden haben den längsten und dünnsten, die Rumänen den kürzesten und dicksten Hals; die Ruthenen stehen in der Mitte, jedoch den Letzteren viel näher.

Die obere Brustapertur ist bei den Juden am längsten und am meisten geneigt (24°), bei den Ruthenen kürzer und am wenigsten geneigt (21°), bei den Rumänen am kürzesten (Neigungswinkel 23°).

Die Juden haben die relativ schmalsten Schultern (228), zugleich auch den engsten Thorax (883 mm, relativ 534) mit dem kleinsten queren (270 mm) und geraden Durchmesser (202 mm), welche letztere bei den Ruthenen (278 mm und 204 mm) am grössten sind; ebenso ist die Taille der Juden (773 mm, relativ 466) schmächtiger als jene der beiden andern Völker.

Die Ruthenen haben den längsten (646 mm, relativ 387), die Juden (636 mm, relativ 383) den kürzesten Rumpf.

Alle drei besitzen ein Becken von nahezu gleicher Breite, welches zwischen den vorderen oberen Darmbeinstacheln bei den Juden (255 mm) weiter offen ist, als bei den Rumänen (247 mm) und Ruthenen (240 mm); diese Letzteren haben unter ihnen die breitesten (317 mm, relativ 190), die Juden (308 mm, relativ 185) die schmälsten Hüften.

Die Tiefe des Beckens (Conjugata) ist bei den Juden absolut (211 mm) und relativ (127) bedeutender, als bei den Ruthenen (206 mm, 123) und Rumänen (204 mm, 122); dafür dessen Höhe bei den Juden (198 mm, relativ 120) am geringsten, etwas grösser bei den Rumänen (203 mm und 121), bei den Ruthenen (218 mm, 130) am grössten.

Das meist geneigte Becken weisen die Ruthenen (58°) — Rumänen 53° —, das wenigst geneigte die Juden (49°) auf, ganz im Gegensatze zur oberen Brustapertur.

Was die Länge der Arme anbelangt, ist dieselbe bei diesen drei Völkern relativ zur Körpergrösse fast genau gleich (464—466); trotzdem sind die Oberarme der Ruthenen (190) etwas länger als jene der Rumänen (189) und Juden (187); die Hand der Juden ist breiter (Index 410) als die der Ruthenen (398) und Rumänen (396).

Die Rumänen besitzen die dicksten Ober-, die Ruthenen die dicksten Vorderarme, die Juden die dünnsten Ober- und Vorderarme.

Die Beine sind bei allen drei Völkern länger, als die Arme, und zwar haben die Rumänen und Ruthenen (863 mm, 862 mm, relativ 516) etwas längere als die Juden (843 mm, relativ 509); dementsprechend sind bei den Letzteren auch die Ober- (226 relativ) und Unterschenkel (244 relativ) kürzer als bei den anderen, welche gleich lange Oberschenkel (229) besitzen, bei etwas längeren Unterschenkeln der Ruthenen (250), als der Rumänen (248).

Der Oberschenkel der Rumänen ist nach abwärts weniger verschmächtigt als jener der Juden, am meisten jener der Ruthenen, die Dicke des Ober- und Unterschenkels eine nahezu gleiche bei Allen.

Der Fuss der Juden ist relativ der längste, dünnste, seinem Index nach auch der schmälste, jener der Rumänen kürzer und gleich dem der Ruthenen auch breiter.

Diese ebenso interessante als eindringende Arbeit macht ihre ausführliche Bearbeitung und Veröffentlichung sehr wünschenswerth und wollen wir hoffen, dass nach und nach alle unsere vielsprachigen Brüdervölker ähnlichen ausgedehnten anthropologischen Untersuchungen unterzogen werden möchten.

3. Herr **Dr. Bernhard Hagen** hält einen Vortrag:

Beiträge zur somatischen Anthropologie der Malayenvölker.

Die grosse Vorliebe der malayischen Völker für die See erklärt uns ihre ausschliesslich insulare Verbreitung. Diese Vorliebe wird besonders durch das Gebet bewiesen, welches die Malayen noch heutigen Tages zu Allah richten, er möge sie, wenn ihr Lebensfaden abgelaufen sei, nicht auf dem Lande, sondern auf der See sterben lassen.

Die malayische Rasse ist demnach wie für den grossen polynesischen und malayischen Archipel geschaffen und findet sich thatsächlich dort überall. Nach Norden geht sie hinauf bis zu den Philippinen, Formosa, ja vielleicht sogar bis Japan. Nach Westen finden wir sie in Ceylon und Madagascar.

Der Brennpunkt, sozusagen das Entstehungscentrum dieser Rasse ist zweifellos auf den Hochländern des westlichen Sumatra, speciell in dem alten Reiche Menangkabau zu suchen. Von hier verbreiteten sich die Völker langsam von West nach Ost, zuerst wahrscheinlich die Stämme, welche sich heute nur im Innern der grossen Inseln finden, wie die Battas auf Sumatra, die Sundanesen auf Java, die Dajaks auf Borneo, die Alfurus auf Celebes u. s. w. Diese müssen wir als die Urbevölkerung betrachten, obwohl es nicht nur nicht unwahrscheinlich, sondern sogar natürlich ist, dass sie wieder noch frühere Bewohner verjagten, deren Reste wohl in den überall zerstreuten Negritos zu erkennen sind.

Die Völker, welche wir heute ganz speciell Malayen nennen und welche sich in Sumatra, Malacca und an der Nordküste Borneos finden, sind die allerneueste und letzte Völkeremission, welche das alte Rassencentrum in Westsumatra aussendet. Ihre Wanderungen finden sehr spät (12.—15. Jahrhundert) statt und sind geschichtlich fixirt.

Viele Autoren erkennen die malayische Rasse gar nicht als selbstständige an, sondern betrachten sie nur als eine Mischrasse der zwei grossen benachbarten uralten Culturvölker, der Indier und der Chinesen, welche nachweislich schon seit tausend, die Indier sogar seit zweitausend Jahren auf's Innigste mit dem Archipel verkehren, eigene mächtige Reiche dort stiften und sicherlich auch auf die physische Beschaffenheit der Eingebornen intensiv einwirkten.

Das Verbot der Auswanderung von Frauen aus China zwingt die Million Chinesen im Archipel, Ehen mit Eingebornen einzugehen, wozu sich besonders die javanischen Frauen gerne bereit finden, während die Malayen durch den Muhamedanismus mehr vor einer Vermischung mit Chinesen bewahrt blieben, dagegen sich gern und willig mit den ebenfalls häufig muhamedanischen Indiern kreuzten. Die im Archipel befindlichen Chinesen stammen meist aus solchen Mischehen, und man muss sich daher sehr hüten, in den Fehler Wallace's zu verfallen, welcher aus der Aehnlichkeit dieser Mischlinge mit Javanen Schlüsse auf die Mongolenähnlichkeit der malayischen Rasse zog.

Auch die Araber verkehren schon an die tausend Jahre im Archipel und haben besonders an einer Stelle, in Atjeh in Nordsumatra, dominirenden Einfluss erlangt.

An den Küsten haben wir demnach a priori nur stark gemischte und gekreuzte Völker zu erwarten, und dürfen den verhältnissmässig reinen Typus, falls ein solcher vorhanden ist, nur noch im Innern der grossen Inseln erwarten.

Die Kraniologie wird uns beim Studium dieser Völker fast gar keine Dienste leisten, weil das ganze Schädelmaterial unserer Sammlungen angesichts dieser complicirten Mischungsverhältnisse unbrauchbar, weil ganz ungenügend bezüglich seiner Provenienz bestimmt, ist.

Nur Messungen am Lebenden können hier ein sicheres Resultat versprechen. Leider aber ist in dieser Richtung bislang fast gar nichts gearbeitet worden. Das meiste und beste Material, aber immer noch sehr ungenügend, ist durch die Reisenden der Novara zusammengebracht und von Dr. Weisbach zusammengestellt worden.

Redner war deshalb bemüht, besonders in dieser Richtung weiter zu arbeiten, und ist in der Lage, heute das Resultat von circa 400 Einzelmessungen vorzulegen. Er kommt auf Grund dieser Messungen zu folgenden Ergebnissen:

I. Die Völker im Innern Sumatras, die Battas, die Allas und die Malayen von Menangkabau bilden eine eng zusammengehörige Volksgruppe, welche in ihren Mittelzahlen fast stets in directem Gegensatz zu den vorderindischen Völkern steht, aber ebensowenig auch

eine Gemeinschaft mit den Chinesen zeigt. Wir müssen und dürfen deshalb dieselbe als reinen, ursprünglichen Typus ansprechen, der sich etwa folgendermassen charakterisirt: Kleine, gedrungene, kräftige Gestalt von unter 1600 mm Mittelgrösse, lange Arme, sehr kurze Beine, sehr langer und breiter, mesocephaler Schädel von sehr grossem Umfang mit hoher Stirn, ein prognathes Gesicht, das 10% breiter als lang ist, mit grossem Mund und ungemein kurzer, flacher und breiter Nase mit grossen runden, meist nach vorwärts stehenden Nasenöffnungen und breiter Nasenwurzel.

II. Die Malayen der Ostküste von Sumatra und die von den Küsten Malaccas documentiren eine weit grössere Verwandtschaft zu den Indiern als zu ihren Stammvätern aus Menangkabau, sind also offenbar durch und durch mit indischem Blut gemischt.

III. Die javanischen Völker stehen dem Urtypus der Sumatraner viel näher als die eben erwähnten Malayen, zeigen sich also weniger mit indischem, dagegen stärker mit chinesischem Blut gemischt, und zwar die Javanen mehr wie die Sundanesen.

Der Vortragende macht zum Schlusse die Bemerkung, dass er ein grösseres Werk vorbereitet, in dem die Messungen, auf welche diese Schlussfolgerungen basiren, zur Publication gelangen sollen.

4. Herr Dr. **Franz Boas** in New-York übersendet einige Bemerkungen über

Das Fadenspiel.

In der Besprechung von Dr. O. Finsch's „Ethnologischen Erfahrungen und Belegstücken aus der Südsee" (pag. 214 dieser Mittheilungen) führt Richard Andree einige Angaben über die Verbreitung des Fadenspieles an und erwähnt, dass das Vorkommen bei den Eskimos ganz isolirt und das Spiel vielleicht durch Europäer eingeführt sei.

Diese Ansicht dürfte nicht zutreffend sein, da das Spiel allen östlichen Eskimostämmen bekannt ist. Die Figuren sind ausserordentlich mannigfaltig, doch, wie es scheint, hat jede derselben nur einen beschränkten Verbreitungskreis. So waren den Eskimos im Cumberland-Sunde die von Klutschak (als Eskimo unter den Eskimos, pag. 136) gegebenen Figuren unverständlich. Beim Herstellen der Figuren ist nur eine Person thätig. Das Spiel wird ajarorpok genannt; nach Petitot (Vocabulaire Français-Esquimau, pag. 40) ist es am Mackenzie bekannt und aller Wahrscheinlichkeit nach wird es an der ganzen Küste des arktischen Amerika gespielt.

Diese Ansicht wird besonders durch den Umstand unterstützt, dass Fadenspiele auch an der ganzen Nordwestküste Amerikas bekannt sind und auf gleiche Weise wie bei den Eskimos nur von einer Person zur Zeit gespielt werden. Die Tlingit, Tsimschian, Kwakiutl spielen es, und der südlichste Punkt, an welchem dasselbe mir begegnet, ist Comox auf Vancouver's Island. Die Art und Weise, in welcher das Spiel dort getrieben wird, ist recht interessant. Während die Figur gemacht wird, singt der Spieler einen zugehörigen Sang, welcher beschreibt, was die Figur darstellt. Manche dieser Figuren sind beweglich. So haben die Eskimos eine Figur, welche zwei weidende Rennthiere in der Bewegung darstellt, die Tsimschian haben den tanzenden Schamanen, die Comox (Çatloltq) das Mink, das am Meeresufer entlang läuft. Das Spiel ist auch den selischen Stämmen am oberen Fraser River und am Thompson River bekannt.

5. Herr Professor Dr. **L. Karl Moser** in Triest berichtet über einen

Grabfund bei Comen (Küstenland).

Es handelt sich um ein Skeletgrab, das mit zwei grossen Steinplatten zugedeckt und mit rohen Steinblöcken umstellt war. Unter dem Kopf der Leiche fand sich ein 13 cm langer Eisennagel.

6. Herr **J. Krahuletz** in Eggenburg berichtet in einem ausführlichen Schreiben über verschiedene

Urgeschichtliche Funde und Fundplätze in Niederösterreich

welches wir im Folgenden auszugsweise mittheilen.

1. Gräber bei Stoizendorf nächst Eggenburg.

Bei der Neupflanzung eines Weingartens am Fusse des Stoizenberges wurden ca. 0·5 m tief 5—6 Skelette gefunden, welche nebst Thongefässen und den bekannten konischen Webstuhlgewichten, angeblich ohne Steinumfriedungen, doch auf Unterlagen von gebranntem Lehm, beigesetzt waren. Die Knochen wurden auf dem Ortsfriedhofe wieder beerdigt, die Beigaben gingen verloren; nur ein Steinbeilfragment konnte Herr Krahuletz retten. Er vermuthet jedoch an dieser Stelle ein grösseres Gräberfeld, da auf den umliegenden Grundstücken zahlreiche Wohngruben mit Thierknochen, Thonscherben, Asche und Kohle vorkommen.

2. Aschengruben in der Nähe von Eggenburg.

Diese kommen sehr zahlreich vor und enthalten meist Reste von den Mahlzeiten und vom Hausrathe der prähistorischen Bewohner. Mehrere derselben bei Pulkau und Zogelsdorf erweitern sich konisch nach abwärts von 1 m bis zu 1·80 m und sind 3 m tief, an den Wänden gut geglättet und gebrannt. Sonst ist die Tiefe meist 1—2 m, wo nicht schon früher der Granit ansteht. Den Grund bildet eine gebrannte Lehmschicht; es sind also wohl Herdgruben. In einer jener ersterwähnten Gruben soll einmal ein Skelet gefunden worden sein. Zerstreute Steinwerkzeuge finden sich namentlich auf einer ausgedehnten sumpfigen Wiesenfläche, im Volksmunde der „See" genannt, wo nach Herrn Krahuletz' Vermuthung vielleicht ein Pfahlbau bestanden haben könnte. Sonst sind in den meisten, bisher nur durch Einzelfunde bekannt gewordenen Ortschaften der Umgebung von Eggenburg nunmehr Wohnplätze mit Feuerstellen etc. nachgewiesen. Die Nachlese von diesen Plätzen bewahrt Herr Krahuletz in seiner

Sammlung. Durch reicheren Inhalt sind namentlich zwei der schon erwähnten trichterförmigen Gruben von Zogelsdorf bemerkenswerth (1 wuchtiges Serpentinbeil, Geweihstücke, Thonlöffel, durchbohrte Thonscheibe etc.). Diese Gruben liegen zerstreut, circa 20—50 Schritte von einander entfernt und erscheinen unserem Correspondenten hinsichtlich ihrer einstigen Bestimmung ziemlich räthselhaft.

3. Fundstelle „Bründl" bei Pulkau.

Herr Krahuletz betrachtet die bekannte „Opferstätte" von Pulkau nur als Dependenz einer grösseren 1 Km weiter im NW. (Gemeinde Rafing) gelegenen Ansiedlung, wo er eine Anzahl geschlagener und geschliffener Steinwerkzeuge nebst zahlreichen anderen Ueberresten auflas. Vom Pulkabach im N. führte zu dem Hügelplateau des alten Wohnplatzes eine Steinallee empor, von welcher nur mehr ein 3 m langer Rest erhalten ist.

4. Fundstelle Gross-Reipersdorf

(in der streng nach Localitäten geordneten Sammlung des Berichterstatters mit Nr. 24 bezeichnet) ist reich an Feuersteinwerkzeugen und anderen Spuren eines Wohnplatzes, den Herr Krahuletz noch näher zu untersuchen verspricht.

5. Pfarrerwald bei Mörtersdorf.

Hier fand sich, in den Wurzeln eines Baumes steckend, ein fein zugeschlagenes Feuersteinmesser von 19 cm Länge und 5 cm Breite mit gekrümmtem Rücken und leicht abgerundeter Spitze.

6. Fundstelle Missingdorf.

Auf einer Anhöhe bei dieser schon durch frühere Funde bekannten Ortschaft hat Herr Krahuletz mehrere Jahre hiedurch neolithische Artefacte verschiedener Art gesammelt. Darunter befindet sich eine schöne Dolchklinge aus Feuerstein, 14 cm lang, in der Mitte 5 cm, am unteren Ende 2 cm breit. Eine systematische Untersuchung dieser Fundstelle ist wegen des jungen Waldbestandes derzeit leider unthunlich.

7. Herr **Dr. Moriz Hoernes** übergibt

Einige Notizen und Nachträge zu älteren Erwerbungen und Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft.

In den Jahren 1887 und 1888 habe ich den ganzen, während eines Decenniums acquirirten Besitz der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums einer genauen Durchsicht unterzogen. Die Abtrennung dieser Collection von den übrigen Sammlungen der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung und die Vorbereitung zur Aufstellung derselben machten eine durchgehende Neu-Numerirung, verbunden mit einer Revision und vielfachen Richtigstellung der älteren Jahrgänge des Inventars, zur Nothwendigkeit. Bei dieser Gelegenheit konnte mir nicht entgehen, dass der frühere mangelhafte Stand unserer Kenntniss urgeschichtlicher Typen einer genaueren Bezeichnung der Objecte oft hindernd entgegentrat. Ich sehe mich daher veranlasst, in einer Reihe kurzer Notizen und Zusätze, die ich hiermit eröffne, auf einige, in den älteren Bänden dieser Mittheilungen besprochene oder von der Anthropologischen Gesellschaft seinerzeit für ihr Museum erworbene Funde zurückzukommen.

I. La Tène-Funde.

1.

Gross-Arl (Gerichtsbezirk St. Johann) in Salzburg. Das ältere Inventar der prähistorischen Sammlung verzeichnet von diesem Fundorte unter B. 2778: „Verschiedene Eisenfragmente, 12 Stück". Dieselben bilden Nr. 1616 im Ausstellungs-Kataloge der Anthropologischen Gesellschaft, aus deren Besitz sie in den des Hofmuseums gelangt sind. Diese Fragmente sind:

a) Zwei defecte La Tène-Fibeln mit sehr grossen Spiralwindungen;

b) eine kleine La Tène-Fibel von dem Typus der bronzenen Stücke, welche F. Heger im 5. Berichte der prähistorischen Commission aus dem Grabfunde vom Dürenberge bei Hallein 1881, Taf. VII, Fig. 5 und 7, mittheilt;

c) zwei Griffstücke von einschneidigen, nach aufwärts gekrümmten Messern genau derselben eigenthümlichen Form, wie sie von dem eben gedachten ebenfalls salzburgischen Fundplatze in 2 Stücken bekannt und Taf. VII, Fig. 8, des citirten Berichtes abgebildet ist;

d) unterer Theil einer grossen pincettenförmigen Scheere. Merkwürdiger Weise kommt eine solche (Schaf-) Scheere wieder unter den wenigen 1881 hereingebrachten Grabfunden vom Dürenberge vor. S. l. c., S. 8.

Damit wäre nun neuerdings ein specifischer La Tène-Fund aus dem Ostalpengebiete constatirt. Die überraschende Formenverwandtschaft der Objecte mit den Gräberfunden von Hallein lässt vermuthen, dass wir hier das Inventar eines ähnlichen Skeletgrabes, wie sie auf dem Dürenberge nachgewiesen sind, vor uns haben.

2.

Libochowan (Gerichtsbezirk Leitmeritz) Böhmen. Die in diesen Mittheilungen Bd. XIII, S. 181 ff. erschienene Beschreibung des „Urnenfeldes von Libochowan" von Franz Heger verzeichnet als Inhalt des dritten Grabes (S. 193) eine Napfurne mit den Knochen eines Kindes von einigen Jahren „nebst einigen kleinen Bronzefragmenten" und mehreren Beigefässen. Diese Bronzefragmente bestehen in: zwei kleinen Bronzedrahtringelchen, einem nadelkopfartigen Endstück, einem bügelförmigen Bruchstück und einer ganz kleinen, nur 2·5 cm langen La Tène-Fibel aus Bronzedraht. Das Stück ist von der allergrössten Wichtigkeit für die Zeitbestimmung des gedachten ausgedehnten Gräberfeldes.

3.

Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass sich auch die Zeitstellung der Grabhügelgruppe in Klein-Pisečná bei Protivin, von welcher Woldřich im XIV. Bande dieser Mittheilungen, S. 212, berichtet, genauer bestimmen lässt, als es durch den hochverdienten Autor der „Beiträge zur Urgeschichte Böhmens" geschehen ist. Derselbe rechnet sie nämlich nur im Allgemeinen jener Metallzeit Böhmens zu, in welcher das Eisen bereits auftritt. Das l. c. Taf. VI, Fig. 35 abgebildete Fibelbruchstück aus einem dieser Gräber gehört jedoch offenbar einer La Tène-Fibel an. Die Analogie mit Libochowan springt in die Augen. An beiden Orten haben wir Brandgräber (hier in Tumulis, dort in flacher Erde) mit vorwiegend keramischer Ausstattung: die Ruhestätten einer sehr metallarmen Bevölkerung aus relativ später Zeit (Kelten oder Germanen). Das Merkwürdigste ist aber, dass sowohl aus Libochowan (hier namentlich unter den älteren, von O. Lenz im Auftrage des Freiherrn von Andrian-Werburg für das Museum der Anthropologischen Gesellschaft erworbenen Funden, worüber eine Notiz im Jahrg. 1878 dieser Mittheilungen, S. 82), als auch aus der Gegend von Protivin, wo nur $^1/_4$ Stunde westlich von der erstgedachten Gruppe, bei Gross-Pisečná, eine zweite Grabhügelgruppe aus viel älterer Zeit erhalten ist, Grabfunde aus der reinen Bronzeperiode vorliegen, was bei den sonst gleichen Umständen der Bestattung immerhin darauf bezogen werden dürfte, dass in den beiden für uns so weit getrennten prähistorischen Perioden dieselbe Bevölkerung an den gedachten Orten ansässig gewesen sei.

4.

Gradec in der Wochein, Oberkrain. Einer der ältesten La Tène-Funde im Gebiete der Ostalpen ist derjenige, welchen A. v. Morlot in seinem Aufsatze „Ueber die Spuren eines befestigten römischen Eisenwerkes in der Wochein in Oberkrain" (Jahrb. der k. k. geologischen Reichsanstalt, 1850, I., S. 199) beschreibt und welcher als römischer Fund in diesen Mittheilungen, Bd. I, S. 36 und 176, erwähnt ist. Aus der Sammlung der Anthropologischen Gesellschaft gelangten die Artefacte dieses Fundes in den Besitz des Hofmuseums, wo sie nunmehr lehren, dass wir es hier mit den Resten einer keltischen Eisenschmelze zu thun haben. Die charakteristischen Fundstücke sind: Eine Spät-La-Tène-Fibel, zweigliederig, mit zwei Bügelknöpfen und durchbrochenem Nadelhalter; eine defecte Mittel-La-Tène-Fibel aus feinem Bronzedraht; Fragmente eines Bronzekettchens, zwei Glasperlen, eine Ringpaste, drei eiserne Messerklingen, ein Haken, ein Ring, ein spitziger Stab mit Dülle, Nägel, Zwecken u. dgl., sämmtlich aus Eisen. Ausserdem besass die Anthropologische Gesellschaft nach den Angaben des Kataloges ihrer urgeschichtlichen Ausstellung im Jahre 1873, S. 43, von diesem Fundorte noch: Ofenzustellungsmasse aus der Schlackenhalde, Lehmbeschlag des Herdraumes, Ofenbruch aus der Schlackenhalde, Schlacken, ein Beil mit Schaftloch, Gefässscherben und „Gefässfragmente mit eingelegten Perlen". Diese letzteren Gegenstände sind jedoch leider nicht in die prähistorische Hofsammlung übergegangen.

II. Funde aus der Bronzezeit.

1.

Unter dem Titel „Ueber eine seltene Urnenform (aus den Sammlungen der anthropologisch-ethnographischen Abtheilung des k. k. naturhistorischen Hofmuseums)" berichtet F. Heger im VIII. Bande dieser Mittheilungen S. 366 über ein Thongefäss aus der Umgebung von Saaz, dessen Körper die Form einer gedrückten, weitausladenden Urne mit engem Boden zeigt, während an Stelle des Halses in unschöner, unorganischer Weise ein napf- oder becherförmiger Obertheil erscheint, der einem auf den Rand der Urne gesetzten zweiten Gefässe gleicht, so dass man wohl von einer „Doppelurne" sprechen kann. Einige Analogien aus Norddeutschland sind l. c. nach Voss aufgezählt. — Die prähistorische Sammlung des k. k. Hofmuseums besitzt noch mehrere Exemplare von diesem Typus, und weitere Beispiele werden in böhmischen Museen zu suchen sein. So soll die gräflich Waldstein'sche Collection zu Stiahlau deren eine Anzahl besitzen. Aus demselben Fundgebiete wie das erstgedachte Stück, nämlich aus Weberschan bei Saaz (u. zw. angeblich aus einem Urnenfelde) stammen die Nummern 8407 und 8408 der Wiener Hofsammlung, 13 und 7 cm hoch, wovon namentlich letzteres seiner Kleinheit wegen bemerkenswerth ist. (Ueber „alte Steinkistengräber" bei dem genannten Orte, vielleicht die Fundstelle dieser Vasen, s. Mitth. Bd. X, S. 229.) Ferner ein Stück aus der kürzlich vom Hofmuseum acquirirten Collection Vacha, 19·5 cm hoch, mit zwei kleinen Henkeln in der Einschnürung zwischen den beiden Gefässtheilen. Dieses Stück stammt nach der Angabe des genannten Sammlers ebenfalls aus „Aschenfeldern" bei Weberschan. Leider ist über die sonstige Ausstattung dieser „Gräber" Genaueres nicht bekannt. Dagegen gelang es mir jüngst bei dem Versuche, einige nicht restaurirte Gefässe aus älteren Erwerbungen des Hofmuseums zusammenzusetzen, diese Form auch aus den Hügelgräbern bei Tschemin unweit Tuschkau in Böhmen, über welche Herr F. Heger im IV. Bericht der prähistorischen Commission der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften 1880 (S. 41 des Sep.-Abdr.) Näheres mittheilt, nachzuweisen. Mindestens 2 solcher Gefässe befanden sich in einem der Tumuli; sie waren von ansehnlicher Grösse (der Obertheil allein 17·5 cm hoch) und hatten kleine Henkel zwischen den beiden Schwellungen. Bei dieser Gelegenheit sei erwähnt, dass die Hügelgräber von Tschemin, von deren nichtkeramischem Inhalt der Berichterstatter nur kurz „Spuren von Bronze" anführt, wenigstens theilweise sicher der reinen Bronzezeit angehören, da sich unter den gedachten Spuren der Ueberrest eines doppelten Rasirmessers mit Ring am unteren Ende (10 cm l., typische Form) erkennen lässt.

2.

Zu dem Funde von Bronzeringgeld aus Ungarisch-Hradisch, welchen J. Szombathy in diesen Mittheilungen Bd. XV, S. [63] f. beschrieben und auf seine Gewichtsverhältnisse hin bestimmt hat, ist nachzutragen, dass die Ringe erster und zweiter Grösse, wie die an den Innenseiten theilweise erhaltenen, d. h. unabgefeilten Ansatzstellen zeigen, mit kleineren Ringen zusammen aus einer Form gegossen wurden. Diese Bemerkung dient zur Erklärung einer sonst räthselhaften Art von Doppelringen, wovon sich zwei Exemplare in den der reinen Bronzezeit angehörigen Flachgräbern von Paudorf (Gerichtsbezirk Mautern) in Niederösterreich gefunden haben. Diese concentrischen Ringe hängen nicht, wie es sonst bei ring- oder radförmigen Zierraten vorkommt, durch mehrere symmetrisch angeordnete Speichen, sondern nur durch einen einzigen, sehr kurzen, radialen Steg miteinander zusammen. Man ersieht daraus, dass dieses Ringgeld auch hierzulande angefertigt wurde, dass es in unseren Gegenden bereits der Bronzezeit angehört und dass man es manchmal (wie später allgemein den Obolus) den Todten in's Grab zu legen pflegte. Es ist nicht undenkbar, dass man auf die Herstellung radförmiger Zierstücke aus Bronze, die ja nicht selten sind (s. z. B. Bd. I, Taf. 1, Fig. 5 dieser Mittheilungen ein Stück aus dem Urnenfelde von Rossitz), durch diese Procedur beim Giessen des Ringgeldes verfallen ist.

3.

Von dem bekannten Fundorte Rubin bei Saaz in Böhmen besitzt das Hofmuseum ein kleines pferdeähnliches Bronzefigürchen, das in diesen Mittheilungen Bd. X, S. 272 abgebildet und von E. Kittl besprochen ist. Die Ansätze auf dem Rücken des Figürchens werden von dem Genannten vermuthungsweise auf einen Sattel bezogen, woran jedoch in so früher Zeit kaum zu denken ist. Es sind vielmehr die Reste eines kleinen Ringes, an welchem das Thierbildchen als Anhängsel getragen wurde. — Anbei möchte ich zugleich, über die Bronzezeit hinausgreifend, einen kleinen Irrthum berichtigen, der bei der Beschreibung des bekannten Bleiwagens von Rosegg in Kärnten (Mitth. Bd. XIV, S. 141) unterlaufen ist. F. Kanitz spricht daselbst von vier „räthselhaften, gleichartigen Stücken" (l. c. Taf. III, Fig. 11, 12), von welchen es fraglich ist, ob sie zur Wagenconstruction gehörten oder Thierfiguren sein sollten. Es steht ausser Zweifel, dass dies Bruchstücke menschlicher Figuren sind; denn am unteren Ende des unförmlich langgezogenen Rumpfes erkennt man deutlich die nach archaischer Weise stark ausgebildeten Nates, vorne den Phallus, wie dies auch die später gefundenen Figürchen von besserem Erhaltungszustande erkennen lassen. Mit dem Bleiwagen haben also diese Fragmente nichts zu thun, wenn die Figuren nicht etwa, wie es bei dem berühmten Stretweger Bronzewagen der Fall ist, auf demselben stehend angebracht waren.

8. Geschenke für die Bibliothek:

Wilmowsky J. N.: Römische Mosaiken aus Trier und dessen Umgegend. Nach dessen Tode herausgegeben von der Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier. Trier, 9 Tafeln. Gr.-Folio. (ded. Gesellschaft für nützliche Forschungen in Trier.)

Veckenstedt, Dr. Ed.: Geschichte der griechischen Farbenlehre. Das Farbenunterscheidungsvermögen. Die Farbenbezeichnungen der griechischen Epiker von Homer bis Quintus Smyrnäus. Paderborn 1888. 203 p. 8°. (ded. Aut.)

Pigorini L.: Scavi archeologici nel territorio di Sibari. Roma 31 p. 1 Taf. 4°. (ded. Aut.)

Hörmann Kosta: Narodne pjesne Muhamedovaca u Bosni i Hercegovini. Bd. I. Sarajevo 1888. 624 p. 8°. (ded. Präsidium des gemeinsamen Ministeriums in Angelegenheit Bosniens und der Hercegovina.)

Naue, Dr. J.: Eisernes Dolchmesser aus dem Gardasee. Sep. a. d. Jahrbuche d. Ver. von Alterthumsfr. im Rheinlande. Bd. LXXXV. 5 p. u. 1 Taf. gr. 8°. (ded. Aut.)

Campi Luigi: Stazione preistorica al „Dos del Gianicol" presso Tucimo. Estratto dall Archivio Trentino. Trento 1888. 13 p. 8°. (ded. Aut.)

Kulka Richard: Aus Schlesiens Vorzeit. Sep.-Abd. 8 p. 8°. (ded. Aut)

Danielli, Dr. J.: Il corridore martinelli osservazioni antropologiche. Estr. dall Archivio per l'Anthropologia e la Etnologia. Vol. XVIII, Fasc. 1, 1888. 18 p. 8°. (ded. Aut.)

Danielli, Dr. J.: Tenica antropologia. Estr. dall processo verbale della Società Toscana di Science naturali. Adunanza del di 18. marzo 1888. 3 p. 8°. (ded. Aut.)

Koganei, Dr.: Ueber vier Koreaner Schädel. Sep. Abdr. aus den Mittheilungen der med. Facultät der kais. Japanischen Universität in Tokio. 208—229 p. 8 Taf. gr. 8°. (ded. Aut.)

Pilsen: Třeti zpráva městského Musea v Plzni za dobu od 1 ledna 1882 do 31 prosinie 1886, v Plzni 1888. 45 p. 8°. (ded. Museum der Stadt Pilsen.)

Bourke John G.: Compilation of notes and memoranda bearing upon the use of human ordure and human urine in rites of a religious or semi-religious character among various nations. Washington 1888. 56 p. 8°. (ded. Aut.)

Frazer J. G.: Totemism. Sep. a. the American Anthropologist for April, 1888. 4 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet Alb. S.: Ethnologic notes. Sep. a. the American Antiquarian, November 1887. 2 p. 8°. (ded. Aut.)

Gatschet Alb. S.: Réplique à Mr. Dr. G. Brinton au sujet de son article „Linguistique Américaine". 15 p. 8°. (ded. Aut.)

Montelius, Dr. O.: Das Alter der Runenschrift im Norden, übersetzt von J. Mestorf. Sep.-Abdr. a. Archiv f. Anthropologie Bd. XVIII. 151—169 p. 4°. (ded. Mestorf.)

Phillips Henry Tr.: First contribution of the study of folk-lore of Philadelphia and its vicinity. Read before the American Philosophical Society. March 16. 1888. 119—170 p. (ded. Aut.)

Tomaschek, Dr. Wilh.: Kritik der ältesten Nachrichten über den Skytischen Norden. I. Ueber das arimaspische Gedicht des Aristeas. Sep.-Abdr. a. d. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissenschaften in Wien. Bd. CXVI. Wien 1888. 66 p. (ded. Aut.)

Tomaschek, Dr. Wilh.: I. Kritik der ältesten Nachrichten über den Skytischen Norden. II. Die Nachrichten Herodot's über den Skytischen Karawanenweg nach Innerasien. Sep. a. d. Sitzungsber. d. k. Akad. d. Wissensch. in Wien. Bd. CXVII. Wien 1888. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

MITTHEILUNGEN
der
Anthropologischen Gesellschaft in Wien.
(Band XVIII. Der neuen Folge VIII. Band.)

Nr. 8. **Sitzungsberichte.** **December 1888.**

INHALT: **Ausschuss-Sitzung am 11. December 1888.** 1. Veränderungen im Stande der Mitglieder: S. [89]. — 2. Erhöhung der Auflage der Mittheilungen; S. [89]. **Monats-Versammlung am 11. December 1888.** 1. Protectorat über den Congress 1889; S [89]. — 2. Wahl eines Cassarevisors; S. [89]. — 3. Moser, Castellieri in Istrien; S. [89]. — 4. Toldt und Weisbach, Untersuchung der Gebeine des Marschalls Hess; S. [89]. — 5. Toldt und Weisbach, Untersuchung der Gebeine des Mineralogen Mohs; S [91]. — 6. Woldřich, Funde bei Nussdorf, Gräber bei Protivin und Lobositz; S. [92]. — 7. Szombathy, Funde von Nasselfuss in Krain; S. [92]. — 8. Hoernes, Zusätze; S. [94]. — 9. Geschenke für die Bibliothek; S. [95].

Ausschuss-Sitzung am 11. December 1888.

Vorsitzender Dr. Carl Brunner von Wattenwyl.

1. Als wirkliche Mitglieder erscheinen angemeldet:

Dr. Eduard Schiff, Privatdocent an der Universität in Wien.
Dr. Moriz Bruck, k. k. Oberstabsarzt i. P. in Wien.
Dr. Ćiro Truhelka, Custos des bosnisch-herzegovinischen Landesmuseums in Sarajevo.
Karl Baron Schlosser in Wien.
Dr. Alexander Holländer, Docent an der Universität in Wien.

Dieselben werden vom Ausschusse als solche einstimmig aufgenommen.

Durch den Tod hat die Gesellschaft verloren das wirkliche Mitglied Herrn Universitätsprofessor Dr. Johann Dlauhy in Wien, ferner das correspondirende Mitglied kön. ungar. Rath Dr. Josef v. Lenhossék, Professor der Anatomie an der Universität in Budapest.

2. Auf Vorschlag des ersten Secretärs beschliesst der Ausschuss, die Auflage der „Mittheilungen", welche bisher 800 beträgt, für das nächste Jahr auf 900 zu erhöhen. Ferner wird eine Regelung der Preise für die früheren Bände der „Mittheilungen" beschlossen, in der Art, dass die Mitglieder dieselben um die Hälfte des Ladenpreises beziehen können, und zwar die Bände II—X zusammen um 18 fl.; die Bände II—XII per Band um 3 fl., die Bände XIII—XVIII per Band um 4 fl.

Monatsversammlung am 11. December 1888.

Vorsitzender: Dr. Carl Brunner von Wattenwyl.

1. Der Vorsitzende theilt der Versammlung mit, dass Se. kaiserliche Hoheit Kronprinz Erzherzog Rudolf das Protectorat über den im nächsten Jahre in Wien stattfindenden gemeinsamen Congress der Deutschen und der Wiener Anthropologischen Gesellschaft allergnädigst zu übernehmen geruht hat und denselben persönlich zu eröffnen gedenkt. Der Vorsitzende betont die hohe Ehre, welche unserer Gesellschaft durch die Annahme dieses Protectorates widerfahren ist und spricht die Hoffnung aus, dass der Congress den Erwartungen entsprechen werde, welche man allgemein auf denselben setzt, und dass gerade durch die gewordene hohe Unterstützung das Gelingen desselben gesichert erscheint.

2. An Stelle des aus dem Verbande der Gesellschaft ausgeschiedenen wirklichen Mitgliedes und Cassarevisors Dr. Alois Morawitz wird Herr Oberstabsarzt Dr. Bruck zum Cassarevisor vorgeschlagen und von der Versammlung auch gewählt.

3. Herr Professor Dr. **L. Carl Moser** in Triest berichtet über

Funde auf zwei Castellieri in Istrien.

Herr Dr. A. Amoroso hat auf den beiden Castellieri, die das Thal des Quieto gegen Süd beherrschen, nächst der bedeutenden Ortschaft Villanova, im Gerichtssprengel von Buje, in den daselbst befindlichen Gräbern zahlreiche Thongefässe, Bronzen, bearbeitete Thierknochen etc. vorgefunden, die sich nicht wesentlich von den auf dem Gräberfelde in Pizzuglu gemachten unterscheiden und von demselben Volke herzurühren scheinen. Die Gegenstände von Bronze bestehen in Spiralfibeln, Ringen und Haarnadeln. Die Thonurnen, aus freier Hand gearbeitet, sind häufig verziert. Von Eisen fand sich keine Spur. Näheres wird darüber in den von der Istrianer Anthropologischen Gesellschaft ausgegebenen „Atti memorie" erscheinen.

4. Professor Dr. C. **Toldt** und Oberstabsarzt Dr. **A. Weisbach** übersenden den

Bericht über die an den Gebeinen des Marschall Hess

gelegentlich der Uebertragung derselben vom Währinger Ortsfriedhofe auf den Centralfriedhof der Stadt Wien am 2. October 1888 vorgenommenen Untersuchung.

Feldmarschall Freiherr von Hess, der geniale Generalquartiermeister Radetzky's, von väterlicher Seite aus dem Deutschen Reiche stammend, war am 17. März 1788 zu Wien geboren, wo er, volle 82 Jahre alt, am 13. April 1870 starb.

In einer kurzen Biographie (General Hess im lebensgeschichtlichen Umrisse, Wien 1855, Wallishausser)

finden wir folgende Personsbeschreibung: Hess war von mittlerer Statur, zart und schmächtig gebaut, hatte lichtblondes, etwas gekraustes Haar, blaue Augen und einen wohlwollenden Gesichtsausdruck; er wird da als anspruchslos, bescheiden, streng rechtlich, human und herzensgut geschildert.

Dem Denkmalcomité sei unser Dank für das höchst bereitwillige Entgegenkommen bezüglich der Vornahme der Messungen hier ausgesprochen.

Der Schädel ist sehr ebenmässig, ziemlich starken Knochenbaues, die Gesichtsknochen durch Altersatrophie sehr dünn, der Oberkiefer bis zum Proc. zygomaticus fehlend; seine Stirn- und Scheitelbeinhöcker sind deutlich, letztere ohne Spur seniler Atrophie; alle Nähte sichtbar, die Lambdanaht reich-, die Pfeil- und Kranznaht armzackig; am hintern Drittel der Pfeilnaht 2 sehr grosse Foramina parietalia.

Die obere Ansicht gibt ein schmales, langes, sehr regelmässiges, fast elliptisches Oval mit schmaler, stark gebogener Stirne, flachen Schläfen und stumpf vorstehendem Hinterhaupte; die Lineae temporales stark markirt.

Hinterhauptsansicht: hoch, schmal fünfeckig, etwas abgerundet, oben und unten gleichbreit; die Hinterhauptsschuppe nicht dreieckig, sondern längs der Lambdanaht bogenförmig begrenzt, ihr Interparietaltheil gross, stark gewölbt.

Untere Ansicht: Hinterhaupt schmal parabolisch, Receptaculum lang, geneigt, Muskelleisten stark ausgeprägt; For. occ. mässig gross, länglich; die Process. condyloidei hoch, sehr convex; äussere Lamelle der Proc. pterygoidei breit.

Seitenansicht: lang, Stirne senkrecht, stark gewölbt, mit deutlichen Arcus superciliares, vor der Kranznaht etwas eingedrückt; Scheitel flach, hinten sehr allmälig abfallend; Hinterhaupt vorstehend, mit sehr starker Tuberos. externa; Zitzenfortsätze kurz, sehr dick.

Vorderansicht: Gesicht klein, sehr schmal, Jochbeine angedrückt; Stirne in querer Richtung stark gewölbt, mit sehr deutlichen Arc. superc., welche oberhalb der Nasenwurzel durch eine senkrechte, schmale, tiefe Furche von einander getrennt sind; Orbitae sehr gross, hoch, ziemlich nach aussen geneigt. Nasenwurzel schmal, die am freien Ende abgebrochenen Nasenbeine einen schmalen, scharfen Rücken bildend.

Der Unterkiefer sehr klein, dünn, niedrig, ohne Zahnfächer (senile Atrophie), seine Aeste wenig geneigt, mit sehr seichtem Ausschnitte zwischen Gelenks- und Kronenfortsatz; sein linker Gelenkshöcker mit Arthritis deformans.

Der Umfang des Schädels (532 mm) ist sehr ansehnlich, gleichwie auch seine Länge (191 mm), wogegen die Höhe (135 mm) und vorzüglich die Breite (138 mm) sehr zurücktreten; der sehr geringe Längenbreitenindex (722) spricht für exquisite Dolicho-, der noch niedrigere Höhenindex (706) für Orthocephalie, und zwar in nächster Nähe der Chamaecephalie.

Die Entfernung der Nasenwurzel von der Tuberos. occ. ext. beträgt 184 mm, im Bogen gemessen 324 mm, woraus eine flache sagittale Wölbung (1·760) sich ergibt, während die quere Wölbung (2·528) bei der schmalen Schädelbasis (123 mm) eine sehr starke ist.

Das lange, sehr schmale, hohe Vorderhaupt hat eine sehr starke sagittale (1·153), jedoch nur eine flache horizontale Krümmung (1·401).

Das sehr lange und schmale Mittelhaupt, nur wenig länger als das Vorderhaupt, besitzt mässig breite Scheitelbeine mit sehr starker Wölbung längs der Pfeilnaht (1·157), welche jener des Vorderhauptes fast genau gleicht, aber flacher in querer Richtung (1·123); oberhalb der Zitzenfortsätze ist es breit und die Ansatzfläche für den Schläfemuskel (97 mm) von sehr bedeutender Länge.

Das sowohl der Höhe (117 mm), als auch der Länge (96 mm) und Breite (114 mm) nach sehr ausgebildete Hinterhaupt ist in sagittaler (1·250), ganz besonders aber in querer Richtung (1·359) sehr stark gewölbt, sein Receptaculum (56 mm) sehr lang, fast wie der Interparietaltheil (60 mm) und der Abstand der Warzenspitzen (109 mm) beträchtlich.

An der langen Schädelbasis (101 mm) finden wir ein mässig grosses, ziemlich breites For. occ. magnum (Index 842).

Da leider die Höhe des ganzen und des Mittelgesichtes nicht gemessen werden konnte, lässt sich nur die geringe Breite zwischen den Jochbrücken (129 mm) und zwischen den Oberkieferjochbeinnähten (85 mm) feststellen, während die obere Gesichtsbreite (104 mm) keineswegs gering genannt werden kann; entsprechend den früheren Maassen zeigen sich auch die Choanen sehr schmal (25 mm).

Die so ansehnliche Grösse der Orbitae (42 mm und 37 mm beiderseits, mit dem hypsikonchen Index von 880) dürfte wohl dem hohen Alter zugeschrieben werden müssen.

Bei dem hochgradig atrophischen Zustande des Unterkiefers könnte blos der so geringe gegenseitige Abstand seiner Winkel, die untere Gesichtsbreite (94 mm) als gestaltgebend für das Gesicht in Betracht gezogen werden, welches nach Allem ein im Ganzen schmales, nach unten zu stark verschmälertes gewesen sein muss, wie auch vorhandene Porträts beweisen.

Der Schädel ist also gross, dolicho-orthocephal, hypsikonch, kryptozyg, höchst wahrscheinlich leptoprosop.

Derlei ausgesprochen dolichocephale Schädel sind unter den Deutschösterreichern grosse Seltenheiten; denn unter 120 Schädeln aus fast allen österreichisch-ungarischen Ländern (darunter 59 aus Nieder-, 10 aus Oberösterreich, 16 aus Steiermark, 12 aus Böhmen etc.) finden sich nur 4 mit ähnlichen Breitenindices (711, 729, 738, 739), sämmtlich aus Niederösterreich.

Auffällig ist die nahe Uebereinstimmung mit dem Hallstätter Schädel im k. k. Hofmuseum (Länge 194 mm, Breite 139 mm, Höhe 136 mm, Indices 716 und 701, Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, Sitzungsbericht Nr. 3 ex 1888), ferner mit den von Weisbach beschriebenen Gräberschädeln aus Böhmen (von Steinwasser, Melnik und Saaz) und endlich mit

dem Reihengräbertypus Eckert's (Länge 191 mm, Breite 136 mm, Index 713).

	Millimeter
Horizontalumfang (14) [1]	532
Grösste Länge (2)	191
Grösste Breite (4)	138
Höhe (6)	135
Gerade Länge (1)	191
Intertuberallänge (3)	187
Ohrhöhe (8)	108
Längenbreiten-Index	722
Längenhöhen-Index	706
Nasenwurzel bis Tuber. occ. ext. Sehne	184
Nasenwurzel bis Tuber. occ. ext. Bogen	324
Schädelbasisbreite (4a)	123
Querumfang (16)	311
Vorderhauptslänge	117
Sagittal. Stirnbogen	135
Vorderhauptsbreite	107
Horizont. Stirnbogen	150
Kleinste Stirnbreite (5)	96
Vorderhauptshöhe (7)	133
Mittelhauptslänge	121
Sagittal. Scheitelbogen	140
Ohrbreite	134
Scheitelbeinbreite Sehne	105
Scheitelbeinbreite Bogen	118
Keilschläfenlänge	97
Hinterhauptslänge	96
Sagittal. Hinterhauptsbogen	120
Länge Interparietalbein	60
Länge Receptaculum	56
Hinterhauptsbreite	114
Querer Hinterhauptsbogen	155
Hinterhauptshöhe	117
Warzenabstand (13a)	109
Warzenabstand (13b)	128
Länge der Schädelbasis (10)	101
For. occ. m. Länge (12)	38
For. occ. m. Breite (13)	32
Obere Gesichtsbreite	104
Jochbreite (18)	129
Oberkieferbreite (17)	85
Orbita Breite (23)	42
Orbita Höhe (25)	37
Nasenwurzelbreite (18a?)	22
Choanenbreite	25
Länge der pars basilaris (11)	29
Untere Gesichtsbreite	94
Unterkieferlänge	208
Ast Höhe	51
Ast Breite	31

Prof. C. Toldt. **Dr. A. Weisbach.**

5. Professor **Dr. C. Toldt** und Oberstabsarzt **Dr. A. Weisbach** übersenden den

Bericht über die an den Gebeinen Friedrich Mohs'

gelegentlich der Uebertragung derselben vom Matzleinsdorfer evangelischen Friedhofe auf den Centralfriedhof der Stadt Wien am 28. November 1888 vorgenommene Untersuchung.

Unser berühmter Mineraloge war am 29. Jänner 1773 zu Gernrode, einem kleinen Städtchen in Anhalt-Bernburg, geboren und am 29. September 1839 zu Agordo bei Belluno im Venetianischen gestorben, hatte also ein Alter von 66½ Jahren erreicht.

[1]) Nummer der Maasse der Frankfurter Verständigung.

Der sehr gut erhaltene, an der Basis etwas feuchte Schädel ist leicht und sind alle seine Nähte undeutlich, ausgenommen die Sutura squamosa und die Seitentheile der reichzackigen Lambdoidea; im vordersten Theile der Schläfengegend, knapp hinter der Linea temporalis oss. frontis ist er sehr stark vorgewölbt, dünn.

Obere Ansicht. Sehr breit oval, Stirne breit, Schläfen stark gewölbt, Hinterhaupt breit, wenig stumpf vorragend; alle 4 Tubera (front. pariet.) deutlich.

Hintere Ansicht. Sehr breit und niedrig, gleichsam quer oval, unten breiter als oben, Pfeilnahtgegend firstähnlich vortretend, Schläfenseiten sehr stark gewölbt; Hinterhauptschuppe dreieckig, flach, mit sehr grossem Interparietaltheile und sehr deutlicher, tief unten gelegener Protuberantia externa.

Untere Ansicht. Hinterhaupt sehr breit, flachbogig, Receptaculum kurz, For. occip. klein, rundlich; Proc. condyloidei klein, niedrig, flach; Process. pteryg. mit breiter Aussenplatte; Gaumen flach, breit, Zähne meist fehlend, Alveoli sehr kurz.

Seitenansicht. Kurz und niedrig; Stirne etwas geneigt, flach, mit deutlichen Augenbrauenbogen; Scheitel hinten rasch abfallend zum wenig vortretenden Hinterhaupte; Warzenfortsätze klein, kurz; Gesicht orthognath.

Vorderansicht. Gesicht breit, sehr niedrig (die Kiefer alters-atrophisch), die linke Seite der Stirne ein wenig flacher als die rechte; Jochbeine vorstehend; Orbitae gross, viereckig; Nasenwurzel schmal, ebenso die zu einem scharfen Rücken sich vereinigenden Nasenbeine und die Nasenöffnung.

Unterkiefer sehr klein, ohne Zähne und Zahnfächer (Altersatrophie), sein rechter Theil zerbrochen; Aeste niedrig, mit sehr seichter, fast geradliniger Incisur zwischen Gelenks- und Kronenfortsatz.

Der Schädel ist mittelgross (528 mm Umfang), viel weniger der Länge (181 mm grösste) und Höhe (134 mm), als der Breite (154 mm) nach ausgebildet, weshalb er auch mit seinem grossen Breitenindex (851) in die Hyperbrachycephalie hineinreicht; der Höhenindex (740) aber fällt noch innerhalb der Grenzen der Orthocephalie. Seine Basis zeichnet sich gleichfalls durch bedeutende Breite (132 mm) aus, weshalb auch die Wölbung des Schädels in querer Richtung (2·363) als eine sehr flache, jene in sagittaler (1·895) dagegen als eine sehr starke erscheint.

Das Vorderhaupt ist kurz, mässig hoch und breit, in sagittaler (1·064) und colonaler Richtung (1·265) sehr flach gewölbt.

Das Mittelhaupt ist nicht unansehnlich länger (114 mm) als das Vorderhaupt (108 mm), durchaus sehr breit und sind die sehr breiten Seitenwandbeine in sagittaler Richtung (1·105) trotz der Hyperbrachycephalie sehr wenig, noch flacher aber in querer (1·036) gewölbt. Die Keilschläfenfläche besitzt nur eine geringe Länge (86 mm).

Das Hinterhaupt fällt durch seine sehr grosse Länge (103 mm) bei geringer Breite (106 mm) und Höhe (107 mm) auf, so dass diese drei Maasse sich nur wenig von einander unterscheiden, trotz der starken Breiten-

entwicklung des Hinterhauptes; dem entsprechend ist der Interparietaltheil (74 mm) von sehr bedeutender, das Receptaculum (49 mm) von gewöhnlicher Länge. Was seine Wölbungen anbelangt, sind sowohl die sagittale (1·252), als auch die quere (1·396) von beträchtlicher Stärke. Die Spitzen der Process. mast. stehen ansehnlich weit von einander ab (109 mm).

Die Länge der Schädelbasis (97 mm) ist gering, das For. occ. magn. (Länge 38 mm, Breite 31 mm, Index 815) von mittlerer Grösse und Rundung.

Die wegen seniler Atrophie nur annähernd bestimmbare Gesichtslänge (105 mm) zeigt sich sehr gering, gleichwie auch jene des Mittelgesichtes (57 mm); dafür sind sowohl die obere Gesichts- (105 mm) als auch die Jochbreite (134 mm) nicht unansehnlich, wodurch der Gesichtsindex (Jochbreite: Gesichtshöhe = 783) ein sehr geringer, das Gesicht bedeutend chamaeprosop wird.

Die sehr geringe Oberkieferlänge (85 mm), welche der Breite derselben (94 mm) sehr beträchtlich nachsteht) — in den meisten Fällen verhält es sich umgekehrt — stimmt für vollkommene Orthognathie, wie es auch dem Augenscheine entspricht, besonders wenn man das so niedrige Mittelgesicht mit in Betracht zieht.

Der im Ganzen kleine Gaumen (43 mm lang, 41 mm endbreit, Index 953) ist hochgradig brachystaphylin, die Orbita mesokonch (825), die rechte etwas breiter (41 mm) und niedriger (32 mm), als die linke (40 und 33 mm), die Nasenöffnung mesorrhin (489), die Choanen klein, schmal und niedrig (851 Index). Der Unterkiefer besitzt niedrige (48 mm), aber breite (32 mm) Aeste.

Nach unserer Untersuchung ist Mohs' Schädel also hyperbrachy-orthocephal, orthognath, chamaeprosop, mesokonch, mesorrhin und brachystaphylin.

	Millimeter
Horizontalumfang (14) [1]	528
Grösste Länge (2)	181
Gerade Länge (1)	181
Intertuberallänge (3)	176
Grösste Breite (4)	154
Höhe (6)	134
Ohrhöhe (8)	111
Breiten-Index	851
Höhen-Index	740
Nasenwurzel bis Tuber. occ. ext. Sehne	172
Nasenwurzel bis Tuber. occ. ext. Bogen	325
Schädelbasisbreite (4 a)	132
Querumfang (16)	314
Vorderhauptslänge	108
Sagittal. Stirnbogen	115
Vorderhauptsbreite	113
Horiz. Stirnbogen	143
Kleinste Stirnbreite (5)	94
Vorderhauptshöhe (7)	131
Mittelhauptslänge	114
Sagittal. Scheitelbogen	126
Ohrbreite	142
Schädelbeinbreite Sehne	109
Schädelbeinbreite Bogen	113
Keilschläfenlänge	86
Hinterhauptslänge	103
Sagittal. Hinterhauptsbogen	129
Länge Interparietalbein	74
Länge Receptaculum	49
Hinterhauptsbreite	106
Querer Hinterhauptsbogen	148
Hinterhauptshöhe	107
Warzenabstand (13 a)	109
Warzenabstand (13 b)	135
Länge der Schädelbasis (10)	97
Länge der Pars basil. (11)	28
For. occ. m. Länge (12)	38
For. occ. m. Breite (13)	31
Gesichtshöhe (19)	105?
Mittelgesichtshöhe (20)	57
Obere Gesichtsbreite	105
Jochbreite (18)	134
Oberkiefer Länge (30)	85
Oberkiefer Breite (17)	94
Gaumen Länge (27)	43
Gaumen Endbreite (29)	41
Gaumen Mittelbreite (28)	41
Orbita Breite (23)	40
Orbita Höhe (25)	33
Nasenwurzelbreite (18 a?)	22
Nasen Höhe (21)	47
Nasen Breite (22)	23
Choanen Breite	27
Choanen Höhe	23
Unterkieferast Höhe	48
Unterkieferast Breite	32

Prof. C. Toldt. **Dr. A. Weisbach.**

[1]) Die eingeschlossenen Nummern bezeichnen die gleichen Maasse der Frankfurter Verständigung.

6. Professor **Dr. J. N. Woldřich** hält einen Vortrag über

Bronzefunde von Nussdorf bei Wien, Hügelgräber bei Protivin und Reihengräber bei Lobositz.

Ueber die beiden letzteren Localitäten liegt eine ausführliche Publication des Herrn Professors vor, welche als vierte Folge der Beiträge zur Urgeschichte Böhmens im I. Hefte des nächstjährigen Bandes der „Mittheilungen" erscheinen wird. Der interessante Fund von Nussdorf wird im nächsten Sitzungsberichte eingehender beschrieben und abgebildet werden.

7. Custos **Josef Szombathy** zeigt

La Tène-Funde von Nassenfuss in Krain.

Diese Funde rühren von derselben Gräberstätte her, von welcher Herr Deschmann bereits auf der Wanderversammlung in Klagenfurt [1]) Mittheilungen gemacht hat, und auch von demselben Ausgräber namens Pečnik, welcher in den letzten Jahren zumeist die Ausgrabungen für das Laibacher Landes-Museum besorgt. Nach Deschmann's und Pečnik's Berichten scheint die westlich von Nassenfuss gelegene Fundlocalität, ähnlich jener von Watsch und von St. Michael, mehrere grössere und kleinere Nekropolen zu umfassen, welche die Hügellandschaften zwischen den drei Dörfern Ostroschnik, Slepschek und Heiligenkreuz einnehmen und hauptsächlich der Hallstatt-Periode angehören. In der unmittelbaren Nachbarschaft dieser Nekropolen findet sich auch auf erhöhter Stelle eine der La Tène-Periode angehörige, in welcher nur Brandgräber ohne Urnen vorkommen. Diese Gräber werden in der Regel

[1]) Mitth. d. A. G., Wien, Bd. XV, Sitzber. p. [71].

von etwa $^1/_4$ m breiten, $^1/_3$ m tiefen Gruben gebildet, in welche der Leichenbrand und die Beigaben eingefüllt sind, ähnlich wie dies bei den jüngeren Gräbern in St. Michael auch der Fall ist.

In diesen jüngeren Gräbern von St. Michael [1]) begegnen wir nun einer Uebergangsstufe, in welcher Typen der letzten Hallstatt-Stufe mit La Tène-Typen gemengt vorkommen. Den ersteren gehören vor Allem die häufigen, zum Theil sehr grossen bronzenen Certosa-Fibeln, die schmalen Lanzenspitzen mit starker Mittelrippe und kurzer Dülle und die einschneidigen langen Schwertmesser an. Mit diesen Formen finden wir vergesellschaftet La Tène-Schwerter (drei in vielleicht 150 Gräbern), eigenthümliche, schlanke Streitbeile, Lanzenspitzen mit sehr breitem Blatt, Wurfspeerspitzen mit sehr langer, stabförmiger Dülle und La Tène-Fibeln. Schildbuckel kommen meines Wissens da noch nicht vor.

Otto Tischler in Königsberg hat in der La Tène-Periode drei Altersstufen nachgewiesen und uns wiederholt über die wichtigsten Typen derselben, speciell über die Schwert- und Fibeltypen [2]), belehrt. Darnach würden die Schwerter von St. Michael, deren massgeblichster Theil, die Scheide, leider nur theilweise erhalten ist, am wahrscheinlichsten der Früh-La-Tène-Form zuzuzählen sein, während die neben den Certosa-Fibeln vorkommenden La Tène-Fibeln durchwegs den Typus „mit verbundenem Schlussstück", so wie wir ihn von der classischen Fundstelle bei Marin kennen, zeigen, also der Mittel-La-Tène-Periode zuzuzählen sind.

Das Inventar der La Tène-Gräber von Nassenfuss ist frei von Formen, welche noch an die Hallstatt-Periode erinnern könnten. Ich erlaube mir, aus dieser Localität folgende der prähistorischen Sammlung des k. k. naturhistorischen Hof-Museums gehörige Stücke vorzulegen:

5 zusammengebogene Eisenschwerter mit ansehnlichen Theilen der Scheide und die Scheidenreste eines sechsten Schwertes;

2 charakteristische Schildbuckel;

2 eiserne Wehrgehängketten, welche vielleicht auch den Leibriemen ersetzten, mit langen, aus Draht gewundenen Gliedern;

1 grosses und 1 kleines Beil mit einseitigen, zu einer Dülle zusammengebogenen Lappen;

1 Haumesser und 1 kleineres ähnliches Messer;

5 eiserne und 3 bronzene Fibeln;

2 kleine, dicke Eisenringe und

1 Glasarmband aus durchsichtigem, blauem Glase mit kräftigen Warzenansätzen.

Zwei Thongefässe und einige andere, im Leichenfeuer beschädigte Stücke, welche ich zurückliess, können diesem Inventar nichts Wesentliches hinzufügen.

Vergleichen wir unsere Funde mit den Tischler'schen Typen, so finden wir, dass von den Fibeln sieben der Mittel-La-Tène-Form und eine mit langer, armbrustförmiger Spirale der Spät-La-Tène-Form „mit geschlossenem Fuss" angehört. Von den Schwertern sind einige der Früh-, andere der Mittel-La-Tène-Form zuzurechnen.

Die im Laibacher Museum aufbewahrten Funde stimmen im Allgemeinen mit den unsrigen überein, doch ist unter den dortigen Fibeln keine mit „geschlossenem Fuss", während eines der Schwerter mit stumpfem Scheidenende eine Uebergangsform zwischen Mittel- und Spät-La-Tène bildet. Ferner enthält diese Sammlung noch schlanke Streitäxte und breite Lanzenspitzen, welche wir nicht von Nassenfuss, aber wohl in gleicher Form von St. Michael besitzen, es ist aber zu bemerken, dass diese eigenthümlichen Streitäxte in Nassenfuss an Zahl gegen die Schwerter bedeutend zurücktreten. In St. Michael fanden wir das Verhältniss umgekehrt.

Demnach gehören also die La Tène-Gräber von Nassenfuss zum grösseren Theile der mittleren Stufe dieser Periode an, reichen aber mit einigen Stücken in die frühere und in die spätere Periode hinein. Jedenfalls sind sie etwas jünger als jene von St. Michael. Aus den Grabungsberichten und aus den in Laibach auch von den übrigen älteren Fundstellen bei Nassenfuss aufgestellten Funden ist nicht zu ersehen, dass sich daselbst auch Gräber einer Uebergangszeit mit gemischten Typen finden, obwohl da z. B. neben den älteren Fibelformen auch in grosser Zahl die Certosa-Fibel, theils von dem St. Michaeler Typus, theils mit langer Armbrustspirale auftritt. Vielleicht hat die von Westen einherschreitende gallische Transgression unseren östlicher gelegenen Fundort um so Vieles später erreicht, als jenen von St. Michael. Die allgemeinen Unterscheidungsmerkmale für den jüngeren dieser beiden Fundorte sind nicht unwesentlich: Vollständiges Aufhören der Hallstatt-Typen, Seltenerwerden der Beile, Vermehrung der Schwerter, Auftreten von Schildern mit den charakteristischen Buckeln und von verschiedenen jüngeren Formen bei Waffen und Schmucksachen.

Dabei fällt es auf, dass sich sowohl in St. Michael als in Nassenfuss und den kleineren La Tène-Fundorten Krains, wie Weisskirchen, Wallitschendorf, St. Marein, Podzemelj, Altenmarkt und Planina, sowie auch in Idria di Bača im Küstenlande etc. keine Fibel vom Früh-La-Tène-Typus (mit freiem, nur zurückgebogenem Schlussstück) findet, sondern dass sich in St. Michael zwischen die mit der Certosa-Fibel vergesellschafteten Funde sogleich die Mittel-La-Tène-Fibel eindrängt. Wenn sich dieses Verhältniss an weiteren gut beobachteten Funden wiederholen würde, müsste ihm eine nicht geringe Bedeutung für die Bestimmung der Zeit, zu welcher in Krain die ältere Cultur von der gallischen abgelöst wurde, zugemessen werden, und es wäre dann zunächst der Gegensatz zwischen diesem Auftreten und der Verbreitung der Alt-La-Tène-Gruppe von der Champagne durch das südliche Deutschland und durch Böhmen bis Ungarn in's Auge zu fassen.

[1]) Dr. Moriz Hoernes, Die Gräberfelder an der Wallburg von St. Michael bei Adelsberg in Krain. Mitth. d. A. G., Wien, Bd. XVIII, 4. Heft.

[2]) Unter Anderem: Tischler, Ueber Gliederung der La Tène-Periode und über die Decorirung der Eisenwaffen in dieser Zeit. Correspondenzbl. d. Deutschen A. G., XVI. Jahrg., 1885, p. 157.

Einzelne Früh-La-Tène-Formen, besonders Fibeln, finden sich wohl schon in vielen unserer Nekropolen der Hallstatt-Periode, aber sie bleiben stets vereinzelt und zeigen nur, dass in den Ostalpen die Herrschaft der Hallstatt-Cultur länger dauerte, als in Frankreich und Süddeutschland, so dass sich z. B. die Certosa-Fibel im Westen längst zur Früh-La-Tène-Fibel entwickelt und letztere sich über den Rhein nach Osten hin verbreitet hatte, während in Krain noch die Certosa-Fibel in unveränderter Form in Gebrauch stand. Das Volk haftete mit zu grosser Zähigkeit an seinem alten Formenschatze. So kommt es wohl, dass in jüngeren Gräbern der Hallstatt-Periode in den Ostalpen hin und wieder einige Schmuckstücke von Früh-La-Tène-Typus oder selbst eine Prunkwaffe (das bekannte Prachtschwert von Hallstatt), welche durch friedliche Beziehungen aus den vorgeschritteneren Gebieten im Norden und Westen der Alpen importirt wurden, erscheinen, ohne dass sich eine wirkliche Früh-La-Tène-Cultur etablirt hätte und dass die gallische Cultur erst in einer etwas späteren Zeit mit den Kelten selbst zur Herrschaft gelange, zur selben Zeit, in welcher sie auch über Norddeutschland transgredirte.

8. Herr **Dr. Moriz Hoernes** gibt

Fernere Zusätze zu älteren Mittheilungen der Anthropologischen Gesellschaft. [1])

La Tène-Funde.

5.

Band IX, S. 244 ff. dieser „Mittheilungen" berichtet F. Heger über „Fundplätze aus vorhistorischer Zeit in der chemischen Fabrik zu Aussig". Es handelt sich um neolithische Wohngruben und ein ca. 100 Schritt von denselben entferntes Skeletgrab, welches Beigaben aus Bronze und Eisen führte, die zum Theil a. a. O. Taf. IV, Fig. 6—8, abgebildet sind. Diese Beigaben sind nun nicht nur charakteristische La Tène-Sachen überhaupt, sondern zeigen geradezu jene Formen, welche uns in ausgezeichneter Menge aus einem Depôtfunde beim nahegelegenen Orte Dux bekannt sind. (S. F. Heger, „Grosser Fund prähistorischer Bronzen bei Dux in Böhmen". Mitth. Bd. XII, S. 80 ff.) Der einzige Unterschied besteht darin, dass die Fibeln in Aussig etwas kleiner und aus Eisen, in Dux grösser und aus Bronze sind, ferner darin, dass das charakteristische Armband aus Bronzedraht in Aussig aus einer Reihe liegender achterförmiger Schlingen besteht, während es in Dux einfach wellenförmig zusammengebogen ist. Das massive Bronze-Armband mit verdickten Enden kehrt an beiden Orten gleichförmig wieder. Dieses Skeletgrab und jener Depôtfund stehen also in naher Beziehung zu einander. Die Fibeln aus dem ersteren sind leider stark zerstört; doch erkennt man, dass sie der Duxer Form l. c. Taf., Fig. 2, am nächsten stehen, d. h. der zurückgebogene Fuss endet in ein rundes Scheibchen. Immerhin sind die Stücke besser erhalten, als man aus der Abbildung Bd. IX, Taf. IV, Fig. 8 erkennt. Die anthropologische Sammlung des k. k. Hofmuseums besitzt aus dem gedachten Grabe Reste des Skelets und den nahezu vollständig restaurirten Schädel, worüber mir Herr Custos J. Szombathy die folgenden Zeilen freundlich zur Verfügung stellte:

„Die Knochen des Skelets sind kräftig entwickelt, aber sämmtlich so zerbrochen, dass von keinem einzigen Maasse genommen werden können. Von der oberen Partie des linken Femur lassen sich die Bruchstücke so weit zusammenstellen, dass man an dem steilen Winkel, unter welchem das Collum abzweigt, ein Zeichen für den weiblichen Charakter des Skelets gewinnen kann. Der Schädel konnte zwar aus vielen Theilen zusammengestellt werden, aber die Basis fehlt gänzlich, und beim Zusammenfügen des Gesichtsskelets war ich so vielfach auf mein Gutdünken angewiesen, dass ich nur die Hauptmaasse anzugeben wage. Der ganz normal entwickelte, sehr geräumige Schädel deutet in der Ausbildung des Gebisses und der Nähte auf ein Alter von 30—40 Jahren. Sein Typus ist dolichoid, mit schmaler Stirne und ziemlich prominentem Hinterhaupte. Dem Index nach ist er mesocephal (L. = 183, Br. = 144, L. : B. = 78·7). Das Gesicht erscheint mässig prognath und leptoprosop (schmal), mit anliegenden Jochbeinen und schmaler Nase. Im Grossen und Ganzen haben wir es also mit einer weiblichen Form des Reihengräbertypus, wenn auch nicht mit einer extremen Ausbildung derselben, zu thun."

6.

Ueber Gräberfunde bei Dux in Böhmen hat F. v. Hochstetter im VIII. Bande dieser Zeitschrift (S. 118 ff. u. Taf.) eine Mittheilung gemacht, wobei er sich auf die Wiedergabe des von dem Finder, einem Bergingenieur, eingesendeten Berichtes beschränkte. Diese Dinge sind seither in ein besseres Licht getreten, wenngleich es auch heute noch nicht möglich ist, die Zeitstellung des Duxer Gräberfundes ganz genau zu bestimmen. Nur so viel steht fest: der Inhalt dieser Gräber zeigt bei einer im Ganzen äusserst schlichten Beschaffenheit doch eine sehr eigenthümliche und lehrreiche Zusammensetzung. Die Eisenwaffen — zwei Lanzenspitzen und ein Schwert — würde man, insbesondere wegen der Form einer der ersteren (l. c. Fig. 9), bei welcher der Schafttheil dreimal so lang ist als das Blatt, ohneweiters in die La Tène-Periode setzen. Ferner zeigt das flaschen- oder vielmehr birnförmige Gefäss ibid. Fig. 5, obwohl ohne Anwendung der Drehscheibe geformt und sehr roh verziert, grosse Verwandtschaft mit gewissen, allerdings feiner geformten und verzierten Drehscheibengefässen, welche an dem classischen La Tène-Fundorte Böhmens, dem Hradišt bei Stradonic (s. diese Mitth., Bd. X, S. 234), aber auch an anderen Fundplätzen Oesterreichs mit La Tène-Sachen vermischt vorkommen. Auf dem Hradišt bei Stradonic sind diese Krüge von besonderer Schönheit: der Hals glänzend, der Körper mattschwarz und mit scharf und dicht eingegrabenen Verticalfurchen

[1]) S. Sitzungsber. Nr. 7, Seite [86].

geziert; oder sie erscheinen in hellen Farben (roth, gelb) bemalt und mit weissen Horizontalstreifen geschmückt. Es ist eine Form, die der griechischen Amphora und gewissen römischen Gefässformen nahesteht (doch ohne den Doppelhenkel derselben). Das Duxer Gefäss ist der roheste Repräsentant dieses jedenfalls aus südlichen Einflüssen hervorgegangenen keramischen Typus.

Die übrigen Thongefässe aus den Duxer Gräbern sind theils ungedreht, theils gedreht. Zu den ersteren gehören: eine blassrothe tiefe Schale mit Ornamenten, ibid. Fig. 7, die wir trotz ihrer ungefügen Mache nach Analogien, welche ebenfalls der Hradišt bei Stradonic darbietet, immer noch der La Tène-Zeit Böhmens zurechnen dürfen; ferner ein Becher mit zwei vertical durchbohrten kleinen Henkelansätzen (ibid. Fig. 8), welcher das Fortleben einer in den älteren Urnenfeldern Böhmens in plumper und grosser Ausführung ungemein häufigen Gefässform beweist; schliesslich zwei tiefe schüsselförmige Töpfe mit schwach eingezogenem Rande, ohne jeden Ansatz oder Verzierung (einer davon l. c. Fig. 1). Diese sonst so wenig charakteristischen Töpfe sind deshalb bemerkenswerth, weil ganz gleiche Exemplare jüngst (in Fällen, welche noch der Bekanntmachung harren) auf Gräberfeldern an der südlichen Grenze Mährens gefunden worden sind, die nach den Beigaben (Fibeln) in sehr späte Zeit fallen, welcher man sonst den Gebrauch ungedrehter Thongefässe nicht mehr zuschreiben würde. Sowohl die blassrothe, verzierte Schale, als auch die beiden Töpfe mit eingezogenem Rande würde man unter anderen Umständen spätestens in die Hallstatt-Periode setzen. Mit Analogien aus der letzteren sind diese Stücke leicht zu belegen. Als Parallele für die Schale citire ich Nr. 7869 der prähistorischen Hofsammlung (aus Rovišče); die beiden Töpfe zeigen grosse Verwandtschaft mit den Schalen und Schüsseln mit eingebogenen Rändern, welche in hallstättischen Gräberfeldern der Ostalpen zu den häufigsten Erscheinungen gehören. An gedrehten Gefässen enthielt der Duxer Fund: einen henkellosen kleinen Napf aus feinem, grauem Material (l. c. Fig. 2), der am Obertheil zwischen dem Randwulst und der stärksten Bauchung mit einem Ornament sehr flach eingegrabener, sich kreuzender Linien geschmückt ist. (Dieses Ornament ist in der bezeichneten Abbildung nicht dargestellt.) Sowohl das Material als die Form dieses Stückes ist für die La Tène-Periode charakteristisch. Ganz ähnlich gebildete Näpfchen fanden sich in den mit ausgezeichneten keltischen Eisenwaffen ausgestatteten Flachgräbern von Nassenfuss in Unterkrain, deren Inhalt das Laibacher Museum bewahrt. Auf der Gurina sind kleine Gefässe aus gleichem Material ziemlich häufig und manchmal mit venetischen Inschriften versehen. Dass die venetischen Inschriften von der Gurina — trotz ihres Vorkommens auf feingetriebenen Bronzeblechplatten, die man sonst der Hallstätter Periode zuschreiben würde — der La Tène-Periode angehören, hat schon Pauli durch den Nachweis, dass dieselben nicht älter sein können, als ca. 260 v. Chr. höchst wahrscheinlich gemacht. Die Sache ist durch das von mir constatirte Vorkommen solcher Inschriften auf den wulstförmigen Rändern gedrehter Graphitgefässe (s. diese „Mitth." Bd. XVI, S. [60] f.) zur vollen Evidenz gebracht; denn diese charakteristischen, henkellosen, schwachgebauchten Graphittöpfe mit den scharfen und dichten verticalen Kratzlinien am Mittelkörper (s. z. B. Meyer, Gurina, Taf. XIII, Fig. 40; Taf. XIV, Fig. 18—20, 23) sind, so weit meine Kenntniss der La Tène-Funde Oesterreichs reicht, das sicherste Kennzeichen dieser Periode unter den keramischen Ueberresten. Von jüngeren Funden, die noch nicht publicirt sind, abgesehen, will ich nur erwähnen, dass solche Scherben auch in den Gräbern am Dürenberge bei Hallein vorkommen und dass sie auf dem Hradišt von Stradonic eine hervorragende Rolle spielen.

Endlich erscheint unter den Duxer Gefässen ein dem letztgedachten Napfe ähnlich geformtes, etwas höheres Gefäss aus dunklerem, sandigem Thon mit horizontalen Umlauffurchen (l. c. Fig. 3). Dieses Stück würde man als Einzelfund einer viel späteren Periode zuschreiben. Die Ausführung zeigt, den anderen Stücken gegenüber, schon eine durchaus moderne Mache, wie ich sie an Gefässen ungewissen Alters und diverser böhmischer Fundorte unter dem zweifelhaften Material der prähistorischen Hofsammlung mehrfach beobachten konnte.

Das Ensemble der Gräberfunde von Dux ist somit, die Richtigkeit des von Hochstetter veröffentlichten Fundberichtes vorausgesetzt, trotz seiner Unscheinbarkeit äusserst interessant und lehnt sich am engsten an die Fundmasse vom Hradišt bei Stradonic, dürfte also frühestens der La Tène-Periode zuzuweisen sein. Ich möchte bei diesem Anlass die Vermuthung aussprechen, dass sich die Keramik der La Tène-Periode charakterisirt: 1. durch das Zusammenvorkommen gedrehter und ungedrehter Thongefässe, 2. durch das Nebeneinander von Formen, welche das Fortleben älterer Typen und solcher, welche eine neue, in der Hallstatt-Periode noch nicht beobachtete Einwirkung einer vorgeschrittenen südlichen Cultur (der römischen) bezeugen. 3. Diese jüngeren Formen erscheinen theils in Exemplaren von vollendeter Ausführung und Verzierung, theils in plumpen Nachahmungen, bei welchen selbst die Töpferscheibe ihren Dienst noch nicht versehen hat.

9. Geschenke für die Bibliothek:

Ascencion: La République du Paraguay. Resumé statistique. Ascencion. 16 p. 4°. (ded. Direction de la Statistique.)

Gatschet Alb. S.: Linguistic and ethnographic notes. 3 p. 8°. (ded. Aut.)

G. A. S.: „Spelling" From the American Anthropologist. Washington D. C. October 1888. 2 p. 8°. (ded. Aut.)

G. A. S.: Bibliographical notes: A. Pinart on the Panama Indians. B. Captain John G. Bourke. 1 p. 8°. (ded. Aut.)

G. A. S.: Archaeology and Anthropology. From the American naturalist. June 1888. 554—562 p. 8°. (ded. Aut.)

Ossowski Gabfryd: Wielki Kurhan Ryżanowski według badań dokonanych w latach 1884 i 1887. — Grand kourhan de Ryżanówka d'après les recherches faites en 1884 et

1887. Édition de la Commission Anthropologique de l'Académie des Sciences de Cracovie, six Planches et 15 Fig. Cracovie 1888. 52 p. gr. 4°. (ded. Aut.)

Mies, Dr. Josef: Ein neuer Schädelträger und Schädelmesser. Sonderabdr. aus: Anatomischer Anzeiger in Jena. III. Jahrg. (1888). Nr. 23—25. Jena 1888. 13 p. 1 Taf. 8°. (ded. Aut.)

Schwartz W.: Zwei Hexengeschichten aus Waltershausen in Thüringen nebst einem mythologischen Excurs über Hexen- und ähnliche Versammlungen. Aus der Steinthal-Lazarus'schen Zeitschrift f. Völkerpsychologie v. J. 1888. 395—419 p. 8°. (ded. Aut.)

Gasperini R., Prof.: Relazione sugli scavi fatti nella spelonca di Grabak sull' isola di Lesina nell' autumo del 1887. Supplemento al n. 10 a. 1888 del Bullettino di Archeologia e Storia Dalmala. (ded. Aut.)

Brinton, Daniel S.: The language of palaeolithic man. Read befor the American Philosophical Society October 5th 1888. 16 p. 8°. (ded. Aut.)

Joest W.: Ueber den Tätowirten von Birma. Aus den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft. Sitzung vom 21. Juli 1888. 319—322 p. (ded. Aut.)

Hale, Horatio: The development of language A paper read before the Canadian Institute. Toronto, April 1888. 45 p. (ded. Aut.)

Krauss F. S. und Th. Dragičević: I. Bosnisch-Hercegovinisches. In den Mittheilungen für Freunde volksthümlich-wissenschaftlicher Kunde. Nr. 5, Bd. 6, 1888/89. 65—68 p. (ded. Redaction der „Mittheilungen".)

Halász Ignácz Dr.: Svéd-Lapp nyelvtan és olvasmányok Ugor Füzetek, 3 Szám. Budapest 1881. 168 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Halász Ignácz Dr.: Svéd-Lapp nyelv. I. Lule-és pite-lappmarki nyelvmutatványok és szótár. Ugor Füzetek, 7 Szám. Budapest 1885. 264 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Halász Ignácz Dr.: Svéd-Lapp nyelv. II. Jemtlandi lapp nyelvmutatványok. Ugor Füzetek, 8 Szám. Budapest 1886. 136 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Munkácsi, Bernát Dr.: Votjak nyelvmutatványok. Ugor Füzetek, 5 Szám. Budapest 1884. 197 p. 8°. (ded. Ungar. Akad d. Wissenschaften.)

Genetz Arvid Dr.: Orosz-Lapp nyelvmutatványok. Ugor Füzetek. 1 Szám. Budapest 1879. 96 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Budenz József és Halász Ignácz: Zürjén nyelvmutatványok. Ugor Füzetek. 2 Szám. Budapest 1883. 87 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Budenz József: Máté evangélioma Moksa-Mordvinnyelven. Ugor Füzetek. 4 Szám. Budapest 1881. 84 p. 8°. (ded. Ungar. Akad. d. Wissenschaften.)

Peisker Jan.: Zádruha na Prachensku. Přispě v okem k srovnavacímu dějezpytu agrarnímu a sedlského práva dědického. Otištěno z „Athenaea". Roč V. V. Hustopeči 1888. 20 p. gr. 8°. (ded. Aut.)

Campi Luigi de: Gräber der ersten Eisenzeit, gefunden bei Romagnano. Sep.-Abdr. a. d. Mittheilungen der k. k. Central-Commission für Kunst- und historische Denkmale. 154—156 p. 4°. (ded. Aut.)

Doedes J.: Collectie van Rariora. Inzonderheid Godsdienst en Theologie. Utrecht. 124 p. 8°. (ded. Aut.)

Regalia E.: Orbita e obliquita dell' ochio mongolico. Estratto dell' Archivio per l'Anthropologia e la Etnologia. Vol. XVIII. Fasc. 2°. 1888. 42 p. (ded. Aut.)

Hovelacque A. B.: Sur la Juxtaposition de caractères di vergents a propos de cranes Birmans. Extr. Revue d'Anthropologie. Nr. 6, 15. November 1888. 681—683 p. (ded. Aut.)

Gondatti N.: Spuren des Heidenthums bei den Fremdvölkern Nord-West-Sibiriens. Moskau 1888. 91 p. 8°. In russischer Sprache. (ded. Aut.)

Gondatti N.: Bericht über eine Reise in Nord-West-Sibirien. Moskau 1888. In russischer Sprache. (ded. Aut.)

Krauss, Dr. F. S. Kroatien und Slavonien. XIV. Band des Sammelwerkes: Die Länder Oesterreich-Ungarns in Wort und Bild. Herausgeg. von Dr. Friedrich Umlauft. (ded. Karl Grakser)

Hoernes, Dr. M. Bosnien und die Hercegovina. XV. Band des vorigen Sammelwerkes. (ded. Karl Grakser)

Hofmann, Dr. W. J. Folk-lore of the Pennsylvania Germans. Aus dem Journal of American Folk-lore. (ded. Aut.)

Hofmann, Dr. W. J. Pictography and Shamanistic rites of the Ojibwa. Repr. from the American Anthropologist. July 1888. (ded. Aut.)

Nehring, Dr. A. Ueber den Charakter der Quartärfauna von Thiede bei Braunschweig. Separatabdruck aus dem Neuen Jahrbuch für Mineralogie etc. 1889. Band I. (ded. Aut.)

Téglás, Gabriel. Neue Knochenhöhlen bei Petros. (ded. Aut.)

Téglás, Gabriel. Prähistorische Gold- und Steingrubenbauwerkzeuge aus Dacien. Mit einer Tafel. Separatabdruck aus der „Oesterr. Zeitschrift für Berg- und Hüttenwesen". XXXVI. Jahrg. 1888.

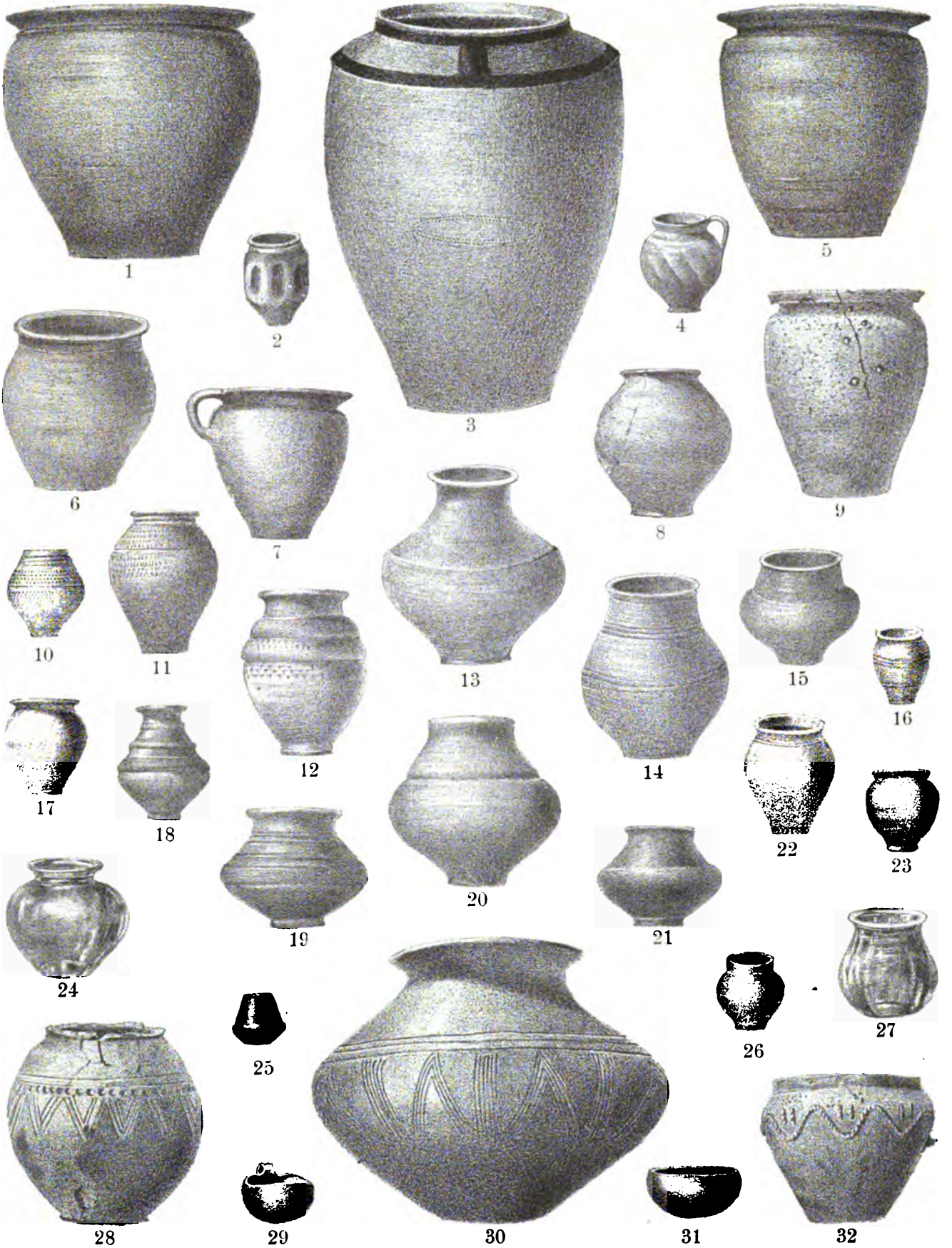
Houdek V. O staroslovanských hradech. Abdruck aus dem Olmützer „Časopisu muzejního spolku". (ded. Aut.)

Houdek V. Hradisko Hostýnské. Ebendaher. (ded. Aut.)

Den Spendern wird hiemit der verbindlichste Dank der Gesellschaft ausgesprochen.

Redactions-Comité: Fr. R. v. Hauer, M. Much, F. Müller, S. Wahrmann, A. Weisbach und J. Woldřich.
Redacteur: Franz Heger.

59



Maassstab: 1/6 nat. Gr.

Radimský und Szombathy: Wies III.

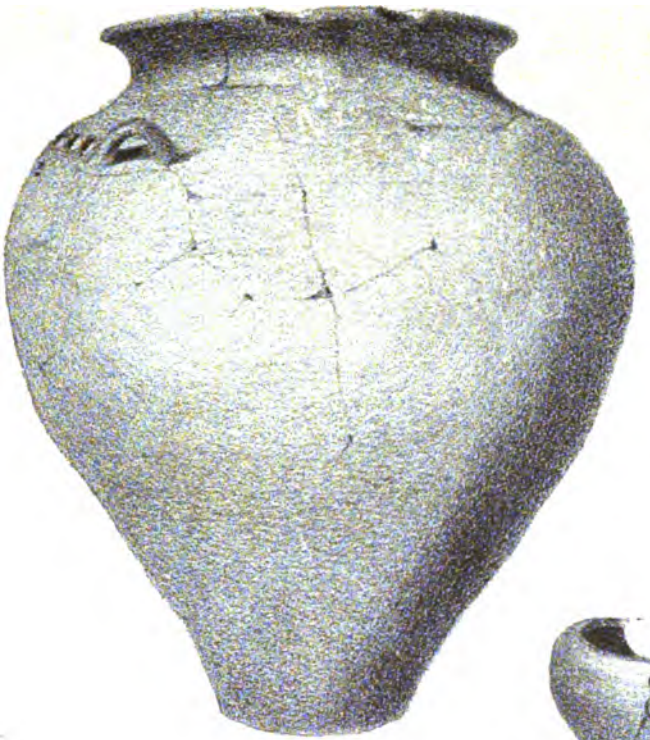


Fig. 2. (1/5)

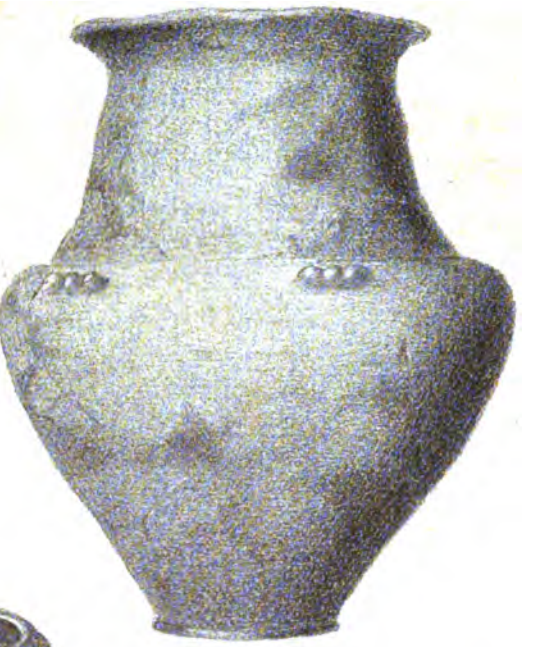


Fig. 1. (1/5)

Fig. 4. (1/5)

Fig. 3. (1/5)

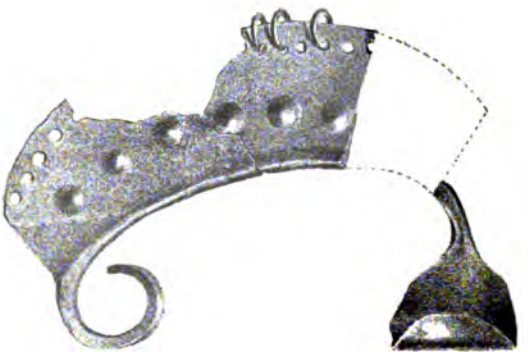


Fig. 6. (2/5)

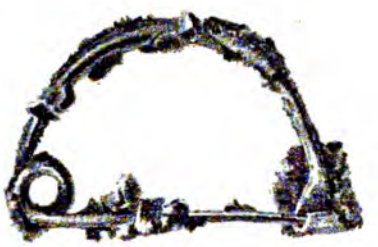


Fig. 11. (2/5)

Fig. 12. (2/5)

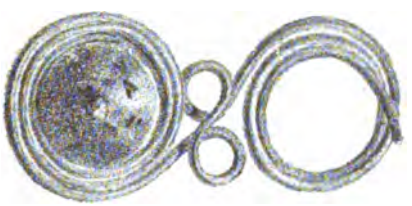


Fig. 5. (2/5)

Fig. 10. (1/1)

Fig. 13. (4/5)

Fig. 14. (1/1)

Fig. 15. (1/1)

Fig. 7. (1/1)

Fig. 9. (2/5)

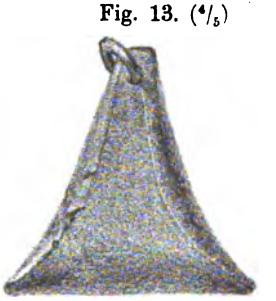


Fig. 8. (1/1)

Hoernes: St. Michael, *Aelteres Gräberfeld.*

Fig. 1. (2/7)

Fig. 2. (2/7)

Fig. 10. (1/2)

Fig. 9. (3/10)

Fig. 3. (2/7)

Fig. 6. (2/7)

Fig. 4. (2/7)

Fig. 5. (2/7)

Fig. 8. (1/3)

Fig. 7. (1/3)

Hoernes: St. Michael, *Jüngere Gräberfelder.*

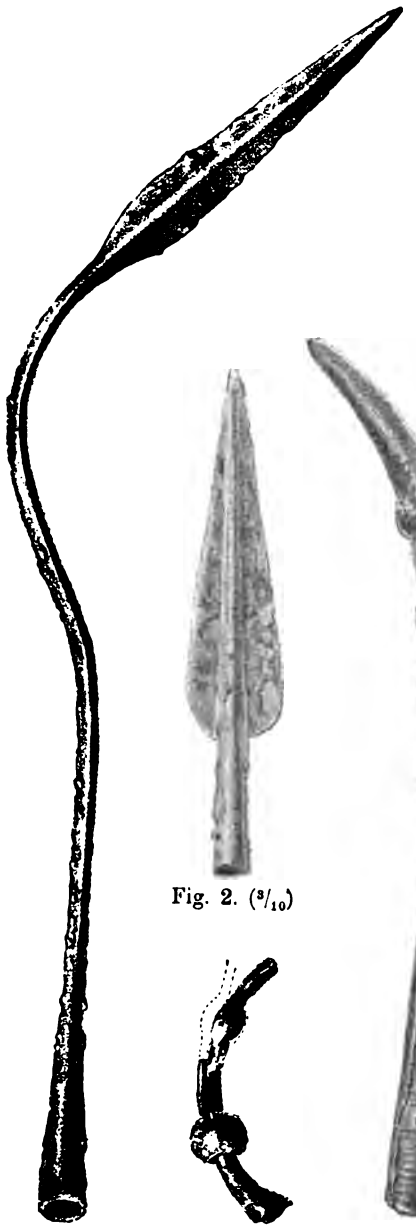


Fig. 9. (3/10)

Fig. 2. (3/10)

Fig. 17. (3/5)

Fig. 5. (3/10)

Fig. 4. (3/10)

Fig. 1. (3/10)

Fig. 20. (1/1)

Fig. 3. (3/10)

Fig. 6. (3/10)

Fig. 7. (3/10)

Fig. 15. (3/5)

Fig. 19. (3/5)

Fig. 8. (3/10)

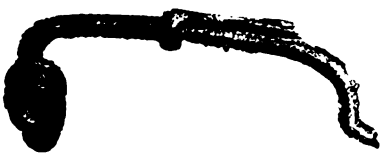


Fig. 18. (3/5)

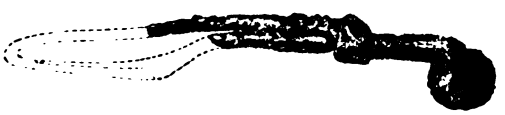


Fig. 16. (3/5)

Fig. 14. (3/10)

Fig. 13. (3/10)

Fig. 12. (3/10)

Fig. 11. (3/10)

Fig. 10. (3/10)

Hoernes: St. Michael, *Jüngere Gräberfelder.*

Fig. 27. (2/3)

Fig. 3. (3/5)

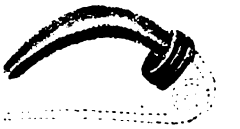


Fig. 4. (3/5)

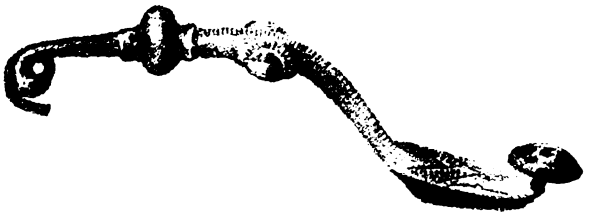


Fig. 2. (3/5)

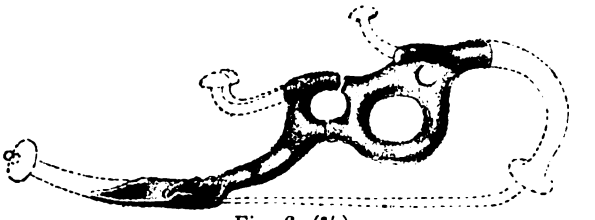


Fig. 6. (3/5)

Fig. 1. (3/5)

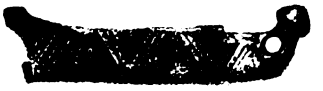


Fig. 5. (3/5)

Fig. 7. (3/5)

Fig. 8. (3/5)

Fig. 18. (1/1)

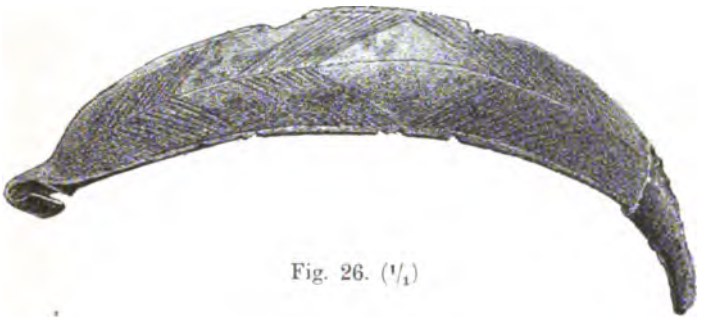


Fig. 26. (1/1)

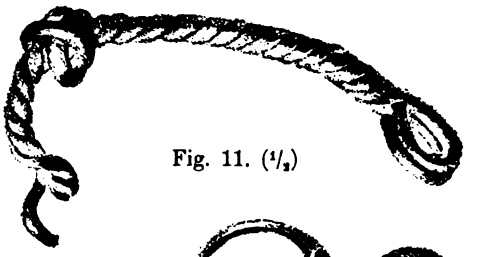


Fig. 11. (1/2)

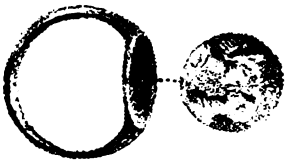


Fig. 19. (1/1)

Fig. 12. (3/5)

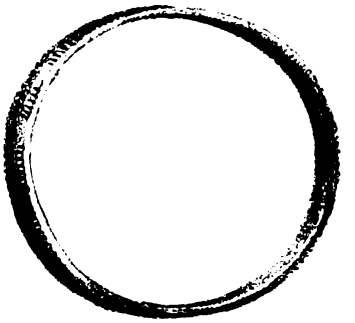


Fig. 13. (3/5)

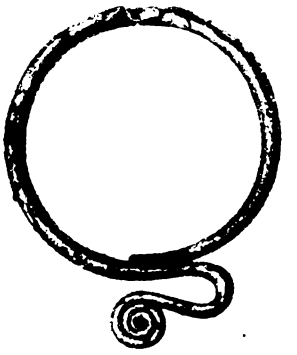


Fig. 9. (3/7)

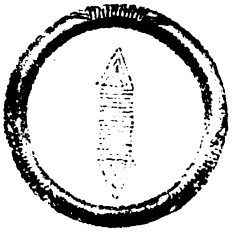


Fig. 14. (3/5)

Fig. 10. (3/5)

Fig. 22. (1/1)

Fig. 15. (2/5)

Fig. 16. (1/1)

Fig. 25. (3/10)

Fig. 17. (1/1)

Fig. 24. (1/1)

Fig. 23. (1/1)

Fig. 21. (1/1)

Fig. 20. (1/1)

Hoernes: St. Michael.

Fig. 1.

Fig. 2.

Fig. 3.

Fig. 4.

$^1/_3$ nat. Grösse.

Der Schädel Franz Schubert's.

Fig. 1. Haus der Silipanen.

Fig. 2. Begräbnisshütte der Silipanen.